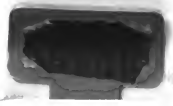
BUCH DER WELT: ILLUSTRIRTES VOLKSBLATT

Digitized by Google



m. 5...

BA 4° Pet. 5.6 m / 1901

Digitized by Google

<36610543670014

<36610543670014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Das Buch der Welt.

1864.

Stuttgart.
Carl Hoffmann.

Max v. Stefanelli.

Bücherei Markt-Bo

K. 3133

Digitized by Google

Digitized by Google

Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre etc.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1864.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

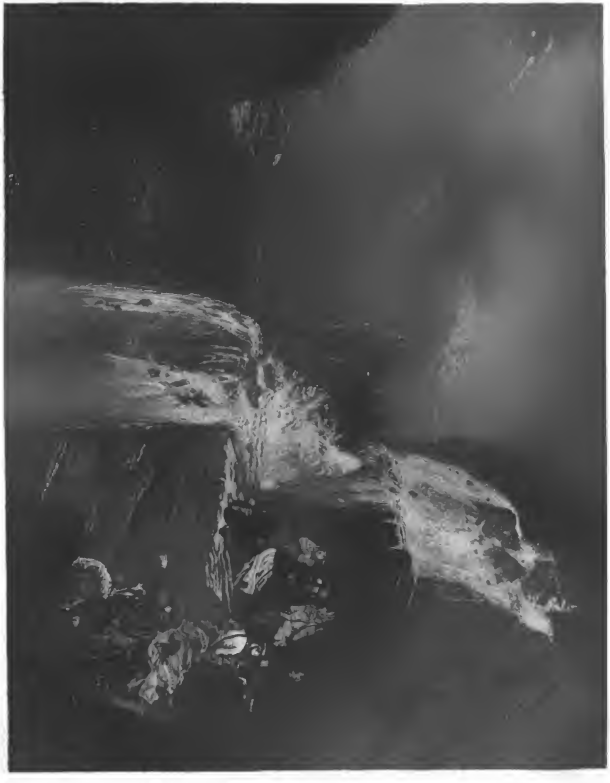
	Seite
André, Heimfahrt, mit Stahlstich	97
Aquarium in Paris	207
Arsenikesser	270
Baku's ewige Feuer	177
Banditis, mit color. Tafel	81
Bergsturz am Comer-See, mit Holzschnitt	180
Berzelius' Portrait	256
Bilder aus Spanien, m. col. Taf.	185
Brasilien, m. Holzschn.	219
Buddhisten, die	97
Büffaloraffall, m. col. Taf.	113
Bulgaren	145
Chinesische Schulen, m. Holzschn.	67
Cintra, m. Holzschn.	148
Colorado, der, m. Holzschn.	272
Condor, m. Holzschn.	230
Dajaks auf Borneo, m. Holzschn.	379
Dikijunka, m. Holzschn.	296
Dornenbrechse, m. col. Taf.	153
Eisenbahnen, die englischen	160
„ Länge derselben	192
Engelberger Thal, m. Holzschn.	311
Erzählungen, Jagd- und Reiseabenteuer, Seebilder, Schlachten ꝛc.	
Ein Hochgewitter, m. Stahlst.	1
Lebensweise der Indianer	3
Die Sängerin, Erzählung	6
Ein Turnier, m. col. Taf.	17
Wolfsjagden, m. Stahlst.	33
Schiffbruch des Lieutenants Krusenstern	65
Abenteuer auf einer Brücke	79
Ein Garotte-Abenteuer	95
Jagd auf Quanga, m. Holzschn.	114
Karthause, Erzähl. v. Nierity m. Holzschn.	116
Bilder aus dem Wolfsleben, von G. Hammer, m. Holzschn. 138, 170, 266,	364
Monsoons Tigergeschichte	166
Errettung aus Todesgefahr, m. Holzschn.	189
Aron und Esther, m. Holzschn.	305
Pflanzerleben in Südamerika, m. Holzschn.	322
Mittheilungen eines geheimen Polizisten	336
Zu Tode gehetzt	353
Fischfang bei Engbien, m. Holzschn.	199
Fischreiher, der, m. col. Taf.	105
Fourageurs, m. Holzschn.	23
Garten, der zoologische, in Hamburg, m. col. Taf.	217
Gastein, m. 4 Holzschn.	372
Georginen, m. col. Taf.	208
St. Gervais, m. Stahlst.	193
Girardets Hochzeit, m. Stahlst.	353
Gösweinstein, m. Holzschn.	277
Greifgeier, m. Holzschn.	230
Gustav Adolph in Nürnberg, m. Holzschn.	289
Hannibal's Elephanten, m. col. Taf.	377
Hase, der, m. col. Taf.	121
Hasenclever's Stammgüte, m. Stahlst.	321
Heimkehr vom Felde. Holzschn.	229
Hornviper, m. col. Taf.	153
Hyänen, m. 3 Holzschn.	242
Indianerleben, m. col. Taf.	200
Ilis, m. col. Taf.	81
Karakal, m. Holzschn.	51
Katze, die nubische, m. col. Taf.	273
Kaufmann, der Schreckenschleifer, m. col. Taf.	72
Keil's Dorfstudien, m. Stahlst.	225
Kirche in Schw. Hall, m. Holzschn.	53
Kirgisen, m. col. Taf.	297
Kirner's Dorfarzt, m. Stahlst.	257
Kurdischer Falkenier, m. Holzschn.	356
Land, das heilige, m. col. Taf.	264
Landeck in Tyrol. Holzschn.	77
Leben des P. v. Cornelius, m. Portr.	34
„ „ E. Delacroix	79
„ „ Jak. Grimm	123
„ „ Jak. Ruisdael, m. Holzschn.	141
„ „ Calvin, m. Portr.	215
Leuchtthürme, m. Holzschn.	201
Livadhia, m. Holzschn.	380
Loch, das verlorne, m. col. Taf.	233
Löffelente, die, m. col. Taf.	304
London, m. Stahlst.	129
Luft- und Röhrenpost in London	70

Digitized by Google

	Seite
Magellans-Straße, m. Holzschn.	212
Maschinen und Landwirthschaft, m. Holzschn.	90
Medici, die, in Florenz, m. Holzschn.	234
Menschenstimme, künstliche	16
Meyerbeer's Portrait	336
Meyerheim's Kirchgang, m. Stahlst.	161
Misocco, m. col. Taf.	345
Murillo, m. Holzschn.	100
Nonnenaffe, der, m. col. Taf.	273
Ostade, m. Holzschn.	253
Paris, Beleuchtung daselbst	50
„ seine Straßen	256
Pariser Gemäldeausstellung	12
Patagonier, m. Holzschn.	367
Perlen, künstliche	147
Petroleumbrunnen	64
Pettenstein, m. Holzschn.	336
Rabeneck, m. Holzschn.	246
Reptilien, m. col. Taf.	153
Rhäzuns, m. col. Taf.	369
Rio de Janeiro	129
Ruisdael, m. Holzschn.	141
Rütli, das, m. Holzschn.	359
Säugethiere, afrikanische, m. col. Taf.	273
„ tropische, m. col. Taf.	313
Salvi's Madonna, m. Holzschn.	320
Schmetterlinge, exotische, m. col. Taf.	137
Schmuckblumen, m. col. Taf.	57
Schwalbennester, eßbare	96
Schwedische Trachten, m. col. Taf.	145
Schweiz, die fränkische, m. Holzschn.	246, 278, 338
Segovia, m. Holzschn.	152
Senegals-Bewohner, m. Holzschn.	154
Sicilianische Trachten, m. Holzschn.	27
Spinnen, m. 7 Holzschn.	298
Stachelberg, m. Holzschn.	11
Stanhopea, m. col. Taf.	281
Steißfuß, der, m. col. Taf.	361
Straßen, eiserne	48
Tänzerinnen, persische, m. col. Taf.	24
Teich, geheimnißvoller	32
Teufelsbrücke, m. col. Taf.	49
Theatergespenster	100
Thierleben, nordisches, m. col. Taf.	9
Tiger	192
Trappe, der, m. col. Taf.	241
Trichinen	137
Tüchersfelder Thal, m. Holzschn.	336
Tunis, m. col. Taf.	337
Tyroler, die, m. col. Taf.	88
Urwaldscene, m. Holzschn.	132
Viverren, m. Holzschn.	19
Vögel, exotische, m. col. Taf.	169
Wachtel, die, m. col. Taf.	40
Weißlinge, die, m. col. Taf.	249
Wende, das verlorene Kind, m. Stahlst.	289
Wildkatze. Holzschn.	161
Winterbild. Holzschn.	188
Wolde, das reichsfreie	218
Wüstenbild, m. col. Taf.	327
Zibetthiere, m. 6 Holzschn.	19
„ m. col. Taf.	177
Ziege, augorische, m. Holzschn.	352

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Das

Illustrirte Buch der Welt.

Deutsches Familienbuch für alle Stände.

Ein Hochgewitter.

(Taf. 1.)

Der mächtige Felsen- und Bergkoloß, welcher sich zwischen Deutschland und Italien gelagert hat und den man gewöhnlich kurzweg mit dem Namen „die Alpen" bezeichnet, hat eine Menge Einschnitte, Pässe und Durchbrüche, welche es möglich machen, an den furchtbaren Bergriesen vorüberzukommen, ohne ihre höchsten Spitzen übersteigen zu müssen. Eben so reich sind die Alpen an sogenannten Querthälern, welche ebenfalls die Verbindung zwischen den dieß- und jenseitigen Landen vermitteln, obwohl der größte Theil von ihnen nur dazu dient, um den Verkehr mit den beiderseitig anstoßenden Gebieten zu erleichtern. Man kann also durchaus nicht sagen, daß der Bergkoloß, von dem ich oben gesprochen, ein ehrner Wall ist, der einen Theil Europa's von dem andern hermetisch abschließt; sondern es existiren vielmehr Wege und Stege, auf denen die Deutschsprechenden zu den Welschredenden hinabzukommen im Stande sind, und überdem ist auch den vielen Tausenden, die mitten im Gebirge innen wohnen, die Möglichkeit gegeben, sich gegenseitig kennen zu lernen und mit einander Waaren oder Gedanken auszutauschen. Freilich übrigens — so gar leicht und bequem wird den Menschen dieser gegenwärtige Verkehr für gewöhnlich nicht gemacht, denn wenn auch einzelne jener „Wege und Stege" durch die menschliche Thätigkeit, Aufopferung und Geisteskraft in förmliche Straßen verwandelt sind, — in schöne, breite, wohlgeschützte Straßen, auf denen Menschen, Thiere und Wägen in langen Zickzack- und Schlangenlinien, über großartige Kunstbrücken, die sich kühn über grausende Tiefen spannen, und durch eine Menge von staunenerregenden, in die Felsen hineingearbeiteten Galerien bis auf die höchste Alpenregion hinauf und über diese hinüber gelangen können, — in Straßen also, wie die Simplonstraße, die zwischen dem Simplon und Mäderhorn in einer Höhe von 6218 Fuß über dem Meere hindurchführt, oder wie der Gotthardpaß, mittelst welchem man vom Reußthale in's Livinerthal gelangt, oder wie die Splügenstraße, die 6510 Fuß hoch ist, oder wie diese berühmten Alpenübergänge sonst heißen mögen — — ich sage, wenn gleich ein Theil jener Wege und Stege ohne große Schwierigkeiten passirt werden kann, so sind doch viele andere, ja sogar die meisten, so steil, schmal und abschüssig, daß eine bedeutende menschliche Anstrengung dazu gehört, um auf ihnen fortzukommen. Ja mehrere von ihnen werden blos von Schleichhändlern und Deserteuren benützt, und wieder andere lassen sich wegen des Schnee's nur in den heißesten Sommermonaten begehen; selbst die besseren und bequemeren derselben aber sind nur für Fußgänger und Saumrosse, keineswegs aber für Wägen und Chaisen eingerichtet! Kurz, unter den meisten Alpenpässen, die von einem Thale in's andere hinüberführen, darf man sich keine Wege vorstellen, wie in der Ebene domicilirende Menschen sie gewohnt sind, und sogar unsere kühnsten Waldpfade können den Vergleich mit jenen nicht aushalten.

Doch — die „Unbequemlichkeit" derselben ist noch nicht einmal die Hauptsache, sondern die Hauptsache ist die „Gefährlichkeit", die nur zu oft mit ihrem Begehen verbunden ist. Man bedenke die vielen jähen Abstürze, an denen man — gewöhnlich ohne einen Halt zu haben — vorüber muß; man bedenke die vielen schmalen Brücken, welche über Abgründe von schwindelhafter Tiefe hinüberführen, ohne daß man deßwegen zu ihrer Construction etwas Anderes genommen hätte, als leichte Baumäste, die sich in der Nähe vorfanden; man bedenke die vielen Felsenungethüme, welche den Weg versperren, und zwar so versperren, daß man nothwendigerweise über sie hinüber, nicht um sie herum marschiren muß; man bedenke dieses Alles, und man wird zugeben müssen, daß es kein Spaß ist, eine Lustpartie in die höheren Alpenregionen zu machen! Allein so groß auch diese soeben genannten Schwierigkeiten sein mögen, sie lassen sich durch menschliche Ausdauer und menschliche Geschicklichkeit überwinden; doch wie ist es dann, wenn man auf einem solchen Marsch von einem Gewitter überfallen wird, oder wenn man sich gar während eines Gewitters in der Nähe einer sogenannten „Runse", d. i. des Rinnsaales eines Bergbaches befindet? Gewiß von einer „solchen" Gefahr, wie überhaupt von einem „solchen" Naturereigniße, hat man in ebenen Ländern keinen Begriff, und selbst die naturgetreue Abbildung auf unserem Stahlstiche dürfte dasselbe kaum anschaulich genug machen! Bei trockenem Wetter allerdings braucht man sich vor einer Runse keineswegs zu fürchten, denn sie ist dann entweder vollkommen wasserlos, oder wird sie höchstens von einem

Digitized by Google

ganz dünnen klaren Bächlein, das man bequem mit einem einzigen breiten Tritt überschreiten kann, durchzogen. Da fragt man sich dann möglicherweise verwundert, warum denn das kleine schmale Bächlein ein so breites steinigtes Bette erfordere, und noch verwunderter betrachtet man die ungeheuren Schuttmassen, welche an seiner Seite aufgethürmt sind. Verfolgt man aber sofort den Rinnsaal weiter hinauf oder hinab, und sieht die oft 60 bis 100 Fuß tief ausgefressenen Schluchten, die sich das Wasser gegraben, sowie die gewaltigen Straßen, welche es sich in die Felsen gerissen, — dann, dann verwandelt sich das Verwundern in Staunen, weil man nicht begreifen kann, wie durch „diesen" Bach „solche" Wirkungen haben hervorgebracht werden können! Doch laß nun ein Hochgewitter ausbrechen in diesen Bergen; laß den Regen herabfallen in Strömen, wie es in diesen Regionen gewöhnlich ist! Ha, wie sie sich sofort sammelu, die Wasser! Wie sie zusammenfließen in dem Rinnsaal des bisher so unbedeutenden Bächleins! Wie sie anschwillt, die Runse, — anschwillt zu einem mächtigen Strome und ihre Wassermassen über die steilen Böschungen der Felsenmauern donnernd hinabstürzt! Wie sie Alles mit sich reißt, was ihr in den Weg kommt, und selbst die schwersten Steinblöcke über einander wirft, als wären es bloße Kieselstücke! Es ist ein furchtbares Schauspiel, und kaum dürfte es einen großartigeren, aber auch zugleich grausenerregenderen Anblick geben, als einen solchen Wasserdämon in voller Thätigkeit, während der Himmel zugleich seine Blitze schleudert und durch seine Donner die Erde erbeben macht. Doch wenn schon der, welcher aus sicherer Ferne zusieht, von Entsetzen ergriffen wird, wie mag erst dem zu Muthe sein, der gewärtig sein muß, daß ihn die Runse auf ihrem Sturze erfaßt? Verloren ist er, nothwendigerweise verloren; denn aus einem solchen Gewaltsstrome gibt es noch weniger Errettung, als aus einer Lawine!

Nachdem ich nun diese Schilderung vorausgesandt, will ich dem Leser eine kurze, aber wahre Geschichte erzählen, die mit einer solchen Runse zusammenhängt, und wenn ich in meiner Beschreibung deutlich gewesen bin, so wird er meine Erzählung nicht blos verstehen, sondern auch in ihre Glaubwürdigkeit durchaus keinen Zweifel setzen.

In einem abgeschiedenen Alpthale des Wallis lebten vor vielen Jahren zwei junge Burschc, die als die Söhne zweier Schwestern, die aber längst mit ihren Ehegatten nicht mehr zu den Lebenden gehörten, in naher Verwandtschaft zu einander standen. Diese beiden jungen Burschc nun — ich will sie Kuonz und Elbli nennen, indem die wahren Namen hier nichts zur Sache thun — mochten sich im Alter ziemlich gleich stehen, und ebenso sah es auch mit ihren übrigen Umständen aus, denn das Vermögen eines Jeden bestand blos aus einer kleinen Hütte, einigen Stücken Vieh, etwelchen Hufen Landes und einer entsprechenden Käserei auf den Matten oben. Ueberdies glichen sie sich auch darin, daß sie Beide keine Geschwister und — einen einzigen Oheim, einen Bruder ihrer verstorbenen Mütter, der aber seit langer, langer Zeit verschollen war, ausgenommen — sonstige nähere Verwandte besaßen, sowie endlich darin, daß ihre äußere Gestalt, wenigstens für einen mehr oberflächlichen Beobachter, nicht viele Verschiedenheit zeigte. Durften sie sich doch Beide eines gleich kräftigen Körpers, einer gleich unerschütterlichen Ausdauer und einer gleich jugendlichen Frische rühmen! Nur hatte der Eine von ihnen, der Kuonz nämlich, Augenblicke, wo er sehr finster und böse dreinschauen konnte, und dies war wohl auch der Grund, warum ihn die meisten andern Bewohner des abgeschiedenen Alpthales in ihrem Innern nicht mit derselben Liebe umfaßten, als den immer gefälligen und freundlichen Elbli. Allein äußerlich machten sie keinen Unterschied, nicht einmal die Weiber und Mädchen, und so flossen die Tage und Monate dahin, ohne daß irgend ein widerwärtiger Zwischenfall den allgemeinen Frieden des Dörfleins gestört hätte. Die guten Leutchen hatten ja fast keine Zeit, um nur den Samen der Zwietracht zum Keimen kommen zu lassen, da sie von früh Morgens bis spät Abends ihrer Arbeit nachgehen mußten, wenn sie nicht anders eine empfindliche Abnahme in ihrem Verdienste erleiden wollten! Doch mit einem Male und ganz unvermuthet trat ein Umstand ein, welcher das bisherige, gänzlich ungetrübte Stillleben unserer Thalbewohner in eine Art von Fluth bringen sollte, so ungefähr, wie ein Steinwurf eine ruhige See bewegt, und welcher zugleich der Anfang war von jenen wirklich tragödienhaften Ereignissen, die ich in Kürze zu schildern unternommen habe.

Ohne Zweifel denkt nun Mancher, der besagte Umstand werde die größtmögliche Aehnlichkeit haben mit jenem, welcher den Trojanischen und schon so manchen andern Krieg veranlaßt hat; allein dem war durchaus nicht so, sondern der Grund der allgemeinen Aufregung des Dorfes und besonders der beiden Vettern lag vielmehr darin, daß plötzlich der längst verschollene und für todt gehaltene Oheim des Kuonz und des Elbli gleichsam wie ein vom Himmel herabgefallenes Meteor in dem abgeschiedenen Alpthale erschien und sofort erklärte, von nun an in dem Dörflein, als seiner Geburtsstätte, leben und sterben zu wollen. Uebrigens — daß ich's recht sage — auch hierin lag eigentlich nicht der Hauptgrund der Aufregung, sondern darin, daß der Oheim als ein reicher Mann — reich wenigstens für die dortigen Verhältnisse — zurückkehrte und keine anderen Erben besaß, als den Elbli und den Kuonz. Das war doch gewiß ein Ereigniß, welches Klein und Groß in Bewegung setzen mußte, und — wie heftig mußte erst die Bewegung bei denen sein, welche sich zunächst bei der Sache betheiligt fühlten, nämlich bei den beiden soeben genannten Vettern!

Vor zwanzig Jahren, also zu einer Zeit, wo die beiden jetzt fünfundzwanzigjährigen Jünglinge erst kaum mit dem Gehen- und Sprechenlernen fertig geworden waren, hatte sich „der arme Sepp" (so hieß man den jetzigen „reichen Oheim" in seiner Jugendperiode) von seinen beiden damals noch lebenden Schwestern verabschiedet, um sein Glück in der weiten Welt zu suchen, dieweil er sich zu Hause nur mit der größten Anstrengung das Leben zu fristen vermochte. Er ging auch wirklich sogleich weit genug weg, aber wohin er ging, wußte Niemand, denn in dieser ganzen langen Zeit gab er auch nicht ein einziges Mal Kunde von sich. Ja sogar, als er, weil ihm ein kleines Erbtheil zufiel, von Gerichtswegen aufgefordert wurde, sich zu melden oder wenigstens seinen Aufenthaltsort zu nennen, schwieg er beharrlich still, und ebensowenig wußte irgend ein Anderer etwas von ihm zu berichten! Wer hätte also unter solchen Verhältnissen daran zweifeln können, daß der arme Sepp todt — ganz todt sei? Mein Gott, ein Lebender meldet sich doch ganz gewiß, wenn es sich darum handelt, eine Erbschaft anzutreten, und der blutarme Sepp wäre sicherlich der Letzte gewesen, der davon nichts hätte wissen wollen! Er mußte also unter allen Umständen todt sein, meinten die Leute, und so dachte auch das Gericht, wie leicht daraus ersichtlich, daß es das Erbe an die beiden

Digitized by Google

überlebenden Schwestern, respective an ihre Söhne, den Kuony und Elbli, vertheilte. Der Sepp war aber deßwegen doch nicht todt und sogar nicht einmal krank, sondern nur viel zu weit entfernt, um etwas von dem Erbschaftsaufruf zu sehen zu bekommen, denn — man denke sich nur — er war, nachdem er sich in Holland das nöthige Reisegeld zusammengearbeitet, über's Meer hinübergeschifft nach Amerika, um zu sehen, ob ihm sein Glücksstern nicht dort aufgehen werde. Das galt aber in jener Zeit noch als ein großes Wagniß, ganz im Gegensatz gegen die Jetztzeit, wo man eine solche Reise nur noch für eine Spazierfahrt ansieht; ja wo man sogar Vergnügungstouren zwischen der alten und neuen Welt' veranstaltet. Allein eben weil es ein Wagniß war, ließen sich nicht viele, sondern nur wenige Menschen zu der weiten Fahrt herbei, und hieraus folgte dann weiter, daß diese Wenigen in dem großen menschenleeren Welttheile sehr gesucht waren. So fand auch der arme Sepp leicht ein Unterkommen, und zwar ein sehr gutes; bei dem Unterkommen aber blieb es nicht, sondern wie er sich in die Verhältnisse zu fügen gelernt hatte und der Landessprache in Etwas mächtig geworden war, bot sich ihm so gar manche Gelegenheit, den bereits gemachten Sparpfennig zu vermehren, oder damit ich's kurz sage — er wurde nach und nach ein sehr vermöglicher Mann, der ganz bequem von seinen Zinsen leben konnte. Natürlich aber konnte es nicht fehlen, daß er bei der rastlosen Thätigkeit, die er entwickelte, seinen Körper fast übermäßig anstrengte, und somit blieben auch die Folgen, die gewöhnlich mit der Uebertreibung verknüpft sind, nicht aus. Mit andern Worten, nachdem er fast zwanzig Jahre lang Tag und Nacht auf nichts erpicht gewesen war, als auf die Vermehrung seiner Dollars, fing sein erschöpfter Körper an zu siechen, und er mußte sich wohl oder übel dazu bequemen, das Zimmer und das Bett zu hüten. Allerdings besonders gefährlich sei seine Krankheit nicht, versicherte der Arzt, und er könne sich möglicherweise sogar wieder gänzlich erholen, „aber," setzte derselbe zugleich bedeutsam hinzu, „dieß ist nur möglich bei ganz accuratem gutem Verhalten und insbesondere bei ganz subtiler und sorgsamer Verpflegung." Das waren harrklingende Worte für den armen oder vielmehr für den reichgewordenen Sepp, denn woher sollte er „die subtile und sorgsame Verpflegung" bekommen, da er über dem rastlosen Arbeiten natürlich keine Zeit gefunden hatte, an eine Lebensgefährtin auch nur zu denken, viel weniger eine solche zu suchen und zu finden? Konnte er aber jetzt in seinem kranken Zustande das Versäumte nachholen? Nein das ging nicht, und überdem — wenn er auch gesund gewesen wäre, so würde er sich doch lange besonnen haben, da er nunmehr in einem gereifteren Alter stand, wo man bekanntlich in Beziehung auf's Ehebundschließen aus hunderten von Bedenklichkeiten zusammengesetzt ist. Somit blieb er also sich selbst überlassen und pflegte sich eigenhändig, so gut er konnte; aber wie unendlich trübselig vergingen ihm da die einsamen Stunden, und wie viel hundert und tausend Mal mußte er der vergangenen Tage gedenken, da er sich noch in seinem Heimathorte unter dem elterlichen Dache befand! O wie ganz anders war's dort gewesen, wie viel traulicher, wie viel herzlicher, wie viel schöner, wie viel besser! Langsam, sehr langsam ging's mit der Genesung vorwärts, aber je langsamer es ging, um so riesenhafter wuchs die Sehnsucht nach der Heimath, die er durch ganze zwanzig Jahre hindurch gänzlich vergessen gehabt hatte, und endlich konnte er selbige Sehnsucht gar nicht mehr bewältigen. Er faßte also den bestimmten Entschluß, sowie er nur halbwegs wieder hergestellt sei, all' sein Hab und Gut zu Geld zu machen und spornstreichs jenem abgeschiedenen Alpthale des Wallis, in welchem er geboren war, zuzueilen, um es nie mehr zu verlassen; diesen Entschluß aber führte er, sobald ihm der Arzt Reiseerlaubniß ertheilte, getreulich aus, und nun wissen wir, warum der reiche Oheim des Kuonz und Elbli so urplötzlich und unverhofft in dem kleinen Alpdörflein erschien.

(Fortsetzung auf S. 13.)

Lebensweise der Indianer in Amerika.

Die angesiedelten Indianerstämme von Kansas bilden ein Ganzes von circa 30,000 Seelen, von welchen gegen 14,000 von der Auswanderung herrühren, die in den vornehmsten Staaten der Union vor dem Jahre 1824 stattfand. Diese Indianer sind die Delawaren, die Kansas, die Pottawatomie's, die Jowa's, die Chippewa's, die Kaskatia's, die Shawnee's ꝛc. Sie bilden unabhängige Völkerschaften mit wählbaren oder erblichen Anführern. Man findet bei ihnen alle möglichen Regierungsformen, und einige der Stämme befolgen das anarchische Princip, indem sie in vollkommener Gesetzlosigkeit leben. Gemeinsame Gefahr vereinigt sie freiwillig, aber im Kriege selbst werden sie von keinem Häuptling befehligt. Einige Stämme üben den reinsten Communismus: zweimal im Jahre nehmen sie die Vertheilung der Ernten und der Erträgnisse der großen Jagden vor, woran alle Angehörigen des Stammes im gleichen Grade Theil haben. Die Ehe kann bei diesen nicht länger als für zweimal zehn Monde geschlossen werden; nach Verlauf dieses Zeitraums erneuern die Gatten, wenn es ihnen beliebt und sie noch in glücklichem Einverständniß sind, ihre eheliche Verbindung. Die Kinder gehören der Mutter und verlassen dieselbe, bis sie ihr fünfzehntes Jahr erreicht haben, niemals. In diesem Alter werden die Mädchen verheirathet, und die jungen Leute ziehen auf die Jagd oder in den Krieg. Ueberall ist die Lage der Frau höchst beklagenswerth, denn der Indianer scheint für sie nur Geringschätzung und keine Liebe zu haben, gegen alle ihre Sorgen und ihren Kummer ist er unempfindlich und an ihren Freuden und Schmerzen nimmt er wenig Antheil.

Die europäische Civilisation ist für die Indianer verhängnißvoll geworden, weil sie ihnen nur Gebrechen verlieh, mit denen sie vordem so glücklich waren, unbekannt gewesen zu sein. Nur einige Stämme, die Choctaw's, die Chikasaw's und die Cherokee's, wußten sich im rechten Sinne in die Neuerungen zu fügen, und sich der Arbeit hingebend konnten sie den europäischen Einflüssen widerstehen. Diese eben erwähnten Stämme bilden eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 100,000 Seelen. Sie haben vollständig constituirte Regierungen, die ihre Funktionen vermittelst der vollstreckenden Gewalt einer gesetzgebenden und einer richterlichen Versammlung — welche der

Digitized by Google

Wahl unterworfen sind, verrichten. Die Cherokee's entwickeln eine merkwürdige Geschicklichkeit, sich die mechanischen Künste zu eigen zu machen, und sie sind sogar schon so weit vorgeschritten, ihre Ackerbaugeräthschaften selbst zu fertigen. Schulen sind bei ihnen eingerichtet und wird auf die Besuchung derselben streng geachtet. Die Buchdruckerkunst ist ihnen bekannt, und sie publiciren mehrere Zeitschriften. Mit einem Wort, die Cherokee's befleißigen sich im höchsten Grade, uns nachzuahmen. Nichts bei ihnen erinnert mehr an jene eigenthümliche und schon so vorgerückte Civilisation, welche vor der Ankunft der Spanier in Araukanien, in Peru, in Guatemala, in Yucatan, in Mexiko und an den Ufern des Ohio vorhanden war. Die Merkmale einer vormaligen Civilisation vermindern sich in dem Maße, wie man nach Norden vorrückt, und so kommt es, daß die Indianer von West-Canada, von Nebraska, Oregon, dem Territorium von Washington ꝛc. vollständig wild sind, und die Antropophagie, obgleich sie sich nur an ein System der Rache knüpft, ist trotz der vordringenden Cultur noch immer nicht bei ihnen verschwunden.

Man findet außer diesen in Canada die Huron's, die Iroquoi's, die Algonquin's und die Chippeway's, während sich die Sioux an die Ufer des oberen Missouri nach Nebraska zurückgezogen haben. Diese Indianer waren ehemals wegen der Nachbarschaft der Seen unerschrockene Schiffer, und noch heutzutage sieht man sie oft auf ihren zerbrechlich schwankenden Canoe's auf den Seen — sich ganz dem blinden Zufalle überlassend — heruntertreiben, und

Indianer in Amerika.

zuweilen scheuen sie selbst nicht, die Fälle des Lorenzo, aufrecht auf einigen zusammengefügten Baumstämmen stehend, hinabzufahren.

Die Zeichnung, welche wir geben, stellt die Stromschnelle Long-Saulk des St. Lorenzo vor. Die Strömung dieses Theils des Riesenstromes hat eine Schnelligkeit von zwanzig englischen Meilen in der Stunde, ist mithin so bedeutend, daß man glauben könnte, nichts vermöge einer solchen Heftigkeit zu widerstehen, und dennoch sind es nicht allein die Indianer, welche ihr kühn zu trotzen wagen, sondern es geht sogar jeden Tag ein mit Passagieren und Gütern beladenes Dampfboot von Toronto ab, fährt die Wasserfälle verwegen hinunter und kommt wohlbehalten und sicher in Montreal an. Den Dampf hemmend überläßt man das Fahrzeug ganz der Strömung und besitzt nur die Vorsicht, zu Steuermännern fast immer Indianer zu wählen, weil diese bedeutend mehr Geistesgegenwart und Scharfblick haben, als alle Seeleute anderer Nationen, die mit den Strömungen der amerikanischen Flüsse unbekannt sind. Das leichteste Schwanken, die geringste Abweichung des Steuerruders würde vielleicht die urplötzliche Zerstörung des Schiffes nach sich ziehen. Beim Hinabfahren der Dampfer hört man das ganze Gebälk fürchterlich krachen, und der Schaum, zu einer wunderbaren Höhe sich aufthürmend, fällt wie dichte Schneemassen auf das Verdeck zurück.

Ein Kanal, den man längs des Strombetts gegraben hat, ermöglicht es den Dampfschiffen, die Stromschnelle zu umgehen und von Montreal nach Toronto zurückzukehren.

P.

Digitized by Google

Die Ruinen von Ninive.

Digitized by Google

Die Ruinen von Ninive.

Unweit Mosul, der am rechten Ufer des Tigris gelegenen, fünfzig Meilen nördlich von Baghdad entfernten Hauptstadt des Eyalets Mosul, die von Mauern umschlossen noch jetzt blühender als die meisten türkischen Städte Kleinasiens ist, liegen die ausgedehnten Schutt- und Trümmerhügel, unter welchen der Engländer Layard und der Franzose Botta im Jahre 1842 das seit zweitausend Jahren verschüttete Ninive aufgefunden haben. Mit Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten, mit Aufopferung bedeutender Geldsummen und unter vielen Mühen wurden die Ausgrabungen zu Stande gebracht; sie haben uns eine ungeahnte Kenntniß des alten assyrischen Wesens und unsern Museen die denkwürdigsten Alterthümer gebracht, durch welche ganz neue Bereiche der alten Welt der Wissenschaft erschlossen wurden. Botta hat hauptsächlich den Hügel von Chorsabad untersucht, der etwas nördlich von Mosul liegt; Layard dagegen den von Nimrud, der fünf Meilen südöstlich von Mosul entfernt ist.

Ueberall auf der assyrischen Ebene erheben sich Hügel, von denen wohl jeder einen alten Ort bedeckt. Von der Höhe des Tell-Ufer zählte Layard ihrer über einhundert ringsum, die Ueberbleibsel der assyrischen Blüthe. — Ninive, die alte, von Medern und Chaldäern zerstörte Hauptstadt des assyrischen Reiche, hatte einen Umfang von 12 geographischen Meilen (480 Stadien oder 3 Tagereisen) und war fast 4 Meilen lang und 2 Meilen breit, also größer als London; hatte aber, den ältesten Berichten nach, wohl nie mehr als 600,000 Bewohner, und Gärten und Felder nahmen vermuthlich nicht unbedeutende Räume in ihr ein. Unter den ehemals zur Stadt gehörenden Hügeln ist der von Chunyundjik, auch Kale Ninive oder das Schloß von Ninive genannt, welcher steil 34 Fuß hoch aus der Ebene aufsteigt, 7689 Fuß Umfang hat, und auf seiner Höhe hier und da arabische Hütten trägt, sicher in seinem Innern noch reich an Alterthümern. Zwar scheint er, wie auch viele der übrigen, ein natürlicher Hügel, aber man findet beim Nachgraben bald Mauerwerk und überall Scherben mit Keilschrift, Pflasterstücke, hie und da auch Basreliefs ꝛc. Südlich an ihn stößt der kleinere Nebbi Junis, das sogenannte Grab des Propheten Jonas. Interessante Aufschlüsse über die Ausgrabungen zu Chorsabad theilt Eugen Flandin mit, dessen Berichte wir den beigegebenen Holzschnitt entnehmen, der mehr als eine lange Beschreibung die archäologischen Schätze ahnen läßt, die hier seit Jahrtausenden unter Schutt und Trümmern vergraben lagen. — Im Westen des Tigris liegt 14 Meilen von Mosul am Ufer der Hügel Kale Scherkat, und wenig weiter der von Al-Hadhr. Ersterer bezeichnet wahrscheinlich das von Nimrod gegründete Kala; die prächtigen Ruinen des letzteren enthalten bewundernswerthe Bildwerke, gleich denen von Ninive.

2.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

Erstes Kapitel.

Es war Sonnabend Nachmittags. Auf einer von Gebüschen begrenzten Wiese tummelte sich eine Schaar Kinder, Knaben und Mädchen jeden Alters umher, im vollsten Genusse jenes Gefühls von Freiheit und Sorglosigkeit, das die Jugend vorzugsweise am Sonnabend zu empfinden pflegt, wo die Schulwoche mit Lehrstunden, Arbeiten, Verweisen u. s. w. hinter ihr, und der Sonntag mit seinen Freuden vor ihr liegt. Der Spielplatz war zum Glück vor dem Thore, außer Hör- und Sehweite der betreffenden Eltern und Lehrer gelegen, und die kleine Gesellschaft, die diesen unschätzbaren Vorzug vollkommen zu würdigen wußte, tollte nach Herzenslust umher. Man spielte eben „Haschens", Alles jagte, schrie und rannte durcheinander, und Jeder bemühte sich nach Kräften, den allgemeinen Lärm noch zu vergrößern.

„Warum spielst du denn nicht mit, Lina?" fragte ein hübscher, kräftiger Knabe ein kleines Mädchen, das etwas abseits von den Uebrigen unter einem großen Lindenbaume saß und ruhig das wilde Treiben mit ansah.

Die Kleine schüttelte das Köpfchen. „Ich kann nicht so schnell laufen wie die Andern," entgegnete sie. „Ich sehe es lieber von hier mit an."

„Ich habe auch genug von dem dummen, langweiligen Spiel," rief er ärgerlich, indem er an ihrer Seite Platz nahm.

„O, zum Zuseh'n ist es recht hübsch," versicherte Lina. „Weißt du, Otto, Anna und du, ihr beide seid die Schnellsten von Allen, aber Anna kannst du doch nicht einholen."

Otto wendete sich plötzlich um. „Warum nicht?" fragte er heftig.

„Weil — ich glaube, sie läuft doch noch besser als du," erwiederte Lina, etwas verschüchtert durch den heftigen Ton, und leise setzte sie hinzu: „Du liefst ja nur immer ihr allein nach, aber du konntest sie doch nicht fangen."

„Unsinn! Es ist mir gar nicht eingefallen, der Anna nachzulaufen, das fehlte noch, ich habe nicht daran gedacht. Du hast wieder etwas ganz Falsches gesehen; gib das nächste Mal besser Acht und rede nicht solchen Unsinn."

Lina schwieg auf diese Zurechtweisung, erst nach einer Weile begann sie in entschuldigendem Tone: „Aber Anna ist bei jedem Spiele die Erste. Sieh' nur, jetzt ist sie wieder Allen voraus."

Otto zuckte die Achseln, pfiff vor sich hin und blickte mit scheinbar sehr gleichgültiger Miene zu den Spielenden hinüber. Die Wildeste und Ausgelassenste von Allen war ein Mädchen von etwa zwölf Jahren. Sie jagte eben mit einer ganzen Schaar Knaben umher, die sich vergeblich bemühten, sie zu fangen. Wie ein Pfeil flog sie vor ihnen her, ihre Verfolger weit hinter sich zurücklassend, ihre Wangen glühten, ihre Augen strahlten, sie war so recht mit Leib und Seele bei dem Spiel, und entwickelte dabei eine Gewandtheit und Schnelligkeit, welche die der andern Kinder weit übertraf.

Digitized by Google

„Aber nun ist's genug!" rief sie stehenbleibend. „Jetzt hören wir auf, doch vorher wollen wir noch einmal Wette laufen, nach der großen Linde hin. Stellt euch in eine Reihe, und wenn ich in die Hände klatsche, dann vorwärts."

Gehorsam befolgten die Andern diese Anordnung, sie stellten sich auf, und als Anna das Zeichen gab, stürmte die ganze Schaar mit lautem Jubel dahin, aber auch jetzt war sie wieder Allen voran.

„Ich bin die Erste!" rief sie athemlos, aber triumphirend, indem sie sich umwendete, und ein herausfordernder, fast höhnischer Blick glitt dabei auf Otto hinüber, der nach der entgegengesetzten Seite sah, „aber nun kann ich auch nicht mehr!" und damit warf sie sich ohne Weiteres in das Gras neben Lina hin.

Es war ein seltsamer Contrast, die beiden Mädchen bei einander zu sehen. Die kleine stille Lina, mit dem blonden, glattgescheitelten Haar, den blauen Augen und dem sanften, schüchternen Ausdruck, die so sorgfältig ihr sauberes Röckchen emporgestreift hatte, um es an der knorrigen Baumwurzel nicht zu beschmutzen, und die wilde Anna, die der Länge nach im Grase lag, die schwarzen Flechten, die vom raschen Lauf losgegangen waren, lang herabhängend, die dunkeln Augen blitzend vor Aufregung und Uebermuth, ganz unbekümmert um ihr Aussehen und um ihre Umgebung.

„Wo bist du denn die ganze Zeit gewesen, Lina?" fragte sie jetzt, „ich habe dich nicht beim Spiel gesehen."

„Ich habe auch gar nicht mitgespielt; Fritz stieß mich gleich anfangs so, daß ich hinfiel, und da setzte ich mich hierher und sah zu."

Anna lachte laut auf. „Zugesehen hast du? Ja freilich, das ist ein großes Vergnügen, aber das sieht dir ähnlich, Lina, davonzulaufen, weil einer von den Jungen dich ein wenig gestoßen hat. Wie kann man nur so furchtsam sein!"

„Du brauchst Lina nicht auszulachen," fiel Otto plötzlich in gereiztem Tone ein. „Sie hat ganz Recht, es schickt sich gar nicht für ein Mädchen, mit den Knaben so umherzutoben, wie du es thust."

„Was ich thue, das geht dich nichts an," gab Anna in demselben Tone zur Antwort.

„So lache wenigstens nicht über Lina, weil sie vernünftiger ist als du."

Anna warf spöttisch die Lippen auf. „Ja, Lina, Lina, die hat vor dir Gnade gefunden, weil sie immer nachgiebig und geduldig ist, immer Ja sagt und nie einen eigenen Willen hat, aber ich lasse mir nicht von dir befehlen."

„Es würde dir grade nicht schaden, wenn du so wär'st wie sie," gab Otto beißend zurück, „denn Lina ist ein hübsches Mädchen, und du — ich wollte, du könntest jetzt sehen, wie du aussiehst, wie eine Wilde."

Bei diesem Angriff flog eine brennende Röthe einen Augenblick lang über das Gesicht des Mädchens, im nächsten aber entgegnete sie kurz und trotzig: „Es kümmert mich nicht, wie ich aussehe, und wie ich dir gefalle, das ist mir nun vollends gleichgültig."

„Ja freilich, du kümmerst dich um Niemand, deßhalb mag dich auch Niemand leiden und —"

„Aber so fangt doch nicht schon wieder an, euch zu streiten," bat die kleine Lina, die bisher schweigend den Streit mit angehört hatte, dessen unschuldige Ursache sie war.

„Ja, du hast Recht, es ist auch nicht der Mühe werth, sich mit ihr zu ärgern," rief Otto. „Komm fort, Linchen," „und er nahm die Kleine bei der Hand.

„Du ärgerst dich nur, weil ich schneller laufen kann als du," spottete Anna.

Otto wendete sich rasch um. „Was kannst du?"

„Schneller laufen als du."

„Das ist nicht wahr."

„Wollen wir es versuchen?"

„Mit dir mag ich gar nichts zu thun haben," entgegnete Otto trotzig.

Aber jetzt kamen die andern Kinder dazwischen.

„Otto, Anna, wo steckt ihr denn? Kommt doch, wir wollen Räuber spielen!"

„Richtig, Räuber wollen wir spielen!" rief Anna, die wie elektrisirt plötzlich emporsprang. „Laßt uns gleich anfangen, ehe es dunkel wird."

Man ging jetzt mit großem Eifer an die Vorbereitungen zum Räuberspiel. Die ganze Schaar theilte sich in zwei Theile; der eine, bei weitem kleinere, der jedoch aus den größten und stärksten Knaben unter Otto's Leitung bestand, war die Räuberbande, der größere, worunter sich sämmtliche Mädchen und all' die kleineren Kinder befanden, stellte die Ritter und Soldaten vor.

„Aber ich gehöre diesmal zu den Räubern," erklärte Anna.

„Nein, du gehörst zu den Rittern," entschied Otto.

„Aber ich will nicht. Ich mag mich nicht immer nur überfallen und wegschleppen lassen, und ich kann ebensogut bei der Räuberbande sein, wie ihr Andern."

„Du bist ein Mädchen, und Mädchen dürfen keine Räuber sein, das können nur Knaben."

„O, ich nehme es wohl noch mit euch Allen auf."

„Aber so laß sie doch zu uns kommen!" riefen jetzt sämmtliche Räuber, die in der wilden, kecken Spielgefährtin einen willkommenen Zuwachs sahen.

„Nein, wir wollen nun einmal keine Mädchen."

Anna stampfte heftig mit dem Fuße. „Und nun grade will ich ein Räuber sein, ich kann es so gut wie du, und wenn ich zehnmal ein Mädchen bin. Ich verstehe Alles ebensogut und noch besser wie die Knaben, ich dächte, das hättest du heut' beim Laufen gesehen," setzte sie höhnisch hinzu.

Das hieß Otto an der empfindlichsten Stelle treffen. Mit einem raschen Griff faßte er Anna's Arme, und sie festhaltend rief er spöttisch:

„Nun wenn du denn doch Alles kannst, so zeige es einmal und mache dich los."

Wirklich machte Anna einen Versuch dazu, einen so plötzlichen, so gewaltsamen Versuch, daß er beinah' gelungen wäre.

„Was?" rief Otto, mehr verwundert als ärgerlich, „ich glaube, sie will es im Ernst mit mir aufnehmen! Nun das wollen wir doch sehen."

„Otto, laß sie. Bitte, bitte, lieber Otto, laß sie los," bat Lina.

Er wendete sich halb zu ihr hin. „Wenn sie nachgibt und mich bittet wie du, Linchen. Willst du bitten, Anna?"

Anna's Antwort bestand nur in einem erneuten Versuche, sich loszureißen, der aber so fruchtlos ausfiel wie der erste.

„Sage: ‚Bitte, lieber Otto!' und ich lasse dich los," wiederholte Otto.

Digitized by Google

Das Mädchen schwieg noch immer und strengte alle seine Kräfte an, sich zu befreieu.

„Ah, du willst nicht?“ rief Otto gereizt, „du magst nicht bitten? Nun, wir wollen doch sehen, ob ich nicht einmal ein Mädchen zum Gehorsam zwingen kann. Jetzt grade sollst du es thun; ich lasse dich nicht eher los, bis du gebeten hast,“ und er preßte gewaltsam ihre Arme zwischen seinen Händen.

„Ach Otto, laß sie, du thust ihr ja weh,“ tönte Lina's ängstliche Stimme.

Freilich mußte der rauhe Druck der kräftigen Knabenfäuste dem Mädchen weh thun, aber dennoch kam kein Laut des Schmerzes über ihre Lippen. Stumm, mit zu Boden geschlagenen Augen und fest zusammengepreßten Lippen strengte sie alle Kräfte ihres Körpers in dem ungleichen Kampfe an, und so klein und zart dieser Körper auch schien, die Energie und Hartnäckigkeit, mit der sie kämpfte, hätte ihr wohl bei Manchem der andern Knaben den Sieg verschafft. Aber Otto, der ihr an Kraft dreimal überlegen war, hielt sie mit leichter Mühe fest, und aufgebracht durch den langen und entschlossenen Widerstand zog er sie plötzlich mitten in den Kreis der anderen Kinder hinein, die in stummer Neugier den Ausgang des Streites abwarteten, und rief ihnen höhnisch zu:

„Ihr habt es ja gehört, wie sie es mit uns Allen aufnehmen wollte, seht ihr nun, was sie kann? Nicht einmal sich losmachen, aber freilich was soll man auch von einem Mädchen verlangen!“

Dieser Spott und vorzüglich die letzten Worte trieben Anna auf's Aeußerste, sie richtete sich plötzlich auf.

„Laß mich los!“ rief sie, aber nicht bittend, sondern in drohendem, gebieterischem Tone, dabei traf ihn ihr Blick. In den großen dunkeln Augen des Mädchens leuchtete es seltsam, es blitzte daraus hervor so wild und furchtbar, und ihre Züge hatten in diesem Augenblick einen so dämonischen Ausdruck, daß Otto sie unwillkürlich losließ, drei Schritte zurückwich und sie schweigend anstarrte. Auch die andern Kinder blickten erstaunt und fast erschrocken auf die Spielgefährtin, die ihnen mit einem Male ganz fremd und unheimlich vorkam. Anna aber, als sie sich frei sah, athmete tief auf, schlug die Arme übereinander, und ohne ein einziges Wort zu sagen, verließ sie den Kreis und warf sich unter dem großen Lindenbaum nieder.

„Gott bewahre, wie sah die Anna eben aus!“ rief eins der älteren Mädchen, ihr ganz entsetzt nachblickend.

„Es war ja, als wollte sie Otto mit den Augen todtschlagen!“ meinte einer der Knaben.

„Pfui, Lina, du solltest es deiner Schwester sagen, wie boshaft sie ist,“ nahm die Erste wieder das Wort.

Lina schwieg, aber statt ihrer ließ sich ein dicker rothbäckiger Junge, der sich bisher beim Spiel ganz passiv verhalten hatte, folgendermaßen vernehmen: „Ja, die Anna ist ganz und gar unvernünftig, das sagt Vater immer, und sie ist schon oft deßwegen gescholten und eingesperrt worden, aber die Mutter meint, das nützt nichts, denn sie ist einmal von Natur böse.“

Dieser Ansicht traten alle Uebrigen bei, mit Ausnahme Lina's und Otto's, der schweigend und unbeweglich zu Anna hinüberblickte. Die Andern aber vereinigten sich zu einem Chor, der halblaut, aber sehr eifrig sich in allerhand Variationen über das angeregte Thema erging. Es zeigte sich hier recht deutlich, daß Anna, trotz der Oberherrschaft, die sie über ihre Spielgefährten übte, doch eigentlich durchaus nicht bei ihnen beliebt war. Jeder hatte über sie zu klagen, Jeden hatte sie bei irgend einer Gelegenheit gekränkt, und man beschloß, der allgemeinen Entrüstung dadurch Ausdruck zu geben, daß man allein spielen und sich gar nicht weiter um sie kümmern wollte.

„Aber ihren Willen hat sie doch durchgesetzt und sich losgemacht, ohne zu bitten,“ meinte einer der Knaben, etwas schadenfroh zu Otto gewendet.

„Das war etwas Rechtes,“ antwortete dieser achselzuckend, „ich ließ sie ja los.“

„Nun, ich glaube, Jeder von uns hätte sie losgelassen, wenn sie ihn so angesehen hätte; es war ja grade, als wenn —“

„Werden wir nun endlich anfangen zu spielen?“ unterbrach ihn Otto ungeduldig. „Es wird wahrhaftig sonst dunkel; macht schnell, damit wir wenigstens noch Etwas zu Stande bringen.“

Eine Viertelstunde später war das Räuberspiel im vollen Gange, aber es schien diesmal eine Art Verstimmung zu herrschen. Anna fehlte und mit ihr die Seele des Ganzen. Sie verstand das einförmigste, langweiligste Spiel zu beleben und auch den Andern das lebendigste Interesse dafür einzuflößen, denn sie pflegte jede Ritter-, Räuber- oder Geistergeschichte, die sie las oder erzählen hörte, gleich am folgenden Tage auf dem Spielplatze in Scene zu setzen. Sie versammelte gewöhnlich die ganze Jugend um sich und trug die betreffende Erzählung vor, dann wurden die Rollen vertheilt und das Ganze mit unendlichem Eifer dargestellt. Auch hierin that sie es allen Uebrigen zuvor, was jene nur spielten, das durchlebte sie, als ob es eine Wirklichkeit wäre, und „wenn Anna so recht im Zuge ist, dann kann man sich manchmal vor ihr fürchten,“ meinten die andern Kinder. Indessen gefielen sie sich als Helden, Räuber oder Gespenster so ausgezeichnet, und die fortwährende Abwechslung war so ganz nach ihrem Geschmack, daß sie nichts dagegen hatten, wenn Anna ohne Weiteres die Hauptrollen für sich nahm, Alles nach ihrem eigenen Belieben anordnete, und sich überhaupt eine Herrschaft anmaßte, die ihr zuweilen nur von Otto streitig gemacht wurde, der ihr zwar nicht in Erfindung, aber doch in Ausführung der Spiele gewachsen war.

Diesmal aber war sie nicht dabei, es gab folglich keine neuen Variationen, und überhaupt schien Allen die rechte Lust zu fehlen. Man spielte, um eben doch Etwas zu thun, aber es ging matt und langweilig dabei zu, und das Spiel wäre gewiß bald zu Ende gewesen, wenn nicht Otto seinerseits Alles aufgeboten hätte, um Leben hineinzubringen. Ueberall war er der Erste, Alle feuerte er durch Scherze und Neckereien an, selbst die von ihm sonst stets über die Achsel angesehenen Mädchen kamen diesmal zur Geltung, und wirklich brachte er es dahin, daß ruhig fortgespielt wurde und Niemand sich um Anna kümmerte, die ihren Platz noch immer nicht verlassen hatte.

Jetzt trat eine augenblickliche Pause ein. Die „Ritter“ verhandelten mit den Räubern über ein streitiges Terrain, und die „Prinzessinnen“, d. h. sämmtliche Mädchen und all' die kleineren Kinder warteten das Resultat ab und befanden sich dabei zufällig in der Nähe des Lindenbaums.

Lina schlich zu der Schwester hin. „Hat er dir weh gethan?“

Anna fuhr auf, als käme sie eben aus dem Schlafe. „Nein,“ antwortete sie kurz, und einen raschen Blick umherwerfend fügte sie hinzu: „Aber du bist schon müde, Lina, ich sehe es dir an. Komm', setze dich hierher, ich will dir eine Geschichte erzählen.“

Digitized by Google

1864. 2.

Digitized by Google

„Eine Geschichte?“ fragte die Kleine neugierig.

„Ja, eine Geistergeschichte.“

Schon bei dem Wort „Geschichte“ streckten einige der andern Mädchen die Köpfe empor, denn Niemand wußte so zu erzählen wie Anna; als sie aber nun gar von Geistern hörten, da konnten sie der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens den Anfang mit anzuhören, und der Anfang war so interessant, daß eines nach dem andern sich ganz leise auf den Rasen niederließ und bald die ganze Gesellschaft um Anna versammelt war, die das jedoch nicht zu bemerken schien, sondern ruhig forterzählte, nur zu Lina gewendet, als sei diese ihre einzige Zuhörerin.

Als die Ritter zurückkehrten, mit der Nachricht, daß der Waffenstillstand vorüber sei und der Kampf gleich beginnen werde, fanden sie, daß all' ihre Damen ihnen untreu geworden waren, und verwundert, was es denn so gar Interessantes zu hören gäbe, setzten sie sich gleichfalls hin und blieben — Dank der geheimnißvollen Gespenstergeschichte — auch richtig sitzen.

Jetzt erschienen die Räuber unter Otto's Anführung und wollten wissen, warum das Spiel nicht anfinge.

„Spielt ihr allein und laßt uns in Ruhe, wir wollen zuhören,“ war die einzige Antwort, die sie erhielten.

„Nun, so laßt die Mädchen doch sitzen, wir brauchen sie ja nicht!“ rief Otto ärgerlich, aber nur ein kleiner Theil seiner Kameraden folgte der Aufforderung. Die Andern wollten „nur ein paar Minuten zuhören und dann gleich nachkommen“, aber sie kamen nicht nach, und die Uebrigen — war es die Neugierde, zu wissen, was in jenem Kreise vorging, war es die athemlose Stille, die dort herrschte, nur zuweilen unterbrochen von einzelnen Ausrufen der Verwunderung und des Grauens, oder hatten sie wirklich die Lust zum Spielen verloren — genug, ehe zehn Minuten vergingen, lehnte Otto ganz allein an einem Zaunpfahl und blickte mit verbissenem Aerger auf die Gruppe der Zuhörer, in welcher auch nicht ein Einziger fehlte.

Die Sonne war längst untergegangen, es dunkelte bereits, ein leiser Abendwind rauschte in der Krone der alten Linde, der Abend war so recht gemacht, sich auf die angenehmste Weise von der Welt zu „graulen“, und das that auch die ganze Gesellschaft nach besten Kräften. Aengstlich rückten die kleineren Kinder näher aneinander, und manches von den größeren warf einen scheuen Blick rückwärts über das dämmernde Feld. Aber was war das auch für eine herrliche Geistergeschichte, und wie erzählte Anna! Mit gesenkter Stimme, in geheimnißvollem Flüsterton und doch mit glühender Lebendigkeit schilderte sie den düstern Zauberwald, den tapfern Ritter, der hineindringt, und den schwarzen, vom Mondlichte beschienenen See, in dessen Grunde die Nixe wohnt, die noch kein menschliches Auge erblickt hat.

„Jetzt spricht er das Zauberwort, der See thut sich auf, aus der Tiefe steigt langsam etwas Weißes empor“ — sie hielt einen Augenblick inne und blickte im Kreise umher. Alles hing in athemloser Spannung an ihren Lippen, selbst Otto hatte sich unwillkürlich vorgebeugt, um besser zu verstehen — plötzlich stand sie auf.

„Es ist beinahe dunkel, wir müssen nach Hause, komm', Lina.“

Ein allgemeines Ah der Enttäuschung und Entrüstung ließ sich hören.

„Was, du willst fort, Anna?“ — „Nein, das geht nicht“ — „Erst mußt du die Geschichte zu Ende erzählen“ — „Nur noch fünf Minuten“ — so klang es in allen Tonarten, aber nun Anna's Lippen spielte ein spöttisches, triumphirendes Lächeln.

„Ich habe keine Lust mehr,“ erklärte sie, „gute Nacht!“ Damit nahm sie die Hand ihrer Schwester und ging, ungerührt von allen Bitten, Vorwürfen und Drohungen, davon. Vor Otto blieb sie noch einen Augenblick stehen.

„Jetzt kannst du mit ihnen weiter spielen, ich brauche sie nicht mehr. Gute Nacht, lieber Otto!“

Der Knabe stampfte heftig mit dem Fuße und ballte die Fäuste, aber die beiden Mädchen waren schon verschwunden.

„Aergere dich nicht, Otto,“ tröstete Fritz, der die letzten Worte seiner Schwester gehört hatte, „ich werde es zu Hause sagen, wie abscheulich sie wieder gegen uns Alle gewesen ist, sie soll ihr Theil schon bekommen.“

Otto wendete sich um und maß seinen Bundesgenossen mit ziemlich verächtlichen Blicken. „Das sage ich dir, Fritz, wenn Anna wegen deiner Klatschereien zu Hause auch nur einen einzigen Schlag bekömmt, so erhältst du zehn von mir, merke dir das.“

(Fortsetzung auf S. 29.)

Nordisches Thierleben.

(Taf. 2.)

Wenn der Reisende auf einer Nordfahrt zum ersten Male eines jener unwirthlichen Gestade im äußersten Norden Europa's, Asiens oder Amerika's betritt und den Blick auf die unabsehbaren öden Flächen wirft, die während des kurzen Sommers eine dürftige Vegetation, während des langen Winters aber der dichte Schnee bedeckt, so scheint ihm alles Leben ringsumher erstorben. Alles ist todtstill und der Wanderer erschrickt über den in der dichten Luft überraschend starken Ton seiner Stimme und seines Fußtritts. Wie aber manches Gemälde, das wir aus einer gewissen Entfernung betrachten, todt und öde erscheint, in der Nähe betrachtet aber sich mit immer neuen und fesselnden Gestalten belebt, so taucht auch in den Polarländern vor dem Nähertretenden das Leben in den manchfachsten Formen auf, eine Thierwelt, die zwar weniger reich an Arten als Individuen ist, aber da und dort Scenen darbietet, wie sie andere, glücklichere Himmelsstriche kaum reicher und kräftiger kennen. An den Abhängen verläßt der schöne Polarhase sein in den Spalten verwitterter Felsen befindliches Lager, wo er vor Stürmen und dem Schneetreiben geschützt ist, um die den Fels überwuchernden Flechten und die Rinde niederer Weiden zu äßen. So weiß wie Schwanendunen, nur am Löffel mit einem schwarzen Halbmonde bezeichnet, ist er fast nur da zu erkennen, wo die dunkle Felswand den Hintergrund bildet. Dort huscht der röthliche Lemming aus einem seiner Löcher, um sofort in dem nächsten Gange zu verschwinden, wenn er den nieblichen, halb vom Schnee bedeckt daherschleichenden Eisfuchs gewahrt.

Digitized by Google

Hinter den Felsblöcken des rauhen Vorgebirgs lauert der braune Wolf, und vom Hunger getrieben landet der Eisbär an der benteverheißenden Küste, denn selbst auf der Patrik- und Melville-Insel und anderen nördlichen Eilanden weidet mitten im Winter das Rennthier, dem Flechten und Zwergweiden noch genügende Nahrung gewähren, und Heerden braunzottiger Bisamstiere eilen in geradlinigem Zuge durch die Thäler.

Wenn aber die höhersteigende Sonne über diese Gegenden, über die grönländischen Vorlande und die Inseln der Pennsylvaniastraße eine mildere Temperatur verbreitet, des Mittags die Wasserläufe zu rieseln beginnen, klirrend von Klippen und Sträuchern die Eiszapfen fallen und die Thäler wieder zu grünen beginnen, dann bricht mit dem rasch in den Sommer übergehenden Frühling ein noch manchfaltigeres, bunteres Leben hervor. Es wimmelt am Boden und flattert in den Lüften. Schwärme großer Mookito's wirbeln auf, schwarze Spinnen eilen am Boden hin, am Ufer sonnen sich unzählige Krabben, und an eisfreien Stellen sammeln sich Mollusken, Medusen und Quallen. Wurde die Stille der langen, nur von den spielenden Strahlen des Nordlichts und bei hellem Wetter vom Glanze der Sterne gemilderten Nacht nur selten von dem Gezwitscher kleiner Vögel unterbrochen, so bringt nun die aus dem Süden zurückkehrende Vogelwelt das reichste und bunteste Leben in die Landschaft. Schon im Mai brütet das Schneehuhn, am Ende desselben bevölkern zahllose Schwärme von Eider-, Ringel- und Königsgänsen die Seen und Sümpfe, und bald folgen ihnen die Enten, sich von den Tangen und Wasserthieren der süßen Gewässer zu nähren. Kleine Züge von Vögeln aus den Familien Uria und Somateria, Schaaren von Alken und Eidergänsen fliegen vorüber. Möven kreischen über die Schollen des treibenden Eises, und die meisten Küsten, wie die von Island, Spitzbergen, vor allen aber die von Grönland, werden von einer fabelhaften Menge von Vögeln besucht, welche fast überall, besonders auch auf den berühmten Vogelbergen, brütend die Felsen bedecken. Die Eider- und Bernikelgänse siedeln sich unmittelbar am Meeresspiegel, die Alke und Möven etwas höher an den Klippen an, die Lummen aber und ihre Brut nehmen die Spitze der Felsen ein. Wenig scheu, lassen die meisten dieser Vögel den Seefahrer ganz in die Nähe kommen. Erst ein Schuß schreckt sie auf, und Mancher erschrak vor der Wirkung eines Schusses, der ganze Wolken von Seevögeln aufstört. Für die arktische Fauna sind nächst den Pelzthieren hauptsächlich die Schwimmvögel charakteristisch.

Die Inselgestade des Beeringsmeeres bergen das geschätzteste Pelzthier, die Seeotter, deren schwarzes oder silberglänzendes Fell mit 4—500 Rubeln bezahlt wird. Darum ist sie auch immer seltener geworden, und der Seefahrer sieht sie nur noch selten auf Felsen oder Tangwiesen sich sonnen. Die Jagd der Seeotter war es, welche einst die Russen von Ochotzk nach Kamtschatka und von dort über die Inselkette der Aleuten nach dem amerikanischen Continent führte. — Noch während des Winters tauchen aus den von ihnen im Eise offen erhaltenen Löchern einzelne Robben auf, die sich auf den beschneiten Schollen nun des Sommers erfreuen, sich behaglich wälzen und unbeholfen mittelst der Flossen die Küste erklimmen. Viele Bewohner des Nordens sind hauptsächlich auf die Robben angewiesen. Als die schon in die Nähe Upernavik's gelangte Expedition Elisha Kent Kane's nach unsäglichen Entbehrungen und Gefahren nahe daran war, dem Hunger zu erliegen, sahen sie eine große Robbe auf einer Eisscholle schwimmen. „Noch sehe ich den angstvollen, fast verzweifelnden Ausdruck der abgezehrten Gesichter der Männer," erzählt Kane, „denn von dem Fange des Thieres hing ihr Leben ab. In denselben Augenblicke, in dem sich der Seehund in die See stürzen wollte, streckte ihn ein Büchsenschuß auf das Eis nieder. Weinend und lachend stürzten die Geretteten wie wahnsinnig mit den Messern auf die auf festes Eis gezogene Robbe los, von welcher kein Loth verloren ging." — An dem von der hohen Frühlingsfluth unter Wasser gesetzten Küstenrande Nowaja Semljah's, Spitzbergens, Aljaska's lagern die riesigen Walrosse, auf deren ergiebiger Jagd die ganze Hoffnung der Tschutschken und vieler Eskimalen beruht. Wenn sich der Aleute, mit Spießen und schweren Aexten bewaffnet, zu dieser gefährlichen Jagd anschickt, nimmt er erst von den Seinigen Abschied, denn er fürchtet das Walroß mehr als den grimmigen Bären. In diesen Regionen hat auch der Narwal seine Heimath. Ununterbrochene Züge von Delphinen ziehen durch den Wellingtonkanal und andere Straßen, und in den Walfischgründen Spitzbergens und der Baffinsbai tummelt sich noch immer der gigantische Walfisch.

Bei einer Schilderung des nordischen Thierlebens darf der halbwilde, eben so nützliche als unangenehme Eskimohund nicht übergangen werden. Derselbe ist fast unempfindlich gegen die Kälte, frißt alles Erreichbare und leistet als Zugthier am Schlitten die ersprießlichsten Dienste. Man läßt sie stets auf dem Eise und füttert sie auch hier. Als M'Clintocks Hunde einmal krank und schwach werden wollten, wurde ihnen auf dem Schiffe eine kräftige Mahlzeit verabreicht; seitdem waren aber die Thiere kaum mehr ferne zu halten. Sie stürmten in einer Nacht das Schiff mit einem Lärm, daß die ganze Mannschaft aus dem Schlafe auffuhr. Häufige Gäste landender Seefahrer sind auch die nordischen Füchse, welche häufig mit mehr Neugierde als Furcht herzukommen, so daß man sie fast mit den Händen erreichen kann. Ein Fuchs, der einige Tage auf der Advance gefangen gewesen, wurde freigelassen, kam aber bald wieder an Bord geklettert und schlüpfte in sein Lager auf dem Deck. Auch die Polarbären erscheinen bisweilen bei den Schiffen und Ansiedelungen. Mit dem Wasser eben so vertraut, wie mit dem Lande, erscheinen sie oft in beträchtlicher Entfernung mitten im Packeise. Parry fand sie in den nördlichsten bis dahin erreichten Strichen, Wrangell hatte sie zu beständigen Begleitern, und Kane sah im Juli Bären fünfzig Meilen von der grönländischen Küste. Von andern Seefahrern sind auf Schollen oder Eisbergen schwimmende Bären im offenen Meere siebzig Meilen vom nächsten feststehenden Eise gesehen worden. Ihre Jagd ist gefahrvoll, aber man kennt kein Beispiel, daß ein Bär ungereizt einen Menschen angegriffen hätte. Ihre gewöhnliche Nahrung ist der Seehund; gegen den Wind jagend verräth ihnen schon in weiter Entfernung der Geruch, wo ein solcher zu finden ist. Geräuschlos, mit unter den Leib gelegten Vordertatzen, schiebt der Bär auf dem Eise heran, bis er seine Beute in einem großen Sprunge erreichen kann. Ein Eskimo aus Upernavik besuchte an einem düstern Wintertage seine Netze, in deren einem sich ein Seehund gefangen hatte. Der Mann kniete auf das Eis nieder, um den Seehund aus dem Wasser zu nehmen, als er einen leichten Schlag auf den Rücken erhielt. In der Meinung, ein Begleiter habe sich einen Scherz erlaubt, achtete er nicht hierauf, da fiel ein zweiter, so wuchtiger Schlag, daß der Eskimo sich erschrocken umsah. Ein großer alter Bär von grimmigem Aussehen stand hinter ihm. Ohne den Besitzer

Digitized by Google

des Seehundes weiter zu brachten, zog der Bär den Seehund aus dem Netze und begann ihn zu verspeisen, wobei er von dem Eskimo, der das Weite suchte, nicht im Geringsten gestört wurde. Der Polarbär wird von keinem andern Thiere an Unerschrockenheit, Kraft und Gewandtheit übertroffen. Furchtlos nimmt er den Kampf mit ganzen Schaaren wohlbewaffneter Jäger auf und setzt sich unbekümmert ihren Schüssen aus, wenn er sein Junges decken und retten zu können glaubt. Selbst von dem ungestümen Walrosse werden ähnliche Züge von Aufopferung für die Jungen erzählt.

Die Felsengegenden im Lande der Eskimo's, die Steppen an der Hudsonsbai vom 60. Breitegrade bis zur vielbesuchten Melville-Insel, besonders aber die den Wäldern benachbarten Distrikte, bevölkert ein scheues, flüchtiges Wild, der Stolz der arktischen Weiden, der Bisam- oder Moschusochse. Der große breite Kopf, die braune, am Halse, der Brust und den Seiten zottige Behaarung geben ihm ein furchtbares Ansehen, er ist jedoch nur in der Brunstzeit und wenn er angegriffen wird gefährlich. Mecham traf auf der Melville-Insel zahlreiche Heerden, die sich, als er sich näherte, in Trupps von 15—20 Stück theilten und, von mächtigen Bullen angeführt, schnaubend und den Schnee aufwühlend wie Kavallerie-Schwadronen daherstürzten, bis einige Schüsse sie in die Flucht jagten. „Ein Bullochse," erzählt Comm. Maclintock, „war durch die Lunge geschossen und das Blut strömte aus seinen Nasenlöchern auf die Schneefläche. Wie er dastand, in vollster Wuth uns auf's Korn nehmend, bereit und doch außer Stande uns anzugreifen, waren seine kleinen, aber feurigen Augen beinahe unter der buschigen Mähne verborgen. Sein ganzer Körper war krampfhaft im Todesschmerze erschüttert, und diese Erschütterung theilte sich den langen zottigen Haaren und dem wolligen Pelze mit, und selbst die massige Mähne richtete sich auf. Als ob es alle Wuth in sein Inneres verschlösse, so stand das majestätische Thier lautlos da; aber das wilde Feuer, das aus seinen Augen schoß, und seine drohende Stellung waren ungleich großartiger als das schrecklichste Gebrüll. In sich zusammensinkend endete der unvergleichliche Monarch der arktischen Wildniß."

Das wichtigste Säugethier des hohen Nordens, welches da, wo weder Pferd, Stier noch Schaf mehr gedeihen will, sich am wohlsten fühlt und dem Nordländer diese Thiere vollkommen ersetzt, ist aber bekanntlich das Rennthier. Es geht, den Bisamochsen ausgenommen, am weitesten nördlich, und zwar in Grönland und Spitzbergen bis zum 70. Grade. Sie laufen und schwimmen vortrefflich. Beim Eintritt des Winters verlassen sie die weiten Ebenen an den Küsten und suchen Schutz in den Bergwäldern. Wenn aber zu Ende des Monats April der Schnee an den Seiten der Berge zu schmelzen beginnt, ziehen sie, von der zunehmenden Wärme und den sich entwickelnden Bremsen belästigt, in langen, gedrängten Zügen nach dem Norden zurück, wobei sie über die breitesten Ströme schwimmen, stets aber dieselben Pfade und Uebergänge wählen. Viele der im Mai an den Kupferminenfluß gelangenden Rennthiere werden von den Indianern mit Flinten oder Bogen und Pfeilen erlegt, oder in Netzen und Schlingen gefangen. Sie sind so friedliebend und gutmüthig, daß die wild eingefangenen leicht gezähmt und zum Zuge oder zur Milchwirthschaft verwendet werden können. Auf der östlichen Seite der Halbkugel wird bekanntlich das Rennthier als Zug-, Milch- und Schlachtvieh benützt und befriedigt alle Bedürfnisse der Lappen und Tunguſen, während es auf der westlichen Seite nur Gegenstand der Jagd geblieben ist.

Die Feinde des Rennthiers sind der Wolf und der Vielfraß. Einen einzelnen Wolf weiß es mit Gewalt und Hinterhalten gehörig abzuwehren, wird es aber von zwei Wölfen gejagt, denen es nicht durch die Schnelligkeit seines Laufes entgehen kann, so wird es ihnen nicht selten zur Beute, während einer der Wölfe das Rennthier von vorn angreift und dasselbe sich dieses Gegners zu erwehren sucht, springt ihm der andere auf den Rücken.

Seltener gelingt es dem Vielfraß, ein Rennthier zu bewältigen. Die älteren Nachrichten über dieses für seine Größe allerdings sehr wilde und starke Thier, dessen Name von dem schwedischen Fjäll (Fels) herrührt, sind mit den wunderlichsten Fabeln ausgeschmückt, und noch gegenwärtig wird behauptet, der Vielfraß springe Rennthieren, Hirschen, Rehen, selbst Pferden, Bären und Wölfen von Felsblöcken oder Bäumen herab unvermuthet auf den Rücken, beiße sich ein, und lasse nicht eher los, bis das Thier todt sei. Kein neuerer Reisender hat das gesehen. Die Nahrung des Vielfraßes sind kleinere Säugethiere, Vögel und Beeren, doch macht er sich auch über größere Säugethiere und selbst über Rennthiere her, wenn diese verwundet oder krank und schwach geworden sind; nicht selten wird er aber hiebei von hungrigen Wölfen oder dem braunen Bären überrascht, die ihm, ohne sich an sein zorniges Knurren und Fauchen zu kehren, kaum einen Rest seiner Beute zurücklassen.

C. F. A. Kolb.

Die Stachelberger Badequelle.

Zu den weniger besuchten Schweizergegenden, deren Schönheit erst nach und nach zur Geltung gelangt, gehören unstreitig die herrlichen Thäler des Kantons Glarus. Während schon lange Zeit hindurch das Berneroberland, der Gotthard und Rigi und das Monte-Rosa-Gebirge jährlich viele Tausende von Fremden anziehen, ist es verhältnißmäßig erst eine viel kürzere Zeit, seit Glarus, das durch sein Brandunglück europäischen Ruf erlangte, zu den besuchteren Schweizergegenden gehört.

Und doch birgt das kleine Glarnerländchen so viel Schönheit in sich, daß es wohl der Mühe werth ist, sich auf seinen Bergen und in seinen Thälern gründlich umzuschauen. Sowohl die idyllische Landschaft als die Hoheit ernster Hochgebirgsnatur findet darin ihre Vertretung. Einer Wanderung auf die Sandalp und den Sandpaß — oder auf den Kistenpaß und an den Muttisee gibt es wenig Aehnliches an die Seite zu setzen an wilder Majestät und überwältigender, Bewunderung fordernder Größe. — Und kann es traulichere, idillischere Scenerien geben, als sie das Klönthal, Klönsee — Obersee bei Näfels und eine Wanderung über den Kerenzerberg bieten?

So recht zu stillem Naturgenusse einladend, ruht 1½ Stunden vor dem Schlusse des Linth- oder Großthales an der westlichen Thalwand das Stachelberger Bad, umgeben

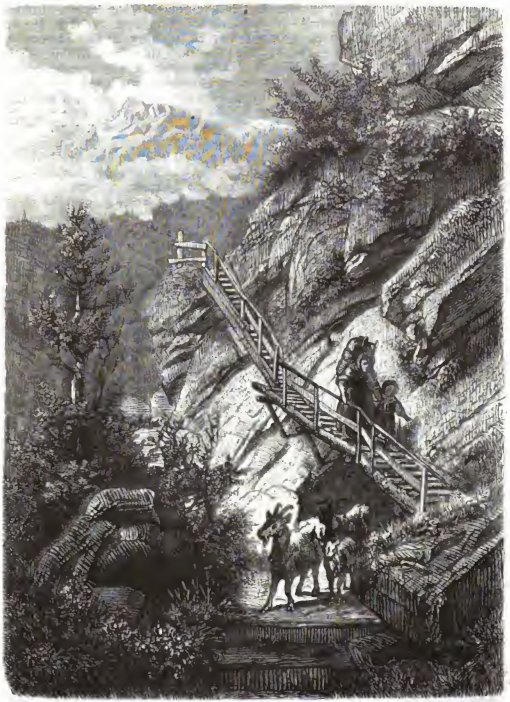
Digitized by Google

von ländlichen Hütten und üppigem Wiesen- und Waldwuchse.

Ernst prangen im Hintergrunde des Thales der düsterfteile, schneebedeckte Selbsanft, der helle Bifertenfirn und der 12,000 Fuß hohe stolze Tödi, zu seiner Seite die schroffen wilden Clariden.

In das Brausen der Wasserfälle, welche die Thalwände herabflattern, mischt sich das Klingen der Sichel, das Blöken der reichen Heerden, das Klappern der Spinnereien und Webereien und der herzerfreuende Ton vierstimmigen Männergesangs eines freien, gebildeten Landvolkes.

Das Stachelberger Bad, seit 1816 erst namhaft und besucht und mit Bequemlichkeiten für Hunderte von Gästen versehen, ist jetzt eines der angenehmsten Bäder der Schweiz.



Die Stachelberger Badquelle.

Seine Badequellen rinnen in einer Kluft der steilen Wand des Braunberges tropfenweise zusammen. Das Wasser derselben ist ein alkalisch schwefelhaltiges, und der kitzelnde Geruch desselben verräth dem Wanderer die Quelle schon von fern. Der Weg zu derselben führt an einigen Stellen über an die Felswand gefestigte Treppen etwas steil und mühsam hinauf; die untere Treppe vergegenwärtigt die beigefügte Zeichnung.

Wer zu seiner Gesundheit oder zur Erholung und Erheiterung für mehrere Wochen seinen Wohnsitz im Stachelberger Bade nimmt, wird dasselbe nicht verlassen, ohne daß ihm der Abschied schwer fällt. Und längst entfernt davon füllen die Bilder aus Stachelbergs Umgebung die Seele noch mit stiller Freude, welche den Freund der Natur auch auf der staubigen Straße des täglichen Lebens an jene stille Befriedigung erinnert, die das Auge des für Schönheit empfänglichen Menschen in jener erhabenen Natur unwillkürlich empfindet und sich dauernd zu eigen macht.

W. N.

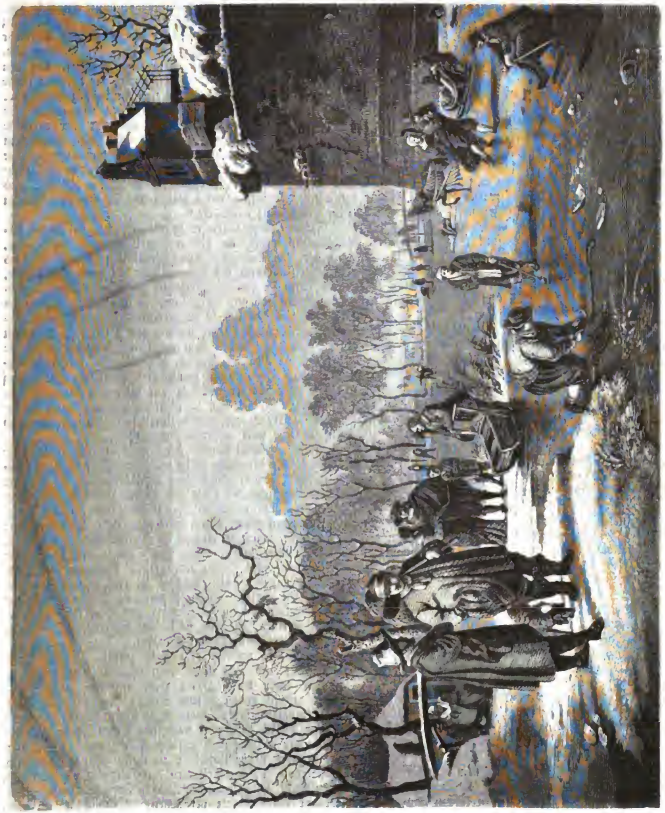
Gemälde-Ausstellung in Paris.

Zur dießjährigen Gemälde-Ausstellung in Paris (1863) wurden 1061 Maler zugelassen. Davon gehörten 850 Frankreich an; 15 Departements waren gar nicht vertreten, während Paris allein 364 Aussteller gesandt hatte; das nächst stark vertretene Departement Rhône (mit Lyon) sandte nur 36.

Die Zahl der Ausländer war 203, also beinahe ein Fünftel des Ganzen. Am stärksten vertreten war Belgien durch 39 Künstler; dann Preußen mit 34; Italien 15; Schweiz 14; Holland 12; Rußland 10; Spanien 10; England und Schottland 6; Polen 5, u. s. w.

Digitized by Google

Von allgemein bekannten Namen finden wir: aus Frankreich H. Vellangé, Courbet, Delaroche, Doré, H. Knaus. Flandrin, Gérôme; ferner Winterhalter, A. Achenbach,



Winterscene nach van de Velde.

Ein Hochgewitter.

(Fortsetzung zu S. 3.)

Er fand gar Vieles verändert, der arme, jetzt reiche Sepp, seitdem er vor zwanzig Jahren Abschied genommen hatte. Seine beiden Schwestern, sowie deren Gatten, nebst so manchem Andern, der ihm lieb gewesen, waren gestorben

Digitized by Google

und die Jugend, die einstweilen emporgeschossen, staunte er gar nicht; aber doch fühlte er sich wohler, als seit langer Zeit, denn er befand sich ja in der Heimath. Ueberdies bemühte sich nicht Jedermann, ihm auf alle Weise gefällig zu sein, und wetteiferten nicht insbesondere seine beiden Neffen, ihm alle nur erdenkliche Liebe zu erweisen? Ja, stritten sie sich nicht förmlich darum, wer von ihnen Beiden ihn beherbergen, ihn verpflegen — denn kränklich war er immer noch und das Siechthum schien ihn auch nie mehr ganz verlassen zu wollen — dürfe, und that nicht Jeder fast mehr, als ein Sohn gethan haben würde? In der ersten Woche hatte er sein Absteigequartier beim Elbli genommen, offenbar zum großen Verdruß des Kuonz; aber er fand bald aus, daß das Häuschen des Letzteren viel sonniger liege und überdies um ein Bedeutendes geräumiger sei, als das des Elbli, und somit zog er schon in der zweiten Woche zum Kuonz. Auch schien er hier seine bleibende Residenz nehmen zu wollen, denn er ließ sofort nicht nur verschiedene Reparaturen und Verbesserungen mit der Hütte selbst vornehmen, sondern ruhte auch nicht, als bis mit großen Kosten mehrere neue Möbelstücke, sowie einige andere Bequemlichkeiten, an deren Gebrauch er sich in der Fremde gewöhnt hatte, von der nächsten Stadt über das Gebirge herübergeschafft worden waren. Wer freute sich nun mehr als der Kuonz? Sein Gesicht strahlte förmlich vor Vergnügen, und man sah es ihm an, wie all' sein Dichten und Trachten dahin ging, dem Oheim den Aufenthalt bei ihm so sehr als möglich angenehm zu machen; nur wenn der Elbli zum Besuch kam, was übrigens, um dies gleich jetzt zu erwähnen, jeden Tag geschah, verfinsterten sich seine Mienen und seine dunkeln Augen schossen, besonders wenn er sich unbemerkt glaubte, so unheimliche Blitze, daß man sich ordentlich hätte vor ihm fürchten können. Diese Gemüthsstimmung konnte natürlich dem alten Sepp, der während seines langen Aufenthalts unter fremden Menschen dieselben zu beobachten gelernt hatte, nicht entgehen, aber er äußerte sich darüber in keiner Weise, sondern fuhr vielmehr fort, die beiden Neffen, wie er bisher gethan, mit ganz gleicher Liebe zu behandeln, ohne irgend Einen von ihnen besonders vorzuziehen. Hoffte er doch, auf diese Weise den bösen Dämon, der in dem Herzen des Kuonz rege zu werden begann, am ehesten zu beschwichtigen! So gingen also die Dinge mehrere Wochen lang dem Anscheine nach ganz ruhig ihren Gang fort, bis in den Spätherbst — der Oheim war im Hochsommer angekommen — hinein, und es schien in der letzten Zeit fast, als ob der Kuonz seine Eifersucht ganz abgelegt hätte; allein wie nun der Winter, wo die Feldgeschäfte ein Ende hatten, herbeikam, und mit demselben die Besuche der Nachbarn sowohl als insbesondere des Elbli länger und länger wurden, da verfinsterte sich das Gesicht des Kuonz wieder mehr als je, und es zuckte oft wie ein Gewitterstrum darüber hin. Ja er nahm es sich sogar mehr als einmal heraus, den Elbli und Andere geradezu abzuweisen, und wenn diese dann nach dem Grunde fragten, so erwiederte er nur kurzweg, der Sepp schlafe, oder auch, derselbe wolle wegen Unwohlseins allein sein, und was dergleichen Ausreden mehr waren. Kurz, es lag klar am Tage, daß er, der Kuonz, darnach trachtete, seinen Oheim ganz allein für sich in Beschlag zu nehmen, so daß dieser für Niemanden sonst auf der Welt sein sollte, als nur für ihn! Damit jedoch stimmten, wie man sich wohl denken kann, die alten Freunde des Sepp ganz und gar nicht überein, und am allerwenigsten that dies der Elbli, sondern sie beschwerten sich vielmehr über solche Gewaltthätigkeit in recht bittern Worten, und der alte Sepp fand sich dadurch bewogen, dem Kuonz in ihrer Gegenwart deßwegen einen tüchtigen Verweis zu geben. Allein was war die Folge? Etwa die, daß der Kuonz nunmehr beschämt in sich ging und die Wünsche seines Oheims befolgte? O nein, ganz und gar nicht; sondern der junge Mann wurde vielmehr nur noch verbissener, und fuhr nicht nur fort, seinem Vetter und Anderen, die einen besondern Einfluß auf den Oheim hatten, den Zutritt zu erschweren, sondern er suchte dieselben auch durch Bemerkungen und Anschwärzungen aller Art bei dem alten Sepp in Mißkredit zu bringen. „Er allein," dies war der Refrain oder vielmehr der versteckte Sinn aller seiner Reden, „liebe den Ohm aus wirklichem Herzensgrund und ohne Nebenabsichten, die andern Alle aber, und insbesondere der Elbli, kämen nicht aus Liebe zum Sepp, sondern nur aus Liebe zu seinem Gelde, und somit wäre es besser, wenn man solche Schmarozerpflanzen lieber gleich ganz wegwürfe."

Derlei Reden führte er so oft und mit so vielen Abwechslungen im Munde, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn der alte Sepp, der seiner Gesundheit wegen während der kalten Jahreszeit das Zimmer fast nie verlassen konnte, endlich durch sie von der Wahrheit der Kuonz'schen Ansichten überzeugt worden wäre, und in der That schien sich die Sache auch wirklich so zu verhalten, denn er setzte denselben, nachdem er sie im Anfang mit Heftigkeit bekämpft hatte, später gar nichts mehr entgegen, sondern nahm sie stillschweigend hin, wie Etwas, das sich von selbst so verstehe. Doch — stimmte damit auch sein innerstes Herz überein, oder that er vielmehr nur deßwegen keine Widerrede mehr, um die ihm so überaus nöthige Ruhe zu bekommen? Der Erfolg wird's lehren, und ich enthalte mich daher für jetzt jeder weiteren Bemerkung.

Lange — lange dauerte der Winter an und viele bange Seufzer sandte der reiche Sepp während desselben zum Himmel empor. Kuonz schrieb dies dem Umstande zu, daß der Gesundheitszustand des Ohm sich wieder ziemlich verschlimmert hatte, und versprach, sowie die Wege wieder gangbarer geworden seien, einen geschickten Arzt herbeizuholen; zugleich aber warf er einmal die Bemerkung hin, ob es nicht am Platze wäre, wenn der Ohm nicht blos einen Arzt, sondern auch einmal einen Notar kommen ließe, um sein Testament zu machen, denn es sei doch gut, wenn man sich zur Zeit vorsehe. Diese Bemerkung übrigens hätte er besser unterlassen, denn so geduldig und widerstandslos der Ohm sonst Alles hinnahm, so brachte derselbe es doch nicht über sich, hiezu ebenfalls zu schweigen.

„Zur Zeit vorsehen!" rief er zornig. „Also hofft du, ich werde es nicht lange mehr treiben, und du freust dich wohl schon darauf, dein Erbe antreten zu können? Doch abgesehen davon," fuhr er nach einer kleinen Pause etwas gemäßigter fort, „wozu denn einen Notar und ein Testament? Ich habe zwei natürliche Erben, dich und den Elbli, unter welchen nach meinem Tode, was ich hinterlasse, in zwei gleiche Portionen zu theilen ist, zu was also, ich wiederhole es, ein Testament? Geschieht es vielleicht, weil du denkst, ich solle meinen näheren Freunden und Schulkameraden kleine Legate vermachen? Oder soll ich etwa diese oder jene fromme Stiftung bedenken, oder hast du sonst einen Hintergedanken?"

„Ich bin der Ansicht," erwiederte Kuonz mit fester Stimme, aber ohne aufzusehen, „daß derjenige Eurer Neffen, der Euch diese ganze Zeit über verpflegt und beherbergt

Digitized by Google

hat und Euch, wie Ihr endlich wissen solltet, mit viel größerer Liebe zugethan ist als der andere, welcher stets fern bleibt und, wenn er kommt, nur aus Eigennutz kommt — ich bin der Ansicht, daß dieser Euer liebster Neffe, nämlich ich, auch eine besondere Berücksichtigung in Hinsicht der Hinterlassenschaft verdient."

„Ah so!" erwiederte der alte Sepp mit einer auf einmal ganz kühl gewordenen Stimme. „Jetzt verstehe ich dich, und ich glaube auch, daß du in gewisser Beziehung Recht hast. Ja, ja, ich sehe es ein, ich muß ein Testament machen."

Noch mehrere Male kam der Kuonz auf die Testamentsangelegenheit zurück, und immer gab der alte Sepp die nämliche Antwort; doch ließ er sich nie darüber aus, in welcher Weise er das Vermächtniß abfassen, d. h. wie viel er dem Kuonz zum Voraus vermachen werde, und so rückte endlich das Frühjahr herbei, ohne daß etwas Bestimmtes darüber verabredet war. Ja nicht einmal dazu hatte Kuonz seinen Ohm zu bringen vermocht, daß er ihm den Stand seines Vermögens genau angab, und der junge Mann beschloß daher, bei der nächsten günstigen Gelegenheit sich wenigstens hierüber Gewißheit zu verschaffen. Diese Gelegenheit kam auch bald genug, aber sie sollte dem Kuonz — so schien es wenigstens — keine goldenen Früchte tragen. Eines Tages nämlich, als der Schnee so ziemlich verschwunden war und die Sonne hell und freundlich in's Zimmer schien, erklärte der alte Sepp plötzlich, daß er der Sehnsucht, einmal wieder einen Spaziergang im Freien zu machen, nicht widerstehen könne. „Die frische Luft wird mir wohl thun," sagte er, „und da ich den alten Kaltbronn, meinen Gotte *), schon gar lange nicht gesehen habe," setzte er sofort mit einem beobachtenden Blicke auf den Kuonz hinzu, „so will ich zu ihm hinausgehen, um mich ein paar Stunden mit ihm zu unterhalten. Er kann ja vor Altersschwäche kaum mehr gehen, und so ist wohl meine Pflicht, ihn aufzusuchen." Mit diesen Worten warf er seinem Neffen einen abermaligen beobachtenden Blick zu, und es schien fast, als ob er erwarte, derselbe werde sich seinem beabsichtigten Spaziergange widersetzen; allein wenn er so dachte, so täuschte er sich vollkommen, denn Kuonz erklärte sich sogleich ganz damit einverstanden. „Gewiß wird's Euch gut thun," meinte derselbe mit heiterm Kopfnicken, „und Eurem Gotte bereitet Ihr dadurch die größte Freude. Mit dem Nachhausegehen aber habt Ihr Euch nicht zu beeilen, denn ich habe ein Geschäft auf der Alm oben, das mich wenigstens vier Stunden Zeit kostet, und so denke ich, ist es das Beste, Ihr wartet beim Gotte, bis ich Euch abhole. Ist's Euch so recht, Oheim?"

Es war ihm recht, dem alten Sepp, und wenige Minuten nachher verließen Oheim und Neffe zusammen das Häuschen, welches letzterer sofort verschloß. Nach wenigen hundert Schritten übrigens trennten sie sich, und der Sepp ging links ab nach der Wohnung des alten Kaltbronn, während Kuonz rechts den Bergen zuschritt. Doch — eigenthümlich! Schon nach einem Gang von kaum zehn Minuten änderten Beide, der Oheim sowohl als der Neffe, die Richtung, welche sie bisher verfolgt hatten, und wenn der Eine, der Oheim, in einem großen Bogen um das Dörflein mit seinen zerstreuten Häusern herumging, um dessen entgegengesetztes Ende zu gewinnen, so marschirte der Andere, der Neffe, im Schnellschritt denselben Weg zurück, den er soeben gemacht. Warum nun dies? Ich kann es dem Leser wohl sagen — den alten Sepp verlangte es nach einer geheimen oder doch zeugenlosen Unterredung mit seinem zweiten Neffen, dem Elbli, und da er wohl wußte, daß diese im Hause des Kuonz eine Unmöglichkeit sei, so nahm er, wie wir gesehen, einen Besuch bei seinem Gotte Kaltbronn zum Vorwand, um ohne Hinderniße und Widerwärtigkeiten nach des Elbli Behausung gelangen zu können; der Kuonz aber — nun dessen Gelüste, sich über den Vermögensstand seines Oheims zu orientiren, kennen wir, und wir werden uns daher auch nicht darüber verwundern, daß er die Abwesenheit desselben zur Befriedigung seines Gelüstes zu benützen suchte. Das waren also die Gründe, warum die beiden Männer, der Alte wie der Junge, von der Richtung ihres Weges abwichen, und Jeder von ihnen freute sich in seinem Innern nicht wenig, daß er seinen Zweck erreichen werde, ohne daß der Andere etwas davon merke.

Folgen wir dem alten Sepp. Der Umweg, den er zu machen hatte, war nicht gering, und da er seiner Gesundheitsumstände wegen nicht schnell gehen konnte, so brauchte er fast eine Stunde, bis er die Wohnung des Elbli erreichte; aber — er hatte sich doch nicht umsonst angestrengt, denn er traf glücklicherweise den Elbli zu Hause.

„Oheim, Oheim," rief ihm dieser, dem die Freude der Ueberraschung fast die Sprache raubte, mit Hast entgegen; „Oheim, Ihr kommt zu mir? Ihr habt Euch der Mühe unterzogen, mich in meiner Hütte in eigener Person aufzusuchen?"

Der Oheim konnte im Anfang keine Antwort geben, da er vom Marsch allzu athemlos war, und so setzte er sich denn nieder, um sich zu erholen, während der Elbli sich geschäftig um ihn bemühte, um ihm die nöthige Erleichterung zu bereiten. Endlich schwand die Beengung, und es wurde dem alten Manne möglich, von dem Grunde seines Kommens zu sprechen.

„Elbli," sagte er, „ich habe nicht lange Zeit zu verweilen, und darum muß ich schnell auf mein Ziel losgehen. Antworte mir also kurzweg: kannst und willst du mich in dein Häuschen aufnehmen, das ich thörichterweise letzten Spätherbst mit meiner bisherigen Wohnung vertauschte?"

„Wie, lieber Oheim," rief Elbli voller Verwunderung, „Ihr wollt vom Kuonz wegziehen? Das ist ja das erste Wort, das ich hierüber höre!"

„Du sollst mich nichts fragen," erwiederte der Alte ungeduldig, „sondern du sollst mir antworten, ob du mich künftig beherbergen willst, oder nicht."

„Ob ich will! Nun das braucht Ihr mich wahrhaftig nicht zu fragen, denn das versteht sich ja von selbst," entgegnete Elbli. „Aber," setzte er dann treuherzig hinzu, „habt Ihr auch bedacht, lieber Ohm, daß mein Häuschen viel kleiner und unbequemer ist als das des Kuonz? Ueberdies habt Ihr ja dort viele Verbesserungen angebracht, die bei mir fehlen, und was die Hauptsache ist, der Kuonz wird schrecklich böse werden, wenn er's erfährt. Oder habt Ihr vielleicht Streit mit einander gehabt, oder ist sonst was Schlimmes vorgekommen, daß Ihr auf einmal . . ."

„Das Alles gehört jetzt nicht hierher," unterbrach ihn der Ohm noch ungeduldiger als zuvor, „und werde ich dir das Nähere später schon noch auseinandersetzen. Jetzt aber sag' frischweg Ja oder Nein, — willst mich aufnehmen,

*) Dem Leser, welcher mit dem alemannischen Idiom nicht vertraut ist, diene zur Nachricht, daß „Gotte" so viel bedeutet als Taufpathe.

Digitized by Google

hegen und pflegen, so wie ich's bedürftig bin bei meinem kranken Körper, oder willst nicht?"

„Ich will," entgegnete nun Elbli mit fester Stimme.

„Gut; so hab' ich's erwartet," nickte darauf der Alte mit zufriedener Miene. „Komm' also morgen früh zu guter Stunde, mich abzuholen. Komm' aber nicht allein, sondern nimm fünf oder sechs der jungen Bursche des Ortes mit, damit sie die Möbel und sonstige Effekten tragen, denn ich will die Sache schnell abgemacht haben. So, und jetzt begleite mich zu meinem Gotte, dem Kaltbrunn, wo mich der Knonz, der auf die Alm hinaufgegangen ist, später abholen wird."

Mit diesen Worten stand er auf und schritt der Thüre zu; sein Neffe aber säumte natürlich keinen Augenblick, ihm den Arm zu bieten, damit er sich auf ihn stütze. Schweigend schritten sie vorwärts, denn obwohl Elbli um sein Leben gern gewußt hätte, was diesen schnellen Umzug veranlaßt habe, so unterdrückte er doch jede darauf bezügliche Frage, da der Ohm, wie es schien, für jetzt noch nicht gern darauf antwortete; der letztere aber war so in Gedanken verloren, daß er weder links noch rechts schaute, viel weniger ein Wort sprach. Der nächste Weg zum Gotte führte mitten durch's Dörflein hindurch, beinahe hart an dem Häuschen des Knonz vorüber, und gerade gegenüber stand eine alte Linde, unter welcher Bänke angebracht waren. Das war im letzten Sommer und Herbst das Lieblingsplätzchen des alten Sepp gewesen, und deßwegen führte ihn Elbli unwillkürlich darauf zu, damit er sich da ein wenig ausruhe. „Es wird Euch gut thun, Ohm, denn bis zum Gotte ist's fast noch eine halbe Stunde weit, und Ihr habt Euch heute schon über Eure Kräfte angestrengt." Der Alte ließ sich's gefallen und setzte sich auf die Bank; aber kaum hatte er sich niedergelassen, so schnellte er auch schon wieder auf, während seine Augen an dem Knonz'schen Hause gegenüber wie durchbohrend hafteten.

„Was soll denn das sein?" rief er halblaut. „Ich habe doch die Läden in meinem Zimmer fest geschlossen, und jetzt sind sie geöffnet! Sollte da vielleicht irgend ein Unberechtigter . . ."

„Ach, Ohm," unterbrach ihn da Elbli in einem fast verweisenden Tone. „In unserem Thale dringt kein Unberechtigter in ein fremdes Haus ein. Wahrscheinlich ist der Knonz nach Hause gekommen und hat die Läden geöffnet."

„Der Knonz?" versetzte der Alte mit einem bitteren Lächeln. „Der Knonz sagte mir, daß er vor vier Stunden nicht von der Alm heimkehren werde, und überdies wollte er mich vorher, ehe er heimging, beim Gotte abholen. Aber komm', laß uns nachsehen, so wird sich die Sache sogleich aufklären."

Sie eilten auf das Haus zu, und — richtig, die Hausthür war nicht verschlossen. Nun gingen sie die kurze Treppe hinauf, und — richtig, auch die Wohnstube ließ sich öffnen. Doch befand sich keine Seele weder in ihr, noch in der anstoßenden Kammer.

„Er ist in meinem Zimmer," flüsterte jetzt der Alte. „Tritt leise auf, damit wir ihn überraschen."

Dieses Zimmer befand sich auf der andern Seite des Hausganges in einem eigenen Anbau, der mit der Scheune zusammenhing, und es hatte Niemand einen Schlüssel zu demselben, als der alte Sepp. Letzteren zog er nun hervor, um zu öffnen, denn — merkwürdig — die Thür war gut verschlossen. „Wer drinn ist," raunte er seinem Neffen zu, „der hat den Weg durch das Ladenfenster, welches sich nach der Scheune öffnet, genommen, und somit kann es nur Jemand sein, der die Lokalitäten genau kennt; aber gib Acht, wir fangen den Vogel." Leise, leise steckte er den Schlüssel in's Loch und eben so geräuschlos drehte er ihn um. Nicht minder vorsichtig öffnete er darauf die Thür, und mit wahren Katzenschritten trat er mit seinem Begleiter hinein. Und was sahen sie nun? In der Mitte des Zimmers saß vor einem Tische, ihnen den Rücken kehrend, ein Mann, welcher verschiedene Scripturen vor sich hatte und so eifrig in deren Entzifferung begriffen war, daß er von ihrem Eintritt in's Zimmer gar nichts bemerkte und auch nichts bemerkt haben würde, wenn sie, ein weit größeres Geräusch gemacht hätten; die Scripturen aber waren offenbar aus den verschiedenen Kommoden und Kästen, die sich hier innen befanden, genommen, denn all' diese Möbels standen eröffnet da und ihr ganzer Inhalt schien von oben bis unten durchwühlt zu sein. In viele Werthsachen lagen sogar auf dem Boden zerstreut, und darunter auch eine größere Chatouille, deren Deckel offenbar mit Gewalt gesprengt worden war! Lange, gewiß eine Viertelstunde lang standen sie lautlos und sahen dem Treiben des Mannes zu; dieser aber saß unbeweglich und durchstog mit fast wahnsinniger Hast ein Papier nach dem andern. Wer er übrigens sei, darüber waren sie vom ersten Augenblicke an nicht im Zweifel, und wenn sie auch kein Wort darüber wechselten, so genügte ein einziger Blick, den sie sich zuwarfen, um ihre gegenseitige Einstimmigkeit zu constatiren. Eigenthümlich jedoch hätte vielleicht Manchem der Ausdruck ihrer Gesichter erscheinen mögen, denn der Elbli schaute ganz verdutzt drein, wie wenn er gar nicht begreifen könne, was hier vorgehe, während der alte Sepp, dessen Augen im ersten Momente vor Wuth gefunkelt hatten, später eine äußerst spöttische Miene zeigte und seine innere Bewegung nur noch dadurch kundgab, daß er den Arm des Elbli krampfhaft drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Künstliche Menschenstimme.

Die Wunder mechanischer Erfindung sind in der That unerschöpflich. Im Augenblicke ist in Paris ein solches aufgestellt.

Bis jetzt ist es für unmöglich gehalten worden, das Zusammenhängende und Zarte der menschlichen Stimme durch mechanische Mittel wiederzugeben; ein Deutscher indeß, Namens Faber, hat diese Schwierigkeit besiegt, und die Pariser bewundern gegenwärtig eine weibliche Figur, deren Stimmorgane aus einer Cautchouc-Röhre nachgebildet sind, welche so genau die menschliche Stimme nachahmt, daß die Figur zwei ganze Octaven mit dem Tone einer weiblichen Stimme von sich gibt. Besonders in den hohen Tönen soll dieses Fabrikat auch den Geübtesten täuschen. Bis jetzt waren die Töne und Sprache derartiger Automaten immer quäkend und unnatürlich, oder es war eine Betrügerei im Spiel, diese Figur singt aber, glaubwürdigen Zeugen zufolge, jedes Lied, das innerhalb ihrer Stimmmittel liegt, mit dem Klang und Gefühl einer Sängerin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Turnier *).

(Taf. 3.)

Es war zu Chalons in Frankreich, und zwar im Jahre 1274. König Eduard I. von England, welchem die ganze Normandie und noch verschiedene andere, jetzt französische Provinzen gehorchten, war mit dem König Philipp III. von Frankreich, sowie mit dem überaus reichen Herzog Konrad von Burgund übereingekommen, in der Stadt Chalons, welche dem Herzog Konrad gehörte, ein solennes Ritterspiel abzuhalten und dazu die ganze christliche Ritterschaft, absonderlich aber die Englands und Frankreichs, einzuladen. Natürlich durfte man da nichts Gewöhnliches erwarten, wo drei große Regenten an der Spitze standen, und darunter ein so gewaltiger Kriegsheld, als Eduard I., soudern man mußte vielmehr zum Voraus überzeugt sein, daß das ein Fest ganz absonderlicher Art geben werde. Darum drang auch die Kunde von diesem Turnier mit Blitzesschnelle in alle Lande, und auf allen Burgen und Rittersitzen weit und breit sprach man schon ein Vierteljahr vorher von nichts als von dem bevorstehenden Waffenspiel; als jedoch die Zeit gekommen war, da strömten sie von allen Seiten herbei, die edlen Herren mit ihren Damen, und die Beamten, welche Herzog Konrad zum Empfang der Gäste beordert hatte, wußten bald vor übergroßem Andrang nicht mehr, wo aus und ein. Ja sogar die Räumlichkeiten zum Unterbringen der fremden Herrschaften mit ihren vielen Dienern und Rossen wollten nicht zureichen, obwohl von Seiten des reichen Beherrschers des Burgunderlandes Alles gethan worden war, um Jedermann zufrieden zu stellen. Allein da keine Kosten gescheut wurden, um in der Schnelligkeit neue hölzerne Gebäude vor den Stadtthoren in's Leben zu rufen, und da auch die Mönche des großen Benediktinerklosters, das sich allhier befand, den größten Theil ihres Anwesens freiwillig räumten, gelang es doch, einem jeden Ankömmling, der sich beim Marschallamte meldete, eine seinem Rang entsprechende Unterkunft zu schaffen. Freilich diejenigen Ritter, die es aus irgend einem Grunde vorzogen, auf ihre eigenen Kosten zu leben und die Gastfreundschaft des Beherrschers von Chalons nicht in Anspruch zu nehmen, waren etwas übel daran, denn sie mußten in den gewöhnlichen Gasthöfen ihre Herberge nehmen, und da diese, trotzdem daß ihre Zahl nicht gering war, von anderen, nichtadeligen Fremden, die das Fest mit ansehen wollten, ebenfalls stark in Anspruch genommen wurden, so ging es oft gar eng und unbequem her. Allein — was lag daran? Das Fest selbst sollte für Alles entschädigen!

Schon acht Tage vor dem Beginn des Turniers wurde durch Herolde, welche alle Straßen von Chalons durchritten, unter Trompetenschall bekannt gemacht, in welcher Ordnung, sowie nach welchen Regeln das Kampfspiel stattfinden sollte, und diese Bekanntmachung wiederholte sich von nun an jeden Tag, damit kein einziger Ritter sagen könnte, er sei nicht gehörig unterrichtet gewesen. Der Herzog Konrad war nämlich mit seinem erlauchten Gaste, dem König Eduard von England — Philipp III. von Frankreich ließ sich entschuldigen, daß er sich nicht in Person einfinden könne, sandte aber an seiner Statt seinen Seneschall mit einer Menge auserwählter Ritter — darüber einig geworden, daß an drei nach einander folgenden Tagen drei verschiedene Rennen stattfinden sollten, und von dieser Kampfweise durfte durchaus nicht abgegangen werden. Am ersten Tage also sollten zwölf von Herzog Konrad ausgewählte burgundische oder französische Kämpen das Feld halten und es mit allen gegen sie auftretenden Gegnern aufnehmen. Jeder dieser Gegner durfte sich nach Gefallen diesen oder jenen von den zwölf Aufforderern durch Berührung seines Schildes wählen, und war durchaus nicht gehalten, mit mehr als Einem zu kämpfen. Berührte er übrigens den Schild mit der umgekehrten Lanze, so verlangte er einen Kampf mit stumpfen Waffen und hatte es also mehr auf ein Freundschaftsduell abgesehen, als auf einen ernsten Streit; geschah das Berühren aber mit der Spitze der Lanze, so galt es tüchtige Hiebe, denn die Ritter tritten dann mit scharfen Waffen, wie in der Schlacht. Kampfrichter für diesen Tag sollte der Herzog Konrad sein, natürlich mit Unterstützung von verschiedenen älteren, erfahrenen Edlen, und ihm stand es also zu, demjenigen, den er für den Sieger erklärte, den von dem König Eduard ausgesetzten Preis, einen rein goldenen Helm, der mit einer Agraffe von Edelsteinen geschmückt war, zu übergeben. Für das zweiten Turniertag war ein ganz ähnliches Rennen angesetzt, nur wählte diesmal König Eduard die zwölf Herausforderer aus, und zwar, wie sich von selbst versteht, aus lauter Normannen oder Engländern. Ueberdies hatte er als Kampfrichter zu fungiren und den Siegespreis auszutheilen; dieser bestand aber diesmal nicht aus einem goldenen Helm, sondern aus einer überaus kostbaren Rüstung nebst einem Streitroß von ausgezeichneter Schönheit und Stärke, welches Beides Herzog Konrad für den besten Kämpen ausgesetzt hatte. Weiter ist zu bemerken, daß dem Sieger dieses Tages die Pflicht auferlegt, oder vielmehr das Recht übertragen wurde, unter den anwesenden Damen eine zur Festdame oder, wie man sie gewöhnlich titulirte, „zur Königin der Liebe und Schönheit" zu ernennen, und zwar sollte er bei dieser seiner Wahl nur seinen Geschmack oder sein Herz zu Rathe ziehen, ohne daß ihm irgend Jemand etwas darein sprechen durfte; der erwählten Königin aber lag ob, am folgenden Tage, an welchem erst der Hauptkampf stattfand, dem doppelt verstärkten, hälftig aus Burgundern und Franzosen bestehenden Kampfgerichte zu präsidiren, und dann demjenigen, der für den Hauptsieger erklärt wurde, einen goldenen Lorbeerkranz aufzusetzen. Doch von welcher Art war nun dieser Hauptkampf des dritten Tages? Ei nun, an diesem letzten Turniertage fand ein sogenanntes „allgemeines Rennen" statt, an welchem sich alle gegenwärtigen Ritter, die Ruhm gewinnen wollten, zu betheiligen eingeladen wurden, und zwar sollten sie, in zwei gleiche Parthien geordnet, so lange männlich gegen einander fortkämpfen, bis die Einen von ihnen vollständig unterlegen

*) Die gegenwärtige Schilderung aus dem Mittelalter entnehmen wir auszugsweise einem soeben in K. Thienemann's Verlag zu Stuttgart erschienenen Werke:

„Ritterbuch", der Jugend und ihren Freunden gewidmet von Fr. v. Falkenstein (Preis 2 Thlr.).

Das interessante und spannend geschriebene Buch enthält in 12 Abschnitten eine Geschichte des Mittelalters, das Entstehen, die Blüthe und den Verfall des Ritterthums, und kann als eine zugleich belehrende und unterhaltende Lectüre für die reifere Jugend auf's Wärmste empfohlen werden, zumal auch die prachtvolle Ausstattung der zwölf Farbendruckbilder und des Umschlages dem Werke den Stempel eines werthvollen und gediegenen Festgeschenkes aufdrücken.

Die Redaction.

Digitized by Google

seien. Dann übrigens, aber nicht früher, durfte die Königin der Schönheit das Zeichen zur Einstellung des Streites geben, und damit hatte sofort das ganze Turnier sein Ende gefunden. Doch nein — sein Ende noch nicht, sondern es ging vielmehr jetzt erst an die Austheilung der Hauptpreise, indem der König von England dem ersten Sieger ein herrliches Rittergut in der Normandie, der Herzog von Burgund aber einen ganzen Marstall von dreißig Rossen ausgesetzt hatte. Ueberdies gab es noch zehn oder zwölf Preise geringeren Werthes, welche den Kämpen zweiter, dritter oder vierter Linie zufielen, denn die übrigen vornehmen Herren, welche nach Chalons gekommen waren, beeilten sich, dem König von England und dem Herzog von Burgund in der Freigebigkeit nachzuahmen, damit die kämpfenden Ritter, durch die in Aussicht stehenden Belohnungen aufgestachelt, in der Rennbahn ihr Aeußerstes thun möchten.

Schon der Anblick des Festplatzes gewährte einen hohen Genuß. An dem Saume eines Waldes nämlich, der etwa eine halbe Stunde von der Stadt Chalons entfernt lag, breitete sich eine große Wiesenfläche aus, von der man einen Theil in der Länge von einer halben Viertelstunde und in der Breite von etwa fünf Minuten Wegs mit dichtem, starkem Pfahlwerk eingefaßt hatte. Der Form nach bildete also der Platz ein länglichtes Viereck, jedoch nicht mit scharfen, sondern mit stark abgerundeten Ecken, und mit zwei Eingängen, von denen der eine gegen Norden, der andere gegen Süden ging. — An jedem dieser Portale hielten zwei Turniervögte zu Pferd, umgeben von Herolden, Trompetern und verschiedenen bewaffneten Dienern, um die Ordnung nöthigenfalls mit Gewalt aufrecht zu erhalten, und überdem hatte man in der allernächsten Nähe eine Menge von Zelten errichtet, in welchen man Erfrischungen und Bequemlichkeiten aller Art für die Ritter, welche sich am Kampfe betheiligen wollten, bereit hielt. Die Zelte glichen einander so ziemlich, bis auf zwölfe, welche sich vor den übrigen dadurch auszeichneten, daß sie auf einem erhöhten Raume etwas abgesondert standen, und daß vor jedem ein dicker Pfosten eingerammt war. In ihnen nämlich sollten die zwölf ausforderuden Ritter der ersten zwei Turniertage Aufnahme finden, und die Pfosten waren dazu da, um ihre Schilde neben ihren Standarten oder Fahnen so daran aufzuhängen, daß Jedermann sehen konnte, welches Zelt von diesem und welches von jenem Ritter bewohnt wurde. Fast noch besser übrigens, als für die kämpfenden Ritter, war für die Zuschauer gesorgt, denn an den gegen Westen und Osten errichteten Schranken hatte man in ihrer ganzen Länge, also in der Länge von einer halben Viertelstunde, hohe Gerüste mit bedeckten Gallerien aufgeschlagen, auf denen viele Tausende von Herren und Damen Platz hatten, während der Raum an den nördlichen und südlichen Schranken dem gewöhnlichen Publikum überlassen wurde. Die Nichtadeligen mußten sich also mit Stehplätzen begnügen, den Vornehmeren aber machte man es so bequem als möglich, indem man die Gallerien durchaus innen mit Sammt austapezierte und den Boden mit Teppichen, die Sitze aber mit Kissen und Polstern versah. Eine vollkommene Gleichheit herrschte übrigens bei den besagten Gallerien nicht, sondern in der Mitte der östlichen Seite des Viereck's befand sich ein Gerüst, das die andern alle an Höhe überragte und überdem bei weitem reicher ausgestattet war. Auch trug es kein gewöhnliches Bretterdach, wie die Gallerien links und rechts, sondern man hatte vielmehr reich gewirkte Teppiche über Säulen gespannt, so daß es wie ein Baldachin aussah, und unter diesem kostbaren Schirme standen ganz vorn ein paar Thronsessel, die offenbar nur für königliche Zuschauer bestimmt sein konnten. Letzteres fand darin seine Bestätigung, daß an der Vorderwand des Gerüstes das königliche Wappen von England neben dem des Herzogs von Burgund prangte, und daß an hohen Stangen reiche Fahnen in den englischen und burgundischen Farben flatterten. Ueberdem umgaben Diener in reichen Livreen, so wie Bewaffnete aller Art diesen Ehrenplatz, und es konnte also kein Mensch darüber im Zweifel sein, daß derselbe keine andere Bestimmung habe, als den Herzog von Burgund und seinen vornehmen Gast, den König von England, nebst ihrem beiderseitigen Gefolge aufzunehmen. Gerade gegenüber dieser Königsgallerie, also inmitten der westlichen Schranken, befand sich ein zweites, fast eben so hohes Gerüst, das zwar nicht so prächtig, aber zum Mindesten eben so zierlich ausgestattet war, und dessen Bestimmung demnach ebenfalls eine hervorragende sein mußte. Von welcher Art jedoch diese Bestimmung sei, konnte man nur zu leicht errathen, denn das Ganze war von unten bis oben mit einer bunten Menge von Wimpeln und Flaggen umgeben, und inmitten des Gallerieboden's prangte ein Thron, welchen die herrlichsten lebendigen Blumen umgaben. Ja, nm gar Niemanden in Zweifel darüber zu lassen, wer diesen Thron einnehmen solle, zierte denselben eine weithin schimmernde Inschrift: „la Royne de la Beaulté et des Amours," das ist: „die Königin der Schönheit und Liebe!"

So kam denn endlich der 3. Juni des Jahres 1274 heran, und die Sehnsucht, welche Tausende von Herzen seit Wochen fast verzehrt hatte, sollte nun endlich gestillt werden. Wunderherrlich stieg die Sonne empor und verkündete einen überaus schönen Tag, ihre ersten Strahlen aber fanden schon eine fast unabsehbare Menschenmenge auf dem Wege nach dem Turnierhofe. Ganz Chalons war, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, auf den Beinen, und eben so strömte von der nächsten Nachbarschaft Alles herbei, was nur irgend nicht durch Krankheit oder eine andere wichtige Ursache in's Haus gesprochen war. Demgemäß füllten sich die Räumlichkeiten, welche dem gewöhnlichen Publikum überlassen worden waren, in ganz kurzer Zeit so an, daß keine Stecknadel hätte zu Boden fallen können; die Gallerien aber, deren Zugänge von Bewaffneten bewacht wurden, blieben immer noch leer, selbst als die Sonne schon warm zu brennen anfing. Doch horch! War das nicht eine Trompetenfanfare? Richtig, richtig, endlich rückte der Zug heran, der große, ungeheure Zug, der an Pracht und Glanz Alles hinter sich ließ, was sonst bei solchen Gelegenheiten gesehen worden war. Ha, wie das funkelte und blitzte! Man konnte kaum hinsehen, ohne zu erblinden! Man bedenke aber auch — zweitausend Ritter entweder im Prunkgewande des Friedens oder in neu polirter, von Gold- und Silberzierrathen strotzender Rüstung! Man bedenke: zweitausend Damen in höchster Gala, und keine, ohne in einen buntfarbigen, seidenschimmernden Rock gehüllt zu sein! Zweitausend Damen mit Juwelen oder sonstigen Kostbarkeiten im Kopfputz, und mehrere von ihnen — nämlich diejenigen vom höchsten Range — sogar mit Baretten, um die sich ein Kranz von Diamanten wand! Wahrhaftig, das in so großer Masse anwesende Publikum wußte nicht, wohin es seine Blicke zuerst wenden sollte, und gerieth so zu sagen von einem Entzücken in's andere. Am meisten Eindruck machten übrigens jedenfalls die beiden Regenten, die dicht neben einander und fast ganz gleich gekleidet, als wären sie Brüder, auf feurig schnaubenden Grauschimmeln ritten, und deßwegen brach auch das Volk

Digitized by Google

bei ihrer Ankunft in einen lauten, nicht enden wollenden Jubelruf aus. Jetzt füllten sich die Gallerien im Augenblicke, allein natürlich durfte nicht Jedweder hinsitzen, wohin er wollte, sondern die Marschälle, welche mit ihren vielen Gehülfen in den Schranken auf und ab sprengten, wiesen sowohl den Herren als den Damen ihre gebührenden Plätze an, und ihnen mußte unbedingter Gehorsam geleistet werden. So gern sich nun übrigens bei weitem die Meisten fügten, so gab es doch hie und da durch das Gedränge eine Störung, und es verging daher mehr als eine halbe Stunde, bis endlich Alles so geordnet war, um das Zeichen zum Beginn des Turniers geben zu können; diese Zeit aber wollen wir benützen, um uns nach den Rittern umzusehen, welche, in Stahl und Eisen gehüllt, bei den Zelten, von denen ich oben gesprochen, Posto faßten, dieweil sie das Rennen mitmachen wollten.

Vor Allem interessiren uns natürlich diejenigen Zwölfe, welche als die Ausforderer des heutigen Tages geschworen haben, es mit Allen, die wider sie auftreten würden, aufzunehmen, denn man kann sich doch denken, daß der Herzog von Burgund, der dieselben ausgelesen hatte, nicht die Geringsten und Schlechtesten, sondern vielmehr die Tapfersten, Kühnsten und Gewandtesten gewählt haben werde. Besuchen wir also zuerst den südlichen Eingang in die Schranken, in dessen nächster Nähe die zwölf Ausforderungszelte aufgeschlagen sind, und — richtig, hier sieht's nun ganz anders aus, als vor einer halben Stunde. Schlachtrosse in vollständiger Rüstung werden von Knappen langsam auf- und abgeführt, und an allen den Pfosten, die vor den zwölf Zelten in die Erde gerammt sind, hängen Wappenschilde mit Standarten; dazwischen durch aber drängen sich in geschäftiger Eile Knappen, Pagen, Herolde und Bedienstete aller Art. So herrschte also hier ein überaus bewegtes Leben, und nur in den Zelten selbst geht's überaus still und ruhig zu, denn deren Bewohner bereiten sich daselbst zu dem schweren Gange vor, den sie heute zu thun im Begriffe sind. — Wer sind nun aber diese Bewohner? Man erkennt sie leicht an ihren Schilden, und herumgehende Minstrels verkünden es noch zum Ueberfluß Jedermänniglich mit lauter Stimme. Das mittelste Zelt, den Ehrenplatz, nimmt ein: Archimbald de St. Anion, Großmarschall des Herzogs von Burgund, ein Mann, mit dessen Namen der Ruhm ein Bündniß geschlossen zu haben scheint, und welchen daher die übrigen eilf Ausforderer zu ihrem Anführer erwählt haben. Uebrigens auch sie sind sämmtlich Ritter von hohem Rufe und gehören jedenfalls unter die Besten und Tapfersten, welche Frankreich und Burgund aufzuweisen haben. Daher genüge es, ohne irgend welchen weiteren Beisatz nur allein ihre Namen zu nennen, und zwar lauten dieselben folgendermaßen: Guido, Seigneur v. Montrouge; Alard, Graf v. Melün; Amaury v. Montfort; Louis, Herr v. Bar; Charles, Marquis de Beveré; Alard, Herr v. Vibray; Enguerrand v. Bournonville; André, Herr und Graf v. Bouquincan; Raoul, Seigneur v. Espinaig; Peter v. Moccaire und Bertrand, Graf v. Raibaux und Eu. Vom Kopf bis zu Fuße gewappnet und den Helm auf dem Kopfe, harrten diese zwölf Tapferen voll Ungeduld des Zeichens, daß das Turnier beginnen könnte, und Jeder von ihnen hoffte in seinem Innern, am Abend dieses Tages seinem Ruhme einen neuen Lorbeerkranz zugefügt zu haben. Aber — nicht blos sie hofften, sondern auch ihre Gegner, welche sich vorgenommen hatten, den Kampf mit ihnen zu wagen, und die deßhalb die Zelte am nördlichen Eingang in die Schranken okkupirten. Ihrer waren es nicht weniger als hundert und fünfzig, und man sah solch athletische Gestalten dabei, daß man leicht einige Bangigkeit für die Ausforderer bekommen konnte. Ihre Namen aber alle zu nennen, dazu gebricht mir der Raum, und überdies werden wir die Bedeutendsten und Hervorragendsten unter ihnen schon noch näher kennen lernen. Das jedoch darf ich nicht verschweigen, daß sich kein einziger burgundischer oder französischer Ritter unter ihnen befand, sondern daß vielmehr Alle entweder in England oder doch in der Normandie das Licht der Welt erblickt hatten, und es schien somit in der That, wie dies von einzelnen erfahrenen Rittern zum Voraus befürchtet worden war, das Kampfspiel ein völlig nationales, das ist ein Streit zwischen der französischen und der englischen Nation, werden zu wollen.

(Fortsetzung auf S. 25.)

Die Familie der Viverren oder Zibetthiere.

Die Viverren oder Zibetthiere sind schlanke, marderartige Zehentreter, die nur in heißen Ländern gefunden werden, durch eine starkriechende, salbenartige Feuchtigkeit aber, welche einige Arten in einem eigenthümlichen Drüsensacke abzusondern vermögen, wenigstens dem Namen nach allgemein bekannt, — wurden bisher von verschiedenen Systematikern den Wieseln angereiht, müssen aber nothwendiger Weise zwischen den Familien der Hunde und Katzen ihre Stelle finden, da eine Verwandtschaft zu den ersteren sich durch das Gebiß ergibt, welches gleich dem Gebisse jener stets oben und unten sechs Vorderzähne, gewöhnliche Eckzähne, und oben und unten jederseits sechs Backenzähne zeigt, von welchen unten der hinterste und oben die beiden hintersten Höckerzähne sind. Den Katzen nähern sie sich nicht nur durch den schlanken Körperbau und mancherlei Uebereinstimmung in der Lebensweise, sondern auch wesentlich durch die halb zurückziehbaren Krallen, die meist zugespitzte Pupille und die mit scharfen Wärzchen besetzte Zunge. Charakteristisch sind ihnen außer diesen gemeinschaftlichen Zeichen die spitzige Schnauze, die stumpfen Ohren und der doppelte, am After gelegene Drüsensack.

Die Familie, von welcher bis jetzt sieben Gattungen bekannt sind, zerfällt in zwei Gruppen: in eigentliche Zibetthiere, — welche einen abgesetzten Schwanz und Beine wie die Katzen haben, — und in Ichneumons oder Pharaonsratten, die sich durch kurze Beine — wie die Wiesel — und einen dünnen Leib auszeichnen, der unmittelbar in den langen Schwanz übergeht.

Die eigentlichen Zibetthiere werden in den heißeren Erdstrichen von Afrika, Arabien und Indien und auch dort meist nur in dürren Saudwüsten gefunden, wo sie ungemein scheu und wild größtentheils nächtlich umherstreifen, bei der geringsten auffallenden Bewegung stutzig werdend die Haare emporsträuben, und überhaupt ganz nach Art reißender Thiere leben, indem sie sich von Vögeln, kleinen Säugethieren und Reptilien nähren, die sie durch

Digitized by Google

Die Civette, Viverra civetta. (Fig. 1.)

Die ächte oder orientalische Zibethkatze, Viverra zibetha. (Fig. 2.)

Der Musanga Paradoxurus Musanga. (Fig. 3.)

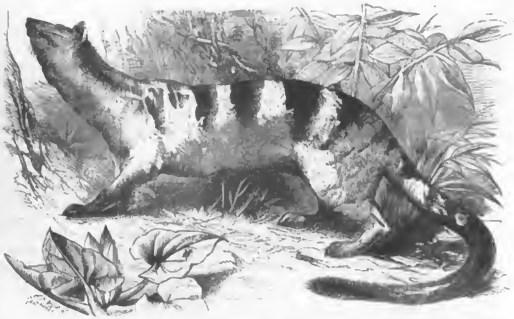
Beschleichung oder Ueberraschung zu erlangen suchen. Jung eingefangen und aufgezogen sind sie leicht zu zähmen, und früher wurden sie häufiger als jetzt des Zibets wegen, den sie absondern und der in der Medicin und als Parfüm allgemein anerkannt wurde, in Käfigen gehalten. Zahlreiche Arten umfassend, die leicht mit einander verwechselt werden können, sind zwei Species, von denen alle anderen wohl nur Spielarten sind, mit Bestimmtheit festgesetzt: die Civette oder das afrikanische Zibethtier, und die ächte oder orientalische Zibetkatze.

Die Civette, Viverra civetta, Fig. 1, ist in Abyssinien, Ober-Aegypten und Guinea heimisch, soll aber auch in den südlichen Theilen Marokko's gefunden werden. An Größe gleicht diese einem mäßigen Hunde und mißt ohne den 12—15 Zoll langen Schwanz 2—2½ Fuß, ist robust, aber dennoch etwas schmächtig gebaut und seitlich merkbar zusammengedrückt, steht aber auf den Beinen weit niedriger als ein gleich großer Hund, wodurch sie mehr gestreckt erscheint. Die Behaarung ist dicht und etwas rauh, der Kopf stark, aber zugespitzt, die Ohren sind kurz, breit, abgerundet, die Füße gespalten fünfzehig, und der Schwanz ist geringelt. Die Grundfarbe des Körpers ist röthlichgrau, der Hals an beiden Seiten schwarz gestreift, Kehle und Schnauze sind schwarz, die Seiten des Körpers und der Bauch sind schwarz gefleckt, und über dem Nacken und Rücken läuft eine dicke buschige Mähne bis zu dem eben so buschigen Schwanze. Früher wurde die Civette ihrer salbenartigen, schwach nach Moschus riechenden Absonderung des Zibets wegen, von welchem die Drachme mit vier Dukaten bezahlt wurde, häufig in Holland gezogen, und um die Absonderung der Drüsenfeuchtigkeit zu befördern, das Thier nur mit Fleisch ge-

Digitized by Google

füttert. Der Zibet wurde dem Thiere, das in der Gefangenſchaft nur während des Freſſens auf den Beinen war, ſonſt aber Tag und Nacht, den Kopf zwiſchen den Beinen, zuſammengerollt ſchlief und ſtets geſchlagen werden mußte, wenn es aufſtehen ſollte, alle zwei oder drei Wochen mittelſt eines ſilbernen Löffelchens dem Drüſenbeutel entnommen. Seitdem jedoch der Zibet aus der Mode gekommen und durch Ambra und Moſchus verdrängt worden iſt, trifft man das denſelben liefernde Thier nur noch in Afrika gezähmt an.

Die ächte oder orientaliſche Zibetkatze, V. zibetha, Fig. 2, iſt der vorigen an Größe ziemlich gleich, unterſcheidet ſich aber von ihr durch den Mangel einer Rückenmähne und durch die weiße Farbe der Kehle, der Bruſt und der Unterſeite des halbgeringelten Schwanzes. Man findet ſie in allen wärmeren Ländern Aſiens, in Syrien, Arabien, Hindoſtan, Bengalen, auf der Halbinſel Malacca, in Siam, auf Madagaskar, den Molukken und Philippinen, wo ſie überall um des Zibets willen ſehr häufig zahm gehalten, und ihr dieſer wöchentlich zweimal entnommen wird. Sie iſt länger als **eine große Katze, aber nicht ſo dick, und hat einen ſchleppenden Schwanz. Der Kopf iſt viel ſpitziger als bei der Katze, faſt wie ein Fuchskopf, und die Ohren ſind** ſpitziger als bei der Civette. In der Lebensweiſe ſtimmt ſie mehr mit den Katzen überein als die vorige Art, klettert mit Leichtigkeit auf Bäume und ſetzt ſich gern in's Waſſer, um die Drüſenbeutel zu kühlen, die bei beiden Geſchlechtern wie zwei dicke Wülſte hervorragen und von ihnen, wenn ſie gefüllt ſind, was den Thieren ein unangenehmes Gefühl verurſachen muß, in der Wildniß an Bäumen **ausgedrückt werden. Von ſchläfrigem Weſen und am Tage nicht ſcharf ſehend geht**



Das Halbwieſel, Hémigale Hardwickii. (Fig. 4.)

Der Ichneumon, Herpestes ichneumon. (Fig. 5.)

Der geſtreifte Mungos, Mungos fasciatus. Der Garangon, Herpestes javanicus. (Fig. 6.)

Digitized by Google

die ächte Zibetkatze nur des Nachts ihrer Nahrung nach, die wie bei der vorigen in Vögeln, kleinen Säugethieren und Reptilien besteht; gereizt oder stutzig gemacht sträubt sie die Rückenhaare empor, faucht wie eine erzürnte Katze und knurrt wie ein bösartiger Hund. Zu Ostindien, wo man an vielen Orten die gezähmte Zibetkatze in Ställen, an Stricken angebunden hält, entleert man die Drüsen des Thieres durch Pressen der vielen Ausführungsgänge, welche sich wie Schweißlöcher öffnen; streicht den ausgedrückten Zibet mit einem Bambusspahn ab, spühlt ihn mit Meerwasser, um die anhängenden Härchen zu entfernen, wäscht ihn mit dem Safte saurer Limonen, trocknet ihn an der Sonne und bewahrt ihn dann in zinnernen oder bleiernen Gefäßen auf.

Die zweite Gattung der eigentlichen Zibetthiere bildet der Roll- oder Palmenmarder, Paradoxurus, der in zahlreichen Arten das Festland Indien und die Sunda-Inseln bewohnt. Seine Füße sind halbfohlengängig, fünfzehig, die Zehen verwachsen und die Krallen zurückziehbar. Die verbreitetste Species ist der Musanga oder Luwack, P. Musanga, Fig. 3, auf Java und den benachbarten Inseln, der an Größe eine Katze übertrifft und durch seinen schwerfälligen Gang an den Dachs erinnert. Die Farbe seines Pelzes ist gelblichgrau und erscheint unter veränderten Schwinkeln fogar schwarz; die Schnauze ist verlängert und schwarz, die Nase vorstehend; ein weißer Streifen läuft über die Wange, ein anderer umgibt die Brauen, und sehr charakteristisch ist bei dieser Art eine breite, weißliche Stirnbinde. Die Färbung des Pelzes wechselt so sehr, daß man bereits acht Spielarten unterschieden hat, bei denen die schwärzlichen Längsbinden des Rumpfes mehr oder weniger deutlich hervortreten, bisweilen aber auch in verwachsenen Flecken aufgelöst erscheinen. Den langen, dichtbehaarten Schwanz vermag er etwas aufzurollen. In der Wildniß erklettert er mit Leichtigkeit die höchsten Bäume, nährt sich zum größten Theil von Früchten verschiedener Art, plündert aber auch nicht selten die Nester der Vögel und raubt deren Eier. Den Gärten und Pflanzungen fügt er nicht geringen Schaden zu; in einigen Gegenden Java's wird er den Kaffeepflanzungen besonders nachtheilig, da er zur Zeit der Reife die besten und schönsten auffrißt, deren Bohnen aber unversehrt, ja keimfähiger gemacht, wieder von sich gibt und mithin durch seine Näscherei nicht wenig zur Verbreitung des Kaffeebaumes beiträgt, der jetzt überall, selbst in den entferntesten Theilen der Insel verwildert gefunden wird und den Eingebornen oft recht erfreuliche Ernten liefert. Am liebsten hält sich der Musanga in der Nähe großer Waldbörfer auf, wo er sich in hohlen Bäumen nach Art der Eichhörnchen ein Nest anlegt und solches mit trockenem Gras ausfüttert. Von hier aus wird er durch seine nächtlichen Angriffe dem Hausgeflügel der Ansiedler ziemlich lästig und daher von diesen eifrig verfolgt. Jung eingefangen ist er leicht zu zähmen, wird dann bald gutmüthig und sanft, bedarf keiner besonderen Pflege und frißt im gezähmten Zustande alles, was man ihm gibt: Reis, Bataten, Eier, Fische, allerlei Speisereste, am liebsten aber süße, breiige Früchte und unter diesen besonders Ananas. Obwohl er wie seine Stammverwandten mit einem, zwar sehr kleinen, Drüsenbeutel versehen ist, sondert dieser doch fast gar keine Feuchtigkeit ab.

Dem Musanga verwandt und in der Lebensweise diesem ähnlich ist das ebenfalls in Java heimische, nach General Hardwick benannte Halb-Wiesel, Hemigale Hardwickii, Fig. 4, dessen gelblich grauer Pelz auf dem Rücken von sechs oder sieben großen, in der Mitte sehr breiten dunkelbraunen Streifen sattelförmig überzogen ist. Der Schwanz ist auf der Oberseite dunkel geflecft, während die untere Hälfte schwarz ist.

Die zweite Gruppe der Zibetthiere, die Pharaonsratten, unterscheidet sich von der ersten, außer den oben angegebenen Kennzeichen, durch die graulichere Färbung des Pelzes, welche von hellen und dunkeln Ringeln der Haare herkommt, durch den bedeutend buschigeren Schwanz und durch den nach Innen sich öffnenden Drüsensack.

An der Spitze dieser Gruppe steht der Ichneumon, Herpestes Ichneumon, Fig. 5, der ziemlich die Größe und Gestalt eines Marders hat und diesem, mehr aber noch dem Frett in seinen Sitten gleicht. Eben so kühn beweglich und blutgierig wie dieses, ist er der furchtbarste Feind aller Vögel, kleinen Säugethiere, so wie Reptilien, an die er sich listig heranzuschleichen weiß, um sie mit einem einzigen Sprunge zu erhaschen. Der langgestreckte, schmächtige Körper, die kleinen feurigen Augen, die zugespitzte Nase, der lange, an der Spitze mit einer Quaste versehene Schwanz, die kurzen Glieder und halbfohlengängigen Füßen vermehren die Aehnlichkeit mit einem Marder. Ohne den mit der Haarquaste anderthalb Fuß langen Schwanz ist der Ichneumon, welcher schon seit den ältesten Zeit bekannt und berühmt ist und von den alten Aegyptiern für heilig und der Verehrung werth gehalten wurde, etwa einen Fuß sieben Zoll lang, hat kurze, runde, weite Ohren, ein langes, grobes und trockenes, fahl und braun oder schwarz und gelbweiß geringeltes, mithin in grauer Färbung erscheinendes Haar, braune Pfoten und eine eben so gefärbte Schwanzquaste, einen großen Drüsenbeutel, der den After ringförmg umgibt und den er gerne an kalte Gegenstände drückt, fünf durch eine Spannhaut halbverbundene Zehen, nackte Sohlen, halbzurückziehbare Krallen und katzenartige Pupillen. — Ueberall in Nordafrika, besonders aber in der Berberei und Aegypten verbreitet, trug man sich bereits im frühesten Alterthume mit den wunderbarsten Sagen über die Eigenthümlichkeiten dieses Thieres, und allen Ernstes glaubte man, daß der Ichneumon das Krokodil anfalle und tödte. Plinius berichtet, daß dieses riesige den Nil bewohnende Reptil, wenn es mit Nahrung vollgestopft sei, ein besonderes Vergnügen daran finde, mit weitgeöffnetem Rachen sich hinzulegen und einem kleinen „Trochilus“ genannten Vogel zu gestatten, die Reste des zwischen den Zähnen hängen gebliebenen Futters herauszupicken. Diese Gelegenheit benutze der vorsichtig sich heranschleichende Ichneumon, stürze sich mit einem Sprunge in den offenen Schlund, fresse sich bis in die Bauchhöhle und indem er die Eingeweide anbeiße, tödte er das im ganzen Aegyptenland allgemein gefürchtete Krokodil. Herodot erzählt, daß man die Ichneumons in jeder Stadt an heiligen Orten einbalsamirt und begraben habe; sicher aber ist es, daß, wenn die alten Aegypter dem Ichneumon wirklich göttliche Verehrung erwiesen, es nicht in Folge des Glaubens an solche Fabeln, sondern lediglich daher geschah, weil sie wußten, daß das kleine Raubthier den Eiern des Krokodils sehr nachstelle, viele derselben verzehre und so der übergroßen Vermehrung dieses so sehr gefürchteten Reptils den besten Damm entgegensetze. Jetzt wo das Krokodil in Aegypten ziemlich selten geworden ist, hat sich auch die Zahl der Ichneumons sehr vermindert, und da derselbe ein ungemein furchtsames, vorsichtiges und mißtrauisches Thier ist, hält es ungemein schwer, ihm nahe zu kommen. Auf's freie Feld wagt er sich nur selten, geht auch meistens nur Nachts seiner Nahrung nach und schleicht dann mit der

Digitized by Google

größten Vorsicht in den Wässerungsgräben hin, wobei er immer den Boden beschnuppert und daher einen sehr unsicheren, schwankenden Gang zeigt. Er besucht nie einen ihm unbekannten Ort ohne dabei große Besorgniß zu verrathen, die er dadurch an den Tag legt, daß er die Nasenlöcher spürend bewegt und wie ein leuchtendes Thier schnauft. Will er an einem Bache oder Flusse saufen, so blickt er erst schüchtern und sehr ängstlich aus seiner Furche hervor, kriecht dann auf dem Bauche weiter, schrickt bei jedem Schritt etwas zurück, beschnuppert alle Gegenstände und ist er endlich an seinem Ziele angelangt, so macht er einen plötzlichen Sprung in's Wasser. Die gleiche Vorsicht beobachtet er, wenn er auf Raub ausgeht; er schleicht dabei entweder geräuschlosen Schrittes herum, um seine Beute plötzlich zu überraschen, oder lauert stundenlang, um die in seine Nähe gerathende Beute rasch und geschickt einzufangen. Er mordet ohne Noth, saugt blos das Blut aus und frißt das Hirn. Seine Hauptnahrung besteht aus Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Vögeln und Eiern. — Da der Ichneumon sehr reinlich ist, ungemein leicht zähmbar und in der Gefangenschaft sehr sanft wird, die Stimme seines Herrn unterscheiden lernt, gern mit sich spielen läßt und diesem wie ein Hund folgt, wird er in Nordafrika, obgleich er den Hühnern gelegentlich nachstellt, nicht selten statt der Katzen und zur Vertilgung der Ratten, Mäuse und kleineren Reptilien gehalten, die sich dort in die Wohnungen einschleichen. Immer ruhelos schnuppert er allenthalben herum, durchsucht jeden Winkel des Hauses, jede Kiste und läßt nicht nach, bis er die gewitterte Beute erlangt, so daß in kurzer Zeit das ganze Haus von Ratten und Mäusen gereinigt und befreit ist. Gegen seine Umgebung wird er bald sehr zutraulich und beobachtet mit großer Aufmerksamkeit jede Handlung der Menschen; alles, was er erlangen kann, schleppt er in einen dunkeln Winkel, um dort seinen Raub mit Grunzen und Beißen zu vertheidigen, selbst im Fall er denselben nicht fressen kann.

Der Garangan, Herpestes javanicus, Fig. 6, rechts, ist etwas kleiner als der ägyptische Ichneumon, rothbraun gelblich gesprenkelt und am Bauche hell gelblich. Er ist in Bengalen, auf Java und Sumatra heimisch, gleicht hinsichtlich seiner Sitten und seiner Lebensweise ganz dem vorigen und ist wie dieser ein furchtbarer Verfolger aller kleinen Säugethiere und Reptilien.

In ganz Indien wegen seiner Kämpfe mit Schlangen berühmt ist der, eine eigene Gattung bildende gestreifte Mungos, Mungos fasciatus, Fig. 6 links, eine der kleinsten Viverren, der die Gestalt eines Eichhörnchens hat, aber etwas größer und weniger beweglich als dieses ist. Der Mungos wird fast in allen Theilen Vorder- und Hinterindiens, auf Ceylon, Malacca, ja selbst auf Madagaskar gefunden. Er erreicht eine Länge von zehn Zoll; hat einen sechs Zoll langen, dunkelbraunen Schwanz ohne Quaste; seine Färbung ist grau und der Rücken mit etwa dreißig braunen und schwärzlichen Querbändern überzogen. In seiner Lebensart und seinen Sitten allen anderen Viverren gleich, benimmt er sich, besonders wenn er Vögel fangen will, ungemein listig, streckt sich aus, stellt sich todt und liegt unbeweglich, bis sie ihm so nahe sind, daß er sie erhaschen kann. Er läßt sich leicht zähmen, ist dann ungemein zuthulich, schläft mit seinen Herren und läuft ihnen überall wie ein Hund nach. Beim Fressen läßt er sich nicht gern stören, knurrt dabei wie eine Katze, und kommt ein Hund in seine Nähe, so macht er ein eigenthümliches Gepraffel, als wenn ein Feuer brennte. Im Käfig gehalten und eingesperrt bleibt er stets wild und zeigt, wenn man sich dem Gitter nähert, die langen Eckzähne wie ein bissiger Hund.

Geborner Feind der Schlangen, besonders der in Indien so häufigen Brillenschlange, sind fabelhafte Schilderungen von dem Grimm im Umlauf, mit welchem der Mungos diese gefährliche Schlange zu bekämpfen sucht. So klein er ist, stürzt er muthvoll auf seine ihm an Größe unvergleichlich überlegene Feindin los, und wird derselben, indem er sich auf die Hinterbeine stellt, fast immer Meister. Fühlt er sich von der so giftigen Schlange gebissen, so soll er ellends davon springen, eine sehr bittere nach ihm benannte Wurzel (Ophiorhiza mungos) ausgraben, dieselbe fressen und dann alsbald wieder hergestellt sein, um mit neuem Muthe den Kampf wieder aufzunehmen. Von den Mungos sollen die Indier die Anwendung der Schlangenwurzel gegen Thier- sowohl als Pflanzengift gelernt haben. Kämpfer läßt in seinem Reiseberichte die Sache dahin gestellt sein, sagt aber, daß es gewiß sei, daß das gebissene oder ermattete Thierchen vom Kampfplatz in's Feld laufe, Kräuterwurzeln fresse und dadurch gestärkt den Feind von Neuem aufsuche.

Die Hundsmangufte, Cynictis, welche das Kapland bewohnt, und das Beutelfrett, Cryptoprocta, auf Madagaskar, sind als besondere Gattungen von Herpestes, die Suricate oder das Schnarrthier, Ryzaena, in Südafrika, und die Rüsselmangufte, Crossarchus, in Sierra Leona, als besondere Gattungen vom Mungos geschieden worden, in Sitten und Lebensweise diesem aber durchaus gleich.

P.

Die Fourageurs.

In dem wildesten Theile eines Gehölzes sitzt eine Zigeunerin; ihre Aufmerksamkeit ist zwischen ihrem kleinen Kinde und dem brodelnden Kessel getheilt. In der Ferne sehen wir einen Mann mit finsterem Gesichte, und vor ihm einen Knabeu, welcher mit reicher Beute heranieilt. Neben der Mutter steht ein etwa zehnjähriger Junge, gleichfalls mit geraubtem Gute beladen: er hat eine Gans erwischt, welche der Bauer für den nächsten Festtag stopfte, und schleppt sie nur mit Mühe herbei. Der kleine Räuber mit seinem siegesstolzen Gesichte stößt unwillkürlich ein gewisses Interesse ein, wenn man auch wünschen muß, daß seine Freude einem anderen Beweggrunde entspränge; das arme Zigeunerkind hat nie gelernt, das Mein und Dein zu unterscheiden, man hat es gewöhnt, die Welt wie ein Soldat in Feindesland zu durchziehen, es gehorcht seinem Vater und trägt dazu bei, der Familie ihr tägliches Brod zu sichern. Es ist stolz darauf, „wie ein Mann" seinen Beuteantheil heimzubringen, und empfängt ohne Gewissensbisse die Lobpreisungen der Mutter.

Am bemerkenswerthesten ist das Gesicht der Zigeunerin.

Digitized by Google

Obwohl sie ihren ältesten Sohn glücklich heimgekehrt sieht, obwohl sie die Gewißheit hat, daß heute wenigstens ihre Kinder nicht aus Hunger weinen werden, behält ihr Gesicht doch einen finstern, klagenden Ausdruck. Ihre Züge sind so gewohnt, das Elend und den Kummer auszudrücken, daß sie auch in glücklicheren Stunden trübe bleiben. Des Glücks gewohnte Menschen behalten oft, auch wenn sie leiden, ein heiteres Gesicht, aber Jene, welche nur Leiden und Kummer kennen, verlernen zu lächeln.

Vielleicht ist es auch nicht der Gedanke an das gegenwärtige Elend allein, welcher die Züge der Zigeunerin verfinstert; vielleicht führte sie nicht immer ein so trauriges Leben, vielleicht war ihre Jugend unschuldig und glücklich, und sie verließ erst später die Bahn, welche allein zum Frieden und zum Glücke führt. Für sich selbst macht sie solche Ansprüche nicht mehr, aber wenn sich auch die Frau ohne Murren darein ergibt, das Loos des Mannes zu theilen, wer kann wissen, welche Gefühle beim Anblick der Kinder das Herz der Mutter bewegen!

Die Fourageure.

Persische Tänzerinnen.

(Taf. 4.)

Wenn je Einer in die Wahrheit des Satzes, „daß die Grundlage der Tanzkunst nichts anderes sei, als eine Darstellung der innern Zustände der menschlichen Seele durch entsprechende Bewegungen des Körpers," einen Zweifel setzen wollte, so würde er ganz sicherlich alsbald anderer Meinung werden, so bald er das Glück hätte, die Kunst einer orientalischen Tänzerin zu bewundern. Darüber sind Alle, die im Morgenlande gereist sind und dort die Volkssitten mit Genauigkeit studirt haben, einig, obwohl sie allerdings in der Ansicht über den Nutzen und den sittlichen Werth dieses orientalischen Tanzens weit auseinander gehen.

Wir, in unserem civilisirten Europa, kennen nur ein gedoppeltes Tanzen, nämlich einmal das theatralische Tanzen (oder das Ballet), welches seinen Stoff aus der romantischen und idyllischen Welt nimmt, und zum andern das gesellschaftliche Tanzen (oder den Ball), der keinen andern Zweck hat, als sich gegenseitig zu vergnügen. Zu ersterem gehört ein förmliches Studium, allein es

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

widmen sich ihm verhältnißmäßig nur sehr wenige Menschen, in ganz Europa noch keine fünfhundert Männer und noch keine zweitausend Mädchen oder Weiber; letzteres dagegen, obwohl allgemeine Volkssache, wird durchaus nur von Dilettanten getrieben, wie die gewohnten paar Gesellschaftstänze abgerechnet — gar nichts von der eigentlichen Tanzkunst verstehen und, statt den ganzen Körper in einer Menge der anmuthigsten Wendungen sozusagen auszuturnen, nur einige wenige Muskelgruppen und zwar immer dieselben, in Thätigkeit versetzen.

Wie ganz anders nun verhält es sich hiemit im Oriente! Vor allem muß ich bemerken, daß man dort weder das Ballet noch das Volkstanzvergnügen kennt. Ballet gibts keines, weil's keine Opern gibt, und Bälle gibt's keine, weil es der Orientale, selbst der geringste, tief — tief unter seiner Würde hält, sich im Kreise zu drehen und herumzuhüpfen, bis ihm der Schweiß von der Stirne ränne. Er würde sich selbst verachten, falls er sich auch nur einmal zu einer Ausschweifung dieser Art hinreißen ließe, und ganz gewiß zöge er — wollte man ihn mit Gewalt dazu zwingen — den Tod einer solchen Demüthigung vor! Schon deßwegen also sind gesellschaftliche Tänze im Orient unmöglich, noch mehr aber deßwegen, weil die Frauen und Mädchen Asiens, selbst da, wo der Muhamedanismus nicht herrscht — eine viel abgeschiedenere Stellung im Leben einnehmen, als bei uns. Wahrhaftig, ein Asiate würde gar sonderbar auffehen, wollte man ihm zumuthen, zu erlauben, daß seine Frau oder Tochter an einem öffentlichen Orte erscheine, um nach einander vielleicht von einem ganzen Dutzend Männer in den Reihen geführt zu werden! Würde man aber daraus, daß der Orientale selbst nicht tanzt und sein Weib nicht tanzen läßt, den Schluß ziehen, derselbe werde nun auch ein Feind des Tanzes sein — ei wie grundfalsch wäre dieser Schluß! Nein, nicht nur kein Feind des Tanzes ist er, sondern er liebt ihn vielmehr ganz außerordentlich, und es gibt für ihn, außer dem Rauchen und dem Lauschen auf eine wunderbare Erzählung, kein größeres Vergnügen, als den anmuthigen Bewegungen eines Tanzes zuzusehen. Und wahrhaftig — ein Wunder ist dies nicht, denn die Tänze, welche er zu sehen bekommt, nehmen Herz und Sinne zugleich in Anspruch!

„Aber — so fragt vielleicht jetzt Mancher mit nicht geringer Verwunderung — wenn kein Mann, kein Mädchen und keine Frau sich im Oriente zum Tanzen hergibt, wer wird denn dort tanzen?“ Gewiß — die Frage ist vollkommen berechtigt, allein darin besteht gerade eine der Haupt-Eigenthümlichkeiten des orientalischen Tanzes, daß derselbe nie von einem Manne, sondern nur von Frauenzimmern, dagegen aber nie von einer den gewöhnlichen Ständen angehörigen Frau ausgeübt wird. Im Gegentheil bilden die tanzenden Mädchen einen eigenen exclusiven Stand, oder wenn man lieber will, sie gehören einer besonderen Kaste an und werden alle so zu sagen als Tänzerinnen geboren. So ist es in Indien, so in China, so in Persien, so in fast allen übrigen Ländern Asiens, und die sämmtlichen Mitglieder dieser Kaste darf man nicht nach Hunderten oder Tausenden, sondern man muß sie nach Hunderttausenden zählen! Darunter aber sind natürlich auch die Personen, die sich meist der Musik widmen, so wie die älteren Frauen, die zum Tanzen nicht mehr taugen, nebst den kleinen unerzogenen Kindern mit inbegriffen; allein deßwegen ist doch die Zahl der Tänzerinnen immer noch groß genug. Ja sie ist sogar so groß, daß man keine Tagreise machen kann, ohne wenigstens einige von ihnen zu treffen, denn sie ziehen stets in bald kleineren, bald größeren Parthien im Lande umher und sind überall, wo auch nur ein halb Dutzend Personen ihrer Kunst begehrt, bereit, ihre Vorstellungen zu geben!

Soll ich ihn nun übrigens des Näheren beschreiben, diesen Tanz? Soll ich ein Langes und Breites sprechen von der Fertigkeit und Gelenkigkeit dieser Glieder, von der Schmiegsamkeit und Biegsamkeit dieser Körper, von der Mannigfaltigkeit und Raschheit dieser Bewegungen? Soll ich berichten von dem Reize dieser Pantomimen und von dem gewaltigen Eindruck, den sie machen, oder von dem zierlichen Wuchse dieser Tänzerinnen und von dem feurigen Auge, das ihre Gesichtszüge belebt, oder endlich von der wunderbar kleidsamen Tracht dieser Mädchen und von der mehr als originellen Weise, mit der sie sich zu schmücken wissen? Ich glaube, es wird kaum nöthig sein, da ja der Leser ein so sprechendes Bild eines derartigen Tanzes vor sich hat, daß er aus demselben eine hinlänglich deutliche Erklärung schöpfen kann. Da tanzt sie zu unmittelbar vor ihm, die liebliche Erscheinung, begleitet von dem Tamtam einer ältern Gespielin, und er kann alle ihre reizenden Wendungen verfolgen! Da kann er sie ja beschauen nach Genüge, vom Scheitel bis zur Sohle, und zugleich jedes einzelne Stück ihres idealisch feenhaften Anzugs kritisch zergliedern! Da kann er ja zuletzt noch sein Auge weiden an der Bewunderung, welche der Tänzerin von ihren sämmtlichen Zuschauern gezollt wird, nämlich einmal von dem alten Manne in der dunklen Kutte und dem blauen Turban, welcher offenbar ein persischer Imam ist, sodann von dem sitzenden Aga, dessen breiter weißer Mantel und langer schwarzer Bart Zeugniß von seiner hohen Würde ablegen, endlich von den drei Offizieren der persischen Armee, deren jeder seiner Uniform nach einer andern Waffengattung angehört! Solches alles kann er aus dem vor ihm liegenden Bilde herausſehen und was hätte er also noch einer weiteren Erklärung von Nöthen?

Th. Gr.

Ein Turnier.

(Fortsetzung zu S. 19.)

Endlich hatten die sämmtlichen edlen Herren nebst den zweitausend Frauen und Fräuleins ihre Plätze auf den Gallerien eingenommen, und das Ganze bot nun ein überaus prachtvolles Schauspiel dar. Satz man doch hier Alles versammelt, was Frankreich und England Großes, Vornehmes, Reiches und Schönes besaß! Kaum übrigens war Herzog Konrad, der, wie wir bereits gehört haben, heute als erster Kampfrichter fungirte, von den Turniervögten benachrichtigt, daß jetzt allüberall, sowohl innerhalb als außerhalb der Schranken, die vollständigste Ordnung herrsche, so gab er Befehl, die Ordnungen, Regeln und Gesetze für das nun beginnende Turnier noch einmal laut zu verlesen,

Digitized by Google

obwohl dies die letzten acht Tage her oft genug geschehen war, und die Herolde kamen natürlich dem Befehle sogleich bereitwilligst nach. Unter lautloser Stille hörten die sämmtlichen Anwesenden die Proklamation mit an, so daß man jedes Wort gar deutlich vernehmen konnte; sogleich aber, nachdem dieses vorbei war, zogen alle Beamten, welche sich bisher des Ordnungstiftens wegen innerhalb der Schranken befunden hatten, in lustigem Zuge unter dem Schmettern der Trompeten zum nördlichen Eingang hinaus, und nur vier Marschälle zu Pferde blieben zurück. Doch auch diese hüteten sich wohl, in den inneren Raum zu treten, sondern sie hielten vielmehr, vom Haupt bis zu den Füßen bewaffnet, zu Zwei und Zwei, der Eine rechts, der Andere links, die beiden Portale besetzt, so daß Niemand ohne ihren Willen aus dem Turnierhof heraus oder in denselben hinein konnte. Jetzt schwieg die Musik und gleich darauf begehrten zwölf der vor den nördlichen Schranken postirten Ritter Einlaß, der ihnen auch sogleich gestattet wurde. Diese Zwölf waren glänzend bewaffnet und ihre muthigen Rosse tanzten unter ihnen, als sie langsamen Schrittes durch den Turnierhof nach dem südlichen Portale hinritten, vor welchem die Zelte der Ausforderer standen. Lauter Jubelruf erscholl, als man sah, daß das Turnier nun wirklich seinen Anfang nahm, und die Damen wehten mit ihren Tüchern, um die wackeren Streiter zu ermuntern. Diese aber setzten ihren Weg ohne Unterbrechung bis dicht vor die Zelte fort, und dort angekommen, berührte Jeder von ihnen den Schild des Gegners, den er sich auserlesen hatte, mit der umgekehrten Lanze. Sie wählten also den ziemlich ungefährlichen Kampf mit den Waffen der Höflichkeit, und nicht wenige der Zuschauer, worunter sogar Frauen und Fräulein, fühlten sich unangenehm berührt, indem sie lieber ein Duell mit scharfen Waffen gesehen hätten; allein die Klügeren und Gemäßigteren waren dessen froh und klatschten deßhalb lauten Beifall.

Nun entstand eine kurze Pause, und während dieser zogen sich die zwölf Kämpen nach dem äußersten Ende der nördlichen Schranken zurück, wo sie sofort „Kehrt“ machten und nun, die Lanzen in der Hand, unbeweglich gleich Marmorsäulen, auf ihren Rossen stillhielten. Zu gleicher Zeit verließen die zwölf Ausforderer ihre Zelte, ließen sich von ihren Knappen Schild und Lanze reichen, bestiegen sodann ihre Streitrosse und ritten in die Schranken ein, um sich allda am südlichen Ende ihren Gegnern gegenüber aufzustellen. In wenigen Minuten war dies geschehen, und nun winkte der Herzog Konrad von Burgund mit seinem Kommandostab, den er in der Hand hielt; als er aber winkte, schmetterten alsbald die Trompeten eine wilde Melodie und die vierundzwanzig Ritter sprengten im Galopp auf einander los. Furchtbar war der Anprall und nicht einer der Kämpen verfehlte sein Ziel; doch der Erfolg erwies sich als ein durchaus verschiedener. Sechs von der französisch-burgundischen Parthie nämlich, worunter, wie die Chronik berichtet, die Herren Archimbald v. St. Anion, Amaury v. Montfort und Enguerran v. Bournonville sich am meisten auszeichneten, stießen so hart auf ihre Gegner, daß diese gänzlich in den Sand gesetzt wurden; bei vier weiteren zersplitterten die Lanzen, ohne daß sie selbst oder ihre Gegenüber Schaden gelitten hätten, und nur zwei, Peter von Maccaire nebst Raoul v. Espinaix, wankten in ihren Sätteln und mußten sich für besiegt erklären. Demgemäß gehörte die Ehre dieses Waffenganges den Burgundern und Franzosen, da sie nur zwei Mann verloren hatten, und stolz auf ihren Sieg, zogen sie sich sofort unter dem unendlichen Jubelrufe der Menge in ihre Zelte zurück, um sich auf's Neue zum Kampfe vorzubereiten; die Besiegten aber, worunter Einer einen schweren Beinbruch erlitten hatte, wurden von ihren herbeieilenden Knappen aus den Schranken gebracht, und man sah von ihnen während des ganzen Festes fortan keinen mehr.

Eine Viertelstunde etwa verstrich, da meldeten sich zehn andere Ritter am nördlichen Eingang, eilten sofort über den Turnierhof und berührten die Schilde der Ausforderer mit dem umgekehrten Ende ihrer Lanzen. Auch sie also wählten das Kampfspiel mit den stumpfen Waffen, und sie thaten sehr wohl daran, da es sich bald zeigte, daß sie ihren Gegnern durchaus nicht gewachsen seien. Bei diesem Rennen nämlich blieben die Burgunder und Franzosen sämmtlich, ohne zu wanken, in ihren Sätteln sitzen, während von den Engländern und Normannen sieben von den Rossen geschleudert wurden und nur drei keinen Schaden nahmen. Ganz ebenso erging es bei einem dritten und vierten Waffengang, und erst bei dem fünften verloren die Ausforderer wieder einen Mann, nämlich den Grafen Bertrand v. Raibaux und Eu. Das verdroß nun die englisch-normännischen Edlen fast über die Maßen, und selbst König Eduard konnte sich kaum so weit bemeistern, daß er nicht, als die anwesenden Burgunder und Franzosen über die Erfolge der Ihrigen in immer lauteren Jubel ausbrachen, einige zornige Worte ausstieß. Eiligst winkte er einem seiner Marschälle herbei und flüsterte diesem einige Worte zu. Was der Inhalt derselben war, weiß ich nicht, aber der Marschall verfügte sich sofort nach den Zelten, welche außerhalb der nördlichen Schranken standen, und gleich darauf sah man, wie die dort befindlichen Ritter sich zusammenscharten und eine eifrige Berathung hielten. Einige Minuten später bestiegen sechs derselben, nachdem sie vorher von ihren Knappen genau untersucht worden waren, ob jeder Theil ihrer Rüstung gut passe, ihre Schlachtrosse, und ritten unter schmetternden Trompetentönen langsam den südlichen Schranken zu. Diese Sechse übrigens, das sah man auf den ersten Anblick, waren ganz andere Mannen, als die, welche bisher von Seiten der Engländer gekämpft hatten, und es schien also fast, als ob absichtlich zuerst die weniger Geschickten in's Feld geschickt worden seien, um es dann später den besseren Kämpen desto leichter zu machen, mit den bereits ermüdeten Gegnern gänzlich fertig zu werden. Genug also, die Sechs, lauter wunderbar kräftige Gestalten, die ihre Rosse mit einer ausnehmenden Geschicklichkeit lenkten, ritten langsam nach den Zelten der Ausforderer hin, und wie sie dort angelangt waren, berührten sie sechs der dort aufgehängten Schilde mit der eisernen Spitze ihrer Lanzen. Jetzt galt's also einen Kampf mit scharfen Waffen, wie in der Feldschlacht, und dies machte auf das ganze anwesende Volk, auf die Hohen wie die Niederen, einen gewaltigen Eindruck. Von besonderer Bedeutung jedoch erschien es Jedem, daß die Schilde der Herren Archimbald v. St. Anion, Amaury v. Montfort und Enguerran v. Bournonville „nicht“ berührt worden waren, indem diese Drei bis jetzt eine bei weitem größere Stärke und Geschicklichkeit an den Tag gelegt hatten, als alle ihre übrigen Genossen, und man konnte also aus diesem Umstande keinen anderen Schluß ziehen, als daß die sechs frischen Kämpen mit großer Vorsicht zu Werke gingen.

Bald standen sich die Gegner gegenüber, und nach einem Winke des Herzogs von Burgund schmetterten die Trompeten zum Angriff. Mit Windeseile stürmten die Zwölf gegen einander und die Lanzen krachten, wie wenn

Digitized by Google

Bäume zersplitterten. Dießmal aber neigte sich die Siegesgöttin offenbar auf die Seite der Engländer, denn von ihnen stürzte auch nicht Einer, während von den Franzosen die Herren André v. Bouquincan und Charles de Neverd förmlich unter ihren Rossen begraben wurden. Sogleich eilten die Knappen derselben herbei und schafften sie auf Tragbahren hinaus, da sie durch den Fall allzu schwer verletzt waren, als daß sie noch hätten gehen können; kaum aber hatte man dies so weit geordnet, so begann der Kampf von Neuem. Die vier Franzosen nämlich, welche sich im Sattel erhalten hatten, beeilten sich, mit ihren Gegnern, nachdem sie alle acht frische Lanzen erhalten und ihren Rossen einige Erholung gegönnt hatten, einen neuen Gang zu machen, um wo möglich die erhaltene Scharte auszuwetzen; allein so sehr sie sich auch zusammennahmen, so sollte ihnen dies nur halb gelingen. Allerdings traf Guido, Seigneur v. Montrouge, seinen Widerpart so hart vor die Brust, daß derselbe, seinen Halt verlierend, sich mit beiden Händen am Sattelknopfe halten mußte, um nicht zu fallen, und Alard, Graf v. Melün, war noch glücklicher, indem sein Gegner vollständig überkollerte; aber um so schlimmer erging es den beiden Rittern Louis v. Bar und Alard v. Vibray. Der erste nämlich erhielt einen Lanzenstoß gerade in's rechte Auge, so daß er im Moment todt niederstürzte, und der zweite, mit dem sich das Pferd überschlug, brach das Rückgrat an zwei Stellen, was natürlich ebenfalls den Tod zur Folge hatte. So wurde der Verlust auf Seiten der Franzosen ein förmlich unersetzlicher, denn Todte kann man nicht in's Leben zurückrufen, und alsbald erhoben Tausende ein lautes Wehegeschrei, als man sich von diesem harten Unglücksfall überzeugte. Ja, das Turnier erlitt sogar eine förmliche Unterbrechung, indem die Freunde der Getödteten ohne Weiteres in die Schranken hinabsprangen und ihrem Schmerze durch laute Schreie, nicht selten auch durch Verwünschungen gegen die Engländer Luft machten!

Doch das Geschehene ließ sich nicht ändern, und überdies kamen dergleichen Mißgeschicke bei den ritterlichen Waffenspielen allzu oft vor, als daß sich nicht die meisten der Anwesenden (und darunter absonderlich die Damen, welche also damals noch keine so zarten Nerven gehabt zu haben scheinen, als jetzt) schon nach kurzer Zeit darüber hinweggesetzt hätten. Ein großer Theil der Zuschauenden begehrte also mit lauter Stimme, daß das Turnier unter allen Umständen fortgesetzt werden müsse, und selbst der Herzog von Burgund, dem natürlich daran gelegen war, daß diese Niederlage der Seinigen wieder ausgewetzt werde, unterstützte in seinem Innern diese Forderung. Auf ganz eigene Faust hin aber wollte er doch nicht handeln, und deßhalb befragte er vorher die übrigen Turnierrichter, so wie insbesondere seinen hohen Gast, den König von England, um ihre Ansicht. Als jedoch diese alle bejahend stimmten, so ordnete er sofort an, daß man die beiden gebliebenen Ritter nach der Stadt Chalons in die Todtenkapelle des dortigen Benediktinermönchklosters schaffte, und gab dann, so wie dies geschehen war, strengen Befehl, alle die in das Innere der Schranken Gedrungenen, Vornehm wie gering, ohne Weiteres zu entfernen, damit wieder Platz werde zur Erneuerung des Kampfes. Während dem nun dies vor sich ging, bereiteten sich die noch übrigen Fünfe von den Ausfordrern zum siebenten Waffengange vor, und man kann sich wohl denken, daß sie nichts verabsäumten, um sich für dießmal ein glückliches Ende des Streites zu sichern. Demgemäß wechselten drei von ihnen mit ihren Pferden, weil sie dieselben für zu ermüdet hielten, um einen neuen Gang zu machen, und alle Fünfe ließen durch Waffenschmiede, die bei solchen Gelegenheiten immer bei der Hand waren, an ihren Rüstungen nachhelfen, wo es nur irgend zu fehlen schien. Auch versahen sie sich mit frischen Lanzen und versäumten es sogar nicht, sich mit Trank und Speise zu stärken, indem ihre Kräfte durch die bisherigen Waffengänge stark in Anspruch genommen worden waren. Kurz, sie vergaßen keine einzige Vorsichtsmaßregel, die ihnen von Nutzen sein konnte, und um dem Publikum gegenüber zu beweisen, daß ihr Muth ein völlig ungebrochener sei, mußte das Musikchor, das seinen Standpunkt unweit des südlichen Portals hatte, eine herausfordernde, kühne Melodie ertönen lassen, gleichsam als Einladung für alle Ritter, sich ihnen zu stellen. Wenn ihnen jedoch in Wahrheit so gar viel daran gelegen war, von Neuem eine Lanze zu brechen, so hatten sie das Glück, auf die Erfüllung dieses ihres Wunsches nicht lange warten zu müssen, denn kaum waren die letzten Töne der Ausforderung verklungen, so antwortete vom nördlichen Eingang her eine nicht minder wilde und trotzige Weise, und im selben Momente ritten fünf Geharnischte zu den Schranken herein, deren Aufzug und Aussehen etwas ganz Absonderliches an sich hatte. Sie ritten nämlich nicht neben einander in einer geraden Linie, wie bisher immer geschehen war, sondern Einer machte den Anführer und die Andern folgten ihm, wie Soldaten ihrem Offizier. Offenbar also nahm dieser Ritter eine besonders hervorragende Stellung ein, und in der That — man durfte ihn nur ansehen, so überzeugte man sich sogleich, daß man hier eine riesige Kraft vor sich habe. Seine Höhe betrug nämlich nicht weniger als sieben Fuß, und seine breite Brust wie seine mächtigen Arme und Beine entsprachen dieser außerordentlichen Größe vollkommen; auf dem Rosse aber — und daß es ein überaus starkes Thier war, kann man sich denken — saß er wie angegossen, und mit der wuchtigen Lanze spielte er wie mit einem leichten Stabe. Ein solcher Mann nun mußte natürlich so auffallen, daß man ihn gar leicht aus allen andern Rittern heraus erkannte, und deßhalb ging auch gleich ein lautes Flüstern durch alle Gallerien hindurch, so wie er nur in die Schranken einritt. „Es ist der Salisbury," hieß es; „Horace, Graf v. Salisbury, ist es, die unwiderstehlichste Lanze in ganz England und Frankreich, und Gnade Gott dem, welchen er sich zum Gegner auslieset!" Und immer mehr schwoll das Geflüster an, je weiter der Zug der fünf Ritter den Turnierhof herablam, und endlich rief man sich unter den vielen Tausenden der Zuschauer den Namen Salisbury laut zu.

(Fortsetzung folgt.)

Trachten und Transportgelegenheiten auf Sizilien.

Volkstrachten werden heutzutage immer seltener, und der Reisende darf von besonderem Glücke sprechen, wenn er auf seinem Wege andere Trachten trifft als solche, die der Modezeitung des letzten Jahres entnommen sind. Die sizilianische Tracht bewahrt noch einen gewissen Charakter ihrer ursprünglichen Einfachheit. Die allgemeine Kopf-

Digitized by Google

bedeckung der Männer ist eine wollene oder baumwollene Mütze, deren riesige Quaste auf die Schulter herabfällt, viele tragen auch Haarnetze, wie die Spanier; ihr Anzug besteht aus einer runden Jacke von grünem Sammt, kurzen Hosen, wollenen Strümpfen und Schuhen, oder lederner Kamaschen, zuweilen auch in sogenannten Husarenstiefeln.

Die Frauen geben in ihrer Bekleidung, die sie sich meist selbst verfertigen, bunten Stoffen den Vorzug vor allen anderen. Von der alten griechischen Tracht haben sie allein das Kopftuch beibehalten, das aus Leinen, Wolle oder Seide bestehend, auf dem Hinterhaupt befestigt, den ganzen Körper bedeckt; der übrige Theil der Kleidung nähert sich mehr der spanischen Frauentracht. In einigen Gegenden der Insel hat das weibliche Geschlecht einen Theil der maurischen Tracht beibehalten; so verhüllen sich unter anderm die Frauen von Alcamo in breite schwarze Schleier, die bei den Reichen von Seide, bei den Armen von Serge sind, und welche sie kreuzweis über einander schlagen. Die Frauenkleider sind meist braun, grün, roth, oder geblümt, seltener schwarz; überall findet man offene Korsets, mit großen Aufschlägen, weiße Leibchen und Schürzen; eine schwarze Robe (Saya) umhüllt ihre Gestalt, und eine lange, ebenfalls schwarze Mantille, die über den Kopf geschlagen und über die Brust gekreuzt wird, gibt den Frauen einen gewissen Anstrich ernster Ehrbarkeit, der indessen nur unvollkommen ihre Lebendigkeit, so wie ihr schalkhaftes Wesen zu verbergen vermag. Junge Mädchen pflegen unter der Mantille stets Rosen im Haare oder auf der Brust zu tragen.

Höchst kleidsam und malerisch ist die Tracht der Frauen in und um Palermo, die unsere beiden Bilder zeigen. Schönes langes Haar ist ein Hauptschmuck der Frauen auf Sizilien; viele tragen dasselbe zierlich geflochten, meist über

lose und leichte Stoffe gewunden, und mit einer großen silbernen Nadel befestigt; andere lassen dasselbe halb aufgeschlagen ungelockt den Nacken herabfallen und halten dasselbe durch einen reifartigen flachen silbernen oder metallenen Kamm. Durch fleißiges Waschen mit einer Lauge von Holzasche wissen sie mit großer Geschicklichkeit die glänzende Schwärze des Haares zu erhöhen.

Die Insel Sizilien, obgleich durch regelmäßige Dampfschifffahrten gegenwärtig mit dem Festlande Italiens in fast tägliche Verbindung gebracht, wird von Touristen bis jetzt doch noch nicht so besucht, wie andere Theile der italischen Halbinsel, und doch verdiente, mit Ausnahme Roms und Neapels, kein Theil der neu erstandenen Italia mehr das Ziel einer Forschungs-, wie einer Erheiterungsreise zu werden. Alles, was die Natur auf einen Fleck der Erde zusammendrängen kann, scheint sie hier in verschwenderischer Fülle erschöpft zu haben, und Alles, wodurch historische Beziehungen einen Boden ehrwürdig machen können, findet sich hier in gleichem Maße. Riesenreste alter Baukunst, die uns noch in ihren Trümmern mit heiligen Schauern durchbeben, wetteifern hier mit seltsam geformten, kühn gegen die Wolken anstrebenden Felsen, und zeigen sich noch jetzt, nach fast dreitausendjährigem Zeitensturme, würdig, das schönste Land zu schmücken. Nirgends finden sich Ruinen, welche mit denen Siziliens zu vergleichen wären; nirgends findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, als hier, wo die Trümmer der ältesten und glänzendsten griechischen Baukunst theils noch erhalten, theils in den ehrwürdigsten Fragmenten sich dem erstaunten Auge darstellen. Roms mit Recht gepriesene Monumente bestehen blos aus der Kaiserzeit, hier dagegen zählen die prachtvollsten Monumente des griechischen Alterthums drittehalb Jahrtausende, und kein Land zeigt die Stufenreihe der Architektur in so klarem Lichte. Die Entwickelung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, gothischen, normännischen Bauarten, die Uebertragung dieser verschiedenen Style auf den Ge-

Digitized by Google

schmack unserer Zeit in den ersten Städten Siziliens, gibt diesen, besonders dem wunderlich gemischten, mehr asiatischen als europäischen Palermo, ein höchst fremdes, überraschendes Ansehen; sobald man sich bei Annäherung der blühenden Ufer Siziliens, Afrika näher als Europa, befindet, so fühlt man sich auch durch die Physiognomie der Menschen, ihrer Kleidung und Wohnung dem bisher Gesehenen entrückt und in eine südlichere Zone versetzt.

Könnte man mit Bequemlichkeit, wie in andern Ländern Europa's, selbst wie auf dem gegenüberliegenden Festlande Italiens, durch dieses Paradies reisen, so würde man dahin wallfahrten, wie man jetzt nach Rom und Neapel pilgert, und würde alle Zwecke, welchen man in diesen beiden Orten nachstrebt, in einem Punkte vereinigt finden, wenn auch die Alterthümer nirgends in der Art zusammengedrängt und aufgespeichert sind, wie in Rom und Neapel; welch unendlichen Reiz würde es aber dem Forscher gewähren, sie selbst zu suchen. — Ein Land wie Sizilien, das, wenn es wahrhaft genossen werden soll, in seiner inneren Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit erforscht werden muß, in einem Dampfer oder Segelschiffe, wie es meist jetzt geschieht, zu umkreisen, und so nur einige Landungs- und Stapelplätze des Alterthums kennen zu lernen, ist unmöglich angenehm und lohnend, abgesehen von der afrikanischen Hitze, die den Reisenden in dem engen Schiffsraume erwartet; Sizilien muß zu Lande durchreist werden, und dazu sind leider bis jetzt fast gar keine Vorrichtungen getroffen. Am besten ist es, sich in Palermo, Messina oder in andern Küstenstädten, von denen aus man die Reise in's Innere des Landes unternehmen will, mit einem Koche, den nöthigen Mundvorräthen und den unerläßlichen Schutzmitteln gegen klimatische Einflüsse zu versehen, und sich gute Thiere zum Reiten zu verschaffen, worunter Maulthiere den Pferden vorzuziehen sind. Hat man Damen bei sich, so miethet

man für diese Sänften, die von Maulthieren getragen werden, da wegen der mangelhaften Straßen Reisewagen hier durchaus nicht in Anwendung gebracht werden können. Es gehört allerdings eine gewisse Dosis Philosophie, Geduld und Gleichmuth dazu, sich einer solchen Transportgelegenheit, wie unsere Abbildung zeigt, zu bedienen, da man, namentlich im Gebirge, bei jedem Schritte befürchten muß, die tragenden Thiere stolpern und zusammenbrechen zu sehen; allein, der Reisende gewöhnt sich an Alles, und so auch an die ungleiche, schaukelnde Bewegung der Sänfte, die durch den Gang der nicht Schritt haltenden Lastthiere hervorgebracht wird, welche der zur Seite gehende Treiber fortwährend durch Zurufe und Gesang zu ermuntern sucht.

2.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 8.)

Zweites Kapitel.

In dem schönsten und elegantesten Theile der Residenz lag das Palais des Grafen Wartenberg, ein großes, schönes Gebäude, das jedoch nur selten bewohnt war, denn der Graf lebte mit seiner Familie schon seit Jahren theils in Paris, wo er den Posten eines Gesandten bekleidete, theils im Sommer auf seinen Gütern am Rhein. Seit langer Zeit waren jetzt die verschlossenen Läden zum ersten Mal

Digitized by Google

wieder geöffnet, auf dem Hofe, wo es sonst still und einsam war, wurden Wagen und Pferde bereit gehalten, und in den Gängen und Corridoren lief die Dienerschaft auf und ab.

In ihrem Salon saß die Gräfin Wartenberg, eine noch schöne, stattliche Frau in der Mitte der Dreißiger, eine stolze, imponirende Gestalt, deren ganzes Wesen jenes vornehme Air, jenen ächt aristokratischen Typus zeigte, der wohl angeboren, aber nicht anerzogen werden kann. Sie empfing soeben den Besuch der Generalin B., und beide Damen waren in lebhafter Unterhaltung begriffen. Man sprach von Paris, von den Salons der Residenz, vom Hofe und all' jenen wichtigen und unwichtigen Ereignissen, die das Interesse der höheren Kreise ausmachen.

„Wahrhaftig," äußerte Frau von B. im Laufe des Gespräches, „Sie müssen sich in Ihrer Vaterstadt beinahe fremd vorkommen, seit Jahren sahen wir Sie nicht bei uns, und ich sollte doch meinen, ein Aufenthalt von einigen Monaten ließe sich ganz gut mit der Stellung des Grafen vereinigen."

Die Gräfin lächelte. „Wer das Leben in Paris kennen gelernt, der sehnt sich nicht allzusehr hierher zurück. Auch diesmal wird sich mein Aufenthalt nur auf einige Wochen beschränken; ich habe die Reise eigentlich nur meiner Olga wegen unternommen. Sie ist so zart und schwächlich, ich fürchte beinah', sie leidet etwas an der Brust, und deßhalb will ich unsern berühmten Doctor M. zu Rathe ziehen. Für den Fall, daß auch er, wie die andern Aerzte, uns ein mildereß Klima anrathen sollte, denke ich schon im Herbst mit meinen Kindern nach Italien zu gehen."

Der Bediente trat ein.

„Excellenz entschuldigen, aber es war befohlen, die Frau Rosner sogleich zu melden, sie ist da."

„Gut. Soll warten."

„Wenn es sich um eine Toilettenangelegenheit handelt, liebe Anna," nahm die Generalin das Wort, „so bitte ich, sich meinetwegen nicht zu geniren."

„O nein," sagte die Gräfin gleichgültig. „Es ist nur die ehemalige Amme meiner Tochter. Ich habe sie herbestellen lassen, um doch zu hören, wie es ihr geht, denn ich war zufrieden mit ihr, und bin überdies Pathe des ältesten Kindes."

„O dann lassen Sie sie immer kommen, mich unterhält es, zuweilen mit solchen Leuten zu verkehren. Bitte, lassen Sie sie kommen."

„Wie Sie wünschen, liebe Aurora."

Die Gräfin klingelte, der Diener öffnete die Thür, und eine kleine, runde, leidlich hübsche Frau im besten Sonntagsstaat trat unter vielen Knixen und Verbeugungen ein. Sie führte an der einen Hand einen Knaben, an der andern ein kleines Mädchen, während ein älteres hinter ihr her kam.

„Sieh' da, Rosner, es freut mich, dich zu sehen," äußerte die Gräfin gnädig und reichte ihrer ehemaligen Dienerin die Hand, die diese ehrfurchtsvoll küßte.

„Excellenz, ach Excellenz sind so gnädig gewesen, sich meiner zu erinnern. Der Kastellan war gestern bei mir und sagte, ich solle kommen, und da bin ich nun gekommen und habe die Kinder mitgebracht, wie Excellenz befohlen, und —"

„Das ist wohl Ihr kleines Pathchen, Anna?" unterbrach Frau von B. und streichelte mit herablassender Freundlichkeit die blonden Flechten des Mädchens.

„Bitte um Entschuldigung, gnädige Frau, aber das ist meine Jüngste, Lina, und dies hier ist Fritz; es ist der einzige Junge, und mein Mann sagt, es wäre ihm lieber, wenn die andern Beiden es auch wären, denn Mädchen wären nur eine Last, man könnte nichts Ordentliches mit ihnen anfangen, und es wäre heutzutage so schwer, ihnen Männer zu verschaffen, — aber du lieber Gott, man muß wohl nehmen, was der Himmel Einem gibt. Aber Kinder, so geht doch hin und macht eure Verbeugung. Ach, entschuldigen Ihre Excellenz, sie sind so blöde und verlegen, das kommt daher, daß sie nicht gewohnt sind, mit hohen Herrschaften zu sprechen. Es ist ja das erste Mal, daß sie in ein vornehmes Haus kommen."

Ihre Excellenz fanden diese Schüchternheit vollkommen begreiflich und lächelten gnädig den beiden Kindern zu, die sich ängstlich und scheu an die Mutter drängten und kaum wagten die Augen aufzuschlagen.

„Aber wo ist denn nun die kleine Anna?" fragte die Generalin.

„Ach ja, richtig! das wollte ich sagen, meine älteste Tochter ist es, die die gnädige Gräfin geruhte aus der Taufe zu heben. Nun, Anna, so komm' doch hervor und küsse der gnädigsten Frau Pathe die Hand," und sie zog das Mädchen hervor, das bisher unverwandt die beiden Damen betrachtet hatte und sich nun ohne alle Scheu und Verlegenheit näherte.

„Ein eigenthümliches Gesicht," meinte Frau von B. „Nicht eigentlich schön, aber interessant."

„Ich finde es eher häßlich, eine wahre Zigeunerphysiognomie."

Es ist etwas Eigenes um Sympathien und Antipathien, um diese unwillkürlichen, unerklärlichen Regungen, die zwei Personen oft beim ersten Anblick ergreifen, ohne daß ein Grund dazu vorhanden scheint. Diese Regungen sind oft so leise, daß sie selten bemerkt, meist vergessen werden, und doch sind sie nie bedeutungslos. Es ist die erste Begegnung zweier Naturen, die beide ahnen: Wir bleiben einander nicht fremd, es kommt eine Zeit, wo unsre Lebenswege sich eng berühren — ob in Liebe oder in Haß? das entscheidet die Zukunft.

Was konnte die reiche, stolze Gräfin Wartenberg, die zu den ersten Adelsfamilien des Landes gehörte, und das arme Kind aus dem Volke wohl mit einander gemein haben? Konnten sie sich jemals anders gegenüberstehen, als jetzt, die hochgeborne Gönnerin der Tochter des Handwerkers und der ehemaligen Dienerin? Konnten diese beiden so verschiedenen Bahnen sich je kreuzen? Und doch lag in dem kalten scharfen Blick der Gräfin und in den schwarzen glühenden Augen des Mädchens, als sie zum ersten Mal einander begegneten, dieselbe Empfindung: ein halb unbewußter, aber entschiedener Widerwille, eine tiefe Abneigung.

„Die andre Kleine ist freilich hübscher, ein stilles, freundliches Gesichtchen," sagte die Generalin, „aber der Knabe hat etwas ungemein Bulgäres, grade wie die Mutter. Finden Sie nicht auch?"

„Freilich, wie sollen dergleichen Leute auch anders aussehen!" und zu Frau Rosner gewendet setzte die Gräfin auf deutsch hinzu (die vorhergehende Unterhaltung war französisch geführt worden): „Nun, Rosner, wie geht es dir eigentlich?"

Die kleine Frau schien nur auf diese Frage gewartet zu haben, um sich sehr ausführlich über ihre Häuslichkeit, ihren Mann, ihre Kinder u. s. w. zu verbreiten. Die Generalin war sichtlich unterhalten von dem Eifer, womit sie

Digitized by Google

erzählte, die Gräfin aber schien es langweilig zu finden und unterbrach endlich den unerschöpflichen Redefluß:

„Nun es freut mich, daß ihr euer gutes Auskommen habt. Hier nimm die Kleinigkeit, ich reise bald wieder ab, sollte ich aber in einiger Zeit zurückkommen, so wird es mich freuen, zu hören, wie es dir geht."

Frau Rosner ergoß sich in Danksagungen bei Empfang des ansehnlichen Geldgeschenkes, das die Gräfin ihr überreichte, und sprach zuletzt die Bitte aus, ihren ehemaligen Pflegling, die junge Gräfin Olga, wiederzusehen.

„Das sollst du, Rosner, geh' einstweilen hinunter zum Kastellan, ich komme später mit den Kindern nach dem Park." Ein gnädiger Wink und ein Kopfnicken, das den drei Kleinen galt, endigte die Audienz.

Unten beim Kastellan, den Frau Rosner noch von früher kannte, wurden sie sehr freundlich aufgenommen. Es war ein auffallender Unterschied zwischen den hohen reichen Zimmern, voll schwerer alterthümlicher Pracht, und der kleinen freundlichen Wohnung, wo Alles so einfach und bürgerlich, aber auch so bequem und gemüthlich war. Die Stuben lagen nach dem Park hinaus, die Sonne schien hell durch die weinumrankten Fenster, zwei Kastanienbäume beschatteten die Laube vor der Thür, inmitten des kleinen Gärtchens, das im herrlichsten Blumenflor des Spätsommers prangte.

Die Kastellanin und Frau Rosner setzten sich in der Laube zusammen, um von alten Zeiten zu plaudern, und die Kinder bekamen Erlaubniß, sich im Park umzusehen.

„Ach wie wunderschön!" rief Anna, plötzlich stehenbleibend, und betrachtete mit glänzenden Blicken einen Rosenbaum, der eine Fülle prachtvoller dunkelrother Centifolien zeigte.

„Gefällt dir das, Kleine!" fragte der alte Kastellan, dessen Blumen seine Augäpfel waren.

„O, so etwas Schönes habe ich noch nie gesehen!" und sie blickte so sehnsüchtig auf die Rosen hin, daß sich der alte Mann durch diese Bewunderung seiner Lieblinge auf's Höchste geschmeichelt fühlte.

„Nun," sagte er lächelnd, „ich gebe zwar meine Blumen nicht gern weg, noch dazu von meinem Lieblingsbaum, den ich mir mit so vieler Mühe gezogen habe; da sie dir aber doch so sehr gefallen, so sollst du eine davon haben."

Er zog sein Messer hervor, schnitt eine der schönsten Rosen ab und gab sie dem Mädchen, das vor Freuden in die Hände klatschte, sich eiligst bedankte und dann entzückt den Geschwistern nachsprang, um ihnen das Geschenk zu zeigen. Diese fanden es zwar auch recht hübsch, konnten aber nicht begreifen, wie man über eine Blume sich so freuen könne. Ueberdies waren sie zu sehr erfüllt von den eben empfangenen Eindrücken, um an etwas Anderes zu denken.

„Morgen erzähle ich es in der Schule, daß wir die Gräfin besucht haben," sagte Fritz. „Darüber werden sich all' die Andern ärgern, denn sie kommen nie zu so Etwas."

„Ich habe mich so davor geängstigt," meinte Lina, „aber es war doch gar nicht so schlimm; die Gräfin war so freundlich, gefiel sie dir, Anna?"

„Nein," entgegnete Anna kurz.

„Warum denn nicht?" rief Fritz verwundert. „Sie sprach ja doch mit uns und hat der Mutter Geld geschenkt."

Anna antwortete nichts und befestigte die Rose an ihrem Kleide, aber ein finsterer, bitterer Zug stieg in ihrem Gesichte auf.

Doch die Wanderung durch den Park ließ die Kinder bald alles Andere vergessen. Da waren herrliche Eichen und Buchen, große Rasenplätze, Teiche, auf denen Schwäne schwammen, Ruhesitze, Statuen und kleine Pavillons, und endlich gelangten sie gar zu einer Muschelgrotte, in deren Tiefe aus der Urne einer steinernen Najade ein kleiner Wasserfall herabrauschte. — „O hier ist es schön, hier wollen wir bleiben!" rief Anna. „Laßt uns einmal Grashalme zupfen, um zu sehen, ob das, was wir wünschen, geschieht."

Der Vorschlag ward angenommen, sie setzten sich auf die Moosbank nieder und begannen das Spiel, als am Eingang der Grotte zwei andere Kinder erschienen, ein Knabe und ein Mädchen. Man sah, daß es Geschwister waren, denn die Aehnlichkeit war auffallend, beides zarte, etwas auffallend blasse Gesichter, mit nicht gerade schönen, aber feinen und regelmäßigen Zügen.

„Was macht ihr hier?" fragte der Knabe etwas gebieterisch.

„Wir spielen," entgegnete Anna keck, „und wer seid ihr denn?"

„Ich bin der Graf Felix und das ist meine Schwester," war die Antwort, in einem Tone, als sei damit Alles gesagt und jede weitere Entgegnung abgeschnitten.

„So?" sagte Anna gleichgültig, während Fritz die Grafenkinder anstaunte und sich vergeblich bemühte, die unerhörte Thatsache zu begreifen, daß sie grade so aussahen wie andere Kinder, und Lina ängstlich aufstand. „Wollt ihr mitspielen?"

Der junge Graf schien durch diese Zumuthung etwas in Verlegenheit gesetzt zu werden, seine Schwester aber fragte:

„Was spielt ihr denn?"

„Wir zupfen Grashalme und wünschen uns Etwas dabei, und dann kann man erfahren, ob es geschieht oder nicht."

„O das ist hübsch, das muß du mir zeigen!" rief Olga lebhaft und setzte sich zwischen die beiden Mädchen. Sie ließ sich von ihnen unterweisen, und bald waren Alle, selbst Fritz, der sich von seinem Erstaunen einigermaßen erholt hatte, im eifrigsten Spiele begriffen.

Felix schien das unter seiner Würde zu finden und hielt sich anfangs in einiger Entfernung, da aber Niemand davon Notiz nahm und Olga ihn rief, um zu sehen, wie hübsch es sei, kam er auch näher und sah neugierig zu.

Kinder werden schnell bekannt mit einander. Olga's Freundlichkeit und Anna's Unbefangenheit glichen bald die fremden Elemente aus, und eine Viertelstunde später saßen sie Alle zusammen auf der Moosbank und waren in lebhaftem Geplauder begriffen. Felix und Olga erzählten von Paris, wo sie so lange gewohnt hatten, von den Reisen, die sie jeden Sommer machten, und von Italien, wohin sie wahrscheinlich mit ihrer Mama gehen würden, die Andern dagegen, besonders Anna, sprachen von dem großen Spielplatze vor dem Thore, von all' den Spielen dort, von ihren Schulkameraden, und Jedem tauchte in den Reden des Andern eine neue, bisher ungekannte Welt auf.

„Ich möchte auch reisen!" rief Anna, „aber recht, recht weit! Die ganze Welt möchte ich sehen, und besonders Italien, ich habe einmal davon gelesen, es muß dort gerade so sein, wie man es immer vom Paradiesgarten erzählt."

„Und ich möchte einmal vor das Thor mit euch gehen und Räuber spielen," sagte Felix. „Aber das erlaubt Mama nicht."

Digitized by Google

„Ei, das wollen wir gleich sehen, laß uns Halme zupfen, ob es geschieht."

Sie zupften eifrig, Anna war das Orakel günstig. „Ich komme nach Italien!" jubelte sie, aber Felix bekam ein Nein, sowohl zum ersten, als auch zum zweiten und dritten Male.

„Das dumme Gras," rief er ärgerlich, „es nützt gar nichts! Gib mir die Blume da, ich will es einmal mit der versuchen."

„Meine Rose? Nein, die ist zu gut zum Zerpflücken."

„O, du kannst eine andere bekommen, es blühen noch viele im Garten."

„So hole dir eine davon, diese Rose habe ich geschenkt bekommen und die gebe ich nicht fort."

„Aber ich will grade diese haben!" rief Felix eigensinnig.

„Du bekömmst sie aber nicht."

„Dann nehme ich sie mir."

„Versuche es einmal!" Sie kreuzte die Arme übereinander und blickte spöttisch den blassen, schwächlichen Knaben an, der, durch ihre entschlossene Haltung eingeschüchtert, es nicht wagte, sein Vorhaben auszuführen.

„So nimm doch eine andere Blume, Felix," mischte sich Olga ein, „es sind ja so viele da."

Aber der eigensinnige, verzogene Knabe, der gewohnt war, jeden seiner Wünsche als Befehl aufgenommen zu sehen, wurde nur noch hartnäckiger.

„Nein," rief er heftig, „ich will keine andere, ich will diese haben. Du hast sie aus dem Garten genommen, und der Garten gehört uns."

„Nein, ich habe sie von dem Kastellan bekommen, er hat sie mir geschenkt."

„Der Kastellan hat nichts zu verschenken, er und all' die andern Diener müssen thun, was ich will, und du mußt es auch. Wenn du mir die Blume nicht jetzt gleich gibst, so lasse ich dich hinauswerfen, denn ihr habt hier nichts zu suchen, ihr gehört doch nur zu dem gemeinen Volk, von dem Mama sagt, man dürfe sich nicht mit ihm abgeben."

Anna zuckte zusammen bei diesen Worten, einen Augenblick schien es, als wolle sie sich dafür rächen, so drohend ging sie auf Felix los, als dieser sich aber erschreckt hinter seine Schwester flüchtete, wendete sie sich verächtlich ab und ergriff Lina's Hand. „Komm' fort, du auch Fritz! Wir gehen auf der Stelle nach Hause."

Aber indem sie sich umwendeten, erschien die Gräfin, von Frau Rosner gefolgt, am Eingang der Grotte, und war sichtlich unangenehm überrascht, die Kinder bei einander zu finden.

„Mama!" rief Felix, auf sie zueilend, „denke nur, sie will mir die Rose nicht geben, aber ich muß sie haben, sage ihr, daß sie sie mir geben muß."

Die Gräfin richtete einen Blick unermeßlichen Erstaunens auf das Mädchen, das es wagte, dem jungen Grafen Wartenberg einen Wunsch zu versagen; aber dieses ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern hielt den Blick ruhig aus und erwiderte ihn sogar.

„Was?" rief Frau Rosner, „was unterstehst du dich? Wirst du gleich dem jungen gnädigen Herrn die Blume geben?"

„Sie ist mein," entgegnete Anna mit finsterem Trotz. „Der Kastellan hat sie mir aus seinem eigenen Garten gegeben, sie gehört mir und ich behalte sie." Und sie faltete beide Hände über die Brust, als wolle sie ihr Eigenthum schützen.

„Dann hast du Unrecht, Felix," entschied die Gräfin. „Laß ihr die Blume, und überhaupt — kommt mit hinauf, Kinder, es schickt sich nicht für euch, sich so mit Andern herumzustreiten."

„O nein, Excellenz!" rief Frau Rosner aus. „Es wäre ja schrecklich, wenn ich das mit ansehen wollte. — Anna, du gehst gleich hin, gibst dem Grafen Felix die Rose und bittest ihm deine Unart ab. Wirst du gehen?"

Anna rührte sich nicht.

„Nein, das ist doch zu arg, dann werde ich dich gehorchen lehren!" Und Frau Rosner machte Miene, ihr Vorhaben auszuführen, aber blitzschnell hatte Anna die Rose von der Brust gerissen, zu Boden geworfen und den Fuß darauf gesetzt.

„Excellenz, ach Excellenz, ich habe nie geglaubt, daß das Mädchen so abscheulich sein könnte, aber sie soll dafür gestraft werden, gewiß soll sie das. Seien mir Excellenz und der junge Herr Graf nur nicht böse, denn gewiß —"

„Laß nur gut sein, Rosner," sagte die Gräfin kalt. „Ich weiß, du kannst nichts dafür, aber nimm dich in Acht mit dem Mädchen, sie hat böse Augen, an der werdet ihr noch einmal Etwas erleben." Und ihre Kinder bei der Hand nehmend entfernte sich die gnädige Frau.

Frau Rosner brach in einen Strom von Klagen, Vorwürfen, Drohungen und Scheltworten aus, die Anna schweigend hinnahm, sie hörte sie kaum, in ihren Ohren klangen immer noch die Worte: „Wenn du nicht thust, was ich will, so lasse ich dich hinauswerfen, ihr gehört doch nur zu dem gemeinen Volk." Es war die erste Demüthigung, die sie erlitt, und ein bitterer Haß keimte in dem Herzen des Kindes auf. Der Blick, mit dem sie Felix nachsah, als er an der Seite seiner Mutter durch den Park ging, er sagte deutlicher als Worte: „Das vergesse ich dir nie!"

Die Gräfin dagegen sagte zu ihren Kindern: „Da seht ihr, meine Lieben, was dabei herauskömmt, wenn man sich mit den niedern Leuten einläßt. Laßt euch das künftig zur Warnung dienen und gestattet ihnen nie die geringste Vertraulichkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Der geheimnißvolle Teich.

Dies ist der Name eines Teichs in der Nähe von Charleston in den Vereinigten Staaten, welcher dieser Stadt ihr frisches Wasser liefert. Die Oberfläche dieses Teichs ist bis zu einer gewissen Tiefe reines, helles Wasser, das per Gallone (4 Quart) nur 4 Gran feste Substanz enthält. Aber diese Lage ruht auf dichterem und viel salzigerem Wasser, welches per Gallone 59 Gran Salz enthält. Wenn man eine Stange versilbertes Kupfer vertikal hineinsenkt, so daß dessen unterer Theil in der unteren Wasserschichte ist und der obere in der oberen bleibt, und es einige Stunden hängen läßt, so findet man beim Herausnehmen die untere Seite des Stabs electrochemisch geschwefelt, während die obere rein bleibt; der Uebergang ist so scharf, daß die Linie, wo die Wasser auf einander ruhen, höchstens 1/4 Zoll Uebergang bildet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wolfsjagden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wolfsjagden.

(Taf. 5.)

Wie würde doch ein deutscher Jagdliebhaber staunen, wenn er auf einmal ohne irgend eine vorhergegangene Vorbereitung in die Lage käme, eine Wolfsjagd, wie sie in den Steppen Rußlands zu Hause sind, mitmachen zu müssen!

Bei uns zu Lande hat sich das Waidwerk fast gänzlich auf den sogenannten „Anstand“ und den „Pürschgang“ reducirt, d. h. man stellt sich bei gutem Winde an solchen Stellen des Waldes auf, an welchen das Wild, dem man aufpaßt, laut gemachter Erfahrung vorbeizukommen pflegt, und erlegt es dann durch einen guten Schuß, oder auch beschleicht man es und sucht ihm unbemerkt so nahe zu kommen, daß die Kugel es erreicht. Weit seltener schon sind die „Treibjagden“, und wenn sie angewendet werden, so gelten sie gewiß keinem anderen Wilde, als dem sogenannten „Haarwilde“, welches bekanntlich nicht zur „hohen Jagd“ gehört; „Parforce-Hetzjagden“ aber, wo man die Sauen und Hirsche mit dem Schweißhunde verfolgte und hoch zu Rosse hinter ihnen drein flog, sind jetzt ganz aus der Mode gekommen, und es ist überhaupt nahe daran, daß man die Jagd aus Mangel an jagdbaren Thieren geradezu zu Grabe trägt. Von einem großen Reize also, oder gar von einer großen Aufregung, in die man der Jagd wegen versetzt würde, kann bei uns nicht die Rede sein, sondern es geht vielmehr für gewöhnlich nur allzu ruhig und prosaisch dabei zu; allein auch in den früheren Zeiten, wo man noch nicht so wildarm war, wie jetzt, wußte man nichts von einem Jagen, das sich nur im Geringsten mit einer russischen Wolfsjagd in Vergleich setzen lassen könnte.

Man muß nämlich wissen, daß die Wölfe in Rußland und Polen nicht „vereinzelt“, sondern stets nur „in größeren Heerden“ angetroffen werden, und dies ist schon ein Moment, welches eine Wolfsjagd zu etwas ganz Eigenthümlichem macht. Zwar allerdings — im nördlichsten Rußland, besonders auch in den Polargegenden Sibiriens, hat's „mit den Heerden“ ein Ende, und wenn je ein Wolf vorkommt, so ist's ein „Isolirter“, ein „Versprengter“, denn dort fehlen die Wiederkäuer, von denen die Wölfe leben. Sobald aber in Sibirien die Region der Rennthiere beginnt oder im eigentlichen Rußland die Region der Schafe, da zeigen sich auch gleich die Wölfe rudelweise, und zwar meist in Rudeln von Hunderten, Zweihunderten, Dreihunderten. Ja sogar Schaaren von Tausenden sind nichts Unerhörtes, und wenn eine solche Masse bei einander ist, so könnte man schon meinen, eine Legion grausiger Teufel vor sich zu haben! Nun gehört aber der Wolf zu den gefährlichsten Raubthieren, die es in der Welt gibt, — zu denjenigen Raubthieren, welche gegen jeden Feind, er mag einen Namen haben, welchen er wolle, nicht blos vertheidigungs-, sondern auch angriffsweise zu Werke gehen, und dieser Umstand verleiht einer Wolfsjagd abermals etwas durchaus Eigenthümliches, etwas im übrigen Europa sonst ganz Unerhörtes. Zwar allerdings — ein einzelner versprengter, abgehetzter und heimathloser Wolf, wie man ihn da und dort trifft, zeigt sich selten muthig, sondern geht vielmehr vorsichtig Allem aus dem Wege, was ihm nur irgend gefahrdrohend erscheint; aber etwas ganz Anderes ist es, wenn das Thier heerdenweise auftritt, etwas ganz Anderes, wenn es sich auf seinem ureigenen Territorium, in den ihm heimischen Steppen befindet, denn dann Gnade Gott dem Menschen, der ihm in die Klauen kommt. Da hilft selbst die muthigste Vertheidigung — ja selbst die gewandteste Handhabung der Waffen nichts, sondern der Arme ist verloren, und wenn er ein anderer Ritter Bayard wäre. Hunderte von Beispielen bestätigen dies, und ich brauche mich darum hierüber nicht weiter zu äußern; wohl aber wird es am Platze sein, etwas umständlicher darüber zu berichten, wie man in Rußland auf die Wolfsjagd auszieht.

Die gewöhnlichste Art ist die eines allgemeinen Triebs. In gewissen Gegenden nämlich und zu gewissen Zeiten häufen sich die Wolfsheerden, die sich ohnehin von Hause aus sehr stark vermehren, so sehr an, daß dieselben nicht blos einsame Gehöfte überfallen, um darin Alles, was ihnen unter die Zähne kommt: Menschen, Schafe und sonstige Hausthiere zu tödten, sondern daß sie sich auch voll Wuth auf größere Niederlassungen stürzen, und es selbst schon wagten, in wohlbevölkerte Dörfer einzubrechen. Ist es nun so weit gekommen, so ergeht regelmäßig ein Aufgebot an den ganzen Distrikt, und es sammeln sich dann alle männlichen Erwachsenen, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Allein in diesem Falle ist's weniger eine Jagd, als ein Vertilgungskrieg, und man bietet sogar nicht selten Truppen auf, um mit den Ebelleuten und Bauern gemeinsam zu agiren. Selbstverständlich übrigens kann man solche großartige Treibjagden, bei denen man ganze Wälder, nachdem man vorher Lichtungen durch sie gehauen hat, umzingelt und bei welchen stets mehrere tausend Menschen in Activität gesetzt werden, nicht allzu oft vornehmen, und man ruht daher oft mehrere Jahre lang aus, bis man wieder zu einem derartigen Gewaltact schreitet; allein wird man in der Zwischenzeit die Wölfe ganz und gar ungeschoren lassen? Nein, gewiß nicht, denn sonst wäre der Schaden, den man beim allgemeinen Trieb unter der Brut anrichtete, nur zu bald wieder ersetzt, und man wüßte schon nach Monaten nicht mehr, wie man sich der geflüchteten Raubthiere erwehren solle. Demgemäß füllt man diese Zwischenzeiten mit dem aus, was man eine Wolfsjagd im engeren und eigentlichen Sinne heißt, und insbesondere im Winter läßt der russische oder polnische Edelmann, der auf seinen Gütern lebt, fast keinen Tag vorübergehen, ohne gegen den Erbfeind seiner Heerden auszuziehen. Wo in der Welt gäbe es aber auch etwas Fröhlicheres, Erregenderes und Herzerhebenderes, als eine solche Jagd?

Der Jäger sind es gewöhnlich vier oder fünf, die sich zusammen auf einen Schlitten setzen, und am Schlitten ziehen, wie es in Rußland Sitte ist, regelmäßig drei Pferde. Von diesen befindet sich das muthigste, größte und stärkste in der Mitte, während die beiden Seitenrosse sich sonst gewöhnlich nur durch Schnelligkeit auszeichnen; allein wenn es auf eine Wolfsjagd geht, so spannt man stets die besten an, welche sich im Stalle befinden, denn bei einer solchen Gelegenheit muß ein Roß etwas aushalten können. Ueberdieß nimmt man keines, welches nicht auf's Sorgfamste vorher eingefährt wäre, und daß die Thiere an den Anblick, sowie an das Geheul der Wölfe gewöhnt sein müssen, versteht sich ohnehin von selbst. Diese Sorgfalt in der Auswahl der Rosse erstreckt sich natürlich auch auf den Führer derselben, und die Zügel werden an diesem Tage keinem Andern anvertraut, als einem langbewährten Diener, auf den man sich in jeglicher Beziehung verlassen kann. Wäre ja doch Alles verloren, wenn der Kutscher den Kopf verlöre;

Digitized by Google

ja sogar dann, wenn er, durch die Gefahr erschreckt, nur ein einziges Mal in der Handhabung seiner Peitsche, sowie seiner Zurufe entweder zu lässig oder zu heftig würde! Mit der allerstrupulösesten Genauigkeit übrigens gehen die Jäger an ihre eigene Ausrüstung, und nicht nur versieht sich Jeder mit drei oder vier wohlgeladenen Kugelbüchsen, sowie mit Munition zu wenigstens hundert Schüssen, sondern er kleidet sich auch sorgfältig, damit er von der Kälte nicht nothleide — frierende Menschen schießen nicht gut, — und an hinreichendem Mundbedarf läßt er's ohnehin nicht fehlen. Sind nun alle diese Bedingungen erfüllt, so kommt noch eine weitere und nicht minder nothwendige hinzu, nämlich die, daß es gutes Frostwetter sein muß, wenn man jagen will, ein Frostwetter, welches den Schnee in eine compakte eisige Masse verwandelt hat. Die Schlittenläufe dürfen nicht einsinken und ebensowenig dürfen die Hufe der Rosse tiefere Spuren zurücklassen, denn sonst würden dieselben zu bald müde und könnten die Strapazen des Tages nicht aushalten. Doch an tüchtigem Frostwetter fehlt's zum Glück in Rußland zur Winterszeit selten, und somit gibt's in den Monaten November, December, Januar und Februar selten einen Tag, der sich nicht zur Wolfsjagd vollkommen eignen würde.

Endlich sind alle Vorbereitungen getroffen; die Jäger haben ihre Sitze eingenommen und der Kutscher treibt seine Rosse an. Allein nur langsam geht's vorwärts, viel zu langsam für den Muth der edlen Thiere, die sich nur mit äußerster Mühe in einem solch' kurzen Trotte halten lassen. Viel zu langsam auch für den Muth der Jäger, welche sich darnach sehnen, mit dem Feinde handgemein zu werden, die sich aber dennoch mit Ergebenheit darein fügen, weil sie wohl wissen, daß die Kraft der Rosse auf später geschont werden muß. Der Wald, in welchem sich die Wölfe, wie man genau weiß, den Tag über verborgen halten, liegt vielleicht nur drei oder vier, vielleicht auch sechs oder acht Stunden entfernt, und es vergeht daher eine geraume Zeit, bis man in seine Nähe gelangt. Doch horch — was war das? Richtig, die Raubthiere haben von den Rossen, sowie von dem Schlitten und seinen Insassen Witterung bekommen, und jetzt stürzen sie heraus, ein ganzer Schwalm von schwarzgestreiften graugelben Schuften! Immer noch fährt der Kutscher ihnen entgegen, bis auf eine Entfernung von kaum mehr als hundert Schritten, und merkwürdig — die Pferde bäumen sich nicht und schlagen auch nicht aus, sondern höchstens merkt man ihnen ihre Unruhe an ihrem stärkeren Schnauben an. Doch jetzt wendet der Rosselenker und abermals gehorchen die Thiere, als wären sie Maschinen; in demselben Augenblicke aber bringen die Jäger ihre Büchsen an die Backen und — ein Krach, und vier Wölfe wälzen sich auf dem Schnee!

Jetzt beginnt die Jagd und was für eine Jagd! Die Jäger nämlich sind nicht die Jagenden, sondern die Gejagten, und ein in die Verhältnisse Uneingeweihter würde ihnen keine Prise Schnupftabak um ihr Leben geben. Sie aber — ei, sie sehen ganz wohlgemuth, sogar mit einem gewissen Wohlbehagen drein, und selbst den Kutscher ergreift es wie mit einer fröhlichen Begeisterung. Vorwärts geht's im Galopp, und im Galopp rasen die Wölfe hinterdrein, indem sie jeden ihrer Sprünge mit einem heiseren Geheule begleiten. Man sollte glauben, sie werden die Rosse überholen, weil sie viel schneller sind als diese, aber die Jäger sorgen dafür, daß dies nicht geschieht, denn sonst wären sie unbedingt verloren. Darum sowie eines der Raubthiere dem Schlitten näher kommt, als wünschenswerth ist — paff, da liegt es am Boden, um nie mehr wieder aufzustehen. Es gehört eine ungeheure Kaltblütigkeit dazu, um da sein Ziel nie zu verfehlen, aber diese Kaltblütigkeit fehlt unseren Schützen nicht, und sollte die Jagd auch eine Stunde und noch länger dauern!

Länger jedoch dauert sie gewöhnlich nicht, indem die Rosse den Weg, zu welchem sie hinwärts drei Stunden und mehr gebraucht haben, heimwärts im vierten Theile der Zeit zurücklegen. Ueberdieß — je mehr man sich den menschlichen Wohnungen nähert, um so mehr noch strengen sie ihren Lauf an, so daß die Wölfe nach und nach anfangen zurückzubleiben. Endlich ganz nahe am Schlosse, von dem man abgefahren, macht das Rudel vollends gänzlich „kehrt", denn es hat nunmehr genug zu thun, will es die getödteten Kameraden alle auffressen; die Jäger dagegen, deren jeder seine zwanzig bis dreißig Schüsse — und darunter nur wenige vergebliche — gethan, freuen sich des glücklichen Schlachttags und begehen den Abend in Lust und Herzlichkeit, sich gegenseitig ihrer Zielfertigkeit rühmend.

So endet gewöhnlich eine Wolfsjagd in Rußland!

Th. Gr.

Peter v. Cornelius.

Zu Düsseldorf am „schönen, stolzen Rhein", wie er selber in einem Albumverse sich äußerte, ist Cornelius von bürgerlichen Eltern am 27. September 1787 geboren. Die Familie, katholischer Confession, war zahlreich und nicht begütert, so daß sich der Unterricht, der den Kindern zu Theil wurde, meist nur auf das Nöthigste beschränken mußte. Die Liebe des Knaben zur Kunst entzündete sich frühzeitig in den Sälen der Düsseldorfer Gallerie, deren Inspektor sein Vater war; doch sollte er einen sichern Broderwerb wählen, und obgleich er beim damaligen Akademiedirektor Langer in die Lehre ging, Goldschmied werden, wie weiland Albrecht Dürer. 1802 starb aber der Vater, und dem sechszehnjährigen Jüngling lag nun die Pflicht ob, mit zum Unterhalt seiner Familie beizutragen. Er that dies als Maler, d. h. er malte Processionsfahnen, und erhielt bald sogar die Bestellung, in der Kathedrale Neuß nahe bei Cöln das Gewölbe grau in grau zu malen. In aller Eile — denn es wurde ihm wenig Zeit gelassen — entwarf er da Gruppen aus der Geschichte des Reiches Gottes, welche zwar allenthalben noch den Anfänger in der Kunst verriethen, aber doch schon einen höhern Flug ahnen ließen. Bei der Bewerbung um einen von den „Propyläen" (d. h. Weimarer Kunstfreunden) für Zeichnungen zu Homer ausgesetzten Preis wurde er übergangen, vielleicht eben deßhalb, weil sich seine stets mit großen Plänen tragende Seele nicht an die vorgeschriebene „Oekonomie in der Darstellung" gebunden hatte. Die Eigenthümlichkeit seines Strebens war auch der Grund, daß ihm das Mechanische und Einseitige des akademischen Unterrichts bald nicht mehr genügte. Er begab sich daher nach Frankfurt a. M., und hier, wo Alles an Goethe erinnerte, faßte er die Idee zu Zeichnungen aus „Faust", welche er im Kupferstich später dem Dichter

Digitized by Google

widmete. Dieser hatte zwar seine Freude daran, doch warren die „in jeder Hinsicht kleineren" Compositionen von Retzsch, welche nach dem treffenden Ausspruche Hagen's „sich nur in gefälliger Form dem Worte fügen, während jene, von sprühender Genialität, an dem Stoffe mitdichten," immer noch mehr nach Goethe's Geschmack; was uns nicht wundern darf, da wir wissen, wie der große Dichter in Sachen der bildenden Kunst stets etwas klein und engherzig dachte und vollkommen den Winckelmann'schen Ansichten folgte. — Im Jahre 1811 zog Cornelius nach dem ersehnten Italien und fand in Rom bereits gleichgesinnte Landsleute und Genossen vor, welche auch wie er mit den Akademien gebrochen und sich untereinander zu einer Wiederbelebung der altdeutschen Kunst verbunden hatten. Cornelius ward, obschon ein neuer Ankömmling, bald das Haupt der jungen Schule, oder, wie Goethe sagte, „der Häuptling des neualterthümlichen Geschmacks", der die herrschenden Richtungen vielleicht am energievollsten von allen seinen Genossen zum Ausdruck brachte, und der dabei sich doch immer die Selbstständigkeit seines Wesens und Schaffens erhielt, wie er zunächst dadurch bewies, daß er, statt kirchliche Stoffe zu behandeln, wie alle anderen Nazarener, die Darstellungen aus dem Nibelungenliede lieferte. Eine andere Arbeit, welche Cornelius in Rom zusammen mit Overbeck, Schadow und Philipp Veit unternahm, war die Ausschmückung der Casa Bartholdy mit Bildern aus der Geschichte Josephs; die Verbindung mit den Brüdern und die Traumauslegung vor Pharao rühren von ihm her. Für das dem Kronprinzen Ludwig von Bayern gegebene Abschiedsfest hatte er die Künste in fünf allegorischen Figuren und in der Villa Massimi das Deckengemälde für den Dantesaal zu entwerfen; jedoch noch eh' er dies Letztere ausführen konnte (1819), erhielt er einen Ruf als Direktor an die 1808 eingegangene, jetzt neu zu begründende Akademie nach Düsseldorf, und wurde überdieß auch vom Kronprinzen nach München beschieden, wo er die nächsten Sommer hindurch unter Beihülfe seiner Schüler Herrmann, Stille, Zimmermann und Schlotthauer zwei große Säle und die Eingangshalle der Glyptothek mit Freskomalereien schmückte. Im letztgenannten Gemache finden wir die Götter der Hesiodischen Theogonie, im sogenannten „Göttersaal" die Homerischen Götter, d. h. das Reich des Jupiter, des Neptun und des Pluto; im „trojanischen Saal" die Heroenwelt der Ilias. Nach Vollendung des Werkes bezeigte sich der unterdessen zur Regierung gelangte König Ludwig so befriedigt, daß er den Baumeister Klenze und den Maler Cornelius mit dem Civilverdienstorden schmückte und in den Adelsstand erhob. Zum Direktor der Münchener Akademie war Cornelius schon 1825 ernannt worden, da die fortwährenden Reisen zwischen Düsseldorf und der bayerischen Hauptstadt sich als unthunlich erwiesen. Für den zunächst vom König Ludwig unternommenen Prachtbau, die Pinakothek, fertigte Cornelius Zeichnungen, welche die Entwickelungsgeschichte der neueren Kunst darstellen, und deren Ausführung im Corridor des genannten Gebäudes Clemens Zimmermann übernahm. Inzwischen war das Jahr 1830 herangekommen, und unser Künstler begab sich mit seiner Gemahlin zum zweiten Mal in deren Heimath, nach Rom, um mehrere Jahre hier zu verweilen und die Cartons zu Gemälden für die neue Ludwigskirche in München zu entwerfen. Sie stellen, wie gesagt worden ist, „eine Messiade nach eigner Erfindung und doch der Bibel gemäß" dar und zeigen uns Christus in seiner dreifachen Stellung, als den zum Heil Geborenen am Weihnachtsabend, als den Erlöser im Kreuzestode am Charfreitag, und endlich als den Richter über Leben und Tod am Tage des jüngsten Gerichts. Die colorirte Skizze dazu befindet sich, ebenso wie die Federzeichnungen zum Faust, im Städel'schen Museum zu Frankfurt a. M. 1839 gelangte das letzte, 63 Fuß hohe und 39 Fuß breite Gemälde in der Ludwigskirche, dessen Uebertragung auf die Wand der Künstler ausnahmsweise selbst übernommen hatte, zum Abschluß.

Zwei Jahre später vertauschte Cornelius seinen Aufenthaltsort zu München mit dem in Berlin, wohin er von Friedrich Wilhelm IV. berufen wurde, : :nächst wohl, um die mehreren jüngeren Malern übertragene Ausführung der Schinkel'schen Entwürfe für die Vorhalle des alten Museums zu beaufsichtigen. Auch vollendete er damals das berühmteste seiner nur in sehr geringer Zahl vorhandenen Oelbilder, den in der Nazynskischen Gallerie befindlichen „Christus in der Vorhölle, wie er den abgeschiedenen Geistern predigt," sowie ein Wandgemälde für das Charlottenburger Mausoleum. Er entwarf ferner Zeichnungen aus Tasso's befreitem Jerusalem für lebende Bilder, die bei einem Hoffeste in Berlin gestellt wurden, und gab die Verzierungen des sogenannten Glaubensschildes an, welchen der König von Preußen dem Prinzen von Wales als Pathengeschenk nach London schickte. Die Denkmünze auf den Vertrag zu Verdun und das tausendjährige Bestehen des deutschen Reiches ist gleichfalls seine Composition; endlich lieferte er auch die Zeichnung zu einem Kupferstich „Romeo und Julie im Todtengewölbe", sowie Entwürfe zu Glasmalereien in den Domen zu Schwerin und Aachen (eine Himmelfahrt und Krönung Maria's). Nach diesen kleineren Werken füllte seine Zeit mehrere Jahre hindurch wieder eine große Aufgabe. An den wegen Mangels an Mitteln noch liegengelassenen Berliner Dombau sollte sich nach dem Willen des Königs ein Campo santo, die königliche Begräbnißstätte, anlehnen, und Cornelius ward beauftragt, die Freskogemälde, welche diese Halle des Todes schmücken sollten, im Entwurf anzufertigen. Er reiste zum dritten Mal nach Rom und vollendete hier die Vorarbeiten zu einem Werke, dessen wirkliche Ausführung bis jetzt einer unbestimmten späteren Zeit überlassen geblieben ist. Zur Grundidee des Ganzen ward der Paulinische Spruch genommen: „Denn der Sold der Sünde ist der Tod, die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn," und es entwickelt sich dieser Gedanke in verschiedenen bedeutsamen Gestaltungen des alten und neuen Bundes mit Anklängen an den heidnischen Mythus, in den mannichfaltigsten Darstellungen aus dem Leben des Heilandes mit Hinweisung auf alttestamentliche Scenen und Momente aus der Apostelgeschichte und der Apokalypse, sowie mit symbolischen Abbildungen der acht Seligkeiten aus der Bergpredigt.

Cornelius hält sich gegenwärtig wieder in Rom auf und leistet dort seinem Jugendfreunde Overbeck Gesellschaft. Ein Vergleich mit Demselben wird uns die eigenthümlichsten Seiten seines künstlerischen Charakters zur näheren Anschauung bringen. Ursprünglich war Beiden die Verachtung des nüchternen Akademienwesens und einer geistlos traditionellen Auffassung von der Kunst, sowie die Verehrung für die altdeutschen Meister gemeinschaftlich, wiewohl sich dieselbe bei Cornelius mehr auf Vorliebe für ihre Technik und auf Nachahmung ihrer steifen und unfreien Formen beschränkte. Letzteren bei ihm wieder zu begegnen, müßte noch in höherem Grade auffallen, wenn wir nicht wüßten, daß Cornelius in der Idee stets noch Größeres

Digitized by Google

leistete, als in der Zeichnung oder Malerei, und daß Linienführung und Farbengebung von jeher seine schwächsten Seiten gewesen sind. Sowie der Künstler leidenschaftlich bewegte Scenen darzustellen hatte, erhielten seine Gestalten den freisten Fluß und einen großartigen Schwung der Umrisse; in Bildern voll Ruhe und friedlicher Stimmung dagegen erscheint nicht Alles so ungezwungen und abgerundet, als es wohl sollte. Es erklärt sich dies daraus, daß Milde und Freundlichkeit, Anmuth und Grazie überhaupt nicht sein eigentliches Element ist. Gewaltiges und Schreckliches, Uebermenschliches sogar ist es, was sein Genius am liebsten und auf erschütternde Weise verkörpert, und mit der Erhabenheit wird ihm dann stets auch die Schönheit der Darstellung zu eigen, die er sonst nicht überall zu ermöglichen weiß. Durch diese ganze Richtung seines Geistes, und nicht blos in den Stoffen, erinnert Cornelius, wie Overbeck an Raffael, so vielmehr an Michel Angelo, obwohl sich in seinem „jüngsten Gericht" eine von dem des alten Florentiners verschiedenartige Auffassung kundgibt, insofern nach den Worten eines Kenners dort „durch den Ernst der Handlung ein Ton der Gnade und des Erbarmens geht, während hier die Schrecknisse des jüngsten Tages, des unabwendlichen und unabänderlichen Gerichts, vorwiegend zum Ausdruck gelangen." — Overbeck ist, um den Vergleich mit ihm nochmals aufzunehmen, eine idyllische und contemplative Natur, während Cornelius zum Historischen hindrängt. Jener wählte seine Stoffe aus Legenden und Romanzen, wogegen die Auffassung der Stoffe bei Diesem stets eine dramatische war. Damit erschien nun auch ein umgekehrter Entwickelungsgang Beider bedingt, insofern Jener sich der Anschauungsweise einer einseitigen und engherzigen Orthodoxie immer mehr näherte, während Dieser zu einem viel freieren, allgemeineren Standpunkt vorschritt und, obgleich von Geburt katholischer Confession, bei religiösen Stoffen sogar auch den Geist des Protestantismus walten ließ. „Cornelius ist Katholik," schrieb Niebuhr von ihm, „aber so wenig ein Zelot, daß er, da wir mit ihm über seine Lieblingsidee, ein jüngstes Gericht zu malen, redeten, uns zwar abschlug, Luthern in die Himmelsglorie zu versetzen, weil er das ja nicht dürfe, aber er solle dem Teufel die Bibel entgegenhalten und dieser davor zurückweichen."

Peter v. Cornelius.

Daß Cornelius es vornehmlich war, welcher in der neuen deutschen Schule zu Rom die Freskomalerei wieder in Aufschwung brachte, ist bekannt, sowie denn auch die Düsseldorfer Akademie unter seiner Direktion hauptsächlich als eine Pflanzstätte derselben gelten konnte. Gegen die Sentimentalität der späteren Düsseldorfer hat er sich mehrmals offen erklärt, und Schadow, nicht ohne davon beleidigt zu sein, hingegen geurtheilt: „seine Einwirkung auf jüngere Talente sei schädlich gewesen, weil er ihnen sein großes Genie zutraute." Um dem zu entgegnen, braucht Cornelius wohl blos die Namen seiner Schüler zu nennen: sowohl die oben schon erwähnten, als besonders Wilhelm von Kaulbach. — Ein Sohn von Cornelius, der, wie er selbst, den Vornamen Peter führt, ist der in Liszt's Schule gebildete Componist der Oper „der Barbier von Bagdad."

(Männer der Zeit.)

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 32.)

Drittes Kapitel.

Am Sonntag nach der eben beschriebenen Scene saß Anna allein zu Hause im Wohnzimmer. Die Eltern und Geschwister waren mit mehreren Verwandten und Bekannten auf einer Landpartie, und sie mußte zur Strafe für ihr „abscheuliches Betragen" gegen den jungen Grafen

Digitized by Google

Wartenberg zu Hause bleiben. Eine Landparthie war in der Familie Rosner, die jahraus jahrein in gewohnter Einförmigkeit lebte, ein wichtiges, ein ganz unerhörtes Ereigniß, das wochenlang vorher besprochen und berathschlagt wurde, und besonders die Kinder waren ganz entzückt davon. Nach der großen Haide sollten sie fahren, drei ganze Meilen! Das war ja eine förmliche Reise für sie, die nie über die nächsten Umgebungen der Stadt hinausgekommen waren, und den ganzen Tag lang im Walde zu sein, den großen tiefen See zu sehen, von dem sie schon so viel gehört hatten — o was waren das für Aussichten! Anna hatte sich am meisten darauf gefreut, sie hatte Tage und Stunden bis dahin berechnet, aber da kam der Besuch bei der Gräfin dazwischen, und — zur nachdrücklichen Strafe für ihr Betragen wurde sie vom Vergnügen ausgeschlossen.

„Das Mädchen hat doch gar kein Gefühl," sagte Frau Rosner; „ich dachte, sie würde wenigstens weinen, nicht aus Reue, denn sie ist nun einmal so verstockt, aber doch aus Schmerz, weil sie hier bleiben muß; aber nein, sie stand wie ein Stock und sagte kein Wort dazu. Sie bat nicht einmal, nun mag sie auch allein sitzen."

Anna weinte auch wirklich nicht, als am Sonntag die Andern sich putzten, einstiegen und fortfuhren. Aber als das Rollen des Wagens in der Ferne erstarb, als sie ganz allein war und Niemand sie sah und hörte, da brachen die so lange zurückgehaltenen Thränen hervor, Thränen des Schmerzes, der Bitterkeit, und sie weinte so heftig und trostlos, wie noch nie in ihrem Leben.

Sie hatte sich so sehr auf die Fahrt gefreut, hatte Nachts davon geträumt und sich den schönen Sommertag im grünen Walde so herrlich ausgemalt, war so glücklich gewesen, daß sie auch einmal hinauskommen sollte in's Freie, fahren — reisen — zum ersten Mal in ihrem Leben, das ist wohl genug, das Herz eines Kindes ganz und gar auszufüllen, alles Andere verschwand davor, und nun? —

„Was fehlt dir denn, Kind?" tönte plötzlich eine Stimme dicht hinter ihr. (S. 39.)

Jetzt war es Nachmittag geworden, sie saß allein in dem kleinen dunklen Eckzimmer, wo sie nur auf die Mauern des Hofes sah, der so eng und verbaut war, daß man von hier aus nicht einmal ein Stückchen Himmel erblicken konnte. Die letzten Tage des August hatten eine erstickende Hitze gebracht, als wolle der Sommer vor seinem Scheiden noch einmal seine ganze Macht zeigen. Anfangs drang das Rollen der Wagen, der Lärm und das Geräusch auf der Straße fern und undeutlich in das einsame Hinterstübchen, aber jetzt war es still geworden, Alles war draußen vor den Thoren, im Freien. Es ist etwas recht Trauriges, an solch schönem Sommersonntage allein im heißen, dumpfigen Zimmer zu sitzen, nur auf finstere, kahle Mauern zu sehen und an all' die Glücklichen zu denken, die sich jetzt draußen seiner freuen. Scheint es doch, als riefe der Feiertag Alles zur Freude, zur Erholung, und wer davon ausgeschlossen ist, kommt sich dann doppelt einsam und verlassen vor. Die späte Nachmittagssonne schien herein, es war nur ein einziger goldener Strahl, welcher sich auf einige Minuten hinabstahl in den engen Hof und neugierig durch das Fenster blickte — er sah nur ein weinendes Kind.

„Und ich würde es doch wieder thun!" rief sie plötzlich

Digitized by Google

in überwallendem Zorn. „Grade ebenso würde ich es machen, und wenn sie mich alle Tage einsperrten!“

Ein leiser klagender Ton ließ sich aus der dunkelsten Ecke des Zimmers vernehmen, dort hing eine Lerche in ihrem Käfig. Fritz hatte sie vor einigen Monaten gefangen und den Käfig überall mit Leinwand vernagelt, damit sie im Dunkeln besser singen solle, aber sie wollte nicht singen. Still und traurig saß sie auf ihrer kleinen Stange, und nur manchmal flatterte sie so ängstlich umher, als wolle sie mit Gewalt hinaus, und stieß sich die Flügel wund an dem Gitter, aber dann ward ein schwarzes Tuch darüber gehängt, und dann wurde sie sogleich ganz ruhig. Oft schon hatte Anna gebeten, sie freizulassen, „sie singt ja doch nicht,“ aber Fritz lachte sie aus, die Eltern schüttelten den Kopf über die Thorheit, einen Vogel, den man erst mühsam gefangen, wieder fliegen zu lassen, und selbst Lina meinte: „Laß sie doch, sie hat es ja hier weit besser, bekommt Futter so viel sie will, und sitzt warm und sicher. Draußen muß sie sich Alles selbst suchen, muß oft hungern und frieren, wenn es regnet“ — und so war es denn dabei geblieben. Jetzt fiel Anna's Blick dorthin, da saß das gefangene Thierchen in der vordersten hellsten Ecke seines Käfigs, Kopf, Brust und Flügel eng gegen die Drahtstäbe gepreßt, die hellen Augen unverwandt auf den Sonnenstrahl gerichtet, und ließ zum zweiten Mal seinen klagenden, sehnsüchtigen Ton vernehmen. Schnell stieg Anna auf einen Stuhl, nahm den Bauer herab und setzte ihn auf das Fensterbrett, grade dahin, wo er von der Sonne beschienen wurde, und nun begann die Lerche zu singen, zum ersten Mal seit ihrer Gefangenschaft. Aber es klang anders, so ganz anders als der Gesang der freien Lerchen draußen auf dem freien Felde, und dem Mädchen wurde dabei so weh, so unaussprechlich weh zu Muthe. Sie konnte es nicht mit anhören, sie lief in die fernste Ecke und verbarg den Kopf in beide Hände, aber sie hörte es doch und es zog sie immer wieder zurück zu dem Käfig.

Wovon mochte die gefangene Lerche wohl singen? Von der freien Luft, dem blauen Himmel, der goldenen Sonne, die sie so lange nicht gesehen hatte? — Von dem stillen verborgenen Neste in dem wogenden Kornfelde, wo ihre hungrigen Kleinen vergebens auf die Mutter warteten und endlich verhungern mußten, als sie nicht zurückkehrte? — Von den freien Schwestern da draußen, die sich nun bald versammelten zu dem großen Fluge weit hinweg über das Meer, nach fernen Ländern? — Oder von ihrem eigenen Tode in dem dunklen Kerker, ohne Luft und Licht? —

Anna verstand nicht die Sprache des Vogels, aber sie verstand seinen Schmerz, seine Sehnsucht, seine Klage um die verlorene Freiheit. Sie stand und lauschte den Tönen, beide Hände auf die Brust gepreßt, und kämpfte mit sich selber.

„Wenn ich — aber nein, ich darf ja nicht — wenn ich es aber doch thäte — sie würden mich wohl wieder schelten und schlagen, aber sie wäre doch frei. — Aber sie ist ja nicht mein, sie gehört ja Fritz. — O du liebes, liebes Thierchen, wie gern ließe ich dich fliegen, aber ich darf ja nicht!“

Da verschwand der Sonnenstrahl, und in demselben Augenblicke verstummte die Lerche. Noch ein einziger langgezogener Ton, dann schlüpfte sie zurück in die dunkle Ecke und saß dort mit gesenktem Kopf und herabhängenden Flügeln, still und regungslos. Aber diese schweigende Ergebung fachte in Anna plötzlich den wildesten Trotz an.

„Ja wohl, wir sind beide gefangen, aber ich will es nicht länger leiden und du sollst es auch nicht!“ Sie faßte nach dem Fensterriegel, besann sich aber wieder. „Nein, nicht hier in der Stadt, da könnte sie wieder gefangen werden, nach dem Felde trage ich sie.“

Dem Entschluß folgte die Ausführung auf der Stelle, sie war eingeschlossen, aber was schadete das? war doch das Fenster nur wenige Fuß vom Boden entfernt. Rasch hatte sie es geöffnet, sich hinausgeschwungen, und hob nun sorgsam den Käfig herab, über den sie ihre Schürze breitete. Sie eilte über den Hof, durch den Hausflur, und blieb erst an der Thüre stehen, um sich zu überzeugen, ob auch keiner der Nachbarn sie sähe. Unnütze Furcht, Niemand war an den Fenstern zu sehen, Alle hatte das schöne Wetter hinausgelockt, und unbemerkt schlüpfte sie an den Häusern entlang. Wie öde und verlassen waren heute die sonst so lebhaften Straßen, Thüren und Läden waren geschlossen, das ganze Stadtviertel lag wie ausgestorben da. Jetzt gelangte sie vor das Thor, auf die große Promenade, und hier sah es freilich aus, als seien sämmtliche Bewohner auf der Auswanderung begriffen. Wagen, Reiter, Fußgänger drängten sich durcheinander, Hitze, Staub und Lärm waren im Ueberfluß vorhanden, und die heiße Augustsonne schien hell herab auf das muntere Leben und Treiben. Anna ging durch das fröhliche Getümmel, ohne sich auch nur darnach umzusehen. Den Käfig fest an die Brust gepreßt, hatte sie nur den einen Gedanken, nur die eine Angst: man könne ihren Vorsatz verhindern oder ihr den Vogel nehmen; deßhalb achtete sie auf nichts Anderes, sondern eilte nur immer vorwärts, ohne sich umzusehen, wohl eine Stunde lang, bis sie endlich athemlos vom raschen Laufe stehen blieb.

Weit hinter ihr lag die heiße, staubige Stadt, vor ihr das freie, duftige Feld, goldig umstrahlt von der sinkenden Sonne. Die volle reiche Pracht des Sommers ruhte auf der Erde, kein Mensch war zu sehen, feierliche Sonntagsstille schwebte über der Gegend, nur die fernen Abendglocken klangen durch die reine, milde Luft. Die einfache und doch so erhabene Ruhe der Natur drang mit unwiderstehlicher Macht, wie ein sanfter, ernster Vorwurf in das kleine Herz, wo heute so viele böse Gedanken gehaust hatten, und schmolz den Trotz und die Bitterkeit hinweg; die finstere Falte auf der Stirn verschwand, und um den vorher fest zusammengepreßten Mund spielte jetzt ein frohes, kindliches Lächeln. Behutsam setzte sie den geöffneten Käfig auf eine freie Stelle mitten im Felde und verbarg sich hinter einem wenige Schritte entfernten Gebüsch, zwischen dessen Zweigen hindurch sie erwartungsvoll nach dem Vogel spähte. Aber das Thierchen, dem sich die Thür seines Kerkers nur einmal zu der langen Gefangenschaft geöffnet hatte, begriff nicht sogleich den gebotenen Ausweg. Erst nach einer ganzen Weile erschien ein kleines Köpfchen und fuhr erschrocken zurück, als der Wind zufällig die Halme bewegte, aber schon nach wenigen Minuten wagte es sich auf's Neue hervor, dießmal etwas weiter. Vorsichtig blickten die klugen schwarzen Augen umher, und langsam und zögernd, als ahne sie eine neue Falle, hüpfte die Lerche heraus auf den Boden. Hier saß sie eine Zeitlang ganz regungslos, betäubt von Luft und Licht, das sie plötzlich umgab, dann aber, als fürchte sie eine neue Verfolgung, blickte sie sich ängstlich um und schlüpfte eiligst in das Feld, wo die hohen Aehren sie gänzlich verbargen.

Anna stand enttäuscht da. „O wie schade!“ seufzte sie. „Ich hatte mich so sehr gefreut, sie würde fliegen und singen, und nun ist sie fort und ich sehe gar Nichts

Digitized by Google

mehr von ihr, aber ich will warten, vielleicht geschieht es doch noch.“ Und sie wartete, die Augen unverwandt auf die Stelle gerichtet, wo der Vogel verschwunden war.

Da tönte von dort ein leises, leises Zwitschern, anfangs schüchtern unterbrochen, dann immer lauter, immer anhaltender, es ward zum schmetternden Gesange. Jetzt bewegten sich die Halme, aus dem wogenden Korn stieg die befreite Lerche empor und jubelte ihr Dank- und Freiheitslied hinauf in den klaren Abendhimmel. Bald schwebte sie nur noch wie ein dunkler Punkt in dem lichten Aether, und immer höher und höher schwang sie sich, immer ferner und ferner tönte ihr Gesang — bis das Lied verklang und die Lerche verschwand im blauen unendlichen Raume.

Glückselig hatte Anna den Tönen ihres kleinen Schützlings gelauscht, seinen Flug gesehen, aber als er sich nun immer höher schwang, immer lauter jubelte, da erwachte in ihrer Brust ein seltsames, unerklärliches Weh. Es überkam sie wie ein unwiderstehliches Verlangen, wie eine brennende Sehnsucht, ihm nachzueilen, und als sie ihn nicht mehr sah, da sank sie auf die Kniee und streckte laut aufweinend beide Arme empor.

„Was fehlt dir denn, Kind?“ tönte plötzlich eine Stimme dicht hinter ihr.

Erschrocken fuhr Anna auf, sie wollte eine heftige Antwort geben, aber das Gesicht der Dame, die sich zu ihr herabbeugte, war so schön, so heiter und freundlich, daß das unmöglich schien. Sie senkte beschämt schweigend den Kopf und trocknete sich mit der Hand die Thränen ab.

„Aber so sprich doch,“ fuhr dieselbe Stimme fort. „Hat dir Jemand etwas gethan, oder hast du dich verlaufen? Warum weinst du denn?“

„Weil — weil —“ Anna bemühte sich vergebens, ihr Schluchzen zu unterdrücken — „weil ich nicht fliegen kann!“

Bei dieser Antwort brach die Dame in ein lautes Gelächter aus.

„Nein, das ist einzig! Ich denke mindestens, es ist dem Kinde ein Unglück passirt. Hast du es gehört, Rosalie, sie weint, weil sie nicht fliegen kann — o das ist zu komisch!“ und sie lachte von Neuem, im Verein mit ihrer Begleiterin, die jetzt gleichfalls aus dem Gebüsche hervortrat.

„Ihr braucht gar nicht darüber zu lachen!“ rief Anna aufgebracht, nahm ihren Käfig, und machte Miene, sich zu entfernen.

„Nun, nun, Kleine, sieh nur nicht gleich so böse aus, warum gibst du auch so lächerliche Antworten, aber was machst du hier und was hast du da in der Hand?“

„Ich habe unsre Lerche fliegen lassen, und dafür werde ich Schläge bekommen, aber daraus mache ich mir gar nichts,“ entgegnete Anna trotzig.

Es sah aus, als ob die Dame große Lust verspürte, von Neuem zu lachen, aber sie bezwang sich und sagte mit angenommenem Ernst:

„Nun, warum thatest du es denn?“

Anna zögerte anfangs mit der Antwort, aber das Herz war ihr gar zu voll, die Fremde sah so freundlich und gut aus, sie fing also an zu erzählen, von der Befreiung des Vogels, von dem einsamen Nachmittag zu Hause, von der Scene bei der Gräfin Wartenberg, und dabei redete sie sich in einen so glühenden Eifer hinein, daß die Damen, die anfangs die Geschichte nur spaßhaft fanden, sie jetzt mit wirklichem Interesse betrachteten.

„Das ist ein kleines Original,“ sagte die jüngere zu ihrer Begleiterin, die eine Art Gesellschafterin zu sein schien. „Nie habe ich bei einem Kinde solche Leidenschaftlichkeit gesehen. Wie sie das erzählt, was für Augen sie hat! Sie würde sich vortrefflich für das Theater eignen.“

„Wofür?“ fragte Anna, die mit großer Genugthuung hörte, daß an ihr etwas ganz Besonderes sei.

„Für das Theater. Kennst du das nicht?“

„Nein, wir gehen niemals hin. Mein Vater sagt, es wäre Unsinn, das Geld für so dummes Zeug wegzuwerfen.“

„Wirklich!“ rief die Dame spöttisch. „Dein Vater scheint eine ganz eigenthümliche Auffassung der Kunst zu besitzen.“

„Ist es kein dummes Zeug?“ fragte Anna neugierig.

„Nein, gewiß nicht. Möchtest du es einmal sehen?“

„O ja, ich möchte schon, aber wie soll ich hinkommen?“

Die Dame lächelte. „Nun, das ließe sich vielleicht machen. Laß sehen, Montag haben wir keine Oper, aber Dienstag wird die Zauberflöte gegeben, die sollst du sehen, willst du?“

„Ach ja, ich will gern!“ rief Anna mit strahlenden Augen, denn das Wort Zauberflöte weckte die Erinnerung an ihre ganze Märchenwelt. „Aber,“ rief sie, sich plötzlich besinnend, „jetzt muß ich nach Hause, sonst kommen die Andern am Ende früher an als ich.“

„Sie kann ja mit uns zur Stadt fahren,“ schlug Rosalie vor.

„Richtig, das soll sie. Komm mit, Kleine, wir bringen dich nach Hause.“

Sie gingen durch die Felder nach der nahen Chaussee, wo ein eleganter Wagen wartete, man stieg ein und fort ging es. Anna saß auf dem Rücksitz und freute sich des ihr so neuen Vergnügens; Schüchternheit kannte sie nicht, und so antwortete sie auf alle Fragen und plauderte nach Herzenslust mit ihren neuen Bekannten, die das höchst amüsant fanden.

„Es ist ein allerliebstes Abenteuer,“ sagte die Jüngere. „Das hätte ich nicht gedacht, als ich auf den Einfall gerieth, über die Felder zu gehen. Sie soll mit in's Theater, wäre es auch nur, um den kunstfeindlichen Herrn Papa zu ärgern, und gestraft soll sie auch nicht werden, ich will einmal den Schutzengel spielen.“ Und sie befahl dem Kutscher, nach dem Hause zu fahren, das Anna als ihre Wohnung bezeichnete.

Hier war soeben die Familie Rosner ausgestiegen, die verwundert den Wagen vorfahren sah und starr vor Erstaunen ward, als sie die ungehorsame Tochter, die ihrer Meinung nach im dunkeln Zimmer ihr Vergehen büßte, auf dem Rücksitze erblickte. Anna's Beschützerin lächelte ziemlich spöttisch beim Anblick der Gruppe, die eifrig beschäftigt war, leere Flaschen, Eßkörbe und andere nothwendige Requisiten einer Landpartie in das Haus zu schaffen, und flüsterte ihrer Begleiterin in's Ohr: „Grade wie ich es mir dachte, eine ächte kleinbürgerliche Philisterfamilie, die Kleine ist wahrhaftig zu gut dafür,“ aber schon im nächsten Augenblicke bog sie sich mit bezaubernder Freundlichkeit aus dem Schlage.

Sie war entzückt, die Eltern ihres kleinen Schützlings kennen zu lernen, dem sie versprochen hatte, ihn von der Strafe loszubitten, sie würde nicht eher fortgehen, bis es geschehen wäre, und dabei erzählte sie die ganze Begegnung und Anna's eigenmächtiges Verfahren auf eine so allerliebst

Digitized by Google

komische Weise, und überschüttete Rosners mit so vielen Complimenten und Liebenswürdigkeiten, daß es ganz unmöglich war, auch nur ein Wort, geschweige denn einen Widerspruch dazwischen zu werfen. Ihre Ueberredungskunst und mehr noch der Anblick des schönen Wagens und der eleganten Kleidung beider Damen thaten denn auch ihre Wirkung: nach fünf Minuten hatte sie nicht nur das Versprechen, daß Anna für dießmal von der Strafe frei sein solle, sondern auch die Erlaubniß, daß sie am Dienstag sie besuchen dürfe, Rosalie würde sie abholen; und damit wurde das Mädchen herausgehoben, bekam noch ein paar Schmeichelworte und ein freundliches Lächeln, und der Wagen fuhr davon.

Herr und Frau Rosner standen noch immer ganz verwundert und etwas verdutzt über diesen unerwarteten Zwischenfall, und erinnerten sich jetzt erst, daß sie nach dem Namen und der Adresse der Fremden hätten fragen sollen. Da Anna keine Auskunft darüber zu geben vermochte, so ergingen sie sich in allerlei Vermuthungen, und mußten sich schließlich mit der Hoffnung trösten, daß sie es am Dienstag wohl erfahren würden. Das Alles war natürlich auf der Straße verhandelt worden, die sich jetzt allmälig mit heimkehrenden Spaziergängern zu füllen begann, weßhalb man Anstalt machte, in das Haus zu treten. Frix, den man schlafend aus dem Wagen gehoben und an die Thür gelehnt hatte, wo er in süßer Ruhe und wahrhaft plastischer Stellung weiter schlief, wurde mit vieler Mühe geweckt und so bald als möglich mit seinen beiden Schwestern zu Bett geschickt.

Lina hatte unendlich viel zu erzählen, von der Fahrt, dem Walde und Allem, was sie da draußen gethan und erlebt hatten. Sie brachte Anna auch einen großen Strauß Haideblumen mit, die sie für sie gepflückt, Otto hatte ihr dabei geholfen.

„So?“ sagte Anna gleichgültig, nahm aber doch die Blumen und setzte sie in einem Glase Wasser dicht neben ihr kleines Bett.

„Ja wohl,“ berichtete Anna. „Er half mir pflücken, wohl eine Stunde lang, und als ich ihm erzählte, warum du zu Hause bleiben müßtest, meinte er, dießmal hättest du Recht, er hätte an deiner Stelle ganz dasselbe gethan, aber er wäre froh, daß du nicht bei der Parthie sein dürftest, da gäbe es doch keinen Streit und Zank und man könnte endlich einmal in Ruhe spielen.“

„Ja, aber das haben wir doch nicht gethan,“ sagte Frix unter fortwährendem Gähnen, „denn heute war es Otto, mit dem Keiner auskommen konnte. Kein Spiel gefiel ihm, mit Allen fing er Streit an, sogar mit Linchen, die er doch so gern hat, und als ich meinte, es wäre mir ganz lieb, daß du zu Hause bleiben müßtest, weil wir dann mehr Platz im Wagen hätten, da sagte er, ich wäre so dumm, und dabei gab er mir einen Puff —“ und Frix ging bei der Erinnerung an die ihm widerfahrene moralische und physische Beleidigung vom Gähnen zum Weinen über, beruhigte sich aber bald, als Niemand darauf achtete.

„Ja, Otto war heute ganz anders als sonst,“ meinte auch Lina, „so ärgerlich und unverträglich. Er meinte, es sei eigentlich langweilig draußen im Walde, und wäre am liebsten gleich wieder zur Stadt gefahren. Ich weiß auch nicht, was ihm fehlte.“

Während dieses Gespräches hatten die Kinder sich ausgekleidet, Frix schlief zuerst, auch Lina schlummerte bald ein und träumte von den Freuden des vergangenen Tages; Anna lag noch lange wach und träumte auch, aber mit offnen Augen, von der befreiten Lerche, die jetzt zum ersten Mal wieder im Felde schlief, von der schönen fremden Dame, mit der sie in das Theater gehen sollte, und — von den Haideblumen, die Otto für sie gepflückt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

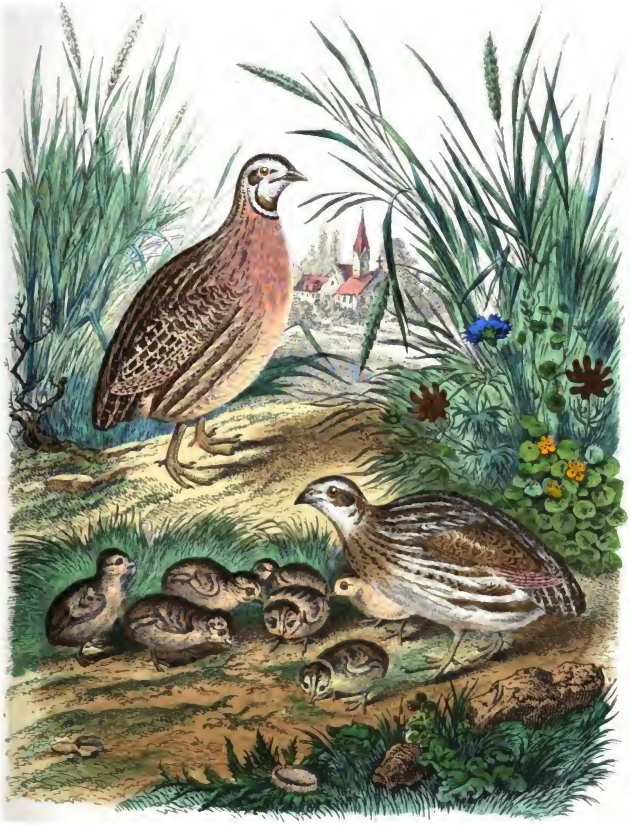
Die Wachtel.

(Taf. 6.)

Es gibt Vögel, welche Jedermann an ihrem Gesange, nicht ebensowohl aber an ihren Federn erkennt. Jedes Kind weiß, daß der Sänger, der kaum sichtbar in hoher Luft über den Saaten unermüdlich sein Lied schmettert, die Lerche ist; jedes kennt den Ruf des Kukuks, der aus den Wipfeln ferner Bäume schallt, ja es ahmt selbst denselben nach, wenn es sich im Spiele versteckt, um gesucht zu werden; eben so bekannt und gerne gehört ist das „Pickwerwick“, das im Frühling bei schönem Wetter des Abends aus dem jungen Grün der Fluren schallt. Nicht Jeder aber, der sich über das Schmettern der Lerche freut und dem der Ruf des Kukuks und der Wachtelschlag so bekannte Dinge sind, würde beim Anblick dieser Vögel sie sofort als die oftgehörten Virtuosen erkennen.

Es ist Sommer, wir vernehmen den am stillen Abend weithin hörbaren Schlag eines Wachtelmännchens und schleichen uns, den Wind im Gesichte, an das Revier, aus dem der Schlag immer näher und näher erschallt. Hinter diesem Schlehenstrauche, der uns deckt, aber die Aussicht auf die nahen Weizenfelder bietet, machen wir Halt. Ohne mit der Wachtelpfeife den arglosen Vogel zu täuschen oder die Abenddämmerung erwarten zu müssen, sehen wir ihn bald durch das Getreide laufen und am Wachtelweizen und Knöterich picken. Ganz recht, es ist das kugelige, bräunlich oder gelblich graue Bürschchen mit den hellen Längsstreifen. Der obere Theil des kleinen Köpfchens ist schwarz, und ein heller Strich zieht sich über Scheitel und Auge; Hals und Füßchen sind kurz und angezogen, und das eben so kurze Schwänzchen liegt fast ganz unter den Deckfedern, und wenn uns die gelbliche, seitlich von schwarzbraunen Bändern umgebene Kehle noch ungewiß ließe, ob es das Männchen sei, sein lautes „Pickwerwick“, das man niemals vom Weibchen hört, benähme uns den Zweifel. Aber ein Neues werden wir jetzt bei näherer Bekanntschaft inne, nämlich daß dem allbekannten gellenden Rufe ein leiseres, „wawwau“ lautendes Vorspiel vorausgeht. Doch sieh', dem kleinen runden Gesellen scheint Etwas im kleinen Köpfchen herumzugehen, irgend Etwas ihn aufzuregen. Meine Gegenwart ist es nicht, denn er ahnt sie nicht und ich befinde mich hinter dem Winde. Er tritt, jeden Schritt mit raschem Kopfnicken begleitend, jetzt höher auf die Beinchen, macht sich schlanker, tritt frei und stolz auf, so daß er eine edlere Gestalt gewinnt und sein Maß von 7 bis 8 Zoll weit zu überschreiten scheint. Es sieht nicht aus, als ob er ein Weibchen aufsuche, denn er rennt und fliegt jetzt sogar weitere Strecken hin und her, überall muthig sich umsehend,

Digitized by Google



1864 6.

Digitized by Google

Digitized by Google

sondern es gilt wohl, ein anderes in seinen Kreis gekommenes Hähnchen zu bekämpfen, denn außerdem führt er ein sehr versteckles und verborgenes Leben, wagt sich niemals in's Freie, kommt nie an Wassergräben, um zu trinken, und puddelt sich höchstens einmal im Mittage im Sand oder Staub einer Ackerfurche.

Schade, daß unser Wachtelhähnchen nicht hier in unserem Gesichtskreise auf ein anderes stößt, was uns das im Süden so beliebte Schauspiel eines Wachtelkampfes gewährte, der, nicht durch künstliche Mittel angefeuert, unser Gefühl nicht verletzte und nicht mit dem Tode, sondern nur mit der schleunigen Flucht des Besiegten sein Ende erreichte. Ohne aber auf einen Gegner zu stoßen, treibt sich unser Wachtelmännchen, im Getreide versteckt, in seinem Kreise umher, in dem es kein anderes duldet, nichtsdestoweniger aber mehreren Weibchen Besuche macht. Entfernter tönt jetzt der Ruf, so daß wir das leisere Vorspiel nicht mehr vernehmen und wir Muße haben, über den merkwürdigen, keinem andern zu vergleichenden Vogelruf unsere Betrachtung zu machen, der an dem lauen, mondhellen Abend im duftenden Weizenfelde, wenn das Lied der Lerche und das Zirpen der Grille verstummt ist, einen eigenthümlichen Reiz hat.

Der Wachtelschlag klingt indessen weder besonders lieblich noch anmuthig, und scheint mehr seiner Sonderbarkeit wegen so beliebt zu sein. Die hart abgebrochenen und scharf ausgesprochenen Sylben werden bekanntlich auf die verschiedenste Weise ausgedrückt und nachgeahmt. Es ist ein Dactylus (– ⏑ ⏑), eine lange Sylbe, der zwei kurze folgen, weßhalb auch der jetzt statt des älteren wissenschaftlichen Namens der Wachtel, Tetrao coturnix, eingeführte Perdix dactylisonans (Dactylus, Finger oder vielmehr der am Finger abgezählte Versfuß, und sonans tönend) ganz bezeichnend ist. Der Wachtelschlag ist ein Liebesruf, der dem Weibchen gilt und von diesem gleichzeitig mit einem angenehmeren „Bübimi" erwidert wird. Auch das gefangene Männchen läßt den Ruf kräftig ertönen, daß er weithin durch die Straßen schallt; sobald es aber mit dem Weibchen vereinigt wird, läßt es ihn nicht wieder hören. Für uns ist der Wachtelschlag nur Rythmus, und Jeder, der ihm Worte leiht, hat daher Recht, wenn nur diese den gleichen Versakt haben. „Bück den Rück!" ruft die Wachtel, sagt der Bauer in der Ernte den Säumigen; ein Rektor aber erklärte den Schülern, die den Wachteln nachgingen, sie rufe: „Die cur hic? (Sage, warum bist du hier?)" Ein alter Schnupfer mit leerer Dose hörte deutlich, daß die Wachtel „Schnupftabak" rief. Die schönste Deutung des Wachtelschlags ist in protestantischen Ländern: „Fürchte Gott!" und in katholischen: „(Maria) Bitt' für uns!"

Nicht eben so leicht dürfte uns gelingen, das brütende Weibchen auf den Eiern im Neste anzutreffen, das sich meistens auf Aeckern befindet, auf denen Erbsen oder andere Hülsenfrüchte gebaut werden. Obgleich es nicht gerade versteckt ist, wird es doch fast nur durch Zufall gefunden, besonders aber beim Mähen in der Ernte. An sich nur ein kunstlos mit Halmen ausgelegtes Grübchen, wird es schwerlich, wenn es nicht mit Eiern besetzt ist, Jemand für ein Nest halten. Leicht zeigt uns zur Erntezeit einer der im Thale beschäftigten Schnitter, dem wir Hoffnung auf einen Trunk machen, eine brütende Wachtel. Wir finden das Weibchen so eifrig mit Brüten beschäftigt, daß es bei unserer Annäherung zwar ängstlich um sich blickt, aber keineswegs die lieben Eier verläßt, so daß wir ganz deutlich seine weißliche, von einem dunkleren Fleckenbande umgebene Kehle sehen, wodurch sich, neben der geringeren Größe, das Wachtelweibchen vom Männchen unterscheidet, und erst wenn es fürchtet, von uns ergriffen zu werden, huscht es mit einem angstvollen „Piep, piep" in die umgebenden Schwaden. Wir finden gegen ein Dutzend glatter, aber glanzloser Eier darin, welche im Verhältniß zu der Größe des Vogels ziemlich groß erscheinen. Sie sind länglich, ein Ende etwas kugelig, das andere zugespitzt und auf grünlegblichem Grunde schwarzbraun gefleckt und bepunktet. Das Männchen kümmert sich nichts um das Brütegeschäft, trägt auch der jungen Brut kein Futter herbei, so daß Alles dem Weibchen überlassen bleibt, das sich mit um so größerem Pflichtgefühl, ja mit der größten Aufopferung seiner Jungen annimmt. Nicht selten wird ein brütendes Wachtelweibchen von der mähenden Sense getroffen. Die gute Mutter, deren bekümmertes „Prübrüb" wir in der Nähe zu hören glauben, nicht länger zu ängstigen, verlassen wir die Brütestelle, die auf unsere Bitte gerne von den Schnittern verschont wird und zu der sofort die Alte zurückkehrt und mit rührender Beharrlichkeit fortbrütet.

Wir hätten nun freilich Lust, auch die nach 18 bis 20 Tagen aus den Eiern kommenden jungen Wachtelchen zu sehen; dieselben verlassen aber, sobald sie nur trocken geworden, das Nest und laufen, so klein sie auch sind, sofort mit der Mutter davon, welche emsig bestissen ist, sie auf die beste Weide zu führen. Sie müßte sich's gar zu sauer werden lassen, so viele hungrige Mägelchen mit Fliegen, Räupchen und Käferchen zu füllen, deren Saft den jungen Vögeln bekanntlich die Muttermilch ersetzen muß, auch ist ja bei keinem andern Vogel der Rebhühnergattung das Aetzen Gebrauch. Sie scharrt ihnen die Ameisenhaufen auf, und da gibt's genug der würzigen Nahrung, und Gelegenheit, sich im Auspicken zu üben. Aufgefundene Larven und Insekten legt sie ihnen vor und unterweiset sie im selbstständigen Betriebe des Handwerks. Nahrungssorgen quälen die kinderreiche Mutter nicht, es wimmelt in der aufgescharrten Erde von Insekten, an den Gewächsen finden sich Sonnenkäfer-, Erbsenkäfer- und andere Larven, durch deren Aufpicken das kleine Völkchen, wenn es auch mitunter ein paar auf der Erde liegende Getreidekörnlein verspeist, wesentlich nützlich und dabei dick und rund wird. Es stellt sich jedoch ein anderer Uebelstand ein, der für Mutter und Junge so bedenklich als für den leichtfertigen Vater wird, indem er ihre Sicherheit gefährdet. Die hohen schützenden Saaten, zu welchen sie bisher ihre Zuflucht nahmen, fallen unter der Sichel und das letzte Weizenfeld birgt oft die ganze Wachtelbevölkerung der ganzen Umgegend. Dieser schlimme Umstand verschafft uns jedoch Gelegenheit, auch die junge Wachteln zu sehen. Sie sind klein und niedlich, das rostfarbige Dunenkleid ist mit Grau gemischt, mit schwärzlichen Streifen auf dem Rücken und einem helleren, schwarz eingefaßten auf dem Scheitel. Furchtsam und ängstlich eilt die Wachtel mit ihren Kleinen tiefer in's Haferfeld, wobei sich diese alle unter die langen Federn der Unterseite der Mutter zu bergen suchen, was, da sie schon zu groß und auf der Flucht sind, nicht möglich ist und einen possierlichen Anblick gewährt. Zum Glück sind die jungen Wachteln, die in der zweiten Woche schon flattern lernen, in der sechsten erwachsen und flugbar, so daß sie mit den andern die Reise in den Süden unternehmen können. Schon gegen Ende des August, noch ehe bei uns das letzte Haferfeld fällt, ziehen die Wachteln hinweg.

Arme Wachtel, wenn du in der Heimath den Krallen

Digitized by Google

der Raubvögel und den Nachstellungen des Jägers glücklich entgangen bist, der dich mit der Wachtelpfeife bethört und mit Steckneţ, Treibgarn und Tiraß zu fangen sucht, wenn dich kein Landmann in der dunstigen Winterstube und kein Städter in dem engen Käfig zur Zugzeit zurückhält, drohen dir tausend Gefahren während der Reise! — In hohem lautlosem Fluge ziehen die Wachteln einzeln oder familienweise in stillen Nächten hinweg, sammeln sich an den Gestaden des Mittelmeeres und übernehmen in großen Schaaren bei günstiger Witterung den gefahrvollen Uebergang. Der kleinste Vogel seiner Gattung, ist er dennoch der einzige, der trotz seiner kurzen, zu ausdauerndem Fluge wenig geeigneten Flügel zweimal im Jahre das Mittelmeer zu überfliegen wagt. Aber schon in Oberitalien harrt ihrer der Wachtelfänger mit der Quagiarola und den männlichen mitschlagenden Lockwachteln und fängt in seiner, an hohen Mastbäumen befestigten Quagière hundert Weibchen in einer Nacht. Einigen wenigen wird das Loos zu Theil, als Lockvögel dem andern Geschlechte den Verrath zu vergelten, die übrigen aber liefern, mit Hirse gemästet, durch einen Stich in's kleine Gehirn mit einer ausgezogenen Flügelfeder getödtet und in Reis gesotten, ein Lieblingsgericht. Den Entkommenen fällt die Seereise schwer und sie benützen jedes Eiland als Ruhepunkt, wo aber Falken und Möven ihrer harren. Die Habichte legen sich Vorrath von Wachteln in Haufen von 6—7 Stück zusammen und verzehren die ältesten zuerst, die Möven aber, welche möglichst viele, ehe sie das Land erreichen, in's Wasser stoßen, verschlingen sie mit der ihnen eigenen Freßgier. Die pontinischen Inseln, Capri, Procida und die Liparen sind durch die Menge der auf ihnen rastenden Wachteln berühmt. Auf Capri fing Pagani an einem Tage 800 mit den Händen, und sie bildeten hier das Haupteinkommen des scherzweise so genannten Wachtelbischofs. An der neapolitanischen Westküste werden auf einer Strecke von 4—5 Meilen an einem Tage Hunderttausende gefangen, welche, das Hundert zu 8 Franken, nach Rom und Neapel gehen.

Bei ihrer Rückkehr aus Afrika im April und Mai warten ihrer neue Gefahren. Ueberhaupt setzt die gute Wachtel schon seit den Zeiten, in welchen sie die Israeliten in der Wüste mit Fleisch versah, einige Wochen hindurch die Bewohner aller Mittelmeerküsten zumal im Herbst in lebhafte Bewegung.

C. F. A. Kolb.

Ein Hochgewitter.

(Fortsetzung zu S. 16.)

„Eine recht hübsche," unterbrach endlich der Ohm das tiefe Stillschweigen, „eine recht hübsche Beschäftigung das, Freund Kuonz! Wo hast du denn das Aufbrechen der Schlösser gelernt?"

„Wer ist da? wer ist hier?" schrie der Angeredete, indem er sich jählings umwandte und vom Stuhle aufzuspringen versuchte. Doch wie er nun den alten Sepp nebst dem Elbli erkannte, da sank er wie vom Donner gerührt auf den Stuhl zurück und vermochte kein Wort mehr hervorzubringen.

„Eine recht hübsche Beschäftigung das!" wiederholte der alte Sepp in demselben spöttischen Tone, wie früher. „Ich glaube, du hättest Lust, mich bei lebendigem Leibe zu beerben; aber du täuschtest dich, wenn du meintest, ich hätte meine Obligationen und Staatspapiere bei mir. Die sind sicher genug bei meinem Bankierhause in Bern aufbewahrt!"

Nun trat auf eine Zeitlang eine tiefe Stille ein, denn der Kuonz saß wie vernichtet in seinem Sessel, ohne die Kraft zu haben, sich auch nur zu bewegen; der alte Sepp aber ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, während der Elbli sich aus seiner Verblüffung noch immer nicht erholen konnte und seine Blicke voll tiefer Verwunderung von Einem zum Andern wandern ließ.

„Nach dem, was vorgegangen ist, Kuonz," ergriff endlich der Ohm wieder das Wort, „wirst du einsehen, daß ich keine Minute länger in deinem Hause bleiben kann, obwohl ich dir nicht verhehlen will, daß ich ohnehin nicht geblieben wäre. Ich will deine Schande jedoch nicht vor aller Welt enthüllen, weil du einmal doch meiner Schwester Sohn bist, und deßwegen magst du den Leuten als Grund meines Auszugs angeben, daß es von Anfang an zwischen uns abgemacht gewesen sei, ich solle den Sommer beim Elbli und den Winter bei dir zubringen. Vorwärts also! Bring' die Papiere und sonstigen Effekten wieder in die Schubladen, aus denen du sie herausgerissen hast, zurück und rufe dann einige Freunde herbei, um dir und dem Elbli beim Fortschaffen der Möbel behülflich zu sein."

So geschah es denn auch, denn der Kuonz wagte natürlich keine Widerrede, sondern gehorchte blindlings; der Elbli aber arbeitete für zehn Mann, da er seinen innigsten Herzenswunsch, den Ohheim auch einmal wieder beherbergen zu dürfen, so unverseheus erfüllt sah. Uebrigens ahnten die Mitbewohner des Dörfleins auch nicht im Geringsten, welches die wahren Motive für die schnelle Wohnungsveränderung des alten Sepp seien, und kein Mensch sah also den Kuonz mit einem schecleren oder verdächtigeren Blicke an, als zuvor. Auch hatte es äußerlich ganz und gar nicht den Anschein, als ob in dem Verhältnisse zwischen ihm und seinem Ohm irgend eine Aenderung oder gar eine Erkältung eingetreten sei, denn als der Letztere alsbald nach seinem Einzug beim Elbli in ein heftiges, lang andauerndes Fieber — wahrscheinlich in Folge der Alteration über den vorhin geschilderten Auftritt — verfiel, so war er es, der alsbald in das nächste Städtchen eilte, um den Arzt herbeizuschaffen, und ohnehin verging kein Tag, an welchem man ihn nicht der Wohnung des Elbli hätte zueilen sehen. Ja oft wurde es spät in der Nacht, ehe er von derselben heimkehrte, und die sämmtlichen Dorfbewohner stimmten daher in dem Lobe über sein theilnehmendes Herz überein! Freilich das wußten sie nicht, daß er dem Bette seines Oheims stets ferne bleiben mußte, weil dieser bei seiner Annäherung stets Krämpfe bekam, und ebensowenig kam es ihnen in den Sinn, zu vermuthen, daß er die vielen Stunden in der Nacht, welche er anscheinend dem Besuche seines Oheims widmete, nichts-sowohl innerhalb der Elblichen Behausung zubrachte, als vielmehr außerhalb derselben, indem er heimlich vor den Fenstern lauerte, horchte und spionirte!

Wochen vergingen, ehe die Gefahr, in welcher der alte Sepp dießmal schwebte, vorüber war, und selbst als die ärgsten Fieberphantasien sich gehoben hatten, blieb eine

Digitized by Google

Schwäche zurück, über welche der Arzt mehr als einmal den Kopf schüttelte. Er selbst, der Kranke, fühlte ebenfalls gar wohl, daß nicht Alles so sei, wie es sein sollte, und als gar vollends der Sommer herbeikam, ohne daß er das Bett verlassen konnte, da überkam ihn manchmal eine Ahnung, daß er sich wohl gar nie mehr von diesem seinem Schmerzenslager erheben werde. Ungeduldig oder gar zornig wurde er übrigens deßhalb nicht, sondern nur still und nachdenklich, wie Einer, der mit sich selbst in's Reine zu kommen sucht, oder im Begriff ist, eine wichtige Rechnung abzuschließen. Eines Abends nun — der Elbli war fast den ganzen Tag über der Aufforderung seines Oheims gemäß im Felde thätig gewesen — bat er seinen Neffen, neben seinem Bette Platz zu nehmen, indem er ihm eine Eröffnung zu machen habe, und dieser kam der Aufforderung natürlich augenblicklich nach.

„Es ist jetzt beinahe ein Jahr," begann sofort der Oheim, „daß ich in meine Heimath zurückgekehrt bin, aber ich fühle es, daß es kein zweites Jahr anstehen wird, bis man mich in jene stille Behausung trägt, welche die letzte Herberge des Menschen ist."

„Macht Euch doch keine solche trübe Gedanken, Ohm," entgegnete da schnell der Elbli. „Ihr werdet Euch von dieser Krankheit ganz gewiß wieder erholen und dann zu unsrer Aller Freude noch viele Jahre in unserer Mitte verweilen."

„Stille, Elbli," erwiederte der Alte ruhig. „Ich fühle genau, wie es kommen wird; aber ich spreche dir nicht deßhalb von meinem Tode, um dein Mitgefühl rege zu machen, sondern damit du einsiehst, wie ich keine Zeit mehr verabsäumen darf, um meinen letzten Willen aufzusetzen."

„Euren letzten Willen, Ohm?" rief Elbli verwundert. „Das ist also wohl ein Testament? Aber warum denn ein Testament machen, Ohm?"

„Damit mein Erbe richtig vertheilt werde," sagte der Ohm gelassen.

„Richtig vertheilt, Ohm?" versetzte der Neffe noch verwunderter. „Aber Ihr habt ja früher immer gesagt, daß der Kuonz und ich uns, wenn Ihr einmal dahingegangen seid, gleichmäßig in Eure Hinterlassenschaft zu theilen hätten!"

„Wackerer Bursche! ganz wackerer Bursche!" murmelte der alte Sepp. „Er will seinen Vetter selbst nach dem, was vorgegangen ist, nicht verkürzt sehen! So sagte ich allerdings früher," fuhr er dann laut fort, „ehe ich wußte, daß der Kuonz mich gerne allein, mit Ausschluß deiner, beerbt hätte; allein nunmehr hat sich die Sachlage total geändert, und sein schmutziger Geiz, der ihn selbst vor dem offensten Unrecht nicht zurückschrecken läßt . . ."

„Um Gott, Ohm," fiel ihm da der Elbli mit erschrockener Stimme in die Rede, „Ihr werdet doch nicht den Kuonz enterben wollen! Wahrhaftig, die ganze Welt würde glauben, ich habe Euch zu dieser Handlung überredet, und ich müßte mich dann zu Tode schämen; dem Kuonz aber könnte ich gar nicht mehr unter die Augen treten und er würde einen tödlichen Haß gegen mich fassen."

„Sei ruhig, Elbli," erwiederte der Ohm mit äußerster Ruhe, aber auch mit einer Bestimmtheit, die einen unabänderlichen Entschluß ankündigte. „Ich werde den Kuonz nicht ganz enterben, obwohl er es verdiente, aber meine Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß er den Theil, den ich ihm bestimme, nicht auf nichtswürdige Weise verwende, wie bei seinen heftigen Leidenschaften wahrscheinlich wäre, und zu diesem Behufe muß ich nothwendigerweise ein Testament machen. Du wirst mir also die Liebe anthun und gleich morgen in die Stadt eilen, um einen Notar zu holen. Die Wege sind jetzt so gangbar, daß der Mann zu Pferde über das Gebirge kommen kann, und wenn du dich vor Tagesanbruch auf den Weg machst, so wird es dir eine Kleinigkeit sein, mit ihm gegen Abend wieder hier einzutreffen. Stille, ich will keine Einwendung hören und sage dir kurzweg, wenn du nicht gehst, um meinen Auftrag auszurichten, so muß ich einen fremden Menschen dazu nehmen, und dann erfährt's gleich der ganze Ort, was ich vorhabe."

Nunmehr natürlich blieb dem Elbli nichts übrig, als dem Oheim das Versprechen zu geben, daß er seinem Willen in jeglicher Beziehung nachkommen werde, und nun erst überließ sich der Alte beruhigt seinen nächtlichen Träumen; der Elbli aber suchte ebenfalls gleich darauf sein Lager, da er sich kurz nach Mitternacht wieder erheben und sofort auf den Weg machen wollte. So herrschte also bald eine Todtenstille in dem kleinen Häuschen, und auch um dasselbe herum regte sich nichts, da der nächste Nachbar wohl fünf Minuten entfernt wohnte. Doch siehe da, urplötzlich trat aus dem Schatten unter den Fenstern des Wohngemachs eine männliche Gestalt hervor, welche drohend die Hand gegen das Häuschen erhob und dazu heftige, obwohl leise Flüche murmelte. Wie lange die Gestalt dagestanden, kann ich nicht sagen; doch sicherlich lange genug, um die ganze Unterredung zwischen Oheim und Neffen mitanzuhören, denn alle Flüche und Drohworte, welche sie ausstieß, bezogen sich auf diese Unterredung. Warum nun aber diese furchtbaren Flüche und Drohworte? Welches Interesse hatte denn dieser Mensch dabei, sowohl dem Elbli als dem Sepp den Tod an den Hals zu wünschen und sie bis in die unterste Hölle zu verdammen? Ach, der Leser wird darüber nicht im geringsten Zweifel sein, wenn ich ihm sage, daß die Gestalt sich, wie sie an's Sternenlicht hervortrat, als Niemand Anderen auswies, denn als den Kuonz, der wie gewöhnlich da wieder spionirt, gelauert und gehorcht hatte. Eigenthümlich — so schlimm auch die Nachricht war, die der Kuonz durch sein heimliches Lauschen in Erfahrung gebracht hatte, so trieb sie ihn doch nicht nach Hause, um sie im Schlafe zu vergessen, sondern er stieg vielmehr heftig gestikulirend und mit sich selbst redend die Berge hinan, und bald war er im Dunkel der Nacht verschwunden, ohne daß ihn irgend Jemand gesehen hätte. —

Ich komme nun auf den tragischen Moment meiner Erzählung zu sprechen und will ihn in so kurze Worte als möglich zusammenfassen. — Zur rechten Zeit, nicht lange nach Mitternacht, erhob sich der Elbli, nahm Abschied von seinem Ohm, der ihm freundlich dankend die Hand reichte, und eilte raschen Schrittes auf dem Fußpfade fort, der über eine Höhe von fast 6000 Fuß in's andere Thal hinüberführte. Dieser Weg war eben so steil als schmal, und ging oft hart an tiefen Abgründen vorbei, oft auf schwankenden Stegen über mächtige Klüfte und Felsenspalten hinüber. Auch mußte man mehrere Runsen oder Rinnsäle von Bergflüßchen passiren, welche nach Regengüssen äußerst gefährlicher Natur waren, allein es hatte seit Wochen weder gewittert noch geregnet, und somit herrschte die größte Trockenheit im Gebirge. Ueberdieß — war der Elbli nicht ein rüstiger junger Mann, der alle Hindernisse mit Leichtigkeit überwand, und kannte er nicht jede Biegung und Wendung des Passes auf's Genaueste? Darum, wenn Einer ihm gesagt hätte, es sei diese Wanderung die letzte in seinem Leben, so würde er ihm sicherlich in's Gesicht gelacht

Digitized by Google

haben, und dennoch — dennoch sollte es seine letzte Wanderung sein; denn am Abend dieses Tages ward er todt gefunden! Wie sich aber dieses gräßliche Ereigniß zutrug, und wann, wo, wie er seinen Tod fand, darüber das Nähere zu sagen, ist mir für jetzt noch nicht gestattet, sondern ich darf blos berichten, was über den Thatbestand durch Zeugenaussagen der verschiedensten Art ermittelt wurde.

Also, wie schon oben gesagt — die Witterung war seit längerer Zeit äußerst trocken gewesen, so trocken, daß sich die Bewohner unseres Thales sämmtlich nach einem tüchtigen Regenguß sehnten; doch Tag für Tag verging, ohne daß sich ein Wölkchen am Himmel zeigte, und so steigerte sich die Hitze immer mehr. Eine besonders schwüle Luft herrschte an dem Tage, welcher der Wanderung des Elbli voranging, allein dessenungeachtet blieb der Himmel bis zum Abend vollkommen ungetrübt, und als die Sonne hinunter war, traten die Sterne hell und klar hervor. Dies dauerte aber nur bis Mitternacht, denn um diese Zeit erhob sich ein Lüftchen, das sich bald zu einem starken Wind steigerte, und auf einmal zogen sich gewaltige Wetterwolken zusammen, hinter denen auch der geringste Lichtstrahl vollkommen verschwand. Eine Zeitlang schien es nun allerdings, als ob das Gewölke sich über die Berge in das angrenzende Thal hinüberwerfen wollte, allein es hing zu niedrig und prallte an der Felswand zurück. In dem Augenblicke aber, als es zurückprallte — ha, welch' ein furchtbarer Gewitittersturm erhob sich jetzt! Der Donner rollte, wie wenn tausend Vierundzwanzigpfünder ein Concert aufführten, und Sekunde auf Sekunde fuhren Blitzstrahlen hernieder, welche das ganze Thal auf Momente mit dem grellsten Lichte erfüllten. Doch was war Donner und Blitz gegen den Platzregen, der sofort niederströmte! Nein — einen Regen konnte man dies nicht mehr nennen, sondern es war eine Sturmfluth, und es schien, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet seien. Aber nicht blos Minuten-, sondern Stundenlang dauerte dieser Guß, und es fiel eine Wassermasse, wie man sich seit Menschengedenken nicht erinnern konnte. Da sammelten sich denn die Fluthen in den Runsen oder Rinnsälen, die jäh von den Bergen herablaufen, und nieder stürzten sie als mächtige Ströme, eine Masse von Geröll, Sand und Erde, aber auch ausgerissene Bäume und große Felsblöcke in ihren schwarzbraunen Wellen mit sich wälzend. Es war ein furchtbares Schauspiel, furchtbar zu sehen wie zu hören, denn das Krachen und Donnern der wilden Gewässer mit den über einander kollernden Steinblöcken erfüllte die Seele mit Grausen, während die sündfluthartige Großartigkeit der Wasserstürze selbst den hartgesottensten Sünder zwang, auf seine Knice niederzufallen und Gott in tiefster Demuth anzubeten!

Bis gegen den Morgen dauerte das Unwetter, und im ganzen Orte konnte keine Seele auch nur ein Auge zuthun. Darum, wie nun der Sturm verlobt und der Regen nachgelassen hatte, da erhob sich Jung und Alt ohne Unterschied des Geschlechts, um hinanzugehen nach den Feldern und Wiesen, und zu sehen, wie groß der angerichtete Schaden sei. Wenn nämlich die Wasserströme übermäßig anwachsen, so sind die Runsen, so breit und tief sie auch sein mögen, nicht mehr im Stande, die ganze Masse in ihrem Bette zu behalten und den Thalrinnen zuzuführen, sondern die Fluthen überquellen dann die Ufer und häufen Schutt und Sand oft viele Fuß hoch auf die schönsten Wiesen und Aecker. Eben so oft gibt's durch die Felsen, Bäume und Anderes, was die Wasser mit sich reißen, große Aufstauungen in den Runsen, in Folge dessen die Fluthen genöthigt sind, sich neue Wege mitten durch den fruchtbarsten Bodengrund hindurch zu bahnen, und dann wird dieser Bodengrund sofort in eine vollkommene Stein- und Sandwüste verwandelt. Sieht man nun ein, daß die Bewohner des Alpthals, von dem diese ganze Zeit über die Rede gewesen ist, eine gar wohl begründete Ursache hatten, nach dem angerichteten Schaden zu sehen? Und in der That, er war groß, dieser Schaden, größer als Mancher sich auch nur geträumt hätte, und so bewaffnete sich denn Alles, was gesunde Gliedmaßen hatte, mit Hacken und Schaufeln, um zu repariren, was noch zu repariren war, und den Schutt und Sand so viel möglich abzuräumen, ehe er eintrocknete und zur compakten Masse wurde.

Lange, lange, vom frühen Morgen bis zum späten Abend und mit einer fast übermäßigen Anstrengung arbeiteten die Leute; aber trotz des vielen vergossenen Schweißes wurden sie ihres Tagewerkes doch nicht überdrüssig, sondern sie griffen vielmehr stets von Neuem frisch und munter an. War es ja doch ein großer erhebender Trostgedanke für sie, daß nur Verlust des Eigenthums, nicht aber auch — was bei dergleichen Unwettern sonst nur zu häufig der Fall war — der Verlust eines Menschenlebens zu beklagen sei! So glaubten sie nämlich, und wie es schien mit Recht, denn von all' den Bewohnern des Thales wurde Niemand vermißt, als der Elbli, und von diesem wußte man aus dem Munde des alten Sepp, daß er sich längst vor dem Ausbruch des Gewitters in das andere Thal hinüber auf den Weg gemacht habe. Für ihn, den geübten Bergsteiger, durfte man also ganz gewiß nicht bange haben, und hatte man also nicht die allergrößte Ursache, Gott dankbar zu sein, daß er sie Alle so gnädiglich bewahrte? Von solcherlei Gefühlen waren die emsig Arbeitenden auf's Lebhafteste durchdrungen, und darum wurden sie auch nicht müde, stets wieder von Neuem zu Schaufel und Hacke zu greifen. Doch endlich kam der Abend herbei, und man schickte sich an, für heute das Tagewerk zu schließen; allein horch — welch' furchtbar klägliches Geschrei erhob sich urplötzlich von einer gewissen Seite her, wo eine besonders starke Aufstauung stattgehabt hatte! Ach, es war kein Wunder, denn sowie man da an der Abräumung des Gerölls zu arbeiten begann, da zeigte sich plötzlich ein menschlicher Fuß, der aus dem Schutte zwischen zwei Felsen hervorragte. Alles stürzte herbei, und mit verzehnfachten Anstrengungen wurde gearbeitet, um den ganzen Körper des Verunglückten frei zu bekommen. Es gelang in unglaublich kurzer Zeit, aber — wen hatte man nun vor sich? Den furchtbar zerquetschten und mit Wunden wie überdeckten Leichnam des Elbli! Der Gewitittersturm hatte also doch sein Opfer-gekostet, denn wer konnte daran zweifeln, daß der Arme vom rasenden Wasserstrome einer Runse erfaßt worden sei und so den ganzen Sturz von der Höhe herab inmitten der Felstrümmer und Steinblöcke mitgemacht habe? Der Augenschein lehrte es ja und es äußerte deßhalb auch kein Einziger der Anwesenden einen andern Gedanken, obwohl allerdings Viele ihre Verwunderung darüber, daß einem so erfahrenen und rüstigen Burschen ein solches Unglück habe zustoßen können, nicht verbergen konnten.

Unter denen, welche an der Ausschäufelung des Leichnams mitgearbeitet hatten, war der Kuonz einer der Emsigsten gewesen, und er erkannte denselben auch alsobald, obwohl der Todte durch den zermalmenden Sturz gar arg entstellt worden war. Darin fand jedoch natürlicherweise Niemand etwas Auffallendes, sondern man hielt es vielmehr für den Instinkt der Verwandtenliebe, gerade wie

Digitized by Google

Neapolitanische Volkstrachten.

Digitized by Google

man sich auch die furchtbare Blässe, von welcher der Knonz nunmehr ergriffen wurde, aus nichts Anderem erklärte, als aus dem übergroßen Schmerze um den jähen Verlust. Kaum war übrigens die Identität des Elbli constatirt, so that man, was in solchen Fällen Brauch ist, das heißt: man holte eine Tragbahre und schaffte den Todten in seine frühere Behausung. Doch brauchte man die Vorsicht, einen älteren Mann, einen Freund des Sepp, vorauszusenden, um diesen auf das grausame Verhängniß vorzubereiten, damit die furchtbare Ueberraschung nicht etwa schlimme Folgen nach sich führe. Allein leider traten, trotz aller Vorsicht, diese Folgen doch ein, denn sobald der Alte des Leichnams ansichtig wurde, stieß er einen lauten Schrei aus und fiel sofort in den kaum überwundenen Fieberzustand zurück. Ja das Fieber trat sogar viel heftiger auf, als früher, und man konnte sogleich sehen, daß die Krankheit einen tödtlichen Ausgang nehmen werde! In der That kam auch der arme Phantasirende nie mehr zur Besinnung, sondern starb (obwohl der Knonz — was man ihm zum Ruhme nachsagen muß — es nicht verabsäumte, augenblicklich und mit vielen Kosten einen Arzt herbeiholen zu lassen und auch sonst zu thun, was zur Erleichterung des Kranken beitragen konnte) schon nach wenigen Wochen, natürlich ohne an die Abfassung eines Testaments nur irgend mehr denken zu können.

Die Folge hievon war, daß der Knonz sowohl den Ohm als den Vetter beerbte und dadurch eine Wohlhabenheit erlangte, deren sich sonst keiner der Thalbewohner rühmen konnte; allein durfte er sich deßhalb glücklicher nennen, als er zuvor gewesen? Fast schien es nicht, denn sein Blick erheiterte sich von da an gar nie mehr, und so sehr er sich auch anstrengte, seinem Leben durch verschiedene Genüsse, denen er sich nun hingab, Freudigkeit zu verleihen, so wollte ihm dies doch nicht gelingen. Im Gegentheil gab sein eingefallenes, leichenblasses Gesicht hinlänglich Zeugniß davon, daß ein fressender Wurm in ihm nage, und somit fiel es Niemandem auf, als er plötzlich auf den Einfall gerieth, all' sein Besitzthum im Dörflein zu verkaufen und in eine ganz ferne Gegend zu ziehen, in der er nicht mehr allstündlich an das soeben geschilderte furchtbare Ereigniß erinnert würde. Diesen seinen Entschluß führte er auch sofort wenige Monate nach dem Begräbnisse seines Oheims und Vetters aus, und von da an ließ er nicht ein einziges Mal mehr etwas in seiner früheren Heimath von sich hören; die Thalbewohner aber sprachen doch noch oft von dem gräßlichen Gewitter, in dem der wackere Elbli umgekommen, sowie von der eigenthümlichen Fügung des Schicksals, durch welche der Knonz Alleinerbe des reichen Sepp werden sollte.

(Schluß folgt.)

Ein Turnier.

(Fortsetzung zu S. 37.)

Aber sonderbar — sonst ist der Tapfere immer ein Gegenstand der Bewunderung der Menge, und man hätte also erwarten können, daß der vielgenannte Graf mit einem freudigem Zuruf werde begrüßt werden; aber dießmal erscholl kein einziger derartiger Ruf, sondern es fielen vielmehr ganz andere Worte, und darunter solche harte, daß man daraus schließen mußte, der Herr v. Salisbury sei weder bei dem Volke, noch bei den Rittern besonders beliebt. Ja, ein junges, schönes Fräulein, welches auf der großen Damengallerie saß, und vom Grafen durch das Senken seiner Lanze begrüßt wurde, wandte sich sogar, statt für den Gruß zu danken, unwillig ab, und die neben ihr Sitzenden theilten, wie es schien, ihre Gefühle. Woher kam nun aber dies? Ei nun, der hochgeborne Herr galt allgemein für eben so grausam als tapfer, und für eben so hinterlistig als verwegen. Doch sei dem, wie ihm wolle, die fünf Ritter ritten auf die Zelte der Ausforderer zu, und Horace v. Salisbury berührte mit der Spitze seiner Lanze den Schild Archimbalds de St. Anion so derb, daß es einen lauten, scharfen Klang gab. Eben so thaten die vier Anderen mit den Schilden Amaury's v. Montfort, Enguerrands v. Bournonville, Alards v. Melün und Guido's v. Montrouge. Dann sprengten sie an das nördliche Ende der Schranken zurück und erwarteten da ihre Gegner, welche natürlich keinen Augenblick säumten, sich ihnen zu stellen. Doch — soll ich nun den jetzt folgenden Kampf des Weitläufigen beschreiben? Ach, der Ausgang war ein solcher, daß ich gerne mit wenigen Worten darüber hinweggehe. Obwohl nämlich die fünf Franzosen gar wackere Helden waren und dies an diesem Tage mehr als hinlänglich bewiesen hatten, so wollte ihnen doch das Glück nicht wohl, oder vielmehr, es zeigte sich, daß die fünf Engländer sie, wenn auch vielleicht nicht an Muth und Geschicklichkeit, so doch ganz gewiß an Kraft und körperlicher Stärke bei weitem übertrafen. Schon im ersten Gange unterlagen daher drei von ihnen und darunter auch der edle Archimbald v. St. Anion; das Traurigste dabei aber war nicht sowohl das Unterliegen, als daß der letztgenannte Herr eine äußerst schwere Wunde erhielt, welche sein Leben in die größte Gefahr brachte, denn die Lanzenspitze Salisbury's hatte seinen Schild und Panzer durchbohrt und war wohl drei Zoll tief in der Brust stecken geblieben. Welche Hoffnung blieb da den noch restirenden Zweien, den Rittern Amaury v. Montfort und Enguerrand v. Bournonville, übrig? Sicherlich keine andere, als die, das Schicksal des wackeren Großmarschalls schleunigst zu theilen, und wenn nun auch sie selbst hiezu gerne bereit waren und sich also, nachdem man den Großmarschall weggetragen, dazu anschickten, den Kampf zu erneuern, so war dagegen ihr Oberlehensherr, der Herzog Konrad von Burgund, anderer Ansicht. Er wollte sich nämlich diese Tapfersten seiner Edlen um jeden Preis erhalten, und sandte daher einen Herrn seiner Umgebung zu ihnen, mit dem Befehl, daß sie sich für besiegt erklären sollten. Das war eine harte Zumuthung, aber durften sie dem Gebote ihres Herrschers zuwider handeln? Nein, das ging nicht, und somit thaten sie, was er gewünscht, indem sie die zwei englischen Ritter, mit denen sie soeben gekämpft hatten, durch einen der Marschälle wissen ließen, daß sie auf jeden weiteren Erfolg verzichteten, und ihnen daher ihre Rüstungen und Rosse für verfallen erklärten. Damit hatte der Kampf des ersten Tages ein Ende, und es handelte sich sofort nur noch darum, wem der Siegespreis gebühre. Allein wie konnte man darüber im Zweifel sein? Horace v. Salisbury hatte offenbar das Schicksal des Tages entschieden, und ihm also setzte Herzog Konrad mit Zustimmung der übrigen Preisrichter den

Digitized by Google

goldenen Helm mit der Edelstein-Agraffe auf. Uebrigens auch seine vier Genossen kamen nicht ganz unbeschenkt weg, sondern erhielten ein Jeder von einigen anwesenden englischen Großen ein ansehnliches Präsent. So wie nun aber die Preise ausgetheilt waren, bliesen die Trompeter einen lauten, fröhlichen Tusch zu Ehren der Sieger, der weithin über die Ebene hallte; doch vom Publikum fiel nur ein kleiner Theil beistimmend ein, während die große Mehrzahl gegen alle sonstige Gewohnheit sich vollkommen schweigend verhielt und Viele sich sogar sogleich entfernten. Es zeigte sich also ganz offenbar, daß die Zuschauer im Ganzen mit dem Ausgang des Waffenspiels keineswegs zufrieden waren, und diese Stimmung merkte man selbst dem Herzog von Burgund nur zu deutlich an, obwohl er sich so sehr als möglich zu bemeistern strebte. Dies hielt übrigens den Grafen v. Salisbury nicht ab, mit seinen vier Genossen gleichsam im Triumphe zweimal rings im Innern der Schranken herumzureiten, um sich den Damen und Herren in seinem goldenen Helmschmucke zu zeigen, und erst als er sich überzeugte, daß die Gallerien sich mit Schnelligkeit leerten, zog er sich, gefolgt von den vier Anderen, nach den Zelten zurück, die seine Parthie diesen ganzen Tag über inne gehabt hatte.

Ich könnte nun ein Langes und Breites darüber berichten, wie die vielen Tausende, welche dem Turniere beigewohnt, über den heutigen Waffengang urtheilten, und zum Mindesten eben so viel könnte ich von den Gefühlen der Trauer und des Zorns, welche die Burgunder und Franzosen beseelten, oder auch von dem Uebermuthe und dem Jubel, der die Herzen der Engländer höher schwellen machte, erzählen; aber es kann sich das Jeder selbst denken und ausmalen. Die Franzosen waren ja schließlich sämmtlich unterlegen und hatten sogar, was am meisten beklagt werden mußte, mehrere ihrer besten Kämpen durch den Tod verloren, während einige andere an harten Wunden schwer darniederlagen! Ueberdieß, was konnte man vom morgenden Tage, wo die Engländer als Ausforderer auftraten, Besseres erwarten? Mein Gott, der heutige Tag hatte bewiesen, daß gegen den Grafen Horace v. Salisbury nicht aufzukommen sei, und daß er die Hauptperson unter den Ausforderern sein werde, konnte man sich denken! So ließ sich eine abermalige Niederlage der Burgunder und Franzosen mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen, und nicht wenige der Anwesenden erboten sich daher zu hohen Wetten in diesem Sinne, allein Niemand wollte sich darauf einlassen. Im Gegentheil herrschte hierüber fast gar keine entgegengesetzte Meinung, und selbst die französischen Damen, die sonst immer voll froher Hoffnung waren, ließen die Köpfe hängen. Eben deßwegen aber tauchte unter den Weisesten und Erfahrensten der anwesenden Herren die Frage auf, ob es nicht besser wäre, dem Turniere keine Fortsetzung zu geben, sondern es bei dem einen ersten Tage bewenden zu lassen; „denn," so sagten sie sich, „muß nicht der ohnehin schon bestehende Nationalhaß zwischen Franzosen und Engländern unendlich gesteigert werden, wenn auch am morgenden Tage die Engländer wieder Sieger sind? Ja, könnte es nicht sogar dazu kommen, daß dieser Haß zum Ausbruch käme, und wäre es daher nicht besser, einem solchen Ausbruch durch augenblickliche Trennung der beiden Partheien zuvorzukommen?" So dachten nicht wenige der ältesten unter den geladenen Gästen, und sie dachten nicht blos so, sondern sie tauschten auch ihre Meinung unter sich aus und legten sie schließlich der Entscheidung der beiden hohen Fürsten vor, welche das Fest durch ihre Gegenwart verherrlichten. Allein weder der Eine, noch der Andere hielt sich für berechtigt, einen solchen Schritt zu thun oder auch nur dazu zu rathen, dieweil er ja ganz sicher von den Meisten als ein Zeichen der Furcht ausgelegt worden sein würde. Ueberdem durfte man, ohne sich den gröbsten Vorwürfen ausgesetzt zu sehen, den vielen Tausenden, welche des Turniers wegen vielleicht von weither und mit vielem Kostenaufwand nach Chalons gereist waren, ihr Vergnügen vor der Nase hinwegnehmen? Und dann noch die allerwichtigste Einwendung — wie sollte man es dann mit den ausgesetzten Preisen halten? Sollte man sie zurückziehen — pfui, das hätte man als Geiz ausgelegt! Oder sollte man sie den Rittern, die bis jetzt gekämpft und sich ausgezeichnet hatten, übergeben? Nein, das ging wieder nicht, sondern wäre eine flagrante Ungerechtigkeit gegen die vielen andern Ritter, die bis jetzt den Schranken fern geblieben waren, gewesen! Das Turnier mußte also unter allen Umständen — das war der einstimmige Beschluß der Fürsten und ihrer besten Rathgeber — nicht nur fortgesetzt, sondern auch nach dem aufgestellten Programm zu Ende gebracht werden, und das Schicksal, sei es auch noch so blutig, sollte seinen Lauf haben.

So kam der Morgen des zweiten Turniertages heran und in unabsehbarer Anzahl strömte wieder die Menschenmenge aus den Thoren von Chalons auf den Festplatz hinaus, um sich einen guten Stehplatz zu sichern. So fröhlich und erwartungsvoll wie gestern waren aber die Leute nicht, sondern man konnte vielmehr aus ihren Aeußerungen schließen, daß sie sich von dem heutigen Rennen nicht allzu viel versprachen. „Der Salisbury hat eine solche Riesenkraft in seinem Arme," riefen sie einander zu, „daß er den Teufel selbst zu Boden werfen würde. Gebt also Acht, die Herren Ritter werden sich wohl hüten, mit ihren Lanzen seinen Schild zu berühren, und somit setzt's sicherlich wenig Kämpfe, aber desto mehr Langeweile ab." Das war das Urtheil der Menge, und ohne Zweifel waren von den adeligen Gästen gar viele, wenn nicht die meisten, derselben Ansicht, obwohl sie sich nicht so unverholen äußerten. Dessenungeachtet wollte auch von ihnen kein Einziger das Schauspiel versäumen, und der Zug der Ritter und Damen, die um acht Uhr Morgens nach dem Turnierhof hinausritten, war auch nicht um ein Jota weniger stattlich, denn gestern. Uebrigens brauche ich mich nicht weitläuftiger dabei aufzuhalten, indem es in Allem und Jedem gerade so gehalten wurde, wie den Tag zuvor; nur fungirte heute der König Eduard von England als oberster Turnierrichter, und die zwölf Zelte der Ausforderer waren von lauter Engländern in Beschlag genommen, während vor den nördlichen Schranken lauter burgundische und französische Ritter sich tummelten. Wenn ich nun aber auch hierüber kurz hinweggehe, so gebietet mir es dagegen die Pflicht einer genauen Berichterstattung, die Namen der Zwölfe zu nennen, welche es mit der gesammten anwesenden burgundisch-französischen Ritterschaft aufnehmen wollten, denn „dem Tapferen gebührt der Nachruhm". Einen derselben kennt der Leser schon, nämlich den Grafen Horace v. Salisbury. Er war ja der Preisgekrönte von gestern, wie hätte ihn also König Eduard nicht zu allererst als Kämpen für die Ehre Englands auswählen sollen? Nach ihm kamen die Vier, die neben ihm gekämpft hatten, das ist: Wilhelm Bitraiz, Herr v. Sancerre; Eduard Walpole, Graf v. Oxford; Robert Artoir, Graf v. Richemont, und Heinrich Gaston v. Gilles, genannt der Unüberwindliche. Endlich noch sieben Weitere, die sich ebenfalls

Digitized by Google

den Tag zuvor ausgezeichnet hatten und unter die tapfersten Helden Englands gezählt werden durften, nämlich: Jacob, Graf v. Leicester; Perrot, Baron v. Roncy; Hubert v. Malmsbury, genannt die Streitaxt; Robert Pembroke Evesham; Hubert, Graf v. Turnbridge; Wilhelm Breckock v. Beçaix und Achilles Downham, Baron v. Ayleshouse. Diese Zwölfe also warteten mit Ungeduld der Eröffnung des Kampfspiels, und man sah es ihren glänzenden, fast übermüthigen Augen an, daß sie mit größter Bestimmtheit darauf rechneten, alle Feinde, die es etwa mit ihnen aufzunehmen wagten, in den Staub zu werfen. Allein so siegestrunken sie auch dreinschauten, und so sehr sie auch das Glück von gestern hiezu berechtigte, so muß ich doch der Steuer der Wahrheit gemäß angeben, daß die französischen Ritter sich deßhalb keineswegs entmuthigt zeigten, sondern daß sich ihrer vielmehr mehr als achtzig zum Kampfe hatten einschreiben lassen. „Lieber vom Leben scheiden, als von der Ehre," galt ihnen als oberster Grundsatz, und demgemäß handelten sie auch!

Um mich nun übrigens nicht allzu vieler Wiederholungen schuldig machen zu müssen, werde ich es unterlassen, die Waffengänge, die nun folgten, im Einzelnen zu beschreiben, sondern berichte blos, daß es deren im Ganzen acht waren, und zwar jedesmal nicht mit scharfen, sondern mit stumpfen Waffen. Der Herzog von Burgund hatte nämlich dies seinen Rittern anbefohlen, damit nicht wieder so viel Blut fließe, wie gestern, und König Eduard war damit aus demselben Grunde ganz einverstanden. Deßwegen aber geschahen doch tapfere Thaten, denn Horace v. Salisbury stürzte nicht weniger als drei französische Ritter, die es gewagt hatten, sich ihm entgegenzustellen, von ihren Rossen, und einem Vierten würde es ebenso ergangen sein, wenn nicht das mächtige Thier, das Salisbury ritt, gestrauchelt wäre, so daß sein Lanzenwurf dießmal nicht so sicher war, wie sonst. Fast eben so große Resultate erzielten die Ritter Gaston v. Gilles, Hubert v. Malmsbury und Wilhelm Vitraix v. Sancerre, von denen Jeder zwei Gegner in den Sand warf, während sie selbst auch nicht ein einziges Mal im Sattel wankten. Eben deßwegen aber berührte nach den ersten vier Waffengängen kein einziger der französischen Ritter mehr ihren Schild, um sie zum Kampfe herauszufordern, sondern sie blieben vielmehr in den vier letzten Waffengängen ganz unbehelligt — eine Thatsache, in welcher das offene Zugeständniß lag, daß diese vier Krieger von ihren sämmtlichen Gegnern für unüberwindlich gehalten wurden. Ganz anders erging es den acht übrigen Ausforderern, deren Namen ich oben angeführt habe. Zwar allerdings konnte man keinem von ihnen nachsagen, daß er sich des hohen Namens, den er trug, unwürdig benommen habe, sondern sie warfen ihre Lanzen mit einer Kraft und Geschicklichkeit, welche ihnen oft und viel den Beifall der Gallerien und des übrigen Publikums erwarben; aber sie hatten theils Unglück mit ihren Pferden, theils paffirte ihnen irgend ein anderes Mißgeschick, das sie nöthigte, den Kampfplatz zu räumen. Ueberdieß muß man bedenken, daß sie, die gleich von Anfang an nicht für so überwindlich galten, als Salisbury, Gilles, Malmsbury und Sancerre, in allen Waffengängen, also jedesmal, ohne irgend eine Ausnahme, gefordert wurden, und daß sie demnach nothwendig am Ende etwas erlahmen mußten. Kurz und gut, nachdem sieben Gänge vorüber waren, hatten sich sechs von ihnen nach und nach für besiegt erklären müssen, und es blieben — außer den bewußten Vieren — nur Eduard Walpole v. Oxford und Robert Artoix v. Richemont übrig. Die Burgunder und Franzosen dagegen hatten unendlich viel größere Verluste erlitten, denn nicht weniger als vierzehn von ihnen waren zu Boden geschleudert worden, und zweiundsechzig Weitere hatten sich, obwohl nur von geringeren Unfällen betroffen, doch wenigstens genöthigt gesehen, ihren Gegnern die Siegespalme zuzuerkennen. Ja, in all' den sieben Waffengängen war es eigentlich nur Sechsen gelungen, einen Vortheil davonzutragen, und man kann sich also wohl denken, daß der Mißmuth auf ihrer Seite sich fast bis zur Verzweiflung steigerte! Freilich — schwere Verwundungen gab's keine, und noch weniger Todesfälle, weil man nur mit stumpfen Waffen turnierte, aber ihrer achtzig und mehr hatten sie den Raum vor den nördlichen Schranken betreten, und jetzt zählte man nur noch einige Wenige — war da nicht Grund genug vorhanden, alle Hoffnung für immer und ewig aufzugeben? Darum, als nun das Zeichen gegeben wurde, daß Alles zum achten Waffengange fertig sei, ritten nur noch zwei in die Schranken ein, und diese Zwei hüteten sich natürlich wohl, die Schilde der bekannten Viere mit ihren Lanzen zu berühren, indem sie sich vielmehr die Grafen Walpole und Artoix, als die minder bedeutendsten unter den noch restirenden Ausforderern, zu Gegnern erwählten. Diese kluge Wahl änderte jedoch das Geschick des Tages nicht, denn wenn auch der Eine der Franzosen den Grafen v. Richemont so hart traf, daß dessen schwer ermüdetes Pferd in die Kniee sank und nicht mehr auf die Beine gebracht werden konnte, ohne daß der Ritter abstieg, so rannte dagegen Graf Walpole v. Oxford seinen Gegner vollständig über den Haufen und erlangte also einen unbedingten Sieg. Somit blieben immer noch fünf Ausforderer zu überwinden übrig, und dazu hatten offenbar die zwei oder drei Franzosen, die jetzt noch in den Zelten vor den nördlichen Schranken zu finden waren, das Zeug nicht, denn sie ließen sofort den Turniermarschällen zu wissen thun, daß sie auf jeden Kampf verzichteten, weil ja doch ihre Bemühung eine vergebliche sein würde.

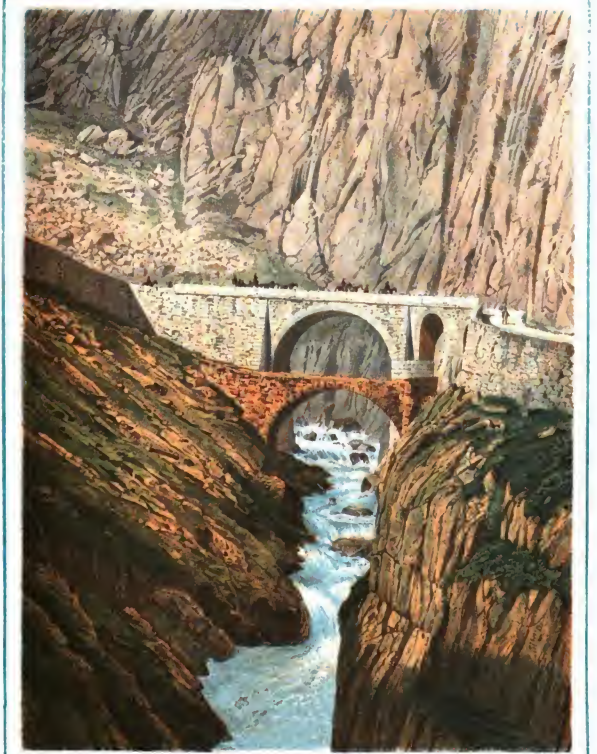
(Fortsetzung folgt.)

Eiserne Straßen.

In New-York ist das Projekt aufgetaucht, die Straßen mit Eisen zu pflastern und den Verkehr durch Dampfwagen auf diesem eisernen Boden zu vermitteln. Es ist dabei hervorgehoben, daß Kleider, Möbel und andere zu transportirende Waaren von der Wirkung des Staubs und Schmutzes ganz befreit blieben — gewiß eine enorme Ersparniß; — daß der Widerstand, den reiner eiserner Boden verursache, nur ein geringer, die Abnützung der Wagen eine äußerst unbedeutende, und der Lärm im Vergleich zum jetzigen ein nicht nennenswerther sein würde. Schuhe, sagen die Projektmacher noch, würden auf eisernen Trottoirs viel länger halten, als auf steinernen.

(Timon.)

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Teufelsbrücke auf dem St. Gotthard.

(Taf. 7.)

Schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ward eine Straße über den St. Gotthard, jene mächtige Gebirgsmasse, welche sich zwischen den Kantonen Uri und Tessin in der Schweiz hinzieht, angelegt, und man benützte dieselbe erstmals im Jahre 1319. Aber eine Kunststraße im wahren Sinne des Wortes war sie nicht, und sie mit großen, schwerbeladenen Wagen zu befahren, ging nicht wohl an. So blieb es verschiedene Jahrhunderte lang, und wenn im Frühjahre beim Schmelzen des Schnee's große Wasserstürze kamen, so wurde sie nicht selten auf ganze Strecken unwegsam gemacht, so daß man dann selbst mit Maulthieren kaum vorwärts kommen konnte. Allerdings versäumten es in den darauffolgenden Sommern die Regierungen von Uri und Tessin niemals, den Schaden so weit thunlich repariren zu lassen, allein von einer gründlichen Abhülfe war doch keineswegs die Rede, und es gehörte daher der Alpenübergang über den Gotthard zu den mühseligsten und gefährlichsten, die es überhaupt gab. Da geschah es nun in unserem Jahrhundert, daß man über den Splügen und Bernhardin gute neue Straßen anlegte, welche zu allen Jahreszeiten und mit Fuhrwerken jeder Art passirt werden konnten, und nun sahen die Kantone Uri und Tessin zu ihrem Schrecken, daß der Waarenzug über den Gotthard mit jedem Jahre mehr abnehme. Ja es mußte ihnen klar werden, daß er sogar ernstlich bedroht sei und am Ende ganz aufhöre, wenn nicht auf's Schleunigste geholfen werde, und darum beschlossen sie sofort, auf gemeinschaftliche Rechnung einen eben so gangbaren Paß herzustellen, als der über den Splügen und Bernhardin war!

Wahrhaftig ein riesiges und mit außerordentlichen Kosten verknüpftes Unternehmen, aber es gelang doch in allen seinen Theilen. Im Jahre 1820 begann man von beiden Seiten zugleich, nämlich vom Tessin'schen her so gut als vom Uri'schen, und nachdem man zehn volle Jahre lang mit Aufwendung aller Kräfte gearbeitet hatte, durfte man sich anno 1830 mit Stolz zurufen: „es ist vollbracht!“ Die Straße beginnt bei Amsteg mit einer kühnen Brücke über die Reuß und zieht sich dann gegen zwölf Stunden lang über das Gebirg hin, um bei Airolo im Tessin'schen glücklich zu endigen. Ihre Steigung ist an keiner Stelle eine übermäßige, so daß die Zugthiere nirgends überangestrengt werden; auch hat sie vom Anfang bis zum Ende eine gehörige Breite, damit die Fuhrwerke sich mit Bequemlichkeit ausweichen können, und es ist mit einem Worte für Alles gesorgt, was man billigerweise nur irgend verlangen darf. Aber — mit welch' unendlichen Schwierigkeiten die Baumeister zu kämpfen hatten, ja sogar wie viele scheinbare Unmöglichkeiten in Möglichkeiten und Wirklichkeiten verwandelt werden mußten, davon kann man sich gleichsam mit jedem Schritte überzeugen.

Ich will deren nur drei berühren: den sogenannten Pfaffensprung, dann das Urnerloch, und zwischen beiden in der Mitte die Teufelsbrücke; denn ich denke, diese drei Bauwerke, welche gewissermaßen zusammengehören, werden Jedweden zur Genüge überzeugen, welch' Kolossales hier geleistet wurde. Der „Pfaffensprung“ nämlich ist eine prachtvolle Brücke über einen wirklich schauerlichen Abgrund, in den man nicht ohne Schwindeln hinabsehen kann, und er heißt so, weil eine Sage berichtet, daß in früheren Zeiten, in denen noch keine Brücke bestand, einstmalen ein Mönch mit einem Mädchen im Arm den furchtbaren Sprung über die Kluft gewagt habe, um das Mädchen vor seinen verfolgenden Widersachern zu retten. Auch soll ihm der Satz wirklich gelungen sein, während umgekehrt die Reiter hinter ihm das Herz nicht hatten, mit ihren Rossen hinüberzusetzen, und somit that man ganz recht daran, der Brücke diesen Namen zu geben. Nicht minder bewunderungswürdig, als dieser kühne Bau, ist das Urnerloch, ein 200 Schuh langer, durch die härtesten Granitfelsen des Teufelssteins gehauener Tunnel, an dessen Ende der staunende Blick das Urserenthal mit seinen grünen Matten vor sich hat; allein das allerschwierigste und staunenswertheste Werk ist doch die Teufelsbrücke, welche unmittelbar unter dem soeben genannten Teufelssteine liegt und in einem mächtigen Bogen über die furchtbar tobende Reuß hinwegführt. Eigentlich aber sind's zwei Brücken und nicht eine, nämlich die alte, welche anno 1319, und die neue, welche im Jahre 1828 vollendet wurde. Die erstere liegt 4180 Fuß über dem Meere und ihre Bogenöffnung beträgt 75 Fuß; ihre Herstellung aber (das ist die Spannung eines Bogens über einen solch' wahnsinnig abstürzenden und sich so tollwüthend geberdenden Bergstrom als die Reuß) hielt man so wenig für möglich, daß, als das Werk nun in der That fertig war, das Volk rundherum glaubte, es sei dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Nein — Menschenhände konnten das unmöglich zuwege gebracht haben, dieweil ja der Strom jeden Stein, den man in den Boden einließ, um der Brücke eine Grundlage zu geben, mit seiner Riesengewalt augenblicklich weggeschleudert haben würde, und folglich — was blieb anders übrig, als dem Teufel das Machwerk zuzuschreiben? Ja so war es — der Teufel, nicht aber ein Mensch mit menschlichen Kräften, machte die Teufelsbrücke, und eine alte Sage berichtet darüber Folgendes: Nämlich als der von den Behörden aufgestellte Meister, welcher ein gar geschickter und überaus erfahrener Techniker war, sich lange Zeit vergeblich abmühte, um das Fundament zur Brücke fertig zu bringen, und schon an dem Gelingen verzweifelte, da trat eines Tags der Leibhaftige zu ihm und versprach ihm seinen hülfreichen Beistand, wofern er, der Mensch, ihm, dem Teufel, seine Seele verschreibe. Der Meister wies den Verführer mit Verachtung von sich, wie sich dies für einen frommen Christen geziemt, und der Teufel ging auch wirklich, aber nicht weit, sondern nur bis auf den immensen Felsblock oben, auf welchem er sich niederließ. Abermals mühte sich nun der Baumeister ab, um das Werk durch seinen Verstand und seine Kunst zu Ende zu bringen, aber vergeblich. Er kam um keinen Schritt weiter, und was er bei Tag fertig brachte, das wühlte der Strom bei Nacht wieder aus. Das war nun in der That zum Verzweifeln, und am allerärgsten noch mußte den armen Meister das ärgern, daß der auf seinem Felsengebirge sitzende Teufel — seit jener Zeit hieß man dasselbe Teufelsstein — über seine Bemühungen immer laut auflachte. So ging das Ding eine geraume Zeit fort; je länger es aber fortging, um so toller wurde das Gespött des Satans, und am Ende wollte gar kein einziger Maurergesell mehr bei dem Meister ausharren. „Nun denn,“ schrie da endlich der arme geängstete Mann, der sich gar nicht mehr zu helfen wußte, „nun denn, komm' her, Beelzebub, und sey' den Contrakt auf, denn ich bin entschlossen, dir

Digitized by Google

meine Seele zu geben, sofern du mir die Brücke von heute an bis morgen früh fertig bringst." — „Es gilt!" erwiederte der Teufel frohlockend, und holte sofort einen Pergamentbrief aus der Tasche hervor, welchen der Meister mit seinem Blute unterschreiben mußte; sowie aber dies geschehen war, ei mit welch' unendlicher Geschäftigkeit arbeitete nun der Höllenfürst nebst seinen Helfershelfern, die er in aller Eile herbeirief, an dem Werke! Stein fügte sich auf Stein, ehe man sich's nur versah, und in wenigen Stunden, noch früher als der Tag graute, stand die Brücke fix und fertig da. Den Meister ergriff, als er sich nun den andern Morgen das Werk beschaute, ein unendliches Staunen, denn eine solche Arbeit zu liefern, wäre er gar nie im Stande gewesen, und eben so sehr staunten die Behörden, wie sie das vollendete Bauwesen übernahmen; allein nur wenige Monate nachher fand man den Bauherrn eines Morgens mit umgedrehtem Genick daliegen, und nun wußte man, wie viel Uhr es geschlagen habe."

Also berichtet die Sage über die Entstehung der alten Teufelsbrücke, und ich überlasse es natürlich dem Leser, davon zu halten, was ihm beliebt; wie dagegen die neue Brücke entstanden ist, darüber hat man vollkommene Klarheit, denn es existirt ein ausführlicher Bericht des Ingenieurs und Bauherrn darüber. Sie also, obwohl ebenfalls Teufelsbrücke geheißen, ist sicherlich kein Machwerk des Bösen; allein wie unendlich schwierig es dabei zuging und mit welcher Aufopferung, wenn nicht gar Lebensverachtung, gearbeitet werden mußte, das sieht man am besten daraus, daß man die Steinmetzen an Seilen in die Tiefe des Reußbettes hinablassen mußte, und daß es ihnen nur in dieser über dem tobenden Strome schwebenden Stellung möglich wurde, die Steine aneinander zu fügen. Gewiß eine furchtbare Aufgabe, aber sie gelang in wenigen Jahren, und jetzt steht die Brücke so solid und fest gebaut, wie nur irgend eine auf der Welt. Sie liegt hart oberhalb der alten Brücke in einer Höhe von 4344 Fuß über dem Meere, und von ihrem Mittelpunkte bis auf die Oberfläche der schäumend dahinstürzenden Reuß hinab sind's 95 Fuß, so daß, wer zum Schwindel geneigt ist, nicht da hinabschauen darf; dagegen hat die Sprengung ihres Bogens im Lichte nur eine Weite von 55 Fuß, und da dieser Bogen zugleich eine Dicke von 21 Fuß besitzt, so wird jeder Sachverständige daraus auf die ungeheure Tragbarkeit des Bauwerks schließen können.

Von der neuen Brücke auf die alte hinabzusteigen ist möglich, aber nur mit großer Gefahr. Doch lohnt es sich, weil man von da aus die wildschäumende Reuß in aller Pracht sich von Felsen zu Felsen herabstürzen sieht. Befahrbar aber ist die alte Brücke jetzt nicht mehr, und auch früher schon war dies mit Schwierigkeiten aller Art verknüpft, indem die Franzosen sie anno 1799 durch herabgestürzte Felsenungethüme fast gänzlich zertrümmert hatten. Ueber diese Trümmer legte nun allerdings in selbigem nämlichen Jahre der berühmte General Suworow mächtige Balken, und brachte so eine Nothbrücke zuwege, über die er mit 25,000 Mann zu Fuß nebst 6000 Pferden und verschiedener Artillerie hinübersetzte; allein so Etwas war nur einem Suworow möglich, und minder kühne Menschen hätte über ein solches Wagniß geradezu Entsetzen ergriffen. Später stellte man die Brücke wieder etwas besser her, doch erhielt sie nie mehr die ursprüngliche Festigkeit wieder, und darum war ein Neubau unter allen Umständen nothwendig. Möge nun dieser in Ruhe und Frieden seine Existenz bewahren und nie einer ähnlichen feindlichen Zertrümmerung ausgesetzt sein, wie das Werk des Satans von anno 1319!

Th. Gr.

Die Beleuchtung von Paris.

Erst seit etwa zwei Jahrhunderten werden die Straßen von Paris regelmäßig beleuchtet, und während dieser Zeit wurde eine Menge verschiedener Beleuchtungsmethoden zur Anwendung gebracht.

Bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde die Stadt nur beleuchtet, wenn zur Erhaltung der Ruhe außerordentliche Maßregeln ergriffen werden mußten. So können wir ein Edikt von Franz I., welcher, um die Pariser vor den Anfällen „böser Gesellen" zu schützen, verordnet, daß von 9 Uhr Abends an jeder Hauseigenthümer eine Laterne auf ein Fenster des ersten Stockes stellen müsse. 1558 wurde zum ersten Mal versucht, eine permanente Beleuchtung einzuführen. Es sollte an jeder Straßenecke, und, wenn die Straße lang war, auch in der Mitte derselben, von 10 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens eine Laterne brennen; allein schon im folgenden Jahre wurde das ganze Material verkauft und der Erlös unter die Armen vertheilt.

Nach diesem Versuche blieb Paris noch beinahe ein Jahrhundert in Finsterniß; Leute, welche noch spät in den Straßen waren, versahen sich mit einer Laterne, oder ließen sich von einem Fackelträger begleiten. 1666 führte der Polizeilieutenant de la Reynie von Neuem ein regelmäßiges Beleuchtungssystem ein, welches 30 Jahre später eine königliche Verordnung in alle größeren Städte Frankreichs einführte. Das Material bestand in viereckigen Laternen, an starken Pfosten in der Mitte der Straße aufgehängt, mit Talglichtern, deren vier auf's Pfund gingen. Die Einwohner selbst mußten für den Unterhalt, das Putzen und Anzünden der Laternen sorgen.

Trotz ihrer Mangelhaftigkeit erregte diese Beleuchtung die lebhafte Bewunderung der Fremden; so schrieb im Jahre 1700 der Arzt der englischen Gesandtschaft: „In Paris sind den ganzen Winter über alle Straßen beleuchtet, auch wenn der Mond scheint; ich bemerke dies, weil ich mich oft über die Londoner Polizei ärgerte, welche sechs Monate im Jahre, unter dem Vorwande es sei mondhell, keine Laternen anzündet. Paris ist bis nach Mitternacht beleuchtet, und betragen die Kosten für den ganzen Winter 1,200,000 Livres."

Dieses sehr primitive System blieb bis 1767 in Anwendung; da setzte Herr von Sartines eine bedeutende Belohnung auf die Erfindung eines neuen Beleuchtungsapparats, und Bourgeois de Chateaublanc und der Abbé Matherot de Peignet führten die Spiegellaternen ein. Dieses jetzt so verachtete Beleuchtungsmittel erregte den Enthusiasmus unserer Väter in so hohem Grade, daß sogar Dichter es besangen. „Jetzt," rief Dassouci aus, „fürchten der

Digitized by Google

Handwerker und der ehrsame Kaufmann weder Beutelschneider noch Räuber mehr!"

Doch sind die Pariser bekanntlich nie mit dem Bestehenden zufrieden, und bald wollte wieder jeder Einzelne von einem Laternenträger begleitet sein; es bildete sich eine eigene Zunft der porte-falots, welche numerirt waren und an bestimmten Plätzen standen, wie heutzutage die Miethkutschen; für 6, 8, 10 Sols, je nach der Entfernung, wurde man nach Hause geleitet. Schon unter Ludwig XIV. (1662) hatte man versucht, ein ähnliches Institut einzuführen, doch war damals das Unternehmen mißlungen. Während dieser Zeit war die Zahl der Straßenlaternen in stetem Zunehmen begriffen; 1769 zählte Paris deren 3500, 1809 11,000, und 1821 12,672.

Doch hatte schon 1821 der Ingenieur Lebon eine Entdeckung gemacht, welche das bisherige Beleuchtungssystem beseitigen mußte: er hatte gefunden, daß gewisse Gase eine bedeutende Leuchtkraft besitzen. Unter Ludwig XVIII. wurden die ersten Gaslampen aufgestellt.

Heute hat das Gas beinahe überall die reverbères ersetzt, und im Jahre 1863 brannten in Paris 25,515 Gasflammen.

E. W.

Der Karakal.

Als ächtes Wüsten- und Steppenkind muß uns unter den südlichen Luchsen der Karakal (Lynx Caracal oder Caracal melanotis) erscheinen. Das Thier erreicht nicht die Größe der nordischen Vertreter seiner Sippe; denn seine Leibeslänge beträgt blos 2 Fuß, seine Schwanzlänge aber fast 10 Zoll. Der Name Karakal soll, wie man erklärt, aus dem Türkischen stammen und Schwarzohr heißen. Und in der That sind die dunkeln Lauscher eins der Kennzeichen der schönen Katze. Der Karakal unterscheidet sich aber noch außerdem so wesentlich von seinen Sippschaftsverwandten, daß ihn die neuere Wissenschaft sogar zum Vertreter einer eigenen Sippe hingestellt hat. Zwischen dem Karakal und den übrigen Luchsen sind jedoch die Unterschiede zu unbedeutend, als daß sie zu solch' einer Trennung berechtigen könnten. Bei Berücksichtigung der klimatischen und örtlichen Verhältnisse, unter denen der Karakal lebt, muß er uns, wenn ich so sagen darf, sofort begreiflich erscheinen. Er ist ein ächtes Kind der Steppe oder Wüste, und als solches auf das Zweckmäßigste ausgerüstet. Seine Gestalt ist schmächtig, namentlich schlanker als die seiner nordischen Verwandten. Seine Läufe sind höher, befähigen ihn also zu besonderer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen; die Lauscher sind verhältnißmäßig größer und für Beherrschung weiterer Strecken geeignet. Die Färbung endlich ist ein Wüstenkleid, d. h. ein dunkleres oder helleres Fahlgelb oder Braunroth ohne Flecken, welches nur an der Kehle und am Bauche in's Weißliche zieht und auf der Oberlippe durch einen großen schwarzen Fleck, sowie durch einen schwarzen Streifen, welcher sich vom Nasenrande zum Auge zieht, und die schwarzen Ohren unterbrochen wird. Dieses Kleid ist durchaus geeignet, ihn bei seinen nächtlichen Streifereien zu verbergen. Dieselbe Gleichfärbigkeit mit der Umgebung, welche ein Thier vorzugsweise bewohnt, spricht sich bei allen Katzen sehr deutlich aus, und so auch bei dem Karakal. Die nordischen Luchse, welche vorzugsweise Wälder bewohnen, tragen ein Baum- und Felsenkleid, d. h. ihre allgemeine Färbung ähnelt der der Stämme und Aeste, sowie der der grauen Felswände des Nordens. Der Karakal ist nur in der Kindheit gefleckt, später aber ganz ungefleckt, und eine derartige Gleichfarbigkeit steht wiederum im vollständigen Einklange mit den Eigenthümlichkeiten seiner Wohnkreise; denn ein gefleckte Thier, welches auf dem einfarbigen Sandboden der Wüste dahinschleicht, würde in der hellen Nacht gerade durch seine Fleckenzeichnung leichter sichtbar werden, als durch jenes einfarbige Gewand.

Der Verbreitungskreis des Karakals ist auffallend groß. Er bewohnt ganz Afrika, Vorderasien und Indien, und zwar die Wüsten ebensowohl wie die Steppen; in Waldungen findet er sich nicht. In seinem Leben ähnelt er seinen Verwandten. Er jagt alle kleineren Säugethiere und Vögel der Wüste, macht sich aber auch über Antilopen her: Dies haben mir wenigstens die Araber, welche ihn Khut el Chala nennen, wiederholt versichert. Und hiermit steht denn auch die schon längst bekannte Thatsache im vollsten Einklange, daß er in Asien und namentlich in Indien zur Antilopen-, Hasen- und Kaninchenjagd abgerichtet werden kann. Freilich behauptet man auch, daß er dem Löwen nachschleiche, um die Ueberbleibsel seines Raubes zu verzehren, oder daß er sich in förmliche Meuten zusammenrotte und gemeinschaftlich jage. Diese Angaben sind aber jedenfalls als falsch anzunehmen, und ich habe auch nirgends in Afrika etwas Aehnliches vernommen, obgleich die sehr naturkundigen Steppenbewohner mir schwerlich eine so wichtige Thatsache verschwiegen haben würden, wenn sie begründet wäre. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß man diese Thiere zähmen und zur Jagd abrichten kann. Von dem Gepard, der eigentlichen Jagdkatze im Dienste des Menschen, wird uns eine solche Abrichtungsfähigkeit nicht Wunder nehmen, da wir ihn als die gemüthlichste und zahmste aller Katzen kennen lernen werden. Der Karakal aber ist nach meinen Beobachtungen, im Verhältniß zu seiner Größe, das wüthendste und unbändigste Mitglied der ganzen Familie. Ich habe ihn öfters in Gefangenschaft gesehen und auch von meinem Freunde Heuglin, welcher ihn längere Zeit gefangen hielt, Manches über sein Leben im Käfig erfahren. Nach allen Beobachtungen nun, welche gemacht worden sind, geht hervor, daß dieser kleine Bursche ein wahres Scheusal an Wuth und unzähmbarer Wildheit ist. Man braucht sich blos dem Käfige zu nähern, in welchem er scheinbar ruhig liegt, um seinen ganzen Zorn rege zu machen. Ungestüm springt er auf und fährt fauchend auf den Beschauer los, welchen er mit seinen scharfen Tatzen womöglich zerreißen möchte, oder aber er legt sich in die hinterste Ecke seines Kerkers auf den Boden nieder, drückt seine langen Lauscher platt auf den Schädel auf, zieht die Lippen zurück und faucht und knurrt ohne Ende. Dabei schauen die blitzenden Augen so boshaft wüthend den Beschauer an, daß man es den Alten nicht verdenken kann, wenn sie diesen Augen geradezu Zauberkräfte beilegten: denn jedenfalls ist es der Karakal, welcher

Digitized by Google

Der Karakal.

den Griechen und Römern zuerst bekannt wurde und zu den eigenthümlichen Fabeln Anlaß gab, deren ich oben gedachte. Zu keinem einzigen Thiergarten hat es bis jetzt gelingen wollen, das wüthende Vieh zu zähmen. Ja man hat es kaum dahin gebracht, daß es einem Wärter erlaubt hätte, in seinen Käfig zu kommen. Einem gefangenen Karakal setzte man einen starken, bissigen Hund in sein Gefängniß. Jener fiel den ihm Furcht einflößenden Gegner ohne Besinnen an und biß ihn unter fürchterlichem Fauchen und Geschrei, trotz der muthvollsten und kräftigsten Vertheidigung des Hundes, nach kurzem Kampfe nieder und riß ihm die Brust auf. Sprechenderer Beweise bedarf es nicht, um die Wildheit und Mordlust dieses Thieres glaublich zu machen.

Wir entnehmen Vorstehendes dem neuesten Werke Alfred Brehms: „Illustrirtes Thierleben" (Hildburghausen. Bibliographisches Institut), welches von den Koryphäen der zoologischen Wissenschaft, wie Karl Vogt, Fitzinger, Owen ꝛc., lebhafte Anerkennung geerntet hat. Das Werk erscheint in 2 Bänden zu 25 Liefg. à 7½ Sgr.; die demselben beigefügten 600 Thierporträts sind sämmtlich nach dem Leben gezeichnet, theils auf Reisen in den Tropen, theils in zoologischen Gärten. Die Liebe zum Gegenstand, die den Verfasser erfüllt, die lebhafte und originelle Darstellung sichern dem „Thierleben" einen hohen Rang in unsrer Literatur.

Ein Hochgewitter.

(Schluß zu S. 46.)

Zwanzig Jahre waren seit den in dem letzten Abschnitte von mir geschilderten Ereignissen vergangen, und bereits hatte die Zeit begonnen, den Mantel der Vergessenheit darüber auszubreiten; da sollte auf einmal durch eine furchtbare Aufklärung das ganze frühere Thatbestands-Ereigniß über den Haufen geworfen und der Beweis geliefert

Digitized by Google

Die St. Michaelis-Kirche zu Schwäbisch-Hall.

werden, daß der Tod Elbli's einer ganz anderen Ursache, als der bisher geglaubten, zuzuschreiben sei. Dies ging aber so zu. Im August des Jahres 18.. beabsichtigte eine kleine Gesellschaft über den Storreggpaß, der vom Engelbergthale in's Seethal hinüberführt, zu reisen, und zwar bestand diese Gesellschaft aus vier Herren und einer Dame. Der besagte Paß erhebt sich bekanntlich in seiner höchsten Spitze beinahe 6300 Fuß hoch über das Meer, und eine Tour über denselben ist daher keine Kleinigkeit, besonders für Solche, welche an das Bergsteigen nicht von Jugend an gewöhnt sind; dagegen aber sind überall über die Klüfte und Felsenspalten hinüber gute Brücken geschlagen, die selbst von Pferden beschritten werden können, und unterwegs gibt es mehrere Tavernen, in welchen man

Digitized by Google

wenigstens die nothwendigsten Bequemlichkeiten findet. So war denn die kleine Gesellschaft voll frohen Muthes, als sie sich Morgens um 4 Uhr schon vor Sonnenaufgang auf den Weg machte, und im rüstigsten Schritte ging es vorwärts, drei der Herren zu Fuße mit tüchtigen Alpenstöcken versehen, die Dame jedoch nebst dem vierten Herrn, ihrem Gemahle, der in den Jahren schon weiter fortgeschritten war, auf Pferden, die von zwei kräftigen Führern geleitet wurden. Die ersten zwei Stunden — der ganze Weg von einem Bestimmungsorte bis zum andern mißt etwa 14 Stunden — kam nichts besonders Bemerkenswerthes vor (denn da ich keine Reisebeschreibung zu geben beabsichtige, so schweige ich natürlich über alle Naturmerkwürdigkeiten, die ihnen aufstießen), als daß die Dame eine Kleinigkeit von ihrer Ausrüstung, ich glaube einen Handschuh, verlor, und daß ihr dann dieser Handschuh von ein paar jungen rüstigen Touristen, die hinter der kleinen Gesellschaft hermarschirten und denselben fanden, wieder überbracht wurde. „Bemerkenswerth" nenne ich diesen an sich ganz unbedeutenden Umstand nur deßwegen, weil sich die beiden jungen Männer in Folge desselben veranlaßt sahen, sich der größeren Gesellschaft anzuschließen, so daß sich dieselbe nun im Ganzen auf sieben Reisende und zwei Führer belief. Lustig gings jetzt von Neuem voran, und nachdem man noch eine gute Strecke zurückgelegt hatte, beschloß man, in der nächsten Taverne, der man begegnen würde, eine Raststunde zu machen, denn man durfte den Pferden wie den Menschen eine kleine Erholung gar wohl gönnen, da der Weg von da an viel steiler und beschwerlicher zu werden begann.

In der Taverne befand sich außer den Wirthsleuten nur ein einzelner Mensch, dem Alpenstock nach, den er zwischen den Füßen hielt, offenbar ebenfalls ein Reisender, obwohl man nicht genau sagen konnte, welchem Stande er angehöre. Er trug nämlich kurze Lederhosen und Schuhe, gerade wie die Landleute im Gebirge, während seinen Kopf ein feiner Schlapphut zierte und sein Oberkörper in einer schwarztuchenen Juppe steckte, als gehörte er zur Klasse der gebildeten Städter; die reiche Uhrkette aber nebst einem Diamantringe am Finger, sowie überhaupt die ganze übrige Ausstattung, ließen gar vermuthen, daß man ihn noch höher hinaufstellen müsse, oder wenigstens, daß die Armuth nicht gerade sein Hauptfehler sei. Doch mochte er auch sein wer er wollte, unsere Touristen kümmerten sich wenig oder gar nichts um ihn, und er selbst saß ganz still, den Kopf in die Hand gestützt, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte, in einer abgelegenen Ecke, ohne weder ein Wort zu sprechen, noch einen Blick um sich zu werfen. Ja sogar das Getränk und die Speisen, die vor ihm standen, ließ er längere Zeit unberührt, bis der Wirth zu ihm trat und ihn laut fragte, ob ihm vielleicht unwohl sei, weil er nicht zugreife? Da aber fuhr der Mann schnell aus seinem tiefen Nachsinnen auf, strich das schwarze, doch schon in's Graue spielende Haar zurück, und wies nun ein so finsteres, von Leidenschaften aller Art durchfurchtes Antlitz, daß der Tavernebesitzer sich alsobald erschrocken zurückzog und den Fremden fortan seinem Hinbrüten überließ.

„Wer ist der Mann?" fragte einer unserer Reisenden, welcher zufällig das Zurückprallen des Wirthes beobachtete, den Letzteren.

„Weiß nicht," entgegnete derselbe, sich nochmals scheu nach dem Mann in der Ecke umsehend. „Hab' ihn meines Wissens in meinem Leben nicht gesehen, und will auch recht froh sein, wenn er mich nicht allzu oft mit seiner Gegenwart beehrt. Aber was Sie betrifft, meine Herrschaften, so soll es mir ein wahres Vergnügen sein, Sie recht lange zu beherbergen, und daß mein Wunsch erfüllt wird, dazu hat es allen Anschein, denn," fuhr er mit einem, den Himmel sondirenden Blicke fort, „ehe zwei Stunden vergehen, setzt's ein tüchtiges Gewitter im Gebirge, und solches werden Sie doch lieber in meinen schützenden vier Wänden abwarten wollen, als im Sturm und Regen unter Gottes freiem Himmel."

Dieses Wort des Wirthes allarmirte, wie man sich wohl denken kann, die ganze Gesellschaft, und alle Sieben, die Dame an der Spitze, eilten in's Freie hinaus, um nach den angedrohten Wetterwolken zu sehen; doch siehe da, es fanden sich keine vor, denn die paar leichten weißen Pünktchen, die im Westen heraufstiegen, konnte man doch als keine Wolken bezeichnen, und im Uebrigen war der Himmel ganz rein. Sie beruhigten sich also im Augenblick wieder und lächelten sich getrost zu, vollkommen überzeugt, daß der Wirth sich entweder in einer groben Täuschung befinde, oder aber sie absichtlich schrecken wollte, um sie dadurch zum längeren Verweilen zu veranlassen.

„Ich denke," meinte der Aelteste von ihnen, indem er ihrer Aller Ansicht Ausdruck verlieh, „wir können ohne das geringste Bangen weiter reisen, aber um ja keine Vorsicht zu verabsäumen, wollen wir unsere beiden Führer oder vielmehr die Führer unserer Rosse ebenfalls um ihre Ansicht befragen."

Solches geschah denn auch augenblicklich; aber — waren die beiden Menschen vielleicht von dem Wirthe bestochen? Sie meinten nämlich ebenfalls, daß ein Gewitter im Anzuge sei, und daß es daher klüger wäre, so lange in der Taverne zu verweilen, bis dasselbe ausgetobt habe; „doch," setzte der Eine von ihnen nach einigem Ueberlegen hinzu, „wenn wir sogleich aufbrechen und unsere Beine ein bischen ausgreifen lassen, so hoffe ich, werden wir die Storregasplöhe erreichen, ehe der Tanz recht losgeht. Haben wir aber diese überstiegen und sind auf der andern Seite des Bergs angelangt, so kann uns das Gewitter nichts mehr anhaben, denn die eigentlichen Wetterwolken stehen zu nieder, als daß sie ebenfalls hinüberkommen könnten, und es trifft sich daher gar häufig, daß im Seethale der schönste Sonnenschein herrscht, während es im Engelbergthale wie mit Kübeln herunterschüttet. Also wie gesagt, wenn Sie hier nicht über Mittag bleiben wollen, so müssen wir sogleich aufbrechen und uns der größtmöglichen Schnelligkeit befleißigen."

Solcher Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und fünf Minuten später ging's bereits wieder rüstig vorwärts, den Berg hinauf. Unwillkürlich übrigens konnte es kein Mitglied der Gesellschaft über sich bringen, nicht alle Augenblicke seine Augen nach Westen zu wenden, um nach dem zu befürchtenden Gewitter zu sehen, und wenn auch die paar weißen Punkte, von denen ich oben gesprochen, in der ersten halben Stunde sich nicht mit besonders auffallender Schnelligkeit vergrößerten, so wurde es unsern Reisenden nach Verfluß dieser Zeit doch nur zu klar, daß der Wirth in der Taverne die vollkommene Wahrheit gesprochen habe. Schwärzer und immer schwärzer thürmten sich die Wolken auf, und gleichsam im Sturmschritt kam eine nach der andern angerückt; das Ziel aber, das sie vor sich hatten, lag noch so unendlich ferne und konnte gewiß vor zwei Stunden nicht erreicht werden. Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß sie, so steil es jetzt auch aufing aufwärts zu gehen, ihre Schritte nicht nur nicht verkürzten, sondern vielmehr verlängerten, und auch die beiden Pferde

Digitized by Google

griffen instinktmäßig schneller aus; allein die alte Regel, daß man, je mehr man eilt, um so sicherer durch ein unvorhergesehenes Hinderniß aufgehalten wird, traf auch dießmal ein. Als es nämlich einen steilen Abhang hinaufging, brach dem Rosse, auf welchem die Dame saß, durch die Ueberanstrengung der Bauchgurt, und da in Folge dessen der Sattel wich, so rutschte die Reiterin ziemlich unsanft zur Erde. Zum Glück übrigens kam sie so ziemlich mit dem Schrecken davon, indem ihre Verletzungen gänzlich unbedeutend waren; aber um so widerwärtiger war es, daß man beinahe eine Viertelstunde damit zu thun hatte, um den Sattel wieder festzumachen, denn einstweilen zog sich der Wolkenfloß immer fester zusammen, und es fing bereits in der Ferne an zu donnern.

„Wahrhaftig," rief da einer der beiden Führer, als endlich der Gurt geflickt war, „ich glaube, der Sturm übereilt uns lange ehe wir die Spitze des Bergs erreichen, und wir werden daher besser daran thun, wieder umzukehren, da die Taverne, welche wir vorhin verließen, uns viel näher liegt. „Beim Himmel," setzte er dann sich bekreuzigend hinzu, als eben ein greller Blitz darniederfuhr, „es geht nicht anders. Also schnell die Rosse gewendet, und rückwärts den Berg hinab, so schnell uns unsere Füße tragen!"

„Halt!" sprach jetzt plötzlich eine tiefe, rauhe Stimme hinter ihnen. „Der Weg nach rückwärts, das Thal hinab, ist uns versperrt, weil ein losgerissener Felsblock die schmale Brücke über den Spalt an der großen Felswand hinter uns zerstört hat. Es bleibt also kein anderer Ausweg, als so schnell wie möglich die Spitze des Passes zu erreichen."

Unwillkürlich wandten sich Alle nach dem Sprechenden um; dieser aber war kein Anderer, als der Mann mit dem unheimlichen finsteren Antlitz, den sie in der Taverne unten gesehen hatten, und der ihnen bis dahin fast auf dem Fuße gefolgt war.

„Woher können Sie wissen, daß die Brücke zerstört ist?" rief ihm der ältere der Reisenden mit mißtrauischem Blicke zu. „Es wäre himmelschrelend, wenn Sie uns durch eine falsche Nachricht bethören wollten, die sicherere Zuflucht nicht aufzusuchen."

„Habt ihr den Sturz des Felsen nicht gehört?" schrie dagegen der Finsterblickende in grimmigem Tone; „doch," setzte er im selben Momente mit furchtbarem Hohnlachen hinzu, mir kann's gleichgültig sein, ob ihr in euer Verderben rennen wollt oder nicht. Also thut, was ihr nicht lassen könnt, und fahret meinetwegen zur Hölle!"

Mit diesen Worten stemmte er seinen Alpenstock fest ein und eilte, so schnell er konnte, neben ihnen vorbei den Bergpaß hinan.

Es trat jetzt eine kleine Pause ein, während der sie sich alle halb bestürzt, halb unwillig anfahen, denn die böse Rede des Fremden ließ sie auf einen Augenblick sogar das immer stärker ausbrechende Ungewitter vergessen; allein die Gefahr des längeren Verzugs lag zu nahe, als daß sie sich nicht im Augenblicke wieder in die drohende Gegenwart hineingefunden hätten.

„Was ist zu thun?" fragte der Gemahl der Dame den älteren und erfahreneren der beiden Führer.

„Wer in einem Momente, wie der jetzige, solche Reden im Munde führen kann," erwiederte der Führer tief aufathmend, indem er dem Fremden einen schaudernden Blick nachsandte, „der muß mit den höllischen Mächten mehr zu thun haben, als mit den himmlischen. Aber darin mag er Recht haben, daß ein stürzender Felsblock uns den Rückweg versperrt hat, und wir müssen also vorwärts um jeden Preis. Doch hoffe ich, daß wir, obschon wir jetzt bereits mitten im Unwetter drin sind, ohne besonderen Schaden davonkommen werden, wenn Sie sich genau meinen Anordnungen fügen. Ich kenne nämlich in der Entfernung von nur einer Viertelstunde von hier und kaum zwei Minuten seitab vom Wege eine ungeheure Felsenwand, über welche sich bei Unwetter die Gebirgswasser in furchtbaren Absätzen herabstürzen, so daß der Anblick ein wirklich grausenhafter ist; aber unter den vorspringenden Steinblöcken finden wir Schutz vor Wind und Regen, und nach beendigtem Gewitter treten wir wieder aus unserem Versteck hervor, um den nahen Bergpfad wieder zu gewinnen. Folgen Sie mir also getrost und ohne zu zögern."

So sprechend ergriff er das Pferd der Dame am Zügel und stellte sich sofort an die Spitze des Zugs, während die Uebrigen, einer hinter dem andern gehend, folgten und sorgsam Acht gaben, sich hart auf den Ferfen zu bleiben. Inzwischen nämlich hatte sich das Antlitz des Himmels total verändert, und trotz der noch sehr frühen Morgenstunde schien es, als ob es vollkommen Nacht werden wollte. Tief, tief hingen die grauschwarzen Wolken herab, ringsum an den Bergen sich lagernd, und so dicht war die furchtbare Nebelmasse, daß man meinte, sie mit den Händen greifen zu können. Noch aber tönte der Donner nur wie ein fernes Gedröhn, und zwischen ihm und den Blitzen lag ein ziemlicher Zwischenraum. Doch horch, was fängt da plötzlich an so hohl zu brausen und zu pfeifen, daß es einem ordentlich den Athem benimmt? Das ist die Windsbraut, welche immer dem Sturme vorangeht, und wenn dann gleich darauf der Sturm selbst losbricht, dann hat man das Hochgewitter in seiner vollen Glorie und Furchtbarkeit!

Und er brach los der Sturm, noch ehe sie die schützende Felsenwand erreicht hatten! Blitz folgte auf Blitz und Donner auf Donner, und wenn der Regen für jetzt auch nur in einzelnen schweren Tropfen niederfiel, so brauste dagegen der Wind in so gräßlichen Stößen heran, daß selbst die stärksten Tannen sich vor ihm in tiefster Demuth beugten, während geringere Bäume wie Halme abgeknickt wurden. Dennoch drangen sie vorwärts; zwar langsam, Schritt vor Schritt, aber dennoch vorwärts, und endlich erreichten sie die Stelle, wo es seltab ging, der Felsenwand zu, von welcher der Führer gesprochen. Hier hielten sie einen Augenblick an, um auszuruhen von der gräßlichen Anstrengung, denn der Wind brach sich da an einem Bergvorsprunge, so daß man eher Athem holen konnte. Aber wen erblickten sie nun bei dem grellen Leuchten der Blitze in ihrer nächsten Nähe? Niemand andern, als den finstern, unheimlichen Fremden, der sie vorhin in die Hölle gewünscht hatte. Er lehnte an einem Baume und sah wo möglich noch blässer, grimmiger und abschreckender aus, denn zuvor. Dazuhin bewegten sich seine Lippen unaufhörlich, als ob er heftige Worte ausstöße, und wenn sie gleich ob dem Heulen des Sturmes nichts davon verstanden, so wußten sie doch gewiß, daß, was er sprach, keine Gebete und Segnungen, sondern eitel Flüche und Verwünschungen waren. So trieb es sie denn unwillkürlich vorwärts, um die letzte Strecke — die kürzeste, aber doch die bei weitem gefährlichste von allen — vollends zu überwinden; aber sowie sie um den Bergvorsprung herum waren, so ersaßte sie ein solch' furchtbarer Sturm, daß sie sich nur mit der allergrößten Mühe aufrecht erhalten konnten. Doch, um es kurz zu sagen, — trotz aller Hinderuisse gelangten sie zum erwünschten Ziele, und nach einer Reihe von unsäglichen Anstren-

Digitized by Google

gungen standen sie wohl geborgen unter den Vorsprüngen der riesigen Steinblöcke, welche hier eine wohl hundert Fuß hohe Felswand bildeten. Und wohl ihnen, daß sie dastanden, denn es schien fast, als ob der Himmel nur so lange seine Wasserbehälter verschlossen gehalten habe, bis sie hier sicher untergebracht waren, indem nunmehr mitten im Sturme und begleitet von ewigem Donner und Blitz ein so furchtbarer Platzregen losbrach, daß nach wenigen Minuten schon Ströme von Wasser über die Felswand herabschossen. Das war nun — wie der Führer ihnen vorausgesagt hatte — ein in der That grauenhafter und doch wieder zugleich ein grauenhaft-schöner Anblick!

Lange, lange schauten die Jüngeren von der Gesellschaft dem furchtbaren Schauspiele mit stummender Bewunderung zu, während die Dame vor Schrecken ihr Antlitz an dem Busen ihres Gemahls verbarg; da wurde jedoch plötzlich die Aufmerksamkeit von ihnen Allen auf einen andern Gegenstand hingezogen. Der unheimliche Fremde nämlich war ihnen auch bis hierher gefolgt und hatte sich auf einem Steine hart bei dem großen Wassersturze niedergelassen. (Siehe Taf. 1. im ersten Hefte.) Es mußte ihn übrigens eine gräßliche Anstrengung gekostet haben, den Platz zu erreichen, denn im Kampf mit den Elementen war ihm einer seiner Schuhe verloren gegangen, und auch sonst sah er schrecklich mitgenommen aus. Darum saß er auch eine geraume Weile ganz stille, den Kopf vornüber gebückt und die Hände auf den querüber liegenden Alpstock gestützt, gerade als ob er zu müde wäre, um sich nur aufzurichten. Aber als nun die Donner immer heftiger brüllten und die Blitze immer greller leuchteten, als der Sturm immer furchtbarer heulte und die Wasser immer stromartiger herabstürzten, da sprang er mit einem Male auf und ballte seine rechte Faust dem Himmel entgegen, während seine Augen wie Feuerräder in ihren Höhlen herumrollten.

„Donnere nur Donner und blitze nur Blitz," brüllte er mit grausiger Stimme, „ströme nur Wasser und heule nur Wind! Ich trotze euch allen und halte euch Stand. Was schreit ihr mich denn so wahnsinnig an! Ich, ich soll den Elbli erschlagen und dann in die Runse geworfen haben? Ihr lügt, ihr lügt, und ich will's euch beweisen, daß ihr lügt!"

So brüllte er, und dann nahm er seinen langen Alpenstock und schlug damit gegen einen niederfahrenden Blitz, als ob er die Macht hätte, denselben zu züchtigen. Gleich darauf aber rannte er mit mächtigen Sprüngen dem Wasserstrome zu, der sich über die Felsen hinabstürzte, und schrie wie wahnsinnig: „Ich komme, Elbli, ich komme, ich komme!"

Es war grauslich mitanzusehen und noch grauslicher mitanzuhören, so daß den beiden Führern und der Dame förmlich die Haare zu Berge standen; die sechs Herren dagegen, und besonders die zwei jungen Touristen, schienen den Auftritt von einem andern Gesichtspunkte aus zu betrachten, denn sowie sie den schrecklichen Fremden dem Wasserstrome zuspringen sahen, verrannten sie ihm den Weg und rissen ihn alsobald mit kräftigen Händen zu Boden. Er wehrte sich, wie man es von einem Rasenden zu erwarten hat, und schlug nicht nur mit Händen und Füßen um sich, sondern biß auch heulend, während ihm zugleich der Schaum vor den Mund trat; aber es half ihm alles nichts, sondern die sechs Männer hielten ihn nieder und banden ihm schließlich Arme und Beine so fest zusammen, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Und das Alles geschah, während das Gewitter in unausgesetzt gleichmäßiger Wuth forttobte, so daß man nicht wußte, war die Furie der Natur größer, oder die der Menschen, welche sie bewohnen! Wie nun aber der Tollwüthige gebändigt war, da brach gleich darauf auch die Kraft des Elementensturms zusammen, und der Himmel klärte sich sofort fast eben so schnell wieder auf, als er sich vorhin getrübt hatte. Die Gesellschaft unserer Reisenden konnte also nunmehr daran denken, wieder aufzubrechen, und zwar erschien dies um so nothwendiger, als die Meisten von ihnen bis auf die Haut durchnäßt waren; allein was sollten sie nun mit dem Manne beginnen, den sie soeben mit vereinten Kräften gebändigt hatten?

„Es liegt offenbar eine schwere Missethat auf seinem Gewissen," erklärte nach kurzem Besinnen der ältere Herr, und die Erinnerung an diese Missethat, die wahrscheinlich mit einem Gewitterſturm, wie wir soeben einen durchgemacht, auf's Innigste zusammenhängt, hat seinen Geist in die Nacht des Wahnsinns gestürzt. So erkläre ich mir wenigstens den furchtbaren Auftritt von vorhin, allein wer kann wissen, ob meine Vermuthung auf Wahrheit beruht? Dies zu untersuchen, ist Sache der Behörden, und darum geht mein Vorschlag dahin, unsern Gefangenen an den Magistrat des nächsten Dörfchens abzuliefern, damit dieser dann das Weitere anordne."

„Aber wie wird es uns möglich sein, ihn bis dahin zu transportiren?" warf nun ein Zweiter kopfschüttelnd ein.

„Auch dies überlassen wir den Behörden," erwiderte sofort einer der beiden jüngeren Touristen. Wir zwei, mein Freund und ich, erbieten uns, bei dem Tollen, der hier neben uns vor Wuth schäumt, so lange Wache zu halten, bis von der nächsten Station, auf der Sie die Anzeige machen, die nöthige Transportmannschaft herbeikommt, und Sie Viere nebst der Dame reisen sofort ab, um alles Besprochene zu besorgen."

„Und erwarten Sie auf jener Station," setzte der ältere Herr, der Gemahl der Dame, hinzu, „denn wir haben zu viel mit einander erlebt, als daß wir unsere Reise nicht gemeinsam fortsetzen sollten."

In der That wurde auch Alles genau so ausgeführt, wie die Reisenden es sich vornahmen, und ich kann daher über das Weitere ganz kurz hinweggehen, um desto bälder zum ersehnten Schlusse zu kommen. Die Obrigkeit des nächsten Oertchens nämlich ließ den Wahnsinnigen holen und übergab ihn sofort weiter an die vorgesetzte richterliche Behörde; diese aber sah sogleich ein, daß mit einem Menschen, der in immer gleicher Wuth forttobte, so lange nichts anzufangen sei, als bis man ihn zur Vernunft zurückgebracht habe, und stellte ihn, nachdem man ihn in einem sicheren Zimmer verwahrt, unter die besondere Obhut zweier Aerzte, welche abwechslungsweise bei ihm wachten. Zu gleicher Zeit untersuchte man Alles, was der Unselige bei sich getragen, auf's Genaueste, und da fanden sich denn — außer einer beträchtlichen Summe von Geld — Papiere vor, aus denen genau hervorging, daß derselbe kein Anderer war, als (was der Leser schon längst vermuthet haben wird) der Kuonz, welcher im ersten Theile dieser Erzählung eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Nun setzte man sich mit dem Magistrat des Alpdörfleins, welchem Kuonz angehörte, in nähere Verbindung, um vielleicht etwas Bestimmteres über das gemuthmaßte Verbrechen zu erfahren; allein die Mühe war, wie man sich leicht denken kann, eine vergebliche, denn dort hegte man durchaus keinen Verdacht, und so blieb denn keine Hoffnung, daß die Sache je aufgeklärt werde, wenn es nicht gelänge, den Wahnsinn des Kranken

Digitized by Google

Digitized by Google

zu beseitigen. Doch hiezu schüttelten die Aerzte bedenklich den Kopf, und ein berühmter Irrenarzt, den man noch beizog, gab ihnen vollkommen Recht.

So vergingen etwa vier Wochen, während welcher der Kranke wegen seiner fortwährenden Tobsucht stets im Zwangshemd gehalten werden mußte; in Folge dieser furchtbaren Aufregung aber nahmen seine Kräfte so schnell und so sichtlich ab, daß seine Auflösung in kürzester Frist erfolgen mußte. Eines Abends nun — doch ich muß zum Voraus bemerken, daß sich an diesem Abend, weil der Tag ausnehmend heiß gewesen war, ein Gewitter am Himmel zusammengezogen hatte, welches eben zum Ausbruch kam, — eines Abends also saßen die beiden Aerzte am Bette ihres Patienten, der, nachdem er sich heute fast zehn Stunden lang auf's Tollwüthigste aufgerieben hatte, nunmehr in einer todtenähnlichen Schwäche hinschlummerte, und besprachen sich, wie sie schon so oft gethan, über den eigenthümlichen Fall, der hier vorlag, als plötzlich ein furchtbarer Donner und Blitz, gerade wie wenn es eingeschlagen hätte, das ganze Haus erschütterte. In diesem Augenblicke fuhr der Kranke auf, sah mit weit hervorquellenden Augen nach dem grell erleuchteten Fenster, und sank dann wieder mit den Flüsterworten: „Elbli! Elbli!“ in seine Kissen zurück. Die Aerzte glaubten, es werde dies sein Letztes gewesen sein, und beugten sich forschend über ihn; aber siehe da — er athmete, er lebte! Ja er lebte nicht nur, sondern er schlug sogar gleich darauf die Augen auf, und in diesen Augen lag ein ganz anderer Ausdruck als vorher.

„Der Elbli war da,“ sagte er jetzt halblaut mit todmatter Stimme; „er hat mir gerufen; ich muß sterben.“

Die Aerzte sahen einander an und prüften zugleich den Puls des Kranken. Es war so, wie der Kranke sagte, er hatte keine Stunde mehr zu leben!

„In einer Stunde,“ sprach nun einer von ihnen mit feierlicher Stimme zu dem unseligen Manne, „in einer Stunde stehen Sie vor dem Richterstuhle Gottes; wollen Sie sich also nicht zuvor mit demselben versöhnen? Ich werde Ihnen einen Geistlichen holen, der mit Ihnen betet, und dem Sie Alles anvertrauen können, was Ihnen auf dem Herzen liegt.“

„Halt!“ hauchte da der Kranke. „Bleiben Sie! Ich bin ein zu großer Sünder, als daß mir Gott je vergeben könnte. Kommen Sie näher, so will ich Ihnen sagen, warum. Mein Vetter Elbli und ich,“ fuhr er nun mit kaum hörbarer Stimme fort, „wir hatten einen gemeinsamen Oheim. Der Oheim war reich, und ich hätte ihn gern allein beerbt; aber derselbe hatte meinen Vetter lieber und wollte diesem Alles vermachen. Eines Abends hörte ich, wie der Ohm dem Elbli befahl, einen Notar zu holen zum Testamente; da versteckte ich mich neben dem Wege, den der Elbli einschlagen mußte, hoch oben im Gebirge, und wie der Vetter nun in meine Nähe kam, da schlug ich ihn mit einer Haue nieder, um ihm den Gang zum Notar unmöglich zu machen. Ueber diese meine That gerieth der Himmel in einen furchtbaren Zorn, und es entstand ein Gewitter, wie ich noch keines erlebt habe. Ich aber benützte diesen Zorn des Himmels für meine elenden Zwecke und warf den Ermordeten in eine hochangeschwollene Runse, die denselben mit sich in's Thal hinabriß. So glaubte man, derselbe sei verunglückt, und ich ward, weil der Ohm gleich darauf starb, ohne ferner an ein Testament denken zu können, dessen alleiniger Erbe. Aber der Ermordete ließ mir fortan keine Ruhe, ich mochte auch hinziehen in der Welt, wohin ich wollte. Stets verfolgte er mich, und eben vorhin ist er mir wieder erschienen, um mir zu sagen, daß ich jetzt sterben müsse.“

So weit war der Kranke in seinem schrecklichen Selbstbekenntnisse, das er übrigens nur mit der größten Anstrengung hervorhauchte, gekommen, als plötzlich ein neuer, von einem heftigen Donnerschlage begleiteter Blitzstrahl vor dem Fenster niederfuhr und die ganze Stube grell erleuchtete. Da war es, wie wenn eine unsichtbare Gewalt den wie todt Daliegenden erfaßt hätte, denn mit einem Male schnellte er hoch empor, schrie mit furchtbar kreischender Stimme: „ich komme, ich komme!“ und sank dann leblos wie ein Klotz zurück. Abermals beugten sich die Aerzte über ihn, um zu forschen, ob er noch lebe; aber dießmal war der Athem wirklich entflohen, und alle Versuche, ihn von Neuem zum Dasein zu erwecken, erwiesen sich als vergebliche.

Auf diese Art entging der elende Mörder des Elbli der zeitlichen Bestrafung durch den Arm der weltlichen Gerechtigkeit; aber wird deßhalb Jemand glauben, daß die Strafe, die er in dieser Welt schon erlitten, nicht etwa groß genug gewesen sei? Zwanzig Jahre lang trug er den Stachel in sich, und dieser zwanzigjährige unaufhörliche Stachel strafte ihn vielleicht hundertmal mehr, als es der Gang zum Schaffot gethan hätte!

Th. Gr.

Moderne Schmuckblumen.

(Taf. 8.)

Jeder fühlende Mensch wird, selbst wenn er auch kein spezieller Blumenfreund ist, die Blüthenpracht der Tropennatur bewundern und staunen über die stets neu auftauchenden Erscheinungen, mit welchen der europäische Markt bereichert wird. Tausende und aber Tausende der herrlichsten Pflanzenschätze lieferte uns schon das vegetabilische Wunderland Brasilien, aber unerschöpflich scheinen dort die Quellen zu sein, denn jeder Reisende bringt von dort, selbst aus Gegenden, die schon von den tüchtigsten Forschern ausgebeutet wurden, immer wieder neue Funde mit, und doch genügt dies dem nach Neuheit lüsternen Blumenfreunde nicht, denn er weiß in die Geheimnisse der Schöpfung einzugreifen und neue Gebilde selbst zu schaffen, indem er bei verwandten Arten eine künstliche Befruchtung vollzieht, aus welcher neue Formen, Farben, Zeichnungen und Größen hervorgehen. Unsere vorstehende Tafel zeigt zwei Pflanzenfamilien, beide Brasilien angehörend, deren eine — die oberste Blume — eine dort wildwachsende strauchartige Pflanze, und die übrigen drei durch eben erwähnte künstliche Befruchtung hervorgebrachte Varietäten von gleichfalls dort einheimischen Knollengewächsen sind. Erstere ist in den Gärten unter dem Namen „Dipteracanthus affinis“ bekannt, und die letzteren gehören zu der jetzt unzählige Spielarten enthaltenden Gattung

Digitized by Google

Gloxinia. Schon längst gilt es als ein besonderes Zeichen von Aufmerksamkeit, schönen, durch Kunst hervorgebrachten Blumen den Namen einer verehrten Person beizulegen, und so erhielt die links auf der Tafel befindliche blutrothe Gloxinia den Namen „Cartoni robusta“, die hochrothe rechts „Princess Alice“, und die blaue „Mathilde de Landevoisin“. (Die rechts unten befindliche ist nur eine von der Rückseite gesehene Blume der letztgenannten.)

Die Dipteracanthus-Arten bilden eine Unterabtheilung der älteren Gattung Ruellia, und tragen sämmtlich wie diese prächtige Blüthen von rother, weißer, blauer und violetter Farbe; es ist also auch Gelegenheit geboten, durch künstliche Befruchtung neue Färbungen hervorzubringen und auf diese Weise den von der Natur geschaffenen Schönheiten eine noch nicht vorher zu sagende Anzahl neuer hinzuzufügen. Sollte auch einmal die Flora der ganzen Erde in ihren geheimsten Winkeln durchforscht sein, so darf es dennoch den Blumenliebhabern der spätesten Jahrtausende nicht bange werden um Neuheiten, da es dem Menschen, als Herrn der Schöpfung, möglich ist, thätig in dieselbe einzugreifen.

W. Neubert.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 40.)

Viertes Kapitel.

Die Zauberflöte hatte trotz des warmen schönen Wetters ihre alte Anziehungskraft bewährt und ein zahlreiches Publikum im Operahause versammelt. In einer der kleinen Seitenlogen saß Anna Rosner. Rosalie hatte sie hergebracht, und sie ermahnt, sich ganz ruhig zu verhalten, sie würde nach dem Schluß der Vorstellung wiederkommen und sie abholen, jetzt müsse sie in die Garderobe zu Fräulein Clotilde; übrigens solle sie sich die Zeit nicht lang werden lassen, es werde bald anfangen. Die Zeit lang werden! als ob das möglich gewesen wäre, beim Anblick so vieler neuer fremder Gegenstände. Der große prächtige Zuschauerraum, der strahlende Kronleuchter, die dichtbesetzten Logenreihen waren schon an und für sich ein Schauspiel für Anna, die noch niemals dergleichen gesehen hatte. Am meisten jedoch nahm der Vorhang ihre Aufmerksamkeit in Anspruch; dieser würde, wie Rosalie ihr erzählt hatte, später in die Höhe gezogen, dann finge erst das eigentliche Theater an, und dann sollte sie auch Fräulein Clotilde sehen, die heute „die Pamina sang“. Zu dem Vorhang also kehrten die Augen des Mädchens immer wieder zurück. Was mochte wohl dahinter sein? Was würde sie zuerst erblicken? Je unklarer und verwirrter ihre Begriffe davon waren, desto höher spannte sie ihre Erwartungen; denn darüber war sie bereits mit sich einig, daß es kein „dummes Zeug“ sein könne, sonst wären gewiß nicht all' die Leute gekommen, es anzusehen.

Jetzt begann die Ouvertüre. Anna horchte hoch auf und beugte sich weit vor, als die Töne den mächtigen Raum erfüllten, sie vergaß darüber ganz die Bühne, bis der Vorhang sich hob, und nun that sich eine neue Wunderwelt vor ihren erstaunten Blicken auf. Dunkle Wälder und unterirdische Höhlen, reiche Paläste und strahlende Tempel zeigten sich, Genien, Menschen, Thiere erschienen und verschwanden, Gestalten aller Art tauchten auf. Von der Priesterschaar umgeben zog der majestätische Sarastro vorüber, aus der Tiefe stieg die finstere Königin der Nacht empor, der Vogelfänger scherzte mit der reizenden Papagena, und beim Klange der zauberischen Flöte wandelten Tamino und Pamina unverletzt durch Flammen und Wogen. Und diese ganze phantastisch bunte Zauberwelt umgeben und getragen von den Tönen, diesen Tönen, die bald ernst und mächtig emporbrausten, bald heiter und spielend perlten, bald weich und sehnend verklangen! — Es schien Anna, als seien all' ihre Mährchen lebendig geworden, und die Musik war der gewaltige Talisman, der ihnen Leben einhauchte, ihnen Sprache und Bewegung lieh, und sie aus dem fernen Geisterreiche hinübertrug in das Gebiet der Wirklichkeit. Sie saß unbeweglich da, mit weitgeöffneten strahlenden Augen, glühenden Wangen und hochklopfender Brust; sie wußte nicht, daß sie im Theater war, wußte überhaupt nichts mehr von sich selber, alle Seelenkräfte waren im Gesicht und Gehör zusammengedrängt, alles Andere verschwunden und vergessen, und tief im Innersten regte sich dunkel und mächtig, halb wie Freude, halb wie Schmerz, die erste Ahnung von den unendlichen Schätzen jenes Zauberreiches, das die Menschen Kunst nennen.

Der Vorhang fiel, rauschender Applaus ertönte, die Zuschauer verließen das Haus — Anna sah und hörte von Allem nichts. Es war ihr wie ein Traum, daß Rosalie kam und sie bei der Hand nahm, sie antwortete nicht auf die Fragen, die diese an sie richtete, und ließ sich halb bewußtlos durch Gänge und Corridore nach der Garderobe führen, wo Pamina noch im vollen Kostüm stand. Das kam ihr durchaus nicht wunderbar vor, es war ja für sie nicht mehr Fräulein Clotilde, die freundliche Dame, mit der sie so munter geplaudert hatte, sondern die Prinzessin des Mährchens, die Fee, die ihr die Pforten dieses Paradieses geöffnet hatte, und die konnte natürlich nicht mehr wie andere Menschen aussehen. Das weiße Gewand, der himmelblaue Schleier und der Rosenkranz gehörten ja recht eigentlich zu ihr, und in stummer Bewunderung blickte sie sie an.

„Ich weiß nicht was mit dem Kinde ist,“ sagte Rosalie. „Sie spricht nicht, antwortet nicht, läßt sich hinund herziehen, und sieht aus, als verstände sie gar nicht, was man zu ihr sagt.“

„Die Verwunderung hat sie stumm gemacht,“ meinte Clotilde, und sich zu der Kleinen herabbeugend, fragte sie lächelnd:

„Nun, Anna, wie gefällt dir das ‚dumme Zeug‘?“

Anna blickte sie eine Weile ungewiß an, es schien ihr gar zu seltsam, daß Pamina wieder auf gewöhnliche Weise sprach, plötzlich aber schlang sie beide Arme um Clotildens Hals, als wolle sie sich überzeugen, daß ein wirkliches Wesen vor ihr stehe, und rief mit einem Ausdruck des leidenschaftlichsten Entzückens:

„Ach wenn ich doch auch singen könnte!“

* * *

Digitized by Google

In ihrem Boudoir, das nur etwas zu elegant ausgestattet war, um wirklich schön zu sein, und mit der Menge von kostbaren und überflüssigen Kleinigkeiten, die es schmückten, einem großen Nippstische glich, lehnte die Sängerin in ganz nachlässiger Stellung im Sopha. Clotilde war wirklich eine beneidenswerthe Erscheinung, eine große prachtvolle Blondine, die, trotzdem sie bereits im Anfange der Dreißiger stand, noch immer für eine Schönheit ersten Ranges gelten konnte. Ihr gegenüber saß ein ältlicher Herr mit einer scharfgezeichneten, geistvollen Physiognomie und durchdringenden Augen; Beide waren in lebhafter Unterhaltung begriffen.

„Ja, meine Abreise ist jetzt bestimmt beschlossen," sagte die Sängerin. „Gestern habe ich den Contrakt mit dem Wiener Hoftheater unterzeichnet, und in vierzehn Tagen gehe ich dorthin."

Ihr Gesellschafter lächelte etwas sarkastisch, als er entgegnete:

„Also doch? Ein großer Verlust für unsre Bühne, und ein noch größerer für die Männerwelt der Residenz. Man wird lange im Zweifel schweben, wer nun würdig ist, die Huldigungen zu empfangen, die wir bisher ausschließlich Clotilde S. zu Füßen legten."

„Wie, das klingt ja beinahe, als ob Sie sich auch zu meinen Verehrern rechneten!"

„Und wenn ich nun diese Kühnheit besäße?"

„Dann würde ich Sie an einen Ausspruch erinnern, den Sie vor einigen Tagen thaten."

„Welchen Ausspruch?"

„Ihre Aeußerung gegen N. Er sprach von meinem beabsichtigten Abgange und fragte Sie um Ihr Urtheil über meine künstlerische Leistungen, da antworteten Sie —"

„Ich antwortete: Fräulein S. ist eine vollendete Schönheit, eine geistreiche, liebenswürdige Frau, eine vortreffliche Sängerin. Wollen Sie mir daraus einen Vorwurf machen?"

„Sie vergaßen den Schluß, die eigentliche Pointe. Es kam noch ein ‚Aber' hinterher, denn Sie setzten hinzu: aber zur Künstlerin fehlt ihr nur eine Kleinigkeit. Und als N. Sie nun um diese Kleinigkeit befragte, gaben Sie lakonisch zur Antwort: die Kunst!"

„Darf ich fragen, wer die Freundlichkeit gehabt hat, Ihnen dies Alles mitzutheilen? N. war es gewiß nicht, darauf kenne ich ihn."

„Gleichviel, von wem ich es weiß; wollen Sie es läugnen?"

„Nein, ich bekenne mich schuldig."

„Ah, Sie gestehen es auch noch ein? Das ist wirklich stark!" rief die Sängerin verletzt.

„Ich gebe der Wahrheit die Ehre, trotz der Zornesblicke aus diesen schönen Augen, ja ich wage sogar auf Vergebung zu hoffen, denn was ist es am Ende? Ja, hätte ich das Umgekehrte behauptet, hätte ich Sie für die erste Künstlerin der Welt erklärt, und dagegen Zweifel an Ihren sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften erhoben, das freilich wäre ein Verbrechen, das Sie nicht verzeihen könnten, aber diese Kleinigkeit —"

„Kleinigkeit? Nennen Sie es eine Kleinigkeit, Jemandem den Beruf zur Kunst abzusprechen?"

„Jedenfalls ist es nur ein geringes Vergehen im Vergleich zu der himmelschreienden Beleidigung, an Ihren persönlichen Reizen zu zweifeln, und daß sich bei Ihnen Niemand dessen schuldig machen wird, davon sind Sie gewiß überzeugt, wenn Sie einen Blick in Ihren Spiegel werfen."

„Wahrhaftig," rief die Sängerin halb ärgerlich, halb versöhnt, „wenn man Sie hört, sollte man meinen, ich wäre ganz gleichgültig gegen meine künstlerische Thätigkeit."

„Das behaupte ich nicht, ich meine nur, daß die Kunst bei Ihnen erst die zweite oder dritte Stelle einnimmt und sich stets den höheren Rücksichten fügen muß, die dem schönen Geschlechte als alleinige Richtschnur gelten."

„Und ich meine, das ist wieder eine von den Behauptungen, die das starke Geschlecht so vortrefflich aufzustellen versteht, die aber dennoch entschieden falsch sind."

„Wollen Sie den Beweis dafür?"

„Nun?"

„Sie wissen z. B., daß Sie ein herrliches Profil besitzen, deßhalb aber gibt es keinen Sterblichen, der sich rühmen könnte, Sie auf der Bühne jemals en face gesehen zu haben. Sie lieben und hassen, verzweifeln und sterben en profil, Sie werden en profil von dem Publikum Abschied nehmen, en profil Lorbeeren in Wien sammeln; diesem Profil muß sich bei Ihnen Spiel und Gesang, kurz die ganze Kunst unterordnen, und —"

„Und so Etwas muß man mit anhören! Wenn mir ein Anderer solche Dinge sagte —"

„Ein Anderer würde es schwerlich wagen, unsrer gefeierten Primadonna, statt mit den herkömmlichen Schmeicheleien, mit dergleichen abgeschmackten Wahrheiten aufzuwarten, aber Sie wissen, ich habe einmal das Privilegium der Aufrichtigkeit, und wenn ich auch deßhalb so ziemlich mit der ganzen Welt auf dem Kriegsfuße stehe, so tröste ich mich mit dem Gedanken, daß dies das gewöhnliche Schicksal der Märtyrer der Wahrheit ist."

„Oder vielmehr mit dem Spruche jenes alten Tyrannen: Mögen Sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten! Und das ist leider wahr, gefürchtet werden Ihre Urtheile überall."

„Vielleicht, aber dieser Ruhm wäre zu theuer erkauft, wenn ich ihn mit dem Haß einer so liebenswürdigen Feindin erkaufen sollte."

„Nun dann versöhnen Sie mich."

„Ich bin bereit, aber wodurch?"

„Durch Ihren Beistand in einer Angelegenheit, die ich schon vorhin mit Ihnen besprechen wollte. Ich habe nämlich ein kleines musikalisches Genie entdeckt, und da ich die Stadt verlasse, möchte ich es Ihrer Fürsorge empfehlen."

„Um Gotteswillen! Verschonen Sie mich mit solchen Vermächtnissen, Sie wissen, was ich von den sogenannten Wunderkindern halte."

„Es ist kein sogenanntes Wunderkind. Ich habe die Kleine auf eine ganz originelle Weise kennen gelernt; ich nahm sie neulich mit in die Oper, sie war außer sich vor Entzücken, und als ich nachher scherzend fragte, ob sie Etwas davon behalten habe, da sang sie mir alle Melodien nach, mit so allerliebster Stimme, so klar und richtig, daß ich wirklich glaube, es steckt eine Sängerin in ihr."

So! und wie alt ist denn Ihr Schützling?"

„Ungefähr zwölf Jahre."

„Ich bitte Sie, zwölf Jahre! Wenn es noch siebzehn wären, da könnte man allenfalls ein Urtheil fällen, aber ein solches Kind, was wollen da einige musikalische Anlagen sagen! Wissen Sie denn, ob sie die Stimme behält, ob sie überhaupt Anlage für das Theater hat? Wollen

Digitized by Google

Sie sie zu einer Laufbahn erziehen lassen, die sich vielleicht im entscheidenden Augenblick vor ihr schließt?"

„Aber mir gefällt die Kleine, ganz abgesehen von ihrer Stimme. Sie ist lebhaft, klug, originell, und es wäre wirklich schade, wenn all diese Eigenschaften in der hausbackenen Alltäglichkeit zu Grunde gehen sollten, und das geschieht gewiß, wenn ich mich ihrer nicht annehme."

„Hm! In welchen Verhältnissen leben denn die Eltern?"

„Nun wahrscheinlich in ziemlich beschränkten. Der Vater ist ein Handwerker, Schneider sogar glaube ich, ein Pedant, der nie in's Theater geht ‚weil es Unsinn ist das Geld für so dummes Zeug wegzuwerfen,' die Mutter und Geschwister scheinen so ziemlich von derselben Art zu sein, nur die kleine Anna macht eine Ausnahme."

„Und einer bloßen Laune wegen wollen Sie sich einen Eingriff in die Familie erlauben?"

„Mein Gott, was Sie für Ausdrücke wählen!" rief die Sängerin ärgerlich. „Wer spricht denn von Eingriffen? Ich möchte, daß aus dem Kinde Etwas Besseres würde, als sie unter diesen Umgebungen werden muß, und das ist keine Laune."

„Sie ist es dennoch, zwar eine edelmüthige Laune, aber doch immer nur eine Laune. Heute schwärmen Sie dafür, morgen ist sie Ihnen gleichgültig, übermorgen haben Sie sie vergessen und in Zukunft wird Ihnen die übernommene Verpflichtung eine Last. Sie sehen, ich rede offen, aber ich kann meine Ansicht hier nicht zurückhalten, wo es sich darum handelt, Jemand aus seinem ganzen bisherigen Lebenskreise herauszureißen, und auf eine fremde Bahn zu werfen."

„Welche Wichtigkeit sie der Sache beilegen! Ich will ja das Kind nicht mit mir nehmen, das würden die Eltern wohl kaum zugeben, ich will ihr einfach Musikunterricht geben und sie nebenbei ein wenig für das Theater ausbilden lassen. Das ist doch gewiß nichts Gefährliches."

„Für Sie ist es freilich wenig, für das Kind aber Alles. Gesetzt es wäre keine bloße Laune von Ihnen, gesetzt die Eltern geben ihre Einwilligung, was Sie als ausgemacht annehmen, ich aber noch sehr bezweifle, was ist dann die nächste Folge? Die Kleine kommt mit Andern zusammen, die gleich ihr für die Kunst erzogen werden, denen aber ganz andere Mittel zu Gebote stehen, es werden in ihr Hoffnungen, Ideen, Ansichten geweckt, die im grellsten Gegensatz zu den Verhältnissen stehen, in denen sie doch mindestens noch fünf oder sechs Jahre bleiben muß, ehe überhaupt eine Entscheidung getroffen werden kann. Die Geschwister beneiden sie, die Eltern überschätzen sie entweder, und begünstigen sie demgemäß, oder sie verstehen die Richtung gar nicht und sehen sie deßhalb zurück. Die ganze Jugend des Kindes wird verbittert, muß verbittert werden, durch den ewigen Widerstreit zweier so verschiedener Richtungen, wie ihre Umgebung und ihr Lehrer sie ihr zeigen, sie lernt eine davon verachten oder hassen, und dieß Alles, weil sie möglicherweise einmal eine Sängerin werden könnte! Wenn sie es nun nicht wird, was dann? — Ich bitte Sie, geben Sie den Gedanken auf. Wäre ihr Protegé etwa siebzehn Jahre, besäße sie ein ausgesprochenes Talent, eine wirkliche Liebe zur Musik, dann könnte man sehen, was sich thun ließe, aber so —"

„Ich begreife Sie wirklich nicht. Sie stellen so strenge Anforderungen an unsere Kunst und jetzt verfagen Sie mir Ihren Beistand, ihr eine Schülerin zu gewinnen, die Sie ganz in Ihrer Weise ausbilden und erziehen könnten."

„Aus denen, die dazu erzogen wurden, ist noch selten etwas Bedeutendes geworden. All unsere großen Talente haben ihren Weg allein gesucht und gefunden, aber das ist eben das Unglück, daß Jeder, der nur eine einigermaßen glückliche Anlage zeigt, entweder von der eigenen lieben Familie, oder von den theuren Gönnern und Freunden zum Genie gestempelt wird. Da wird Geld, Zeit und Mühe nutzlos verschwendet und wir haben dadurch eine Menge mittelmäßiger Künstler mit unmäßigen Ansprüchen, denen es nicht immer an Talent, aber gewiß an Beruf zu ihrer Laufbahn fehlt."

„Ich meine aber, es ist besser eine vielleicht mittelmäßige Anlage auszubilden, als ein Genie unter dem Drucke der Verhältnisse zu Grunde gehen zu lassen."

„Und ich sage Ihnen, es ist noch kein wahres Genie daran zu Grunde gegangen. Wem der Himmel Genie gibt, dem gibt er auch die Kraft es geltend zu machen, aber sein schlimmster Feind ist nicht die Macht der Verhältnisse, sondern der Mangel an Energie. Jeder, der Begabung für irgend eine Kunst hat, meint das sei genug, Ruhm und Anerkennung müßten ihm nun ohne Weiteres in den Schooß fallen und er brauche sie nicht zu erkämpfen, wie das in andern Laufbahnen nothwendig ist; geschieht das nun nicht, dann klagt er das Schicksal an, und bürdet den Verhältnissen auf, was nur seine eigene Schwäche verschuldete. Wer sich von Enttäuschungen, Verzögerungen und äußern Hindernissen nicht zurückschrecken läßt, der gelangt gewiß ans Ziel. Und ich behaupte allen denen gegenüber, die immer das große Wort von der Macht der Verhältnisse im Munde führen: wenn ein wahres Talent zu Grunde geht, so ist es seine eigne Schuld."

„Es mag etwas Wahres daran sein, aber dann könnten wir ihm wenigstens die Kämpfe ersparen, wo es in unserer Macht steht."

„Und wissen Sie denn, ob ihm damit ein wirklicher Dienst geschieht? Ob nicht gerade diese Kämpfe nothwendig sind zu seiner Entwicklung? Verdanken wir ihnen nicht gerade, ich will nicht sagen das Bedeutendste, aber doch das Interessanteste im Reiche der Kunst? Es ist bei der Jugend so schwer, die bloße Begabung von dem echten Beruf zu unterscheiden, der Kampf mit den äußern Verhältnissen ist die eigentliche Feuerprobe, da unterliegt die Mittelmäßigkeit stets, und nur der besteht, der wirklich Etwas in sich trägt."

„Huldigen Sie vielleicht auch der Ansicht, daß man unglücklich sein müsse, um ein wahrer Künstler zu werden?"

„Nein, aber die Erfahrung lehrt, daß es nicht einmal ein gewöhnliches alltägliches Glück ohne bitteren Beigeschmack gibt, das Genie ist das Höchste im Leben, die beste edelste Gabe des Schicksals, glauben Sie, daß die allein ohne Schmerz empfangen und bewahrt werden kann?"

„Nun, ich sehe wohl, bei Ihnen finde ich nicht den gehofften Beistand für meinen kleinen Schützling," sagte die Sängerin leicht abbrechend. „Ich will mir die Sache noch überlegen, Sie sind also wirklich der Meinung, ich soll die Kleine ihrem Schicksal überlassen?"

„Oder vielmehr sich selber, ein vorzeitiges Eingreifen würde eher hindern als fördern."

„Aber dann ist es unmöglich, daß jemals Etwas aus ihr wird. Welche Anregung, welche Entwicklung kann ihr denn die prosaische Alltäglichkeit bieten, in der sie lebt und die sie nicht einmal zum Widerstande anreizt?"

„Das weiß ich nicht, aber wenn wirklich Etwas in dem Mädchen steckt, dann bedarf es gar keiner Anregung von außen. Sie wird sich ihren Umgebungen unterordnen,

Digitized by Google

Afrikanische Trachten.

Digitized by Google

so lange sie kann, und kann sie es nicht mehr, so wird sie sich eines Tages dagegen auflehnen. Sie wird allein ihren Weg suchen und finden, wird vielleicht davon laufen, wenn man ihn ihr versperren will. Sie wird vorwärts müssen und dann —"

„Nun dann?"

„Dann mag sie meinetwegen zu uns kommen, dann ist die rechte Zeit davon weiter zu reden, aber für jetzt lassen Sie sie wo sie ist."

„Vorläufig ist sie hier!" rief Clotilde. „Sieh da Anna, komm herein! Bist du schon lange hier?"

Anna, die schon eine Zeit lang im Nebenzimmer stand, aber nicht wagte, in das Kabinet zu treten, wo sie einen fremden Herrn sah, hatte das Gespräch heimab ganz mit angehört, wie man eine fremde Sprache hört, deren Laute das Ohr auffängt ohne den Sinn zu fassen, und die später, nach langer langer Zeit, wenn wir sie verstehen gelernt haben, lebendig vor uns hintreten. Sie sollte sie einst auch begreifen, aber bis dahin hatte sie noch Vieles zu lernen.

„Das ist mein kleiner Liebling," sagte Clotilde, das Kind zu sich emporziehend. „Gefällt sie ihnen nicht? Sehen Sie nur diese Augen! liegt darin nicht Etwas, das sie bewegt, ihre Ansichten zu ändern?"

„Ich sehe nur, daß sie die Augen ganz entsetzlich aufreißt, weil sie so viel Wesens davon machen hört und sich nun natürlich einbildet, sie müsse sie ordentlich zeigen. Sie würden sie mit Ihren Schmeicheleien so gründlich verderben, daß wir in vier Wochen eine richtige kleine Koquette vor uns hätten."

„Wenigstens müssen Sie sie hören. Anna singe einmal das kleine Lied, das du gestern von mir hörtest."

Anna gehorchte, sie sang ruhig und unbefangen vor dem strengen Fremden, der aufmerksam zuhörte und dann leicht die Achseln zuckte.

„Eine hübsche Stimme aber schwach und unbedeutend. Es ist möglich aber durchaus nicht wahrscheinlich, daß einmal Etwas daraus wird. Was meinst du Anna? Nicht wahr, du würst auch gern Sängerin, wo du auf dem Theater stehen, prächtige Kleider haben könntest, und von Allen beklatscht würdest, wie die Dame da?"

„O ja!" rief Anna lebhaft, „dann könnte ich jeden Abend Musik hören und auch so singen!" und dabei strahlte ihr ganzes Antlitz.

„Sie ist einzig!" rief Clotilde und gab ihr einen Kuß.

Ihr Gesellschafter aber schüttelte den Kopf und sagte mit tiefem Ernst: „Schicken Sie sie in Gottes Namen nach Hause."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Turnier.

(Fortsetzung zu S. 48.)

So stand es nach dem achten Waffengange, und es zweifelte nun natürlich kein einziger unter den Zuschauern mehr, daß mit diesem das heutige Turnier sein Ende erreicht habe. Allerdings saßen noch viele hundert französische und burgundische Ritter „unbesiegt" als Zuschauer auf den Gallerien, so daß, wenn sich auch nur ein kleiner Theil von ihnen hätte sofort waffnen lassen, es immer noch möglich gewesen wäre, den Englischen den Sieg streitig zu machen; allein die meisten von ihnen waren nach Chalons gekommen in der offen ausgesprochenen Absicht, nicht in Person mitzuturnieren, sondern sich vielmehr daselbst mit ihren Familien zu vergnügen, und der Rest hatte am vorgestrigen Abend schon erklärt, sich nur am sogenannten „Ensemble", auch „Mêlée" genannt, d. i. am allgemeinen Turniere, welches am dritten Tage stattfand, betheiligen zu wollen. So war also keine Hoffnung vorhanden, daß den Ausforderern neue Gegner erwachsen würden; aber dennoch zögerte der oberste Turnier- und Preisrichter, König Eduard, immer noch, den Schluß des Tages zu verkünden und an die Austheilung der Preise zu gehen. Es lag ihm nämlich unendlich viel daran, von den Franzosen als ganz unparteiisch angesehen zu werden, und obwohl ihn natürlich der Sieg der Seinigen herzinniglich erfreute, so sollte es doch so herauskommen, als ob er Alles gethan habe, um eine Wendung des Schicksals noch möglich zu machen. — Endlich aber, als schon eine Viertelstunde vergangen war, ohne daß sich ein neuer Kämpfer gezeigt hätte, und als deßhalb die Zuschauer anfingen, ungeduldig zu werden, wandte er sich an den Herzog Konrad von Burgund und fragte ihn nach seiner Ansicht in der Sache. „Ich meine," erwiderte dieser ungeduldig, denn er konnte seinen Mißmuth über die Niederlage seiner Landsleute kaum verbergen, „ich meine, dem Grafen von Salisbury, der die meisten Ritter geworfen, gebührt das Streitroß nebst der Rüstung, welche Ihr als Siegespreis für den heutigen Tag ausgesetzt habt, und je bälder und schneller diese Ceremonie abgemacht wird, um so mehr soll es mich freuen, denn Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich mich sehne, von hier fortzukommen." — „Aber, mein theurer Herzog," erwiderte König Eduard nicht ohne Theilnahme, „es wäre doch möglich, daß sich noch ein Streiter meldete, der . . ." — „Der eben so gut unterliegen würde, als die bisherigen," unterbrach ihn Herzog Konrad ziemlich rauh; „man hat mir gesagt, daß es in der ganzen Christenheit nur zwei Ritter gebe, die dem Salisbury überlegen seien, und von diesen nennt sich der Eine König Eduard I. von England. Wird nun Eure Majestät eine Lanze für Frankreich brechen wollen?" — „Nein, wahrhaftig, mein theurer Herzog," erwiderte König Eduard, „das wird nicht gehen, so sehr ich auch meinen Bruder von Frankreich schätze; aber Ihr sprachtja von zwei Rittern, und könnte nun nicht der zweite . . ." — „Der zweite Ritter," meinte der Herzog von Burgund, als König Eduard hier stockte, „ist ein Deutscher, welcher beim Kaiser Rudolph wegen seiner Tapferkeit gar hoch angeschrieben steht, dessen Name mir aber im Augenblicke nicht einfällt." — „Ihr dürft Euch meinetwegen nicht verstellen, Herr Herzog," sprach nun ein reichgekleideter Herr, der unmittelbar hinter den beiden Fürsten saß. „Ihr kennt den Namen dieses Ritters so gut, als ich; allein hierin bin ich mit Euch einverstanden, daß er da nicht erscheint, wo ich mich mit meiner Mündel befinde." — „Mit Eurer Mündel?" rief der König von England neugierig. „Das ist wohl die reiche Erbin von Mömpelgard, um die sich der Graf von Salisbury bewirbt? Aber warum soll der deutsche Ritter nicht dahin kommen, wo sich diese junge

Digitized by Google

Schönheit aufhält?" — „Die Sache ist folgende, Eure Majestät," entgegnete der Herzog von Burgund. „Mein alter Freund, der Graf von Valence, ist Vormund der eben so schönen als reichen Markgräfin von Mömpelgard, oder wenn Ihr lieber wollt, der Marquisin von Montpellier; nun ist er aber auch der Vormund eines Sohnes seiner Schwester, die einen deutschen Grafen von Gröningen geheirathet hatte, und dieser sein Neffe, der ritterliche Held Hugo von Gröningen, war so verwegen, seine Augen zu der Marquisin Thekla von Montpellier zu erheben. Solches konnte nicht lange verborgen bleiben, besonders auch nicht, weil die junge Dame, wie man sagt, die Blicke des Jünglings erwiderte; allein kaum überzeugte sich der Vormund von der Sache, so sandte er seinen Neffen nach Deutschland zurück und verbot ihm allen ferneren Umgang mit dem Fräulein." — „Aber warum denn?" fragte der König weiter, indem er voll Theilnahme nach der entgegengesetzten Gallerie, auf welcher die Marquisin saß, hinüberschaute. „Ist etwa der junge Graf von Gröningen des Fräuleins unwerth?" — „Unwerth?" entgegnete der Graf von Valence mit erglühenden Wangen. „Mein Neffe ist eben so edel als tapfer, und die Marquisin Thekla könnte in keiner Beziehung eine bessere Wahl treffen, aber soll ich mir den Vorwurf machen lassen, daß ich meine Vormundschaftsgewalt dazu mißbrauchte, um Einem meiner Familie ein reiches Erbe zu verschaffen?" — „Nun," meinte sofort der König, „wenn Ihr so sehr skrupulös seid, so gebt das Fräulein dem Grafen von Salisbury, der jedenfalls vor dem deutschen Ritter das voraus hat, daß er nicht mit ihr verwandt ist." — „Dem Grafen von Salisbury?" rief der alte Herr, heftig mit dem Haupte schüttelnd. „Etwa zur Belohnung dafür, daß er heute die ganze französische Ritterschaft mit Schmach überhäuft hat? Nein, beim Himmel, solches geschieht nie und nimmer; aber das schwöre ich, wenn heute zuletzt noch mein Neffe in den Schranken erschiene und diesen hochmüthigen Salisbury zu Boden würfe, so sollte er meine Mündel bekommen, und wenn er auch zehnmal meiner Schwester Sohn ist." — In diesem Augenblicke trat ein Page hinter den Herzog von Burgund und flüsterte ihm ein paar Worte zu, worüber derselbe vor Freude fast aufsprang. Doch bezwang er sich gewaltsam und gab dem Pagen seine Antwort eben so leise, als dieser seine Botschaft ausgerichtet hatte; dann aber wandte er sich an den Grafen von Valence und bat ihn, die soeben ausgesprochenen Worte wohl im Gedächtniß zu behalten. — „Und Ihr, mein Herr König," setzte er, an den König von England gewandt, hinzu, „Ihr seid Zeuge von dem, was der Graf gesprochen hat, denn es könnte möglicherweise ein Ereigniß eintreten, an welches Keiner von uns Allen bis jetzt auch nur zu denken wagte." Diese Rede kam nun allen Anwesenden, besonders auch dem Könige von England und dem Grafen von Valence, sehr wunderbar vor, und sie richteten daher ihre Augen äußerst neugierig auf den Herzog von Burgund, allein ehe dieser eine Antwort geben konnte, trat das vorausgesetzte Ereigniß schon ein und nahm alle ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Plötzlich nämlich, nachdem seit dem Ende des achten Waffengangs etwa eine halbe Stunde verflossen sein mochte, bliesen die Musikanten, die am nördlichen Eingang aufgestellt waren, eine schmetternde herausfordernde Weise, und alsbald öffneten sich die Schranken, um einen Ritter einzulassen, der offenbar einen neuen Waffengang wagen wollte. Derselbe trug eine stählerne, reich mit Gold ausgelegte Rüstung, und von seinem Helm herab winkte eine stolze Adlerfeder, die mit einem Diamanten befestigt war. Auch ritt er ein feuriges, kräftiges Roß, das offenbar einen hohen Werth hatte, und es war also klar, daß er einem sehr edlen Geschlechte angehören mußte. Dennoch aber schien es seine Absicht zu sein, die Zuschauer über seine Person im Zweifel zu lassen, denn auf seinem Schild war keineswegs, wie sonst gewöhnlich, ein Familienwappen, sondern ein Herz, das von einem Pfeile durchbohrt ist, abgebildet, und sonst trug er lediglich kein Abzeichen. Freilich eine Bedeutung hatte diese Devise, nämlich die, daß ihr Träger in Liebe befangen sei, allein wie viele Ritter gab es nicht, welche ihr Herz an eine Dame verschenkt hatten, und also zu einem solchen Sinnbild berechtigt waren? Man wußte also durchaus nicht, wer er sei, oder vielmehr nur sehr Wenige wußten es, und diese Wenigen (den Turniervögten und dem Herzog von Burgund, als dem Veranstalter des Turniers, hatte derselbe seinen Namen nennen müssen, weil sich Jeder vorher, ehe man ihn zuließ, als einen untadelhaften Ritter auszuweisen verpflichtet war) thaten den Mund nicht auf, um das Geheimniß zu verrathen. Trotz des Geheimnisses jedoch, das den Ritter umgab, nahm alsbald der größere Theil des Publikums Partei für ihn, und von allen Seiten begrüßte man ihn mit lautem Beifall. Absonderlich bewunderte man die Geschicklichkeit, mit der er sein wildes Roß zügelte, und nicht Wenige riefen ihm beßhalb ermunternde Worte zu. Andere dagegen, die sich den Mann genauer betrachteten, und aus seiner mehr schlanken als gedrungenen Gestalt auf ein geringeres Maß von Kraft schlossen, meinten, daß er wohl keinem der fünf Ausforderer gewachsen sein werde, und wollten darauf wetten, daß er im ersten Waffengange schon erliegen müsse. Allein so verschieden auch in dieser Beziehung die Ansichten sein mochten, so folgten doch alle Anwesenden ohne Unterschied seinen Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit, und man war äußerst begierig, wessen Schild er mit seiner Lanze berühren werde. Wie erstaunte man nun aber, als der Ritter, wie er an den Zelten der Ausforderer angekommen war, mit dem scharfen Theil seines Sperres den Schild des Grafen Horace von Salisbury so stark anstieß, daß es hell und klar wiedertönte! Das wahrhaftig hatte man nicht erwartet! Mit dem riesenhaften Salisbury wollte er kämpfen, und noch dazu mit scharfen Waffen — nein, eine solche Kühnheit überstieg alle Grenzen! „Beim Himmel," rief der König von England so laut, daß man es weithin hörte, „ich glaube, der Ritter da hat eine Sehnsucht nach dem Himmel, denn die Lanze Salisbury's wird ihn niedergestreckt haben, ehe wir um eine Viertelstunde älter sind!" — „Eure Majestät loben den Tag vor dem Abend," entgegnete der Herzog von Burgund, dessen vor Kurzem noch so trauriges Antlitz jetzt vor Lust strahlte; „mir gefällt die Verwegenheit des Kämpen, und ich wollte ihm die Ehre meiner Herzogskrone anvertrauen. Aber Ihr seht, mein königlicher Bruder, die beiden Gegner sind zum Kampfe bereit, und somit beliebe es Euch, das Zeichen zum Beginn desselben zu geben." —

Der Herzog hatte Recht. So wie nämlich der Ritter, auf dessen Schild ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz zu schauen war, seine Forderung bewerkstelligt hatte, ritt er an's nördliche Ende der Schranken und stellte sich da auf; der Graf von Salisbury aber sprang mit sichtbarer Ungeduld auf sein Roß, ließ sich von seinem Knappen eine Lanze reichen und nahm sofort seine Stellung am

Digitized by Google

südlichen Ende des Turnierhofes ein. Da standen sie einander gegenüber, unbeweglich gleich Bildsäulen, und athemlos vor Erwartung betrachtete sie das Publikum. Jetzt winkte König Eduard mit seinem Stabe, und alsbald schmetterten die Trompeten zum Angriff; so wie aber die ersten Töne durch die Luft drangen, sprengten die beiden Ritter mit Windesschnelligkeit auf einander los. In der Mitte der Schranken stießen sie zusammen, und zwar so furchtbar, daß das Getöse dem Krachen einer stürzenden Eiche glich; aber — wer der Sieger und wer der Besiegte sei, konnte man für den ersten Augenblick nicht erkennen. Durch den gewaltigen Stoß nämlich waren die Rosse, so stark sie auch waren, auf die Hinterfüße zurückgeschleudert worden, so daß es schien, sie seien gefallen; doch im nächsten Momente schon brachte sie die Gewandtheit ihrer Reiter wieder auf die Beine, und man sah nun, daß die beiden Kämpfenden nicht nur durchaus unverletzt geblieben waren, sondern daß auch Keiner von ihnen gewankt habe. Nur ihre Lanzen hatten sie gegenseitig zersplittert, so daß ihnen nichts mehr in der Hand blieb, als der Griff, und — der Beweis war somit gegeben, daß der Graf Salisbury einen Gegner gefunden, der ihm Stand zu halten wisse.

Der König von England verfärbte sich ein wenig, als er dieses Resultat sah, allein er sagte kein Wort, und gerade so machte es auch seine nächste Umgebung; die übrigen Zuschauer dagegen, wenigstens der französische und burgundische Theil derselben brachen in lautes, nicht enden wollendes Beifallsgeschrei aus, und die Damen wehten mit ihren Tüchern, daß es eine wahre Freude war. Inzwischen ritten die beiden Kämpen langsam auf ihre früheren Plätze am südlichen und nördlichen Theile der Schranken zurück und ließen sich von ihren Knappen neue Lanzen geben; so wie man aber dieß sah, verwandelte sich das Beifalljauchen in eine lautlose Stille. Nun winkte König Eduard abermals mit dem Stabe, und alsbald schmetterten die Trompeten von Neuem zum Angriff. Wiederum also sprengten die beiden Helden auf einander los und wiederum trafen sie sich mit einem Ungestüm, daß der Erdboden erzitterte. Jeder hatte sich vorgenommen, seine äußerste Kraft, seine äußerste Geschicklichkeit aufzubieten, und in der That leistete auch Jeder Unübertreffliches; aber das Glück war ihnen nicht auf die gleiche Weise günstig, sondern die Wagschale desselben neigte sich vielmehr entschieden zu Gunsten des Ritters mit dem durchbohrten Herzen. Der Graf Salisbury nämlich, der sich bewußt war, daß er seinem Gegner an riesiger Stärke überlegen sei, beschloß, ihm einen so unwiderstehlichen Stoß mitten auf die Brust zu geben, daß derselbe nothwendig vom Rosse sinken müsse, und in der That wäre ihm dieß beinahe geglückt. Doch auch nur beinahe, denn der Ritter fing den Stoß mit dem Schilde auf, und dieser war von so dickem Stahl, daß die Lanzenspitze nicht einmal ganz durchzudringen vermochte. So blieb er also vollkommen unversehrt und wankte kaum im Sattel. Nicht so aber der Graf von Salisbury, denn da er glaubte, sein Gegner ziele ihm ebenfalls nach der Brust, so deckte er sich diesen Theil mit dem Schilde, allein sein Widersacher änderte während des Rennens die Richtung seiner Lanze und zielte nach dem Punkte, wo der Helm sich an das Visir anschließt. In der That gehörte eine ungewöhnliche Gewandtheit dazu, einen solchen Angriffsplan durchzuführen, und da man sich sofort für besiegt erklären mußte, wenn die Lanze, ohne zu treffen, am Ziele vorbeiflog, so ließen sich nur die allergeübtesten Ritter auf ein derartiges Wagniß ein. Der Speer unseres Helden aber verfehlte sein Ziel nicht, sondern traf die gefährliche Stelle mit solcher Gewalt, daß das dickstählerne Helmband platzte und Roß und Reiter, wie vom Himmel herabgefallen, zusammenstürzten. Diesem Stoße, dem Stoße nach dem Kopfe, zu widerstehen, vermochte kein Sterblicher, selbst nicht, wenn er die Stirn eines Büffels besaß, und bei weitem die Meisten würden, wenn sie so getroffen worden wären, nie mehr wieder aufgestanden sein. Bei dem Grafen von Salisbury dagegen hatte der Sturz keine weiteren schlimmen Folgen, als daß er eine Zeit lang betäubt dalag, ohne sich rühren zu können; nach wenigen Minuten jedoch war er schon wieder bei vollständiger Besinnung. Natürlich übrigens sprangen ihm seine Knappen sogleich hülfeleistend bei, und selbst sein siegreicher Gegner beeilte sich, ihm seine Dienste anzubieten. Hierüber aber gerieth der verunglückte Graf in eine furchtbare Wuth, und nur der Umstand, daß die Turniermarschälle dazwischen traten und den Kampf zwischen ihm und dem Ritter mit dem durchbohrten Herzen für beendigt erklärten, hielt ihn ab, auf den Letzteren mit dem Schwerte loszugehen. An Zornesworten dagegen ließ er es nicht fehlen, und seine Knappen mußten fast Gewalt anwenden, um ihn aus den Schranken zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Petroleumbrunnen.

Das längst bekannte und jetzt allgemein angewandte Petroleum wird in verschiedener Tiefe gefunden; am gewöhnlichsten zwischen 150 bis 280 Fuß unter der Erdoberfläche. Der Ausfluß ist häufig außerordentlich stark und spottet der Anstrengungen, ihn einzudämmen; er steigt dann in einem bis über 60 Fuß hohen Strahl in die Luft. Dieß hat die Vermuthung annehmen lassen, daß ein Reservoir oder See unter der Erde liege, doch ist dieß, da das Oel in solch verschiedenen Tiefen vorkommt, fast unmöglich. Manchmal hört der Ausfluß des Oels gänzlich auf und fängt erst wieder an, wenn tiefer gebohrt wird. Bei andern Brunnen ist die Lieferung eine beständig sich gleichbleibende. Es ist jetzt durch Versuche constatirt, daß das Oel in Adern fließt; es können nämlich zwei Bohrer in manchen Fällen neben einander gleich viel liefern, ein dritter aber, nur ein wenig außer der Linie, gar keine Ausbeute geben. Es ist eine solch unendliche Menge dieses Oels vorhanden und so viele neue Adern werden entdeckt, daß dadurch mehr Gelegenheit zur Bereicherung durch Arbeit ist, als in den Goldfeldern von Californien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Am Genfer See.

(Taf. 9.)

Der vielbesungene, hochgepriesene Genfer See ist, wie ein vollendetes Gedicht, schön in allen seinen Theilen, aber unbestreitbar besitzt der sogenannte Obere See an Schönheit, Größe und Mannigfaltigkeit den andern und kleineren Theil, in dem sich die Stadt, die ihm den Namen gibt, so wohlgefällig bespiegelt. Der Obere See, der sich zwischen Lausanne und Villeneuve ausbreitet, kann sich mit den größten und herrlichsten Seen aller Länder messen und gehört überhaupt mit zu den schönsten Winkeln der weiten Erde. Die Aussichten, deren man sich hier von gewissen Punkten aus erfreut, haben große Reisende mit den berühmtesten Aussichtspunkten im Bosporus, bei Neapel, Rio Janeiro verglichen, und von diesen Theilen sind Dichter wie Rousseau, Goethe, Byron zu ihren dithyrambischen Beschreibungen begeistert worden. Aussichtspunkte wie Glion, die Kirchhöfe von Montreux und Vevey, die Terrasse des Hôtels zu den drei Kronen, die Höhen von Lausanne ꝛc. kennt jeder Reisende, aber an den abschüssigen, von Reben bepflanzten Abhängen von Cully und Lutry, die allerdings nicht lockend aussehen, eilt man auf der Eisenbahn oder auf Dampfschiffen vorüber: doch sind es Punkte, von denen aus nach rechts und links sich Schönheit an Schönheit reiht wie eine ununterbrochene Perlenschnur. Der Schweizer weiß diese beiden Flecken, Cully und Lutry, freilich aus andern Gründen zu schätzen; denn ihm sind es berühmte Namen, ihn erinnern sie an die herrlichen Weine, welche daran schuld sind, daß im Waadtland, wie es die Statistik ausweist, das delirium tremens häufiger vorkommt, als in irgend einem andern Lande Europa's. — Unser Bild gibt eine Aussicht aus eben jenen Gegenden, die der Fleiß, die Ausdauer der Einwohner aus kahlen Felswänden in die herrlichsten Weingelände verwandelte. Die Anmuth, die tausend kleinen Lieblichkeiten des Oberen See's verschwinden zwar von hier aus dem Auge oder verstecken sich in Buchten und hinter Vorgebirgen, desto gewaltiger aber treten die Erhabenheiten dieser Natur hervor. Die freundlichen, grünen Höhen des Jorat bleiben unsichtbar, aber größer als irgendwo wölbt sich der ungeheure Kranz, die unvergleichliche Mauerkrone der Hochalpen von Savoyen und Wallis, die hoch zum blauen Himmel emporragen und sich in dem eben so blauen See bespiegeln. Vevey ist zwar versteckt, Montreux winkt nur von fern wie ein Land der Glücklichen, das romantische Chillon ist zu einem Punkte geworden, Villeneuve verschwindet in der Fläche des angeschwemmten Landes an der Rhonemündung, selbst Meilleries' gewaltige Steinbrüche und Bergrutsche sehen auf diese Entfernung harmlos aus, und Evian ist durch das Glockengeläute, das über den See herüberzittert, mehr hörbar als sichtbar: dafür aber treten desto deutlicher hervor die kahlen oder schneebedeckten Häupter des Cubli, des Dent de Jaman, des Arvel, des furchtbaren, vielgezackten Dent du Midi, des Montblancs der Gegend, des Grammont und der ganzen Kette, die gegen Chamonix und den verfluchten Bergen entgegenläuft. Wie hoch, wie gewaltig sie sich auch erheben: sie haben doch nichts Erschreckendes, sie stören nicht die Freude an dieser schönen Welt, sie sehen im Gegentheil wie seien schützende Wächter aus. Einen ganz besondern, geheimnißvollen Reiz gewährt und übt die Stelle am äußersten Ende des See's, wo die Berge von der Rhone durchbrochen werden und der Blick in das immer mehr oder weniger beschattete Thal eindringt, bis wo sich einzelne Felsenkämme vorschieben, es abschließen und man den Thalgewinden nur noch mit Hülfe der obersten Umrisse der Berge folgen kann. Da fliegt der Blick in unendliche Fernen, die der Fuß des Wanderers erst nach langen Mühen erreicht, und die doch so nahe scheinen, da sie sich im See zu unsern Füßen spiegeln. —

Wie sehr man heute, und manchmal mit Recht, über die Entstellung der herrlichsten Gegenden durch die Eisenbahn klagt, so muß man doch zugeben, daß diese durch Anlegung der Schienenwege nur gewonnen hat. Nichts Herrlicheres als die Locomotive, die von Villeneuve hart am See nach Lausanne braust, und noch herrlicher sind die Viaducte der Lausanne-Freiburger-Bahn, die sich in kühnen Bogen über die Abgründe spannen und über welche die Locomotive gewaltige Höhen hinanklettert, während unter ihr schäumende Wildbäche dem See entgegenrauschen. Hier, wenn irgendwo, hat die Natur dem Menschen gigantische Hindernisse in den Weg geworfen: er hat sie besiegt, und neben der Herrlichkeit des Landes freuen wir uns an dem Gedanken, daß es trotz dieser Herrlichkeit kein entnervendes Capua geworden.

Schiffbruch und Gefahren des Lieutenants Krusenstern in der Kara-See.

Derjenige Theil des Eismeeres, der von Nowaya Zemlya und dem Festlande Sibiriens eingeschlossen wird, heißt die Kara-See. Von Westen her ist er nur zugänglich durch den Raum zwischen der Südspitze der Insel Nowaya Zemlya und dem Nordlande des Festlands. Dieser Raum wird außerdem durch die Insel Waigatsch verengt, so daß es zwei westliche Straßen in die Kara-See gibt, wovon die nördliche, die an Nowaya Zemlya vorüberführt, Jugorski Schar, d. h. die Ugrische Straße, genannt wird. Beide Straßen sind historisch berühmt durch die großen Versuche des sechszehnten Jahrhunderts, eine nordöstliche Durchfahrt oder wenigstens eine Straße nach dem Ob zu finden, die aber alle scheitern mußten, weil das Eis der Kara-See ein tieferes Vordringen gegen Nordosten nicht verstattete.

Im Jahre 1862 schickte die russische Regierung zwei Schiffe ab, um aus der Petschora durch die Kara-See bis zum Jenisei vorzudringen; es war die Goelette „Jermak" (nach dem berühmten Conquistador Sibiriens genannt) von 150 und eine gedeckte Schaluppe „Embrio" von 17 Tonnen, jede bemannt mit dreißig Seeleuten. Die Kleinheit der Schiffe darf nicht auffallen, denn sie war der Lösung der Aufgabe nur günstig, weil die Straßen nach der Kara-See sehr seicht sind. Nach einem Bericht in Le Tour du Monde verließen beide Schiffe unter Befehl des Lieutenants Krusenstern am 12. August (1. August alten Styles) 1862 das Dorf Kwia an der Petschora, erreichten am 16. August die Mündung des Stromes, und am 26. August die Ugrische oder Waigatsch-Straße, also daß sie gegen Osten fahrend

Digitized by Google

das Festland zur Rechten, die Insel Waigatsch zur Linken hatten. Man fand die Straße eisfrei, suchte aber gegen Abend aus Vorsicht an der Küste der Insel einen Ankerplatz. In der Nacht drang die Fluth mächtig durch die enge Straße und führte gleichzeitig viel Eis in die Kara-See, daher man nicht vor Anker bleiben konnte, sondern mit der Fluth treiben mußte. Der „Embrio“ wurde in der Dunkelheit verloren, fand sich aber am nächsten Tage bei der Goelette ein. Der Anblick der Kara-See war hoffnungslos: sie war mit Eis so angefüllt, daß an ein Durchkommen kein Gedanke war, und am 27. August schon der Vorsatz gefaßt wurde, durch die Waigatsch-Straße, wie man gekommen war, umzukehren und später die Durchfahrt durch die zweite Straße, nämlich die Karische Straße bei Nowaya Zemlya, zu versuchen. Allein nirgends ist der Seemann mehr abhängig von Wind und Wetter, als in den Polarmeeren. Der „Jermak“ lag eingeschlossen in einem Eisfelde, welches auf die Kara-See hinaustrieb, und konnte sich nicht mehr losmachen, nur die Schaluppe, die jedes noch so enge Fahrwasser benützen konnte, entwich noch rechtzeitig und kam am 25. September bei Kwia in der Petschora wieder an.

Inzwischen trieb der „Jermak“ weiter gegen Osten, immer gefangen in dem Eisfelde, nur daß am 7. September eine Eismasse, die unter dem Kiel des Schiffes sich vorbeidrängte, das Fahrzeug von der Steuerbord- auf die Backbordseite umlegte. Am 11. September war das Wetter so klar, daß man die Breite (69° 54′) und die Länge (65° 06′ 30″ Greenw.) messen konnte. Am nächsten Tage feierte die Mannschaft, einem Sturme und ihrer verzweifelten Lage zum Trotz, das Fest des tausendjährigen Bestehens der russischen Macht. Am 14. September wurde das Schiff leck, und man fing an, seine einzige Hoffnung nur noch auf Erreichung der nächsten Küste, nämlich der samojedischen Halbinsel, die gegen Osten lag, zu setzen. Am 15. September begann man das Schiff abzutakeln und theilweise auszuladen. Man hatte nämlich nur für vier Monate Brennstoffe an Bord, die für eine Ueberwinterung nicht ausgereicht hätten. An ein Freiwerden des „Jermak“ vor Anbruch des Winters war nicht zu denken, denn eine Streifpartei, die über das Eis ausgeschickt worden war, fand die See überall geschlossen. Es blieb also nichts übrig, als das Schiff zu verlassen. Man hatte an Bord ein Boot mitgebracht, welches in einen Schlitten umgewandelt werden konnte. Dieses Boot wurde mit den nöthigsten und kostbarsten Dingen beladen. Am 20. September war Alles zum Rückzug bereit, und am 21. Morgens überließ man das Schiff seinem Schicksal unter lat. 69° 57′, long. 66° 2′, so daß, wenn namentlich die angegebene Länge richtig gewesen wäre (die jedoch zum Theil nur auf Gissung beruhen mußte), die Abenteurer sich nach unseren Karten nur fünf deutsche Meilen von der im Osten liegenden samojedischen Halbinsel entfernt befinden konnten.

Nachdem zwei Stunden marschirt worden war, sah Krusenstern ein, daß man auf diese Art nicht vorwärts käme. Das Eis war nicht eben, sondern man mußte beständig über Schollenkämme hinwegklettern. Dies verursachte Zeitaufenthalt und Erschöpfung der Mannschaft; auch war der Schlitten bereits beschädigt. Der Befehlshaber beschloß daher keck, Schaluppe und Schlitten zu verlassen und über das Meer zu marschiren. Ein Jeder empfing daher eine zugemessene Last an Lebensmitteln, Waffen und Instrumenten, und so brach um 10 Uhr die Karawane wieder auf, Krusenstern mit dem Compaß in der Hand voraus. Nach einer Stunde schon hatte sich die Mannschaft so verstreut, daß die letzten Nachzügler 2 Werst (7 Werst = 1 deutsche Meile) noch zurück waren. Krusenstern machte daher Halt, um sie wieder zu sammeln. Es fand sich jetzt, daß der Schmied Sitnikoff fehlte; er sei, so hieß es, betrunken unterwegs liegen geblieben. Krusenstern forderte Freiwillige auf zur Umkehr und zur Rettung des Kameraden, aber Niemand meldete sich. Der Lieutenant machte sich jetzt selbst auf den Weg in Begleitung des Schiffers Pankratoff. In der Entfernung einer Wegstunde fanden sie Sitnikoff eingeschlafen. Als man ihn aufweckte, war er noch so betrunken, daß er zu weinen anfing und flehentlich bat: „Lassen mich Ew. Gnaden liegen, denn es steht geschrieben, daß ich hier sterben soll.“ Es war keine Möglichkeit vorhanden, den Unglücklichen fortzuschleppen. Krusenstern zog ihm daher seinen Pelz aus, warf diesen letzteren in einer beträchtlichen Entfernung auf's Eis und ließ den Betrunkenen im bloßen Hemde liegen, in der Hoffnung, daß die Kälte ihn zeitiger ernüchtern möchte. Als der Lieutenant seine Leute wieder erreicht hatte, setzte sich der Zug in düsterer Stimmung wieder in Bewegung. Die Matrosen, nicht an Märsche gewöhnt und obendrein stark belastet, litten bitter unter der Anstrengung, und bei Vielen stellte sich sogar Erbrechen ein. Die Nacht brachte man auf dem Eise zu, ohne viel von der Kälte zu leiden, so warm hielten die Malitzen oder samojedischen Pelze, womit ein Jeder versehen war. Als man am nächsten Morgen (10. Sept.) das Frühstück, nämlich etwas Zwieback, einnahm, erschien zur allgemeinen Freude der Schmied Sitnikoff. Die Ernüchterung war rasch eingetreten, und der Drang der Selbsterhaltung hatte ihn angetrieben, die Nacht über zu wandern; nur war es wunderbar, daß ihn in der Dunkelheit sein Instinkt den richtigen Weg geführt hatte. Dreizehn Stunden wurden an jenem Tage mit kleinen Pausen marschirt, und dann am Fuße eines Eisberges übernachtet.

Am Morgen des 23. September bestieg Krusenstern den Eisberg, und sah zwar die Küste gegen Ostnordost, dazwischen aber Stellen offenen Wassers. Der Anblick der Küste belebte alle Gemüther, und frisch ging man auf sie los. Nach einer halben Stunde jedoch stand man vor einem offenen Wasser, welches man indessen, muthig von Scholle zu Scholle springend, glücklich überschritt. Leider wurden die Oeffnungen im Wasser immer zahlreicher und erreichten bisweilen die Breite von 150 Klafter. Solche Stellen konnte man nur überschreiten, indem man eine große Eisscholle als Floß benutzte, die Pelze als Segel aufspannte und die Flintenkolben als Ruder gebrauchte. Einmal kam es vor, daß sechs Matrosen auf das Eisfloß der Schiffbrüchigen zuschwammen. Da es ohnedieß die Mannschaft kaum zu tragen vermochte, so hätten es die Thiere zum Untersinken gebracht. Glücklicherweise gelang es Krusenstern, dem ersten Walroß, welches die Scholle mit seinen Zähnen packte, eine Kugel in's Auge zu jagen, worauf es nachließ und mit seinen Gefährten kehrt machte.

Am Abend bestieg Krusenstern eine erhöhte Eisbank, von welcher er das Ufer nur noch eine Wegstunde entfernt und dazwischen nur noch einen offenen Wasserstreifen erblickte. In der Nacht erhob sich aber vom Lande her ein starker Ostwind, und am Morgen des 24. September erschien die See ringsum offen, so daß man sich, ein Spiel von Wind und Wogen, auf einem 150 Klafter breiten Eisfelde ohne Schutz vor dem Winde, dem Zufalle preisgegeben sah. Die Küste verschwand rasch, auch stieg gegen 8 Uhr ein Nebel auf. Bei solchem Wetter besitzt der See-

Digitized by Google

mann ein einziges Mittel, um zu bestimmen, ob er sich bewegt: er sondirt nämlich. Das Loth erreichte leider immer größere Tiefen, und daraus schloß man, daß das Eisfeld von der Küste hinweg in die See hinaus trieb. Einzelne Stücke des Eises waren schon im Laufe des ersten Tages abgebrochen, am Morgen des 25. September aber zersprang unter einem geschützdonnerähnlichen Krachen das Feld in zwei Hälften. Matiffen, der zweite Master, der beständig an Erbrechen gelitten hatte, fühlte sein Ende nahen und erklärte mündlich seinen letzten Willen.

Nachdem am Morgen Schnee gefallen war, klärte sich gegen Mittag das Wetter auf, es wurde sogar warm und eine Brise erhob sich, die wieder landwärts wehte. Bald kam die Küste von Neuem in Sicht und rasch trieb man ihr näher. Gerade als die Sonne prächtig unterging, gelangte ein größeres Eisfeld in solche Nähe, daß die Irrfahrer sämmtlich auf dieses neue Rettungsmittel sich flüchten konnten. Um 9 Uhr Abends hatte man schon bei 12 Klafter Grund, am Morgen des 26. September nach einer klaren aber bitterkalten Nacht schon bei 6 Klafter.

Langsam trieb man auf die Küste zu, als gegen Abend wieder ein Südostwind aufsprang und die verzweifelte Mannschaft abermals gegen Nordwesten trieb. Am 27. September fiel Regen untermischt mit Schnee, und gleichzeitig verschwand die Küste. Das Wetter besserte sich jedoch gegen Abend, und am Morgen des nächsten Tages erreichte man festes Eis, welches nach gehaltener Umschau bis zum Lande sich zu erstrecken schien. Matiffen befand sich wieder um Vieles besser und erklärte marschiren zu können. So brach man denn um 6 Uhr Morgens auf, jedoch ohne große Hoffnung, denn der Muth der Leute war durch die doppelte Täuschung völlig gebrochen worden. Gegen 8 Uhr sah man die Küste auf eine Entfernung von vier bis fünf Wegestunden, und um 11 Uhr schien man sich ihr bis auf drei Stunden genähert zu haben, doch mußte man jetzt den erschöpften Leuten einige Rast bewilligen. Mit dem Zwieback hatte man bisher gegeizt, aus Furcht, daß er nicht ausreichen möchte. Jetzt gönnte man sich eine doppelte Ration. Ohne den Kopf zu wenden, marschirten hierauf die Schiffbrüchigen bis gegen 5 Uhr. Krusenstern fühlte sich so erschöpft, daß er nicht mehr an der Spitze ging. Den Anführer machte statt seiner der Matrose Panowa, der noch mit großem Feuer über alle Hindernisse hinwegstieg. Die Uebrigen folgten theilnahmlos, sie äußerten nur den einzigen Wunsch, sich zu setzen und auszuruhen. Bis dahin war man keiner Oeffnung im Eise begegnet, allein das letzte Stück war wieder Wasser, besäet mit großen gestrandeten Eisstücken, die man zu erreichen suchte, indem man sich zu zweit auf kleinen Eisschollen einschiffte und dann mit Hülfe der Lothleine und der Schollen eine Art Fähre zur Abholung der Uebrigen einrichtete. Um 7 Uhr war man nur etwa 70 Klafter vom Ufer entfernt, die Dunkelheit aber inzwischen eingebrochen, so daß man, wohl oder übel, jeder für sich seinen Weg suchen mußte. Drei Matrosen erreichten zuerst das Festland und erweckten durch ihr Hurrah das Echo der nächsten Berge; endlich gegen 8 Uhr waren sämmtliche Schiffbrüchige am Lande, aber freilich wieder nur an der samojedischen Halbinsel, auf der zu jener Zeit kaum ein halbes Dutzend Zeltlager von Eingebornen sich finden konnten.

Am Morgen machte man aus Treibholz ein Feuer und erquickte sich nach langer Zeit zum ersten Mal wieder an einem warmen Getränk, indem man Kaffee im Theekessel bereitete. Als es hell geworden war, entdeckte Matiffen mit dem Fernrohre einige Zelte auf 4—5 Werst Entfernung am Horizonte. Sogleich wurde eine Abtheilung nach den Jurten geschickt, die sich ihnen, Dank einer Bodenfaltung, ohne gesehen zu werden, bis auf geringe Entfernung nähern konnte. Dies war ein günstiger Zufall, denn kaum hatten die furchtsamen Karaschineh, die Besitzer der Zelte, die Fremdlinge wahrgenommen, so bestiegen sie ihre Rennthierschlitten, um zu entfliehen. Glücklicherweise hielt man sie noch fest und verständigte sich so weit mit ihnen, daß sie den Rest der Schiffbrüchigen auf den Schlitten nach den Jurten holten. Auch traf bald ein Dolmetscher ein, der Russisch verstand und den Verkehr zwischen den Seeleuten und den Eingebornen vermittelte. Der Mann, dessen Gäste die Russen wurden, war einer der reichsten Leute im Laude, er besaß drei Frauen, 7000 Rennthiere und zehn Zelte. Alles, was ein Rennthierhirte an Leckerbissen selbst erzeugt, wurde den Russen vorgesetzt, außerdem aber war auch noch Thee und sogar Zucker vorhanden, und man mag gern glauben, daß die Irrfahrer nach den überstandenen Gefahren und Leiden in dem warmen Zelte auf festem Boden und auf weichen Rennthierfellen sich im Paradiese träumten. Am 1. October trat man in Schlitten die Reise nach Obdorsk an. Als man jedoch am 12. October den Ob erreichte, war dieser Fluß gegen seine Gewohnheit noch offen. Erst am 17. jenes Monats fror er zu und wurde er gangbar. Die Zwischenzeit mußte man in den Jurten einer Ostjakengemeinde zubringen, deren Patriarch aus Gastfreundschaft die Fremdlinge mit Thee förmlich zu ertränken versuchte. Eines Morgens setzte er dem Lieutenant aus besonderer Hochachtung ein Getränk vor, welches aus Branntwein und Tabaksaft bestand, und wunderte sich höchlich, daß ein so großer Häuptling, wie Krusenstern, solche Gottesgabe verschmähte, worauf ihm selbst nichts übrig blieb, als sich in Gesellschaft seiner Nachbarn in diesem Nectar zu berauschen.

Am 17. October endlich erreichten Alle Obdorsk und gingen dann über den Ural nach der Petschora zurück.

(Ausland.)

Die Schulen in China.

Für Schulen und den öffentlichen Unterricht ist im eigentlichen China sehr gesorgt, und wenn letzterer auch nach anderer Methode und nach andern Grundsätzen betrieben wird, als bei uns, ist derselbe, da er den Bedürfnissen des Landes und seiner Bewohner entspricht, doch nicht geringer zu schätzen, obwohl der Schulplan schon seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden fast unverändert der gleiche ist.

Die Schulerziehung fängt in China bereits sehr früh an. Schon mit dem sechsten Jahre beginnt der Unterricht in der Sprache, man trennt die Knaben von den Mädchen, und vom siebenten Jahre an dürfen jene nicht

Digitized by Google

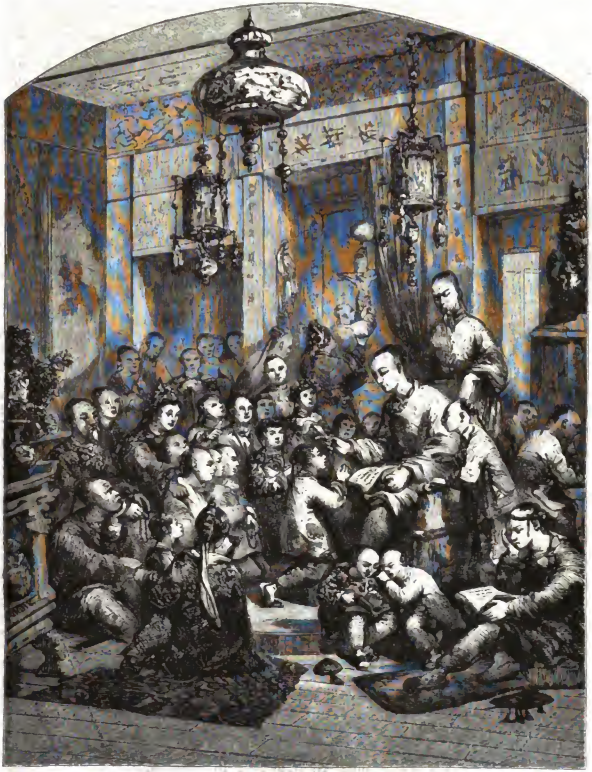
einmal mit diesen mehr zusammenspeisen. Mit dem achten Jahre unterrichtet man den Knaben, wie er sich mit Anstand in der Gesellschaft betragen und welches Ceremoniel er beobachten müsse; mit dem neunten lehrt man ihn den Kalender kennen; mit dem zehnten, bis wohin er die Privatschule besuchte, schickt man ihn in die öffentlichen Schulen, wo er bis zum dreizehnten im Lesen, Schreiben, Mathematik, Geschichte und Philosophie Unterricht erhält; vom dreizehnten bis zum fünfzehnten muß er Musik und Dichtkunst üben, und mit dem sechzehnten Jahre empfängt er, nach bestandener Prüfung, Bogen und Pferd, erhält eine Mütze, darf sich in Seide kleiden, was er bis dahin nicht konnte, da er als Knabe blos baumwollene Zeuge tragen durfte, und wird für einen Jüngling erklärt. —

Die Knaben lernen zuerst den Namen von einigen leichten Charakteren der Sprache, ohne Rücksicht auf die Bedeutung, und ohne Erklärung des Sinns: hierauf lernen sie die Charaktere schreiben oder vielmehr malen, zu welchem Ende sie eine gewisse Anzahl davon, die man ihnen mit feinen Strichen von rothem Tusche vorgemalt hat, überziehen. Sobald sie darin eine gewisse Fertigkeit erlangt haben, müssen sie die Charaktere auf reinem Papier nachzubilden suchen. Das erste Elementarbuch, das man ihnen in die Hand gibt, ist ein Spruch- oder Sentenzenkatechismus; darauf folgen vier Bücher des Kon-fu-tsu, die seine Lehre enthalten, aber ohne den Knaben in den Geist derselben einzuführen; er soll selbst über das Gelesene nachdenken, seinem Gesichts- und Gefühlskreise gemäß sich Beispiele dazu aus dem Leben suchen. Sehr viele Mühe gibt man sich, den Schüler an eine nette zierliche Hand zu gewöhnen, weil darin ein Hauptvorzug des chinesischen Gelehrten liegt, der ihn von dem gemeinen Manne unterscheidet. Nach den vier Büchern des Kon-fu-tsen folgt ein philosophisches Werk: „das ewige Mittel", das in der Art und Weise der Briefe Seneca's geschrieben ist, dann „die Kunst der Regierung", und zuletzt ein kurzer Abriß der chinesischen Geschichte. Hat der Jüngling den Inhalt dieser Bücher gefaßt, so kann er sich im zwanzigsten Jahre zur öffentlichen Prüfung melden, und wenn er in dieser besteht, erlangt er den ersten Grad, der mit dem unseres Baccalaureats übereinstimmt, und die öffentliche Erziehung ist beendigt. Um zu einem höheren Grade sich geschickt zu machen, muß er aber wenigstens noch zehn Jahre länger, wenn auch für sich studiren.

Die Prüfung des ersten Grades, der den Namen Siéntsai führt und der sich ein Jeder unterwerfen muß, ist ungemein streng, schränkt sich hauptsächlich auf die Kenntniß der Sprache ein, umfaßt aber auch die Lehrsätze der alten Philosophen. Die zu Prüfenden werden dabei in abgesonderte Zimmer eingeschlossen, und vorher genau untersucht, ob sie nicht irgend eine Art Schrift bei sich führen. Hier gibt man ihnen nichts als Schreibepinsel, Tusch und Papier, und binnen einer bestimmten Zeit müssen sie dann Aufsätze über einen ihnen vorgelegten Gegenstand ausarbeiten. Bei einem solchen Aufsatze kommt es nicht sowohl auf die gediegene Behandlung des Stoffs, als auch darauf an, daß jeder Schriftcharakter nett und genau gemacht, wohl gewählt und nicht gemein sei, und in demselben Aufsatze nicht zweimal vorkomme. Hat der zu Prüfende allen Anforderungen Genüge geleistet, worüber ein Mandarinen-Collegium urtheilt, so wird er in die Liste der Siéu-tsai eingetragen und hat Anwartschaft auf eine Civilstelle des Reichs, muß aber, um sich zu einem höheren Grade auszubilden, immer fortstudiren. Der zweite Grad ist der eines Kiu-gin oder Licentiaten, der ebenfalls nur nach einer, aber weniger strengen Prüfung vor dem Mandarinen-Collegium erlangt werden kann; und der dritte Grad der eines Tsin-ssé oder Doktoren, zu dessen Erlangung eine dritte Prüfung nothwendig ist. Hat einer diesen dritten Grad erreicht, so stehen ihm nun die höchsten Civilämter im Staate offen. Höhere Schulen, in dem Sinne, wie der Europäer sie hat, bestehen in China nicht, oder sind in einzelnen Provinzen nur in einer sehr untergeordneten Gestalt vorhanden. Privatschulen, für den allerersten Unterricht, sind in allen Ortschaften, unter diesen in einigen Seestädten auch Missionsschulen, wie deren eine unsere Abbildung zeigt, die von Eingebornen und Missionären unterhalten werden; öffentliche Schulen, in denen man den ersten Grad erlangen kann, sind in allen größeren Städten des Landes und in allen Provinzen, und mögen sich auf etwa 4000 belaufen. Sie stehen mit den Religionen des Landes in keiner Verbindung, und werden auch nicht vom Staate, sondern von den einzelnen Provinzen unterhalten. Bei denselben findet ein Concurs statt, wo diejenigen Knaben, die sich auszeichnen, eine Prämie erhalten und zu den öffentlichen Prüfungen zugelassen werden. Diese Concurse geschehen unter den Augen der Provinzialgouverneure und sind meistens mit Feierlichkeiten verknüpft. Auch in den Privatschulen finden ähnliche Concurse statt. Die Provinzialschulen werden von eigenen Mandarinen geprüft, die vom Staate angestellt werden und deßhalb das ganze Reich bereisen. Aus den öffentlichen Schulen getreten und im Besitz des ersten Grades, kann man nur durch eigenes Studium oder als Schüler eines Philosophen weiter in die Wissenschaften eindringen. So geehrt übrigens in China Gelehrsamkeit und gelehrte Kenntnisse sind, so viele Flachköpfe und ganz unwissende Menschen findet man doch auch unter ihren Civilmandarinen, und es scheint daher auch dort mancherlei Mittel zu geben, die verordneten Prüfungen zu umgehen und die höchsten Würden zu erlangen. — An Büchern, Kenntnisse zu verbreiten, ist kein Mangel, doch soll die Zahl öffentlicher Bibliotheken im Lande nur unbedeutend sein. Die kaiserliche Bibliothek in Peking, die bereits zur Zeit der Dynastie Leau, 502 Jahre vor unsrer Aera, 370,000 Bände enthalten haben soll und seitdem steten Zuwachs erhalten hat, soll, wie die Chinesen ruhmredig behaupten, einen Bücherschatz umfassen, der größer der Zahl nach ist, als der aller Bibliotheken Europa's zusammengenommen. Mit den Bonzenen und Klöstern sind ebenfalls größere oder kleinere Bibliotheken verbunden, deren Zugang nicht erschwert wird; da diese aber meistens von den Städten entfernt liegen, werden sie nur sparsam benutzt. — Unsern wissenschaftlichen Akademien entsprechende Anstalten kennt man nur Eine in China: das Ha-ne-lin zu Peking, ein Collegium, in dem sich die besten Köpfe und Gelehrten zur Cultur der Sprache und der schönen Wissenschaften vereinigen. Aus dieser Akademie, deren Mitglieder vom Kaiser selbst gewählt werden, sind bereits viele auf kaiserliche Kosten gedruckte Werke hervorgegangen, wie unter andern das „Yuee-fi-tien-lei-tsan", eine Encyklopädie in 450 Bänden, die wieder aus einem noch größeren Werke, dem „Kintin-ku-kintuschu" von 6000 Bänden, gezogen ist. Ein solcher Band ist selten über einen Finger stark, die Blätter sind nur auf einer Seite bedruckt und bemalt, und die Charaktere sind theilweise so dick und groß, daß ein mäßiger Octavband in unsrer Sprache mehr enthält, als 200 chinesische Bände. Für den Unterricht des weiblichen Geschlechts ist in China weniger gesorgt, und ist die Erziehung der Mädchen, die,

Digitized by Google

sobald sie 7 Jahre alt sind, von den Knaben abgesondert und in das Frauengemach gesperrt werden, ganz den Müttern überlassen, unter deren Augen sie in den Lehren der Moral, einigen weiblichen Arbeiten und den Künsten der Toilette unterrichtet werden. Selten findet man eine Chinesin, die ihre Sprache lesen, noch seltener eine, die sie schreiben kann. Der Hauptunterricht, den sie genießt, besteht in der Unterweisung einiger Religionsgebräuche.



Chinesische Schule.

Der philosophische Unterricht, der in allen Schulen China's den Knaben schon vom zehnten Jahre an ertheilt wird, gründet sich auf Kong-fu-tseus (Konfuzius), des alten Philosophen und Gesetzgebers, Lehren. Um 550 v. Chr. im Königreich Lu geboren, zog dieser hochverehrte Weise im Reiche umher, durch seine Lehren die alte Volksreligion zu läutern, sie auf's engste mit dem Sittengesetze zu verbinden und praktisch in's Leben einzuführen. Zahlreiche Schüler, die sich um ihn sammelten, bewahrten seine Unterredungen und Vorträge, die sich durch Kraft, Kürze

Digitized by Google

und eigenthümliche Bilder auszeichneten, schriftlich auf, und noch heute sind dieselben das Lehr-, Bildungs- und Gesetzbuch des „Reichs der Mitte". — „Nichts," sagt er, „ist so einfach als die Tugendlehre, deren heilsame Vorschriften ich Euch einzuprägen suche. Alles, was ich Euch sage, darnach haben die alten Weisen vor uns gehandelt. Dieses Handeln selbst war in der Vorzeit allgemeine Regel; es betrifft die Beobachtung der drei Grundgesetze der Verhältnisse: zwischen Fürsten und Unterthanen, zwischen Eltern und Kindern, sowie zwischen Gatten, und die sorgfältige Erfüllung der fünf Haupttugenden, die ich nur zu nennen brauche, damit Ihr die Vortrefflichkeit und die Nothwendigkeit ihrer Ausübung begreifet. Es ist die Menschlichkeit oder die allgemeine Liebe gegen Alle unserer Gattung ohne Unterschied; es die Gerechtigkeit, welche Jedem zumißt, was ihm gebührt, ohne den Einen mehr zu begünstigen als den Andern; es ist die Ordnungsliebe, gemäß den vorgeschriebenen Bräuchen und Einrichtungen, auf daß die, welche die Gesellschaft bilden, eine und dieselbe Lebensweise haben und an denselben Vortheilen wie an denselben Unbequemlichkeiten Theil nehmen; es ist die Geradheit, die Unbefangenheit des Geistes und Herzens, kraft deren man in Allem das Wahre sucht und darnach verlangt, ohne sich irre führen zu wollen noch Andere; es ist die Redlichkeit, die jede Verstellung in Worten wie in Werken ausschließt. Diese Tugenden haben unsere ersten Lehrer ehrwürdig gemacht während ihres Lebens, und ihre Namen unsterblich nach ihrem Hingang. Laßt uns sie zum Muster nehmen; strengen wir uns an, ihnen gleich zu werden."

In diesen kurzen Sätzen ist das Wesen der ganzen Moral des großen chinesischen Philosophen und Lehrers enthalten, die noch heute, nach fast drittthalbtausend Jahren, den Hauptlehrgegenstand in allen Schulen bildet, und die Entwickelung, welche die chinesischen Lehrer und Philosophen den Maximen ihres Meisters geben — diese ewigen, unwandelbaren Maximen, wie sie sagen, die die Natur selbst in das Herz der Menschen eingegraben hat — ist zu bedeutungsvoll, als daß wir sie hier übergehen könnten, und um so nothwendiger zu erwähnen, als wir gar oft die Chinesen wegen ihres starren Festhaltens an alten Gebräuchen, Sitten und Lehren mitleidsvoll belächeln oder gar verspotten. — Die philosophischen Begriffe obiger Lehren des Koufuzius, die den Zubegriff des Unterrichts bilden, setzen sie also auseinander: „Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, ist bestimmt, in Gesellschaft zu leben. Keine Gesellschaft besteht ohne Regierung, keine Regierung ohne Unterordnung, keine Unterordnung ohne Ueberordnung. Der rechtmäßige Vorrang kommt der Geburt zu oder dem Verdienste: der Geburt, da ist es der Unterschied des Alters, welcher ihn verleiht — dem Verdienste oder besser gesagt dem Talente, welches ist die Kunst, die Herzen zu gewinnen. Daher herrschen Vater und Mutter natürlich über die Kinder, die Aelteren über die Jüngeren, und in der Vereinigung unter sich herrscht derjenige, der Seinesgleichen zu gewinnen weiß, so daß sie ihm gehorchen — eine seltene Geschicklichkeit, eine erhabene Wissenschaft, von der man glauben könnte, daß sie nur das Erbtheil weniger Bevorzugten sei, die jedoch zu der Eigenschaft der Gattung als solche gehört, als das Reinmenschliche, als dasjenige, was der Mensch selbst ist. Mehr Menschlichkeit haben als Seinesgleichen heißt so viel als mehr Mensch sein denn sie. Dadurch verdient man, ihnen zu befehlen. Darum ist die Menschlichkeit (jin-tsche) die Grundlage von Allem: es ist die erste, die edelste von allen Tugenden. Es ist die Menschenliebe. Man muß sich lieben, man muß Andere lieben. In dieser Liebe gegen sich und Andere gibt es nothwendig ein Maß, einen Unterschied, eine Regel, die Jedem seinen gebührenden Antheil zumißt, und diese Regel, dieser Unterschied, dieses Maß ist die Gerechtigkeit (i). Menschlichkeit und Gerechtigkeit sind nicht willkürlich. Sie sind, was sie sind, unabhängig von unserem Willen. Aber um sie in Ausübung zu bringen, nur um eine einzige Anwendung zu machen, braucht man feste Gesetze, geheiligte Gewohnheiten, bestimmte Gebräuche. Die Beobachtung dieser Gesetze, das Thun in Gemäßheit dieser Gewohnheiten und Gebräuche, macht die dritte dieser Haupttugenden aus, die Jedem seine besonderen Pflichten zutheilt: es ist die Ordnung (li). Um alle diese Pflichten wahrzunehmen, ohne die Oekonomie der Ordnung zu stören, muß man erkennen, unterscheiden, muß Wissensicherheit und Urtheilskraft besitzen; es ist dieses Geradheit des Geistes und Herzens, jene Klugheit, jene Weisheit, die Alles ohne Vorurtheil prüft, in der einzigen Absicht, das Wahre zu erforschen, und die an diesem Wahren festhält, um es geltend zu machen und zu thun, was es anzeigt. Die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Ordnung, die Klugheit (Geradheit) können sich bei jedem Schritt verirren. Sie bedürfen einer treuen Gefährtin, die sie nicht verläßt. Sie bedürfen einer Befestigung gegen die Eigenliebe, das persönliche Interesse und den ganzen Troß von Feinden, der unaufhörlich angreift. Diese treue Gefährtin, diese sichere Schanze ist die Redlichkeit (sin). Die Redlichkeit gibt unsern Handlungen Werth, sie bestimmt ihr ganzes Verdienst. Ohne Redlichkeit ist, was Tugend scheint, Heuchelei. Was am meisten glänzt, am meisten blendet, ist ein vorübergehendes Licht, das ein leichter Hauch der Leidenschaft auslöscht. Diese fünf Tugenden, so lehrt die chinesische Schule, entspringen eine aus der andern. Sie bilden eine Kette, die alle Menschen verknüpft, ihre gegenseitige Sicherheit, ihr Glück ausmacht, und die man nicht zerbrechen kann, ohne daß man zugleich die Bande der Gesellschaft auflöst." — 2.

Die Luft- oder Röhren-Post in London.

Die Luft- und Röhrenpost (pneumatic dispatch) ist unzweifelhaft eine besondere Form der atmosphärischen Eisenbahn, aber eine von allen bisher vergeblich versuchten abweichende, welche ihren Erfolg der Annahme von drei Grundprincipien verdankt, die bei dem früheren atmosphärischen Eisenbahnsystem unberücksichtigt blieben, nämlich der Benutzung einer sehr weiten Röhre, eines sehr niedrigen Luftdruckes und der Fortschaffung durch Saugen sowohl wie durch Comprimiren der Luft, einzeln oder gleichzeitig angewandt.

Digitized by Google

Anfangs sollte die Luftpost nur Briefe oder Depeschen befördern und wurde daher nur in sehr kleinem Maßstabe ausgeführt. In der Hand des Ingenieurs Rammell ist sie jedoch zu einem Transportmittel geworden, welches fast in jedem Maßstabe zur Beförderung von Postselleisen, sowie von Frachtgut aller Art, ja sogar von Passagieren benutzt werden kann. Der jetzt in Benutzung stehende Apparat dient zur Beförderung der Felleisen von der Eisenbahn nach dem Postamte in Eversholt Street, eine Entfernung von etwa 1800 engl. Fuß.

Dicht an der Euston-Ankunftsstation sieht man ein kleines einstockiges Gebäude mit einem schlanken Schornstein: dies ist das eine Ende der Luftpost. Wir treten ein und finden einige Stufen tiefer einen engen gußeisernen Tunnel mit gewölbter Decke und einem fast flachen Boden, welcher mit zwei Schienensträngen versehen ist. Dieser Tunnel mißt in der Höhe 2′ 9″ bei etwa gleicher größter Breite; an einer Seite des Gebäudes geht er durch die Mauer hindurch. Die auf dem Fußboden des Gebäudes befindlichen Schienen erstrecken sich an der entgegengesetzten Mauer in einen correspondirenden Tunnel; letzterer ist jedoch nur eine kurze Mauervertiefung, welche als Luftkissen für die von der Post in Eversholt Street zurückkommenden Wagen wirkt.

In der Mitte des Raumes, auf den Schienen zwischen diesen beiden Tunnel-Oeffnungen, bemerken wir zwei oder drei eiserne vierrädrige Wagen. Diese Wagen sind hohle, wiegenartige Kasten von beträchtlicher Größe und von einer der Form der Tunnelröhren entsprechenden Gestalt, jedoch ringsherum etwa um einen Zoll kleiner. Die in gewöhnlicher Weise zusammengefügten gußeisernen Tunnelröhren gehen unter den Straßen und Häusern fort und haben Steigungen von 1 : 100 bis 1 : 80. Sie begreifen drei wichtige Curven, nämlich zwei einander entgegengesetzte an der Eustonstation von 110 Fuß Radius, und eine an der Poststation von nur 40 Fuß Radius; dieselben waren durch die Oertlichkeit bedingt, und bewiesen, wie leicht sich solche Einrichtungen den kurzen Biegungen der Straßen u. s. w. anschmiegen können.

An der letztgenannten Poststation befindet sich keinerlei Apparat; man sieht daselbst nur in einem wegen lokaler Umstände unter der Erde angebrachten Gebäude das offene Ende der Tunnelröhre, ein aus derselben herauskommendes Schienenpaar und gegenüber eine Bufferröhre.

Die ganze Einrichtung zum Hin- und Herführen der Wagen befindet sich an der Eustonstation. Der Hauptheil des Apparates stellt sich uns in Form eines aus Kesselblech angefertigten großen, flachen Gehäuses mit rundem Obertheil dar, welches 4 Fuß über dem Boden vorragt, von einer auf gußeisernem Gestelle laufenden schmiedeeisernen Welle durchzogen ist und „Auswerfer“ (pneumatic ejector) benannt wird. Sein Zweck ist, die Luft in Bewegung zu setzen, um die Wagen von Euston aus durch Einblasen und zurück durch Ausjaugen von Luft zu befördern. Hinter dem großen Gehäuse mit seinem Luftrad (Ventilator) von 21 Fuß Durchmesser befindet sich eine kleine Hochdruck-Dampfmaschine mit einem Cylinder von 15 Zoll Durchmesser und 16 Zoll Hublänge, welcher schief aufgestellt ist und dessen Kolben direkt an der Welle des Luftrades angreift. Neben der Maschine liegt ein cylindrischer Kessel mit innerer Feuerung, welcher Dampf von 40 Pfd. Druck per Quadratzoll liefert.

Endlich gehören zu dem Apparat noch die erforderlichen Einrichtungen zum Oeffnen und Schließen des Tunnels bei Ankunft oder Abgang der Wagen, sowie zur Bewirkung des Einblasens oder des Ausjaugens der Luft, und außerdem ein elektrischer Telegraph zur Correspondenz zwischen den beiden Endstationen.

Das Hin- und Hergehen der Züge geschieht in fast unglaublich kurzer Zeit. Die Curve von 40 Fuß Radius macht an Eversholt Street die Verminderung der Schnelligkeit nöthig; die wirkliche Geschwindigkeit ist daher in diesem gebogenen Rohr 250 Yards in 65 Sekunden oder fast 16½ engl. Meilen in der Stunde. Dabei macht die Scheibe des Ventilators 100 — 110 Umdrehungen in der Minute und erzeugt einen Luftdruck von 3 — 4 Zoll Wassersäule, die Luft mag nach der einen oder anderen Richtung bewegt werden. Es werden jetzt etwa 15 Wagenzüge täglich auf der ganzen Entfernung hin- und herbewegt; es ist klar, daß dies bei weitem nicht der Leistungsfähigkeit des Apparates gleichkommt und daß der Dampfconsum daher ein viel zu großer ist; dennoch beträgt der tägliche Verbrauch an Brennmaterial (Coaks und ein wenig Steinkohlen) in zehn Stunden nur 21 Bushels und kostet etwa 6 Shill., so daß das Brennmaterial für eine Doppelfahrt nur auf 5 Pence zu stehen kommt.

Die Luftpost soll demnächst bis zum Hauptpostamt und zu einigen anderen Nebenämtern fortgeführt werden, wodurch natürlich wegen besserer Ausnützung der Dampfmaschine die Kosten für jeden Transport sehr vermindert werden müssen. Zu bemerken ist noch, daß die Bewegung jeden Wagenzuges in demselben Augenblicke beginnt, wo der Ventilator zu arbeiten anfängt, und daß nicht wie bei den früheren atmosphärischen Eisenbahnen vorher ein gewisses Vacuum hergestellt zu sein braucht. Wegen des intermittirenden Arbeitens der Betriebskraft ist natürlich die Dampfbenützung keine ökonomische; der beste Effekt dürfte in derartigen Fällen nur durch das System der Kraft-Ansammlung zu erreichen sein. Wenn z. B. zum Betrieb des Ventilators 30 Pferdekräfte jede Stunde nur 5 Minuten lang erfordert werden, die Dampfmaschine also die übrigen 55 Minuten ruhen kann, so würde man am besten thun, nur eine Maschine von dem zehnten Theile dieser Kraft anzuwenden und dieselbe die ganze Zeit hindurch arbeiten zu lassen, indem man die Luft in einem großen unterirdischen Behälter von Kesselblech auf einen hohen Druck comprimiren ließe. In den erforderlichen fünf Minuten würde diese Luft dann eine Luftmaschine in Thätigkeit setzen können und die kleine Dampfmaschine den nöthigen Vorrath an comprimirter Luft stets unterhalten. Je nach den örtlichen Verhältnissen könnte auch die Dampfmaschine in ein höher gelegenes Sammelgefäß Wasser pumpen und durch dieses Wasser von Zeit zu Zeit ein Rad in Bewegung gesetzt werden, welches den Ventilator triebe.

Das beschriebene Transportsystem soll in nächster Zeit für Steinkohlen in gewissen Distrikten angewendet werden, wo Eisenbahnen zu theuer kommen.

(Dinglers polyt. Journ.)

Digitized by Google

Der Scheerenschleifer.

Von Hermann Kauffmann.

(Taf. 10.)

Man ist längst von der Ansicht abgekommen, ein ächter Künstler müsse nur große und bedeutende Gegenstände darstellen, der Maler nur historisch denkwürdige Handlungen, Bildnisse berühmter Personen oder ideale Schönheiten zeigen, denn nicht das Objekt, sondern die Art und Weise, nicht das Was, sondern das Wie macht den Künstler, und eine Darstellung der anspruchslosesten Handlung oder des bescheidensten Stilllebens kann ein Kunstwerk von hoher Bedeutung sein. Die größten Meister aller Schulen haben Genrebilder geliefert und durch Wahrheit des Ausdrucks und vollendete Technik die allgemeinste Anerkennung gefunden. Während der Historienmaler oft nur kalte Bewunderung einflößt, weiß uns der Genremaler durch den naiven Ausdruck oder die gemüthliche Satyre eines Bildes in die heiterste, ersprießlichste Stimmung zu versetzen und selbst dem morosesten Betrachter ein Lächeln abzugewinnen. Indessen umfaßt das Genrebild von der harmlosesten Beschäftigung eine endlose Stufenleiter bis zu den spannendsten Begebenheiten und den ergreifendsten Kämpfen; auch historische Personen kann uns das Genrebild zeigen, sofern nur die Handlung selbst keine historische ist.

Wir legen diesen Blättern ein kleines Genrestück eines renommirten Münchener Künstlers bei, um auch unseres Theiles zur allgemeineren Anerkennung beizutragen, welche die Stücke desselben durch ihre schlichte ruhige Behandlung, den liebenswürdigen Humor und die Vorzüge der Zeichnung und des Colorits verdienen.

Ein Scheerenschleifer ist ein wohlgeeigneter und zumal von niederländischen Genremalern häufig gewählter Gegenstand. Wer erinnert sich nicht, als Kind mit Bewunderung vor dem schnurrenden Rade des wandernden Schleifers gestanden und die reichlichen Funken des zu schärfenden Stahles betrachtet zu haben! Ein ehrenwerthes und uraltes Gewerbe; schon in den alten Mährchen treffen wir den Scheerenschleifer. „Euch geht's wohl," redet bei Grimm Hans im Glücke einen Schleifer an, „daß Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." „Ja wohl," antwortet dieser, „das Handwerk hat einen goldenen Boden, und ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet.

Ich schleife die Scheere und drehe geschwind
Und hänge das Mäntelchen nach dem Wind."

Wir wissen nicht, ob obige Behauptung auch bei unserem Schleifer zutrifft. Der Künstler hat uns nicht einen jener rüstigen Bursche dargestellt, deren Mütze und Schnurrbart den alten Soldaten verrathen, oder einen jener verschmitzten Landfahrer, die alle Jahrmärkte und Kirchweihen besuchen, und sich bei entsprechendem Publikum gerne den Schein geben, als ob sie mehr können als Brod essen, sondern den alten, ächten und soliden Scheereuschleifer. Die Gesichtszüge des guten Alten lassen auf ein knappes, vielleicht gar sorgenvolles, aber doch zufriedenes und still ergebenes Leben schließen. Dem hagern ergrauten Manne hat der Künstler als angenehmen Contrast ein junges Mädchen gegenübergestellt, welches ein kleineres Brüderchen auf dem Arme trägt, das mit ihr der schnurrenden Arbeit des Meisters zuschaut. An den Karren, gleichsam die ambulante Werkstätte desselben, ist ein Hund angelegt, der sich eben zu besinnen scheint, ob er einige des Weges kommende Schulknaben mit Knurren begrüßen oder um ein Stück Brod bei ihnen einkommen soll.

Die klare, warme Luft und das Lichte, Sonnige der Farbe trägt viel zu der Heiterkeit und Ruhe bei, welche über der bescheidenen kleinen Scene weilt. —

Hermann Kauffmann, geb. 1818 zu Hamburg, machte seine Studien auf der Münchener Akademie und erwarb sich durch seine frischen Genrestücke und charakteristischen Volksscenen bald den Beifall der Kunstfreunde. Von seinen größeren Arbeiten fanden seine „Landleute in der Ernte" durch die treffliche Beleuchtung und poetose Behandlung allgemeine Bewunderung. Der Künstler zeigt uns eine Holsteinische Landschaft, gesunde Buchen auf üppigen Grasfluren. Unter einem alten malerischen Baume schlummert, von fliehenden Streiflichtern umgaukelt, ein Mädchen und ein junger Mensch, während den dabeistehenden Alten die Ruhe noch flieht. Wir nennen ferner seine „Winterlandschaft" mit humoristischer Staffage, „seinen trüben Tag" und seine „altbayrische Gebirgsleute". Auch seine kleineren Stücke sind zu einer herzerfreuenden Zierde der Zimmer so sehr geeignet, als zur Aufnahme unter die mit dem delikatesten Geschmacke gewählten Blätter eines Albums.

—b.

Ein Turnier.

(Fortsetzung und Schluß zu S. 64.)

Der glorreiche Ausgang dieses Kampfes erregte unter den meisten der Zuschauer eine förmliche Begeisterung, und als nun der Sieger langsam gegen die nördlichen Schranken hinritt, wurde er mit einem solchen Sturm von Beifallsgeschrei empfangen, daß selbst die rauschenden Fanfaren der Musik nicht durchzudringen vermochten. Lange Ruhe gönnte sich übrigens der Ritter nicht, sondern nachdem er sich von seinem Knappen einen neuen Schild hatte reichen lassen — der, welchen er in dem letzten Kampfe gebraucht, war durch den Stoß Salisbury's ein wenig beschädigt — ließ er dem Oberturnierrichter durch einen der Marschälle zu wissen thun, daß er nun gesonnen sei, auch mit den anderen noch übrigen Ausforderern um die Siegespalme zu streiten, und bat demgemäß, das Zeichen zu dem neuen Waffengang recht bald zu geben. — Solcher Bitte willfahrte König Eduard, ohne ein Wort zu erwidern, und so wie nun die Trompeten ertönten, ritt der Ritter mit dem durchbohrten Herzen abermals auf die Zelte der Ausforderer zu. Dort angekommen, berührte er jeden der noch aufgehängten vier Schilde, einen nach dem andern, mit der scharfen Spitze seiner Lanze, indem er zugleich laut ausrief, daß die vier Ritter, denen diese Schilde gehörten, die Reihenfolge, in welcher sie mit ihm kämpfen wollten, selbst bestimmen möchten; dann aber sprengte er dem nördlichen Ende der Schranken zu, um seinen ersten Gegner zu erwarten. Doch soll ich nun die folgenden

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

vier Waffengänge des Weitläufigen beschreiben? Das Resultat war ja bei allen das gleiche, indem jedes Mal unser Held siegreich aus dem Kampfe hervorging! Der Erste, der sich ihm entgegenstellte, war Heinrich Gaston von Gilles, genannt der Unüberwindliche; allein mit welchem Unrecht er dieses Beinamen führte, sieht man daraus, daß er gleich beim ersten Zusammenstoß bügellos gemacht wurde und sich deßhalb für besiegt erklären mußte. Noch schlimmer erging es seinem Nachfolger, dem Hubert von Malmsbury, genannt die Streitaxt, denn das Pferd überschlug sich so mit ihm, daß der Sattelgurt brach und in Folge dessen der Reiter im Sande begraben wurde. Der Dritte, Wilhelm Vitraix, Herr von Sancerre, versuchte den nämlichen Stoß, durch welchen der Ritter mit dem durchbohrten Herzen den Grafen Salisbury geworfen hatte, allein es gehörte, wie schon oben gesagt, eine ungewöhnliche Geschicklichkeit dazu, einen solchen Stoß durchzuführen, und somit verfehlte die Lanze Sancerre's, zum großen Vergnügen des Publikums, das in ein helles Gelächter ausbrach, ihr Ziel gänzlich. Nunmehr blieb nur noch Einer zu besiegen übrig, nämlich Eduard Walpole, Graf von Oxford, und dieser, ein anerkannt wackerer Kämpe, nahm sich vor, alle seine Kräfte aufzuwenden, um das Schicksal des Tages schließlich noch zu wenden. In der That schleuderte er auch seine Lanze äußerst ritterlich, so daß sie, wie die seines Gegners, bis zum Griff zersplitterte; doch was half es ihm? Beim zweiten Gange wurde er so unsanft zur Erde geworfen, daß er drei Rippen zumal brach und aus den Schranken getragen werden mußte!

Solches war das Resultat dieses zweiten Kampftages, ein Resultat, von welchem vor noch nicht einer Stunde kein Mensch auch nur zu träumen gewagt hätte. Wie jedoch dieses Resultat von den Zuschauern aufgenommen wurde, nämlich mit welchem Jubel von den burgundisch-französisch Gesinnten, so wie mit welchem Ingrimm von den Engländern und Normannen, darüber zu berichten, muß ich einer gewandteren Feder überlassen; der Wahrheit gemäß aber muß ich hinzusetzen, daß wenigstens die obersten Häupter von beiden genannten Parteien ihre Gefühle, so gut es immer ging, zu verbergen suchten. Demgemäß trug der Herzog von Burgund ein gar ernstes Gesicht zur Schau, und seine nächste Umgebung ahmte ihm natürlich hierin nach, denn jeder Jubelton, ja sogar jeder fröhliche Blick mußte von dem Könige von England und den Seinigen wie Hohn und Spott aufgenommen werden. Umgekehrt aber suchte der Letztere die Miene des größten Gleichmuths anzunehmen oder vielmehr, er zwang seine Lippen zu einem Lächeln und seinen Mund zu einer Scherzrede, obwohl es ihm nie weniger, als eben jetzt, um's Lachen und Scherzen zu thun war. „Man sollte fast meinen," sagte er, zum Herzog von Burgund gewandt, „Held Roland sei wieder erstanden, wenn man die Thaten dieses Ritters mit ansieht; aber, mein theurer Herzog, wollt Ihr nicht jetzt endlich den geheimnißvollen Schleier lüften, in den sich dieser Kämpe gehüllt hat, denn Ihr seht, ich brenne vor Begierde, seinen Namen zu erfahren." — „Dazu," erwiderte der Herzog, „bin ich den Turniergesetzen gemäß nicht befugt; aber wenn Eure Majestät nunmehr zum Preisvertheilen schreiten wollen, so wird wohl ohne Zweifel das Räthsel sogleich gelöst sein. Ueberdieß hat der Sieger die Königin der Liebe und Schönheit zu ernennen, und wie ich sehe, werden unsere Damen schon ungeduldig, daß sie so lange in der Ungewißheit schweben müssen, welcher von ihnen der Preis zuertheilt werden wird." — „Ihr habt Recht," rief König Eduard. „Ueber meiner Neugierde hätte ich beinahe die Hauptsache vergessen." — Sogleich bat er nun die zwei Turniermarschälle, welche längst am Fuße der königlichen Gallerie seiner Befehle harrten, den siegreichen Ritter herbeizuführen, und zu gleicher Zeit gab Herzog Konrad einigen seiner höher Bediensteten einen Wink, das kostbare Rüstzeug und das noch kostbarere Schlachtroß, das er zum Siegerpreis für heute bestimmt hatte, herbeizubringen. Letzteres war im Augenblick geschehen, denn man hatte natürlich Roß wie Rüstung in der Nähe parat gehalten, und nicht viel länger dauerte es, bis die Marschälle den Ritter herbeibrachten, welcher inzwischen unter dem fast wahnsinnigen Beifallsgeschrei der großen Menge langsam die Schranken entlang geritten war. Sobald derselbe nun aber an den Stufen der Königsgallerie angekommen war, sprang er alsobald vom Sattel und beugte ein Knie vor dem Könige, der ihm die Stufen herab entgegen gegangen war. „Den Helm ab, den Helm ab!" schrieen nun sogleich Tausende von Stimmen; „wir wollen ihn sehen, der fünf der Tapfersten bezwungen." — „Auch ich hege denselben Wunsch," versetzte König Eduard mit liebenswürdiger Freundlichkeit, „doch will ich Euch nicht dazu zwingen, falls Ihr einen bestimmten Grund habt, noch länger unerkannt zu bleiben." — „Ich würde es für eine Anmaßung halten," entgegnete der Ritter bescheiden, „einem Wunsche Eurer Majestät nicht alsobald nachzukommen; nur möchte ich Euch sowohl, als den edlen Herzog von Burgund bitten, ein gutes Wort für mich einzulegen, wenn ein hochverehrter Anverwandter von mir im Zorn über meine hiesige Anwesenheit mich allzu hart anlassen sollte." — „Ich dir zürnen?" schrie jetzt der alte Herr, den der Herzog von Burgund als Graf v. Valence angeredet hatte, indem er sich, so weit es die Schicklichkeit erlaubte, vordrängte. „Ich dir zürnen, Hugo v. Gröningen? Im Gegentheil, ich danke Gott auf den Knieen, daß er dich mir zum Neffen geschenkt hat, denn sonst hätte heute die Ehre Frankreichs einen Makel erlitten, den der Loirestrom in hundert Jahren nicht abgewaschen hätte."

Es lag etwas in dieser Rede, das dem Könige von England gar bitter zu Herzen ging, aber er unterdrückte die heftige Gegenrede, die ihm schon auf der Zunge lag, und befahl sofort den beiden Marschällen, den Helm des Ritters zu lösen. Mit ungeheurer Spannung verfolgten alle Anwesenden die Lösung des Geheimnisses, denn obwohl das anfwallende Gefühl des Grafen v. Valence den Namen des Ritters bereits veröffentlicht hatte, so kannten doch die Wenigsten den jungen Grafen persönlich. Darum, als nun ein edles, schönes, von blonden Locken umrahmtes Gesicht zum Vorschein kam, welches von der Gluth der Scham übergossen war, klatschten Alle unwillkürlich mit den Händen, und der Ruf: „Es lebe Graf Hugo von Gröningen!" erscholl aus tausend Kehlen zumal. Endlich legte sich die ungeheure Aufregung in Etwas, und König Edward, der den kaum fünfundzwanzigjährigen Helden nicht ohne großes Wohlgefallen betrachtete, fand nun Gelegenheit, ihn wegen seiner bewiesenen Tapferkeit zu beloben und ihm zugleich den kostbaren Siegespreis zu übergeben. „Befehlt, Herr Ritter, wohin man Beides bringen soll," so schloß er seine Rede, „und nehmt zuletzt die Versicherung, daß ich nicht wenig stolz darauf wäre, wenn ich Euch einen Kommandostab in meinem Kriegsheere anbieten dürfte." — „Ich bin," erwiderte der junge Graf, der eine Antwort auf den letzten Theil der Rede König Eduards klug vermied, „ich bin in einer kleinen Herberge abgestiegen, denn wegen der strengen

Digitized by Google

Befehle meines Oheims ging meine Absicht anfangs nur dahin, dem Turniere als ein Unbekannter zuzuschauen, und erst als Horace v. Salisbury alle Andern niederwarf, konnte ich mich nicht länger halten, ebenfalls eine Lanze mit ihm zu brechen. Erlaubt daher, daß ich den herrlichen Preis meinen Knappen . . ." — „Mit Nichten, mein junger, tapferer Freund," unterbrach ihn da der Herzog von Burgund, ihm herzlich die Hand zum Gruße bietend, „sondern man bringe Pferd und Rüstung in's Schloß, allwo der Sieger des heutigen Tages als mein hochgeehrter Gast zu wohnen nicht verschmähen wird." — „Recht so, mein theurer Herzog," rief der König von England, „und nun auf und zu Roß, Herr Hugo v. Gröningen, denn es gilt jetzt, die Königin der Liebe und Schönheit zu erwählen. Erhebt Eure Lanze, um die Krone zu empfangen, mit der Ihr dieselbe schmücken sollt."

Natürlich gehorchte der Ritter augenblicklich, und wie er nun die Lanze erhob, steckte König Eduard eine künstlich aus lebendigen Blumen geflochtene und mit goldenen Pfeilen geschmückte Krone daran, mit welcher der junge Graf alsbald fortsprengte. In gestrecktem Galopp legte er den ganzen Umkreis innerhalb der Schranken zurück und schwang dabei die Lanze so geschickt, daß Jedermann die Krone bewundern konnte; dann aber zügelte er den Lauf seines Rosses, so daß sich dieses nur im langsamsten Schritte vorwärts bewegen konnte. That er dies wohl, um zu prüfen, welche unter den vielen Schönheiten, die auf den Gallerien saßen, die würdigste sein möchte? Es schien dies kaum der Fall zu sein, denn so langsam er auch ritt, so stellte er doch keine Auslese an, sondern sein Blick hing von Anfang an nur an einem einzigen Punkte inmitten der großen Damengallerie, gegen welchen er auch sofort sein Pferd hinlenkte. Hier saß nämlich zwischen zwei älteren Damen ein junges Fräulein — dasselbe Fräulein, welches gestern der Graf v. Salisbury durch das Senken seiner Lanze begrüßt, und das diesen Gruß durch ein unwilliges Abwenden des Gesichts beantwortet hatte — und diese Jungfrau zeichnete sich nicht nur durch ihre auffallende Schönheit und ihren sehr reichen Anzug aus, sondern schien auch einen ziemlich hohen Rang in der Gesellschaft einzunehmen. Aller Augen richteten sich daher sogleich auf sie, als der Ritter sich der Gallerie immer mehr näherte, denn gleichsam instinktmäßig erriethen die Meisten, daß er sie und keine andere zur Königin des Festes auserlesen werde, und merkwürdig — sie selbst schien von derselben Ahnung ergriffen zu sein. Vor wenigen Augenblicken nämlich noch hatte ihr Auge voll Bewunderung an ihm gehangen, und es wäre ihr gar nicht möglich gewesen, den Blick von ihm zu wenden; nunmehr aber, als er näher und näher kam, wurde ihr Gesicht wie von Blut übergossen und ihr Auge suchte beharrlich den Boden, ohne sich wieder von diesem zu erheben. Jetzt hielt der Ritter vor dem erhöhten Sitze, den sie einnahm, und langsam senkte er seine Lanze, indem er die Blumenkrone zu ihren Füßen niederlegte; sowie er aber dies gethan hatte, schmetterten die Trompeten einen fröhlichen Tusch, und die Herolde verkündeten mit lauter Stimme, daß das hochedle Fräulein Thekla, Marquisin von Montpellier, für den nächsten Tag zur Festdame, d. i. zur Königin der Liebe und Schönheit, ernannt sei. Mit unendlichem Jubel ward diese Ankündigung von den Zuschauern begrüßt, und den Augenblick darauf sprengte der König von England mit dem Herzoge von Burgund und in Begleitung sehr vieler Edlen herbei, um der Festkönigin ihre Huldigung darzubringen. Ja, als diese noch immer in der sichtbarsten Verwirrung befangen blieb, stieg der Herzog von Burgund sofort vom Rosse und setzte ihr die Krone auf's Haupt, indem er zugleich befahl, die Pferde für die Damen vorzuführen, indem nun das heutige Turnier sein Ende erreicht habe.

So war es auch in der That, und die hohen Herrschaften mit all' den Rittern und Damen verfügten sich sofort in schöuster Ordnung und anscheinend in größter Zufriedenheit nach ihren Quartieren in Chalons zurück, während die übrigen Zuschauer sich dahin oder dorthin zerstreuten; allein — daß der Schein nur zu oft trügen kann, das zeigte sich hier auf die überzeugendste Weise. Gleichwie nämlich das Feuer nicht selten unter der Asche fortglimmt und bei dem geringsten Luftzutritt in helle Flammen ausschlägt, so hatte sich auch der Zorn, welchen das heutige wie das gestrige Turnier zwischen den Franzosen und Engländern erzeugt hatte, keineswegs gelegt, sondern er war in Folge der Bemühungen des Königs Eduard und des Herzogs von Burgund, den äußeren Anstand zu wahren, nur unterdrückt und zurückgedrängt. Wie hätten denn die Ritter Frankreichs den Tod ihrer drei Besten und Edelsten je verschmerzen können, und wie wäre es umgekehrt den Rittern Englands möglich gewesen, über die Niederlage, die sie heute erlitten, nicht Rache zu brüten? So hielten denn Einzelne von beiden Partheien noch in tiefdunkler Nacht geheime Zusammenkünfte und beriethen sich, wie sie es den andern Tag bei dem allgemeinen Turniere halten wollten; Andere aber, die nicht so weit gingen, nahmen sich wenigstens vor, bei dem „Ensemble" ihr Möglichstes zu thun und ihre Gegner auf keine Weise zu schonen. Ja, man will sogar wissen, daß König Eduard selbst, bei welchem die Ruhe, die er zur Schau trug, auch nur eine künstlich gemachte war, im Sinne trug, wie ein gewöhnlicher Ritter mitzukämpfen, und nur durch die größten Anstrengungen seiner weiseren Räthe davon abgebracht werden konnte! Doch sei dem, wie ihm wolle, so ist jedenfalls so viel gewiß, daß beide Partheien sich auf den dritten Turniertag mit ungewöhnlicher Sorgfalt vorbereiteten, und daß selbst das bürgerliche Publikum demselben mit der größten Spannung entgegensah.

Endlich brach er an, dieser Tag, und in unabsehbarer Menge zogen die Zuschauer schon am frühesten Morgen auf die Ebene hinaus, auf welcher der Turnierhof errichtet war. Nicht minder großartig fiel der Zug der Ritter und Damen aus, und ein unpartheiischer Chronikschreiber aus jener Zeit meint sogar, es hätten sich weit mehr Personen dabei betheiligt, als am ersten Tage, wo doch das Schauspiel noch neu gewesen sei. Besonders Auffallendes lag jedoch hierin nicht, wohl aber darin, daß sich bei weitem mehr Ritter zum Turnieren selbst einfanden, als man vorher vermuthet hatte; ja, daß sich sogar solche Herren bei den Turnierwetten meldeten, deren ursprüngliche Absicht, wie man gewiß wußte, dahin gegangen war, sich nur als Zuschauer zu vergnügen, nicht aber am Kampfe persönlich Theil zu nehmen! Es stand daher eine geraume Zeit an, bis Alles geordnet war, denn jeder Mitturnierende wurde in ein großes Buch eingetragen, und mußte sich zugleich erklären, auf welcher Seite er streiten wolle; selbstverständlich aber hatten die Turnierrögte mit den Marschällen auf's Genaueste dafür zu sorgen, daß auf keiner der beiden Partheien ein Ritter mehr oder weniger eingeschrieben werde, als auf der andern, sondern die Zahl mußte vielmehr auf jeder Seite die vollkommen gleiche sein. Endlich, nach manchem Wortstreit, der nur zu oft beinahe zu Thätlichkeiten

Digitized by Google

ausgeartet wäre, kamen die Turnierbeamten mit ihrem schwierigen Geschäfte zu Ende, und es handelte sich nun darum, daß jede Parthei ihren Anführer ernenne, denn der Mêlée-Kampf stellte ja eine Schlacht vor, und die beiden Armeen mußten also von je einem Kriegsobristen geleukt werden. Solches war übrigens bald geschehen. Obgleich nämlich auf jeder Seite nicht weniger als hundertfünfzig Ritter (eine Zahl, die sicherlich um's Dreifache größer war, als bei sonstigen Turnieren) standen, so herrschte doch weder bei den Engländern, noch bei den Franzosen irgend eine Meinungsverschiedenheit vor, sondern die einstimmige Wahl der Ersteren fiel auf Horace, Grafen v. Salisbury, und die der Letzteren auf den Grafen Hugo v. Gröningen, den Sieger im gestrigen Turniere. Sobald nun dies geschehen war, wurden die beiden hohen Herren, der König von England und der Herzog von Burgund, davon benachrichtigt, und dieselben bereiten sich sofort, die Marksgräfin Thekla v. Montpellier, als die erwählte Königin der Liebe und Schönheit, unter dem Schmettern der Musik auf ihren mit lebendigen Blumen geschmückten Thron zu führen. Dieser Moment konnte als der schönste des ganzen Festes gelten, denn wie eine himmlische Erscheinung schritt die wundersam gepuzte junge Dame zwischen den beiden Fürsten über die Stufen hinan, und in der Begeisterung hierüber erhoben sich alle Anwesenden, die Herren wie die Damen, von ihren Sitzen, um sich unter dem Jauchzen der großen Menge nicht eher wieder niederzulassen, als bis die Festkönigin zwischen ihren hohen Führern (diese sollten ihr als Beistand bei Ausübung ihres Amtes dienen) Platz genommen hatte. Kaum aber war dies geschehen, so säuberten die Marschälle mit ihren Assistenten den Platz innerhalb der Schranken von den Eingedrungenen, und auf einen Wink der Königin gab die Musik das Zeichen, daß die beiden Kriegsparthien nunmehr auf den Kampfplatz rücken könnten.

Das war nun abermals ein wundersamer und überaus imposanter Anblick. Man bedenke nur, von zwei Seiten her stellten sich je hundert und fünfzig, von Kopf bis zu Fuß in Stahl gehüllte Reiter einander gegenüber, und einer sah kräftiger, männlicher und ritterlicher aus, als der andere! Die meisten Blicke aber zogen doch die beiden Führer auf sich, welche vor der Front ihrer Mannen auf und ab sprengten, um Alles auf's Genauste zu ordnen, und erst, als eine schnurgerade Linie hergestellt war, ihren Platz in der Mitte derselben einnahmen. Auf sie, das wußte man wohl, auf sie kam ja doch die Hauptsache an, und wer von ihnen Beiden den Andern schließlich besiegte, der entschied damit auch das Schicksal des Tages!

Unbeweglich, einer ehernen Mauer gleich, und die ganze Breite des Turnierhofes ausfüllend, hielten die beiden Linien einander gegenüber, die Engländer am südlichen Ende der Schranken und die Franzosen am nördlichen; da erhoben sie auf's Kommando ihrer Führer die Lanzen und machten sich zum Kampfe bereit. Ein Moment noch — und die Festkönigin winkte mit ihrem Stabe; im selben Augenblicke aber schmetterten die Trompeten zum Angriff, und die an den beiden Portalen aufgestellten Marschälle gaben mit donnernder Stimme die Losung zum Streite. Ha, wie sie nun die Lanzen gegen einander senkten, die hundert und fünfzig Ritter von jeder Parthie! Wie sie ihren Rossen die Sporen in die Seiten drückten, daß diese von der ruhigsten Haltung urplötzlich in die schnellste Carrière übergingen, und wie sie endlich im Mittelpunkte der Schranken so furchtbar auf einander stießen, daß man das donnernde Krachen mehr als eine Stunde weit hörte! Im ersten Augenblicke übrigens konnte man nicht unterscheiden, welche Folgen dieser gräßliche Zusammenstoß hatte, denn es erhob sich durch das Gestrampf der dreihundert Pferde eine so dichte Staubwolke, daß der ganze Gesichtskreis verdunkelt wurde; aber wie sich nun die Wolke nach und nach verzog und man den Schauplatz des Gefechtes zu überschauen im Stande war — welch' furchtbare Veränderung war da nicht in dieser so kurzen Zeit mit einem nur allzu großen Theile der Ritter vor sich gegangen! Mit wogenden Helmbüschen, in glänzender Rüstung, auf feurigen, frischen Pferden hatte man sie in die Schranken einziehen sehen, und jetzt — jetzt, nach wenigen zehn oder fünfzehn Minuten, saß nur noch kaum die Hälfte im Sattel, während die Andern entweder in trauriger Hülflosigkeit zu Boden lagen, oder aber sich von ihrem Sturze aufgerafft hatten und nun zu Fuße weiter kämpften! Von einem Streite in geordneter Kampflinie war aber natürlich jetzt keine Rede mehr, sondern Jeder suchte sich nach Willkür und Belieben einen Gegner aus und griff sofort, wenn er mit diesem fertig geworden war, einen andern an. Ja, oft gingen zwei oder drei auf einen und denselben los, obwohl dies für keine besonders ehrenwerthe Kampfweise galt, allein in der Hitze und Aufregung nahm man es mit den Regeln oft nicht so genau und heute schienen die Fechtenden ohnehin von einem ganz ungewöhnlichen Eifer beseelt zu sein. Bald dehnte sich der Kampf über den ganzen Turnierhof aus, indem er sich gleichsam in lauter Einzelduelle auflöste, oder auch drängten sich verschiedene Gegner zusammen und man focht in Gruppen von Dutzenden und noch mehreren; die zwei einzigen Waffen aber, deren man sich nach einer Viertelstunde noch bediente, waren das Schwert und die Keule, denn die Lanzen lagen natürlich längst, in kleine Stücke zersplittert, am Boden.

Und immer grausenhafter entwickelte sich die Schlacht, und rechts und links flogen die Hiebe, als befinde man sich im heftigsten Kriege, oder als gälte es, Leben, Ehre und Freiheit zu vertheidigen. Bald waren die glänzenden Rüstungen über und über mit Staub und Blut bedeckt, und die prangenden Helmbüsche hingen zerstückelt um das Haupt. Da und dort streckte ein Roß alle Viere von sich, dieweil es soeben erschlagen worden war, und daneben lag vielleicht sein Herr, ebenfalls zum Tode verwundet und vergeblich bemüht, sich aus dem Gewühle zurückzuziehen. Dennoch aber ließen die Ritter, die noch zu Rosse saßen oder wenigstens gesunde Gliedmaßen hatten, auch nicht einmal eine Pause von einem Augenblick eintreten, sondern im Gegentheil, je länger das Gefecht dauerte, um so mehr schien sich ihre Wuth zu steigern. „Hie Frankreich und Burgund!" schrieen die Einen; „hie England und König Eduard!" die Andern, und jeden Schrei begleiteten so laut rasselnde Streiche, daß das Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden vollkommen davon übertönt wurde. In der That, in einer Feldschlacht konnte es nicht wilder, toller und blutiger zugehen, denn offenbar hatten es die beiden Partheien nicht blos darauf abgesehen, sich mit einander zu messen, sondern vielmehr darauf, den Gegnern eine vollständige, ja eine tödliche Niederlage zu bereiten!

Doch so großes Interesse auch ein Jeder der dreihundert Kämpfer in seiner Art erregte, so war doch die Hauptaufmerksamkeit der Zuschauer auf die beiden Anführer gerichtet, und man ließ sie schon deßhalb nie aus den Augen, weil man wußte oder doch wissen wollte, daß Beide geschworen hatten, dießmal auf Tod und Leben mit einander zu kämpfen, und nicht eher nachzulassen, als bis der Eine

Digitized by Google

oder der Andere gefallen sei. Eigenthümlicherweise übrigens kam es längere Zeit nicht zu diesem mit so großer Sehnsucht erwarteten Zweikampf, obwohl dies weder in der Schuld Hugo's v. Gröningen, noch in der Horace's v. Salisbury lag. Im Gegentheil suchten sich diese Beiden von Anfang an mit der heftigsten Begierde auf, allein das Geschick war mächtiger als ihr Wille. Zwar allerdings beim ersten Rennen, als jede Parthei nur eine einzige Schlachtlinie bildete, hatten sie, weil Jeder von ihnen seinen Platz in der Mitte der Linie hatte, einen Lanzenstoß mit einander gewechselt, der übrigens weder den Einen noch den Andern zum Wanken brachte; aber nachher wurden sie durch das Gedränge der Kämpfenden völlig aus einander gerissen, und längere Zeit schlugen alle Versuche, sich zu treffen, durchaus fehl. Gar Mancher nämlich vermeinte, sich besonderen Ruhm zu erwerben, wenn er einen Schwerthieb gegen den Anführer der Gegenparthei führe, und so sah sich sowohl Horace v. Salisbury, als Hugo v. Gröningen alle Augenblicke in ein neues Gefecht verwickelt. Freilich verstanden sie es regelmäßig, sich ihrer Gegner zu entledigen, und oft überwanden sie dieselben schon nach wenigen Gängen, indem ihnen kein Einziger der Mitturnierenden gewachsen war; allein einen Aufenthalt natürlich verursachte jeder dieser Kämpfe, auch der schnellst vorübergehende, und in Folge dessen wurde die Begegnung zwischen dem Britten und dem Deutschen ungemein lange hinausgeschoben. Doch endlich, als schon mehr denn zwei Drittheile, entweder weil sie sich für besiegt erklärt hatten, oder weil sie wegen erhaltener Wunden nicht mehr weiter kämpfen konnten, oder auch weil sie ein tödtlicher Streich getroffen, aus den Schranken gebracht worden waren, gab's Luft, und nun fanden sich die beiden Anführer auf einmal. Jeder von ihnen führte Schwert und Lanze, und Jeder saß noch hoch zu Rosse, was sonst bei nur noch Wenigen der Fall war; allein zugegeben muß werden, daß das Thier, welches Salisbury ritt, bei weitem nicht mehr das Feuer und die Kraft zeigte, wie das des Grafen v. Gröningen. Natürlich, denn die Last des riesigen Engländers drückte schwer auf dem Pferde, so daß dieses nothwendig bälder ermüdet werden mußte, als das des viel leichteren Deutschen, und überdies ritt Letzterer das herrliche, an Schnelligkeit, Ausdauer und Kraft unüberwindliche Schlachtroß, das er gestern zum Siegespreise erhalten hatte. Insofern also war Hugo v. Gröningen im Vortheil; aber in anderer Beziehung stand er im Nachtheil, indem eine Lanzenspitze seinen Harnisch durchbohrt und ihm an der Seite eine zwar nicht gefährliche, aber auch nicht unbedeutende Wunde beigebracht hatte, während Horace v. Salisbury noch so heil und gesund war, wie vor dem Beginn des Turniers. Man durfte also wohl mit Recht annehmen, daß keiner der beiden Kämpen vor dem Andern etwas voraus habe, und wenn somit Einer am Ende den Sieg davontrug, so hatte er dies nicht dem blinden Zufall, sondern seinem größeren Muthe, seiner größeren Kraft, seiner größeren Gewandtheit zuzuschreiben. Gerade aus diesem Grunde aber ward die Theilnahme der Zuschauer auf's Höchste gespannt, und die ganze große Versammlung, die doch aus vielen Tausenden bestand, beugte sich, als der Kampf zwischen Horace v. Salisbury und Hugo von Gröningen begann, voll Neugierde und Aufregung vor, um besser sehen und genauer beobachten zu können. Ja noch mehr — die sämmtlichen noch innerhalb der Schranken Mitturnierenden, ihrer wohl mehr als vierzig Paare, die sich bisher mit der größten Hartnäckigkeit zu Leibe gegangen waren, gaben, als sie sahen, was jetzt kam, sofort ihren Streit auf und wurden von nun an eben so aufmerksame Zuschauer, als ihre Genossen auf den Gallerien. Stillschweigend, ohne weitere Verabredung, waren sie übereingekommen, die Entscheidung des ganzen Kampfes nur allein den Führern zu überlassen, und es sollten diejenigen, deren Feldherr unterliege, sich ohne Widerrede sämmtlich ebenfalls für besiegt erklären. Hieraus ersieht man, welch' ungeheures Interesse an dem Kampfe der beiden Helden hing, allein deßwegen sollte doch die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen, und zwar fiel sie gegen den Anführer der Englischen aus.

Im Anfang allerdings schien es, als ob die offenbar viel wuchtigere Kraft des riesigen Salisbury den weit jüngeren und schmächtigeren Deutschen erdrücken werde; allein der Letztere entwickelte seinerseits eine solche Gewandtheit und Sicherheit, daß das Gleichgewicht völlig dadurch hergestellt wurde. So wechselten sie denn wohl zehn Minuten lang Schwerthiebe um Schwerthiebe, ohne daß Einer von ihnen einen sichtbaren Vortheil erlangte, und wenn man jetzt glaubte, der Streich, zu welchem Salisbury soeben ausholte, müßte den Gröningen zermalmen, so zeigte der nächste Augenblick schon, daß derselbe mit vollendeter Reitkunst sein vortreffliches Roß noch zu rechter Zeit auf die Seite geworfen habe und so der furchtbaren Gefahr entgangen sei. Umgekehrt aber fing offenbar der Engländer an zu ermüden, denn der v. Gröningen setzte ihm bald von dieser, bald von jener Seite zu und ließ ihn fast gar nicht mehr zu Athem kommen. Demgemäß faßte Salisbury den Entschluß, der Sache mit einem Mal ein Ende zu machen, nahm sein wohl fünf Fuß langes und drei Zoll breites Schwert in beide Hände, drückte seinem Rosse beide Sporen in den Leib, daß es wie toll auf sein Ziel losrannte, und führte nun einen so mächtigen Streich wider seinen Gegner, daß diesem nothwendig der Kopf gespalten worden sein würde, wenn er getroffen worden wäre. Doch — was der Ruttergang des deutschen Ritters werden sollte, wurde sein Glück, denn eben als Salisbury zum Hieb ausholte, stolperte sein müdes Roß über einen Helm oder ein sonstiges Rüststück, deren viele Dutzende auf dem Boden herumlagen, und fiel, weil sein Reiter es nicht im Zügel hatte, mit furchtbarem Gekrach zu Boden. So ging nicht blos der beabsichtigte Streich verloren, sondern Salisbury kam unter sein Pferd zu liegen, so daß ihn Jedermann für verloren hielt. Allein noch war es nicht so weit. Kaum nämlich waren Roß und Reiter zusammengestürzt, und zwar so heftig, als ob keines je mehr aufstehen könnte, so arbeitete sich der gewaltige Krieger auch schon wieder unter dem Pferde hervor, sprang mit einer Gewandtheit, die man ihm nicht zugetraut hätte, auf seine Füße, ergriff sofort, weil er sein Schwert im Falle verloren hatte, die eiserne, am Sattelgurt hängende Keule und schwang dieselbe um den Kopf, als wäre sie nur ein leichtes Stäbchen. Alles dies war das Werk eines Augenblicks; doch hätte sicherlich der Graf v. Gröningen die Sache verhindern können, wenn er nur anders gewollt hätte; allein er war ein allzu ritterlicher Held, als daß er den Vortheil, den ihm der Sturz seines Feindes gewährte, benützen mochte, und diesem seinem ritterlichen Geiste folgend, ließ er dem Gegner nicht nur Zeit, aufzustehen, sondern sprang sogar selbst vom Rosse, um gar keinen Vortheil vor ihm voraus zu haben. Ein ungeheurer Beifallssturm, in den sogar bießmal nicht wenige Engländer einfielen, belohnte ihn für diesen fast außerordentlichen Edelmuth, und wenn der Graf v. Salisbury von demselben hohen Geiste beseelt gewesen wäre, so würde

Digitized by Google

er nun wohl den Kampf aufgegeben und sich für besiegt erklärt haben. Daran dachte er jedoch keinen Augenblick. Im Gegentheil war seine Wuth durch den Sturz nur noch vermehrt worden, und er drang nun mit einer solchen Heftigkeit auf seinen Gegner ein, daß dieser die gewaltigen Streiche kaum mit seinem Schilde pariren konnte. Allein eben dieses Ungestüm bereitete dem Grafen seinen Untergang, denn er arbeitete sich dadurch allzu sehr ab, während

Landeck in Tirol.

die Kräfte des v. Gröningen gänzlich geschont blieben. Nachdem also der Graf v. Salisbury sich wohl eine Viertelstunde lang vergeblich angestrengt hatte, den Grafen v. Gröningen mit seiner furchtbaren Keule niederzuschlagen, drehte dieser auf einmal die Art des Gefechtes um, indem er urplötzlich von der bloßen Vertheidigung zum heftigsten Angriff überging. Hageldicht fielen nun seine Streiche, und — wahr und wahrhaftig, eine solche gewaltige Kraft hätte der von

Digitized by Google

Salisbury dem noch so jungen Gegner nicht zugetraut. Mit einem einzigen Hiebe ward der Schild des Engländers zerschmettert und ein anderer Hieb schlug ihm den Helm fast durch und durch, so daß der riesige Mann wie betäubt in seine Kniee sank. „Ergebt Euch," schrie jetzt der Graf v. Gröningen, „oder Ihr seid ein Mann des Todes!" Doch noch einmal raffte sich der furchtbare Kämpe empor und schleuderte seine Keule mit einer solch' unwiderstehlichen Wucht gegen den Andern, daß dieser sicherlich zu Boden gestürzt wäre, wenn er sich nicht durch seinen Schild zu schützen verstanden hätte. So aber erhielt er sich fest auf den Beinen, und von Neuem ausholend, brachte er den Grafen v. Salisbury durch einen nochmaligen Hieb auf den bereits halb gespaltenen Helm so vollständig zu Falle, daß derselbe wie todt dalag und das Blut gleich einem Bächlein unter ihm hervorschoß.

Nunmehr war der Kampf entschieden, denn die Engländer, welche noch unbesiegt innerhalb der Schranken standen, begehrten denselben nicht fortzusetzen, sondern erklärten sich freiwillig für überwunden. Welche Opfer aber hatte der furchtbare Streit gekostet! Nicht weniger als siebenundzwanzig Ritter, nämlich vierzehn Franzosen und dreizehn Engländer, und darunter manche sehr hochgestellte Herren, waren in diesen drei Tagen auf dem Platze geblieben, und mehr als noch einmal so viele hatten so schwere Wunden erhalten, daß sie sich zeitlebens nicht mehr davon erholten. Ja, was noch weit mehr in's Gewicht fiel, der Haß zwischen Engländern und Franzosen, der kaum etwas gedämpft war, wurde durch dieses Waffenspiel von Neuem angefacht und brach bald nachher in einem Kriege, der sich in Folge dessen entzündete, zu hellen Flammen aus! Trotz allem dem aber entstand ein unbeschreiblicher Jubel, als der Graf v. Gröningen seinen Gegner geworfen hatte, und dieser Jubel steigerte sich noch, wenn irgend möglich, als derselbe, nachdem er sein Roß wieder bestiegen, vor den Thron der Königin der Schönheit und Liebe hinsprengte, um sich sofort von ihr, zum Zeichen seines Sieges, einen goldenen Lorbeerkranz auf den Helm befestigen zu lassen. Was soll ich aber erst von den Festlichkeiten sagen, die dann noch folgten? Soll ich vielleicht von dem Bankette erzählen, auf welchem dem Sieger der Ehrenplatz neben der Königin der Schönheit zwischen dem König von England und dem Herzog von Burgund eingeräumt wurde? 'Oder vom Preisvertheilen, das ihm eine schöne Baronie und einen herrlichen Marstall eintrug? Oder endlich vom Tanze, bei welchem Thekla v. Montpellier den Reigen führte, und nicht „Nein" sagte, als er sie um ihre Hand für's ganze Leben bat? Am besten ist's wohl, ganz darüber zu schweigen, und nur noch hinzuzusetzen, daß das Turnier von Chalons in den Geschichtsbüchern der Ritterschaft stets als eines der großartigsten Waffenspiele, welche je abgehalten wurden, gegolten hat.

Eugène Delacroix.

Der Tod dieses bekannten Malers verursacht eine sehr weite Lücke in den Reihen der französischen Kunst, welche nicht leicht durch einen eben so originellen und mächtigen Genius wieder ersetzt werden wird. Scheffer, Vernet, Decamps, den Leuchten der modernen Zeit in ihrer vaterländischen Kunst, ist ihr Freund und Zeitgenosse gefolgt, der Sohn von Charles Delacroix Constant, Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Direktorium, einem ausgezeichneten, sehr fähigen Manne. Eugène Delacroix hatte wohl noch besseres Recht zu dem Namen eines großen und originellen Künstlers, als sowohl Scheffer wie Vernet. Die Kritik braucht bei Vernet nicht zu den höchsten Gipfeln des Genius und der Kunst aufzublicken, um zu finden, daß er ein Maler von edel ausgebildeten Talenten war, obgleich einige seiner Gemälde, in ihrer Schönheit, den Beschauer mit dem Gedanken unangenehm berühren, daß der Mann, der sie gemalt, sich erniedrigen konnte, Schaustellungen und militärische Fanfaren zu malen. — Nachdem Scheffer sein Bild „Dante und Beatrice" — eines der schwächsten Gemälde, die je großen Ruf erlangt, — gebracht, legte er in der Folge einen Mangel an Männlichkeit in seine Produktionen; es fehlt seinen Bildern die gesunde Kraft des menschlichen Herzens. Es ist eine interessante Studie, die besten Bilder Scheffers, die nämlich, welche am wenigsten von dieser affektirten Manier an sich haben, mit den roheren, durch und durch kräftigen Produktionen von Delacroix zu vergleichen.

Wenn auch Delacroix nicht die pathetische Gewalt hatte, welche Decamps — sogar in den undankbarsten Gegenständen, solchen, denen am wenigsten Gedanken untergeschoben werden können, wie die orientalischen, — befähigte, jede Idee zu verherrlichen, gleich der Musik, die jeden Gedanken durch Phantasie und Verbindung der Harmonie verschönern kann, so hatte er doch die, wenn auch nicht so hochstehende, doch so herrliche Eigenschaft dramatischer Darstellung. Sein „Blutbad von Chios", das im Jahre 1824 so außerordentliches Aufsehen machte, seine „Medea" (1838), und der noch berühmtere „Schiffbruch" neuen Datums, beweisen klar, welch' unschätzbare Gabe er besaß, seinen Gegenstand in kräftiger, vollständiger, ja kühner Weise zu erfassen. Was auch seine Fehler in anderer Beziehung gewesen sein mögen, hierin war er stets groß; er hatte noch außerdem eine Art von Bravour in seiner Zeichnung, die weit höher stand, als was man gewöhnlich unter Zeichnung versteht.

In Darstellung tragischer Momente mag ihn wohl kein Künstler dieses und des vorigen Jahrhunderts übertroffen haben; hierin bestand das eigentliche Feld seines Genie's. In seinem frühesten erfolgreichsten Werke, „Dante und Virgil in der Hölle", hält die Großartigkeit des Sujets dem Beschauer den Athem zurück. Der „Kampf des Giaur und des Pascha" zeigt uns, wie der Künstler unter dem heißesten Einflusse des Byron-Fiebers gestanden. Der „Mord des Bischofs von Liège", nach Scott's Quentin Durward, ist ein höherstehendes Werk, doch ist dies, ausgenommen vielleicht in der Färbung, ein gewöhnlicheres Bild des Meisters, weder seinem „Schiffbruch", seinem „Boissy d'Anglas ꝛc." (ein herrliches Gemälde), noch seinem „Karl V. in St. Just, die Orgel spielend" zu vergleichen; noch auch kommt es der Pracht und dem Ideenreichthum in seinem „Tod des Sardanapal" (1837), in dem der Ruhm von Delacroix seine höchste Stufe erreichte, auch nur annähernd gleich. Und doch zeigt auch dieser „Mord des Bischofs von Liège" Alles, was durch die Kunst hineingelegt werden konnte, einen überwältigenden Ausdruck, welcher Jemanden zu der Bemerkung veranlaßte, „das Bild sei,

Digitized by Google

wie wenn man einen Artikel über den Gegenstand in der Zeitung lese". Das Werk stand jedenfalls über dem „Tod des Marino Faliero" und der „Freiheit, das Volk an die Barrikaden führend" (ein schönes Bild, das jetzt im Louvre ist). Weitere seiner Gemälde sind: „Justinian, sein Gesetzbuch schreibend", scheinbar nicht in Harmonie mit des Künstlers Inspiration, — „die Geschichte des Herkules", im Hôtel de Ville, — „Apollo den Python besiegend", im Louvre, — und „Hamlet mit dem Schädel des Yorick", das, wenn auch ein effektvolles Bild, doch in Auffassung der Idee etwas mißverstanden zu sein scheint.

Delacroix liebte es, seine Themata aus der englischen Geschichte und Literatur zu wählen, daher die folgenden Gemälde: „Milton, seinen Töchtern diktirend", — „Der Gefangene von Chillon", — „Der wilde Eber der Ardennen", — „Der Giaur nach dem Kampf", — „Rebecca, durch die Sklaven des Brian de Bois Guilbert entführt", — „Der Abschied von Romeo und Julie", — „Othello und Desdemona", — „Lady Macbeth", eine herrliche Composition, nur ein wenig zu sehr französirt. All' diese Bilder sind aus englischen Quellen geschöpft.

Es ist ein eigenthümlicher Charakterzug eines Mannes von so originellem und unabhängigem Genius, daß er nicht nur versäumte, sondern sogar sich weigerte, Rom oder irgend einen der Centralpunkte der alten Kunst zu besuchen, um nicht, wie er sagte, durch das Studium der alten Meister seine Originalität zu schwächen. Wenn dies, wie uns erzählt wird, wirklich der Grund seiner Weigerung war, so scheint es uns eine falsche Ansicht seinerseits zu sein; in einem weniger anerkannt kräftigen Geiste hätte sie allerdings für Mangel an Selbstvertrauen gelten dürfen. — Gleich vielen französischen Malern dieses Jahrhunderts, verfolgte Delacroix mit großem Erfolge morgenländische Studien. Er besuchte Marokko anno 1832 und malte darauf „Maurische Scenen", „Algierische Frauen" (ein Gemälde des höchsten Ranges, was Composition und Charakter anbelangt), „Arabische Quacksalber" und viele ähnliche Bilder.

Einige Notizen aus Delacroix's Leben mögen unsern Aufsatz beschließen. — Er war in Charenton, bei Paris, am 26. April 1799 geboren, studirte auf dem Collège von Louis le Grand, und wurde, achtzehn Jahre alt, ein Schüler von Guérin — eine höchst unglückliche Wahl eines Lehrmeisters, in dessen Atelier er indessen die Gesellschaft von Ary Scheffer, Géricault und, wie wir glauben, auch von Coignet und Destouches genoß. Sein Gemälde „Blutbad von Chios" riß ihn in einen Strudel von Bewunderung und Beschimpfung, da es so ganz der Malerkunst der dämaligen „Académiciens" (1824) in's Gesicht schlug; doch brachten ihn Genie und warme Freunde, — nicht weniger sein eigener kräftiger Wille — durch die Krisis. Die Zeit und Politik brachten eine Aenderung in die Kunstkritiken von Paris; im Jahre 1830 erhielt der Revolutionär Delacroix Regierungsanstellung — zu einer Zeit, wo sie für ihn nutzlos war. Von dieser Zeit bis zu seinem Tode, im Alter von 64 Jahren, war seine Carriere von beständigen Erfolgen begleitet. Er malte eine ungeheure Zahl von Gemälden, erhielt alle Ehrenzeichen seiner Kunst, wurde anno 1831 Ritter der Ehrenlegion, deren Commandeur anno 1855, und endlich anno 1857, anstatt Delaroche's, Mitglied des Instituts.

Ein Abenteuer auf einer Brücke.

Auf einer Ferienreise machten wir einmal unserer sieben junge Burschе einen Ausflug nach dem nördlichen Irland. Drei waren Studirende von der Cambridger, zwei von der Oxforder und einer von der Dubliner Universität; der siebente war ein Schulknabe. Auf den leichten irischen Wagen legten wir unsern Weg schnell zurück. An einem trüben und ziemlich windigen Nachmittage setzten wir uns Alle miteinander in einen vierräderigen, langen, mit zwei Pferden bespannten Wagen, um nach der Hängebrücke von Karrick-a-reade zu fahren. Diese verbindet eine kleine Insel im Meere mit den hohen Klippen, die die gewaltigen Wogen des atlantischen Oceans bespülen, und besteht aus zwei Tauen, die eine etwa 70 Fuß lange und nur einige Zoll breite Planke tragen. Diese schwebt hoch in freier Luft, unter ihr brausen die schäumenden Wogen. Wohl ist ein Tau, um sich daran zu halten, angebracht, allein wehe dem, der sich daran halten will; es ist schlaff, gibt nach, und der Unglückliche stürzt in die Tiefe.

Als wir uns der Brücke näherten, bot sich uns eine Menge Leute als Führer an, allein wir begnügten uns mit unserm Kutscher, einem muntern kleinen Burschen aus der Gegend. Die Leute murrten gewaltig und folgten uns über die Brücke, wobei sie nicht die schmeichelhaftesten Aeußerungen in ihrem Irländisch fallen ließen.

Es war gefährlich genug, über diese Schwindel erregende Planke hinüberzukommen; wir ließen daher den Schulknaben auf dem Festlande zurück, sahen uns die Insel und die daselbst befindlichen Lachsnetze an, beobachteten die mächtigen Wogen, die sich über die dunkeln Klippen stürzten, und kehrten dann an die Brücke zurück, um den Rückweg anzutreten.

Dort hatten sich unterdessen jene Leute, etwa zwanzig Mann, versammelt, absichtlich die Taue an der Brücke locker gemacht, und einer von ihnen, Namens Corny Repan, sagte mit kühler Unverschämtheit: „Meine Herren, Sie dürfen nicht hinüber, bis Sie bezahlen!"

Zureden und Drohungen fruchteten nichts; die Leute waren entschlossen, uns zu zwingen, allein wir waren entschlossen, uns nicht zwingen zu lassen. „Wir bezahlen nichts; keine sechs Pence; Ihr habt nicht das Recht, etwas zu verlangen, und wir wollen lieber die ganze Nacht hier zubringen, als Euch ein Brückengeld bezahlen."

Lange dauerte der Streit; die Sonne ging unter, der Abend brach herein, und der Wind steigerte sich zu einem Sturme, der die ausgehöhlten Felsen mit donnernden Wogen peitschte.

Corny verlangte immer mehr, je weniger wir nachgaben. Die Leute zischelten unter einander, und wir auch. Beide Parteien blieben gleich hartnäckig in ihrem Entschluß.

Bald zeigten sich auf den gegenüberliegenden Felsen Lichter, und die Weiber der Leute kamen und erhoben ein lautes Geschrei. Trotz dem Pfeifen des Windes konnten wir den alleingelassenen Schulknaben schreien hören, als die Weiber mit Schimpfreden über ihn herfielen.

Ein Küstenwächtersboot näherte sich jetzt, durch die Lichter aufmerksam gemacht; allein der Sturm war zu

Digitized by Google

wüthend, um das Boot bei dieser furchtbaren Brandung landen zu lassen.

Nachdem wir uns verschiedene Stunden nutzlos mit den Leuten herumgestritten hatten, erbot sich einer von uns, Namens Houldsher, über die Brücke zu gehen, wenn wir sie einen Augenblick fest anziehen könnten.

Unvermuthet zogen wir das Tauwerk an und hoben die Brücke in die Höhe. Zu spät hielten uns die Leute auf. Unser Genosse war bereits in der Mitte angekommen, und es wäre jetzt ein reiner Mord von den Schuften gewesen, wenn sie ihn jetzt aufgehalten hätten. Ohne das schützende Tau zu benützen, gewann er mit ein paar Dutzend kühner Schritte über die Planke, fortwährend über dem tiefen Abgrunde schaukelnd, das andere Ufer, eilte auf unsern Wagen zu, spannte ein Pferd los, bestieg dasselbe und sprengte in vollem Galopp nach der nächsten, etwa acht Meilen entfernten Polizeistation.

Durch dieses kühne Wagestück wurden die Leute eingeschüchtert und erboten sich nun, uns gehen zu lassen; allein ich sagte: „Nein! jetzt seid Ihr unsere Gefangene, und wir ruhen nicht, bis wir Corny der Polizei übergeben haben.“

Eine Stunde warteten wir; allein endlich kam unser englisches Blut in Wallung, während der schneidende Wind Paddy *) erstaunlich abgekühlt hatte. Zuletzt und nur zu bald hörten wir Houldsher auf der andern Seite rufen, und Alles, was er auf lateinisch sagen konnte, war: „non potui!“ („ich konnte nichts thun!“)

Armer Bursche! sein Pferd war gestürzt, sein Kopf verwundet und er selbst besinnungslos liegen geblieben; das Pferd war verschwunden, und nach einigen vergeblichen Versuchen, einen elenden Esel zu besteigen und seinen Auftrag auszuführen, hatte er verzweiflungsvoll die Sache aufgegeben.

Allein jetzt, wo die Dinge am schlimmsten standen und die Leute glaubten, die Polizei komme, versuchten wir es noch einmal mit Güte; es half, und die Irländer unterstützten uns nun beim Aufziehen der Brücke. Wie sie in dem Sturme schwankte, schwirrte und auf und nieder tanzte!

Nun begann ein anderer langer Streit; ich erklärte nämlich den Leuten, zuerst sollten vier von uns Reisenden hinüber gehen, dann Corny, und zuletzt ich selbst als Wache hinter ihm. Meine vier Freunde gingen nach einander hinüber. Da es fast dunkel war, so konnte ich nur hören, daß sie sicher hinüberkamen.

Die Leute wollten nun sich selbst jetzt hinübermachen; allein ich erklärte ihnen, wenn sie meinen Befehl nicht befolgten, so werde der Erste, der auf die andere Seite hinüber komme, von meinen Genossen auf die Klippen hinabgeschleudert werden.

Ein Jüngling stand jetzt zwanzig Männern gegenüber, und zwar meistens kühnen Fischersleuten; allein sie gaben doch zuletzt nach, und Corny, ein großer, schwerfälliger Seemann, machte sich jetzt auf die Brücke, ich dicht hinter ihm.

Auf Strickleitern habe ich schon über Abgründe gestiegen und manchen gefahrvollen Augenblick in allen Welttheilen erlebt, allein nie befand ich mich in einer solchen Aufregung, wie im gegenwärtigen Augenblicke.

Die Finsterniß der Scene, die schwankenden Lichter vor uns, der Sturm ringsumher und die unten tobenden Wogen, alles das machte die Brücke furchtbar. Schweigend schritten wir auf der schmalen Planke fort, und schon hatten wir die Mitte erreicht, als Corny schnell sich niederließ, rücklings sich auf die Planke setzte, und unter den furchtbarsten Schwüren erklärte, er rühre sich nicht mehr, bis ich vorangehe. Ich war äußerst erschrocken, allein umkehren konnte ich nicht. Ich stieß ihn nun mit den Knieen, hieb mit den Fäusten auf ihn ein und trat ihn zuletzt so mit den Füßen, bis er sich erhob und auf allen Vieren hinüberkletterte, worauf er unser Gefangener war.

Auf dem Festlande hatten wir einen kurzen, scharfen Kampf mit ihm, führten ihn aber doch mit uns und gingen sogleich zu einem der Friedensrichter, der bereits im Bette lag und schlief; das war übrigens kein Wunder, es war bereits zwei Uhr Morgens. Corny Repan erhielt ein Jahr Gefängnißstrafe, und wir Sieben setzten unsere Ferienreise fort.

*) Spottname der Irländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Band-Iltis.

(Taf. 11.)

Die Familie der Mustelinen oder Marder vereinigt kleinere Raubthiere mit kurzem und gestrecktem Körperbau. Ihr Kopf ist glatt, die Schnauze kurz und spitz, das Ohr zwar kurz, aber stets frei hervorragend. Sie haben einen geschätzten, seidenweichen Pelz, einen leisen, hüpfenden Gang und scharfe Sinne. Ihre zwischen Schwanz und After liegende Drüsentasche sondert eine übelriechende Flüssigkeit ab. Sämmtliche Arten sind wild, unzähmbar und ihrer geringen Größe ungeachtet höchst blutdürstig und grausam. Es gehören hieher die plumpen, kurzbeinigen Dachse, die berüchtigten Stinkthiere, die gewandten, geschmeidigen Marder- und Wieselarten und der übelriechende Ratz oder Iltis.

Der gemeine, fast in ganz Europa vorkommende und in der Nähe der Wohnungen lebende Iltis (Mustela putorius) mißt etwa 1½ Fuß. Sein schöner Balg ist dunkelbraun, Backen, Unterhals, Brust und der 8 Zoll lange Schwanz fast schwarz. Wie alle Mustelinen führt er eine nächtliche Lebensweise. Im Sommer bewohnt er verlassene Fuchs- oder Dachsbauten, Felsklüfte oder Baumhöhlen, im Winter auch Holzniederlagen, Scheunen oder Heuschoppen. Bei Einbruch der Nacht durchsucht er Wald und Feld nach Hasen, Hamstern, Ratten, Mäusen, Hummelnestern, Vögeln und Eiern. Im Nothfalle begnügt er sich mit Fröschen, Eidechsen und andern Reptilien, doch würgt er auch aus bloßer Mordlust, oder er frißt nur die leckersten Theile. In manchen Gegenden stiftet dieses häßliche, übelriechende Thier erheblichen Schaden; am verderblichsten wird seine Mordlust, wenn es ihm gelingt, in einen Geflügelstall zu brechen, aus dem er wegschleppt, was er nicht verzehren kann, oder erwürgt, um seinen Lieblingsbissen, das Gehirn, zu naschen. Kein Wunder, daß er überall so eifrig als der Marder verfolgt wird. Bisweilen rettet ihn sein zähes Leben. Durch Ersäufen und Hängen ist er kaum umzubringen, und von einem Fangeisen festgehalten, zieht er, kurz entschlossen, den Verlust eines Gliedes dem des Lebens vor und beißt es sich ab, um sich frei zu machen.

Der Band-Iltis (Rhabdogale Zorilla *Wiegm.*), welcher auch afrikanischer oder Cap-Iltis, und am letzteren Orte Stinkbingsem oder gestreifter Maushund heißt, gleicht an Gestalt und Lebensart dem europäischen so sehr, daß er für eine Art desselben gehalten wurde. Seine Körperlänge beträgt 12 bis 15 Zoll, die des Schwanzes etwas weniger. Der Pelz ist schwarz, zwischen den Augen und Ohren zwei große weiße, bisweilen zusammenfließende und dann eine Querbinde bildende Flecken, von welchen sich vier breite weiße Streifen über den Nacken hinziehen und in dem weißen buschigen Schwanze verlaufen.

Der Band-Iltis ist weit über Afrika und Kleinasien verbreitet. Durch die starken Krallen seiner Vorderfüße, mit denen er sich, wo kein geeigneter Schlupfwinkel für ihn vorhanden ist, leicht einen solchen zu verschaffen weiß, gleicht er den amerikanischen Stinkthieren, noch mehr aber durch den penetranten Gestank, den er verbreiten kann, weßhalb er lange mit demselben verwechselt wurde. Da auch der Pelz mit diesem übeln Geruche behaftet ist, wird nur in bewohnten Gegenden und wo er schädlich wird, auf ihn Jagd gemacht. An einigen Orten aber, welche mit giftigen Ottern heimgesucht sind, wird er sorgfältig geschont, weil er dieselben sammt den Zähnen und Giftdrüsen auffrißt.

C. F. A. Kolb.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 67.)

Fünftes Kapitel.

„Nein, es ist ein wahres Unglück mit diesem Regenwetter! Sonst kann man doch wenigstens die Kinder nach dem Spielplatz schicken, aber nun hat man sie den ganzen Nachmittag auf dem Halse!“ so lautete des Klagelied der Frau Rosner, während sie den Kaffeetisch abräumte. Die Kinder schienen übrigens noch verdrießlicher über das Zuhauseleben zu sein, als die Mutter, und warfen trostlose Blicke zum grauen strömenden Himmel.

„Otto wollte ja heute kommen,“ sagte Lina.

„So? Nun dann sage ich dir, Anna, daß ihr euch vertragt und nicht wieder Streit mit einander anfangt, wie gewöhnlich. Der Vater ist drinnen in der Vorderstube, und du weißt, daß ihr dann keinen Lärm machen dürft,“ und damit ging Frau Rosner hinaus.

„Der dumme Regen!“ rief Anna ärgerlich. „Nun müssen wir hier sitzen, während wir so hübsch draußen spielen könnten.“

„Wenn Otto nur erst da wäre,“ sagte Lina.

„Du mit deinem Otto! Ich wollte, er käme nicht und das Wetter wäre schön. Aber wir wollen irgend Etwas anfangen; Fritz, geh' hinauf und hole mir das Bilderbuch, das oben auf dem Tische liegt.“

„O,“ sagte Fritz, der bequem im Lehnstuhle sitzend den Rest seines Vesperbrodes verzehrte, „da muß ich erst zwei Treppen steigen, — kannst du nicht etwas Anderes thun?“

„Nein, der Vater ist drinnen, und unten dürfen wir nicht laut sein, das weißt du.“

„So laß mich erst essen, dann will ich es holen.“

„Ich brauche es aber jetzt!“ rief Anna despotisch. „Hole es mir gleich herunter, oder —“

„Nun, ich gehe ja schon,“ brummte Fritz, indem er mit höchst unzufriedener Miene aufstand und hinausging; dort begegnete ihm Otto, der gleich darauf in das Zimmer trat.

„Ach, da bist du, ja!“ rief Lina fröhlich, indem sie aufsprang und ihm entgegenlief, während Anna ruhig sitzen blieb und dem Besuche ein flüchtiges „Gutentag“ zunickte, ohne sich weiter um ihn zu kümmern.

„Nun, was macht ihr?“ fragte Otto. „Ihr langweilt euch wohl hier zu Hause, nicht wahr?“

Digitized by Google

„O nein," sagte Lina. „Anna hat mir so schöne Sachen erzählt."

„Wohl wieder von der ewigen Zauberflöte?" spottete Otto, der augenscheinlich gereizt war durch die geringe Notiz, die Anna von seinem Kommen nahm, „das ist ja jetzt der Anfang und das Ende all' ihrer Geschichten, nun haben wir aber endlich genug davon."

„Du hättest ja nicht zuzuhören brauchen," gab Anna ebenso zurück, „dir habe ich es gewiß noch nie erzählt."

„Aber Lina hört es mindestens zum zehnten oder zwölften Mal, du langweilst sie nur damit."

„O nein, gar nicht," versicherte Lina freundlich. „Es gefällt mir immer wieder, und sie erzählt es auch jedesmal anders."

Otto zuckte die Achseln. „Meinetwegen, aber Anna hat jetzt nichts im Kopf, als nur das Theater, und ich finde es ganz recht, daß Onkel sagt, wenn er es gewußt hätte, daß die Dame nur eine Theaterprinzessin wäre, so hätte sie nicht zu ihr gehen dürfen."

„O der Vater!" rief Anna heftig. „Der sagte auch, das Theater sei nur dummes Zeug, und das ist nicht wahr!"

„Nun, viel Anderes ist auch nicht dahinter," sagte Otto geringschätzig. „Ich bin auch einmal da gewesen und habe eine Oper gesehen, es gefiel mir auch ganz gut, aber so gefährlich, wie Anna es macht, ist es doch nicht."

„Weil du es gar nicht verstehst."

„Ich verstehe es weit besser als du, denn du denkst, das ist Alles so, wie es bei Licht scheint, aber ich weiß, wie es eigentlich aussieht. Die Dekorationen sind von Pappe, und bei Tage und in der Nähe sind es nur große Fleckle, die Genien hängen an Stricken, die Geister kommen aus den Versenkungen, und die Sänger und Sängerinnen sehen bei Tage nicht halb so schön aus. Abends müssen sie sich schminken und putzen, und müssen singen, gleichviel ob sie wollen oder nicht, denn dafür werden sie bezahlt, und eigentlich ist Alles, was sie auf der Bühne singen und thun, ja doch nicht wahr, gerade wie in den Mährchen."

„Es braucht auch nicht wahr zu sein, wenn es nur schön ist!" rief Anna erzürnt.

„Was nicht wahr ist, das nützt nichts, und deßhalb braucht es auch nicht da zu sein," sagte Otto wichtig.

„Nun dann erzähle uns doch etwas Besseres, etwas Wahres, wenn du kannst."

„Eine Neuigkeit wenigstens kann ich euch erzählen, über die ihr euch wundern werdet. Denkt nur, ich werde Baumeister, Architekt, und in vierzehn Tagen gehe ich mit dem Professor W. nach München. Was sagt ihr dazu?"

„Ach!" riefen beide Mädchen zugleich, und Anna setzte hinzu: „aber du solltest ja Kaufmann werden."

„Ja, ich sollte freilich, Onkel Rosner wollte es durchaus, und der Vormund wollte mich in sein Geschäft nehmen, aber ich mochte nicht, ich will nun einmal nichts Anderes werden als Baumeister. Es hat mir Mühe genug gekostet, das durchzusetzen, das könnt ihr euch denken; es hieß immer, dazu müsse man studiren und die Akademie besuchen, und dazu gehöre viel Geld. Aber ich bat und plagte meinen Vormund so lange und ließ durch unsern Zeichenlehrer in der Schule Fürsprache für mich einlegen, bis er sich entschloß, mit mir zum Professor W. zu gehen, der nach München an die Akademie hin berufen ist. Er sah meine Zeichnungen an, die ich mitgenommen hatte, war sehr freundlich gegen mich und sprach dann wohl eine halbe Stunde lang mit meinem Vormund, und da wurde die Sache denn glücklich durchgesetzt. Ich gehe in vierzehn Tagen mit dem Professor nach München, der versprochen hat, sich meiner anzunehmen und mir ein Stübchen in seiner großen Amtswohnung zu geben. Ich bekomme freien Unterricht auf der Akademie, etwas Geld schickt mir die Mutter doch so wie so, und das Uebrige verdiene ich mir selbst. Professor W. meint, ich könne recht gut Zeichenunterricht an kleinere Knaben geben, er wolle mir einige Stunden verschaffen. Nun, nicht wahr, darüber wundert ihr euch?"

„Warum hast du denn aber nie davon gesprochen?" fragte Anna.

„Weil es noch nicht ausgemacht war, und weil ich kein Mädchen bin, die immer Alles ausplappern müssen, was sie thun."

„Aber wenn nun nicht Alles so geht, wie du denkst," warf Lina ein.

„Es wird schon gehen!" rief Otto zuversichtlich. „Ich habe es mir nun einmal vorgenommen, und deßhalb soll und muß es gehen."

„O gewiß!" sagte Anna. „Zwar, wenn ich ein Knabe wäre, ich würde lieber ein ordentlicher Student, so einer, der auf die Universität geht, doch ein Baumeister, das ist auch recht hübsch. Aber du mußt keine Häuser bauen, sondern Kirchen und Burgen und Schlösser, die noch nach hundert Jahren stehen, damit die ganze Welt von dir spricht und sie dir, wenn du todt bist, ein großes Denkmal setzen."

„Das wäre etwas Rechtes! Wenn ich erst todt bin, dann brauche ich nichts mehr. Ich will kein Denkmal, und ich will auch keine Kirchen und Burgen bauen, denn die nützen Niemandem, sondern Brücken und Häuser, worin man wohnen kann. Wenn ich mit dem Lernen fertig bin, dann reise ich, um mir die Welt anzusehen, und erst dann komme ich zurück. Dann werde ich anfangen zu bauen und sehr viel Geld verdienen, zuletzt baue ich mir selbst ein schönes Haus, dann wird Lina meine Frau und wir wohnen darin. Nicht wahr, Linchen?"

„O ja!" rief Lina freudig.

„Aber dann wirst du nicht berühmt," sagte Anna, „und dann hat Lina gar nichts davon, daß sie deine Frau wird. Ich nähme dich nicht, wenn du nicht berühmt werden willst."

„Dich mag ich auch gar nicht!" entgegnete Otto unartig.

„Du würdest mich auch gar nicht bekommen!" rief Anna höchst beleidigt; die Beiden waren wieder auf dem besten Wege, in Streit zu gerathen, als Lina zum Glück mit einer Frage dazwischen kam.

„Was hast du denn da in der Hand, Otto?"

„Das sind Zeichnungen zu Gebäuden und Häusern."

„O zeige sie uns," bat Lina.

Otto öffnete bereitwillig die Mappe und breitete die einzelnen Blätter aus, bei deren Anblick Anna allen Groll vergaß.

„Wir wollen sie alle ansehen und gleich das Haus aussuchen, das du dir bauen willst," schlug sie vor.

„Richtig, wo ich mit Linchen wohnen werde."

Man ging eifrig daran, die Wohnung für das künftige Ehepaar auszusuchen. Lina gab einem kleinen hübschen Landhause mit einer Veranda den Vorzug, aber Otto erklärte:

„Nein, das paßt nicht, es ist viel zu klein und nur für den Sommer brauchbar. Sieh' her, das ist ein schönes

Digitized by Google

großes Haus, das wollen wir haben." (S. die Abbildung auf S. 84.)

„Ja, das ist auch hübsch," sagte Lina pflichtschuldigst mit einem entsagenden Blick auf das Landhäuschen, Anna aber rief entschieden:

„Mir gefallen sie beide nicht! Hier ist ein Blatt, das müßt ihr nehmen!" und sie zeigte einen Entwurf, der freilich der schönste in der ganzen Sammlung war.

„Ja das," sagte Otto; „aber das können wir nicht brauchen. Es ist ja eine Villa mit Säulen und Balken und Treppen, in der Mitte ein großer Saal und ringsherum nur kleine Zimmer, darin kann man nicht bequem wohnen."

„Das schadet nichts, es ist schön, es gefällt mir am besten, und wenn du es nicht haben willst, so kannst du es für mich bauen."

„Für dich?" fragte Otto spöttisch, „das wäre lustig. Wovon willst du denn so Etwas bezahlen?"

„O, das wird sich schon finden. Wenn ich erst groß bin, gehe ich auch in die weite Welt und werde Etwas, etwas recht Besonderes, Berühmtes, dann wird man auch stets reich, und dann kannst du mir die Villa bauen."

Otto lachte. „Warum nicht gar, das geht bei dir nicht."

„Warum denn nicht? Du willst es ja doch auch thun."

„Ja ich," — Otto warf sich in die Brust, — „das ist etwas ganz Anderes. Ich bin ein Mann und kann mir das Alles selbst schaffen, aber du bist nur ein Mädchen. Mädchen können nicht in die weite Welt gehen und aus ihnen kann auch nichts werden, sie müssen zu Hause bleiben und ruhig warten, ob sie einen Mann bekommen, das ist das ganze Glück für sie."

„Aber ich will keinen Mann!" rief Anna heftig. „Ich werde niemals einen haben, denn ich will nicht zu Hause bleiben und ruhig darauf warten."

„Du bekömmst auch gewiß keinen, aber dann wirst du eine alte Jungfer, die Niemand mag, über die Jeder lacht, das werden Alle, die nicht heirathen, deßhalb mußt ihr froh sein, wenn wir euch nehmen."

„Ich lasse mich von Niemand nehmen!" rief Anna fast weinend vor Zorn, „und alte Jungfer werde ich auch nicht!"

„Nun was denn? Du kannst nicht in den Krieg gehen und berühmt werden, du kannst nicht studiren und gelehrt werden, du kannst nicht einmal ein Gewerbe lernen und reich werden, das ist Alles für uns, ihr Mädchen taugt zu gar nichts."

„Du wirst schon sehen, daß ich auch Etwas kann."

„Das möchte ich wissen! Sage es mir doch, nenne mir nur Eins, was du werden kannst, dann will ich dir glauben."

Anna war in peinlicher Verlegenheit, sie besann sich, aber es wollte ihr durchaus nichts einfallen und Otto sah sie so spöttisch an; sie war in Verzweiflung, aber plötzlich kam ihr eine Erleuchtung.

„Ein Genie will ich werden!" rief sie triumphirend.

Otto lachte laut auf und Lina fragte verwundert:

„Ein Genie? Was ist denn das?"

„Ja, das weiß ich nicht recht, aber der Herr, der bei Fräulein Clotilde war, sagte, es sei das Höchste und Beste in der ganzen Welt, und das will ich grade."

„O!" rief Otto, immerfort lachend, „das ist freilich etwas ganz Besonderes! O Anna, wie kannst du nur solchen Unsinn reden! Hast du es gehört, Fritz? Anna wird ein Genie, willst du vielleicht auch eins werden?"

„Nein!" sagte Fritz, der eben mit dem Buche eintrat, bedächtig. „Ich will Papa werden, denn der Papa bekommt Mittags immer Gebratenes und Bier, und wir kriegen Suppe und Kartoffeln und müssen Wasser dazu trinken.

Sechstes Kapitel.

Die Herbstferien hatten begonnen, die Schule war geschlossen und die Kinder hatten ihre Zeugnisse den Eltern gebracht. Dabei war Anna angekündigt worden, daß es jetzt mit dem Unterricht vorbei wäre, sie hätte genug gelernt und sollte nun anfangen zu nützen. Mit dem Lehrer war schon vorher Alles abgemacht worden, Rosner pflegte es stets so zu halten, Frau und Kinder erfuhren jeden Beschluß erst im Augenblicke der Ausführung, und dann ward er so bestimmt und unwiderruflich angekündigt, daß Niemand den geringsten Einwand wagte. Otto sollte heute auch abreisen, er war am Nachmittag mit seiner Mutter gekommen, um Abschied zu nehmen; da das Haus des Onkels nicht weit vom Bahnhofe lag, so war der Besuch hier bis zuletzt aufgespart und das leichte Handgepäck gleich mitgenommen worden. Herr Rosner, eine lange hagere Figur mit trockenen, unbeweglichen Zügen, der nur langsam und gewichtig sprach, damit keines seiner Worte verloren ginge, hielt seiner Schwester eine Rede über ihre unverzeihliche Schwäche, dem Wunsche Otto's nachgegeben zu haben. Er stellte ihr eindringlich die Unvernunft vor Augen, eine so schöne, sichere Stellung, wie sie der Junge bei seinem Vormunde gefunden, gegen ein so unsicheres, mühsames Loos zu vertauschen, und erklärte feierlich, daß keines von seinen Kindern dergleichen thun oder überhaupt einen eigenen Willen haben dürfe. Frau Waldau, eine stille, einfache Frau, die dem Anscheine nach freilich nicht die Energie besaß, deren Mangel ihr der Bruder zum Vorwurf machte, hörte in schweigender Ergebung seine Auseinandersetzung mit an, gab ihm in allen Dingen Recht, meinte aber, da es sich nun einmal so gefügt, so könne sie nichts weiter thun, als dem Knaben seinen Willen lassen, und auch Frau Rosner trat dieser Ansicht bei. Otto dagegen kümmerte sich nicht um die Debatten, die seinetwegen stattfanden. Glücklich in der Erfüllung seines liebsten Wunsches, voll Uebermuth und Lebenslust, lachte und scherzte er mit Fritz und Lina über die Reise und die Trennung, die ihnen im Grunde Allen nahe ging.

„Eben schlägt es fünf," sagte Rosner, der die Pünktlichkeit selbst war, „jetzt muß er fort, da es nun doch einmal sein soll. Der Zug geht um halb sechs, und es ist noch eine Strecke bis zum Bahnhof."

„Nun geht das Küssen los!" sagte Otto halblaut zu den Andern. „Wer das erfunden hat, der verdiente auch, daß es von allen alten Tanten und Großmüttern in der ganzen Welt an ihm probirt würde."

„Nun, das ist doch nicht so schlimm," meinte Fritz.

„Ich danke; seit heute Morgen schleppt mich die Mutter bei der ganzen Verwandtschaft umher. Schemal habe ich schon die ganze Litanei von Umarmungen, Ermahnungen und guten Lehren durchmachen müssen; zwar schnitt ich Gesichter dabei, aber dann sagten sie, ich wäre so gerührt und wollte nur die Thränen nicht zeigen, und dann gab es noch mehr Küsse. Nun ist es das siebente und, Gott sei Dank, das letzte Mal."

Digitized by Google

Die „Litanei“ ging in aller Regelmäßigkeit vor sich, Otto wurde von Onkel und Tante umarmt, ermahnt und mit vielen guten Lehren entlassen; jetzt kam er zu den Kindern.

„Adieu, Fritz,“ — er gab seinem Vetter die Hand. „Bleibe gesund und halte die Mädchen in Ordnung; und du, Linchen — aber was hast du denn, du weinst ja?“

„Ach, lieber Otto,“ schluchzte die Kleine, „es thut mir so leid, daß du von uns fort gehst, es dauert so lange, bis du wiederkommst, und ich werde alle Tage darüber weinen!“

„Warum nicht gar!“ sagte Otto, der dießmal wirklich ein Gesicht schneiden mußte, um eine Thräne zurückzudrängen, denn ihm wurde auch weich um's Herz. „Du wirst ja meine kleine Frau, und wenn ich zurückkomme und ein großer Baumeister geworden bin, dann heirathe ich dich und wir wohnen in dem schönen Hause, das wir uns neulich aussuchten. Daran mußt du recht oft denken, hörst du? — und nun weine nicht mehr.“

Während er der Kleinen so zusprach, hatte er sie allmälig in die Nähe des Fensters gezogen, wo Anna stand und nach dem Hofe hinaussah, den Rücken gegen das Zimmer gekehrt.

„Setze dem Mädchen nicht solche Dinge in den Kopf,“ sagte der Onkel, „Kinder dürfen davon noch nicht sprechen. Sei still, Lina, und du, Otto, mach' daß du gehst, ihr kommt sonst zu spät.“

„Nun ja doch, ich komme ja schon. Adieu, Linchen!“ — er gab ihr einen herzlichen Kuß und griff nach seiner Reisetasche.

(Zu Seite 83.)

„Nun?“ fragte seine Mutter, „willst du denn von Anna nicht auch Abschied nehmen?“

„Ach so! Adieu, Anna!“

„Adieu, Otto!“

„Was sind das für Geschichten!“ sagte Rosner streng. „Habt ihr euch schon wieder gezankt? Könnt ihr euch dabei nicht ansehen? Es ist gut, daß ihr auseinander kommt, sonst hätte ich dem ewigen Kriege ein Ende gemacht, aber jetzt laßt die Kindereien und gebt euch die Hand, wie es sich zwischen Cousin und Cousine gehört.“

Otto streckte die Hand aus, als erwarte er, daß Anna zu ihm komme, aber sie schien dasselbe von ihm zu erwarten, und so standen sie sich einige Augenblicke gegenüber, ohne daß eines einen Schritt that, bis Otto's Geduld riß.

„Adieu, Onkel! Adieu, Tante!“ damit nahm er seine Tasche und war im nächsten Augenblick aus der Thüre.

„Du hast doch noch gar keine rechte Lebensart!“ sagte Frau Waldau vorwurfsvoll, als sie ihren Sohn auf dem Hausflur erreichte. „Ist das eine Manier, so über Hals und Kopf davonzulaufen! Aber Anna ist ebenso, was habt ihr denn wieder mit einander gehabt?“

„Gar nichts, aber wir können uns nun einmal nicht leiden!“ antwortete Otto kurz und warf einen raschen Blick zurück; er sah Anna über den Hof laufen und auf der Treppe verschwinden, die zu der Kammer führte, wo die Kinder schliefen.

Sie gingen eine Strecke, aber Frau Waldau schüttelte den Kopf über ihren Sohn, der langsam und zögernd vorwärts schritt, alle Minuten stehen blieb und dabei immer rückwärts sah.

„Wenn wir so gehen, kommen wir gewiß nicht zur rechten Zeit, was machst du denn, Otto?“

„Ich sehe mir die alten Straßen noch einmal vor der Abreise an,“ erklärte er.

„Siehst du? ich habe es gleich gesagt, die Trennung ist nicht so leicht, als du glaubst. Du wolltest das nicht zugeben, jetzt, wo es Ernst wird, wirst du es schon fühlen.“

Sie hatten die Ecke erreicht, da stand Otto plötzlich still.

„Mutter, ich muß zurück, ich habe bei Rosners etwas vergessen; es ist mir zu rechter Zeit noch eingefallen.“

„Aber, Kind, das geht nicht, du versäumst den Zug.“

„Ich laufe schnell hin und wieder zurück. Geh' du nur immer voraus, ich hole dich schon ein.“

„So warte doch, ich kann es dir ja nachschicken.“

„Nein, das geht nicht!“ und ohne eine Antwort abzuwarten, rannte Otto in vollem Laufe davon bis zu Rosners Haus, durch den Flur, über den Hof und die hintere Treppe hinauf. Athemlos blieb er vor der Kammer stehen, die Thür war nur angelehnt; Anna saß vor dem Tisch, hatte den Kopf auf beide Arme gelegt und schluchzte

Digitized by Google

krampfhaft. Die Thür öffnete sich, sie fuhr erschrocken auf.

„Otto, du? Wo kommst du her?“

„Warum weinst du, Anna?“

„Aber ich denke, du bist längst fort. Was machst du denn noch hier?“

„Erst sage mir, warum du geweint hast.“

„Weil — weil ich aus der Schule soll.“

„So?“ sagte Otto gedehnt.

„Was willst du denn aber, du wirst zu spät kommen.“

„Es fiel mir ein, daß wir uns eigentlich nicht Adien gesagt haben. Adieu, Anna!“

„Adieu!“ sie reichte ihm die Hand.

„Du könntest mir wohl dabei einen Kuß geben, Lina hat es auch gethan.“

„Du magst ja das Küssen nicht leiden, das hast du vorhin erst gesagt.“

„Ja,“ sagte Otto etwas verlegen, „für gewöhnlich freilich nicht, aber manchmal mag ich es auch ganz gut leiden, jetzt zum Beispiel. Gib mir einen Kuß, Anna.

Sie sah ihn an, sagte aber weder ja noch nein.

„Willst du nicht?“

Sie schwieg noch immer, aber als er näher trat, wendete sie heftig das Gesicht ab.

„Nun so laß es bleiben!“ rief Otto zornig, warf krachend die Thür hinter sich zu und stürmte die Treppe hinab, aus dem Hause hinaus, nach dem Bahnhof.

Anna warf sich aber wieder auf den Stuhl, verbarg das Gesicht in beide Hände und weinte.

* * *

Der Spielplatz war heute ausnahmsweise ganz leer, die kleine Gesellschaft, die ihn sonst belebte, mußte in der Stadt bleiben und nothwendigerweise den Aufbau der Jahrmarktsbuden mit ansehen. Dies wichtige Geschäft konnte unmöglich vor sich gehen, ohne daß sie dabei war und durch Laufen, Springen, Klettern um und über die Balken die Arbeiter zur Verzweiflung brachte.

Unter dem großen Lindenbaume, der auf einer Art von Hügel stand, saß Anna ganz allein. Es war der letzte September, aber das Wetter war bisher so schön und mild gewesen, wie es ein Nachsommer nur zu geben vermag. Zwar prangten die Bäume schon in den bunten Farben des Herbstes, aber das Laub saß noch dicht und voll an den Zweigen, und zwischen den mannigfachsten Schattirungen vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Braun schimmerte noch manches frische Grün. Der Himmel war klar, die Luft warm, nur im Westen stieg eine schwere dunkle Wolkenwand auf.

Träumerisch sah Anna in die Gegend hinaus. Dort lag die Eisenbahn, ihr Auge folgte dem langen Schienenwege, der sich endlos über die Felder hindehnte, dort brauste der Zug hin, weit hinaus in die Welt, nach Süden! Mit ihm fuhr Otto seiner neuen Bestimmung entgegen, einem Leben voll Lernen, Streben, Vorwärtsdringen auf der selbstgewählten Bahn — ob er wohl zurückdachte? O nein, der Abschied, die Heimath, die Zurückgebliebenen waren vergessen, als die Thürme der Vaterstadt verschwanden; in der Seele des Knaben hatte nur noch der Gedanke an die Zukunft Raum, die sich so weit und schön vor ihm öffnete. Mit demselben Zuge eilte auch Clotilde S. ihrem neuen Bestimmungsorte zu, zu neuen Freuden, neuen Huldigungen und neuen Triumphen; auch sie hatte längst ihren kleinen Schützling vergessen. Das Interesse für ihn, die Idee mit dem Theater war eben nur eine flüchtige Laune gewesen, welche sie vielleicht ausgeführt hätte, wenn das so ohne weiteres möglich gewesen wäre, die sie aber eben so leicht aufgab, als man ihr Rücksichten und Schwierigkeiten dabei zeigte. Sie hatte die Kleine noch einmal zum Abschied kommen lassen, hatte sie geküßt, ihr ein hübsches Buch geschenkt, ihr im Scherz gesagt, wenn sie einmal groß sei und Sängerin werden wolle, möge sie zu ihr kommen — und damit war eine Episode in dem Leben des Kindes, die so unendlich wichtig für dasselbe hätte werden können, geendigt. — Ueber Anna's Haupt rauschte und schwirrte es, eine Schaar Zugvögel schwebte dahin, vielleicht war die Lerche, die sie im Sommer befreit, unter ihnen; sie flohen den düstern Herbst, den eisigen Winter, sie eilten auch in die Ferne, auch nach Süden, Alles, Alles zog fort, nur sie mußte zurückbleiben.

(Zu Seite 86.)

„Heut',“ hatte der Vater gesagt, „magst du noch thun, was du willst, aber von morgen an muß das Umherlaufen, das Spielen und der Müssiggang ein für alle Mal aufhören. Du gehst nicht mehr zur Schule; darum mußt du nun arbeiten lernen und ein anderes, nützliches Leben anfangen.“

Trotz des Zwanges, der im elterlichen Hause herrschte, waren Rosners Kinder doch in der unbeschränktesten Freiheit aufgewachsen, denn man kümmerte sich nicht viel um

Digitized by Google

sie. Wenn sie sich nur mit dem Glockenschlage zur Essens- und Schlafenszeit einstellten, pünktlich die Schule besuchten und zu Hause keinen Lärm machten, im Uebrigen waren sie sich gänzlich selbst überlassen und konnten in der Schule, auf dem Spielplatze und in der Schlafstube, die abgesondert von der Wohnung lag, machen was sie nur wollten. Sie waren gewöhnlich nur während der kurzen Zeit, wo man die Mahlzeiten einnahm, zu Hause, und selbst dann zählten sie die Minuten, bis sie wieder fort konnten. Anna besonders befand sich vortrefflich bei dieser Erziehung; zwar brach ihr Trotz, ihre Heftigkeit, die sich nie ganz unterdrücken ließen, zuweilen selbst in der gefürchteten Gegenwart des Vaters hervor, und das zog ihr oft genug Strafe zu, dann weinte sie wohl, aber im nächsten Augenblicke war es vergessen. Ihre Welt war ja draußen unter den Spielgefährten, da war sie die Erste, da konnte sie ihrer Wildheit so recht den Zügel schießen lassen, da war sie glücklich. Daß dies Leben je ein Ende nehmen könne, fiel ihr niemals ein, sie dachte nur an die Zukunft, wenn sie sich glänzende Luftschlösser baute, die Wirklichkeit, die ihrer wartete, lag ihr gänzlich fern. Sie lebte, wie eben alle Kinder, nur in der Gegenwart und kannte weder Sorgen noch Bekümmernisse.

Aber heute Morgen traf sie das Wort des Vaters wie ein Donnerschlag. Sie sollte die Schule, den Spielplatz, die muntern Gefährten, Alles, Alles aufgeben, was bisher ihre Freude, ihr eigentliches Leben ausmachte, und das andere, das sie beginnen sollte, stand noch in unbestimmten Umrissen, aber ach so düster und unheimlich vor ihr. Sie dachte an das Leben, das ihre Eltern führten. Tag für Tag in der engen, dumpfen Stube sitzen, arbeiten und nur arbeiten vom Morgen bis zum Abend, nie hinauskommen in's Freie — bei diesem Gedanken legte es sich ihr so schwer und ängstlich auf's Herz, als wolle es ihr den Athem rauben, und dennoch konnte sie nicht weinen. Aber in ihrer Seele tauchte zum ersten Mal die Frage auf: Warum ist es so? Warum sind die Vögel frei und können fortfliegen, wenn es hier kalt und öde wird, während ich hier bleiben muß? Warum darf Otto wandern, wenn er will, während ich werden muß, was man mir bestimmt? Warum hat Clotilde ein Leben voll Glück und Freude vor sich, während ich nur Schmerz und Leid zu erwarten habe? —

Es ist von ernster Bedeutung dies erste „Warum?“ eines Kindes, es ist das erste Erwachen der Selbstständigkeit, die erste Regung des Bewußtseins, daß der Mensch ein Recht an Freiheit und Glück hat. Man hat das Kind gelehrt an Gott glauben, das heißt, man hat ihm Einiges davon erzählt, hat es jeden Abend die Hände falten und seinen Spruch hersagen lassen, aber dieser Gott bleibt ihm dennoch ein fremdes, unbegreifliches Wesen; es bedarf seiner noch nicht, es ist gewöhnt, Freude und Schmerz von seiner Umgebung zu empfangen. Erst wenn eine von jenen Ungerechtigkeiten vor ihm steht, an denen das Leben so reich ist und deren Ursachen es vergebens in seinem bisherigen Kreise sucht, dann erst wendet es sich zu Dem, der, wie man ihm sagt, die Ursache aller Dinge ist, und sein erstes wahres Gebet ist kein Dank, keine Bitte, es ist eine Frage, dieselbe, die täglich von so vielen schmerzvollen Krankenbetten, aus so vielen Wohnungen der Armuth und des Elends, aus so mancher gequälten Menschenbrust emporsteigt. Warum? — Ja warum! — Das Kind, das zum ersten Mal so frägt, hebt seinen Blick zum Himmel und meint, er müsse ihm nun auch gleich darauf antworten — es ist eben noch ein thörichtes, unerfahrenes Kind. —

Die finstern Wolken waren näher gekommen; langsam, aber unaufhaltsam zogen sie herauf und breiteten sich über den ganzen Horizont aus. Eine kurze Zeit lang kämpften die Sonnenstrahlen noch damit, sie wollten sich nicht einhüllen lassen, sie blitzten immer wieder leuchtend hindurch, aber endlich verschwanden sie in dem schweren düstern Grau: Es brachte Nebel und Regen, es brachte den Herbst, und ihm voran flog ein scharfer, rauher Wind; er strich über das kahle Feld, er schüttelte die Krone der Linde, daß die gelben Blätter weit umherstoben, er durchschauerte mit seinem kalten Hauch das Mädchen, das unter dem Baume saß und weinte, weil es fühlte, daß nun die frohe Kindheit vorbei war und nur eine öde, freudlose Jugend vor ihm lag.

Siebentes Kapitel.

Der Winter war vorüber, die Märzsonne schien hell und freundlich herab und lockte manchen Spaziergänger hinaus in's Freie. In dem Vorderzimmer eines großen düstern Hauses saßen zwei junge Mädchen und nähten an einem schweren Seidenkleide. Die Aeltere mochte etwa siebzehn Jahre sein, aber ihr Aeußeres zeigte nichts von jener Frische und Anmuth, die sonst diesem Alter eigen sind. Die Haltung war gebeugt und nachlässig, auf ihrem Gesichte lag eine gelbliche Blässe und ein Ausdruck von Ermüdung und Schlaffheit, der mit den scharf und bestimmt gezeichneten Linien der Züge nicht im Einklang stand. Das reiche tiefschwarze Haar war auf eine so unvortheilhafte Weise geordnet, daß man sah, wie wenig der Besitzerin daran lag, diesen einzigen Vorzug zur Geltung zu bringen. Die Jüngere, ein schlankes sechszehnjähriges Mädchen, beinahe noch ein Kind, war zwar auch keine blühende Schönheit, aber das sanfte zarte Gesichtchen mit der leisen Röthe auf den Wangen, dem halb schüchternen, halb freundlichen Ausdruck der blauen Augen und den blonden Flechten hatte doch seinen eigenthümlichen Reiz. Sie wendete öfter das Köpfchen nach dem Fenster, während die Aeltere unverwandt auf ihre Arbeit sah.

„Welch' herrliches Wetter!“ unterbrach die Kleinere endlich die Stille. „Sieh' nur, Anna, wie freundlich die Sonne scheint.“

Anna sah auf, warf einen matten, gleichgültigen Blick hinaus und senkte dann den Kopf wieder auf ihre Arbeit.

„Ach,“ sagte die jüngere Schwester mit einem leichten Seufzer, „wenn es so warm und schön draußen ist, dann muß ich immer an unsern ehemaligen Spielplatz denken. Weißt du noch, wie froh wir waren, wenn der erste warme sonnige Tag kam und wir hinaus durften? Du denkst doch gewiß auch manchmal daran.“

„O ja, manchmal.“

„Da konnten wir jeden Tag in's Freie gehen, aber freilich damals waren wir auch noch Kinder.“

„Damals“ — Anna ließ die Arbeit in den Schooß sinken und blickte wie träumend vor sich hin.

„Du nähst ja nicht,“ mahnte die jüngere Schwester nach einer Weile leise. „Der Vater wird schelten, wenn wir bis Mittag nicht fertig sind.“

Langsam nahm Anna die Nadel wieder zur Hand und Beide schwiegen, bis ein Klopfen an der Thüre des Hinterzimmers sie unterbrach. (S. die Abbildg. auf S. 85.)

„Wer mag das sein?“ sagte Lina aufstehend. „Die Klingel ist ja vorn.“

Sie öffnete und fragte schüchtern den Eintretenden:

Digitized by Google

„Was wünschen Sie?“ aber ein helles, fröhliches Gelächter war die Antwort.

„Dachte ich es doch, daß sie mich nicht erkennen würden!“ rief eine frische, jugendliche Stimme. „Was ich wünsche? Ich wünsche dem gestrengen Herrn Onkel, der verehrten Frau Tante und den kleinen Cousinen meine unterthänigste Aufwartung zu machen, aber ich darf wohl nicht mehr sagen ‚kleine‘. Was bist du groß und hübsch geworden, Linchen! Kennst du mich denn wirklich nicht mehr?“

„Ach, Otto, du!“ rief Lina froh überrascht und streckte ihm beide Hände entgegen, die er herzlich drückte; aber als sie nun den Blick zu dem hochgewachsenen Jugendgespielen erhob und dabei seinen Augen begegnete, die mit dem Ausdrucke frohen Erstaunens auf ihr ruhten, da übergoß eine heiße Purpurröthe ihr Gesicht und sie blieb stumm, mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stehen, ohne zu wissen, wie allerliebst sie sich in dieser Verlegenheit ausnahm.

Otto dagegen schien das recht wohl zu bemerken. Sein Blick, der anfangs rasch und forschend durch das Zimmer flog, ruhte jetzt nur auf der kleinen Cousine, als er scherzend sagte: „Also Linchen ist die Erste, die mir in der Heimath begegnet, aber — darf ich denn nicht hereinkommen? Soll ich auf der Schwelle stehen bleiben?“

„O nein,“ rief Lina verwirrt, indem sie den Eingang freigab und sich eiligst zurückzog, „ich werde es sagen, daß du da bist.“

„Aber so bleib' doch, das kann ja nachher geschehen.“

„Nein, ich muß Vater und Mutter rufen, geh' hinein zu Anna!“ und in einem Augenblicke war Lina aus der Thüre.

„Das ist ein schöner Empfang!“ sagte Otto lachend. „Nun, Anna, läufft du vielleicht auch davon, wenn ich komme?“ Damit trat er in das andere Zimmer.

Anna war aufgestanden und reichte ihm die Hand. „Willkommen, Otto.“

„Ich danke,“ sagte Otto langsam und blickte verwundert die ehemalige Spielgefährtin an.

„Du kommst heute schon?“

„Ja, ich schrieb zwar, daß ich erst in acht Tagen eintreffen würde, aber meine Reise hat sich unvermuthet beschleunigt.“

„So?“ Es entstand eine Pause.

„Ich hoffe, daß ich euch Alle gesund und munter treffe.“

„O ja.“ Wieder eine Pause.

„Der Onkel und die Tante sind doch zu Hause?“

„Ja wohl;“ ein neues Stillschweigen.

Otto besann sich eben auf eine andere Frage, als die Thür sich öffnete und Frau Rosner hereineilte, hinter ihr kam Fritz, noch eben so wohlbeleibt, eben so rothwangig und bedächtig wie sonst, nur etwas größer, und zuletzt erschien das Oberhaupt der Familie und bewillkommnete den Neffen in feierlicher, gemessener Weise.

Die ersten Begrüßungen waren vorüber, und nun sollte Otto erzählen, er war ja sechs Jahre lang fort gewesen und hatte so selten geschrieben. Man wollte doch nun ausführlich hören, was er Alles erlebt und gethan hatte.

„Ja, das ist bald erzählt,“ sagte Otto und beschrieb kurz seine Studienzeit.

Es war ihm im Ganzen vortrefflich gegangen, wenn er auch grade nicht an Ueberfluß gelitten hatte, denn zum Leben gehört vielerlei. Freilich mußte er manche Stunde, wo seine Kameraden sich vergnügten, Zeichenunterricht geben, manchmal bis Mitternacht arbeiten und manche Entbehrung ertragen, aber es war doch gegangen. Professor W. hatte ihn überall empfohlen und unterstützt, und als erst das Examen glücklich überstanden war, da war alle Noth zu Ende. Er gewann bei der Preisbewerbung die erste Prämie, und nun hatte er sich erst die Welt ein wenig angesehen und war ein ganzes Jahr lang gereist: zuerst nach Tyrol und der Schweiz, um sich etwas von der angestrengten Arbeit der letzten Monate zu erholen, dann den ganzen Rhein entlang, bis nach Holland und Belgien, und dann während des Winters nach Wien, Prag und Dresden. Ganz Deutschland kannte er, hatte Viel gesehen, Viel erlebt, und war jetzt hierher an den Grafen M. empfohlen, der ein Landhaus bauen wollte. Professor W. hatte seinen Schüler und Schützling dazu vorgeschlagen, trotz seiner Jugend, es sollte gleichsam sein Probestück werden, und wenn das befriedigend ausfiel, dann konnte er mit Gewißheit auf eine gute Laufbahn rechnen.

„Du sprichst so zuversichtlich,“ sagte Rosner. „Wenn man dich hört, sollte man meinen, die ganze Welt wartete nur auf dich.“

„Und warum soll ich nicht zuversichtlich sein, Onkel; man kommt mit etwas Selbstvertrauen am besten vorwärts. Du hattest auch eine Menge von Bedenken, als ich nach München ging, nun siehst du, es ist doch Etwas daraus geworden.“

„Aber nichts Reelles, du hast kein Vermögen, keine sichere Stellung, und wirst das wohl niemals erhalten. Hättest du mir und deinem Vormunde gefolgt, so wäre jetzt dein Glück gemacht. Der Lehrling, den er statt deiner nahm, ist jetzt seine rechte Hand und wird sich nächstens in die Familie hineinheirathen, dann bekömmt er mit der Tochter das schöne Geschäft, dereinst das Vermögen, und ist für sein ganzes Leben versorgt. Das Alles hättest du auch haben können.“

Otto runzelte leicht die Stirn. „Aber ich passe nun einmal nicht zum Kaufmann, und mich irgendwo hineinzuheirathen, um ‚versorgt‘ zu sein, dafür danke ich, das mögen Mädchen thun, ein Mann muß für sich selbst sorgen. Wenn ich einmal eine Frau nehme, dann muß sie von mir Alles empfangen, und geht das nicht, dann lasse ich das Heirathen bleiben.“

„Was das für Ideen sind!“ sagte Rosner kopfschüttelnd, „damit kommst du gewiß nicht durch die Welt. Ob man zu Etwas paßt oder nicht paßt, das ist gleich, der Verdienst ist die Hauptsache. Meine Kinder werden gar nicht weiter gefragt, sie werden was ich bestimme, aber ich habe es immer gesagt, deine selige Mutter war viel zu schwach und nachgiebig. Sie hatte keine Energie, keine festen Grundsätze, sie verstand es überhaupt nicht, Kinder zu erziehen, wie alle Frauen. Da bist du nun ein ganzes Jahr lang umhergereist. Wozu denn? Du hättest das Geld sparen und auf Zinsen legen sollen, aber die Jugend ist so leichtsinnig, es ist ein wahres Unglück, wenn ein junger Mann sich allein überlassen bleibt.“

Otto war im Begriff, eine heftige Entgegnung auszusprechen, als der Onkel zum Glück abgerufen ward, und jetzt nahmen die Andern den Zurückgekehrten mit Fragen und Erkundigungen aller Art in Anspruch.

„Aber nun sagt mir auch, wie es euch ergangen ist,“ fragte Otto endlich. „Was habt ihr denn während der sechs Jahre erlebt?“

„Wir? Gar nichts,“ sagte Anna halblaut.

„Gar nichts?“ rief Frau Rosner entrüstet. „Wie

Digitized by Google

kannst du nur so dummes Zeug reden, Anna? Hast du denn das Gedächtniß ganz und gar verloren? Gar nichts sagt sie, und wir können acht Tage erzählen, ehe Otto all' die Neuigkeiten erfährt. Denke nur —" und sie begann eine ausführliche Auseinandersetzung aller nur möglichen Ereignisse, die sich in der Verwandtschaft und Bekanntschaft zugetragen hatten. Otto hörte zerstreut zu, sagte von Zeit zu Zeit „Oh — Hm — So —" und sah dabei unverwandt die kleine Cousine an, die ihre Arbeit wieder aufgenommen hatte und sehr eifrig nähte. Nur ein einziges Mal glitt ein rascher, forschender Blick zu Anna hinüber, die etwas rückwärts saß und zerstreut zum Fenster hinausblickte, während Fritz, der sich hinter den Stuhl seiner Mutter gepflanzt hatte, mit großer Beharrlichkeit seinen Vetter anstarrte, als sei derselbe irgend ein fremdes, merkwürdiges Thier.

„Lieber Fritz," sagte Otto, als die Tante endlich schwieg, „deine Bewunderung meiner Physiognomie ist mir im höchsten Grade schmeichelhaft. Wenn du vielleicht die Absicht haben solltest, Studien daran zu machen, so steht dir auch mein nicht minder interessantes Profil zu Diensten," und damit rückte er seinen Stuhl so, daß er dicht neben Lina und Anna gerade gegenüber zu sitzen kam. Ohne jedoch von dieser die geringste Notiz zu nehmen, wendete er sich ausschließlich an seine jüngere Cousine, der er scherzhafte Vorwürfe über ihre sichtliche Befangenheit machte.

„Ich glaube wahrhaftig, Lindyen fürchtet sich vor mir. Vorher, als ich kam, lief sie Hals über Kopf davon, und jetzt hat sie mich noch nicht ein einziges Mal angesehen. Bin ich denn so fürchterlich?"

Fürchterlich sah er nun grade nicht aus, der hübsche Cousin, mit dem kräftigen, etwas sonnverbrannten Gesicht, dem krausen braunen Haar und den dunkeln Augen, aus denen so viel kecker heiterer Lebensmuth blitzte, aber Lindyen mußte doch so etwas glauben, denn nach einem schüchternen Blick senkte sie schnell wieder die Augen und wurde eben so roth wie vorher.

Frau Rosner lud den Neffen ein, zu Mittag zu bleiben, und ging hinaus, um nach dem Essen zu sehen, während sie Anna rief, mitzukommen; diese stand auf und entfernte sich; Otto, der gerade mitten in einer lebhaften Erzählung seines Ausflugs nach Tyrol begriffen war, schien es durchaus nicht zu bemerken; kaum hatte sich aber die Thür hinter Anna geschlossen, so brach er plötzlich mitten im Satze ab, beugte sich zu Lina herab und fragte rasch und leise:

„Was hat Anna? Ist sie krank?"

„Krank? Nein," entgegnete Lina verwundert. „Was soll ihr denn fehlen?"

„Das frage ich eben, sie sieht entsetzlich bleich aus." „O das ist schon seit Jahren der Fall. Ich glaube nicht, daß ihr irgend Etwas fehlt, sie hat noch nie gekagt."

Otto sah nachdenkend zu Boden. „Sie kommt mir überhaupt ganz seltsam vor, so kalt und gleichgültig gegen Alles, sonst war sie doch anders."

„Ja, der Vater sagt," ließ sich Fritz jetzt vernehmen, „die Wildheit und Widerspenstigkeit hätte er ihr wohl ausgetrieben, aber vernünftig und praktisch würde sie in ihrem Leben nicht."

Otto sah seinen Vetter mit einem Blicke an, der einen auffallenden Mangel an verwandtschaftlicher Liebe zeigte; als aber Lina fragte: „Findest du sie denn so verändert?" antwortete er gleichgültig: „Ich? Ja, mir kam es so vor, übrigens habe ich sie gar nicht recht angesehen," und damit nahm er seine Erzählung wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tyroler.

(Taf. 12.)

Tyrol ist ein Gebirgsland mit einem Flächenraum von 526 Geviertmeilen, das im Norden von Bayern, im Osten von Salzburg und Kärnthen, im Süden von der Lombardei und dem Gardasee, und im Westen von der Schweiz und dem Bodensee begrenzt wird. Land und Leute theilen sich in die mehr Italien angehörigen welschen „Confinien", wo die Nachbarschaft nicht ohne Einfluß auf die Sitten blieb, und in die nördlichen, von treuen, wackeren Deutschen bewohnten Thäler. Die Bevölkerung der Tyrolerlande beträgt 863,000 Menschen, von welchen 550,000 Deutsche, die übrigen meist Italiener sind.

Der schönste und gewandteste Menschenschlag Nordtyrols sind die Zillerthaler. Ihre Gesichtszüge sind schön, Offenheit und Gutmüthigkeit ausdrückend, die Hautfarbe lichtbraun, und die wohlgebaute, muskulöse Gestalt durch die leichte und malerische Kleidung verschönt und gehoben. Man findet bisweilen wahre Ideale männlicher Schönheit, voll Kraft und Feuer, muskulösen Körperbaues, mit dem Blicke und Ausdrucke des Adlers und dem Muthe eines Löwen; Frauen und Mädchen mit fast hellenischen Zügen, hoch und voll im Wuchse, blühend an Farbe, Gutmüthigkeit und Offenheit im Auge. Dabei ist Alles „hechtgesund", und neunzigjährige Männer sind in jedem Thale zu finden. Im deutschen Tyrol herrscht noch große Einfalt der Sitten, und der Mangel an Geschmeidigkeit und Feinheit der Manieren wird durch Herzlichkeit und Freimüthigkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit hinlänglich ersetzt. In einzelnen Thälern hat sich Sprache, Kleidung, Sitte und das häusliche Leben unverändert in althergebrachter Weise erhalten. Die Sprache dieses Bergvolkes ist rauh und holperig, klingt aber ungemein naiv, und ihre zur Zither improvisirten Reime athmen oft eine überraschende Frische und tiefe Gemüthlichkeit. Die Heiterkeit und Naivetät ihrer Lieder und Tänze macht die Tyroler zu den Provençalen Deutschlands. Alle interessanten Vorfälle, lustigen Auftritte und Schwänke, die Vorzüge und Fehler der benachbarten Gemeinden, vorzüglich aber der Mädchen, werden von den ledigen Burschen in Knittelverse gebracht und nach selbsterfundener Weise im Wirthshause, bei Nachtausflügen ꝛc. abgesungen. Einmal angestimmt, wird ein „Schnodahüpfl" oder Volkslied schnell zum Gemeingut und schallt bei Tänzen, Alpen- und Bergmähdern von Berg zu Berg. Der Gesang steht in enger Verbindung mit dem Tanze und leitet ihn ein. Beim Singen und Tanzen klatschen sie in die Hände oder sie schlagen auf die Schenkel, und wenn sie Tanzmusik hören, kommen unwillkürlich die Beine in Bewegung. Einer der Tänzer tritt am Arme eines Mädchens vor die Spielleute, wirft ihnen ein Stück Geld für einen Freitanz zu und

Digitized by Google

Digitized by Google

stimmt in selbstgewählter Melodie sein Schnodahüpfl an; die Musik fällt accompagnirend ein, der Vorsänger fliegt im Tanze voran, die andern stampfend und schnalzend ihm nach, und den Saal erfüllt das Getümmel der im wilden Sprunge sich austobenden Jugendkraft, wobei man mitunter die kunstreichsten Wendungen, Figuren und Sprünge sieht und der Lärm beinahe alle Musik übertönt.

Was die Tracht betrifft, so ist die des Zillerthals so ziemlich maßgebend für das ganze Tyrol, und durch die vielen Zillerthaler, die handelnd und singend umherreisen, bekannt genug. Die Kleidung der jungen Tyroler besteht in einer aschgrauen oder veilchenblauen, braunen oder schwarzen Jacke, einer enganliegenden schwarzen Hose aus Hirsch-, Ziegen- oder Gemsleder. Die blauen oder weißen Strümpfe mit grünen Zwickeln lassen das Knie, oft auch die Knöchel bloß. Ueber der rothen Weste liegt der breite grüne Hosenträger, und die Hüfte umspannt ein schwarzlederner, vorn breiter Gürtel mit dem Namenszuge des Besitzers. Der runde, mit Gemsbart und Federn gezierte Hut ist bei Jünglingen mit grüner Seide bedeckt, bei Verheiratheten aber schwarz. Die Frauen tragen ein weißes oder buntes Brusttuch, tief ausgeschnittene, vorn geschnürte und verzierte Jacken, einen faltigen, bei Vielen bis unter die Brust hinaufreichenden Rock, und weiße oder gestrickte, blaue oder rothe Strümpfe. Die Schürze ist bunt oder weiß wie die weiten, vorn offenen und gestickten Hemdärmel. Auf dem Kopfe trägt die Zillerthalerin einen niedern, mit schmalen Bändern geschmückten Männerhut mit herabhängendem Rande, oder auch einen Hut mit hohem Cylinder. Zierlicher ist der Spitzhut der Oberinnthalerinnen, und der grüne Scheibenhut, den man in der Gegend von Botzen sieht. In der Gegend von Meran tragen die Bauern braune Jacken mit rothem Unterfutter und rothen Aufschlägen, bei Botzen lange braune Röcke.

Das Hauptvergnügen des Tyrolers ist die Jagd, zu der er in seinen dichten Bergwäldern gleichsam geboren wird. Schon der kleinste Knabe kennt keine süßere Bürde, als mit einem „Stutzerl" einherzustolziren, wie der kleine Bursche auf unserer Abbildung, dessen rüstiger Vater, mit einer Gemse von der Jagd zurückgekehrt, den noch im Hemdchen zappelnden Jüngsten liebkost, den ihm die glückliche Mutter entgegenbringt. Auch der Aermste ist im Besitz einer Büchse, und es wird keine Hochzeit gefeiert, an der nicht einige Pfund Pulver verpufft würden. Jedes Dorf hat seinen Schießplatz, wo sich die Einwohner im Schießen nach der Scheibe üben, und häufig wird noch spät Abends bei Lichte geschossen. Die Tyroler sind aber auch als die besten Schützen bekannt, als welche sie sich auch auf dem Frankfurter Schützenfeste zur Genüge bewährten. — Das Schützenwesen ist indessen die Grundlage der Vertheidigung Tyrols. In Landsthürmen hat der kühne Muth der Tyroler, ihre Stutzenfestigkeit, die stürmende Kraft ihres Jägerthums die rühmlichsten Proben abgelegt und selbst in den österreichischen Heeren schon große Dienste geleistet, weßhalb es auch die Regierung, bei der großen Liebe und Anhänglichkeit des Tyrolers an das Regentenhaus, begünstigt und im Schwunge erhält. Zur Abhaltung von Freischießen an den Hauptschießständen sind jährlich 200 Dukaten angewiesen.

Die Gemsjagd, die in keinem Verhältnisse zu den damit verbundenen Gefahren steht (es sterben mehr Gemsjäger durch Unglücksfälle im Gebirge, als eines natürlichen Todes), ist oft genug geschildert worden, reden wir dafür von dem Muthe und der Treue der Deutschtyroler im Kriege. Als während des spanischen Erbfolgekrieges im Jahre 1703 die Franzosen und Bayern in das damals von österreichischen Truppen völlig entblößte Tyrol einbrachen, rollten die Landleute ganze Felsstücke auf die Köpfe des Feindes, brachen die Brücken bei Stams und in dem übrigen Oberinnthale ab, machten Verhaue am Paß bei Lueg und vereitelten jede Verbindung zwischen dem bayerischen Herzog Maximilian und dem französischen General Bendôme, der von Italien aus einrückte. Ungeachtet der vielen Seiten- und Schleichwege in diesem Gebirgslande, die unmöglich alle gehütet werden und auf denen die verbündeten Heere von ihren Stellungen und Operationen einander Mittheilung zugehen lassen konnten, fand sich doch unter so vielen hunderttausend deutschen und welschen Tyrolern nicht eine einzige verkäufliche Seele.

Mit diesen trefflichen Eigenschaften verbinden die Tyroler, welche bis auf einige hundert Protestanten Katholiken sind, eine ungeheuchelte Frömmigkeit, sehen aber die Bekenner anderer Religionen nur ungern im Lande. Der religiöse Sinn zeigt sich dem Fremden schon im Aeußern des Landes durch das Vorhandensein der vielen Klöster, Kirchen und Kapellen, in den Styles aller Zeiten errichtet und im Innern mit Zierrathen und Bildwerken überladen, sowie an den zahllosen an den Straßen befindlichen Crucifixen und Votivtafeln.

Diese Frömmigkeit hindert jedoch den Tyroler keineswegs, heiter und lustig zu sein. Gesund, frei, kühn und bieder, ist er einfach in seinen Bedürfnissen, mäßig in seinen Wünschen, genügsam im Genuß und mit dem kleinen ihm beschiedenen Glücke zufrieden. Die Ehrlichkeit versteht sich bei diesen schönen Charakterzügen von selbst, und selten wird durch Einheimische ein Diebstahl verübt. Gebirgsleute lassen häufig, um sich das Steigen zu erleichtern, ihre Bündel am Fuße der Berge zurück und finden, wenn sie nach vielen Stunden zu ihrem Gepäcke zurückkehren, das Ihrige stets unberührt wieder. Noch zu Josephs Zeiten durfte man, wenn man in Innsbruck einen Schlüssel verloren hatte, nur nach der Franziskanerkirche gehen, wo er, wenn er gefunden worden war, sicher an der Thüre hing. Noch immer werden Verträge, die man in andern Ländern vor Gericht abschließt, hier unter freiem Himmel oder unter einem Baume mit den wenigen Worten abgeschlossen: „So ist's recht." — Von Natur gerade und offen, verschmähen sie aber auch jede Gefühls- und Höflichkeitsziererei. Vornehm und Gering wird „Du" genannt, wobei allerdings auch einige Absichtlichkeit mit unterläuft.

Bei der Kraft und Naturwüchsigkeit des Tyrolers liebt er besonders solche Vergnügungen und Spiele, zu welchen Kraft und Tüchtigkeit erforderlich ist. Es gibt nicht nur gewandte Schützen und Jäger, sondern auch Ringer, Faustkämpfer (Robler) und Haggler. Die „Mairaffar, Hagmair oder Roblar" bilden eine Art Gilde, und sind nichts weniger als faustrechtliche Selbsthelfer, als vielmehr Meister in gymnastischen Kämpfen, um ihre Ueberlegenheit und Leibesstärke vor dem versammelten Volke zu zeigen. Eigene Kampfregeln ordnen den Streit, bei welchem, als unzulässige Mittel, Beißen, Kneipen, Augenstechen &c. als Schelmstücke verboten sind. Die Schlag- oder Stoßringe von Eisen, Messing oder Silber mit angelöthetem Kopfe sind die durchgängige Handzierde des ländlichen Männervolks, werden aber selten beim Ringen, häufiger zur Vertheidigung gebraucht; die Faust des Tyrolers thut jedoch die nämlichen Dienste. Das „Haggeln" besteht darin, daß sich zwei Mannspersonen an den gekrümmten Mittelfingern der rechten Hand fassen und aus der gefaßten Stellung zu ziehen

Digitized by Google

suchen, um dadurch ihre Stärke und Gewandtheit zu zeigen. Es ist die größte Ehre, für den versuchtesten Haggler eines Thales zu gelten, und es werden wohl gar Kälber und Kühe als Kampfpreise ausgesetzt; das Haggeln geht aber leicht in Thätlichkeiten und Raufereien über. Je größer die Hutzierde eines Zillerthalers, desto stolzer und kampflustiger ist er. Trutzig und kühn schwankt der Rosmarinzweig, meist ein Geschenk aus lieber Hand, nebst Gemsbärten, Spiel- und Auerhahnenfedern auf dem Hute des jungen Zillerthalers; pflanzt er sie jedoch ohne hinlängliche Kraft der Glieder auf, so läuft er Gefahr, derselben durch stärkere Hände beraubt zu werden und nebst Hohn und Spott eine tüchtige Tracht Prügel zu bekommen.

Das Alles kommt vor und häufig genug, im Ganzen aber weiß der Tyroler seine Kraft besser anzuwenden: er bearbeitet den oft so undankbaren Boden mit dem größten Fleiße, und im Kampfe mit der wilden Natur seines Landes, mit Hochfluthen, Gletscherausbrüchen und Lauinen, stählt sich die Kraft der Gebirgsbewohner zu einem bewundernswürdigen Grade. Bei Boten ist keine Spanne Landes unbenutzt; unübersehbare Felder prangen dort mit herrlichen Ernten, und das gilt auch von den welschen Confinien, im nördlichen Theile ist die Thätigkeit jedoch am größten. Die Wildheuer im Piz-, Dez- und Stanzerthale klettern mit Fußeisen über die furchtbarsten Gaiswege auf die höchsten Gebirge, auf denen ihr spähendes Auge noch ein Streifchen frischen Grases entdeckt. Wenn sie die wenigen Pfunde Wildheu von den abgemähten Höhen herabgeworfen haben, müssen sie oft Pfähle in den Boden schlagen, um sich daran mit Stricken in die beinahe senkrechte Tiefe hinabzulassen. Mit so großer Mühe muß hier das Winterfutter erworben werden. Mit nicht geringerer Anstrengung ist der Ackerbau verbunden. Auf vielen Bergen sind ganze Familien mehrere Wochen lang mit der Zermalmung der Steine beschäftigt oder mit dem Herbeitragen der Erde, um einiges Feld zu gewinnen. Abschüssige Halden können nicht mit dem Pfluge befahren werden, und der Besitzer ist deßhalb lediglich auf Karst und Spaten angewiesen.

Die Hauptverdbsquelle ist indessen die Viehzucht und die sogenannte Alpenwirthschaft. Die Vor- und Hochalpen, aus welchen der größte Theil des Landes besteht, gewähren durch den Reichthum an würzigen Kräutern während des Sommers die herrlichste Weide. Auch die Alpenfahrten und Sennereien sind oft, in der Regel aber idyllisch geschildert worden. Es war früher allgemeine Sitte, auf den Alpen Senninnen zur Besorgung des Viehes zu halten; an ihre Stelle sind in neuerer Zeit größtentheils Männer als Besorger des Alpnutzens getreten. Diese heißen nach der Art ihres Geschäfts „Kuebua, Fuetarar, Melchar" u. s. f. In den vielen Freistunden schnitzen sie Lichtspäne, Stallschuhe, Löffel, Teller, Milchgefäße u. dgl. Jede Arbeit auf den Alpen wird mit Gesang begleitet, und in jeder Alphütte sind überdieß ein paar Maultrommeln, eine Waldflöte, ein Hackbret oder eine Zither vorhanden. Bei der Heimfahrt geht der sonderbar aufgeputzte Bursche voran oder hinter der Heerde, ihm folgt der „Melchar", nach ihm die „Mairkuh", die gekrönte Siegerin in den sommerlichen Alpenkämpfen, am Halse eine ungeheure Schelle, den „Hafen". Ihr folgen die übrigen Kühe mit dem „Galterer" oder Wärter und den Kälbern und Stieren, hinter diesen der „Gaisser" mit den Ziegen, der „Schafer" mit dem Wollvieh. Die „Saudirn" beschließt mit feierlichem Grunzen den Zug.

Einen weiteren Erwerbszweig bietet im Gebirge das Wurzelgraben, besonders für Weiber und Mädchen, die den ganzen Sommer oben bleiben und neben Schlehen, Wachholder- und Moosbeeren Meisterwurzeln, Enzian und ähnliche, meist zum Branntweinbrennen bestimmte Produkte sammeln. Die meisten Bauern haben eigene Brennöfen zu ihrem Hausbedarf, und Knecht und Magd haben ihren Antheil zur benöthigten Stärkung in ihrer Gewandtruhe verborgen.

Ein merkwürdiger Zug im Charakter dieses Bergvolkes ist seine Lust zum Wandern, die jedoch mit der Vaterlandsliebe keineswegs im Widerspruche steht. Das Land ist übervölkert, und in jedem Jahre verläßt eine Anzahl Tyroler ihren Herd, um im Auslande etwas zu erwerben und dann später die Früchte ihres Fleißes in Ruhe in der Heimath zu verzehren. Die Industrie überhaupt ist bedeutend, in Südtyrol die Seidenspinnerei, in Nordtyrol wird in jedem Hause Flachs oder Wolle gesponnen und gewoben. Von einzelnen Artikeln nennen wir die Büchsen-, die Handschuhmacherei, die Teppichweberei und die Holzschnitzereien. Die Tyroler haben selbst in entlegenen Ländern eigene Handelshäuser für ihre Waaren errichtet.

Noch ist der Kunstsinn des Tyrolers zu erwähnen. Fast jede Gegend zählt einen geschickten Mechaniker. Die zahlreichen Bergwasser müssen nicht nur Mühlen treiben, sondern auch die Wiege schaukeln, die Milch in Butter verwandeln und wohl auch das Getreide dreschen. Auch zu den bildenden Künsten zeigt der Tyroler Talent. Manche in Salons bewunderte Figur wurde mit plumpem Messer in einer Sennhütte geschnitzt, und arme Knaben sind große und bekannte Künstler geworden.

Dieses Wenige möge zur Begleitung und zum Verständnisse des beiliegenden Bildes genügen. Vieles Außerordentliche und Pikante in Sitten und Gewohnheiten dieses trefflichen Volksstammes ist in neuerer Zeit zur Antiquität geworden und nur in übertriebenen und carrikirten Reiseberichten zu finden. K.

Die Maschinen und die Landwirthschaft.

Wem von unsern Lesern es vergönnt war, die letzte internationale landwirthschaftliche Ausstellung in Hamburg zu besuchen, der wird selbst als Laie ein Wort mitreden können über die Wunder, welche der menschliche Geist ersonnen, um einer Arbeit zu Hülfe zu kommen, von welcher das Glück und der Fortschritt der Völker abhängig ist. Die Veredlung der Rassen im Thierreich, die außerordentliche Vervollkommnung in den Erzeugnissen des Pflanzenreiches mögen den Besucher überrascht haben; aber er mußte sich sagen, daß eine solche Ausbeute der natürlichen Kräfte nur möglich geworden, seitdem der menschliche Arm nicht mehr auf die Wirkung seiner eigenen Kraft beschränkt ist und die Leistung der Maschinen für sich in Anspruch zu nehmen weiß. Hat die Chemie für die Zergliederung des Ackerbodens, für die Theorie der Düngung und damit für den Ertrag des Erdreiches Außerordentliches gethan, so sind

Digitized by Google

die Folgen, welche aus der ausgedehnten Anwendung der Mechanik auf die Arbeiten der Landwirthschaft hervorgingen, nicht minder hoch anzuschlagen.

War es doch schon eine große Verbesserung, als der Mensch die Arbeit seiner Hand dem Thiere übertrug, indem er es dem Boden dienstbar machte und vor den Pflug spannte. Aber Jahrtausende mußten verfließen, bis er es von dem einfachen zugespitzten Baumstamm, durch die Uebergangsstufen eines lanzenförmigen oder scharfschneidigen Eisens, zu dem heutigen Dampfpfluge bringen konnte. Noch heute gibt es in manchen Gegenden Deutschlands keinen andern als den von Jahrhunderten überkommenen Pflug, der in seiner einfachen Construktion nur zu sehr an den Urtypus aller derartigen Werkzeuge erinnert. — Eine bedeutende, schon den Alten bekannte Verbesserung war die Anbringung des Streichbrettes, welches dazu dient, die von dem Eisen — der sogenannten Pflugschaar — aufgenommene Scholle zu heben, umzukehren und auf die Seite zu werfen. Aber erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an, die Theorie des Pfluges mathematisch zu begründen, und legte damit den Grund zu einer Reihe von Verbesserungen, die noch keineswegs abgeschlossen ist.

Die ersten Versuche, Dampfkraft auf die Bearbeitung des Bodens anzuwenden, sind schon vor einem halben Jahrhundert gemacht worden; aber ein günstiges Resultat erzielte erst der Engländer Heathcote im Jahre 1833, der zwei zusammengehörige Pflüge vermittelst einer feststehenden Dampfmaschine bewegte und sogar auf Moorgrund eine vorzügliche Arbeit leistete. Von da an gingen die Erfinder in ihren Versuchen rasch vorwärts; die häufigen Ausstellungen landwirthschaftlicher Maschinen und die Preise für neue Erfindungen und Verbesserungen wirkten mächtig; und schon nach weiteren fünfundzwanzig Jahren sehen wir auf deutschen Feldern das Dampfroß arbeiten und die deutschen Fabriken mit den englischen erfolgreich in der Anfertigung der Maschinen wetteifern. Man hat deren jetzt zweierlei Arten: solche, die mit dem Ackergeräth verbunden, sich mit diesem fortbewegen und es hinter sich herziehen; oder andere, die am Rande des Feldes langsam und im Verhältniß zu dem auf der Mitte desselben arbeitenden Ackerzeug (Pflug u. s. w.) fortschreiten.

In beiden Fällen ist die Dampfmaschine nach Art der Locomotiven auf einem besondern Wagen angebracht; sie bietet äußerlich auch fast denselben Anblick und unterscheidet sich von dieser nur durch ihre geringere Schwere, etwas modificirte Anordnung der einzelnen Theile, namentlich des Kessels und der Cylinder (wovon gewöhnlich nur einer vorhanden) und kleinere Räder. Eine solche Maschine heißt Locomobile und muß so eingerichtet sein, daß sie sich allenthalben leicht aufstellen läßt, unverzüglich zur Arbeit schreiten kann und in der Beschaffenheit des Erdreiches, mag dieses nun zäher Lehm- oder loser Sandboden sein, keine Schwierigkeit findet; denn es würde die ganze Arbeit unmöglich machen, wollte man den Weg, den ein solcher Dampfwagen zurücklegen hat, erst mit einer Eisenbahn versehen; es müßte denn diese selbst transportabel sein und sich von Acker zu Acker nachtragen lassen — ein Prinzip, welches allerdings von dem englischen Mechaniker Boydell ausgeführt wurde, dessen sogenannte traction engine auf der großen Chester-Ausstellung vom Jahre 1858 großes Aufsehen machte. Die Maschine hat etwas über die Mitte hinaus nach hinten zwei große Treib- und vorn zwei kleine Lenkräder und erfordert zwei Mann zur Bedienung. Am Kranz eines jeden Rades befinden sich sechs von einander getrennte schwere hölzerne Bohlen, deren innere Seite eine tiefe Furche mit einer Eisenschiene bildet: die Bahn, in welcher das Rad läuft. Die Bohlen sind auf solche Weise befestigt, daß sie sich nach und nach vor das Rad legen, wenn dieses in Bewegung kommt, und demnach eine endlose Eisenbahn bilden. Diese Locomobile hat sich vorzüglich bewährt bei Fortschaffung großer Lasten auf jeder Art von Boden, selbst wo eine bedeutende Steigung zu überwinden war; ist aber für speziell landwirthschaftliche Arbeiten von der gewöhnlichen Locomobile verdrängt worden. Diese ruht, wie unsere Fig. I. (s. nächste Seite) zeigt, ebenfalls auf einem vierräderigen Wagen, hat einen horizontalen Kessel und auf demselben Cylinder und Kolbenstange, durch welche das zugleich als Riemenscheibe dienende Schwungrad in Bewegung gesetzt wird. Fig. II. zeigt eine andere Art mit senkrechtem Kessel und von nur 1 bis 2 Pferdestärke, im Uebrigen ganz von derselben Anordnung. — Soll die Locomobile aber nicht nur Arbeit verrichten, sondern auch sich selbst fortschaffen, so wirkt, wie bei der Locomotive, die Kolbenstange auf die Räderachsen; und an dem Orte der Bestimmung angelangt, können durch eine geringe Hebung die Räder vom Boden entfernt und als Schwungrad und Riemenscheibe benutzt werden. —

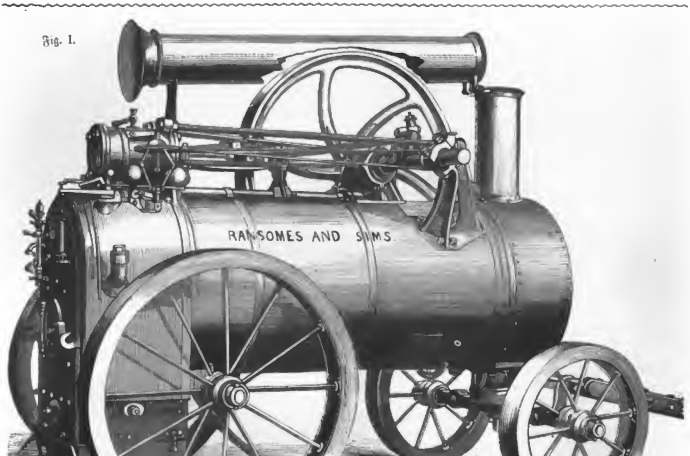
Sehen wir nun, welche Apparate und Maschinen von einer solchen Locomobile gezogen werden.

Von allen Pflügen, welche bis jetzt ausgestellt oder patentirt wurden, hat sich am meisten der Fowler'sche Eingang verschafft. Er besteht aus zwei ganz gleichen, mit fünffacher breiter Schaar versehenen Pflugsystemen, welche gemeinschaftlich auf einem in der Mitte befindlichen Rade derart ruhen, daß der Beschauer von vorn das Rad gerade vor sich hat und rechts und links je einen Pflug hat. Einer derselben schwebt immer in der Luft, während der andere im Boden arbeitet. An zwei parallelen Rändern des Feldes sind Locomobilen aufgestellt, jede mit zwei Seiltrommeln versehen, um welche sich ein quer über das Feld gespanntes endloses (in sich selbst zurückkehrendes) Tau aufwickelt. An dieses Tau wird der Pflug befestigt. Die Locomobilen wickeln durch Umdrehung der Trommeln das Seil hier ab und drüben auf, so daß der Pflug quer über das Feld gezogen wird. Am Rande angekommen, sind mittlerweile die Locomobilen entsprechend fortgeschritten, der Leiter des Apparates hebt vermittelst einer einfachen Vorrichtung den einen benutzten Pflug in die Höhe und senkt den andern in den Boden: eine neue Furche wird in entgegengesetzter Richtung gezogen. — Dem Fowler'schen Apparate ähnlich arbeitet der Smith'sche Cultivator, bei welchem sich ebenfalls die Maschine neben dem Felde fortbewegt.

Außer den gewöhnlichen Pflügen dürfen wir noch den Untergrundpflug nennen, welcher die Bestimmung hat, den Boden in der Tiefe aufzuwühlen, die unteren Schichten mit den oberen zu mischen und der Einwirkung der Atmosphäre zu öffnen. Bei diesen Geräthen ist die Scheere fußartig und bei den neueren englischen Construktionen doppelt bis achtfach vorhanden; die Aufwühlung auch der unteren Lagen des Erdreiches ist damit eine vollkommene. Sodann gibt es noch Häufelpflüge, welche, nachdem die Pflanzen eine gewisse Höhe über dem Boden erreicht haben, zwischen den parallelen Reihen derselben hindurch geführt werden, um die Erde aufzulockern und in Form von kleinen Dämmen an die jungen Gewächse anzulegen. — Und wenn wir von den wühlenden Werkzeugen reden, dürfen wir auch das Hacken und Unkrautjäten nicht übergehen, deren Bedeutung

Digitized by Google

Fig. I.



aus ihrem Namen klar wird und die gewöhnlich für mehrere Reihen eingerichtet ſind. Eine der vollkommenſten Hacken, welche auf der Hamburger Ausſtellung zu ſehen waren, iſt die von Garret und Sohn angefertigte. Der Apparat iſt jedoch ziemlich complicirt, und wir bemerken nur, daß er aus einem Wagen beſteht, deſſen hinterer und vorderer Theil unabhängig von einander verſtellbar ſind; ebenſo können die Räder weiter oder enger geſtellt und die Spur des Wagens damit verändert werden. Der hintere Theil trägt die langen in den Boden eingreifenden Hackmeſſer und iſt mit einer Kette ohne Ende verſehen, welche oben über zwei an einer Welle befeſtigte Räder läuft, die durch einen Hebel gedreht wird. Durch die Bewegung dieſes Hebels müſſen alſo die Räder die Kette anziehen, und der Balken mit den Meſſern wird dadurch gehoben und geſenkt.

Fig. II.

Zudem iſt für die Auswechſelung der Meſſer mit Berückſichtigung des Pflanzengattung, des Bodens und ſonſtiger Bedingungen die vollkommenſte Fürſorge getroffen. —

Wenn der Acker beſtellt iſt, wird es oft nothwendig, die ausgeſtreute Saat unterzubringen, die hartgewordenen Erdſtückchen zu zerkleinern und das Unkraut oberflächlich zu entfernen. Dazu bedient man ſich der Egge, die wohl Jedem bekannt und deren Beſchreibung daher überflüſſig iſt. Doch wollen wir die von Howard verbeſſerte anführen. An dem untern Theile eines Wagens ſind mehrere mit Zähnen oder Stacheln beſetzte Walzen befeſtigt, welche in den Boden eindringen, ſobald der Wagen fortbewegt wird; die Verbeſſerung beſteht darin, daß vermittelſt eines Hebels und eines gezahnten Rades die Räder leicht verſtellt werden können, und daß die Stacheln der Walzen ſo

Digitized by Google

aufgesetzt sind, daß die der einen in die Zwischenräume der andern eingreifen und sie sich so gegenseitig reinigen. — Auch der Walze müssen wir noch mit wenigen Worten gedenken, welche den Zweck hat, den Boden zu ebnen, Schollen und Steinchen zu zerdrücken und die Insekten zu vertilgen; und welcher unter der Bezeichnung Schollenbrecher von dem englischen Fabrikanten Crookill zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht worden ist. —

Weniger als die zuletzt genannten Apparate, die man mindestens in einer rohen und ursprünglichen Form auf allen Feldern zu sehen Gelegenheit hat, dürften dem Laien die Säemaschinen bekannt sein, obgleich auch sie schon vor zweihundert Jahren construirt wurden. Im Jahre 1663 erbaute ein kärthnerischer Edelmann eine solche Maschine, die schon alle wesentlichen Bedingungen erfüllte und bis auf den heutigen Tag noch den Typus aller dahin gehörigen Werkzeuge bildet, wie mannigfach sie auch verbessert worden. Um übrigens den Nutzen einer Säemaschine zu würdigen, braucht man nur zu bedenken, daß die geübteste menschliche Hand nicht im Stande ist, immer gleiche Quantitäten der Saat auszustreuen, und daß dadurch ein namhafter Verlust an Saatgetreide entstehen muß; ganz abgesehen von der rascheren Arbeit, die das Drei- oder Vierfache der von Menschenhänden geleisteten beträgt. Im Wesentlichen ist die Construktion immer derart, daß die Saatkörner in bestimmten Mengen aus einem Behälter in darunter befindliche Gefäße — Trichter oder Röhren — fallen und aus diesem dann in die Furchen gelangen. Wenigstens gilt dieses für die

Fig. III.

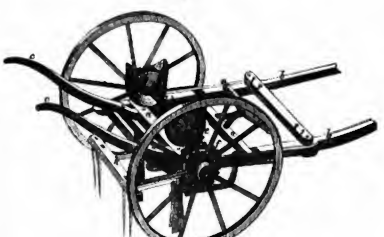


Fig. IV.

sogenannten Drill-Maschinen, die da gebraucht werden, wo die Saat reihenweise ausgestreut ist; während bei gleichmäßiger Aussaat über den ganzen Acker die Theile entsprechend modifizirt sind. Ohne auf eine spezielle Beschreibung einer so wichtigen Klasse von Ackergeräthschaften einzugehen, machen wir nur auf die obenstehende Fig. III. aufmerksam, welche das sogenannte Hohenheimer Drill darstellt. Durch die Bewegung der Fahrräder werden auch die kleinen gezahnten Räder f, e, und mit ihnen eine vierkantige Welle umgedreht, auf welcher die Samenkapseln g vermittelst Klammschrauben so befestigt sind, daß sie sich nach Belieben weiter oder enger zusammenstellen lassen. Die Mitte der Samenkapsel besteht aus einem durchlöcherten Ring, durch welchen also die Körner fallen müssen, wenn die Kapsel ihre Umdrehung macht. Sie gelangen alsdann in den dieselbe halb umschließenden Trichter h, und aus diesem durch eine Röhre i in den Boden; bei k ist auch eine Art von Egge angebracht. Andere Säemaschinen sind

Digitized by Google

so eingerichtet, daß sie sich mit einem Apparat zur Düngervertheilung verbinden lassen; noch andere besitzen diesen Apparat sogleich als wesentlichen Theil ihrer Einrichtung. —

Die wichtigsten von allen landwirthschaftlichen Maschinen sind jedoch unstreitig die Mähe- und Dreschmaschinen. Wer nur ein wenig mit den agronomischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, wie schwierig gerade zur Zeit der Ernte die Beschaffung von Arbeitern wird, während man doch für diesen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum im Jahre nicht die Arbeitskräfte ein- für allemal herstellen und die ganze übrige Zeit unbenutzt lassen kann. Und dazu kommt noch, daß ein einziger Tag in der Ernte von großer Wichtigkeit ist und eine kurze Versäumniß von den traurigsten Folgen begleitet sein kann. Darum haben schon die Alten daran gedacht, die menschliche Kraft wenigstens theilweise durch Maschinen zu ersetzen, wo es gilt, die Früchte des Bodens einzubringen; jedoch erst in der neuesten Zeit hat man wirklich genügende Resultate erzielt. Es machen sich hier verschiedene Bedürfnisse geltend: anders ist die Maschine zum Ausgraben der Kartoffeln, wie die Grasmähemaschine, und diese wiederum von einfacherer Construktion als die für Getreide bestimmte, welche die schwierigste Arbeit zu verrichten hat. Denn sie muß nicht nur die Frucht abschneiden, sondern auch sogleich in geordneten Quantitäten abliefern; sie darf die abgemähten Halme nicht wie das Gras ungeordnet und wirr auf dem Felde liegen lassen, wenn nicht dadurch eine neue und schwer zu bewältigende Aufgabe entstehen soll. Die berühmteste von allen ist die Mac Cormick'sche Mähemaschine, in Amerika erfunden und auf der Londoner Ausstellung von 1850 zuerst dem Publikum vorgeführt, das durch ihre Leistungen zu Erstaunen und Bewunderung hingerissen wurde. Seitdem hat sie sich in England bedeutenden, in Deutschland jedoch nur geringen Eingang verschafft; sie ist zu complicirt und kann sich daher bei dem gewöhnlichen Landwirthe nicht schnell einbürgern, wenn auch der Mechanismus gerade nicht schwer zu handhaben ist. —

Weit verbreiteter dagegen ist die Dreschmaschine. Neben dem, was oben im Allgemeinen über die Arbeitskraft gesagt ist, kommt hier besonders der Umstand in Betracht, daß bei dem Handdrusch gewöhnlich die ganze Arbeit auf einmal verrichtet wird, wo man nicht während des Winters die genügende Anzahl von Arbeitern immer zur Verfügung hat; damit ist dem Landwirthe die Möglichkeit genommen, die Lieferung an Saat nach Bedarf einzurichten und seine Zeit nach seinem Ermessen zu verwerthen. Auch kann bei der allgemein gebräuchlichen Art, die Dreschmaschine durch Pferde zu bewegen, der Landmann sein Gespann im Herbste zu anderen Zwecken gebrauchen und den Drusch auf eine Zeit verschieben, wo seine Thiere unthätig im Stalle ruhen müßten.

Die ersten Maschinen waren noch für Handarbeit eingerichtet. Aber sie sind bald beseitigt worden, weil die Resultate, sowohl was die Menge als die Güte des Ertrages betrifft, keine günstigen waren. Sie bestanden aus einem Gehäuse, in welchem sich eine Scheibe oder Trommel dreht und die eingeführten Aehren gegen einen gegitterten Mantel schlägt und auf diese Weise entkörnt. Eine andere Art, welche die Körner ausstreift, hat sich nicht bewährt. Sind nun die Handdreschmaschinen wohl noch selten im Gebrauch, so ist doch ihre Construktion beibehalten: man hat eben nur den Betrieb durch Menschenhände mit einem von Pferden getriebenen Göpelwerk vertauscht. Die großen englischen Dampfdreschmaschinen, von welchen wir in Fig. IV. eine Abbildung beifügen, sind jedoch ihres hohen Preises wegen und weil nicht immer Dampfkraft vorhanden, nur für große Gütercomplexe zu empfehlen, wo sie dann aber auch Vorzügliches leisten. Im Innern der Maschine ist die Dreschtrommel enthalten, welche über 1000 Umdrehungen in der Minute macht und vermittelst zugeeiserner Schlagleisten die Aehren entkörnt. Der wichtigste Theil ist der Strohschüttler; seine vermittelst Riemen hervorgebrachte Bewegung schüttelt die Halme und schiebt sie fort, wodurch die Körner von dem Stroh getrennt werden, und letzteres gleitet dann über das Holzgitter zu Boden. Die Körner aber gelangen durch mehrere Siebe, deren letztes zur vollständigen Reinigung noch einen Ventilator nach Art der Windschaufeln besitzt, in einen Sammelkasten, von wo sie wieder hinauf nach dem hintern Theile des Wagens geschöpft werden; auch dieses Schöpfwerk wird durch über Scheiben laufende Riemen getrieben. Hier werden die Körner wieder durch mehrere Siebe geführt, sortirt und endlich in untergehaltene Säcke ausgeleert. Man sieht, daß diese Maschine verschiedene Arbeiten, wozu viele Menschenhände nöthig wären, combinirt verrichtet; sie liefert in 10 Stunden über 300 Scheffel vorzüglich sortirtes und reines Getreide, und ist mit einer mittelgroßen Locomobile in Betrieb zu setzen. Hier ist der eigentliche Ort für Anwendung der transportablen Dampfmaschinen. — Der vorhin genannte Strohschüttler besteht aus einem hölzernen Gehäuse, in welchem eine Reihe von dreikantigen Wellen angebracht ist, die alle vermittelst einer Kurbel bewegt werden. Die Wellen sind mit Zinken versehen, welche bei der Umdrehung die Halme fassen und, wie bemerkt, in wellenförmiger und schüttelnder Bewegung fortschieben. —

Könnten wir uns hier auf die Einzelnheiten der Ackerwirthschaft einlassen, so müßten wir auch noch von den besonderen Reinigungsmaschinen, den verschiedenen Arten von Mühlen, Pumpen, Häckselschneidern, Pressen u. s. w. Einiges mittheilen. Doch würde uns das an diesem Orte zu weit führen; nur auf die Wichtigkeit der Wurzelschneide- und Waschmaschinen wollten wir noch hinweisen, die durch den großartigen Betrieb der Runkelrübenzucker-Fabrikation eine außerordentliche Vervollkommnung erhalten haben. Solche Schneidemaschinen bestehen immer aus einer mit Messern besetzten Scheibe oder Welle, welche durch ihre Umdrehungen die Pflanze zerkleinert; die Form der Messer aber ist so vielfach, wie die Zahl der Fabrikanten. Einer der besten Apparate ist die Muemaschine von Bentall. Eine große Zahl von kleinen hakenförmigen Messern sitzt spiralförmig im Innern eines eisernen Cylinders, bei dessen Umdrehung sich die Rüben drinnen fortbewegen und mehr zerrissen als zerschnitten werden. Doch wird diese Maschine mehr zum Futterschneiden verwendet. —

So viel im Wesentlichen über die Herstellung eines guten Getreidevorraths durch Maschinen. Wie uns aber das fertige Brod geliefert wird und was man zur Erleichterung und Verbesserung dieser Arbeit ersonnen hat — darüber ein anderes Mal. —

Dr. Dessau.

Digitized by Google

Ein Garotte-Abentheuer.

Der Stundenzeiger im Comptoir näherte sich 4 Uhr, als wir Drei unsere Pulte verließen und allmälig unsere Ueberröcke und Shawls von den Haken nahmen, wo sie bis jetzt gehangen hatten. Erst 4 Uhr — eigentlich noch nicht einmal ganz, es fehlten noch zwei Minuten — aber es war schon sehr dunkel in der City, und ich hätte ohne das summende Gas nicht meine Uhr, viel weniger die Zeiger unterscheiden können.

„George," sagte Mr. Jones, „wir gehen zusammen, nicht wahr?"

Mr. Jones war ältester Associé, und „George" war Mr. Ellis, der nach ihm in der Firma stand. Mr. Jones, ein bemittelter Mann, wohnte auf Wimbledon Common, in einer reizend gelegenen Villa, und Ellis war sein nächster Nachbar. Sie kamen und gingen mit demselben Zuge von und nach London, und ich dachte, daß es unserem Chef äußerst angenehm sein müsse, das Vergnügen von Ellis' Gesellschaft an solch' finsterem, nebligem Winterabend durch die dunkeln Straßen zu haben; denn Räubereien mit Körperverletzung waren an der Tagesordnung, trotz der vielen weisen Artikel darüber in den Zeitungen.

Die beiden Herren machten sich in aller Behaglichkeit fertig, heute doppelt froh, daß ihr Weg derselbe war. —

„Ford, Sie sind gut zu Fuß, das wissen wir; aber heute, an solch' nebligem Nachmittag, werden Sie einen unendlich langen Weg nach Northumberland-Villa haben, eh?" sagte Mr. Jones zu mir, dem jüngsten Associé, in scherzendem Tone.

Ich lachte. Ellis und ich, wir lachen immer, wenn Mr. Jones scherzhaft aufgelegt ist. Es ist ein so guter, warmherziger Mann; auch sind seine Diners erster Klasse. Ich machte mich also fertig und schlang meinen Shawl um den Hals, als Mr. Jones, plötzlich ernst werdend, sagte: „Wenn Sie meinen Rath annehmen wollen, gehen Sie nicht zu Fuß. Nehmen Sie lieber ein Cab, als daß Ihre Zähne ausgeschlagen oder ihr Hals zusammengeschnürt wird, eh?"

„Und in diesem versl .... weiten Mantel können Sie nichts machen, Sie können Ihre Arme nicht brauchen," bemerkte Ellis, indem er großartig seinen mit Blei ausgegossenen Stock schwang.

Ich antwortete scherzend, holte meinen Regenschirm aus der Ecke, und wir gingen in das äußere Comptoir, wo der alte Kassier eben sein Pult abschloß und die Commis ihre Ueberröcke und Hüte herbeischafften. Drauf verließen wir das Haus.

„Nehmen Sie sich in Acht, Ford: es gibt nicht zu viel gute Menschen!" rief mir mein Associé Ellis noch nach. — Unsere Wege trennten sich; die Beiden gingen nach dem Bahnhof und ich lenkte meine Schritte westwärts.

Mr. Jones hatte gar nicht Unrecht, wenn er sagte, ich hätte einen weiten Weg vor mir. Doch hatte ich nicht die Absicht, den ganzen Weg zu gehen; der Nachmittag war Alles eher als zum Spaziergehen einladend. Als ich durch die Straßen der City ging, wimmelte das schmierige Pflaster von freigewordenen Commis; Diener schoben die Läden ein und löschten das Gas aus, und die Häuser wurden dem Nachtwächter überlassen. Es war dunkel, rauh und sehr feucht; der Nebel hatte sich in ein Gerieſel, aus Regen und thauendem Schnee, aufgelöst, das langsam durch die trübe Luft herunterklam, und die Straßen waren voll flüssigen Schmutzes. —

„Macht nichts," sagte ich, als ich in eine andere Straße einbog, viel gestoßen und geschoben durch ungeduldigere oder raschere Fußgänger — „macht nichts; ich werde wohl bald einen Omnibus finden, der mich in der Nähe meiner Gegend absetzen kann. Aber mein Unglück wollte, daß alle Omnibusse, deren Pferde die Köpfe westwärts trugen, innen und außen überfüllt waren — so sehr, daß gewöhnlich noch einige Fahrcandidaten auf dem Brett an der Omnibusthüre standen, um sogleich, wenn Jemand ausstieg, eintreten zu können. Es war dies an solchem Tage natürlich — unten war es schmierig, oben düster; alle öffentlichen Fuhrwerke waren über und über gefüllt. Meine Heiterkeit sank bedeutend, wenn ich daran dachte, daß ich wohl den langen Weg nach Hause zu Fuß machen mußte. Und da rollten sie hin, die Omnibusse, voll wie Häringsfässer — unerbittlich, wie das Schicksal. — Plötzlich, in einer der dunkleren Straßen, merkte ich, daß mir Jemand folgte. — Wie ich, in all' dem Menschengedränge, auf diese Idee kam, ist mir nicht klar, und doch, sicherlich war es so. Der Mensch, den ich im Verdacht hatte, war ein starker, großer, breitschulteriger Mann, mit einer breitkrämpigen Mütze und einem zottigen, rauhen Oberrock, wie ihn wohl Lootsen und Seeleute tragen. Er hatte keinen Schirm, aber einen dicken rothen Shawl um seinen Hals gewunden, der von seinem vollen ungepflegten Barte halb verborgen war. Sein Gesicht konnte ich nicht recht erkennen, aber sein ganzes Aeußere hatte etwas Wildes, Matrosenähnliches, und wäre es nicht der Umstand gewesen, daß er mich verfolgte, hätte ich ihn für einen fremden Matrosen gehalten, der sich in diesem Theile von London nicht zurechtzufinden wußte. — Ich ging sehr rasch — er folgte mir; ich stellte mich an ein Ladenfenster und versuchte auszusehen, als wenn ich seine Verfolgung nicht bemerkte — er stellte sich an ein anderes. — Geld und düster zwinkerten die Gaslampen durch die Nacht und den Schmutz; ich hatte stets meinen Schirm nach dem Winde zu drehen, damit sich nicht die Innenseite nach außen kehre. Ich stand still, um mich umzusehen. — Sicherlich, da war er, unaufhörlich mich verfolgend, wie der Hai ein Sklavenschiff. Ich konnte seinen schweren Schritt durch all' die vielen anderen leichteren hören. Da war er, eingemuffelt, dick, groß, und gedulbig wie Einer, der weiß, daß seine Zeit schon kommen wird.

Ich hüpfte weiter und that, als wenn ich ein ganz Anderer als ich selbst wäre. — Und doch fühlte ich mich wieder beschämt über die Rolle, die ich spielte. Ich pfiff und zeigte auf jede Weise, daß ich mich jedenfalls nicht beängstigt fühlte durch sein Nachkommen. — Da war ein hell erleuchteter Austernladen; ich that, als wenn ich durch die rothen Hummer, die roth und weiß gestrichelten Krebschen, die saftige Aussicht auf die „Natives" ganz bezaubert sei — ja, ich überlegte und suchte mir glauben zu machen, daß ich Appetit nach diesen Dingen habe, um einen Vorwand zu haben, hineinzugehen. Doch schon stand er neben mir, mit gleichem Interesse die Seethiere betrachtend. Weiter, weiter — und er immer hinter mir. —

Wäre ich einer der Elegants der alten Zeit gewesen, ich hätte ihn für einen verkleideten Polizeidiener gehalten. Doch war dies unmöglich — ich schuldete Niemandem nur 6 Pence.

Digitized by Google

Stand ich, stand er; ging ich, ging er. Ich blickte ihm wüthend in's Gesicht: es machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn.

Ich bin nicht furchtsamer als Andere, und doch überfuhr mich eine Gänsehaut, wenn ich an die jetzt so häufigen Ueberfälle und Verbrechen dachte.

Ich, wie die meisten Londoner, wußte, wie viele Schandthaten nicht in die öffentlichen Blätter kommen, da sie geheim bleiben. Bekannte von mir waren schon zusammengerissen, zerstoßen, ja in's Wasser geworfen worden, um mit zerbrochenen Beinen oder noch schlimmer, aber immer mit leeren Taschen wieder sich zu erheben, noch glücklich, wenn sie nicht lebenslang entstellt blieben.

Wie leicht konnte mein Verfolger eine Waffe unter seinem weiten Rocke haben — und wenn auch nicht, er war mehr als einen Kopf größer, viel breiter und kräftiger als ich, und die starke braune Hand war schwere Arbeit gewohnt. Scheinbar war er allein, doch konnten nicht seine Spießgesellen hinter ihm sein? Hier und dort, an den Branntweinläden, sah ich Leute, die ihrem Aussehen nach wohl zu ihm gehören mochten.

Einen langen, langen Weg hatte ich zu machen, er war immer hinter mir. Ich kam wieder in eine Hauptstraße; da war eine Stockung der vielen Wagen und Omnibusse: die Pferde des einen waren gestürzt. Da war auch ein Polizeidiener, doch er wandte sich weg, ehe ich zu ihm dringen konnte.

Allmälig kam ich in die unbewohnbaren Theile der Stadt. — „Jetzt hat er freies Spiel," dachte ich, doch kam er nicht näher. Und dort, dort in der dunkeln Nacht das helle Licht: das war Northumberland-Villa. Ich rannte — er auch. Ich war an der Gartenthüre und riß an der Klingel — da, mit unterdrücktem Schrei, mit einem Tigersprung sprang er auf mich und schlug seine Arme um meinen Hals.

Also doch noch! — Hier, vor meiner Schwelle! — Verzweiflung, Zorn, Entsetzen gaben mir neue Kraft: ich riß noch einmal mit aller Kraft an der Glocke, daß ihr heller scharfer Ton hallend durch das Haus klang, dann focht ich mit Todesangst gegen den Wütherich — mit einer Kraft, die mich selbst überraschte. Da — da öffnete sich das Haus, Jemina, das Mädchen, dann der Diener erschienen mit entsetzten Gesichtern; meiner lieben Frau schreckenbleiches Gesicht fuhr durch's Fenster; im Hause hörte ich meine armen Kleinen quieken.

Der Garotte ließ mich los — seine Mütze war ihm entfallen.

„Gütiger Himmel! John, Bruder, kennst du mich denn nicht?" schrie er auf.

„Nein, Sie — Du, Du kannst Harry nicht sein!" sagte ich, halb ohnmächtig.

„Doch, doch — ich bin's! — Bruder Harry aus Australien zurück!" sagte der starke Mann, als er seine Mütze gefunden. „Du hast mich schön rennen lassen, John, mein Junge!"

Meines theuren Bruders Hand zu schütteln, ihm meine Frau, die ich während seiner Abwesenheit von 15 Jahren kennen gelernt und geheirathet, zum Kuß zu bringen, ihn in's behagliche, warme Zimmer zu ziehen, war das Werk einer Minute. —

Ein herrlicher Mann, mein Bruder, mit feinem dunkeln Lockenhaar, seiner braunen Haut, mit dem ungeheuren Farmersbart im Gesichte. — Er kam nach England, um sich eine liebende Gattin an seinen Herd in Australien zu suchen.

Die Kinder waren gleich bekannt mit ihrem Onkel — meine Frau kannte ihn schon aus meinen Erzählungen und hatte ihm manchen freundlichen Gruß geschickt.

Endlich fragte ich: „Aber wie kam's, Harry, daß du mich verfolgtest?"

„O, das ist einfach," war die Antwort; „ich kam heute Nachmittag um 1 Viertel auf Vier, gab meine Sachen in mein Hôtel und wollte dich noch in der City finden. Aber es war zu spät — deine Adresse wußte ich nicht, da sah ich glücklicherweise Einen herkommen und sagte zu mir selbst: ‚da ist er ja' — du bist aber sehr verändert, John, viel fetter in den 15 Jahren geworden — war aber nicht sicher und mochte nicht Jedem als Bruder um den Hals fallen; so lief ich dir nach, bis ich dich unter der letzten Laterne, wo du zu rennen anfingst, recht erkannte. — So kam's!"

Eßbare Schwalbennester.

In einer der letzten Sitzungen der pharmaceutischen Gesellschaft in London wurde über diese Vogelnester verhandelt, welche bekanntlich in China als Delikatessen verspeist werden. Das Museum der Gesellschaft empfing vor Kurzem einige derselben, sowie mehrere in Europa fabricirte Nachahmungen, welche zu denselben Zwecken in den Handel kommen.

Die aus China importirten werden an der Seeküste gesammelt, wo sie in Grotten, an Felsen und Klippen fest angeklebt, zu Tausenden gefunden werden. Die Vögel, welche sie bauen, gehören zwei Schwalbenarten an, hirundo esculenta und h. nidifica, und man ist heute über die Entstehung der Nester ganz im Klaren. Man hat lange geglaubt, die Nester der Salanganen (der gebräuchliche Name der obenerwähnten Schwalbenarten) seien aus Seetang, kleinen Mollusken oder dem Safte verschiedener Seegräser zusammengesetzt; allein bei einer genauen Analyse fand Professor Mulder, daß sie 90 Procente animalischer Bestandtheile enthalten. Später erkannte man, daß diese Stoffe in den Speicheldrüsen der Salanganen enthalten sind und große Aehnlichkeit mit Hausenblasen haben. Die Vögel sondern diesen Stoff in großen Mengen namentlich zu der Zeit ab, in welcher sie ihre Nester bauen; man kann etwas Aehnliches sogar bei den in Europa verbreiteten Schwalbenarten beobachten, welche ebenfalls das Innere ihrer Nester mit einem klebrigen Stoffe überziehen, welcher das kleine Gebäude fest zusammenkittet. Bei den Salanganen findet das Ausscheiden dieses Stoffes in viel größerem Maßstabe statt, so daß derselbe beinahe allein das Nest bildet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Heimfahrt.

Nach Jules André.

(Taf. 13.)

Die schönste Blüthe der Landschaftsmalerei in Frankreich fällt in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Die beiden größten, aus dem Schooße dieses Landes hervorgegangenen Meister, Poussin und Claude Gelée, hatten sich aber, der einheimischen Natur entfremdet, dem Süden zugewandt, ihre vortrefflichen Werke waren unter dem Himmel Roms und Neapels entstanden, und sie hatten keinen ihrer ganz würdigen Schüler gefunden. Es fehlte den Bildern der Letzteren an Wahrheit und Leben. Die Zeit Ludwigs XV. gefiel sich im Falschen und Geschminkten, und was jenem Jahrhundert im Gebiete der Kunst Frisches und Gesundes erblühte, war der Saat entsprossen, welche der Philosoph Rousseau in seinen Schriften und der Dichter Bernhardin de St. Pierre in seinen „Studien" und der „Harmonie der Natur" ausgestreut hatten. Das Streben nach Wahrheit und Rückkehr zur Natur wurde aber durch stürmische Zeiten unterbrochen, und ließen die Maler der Republik und des Kaiserreichs die Sonne aufgehen, so war es nicht über stillen Thälern und grünen Wiesen, sondern über blutgerötheten Schlachtfeldern. Erst im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts sah Frankreich selbstständige, keinem Vorgänger nachahmende Landschaftsmaler, welche sowohl die landschaftlichen Formen der einheimischen Natur, als auch die Trachten und Physiognomien der Menschen mit hinreißendem Zauber auf die Leinwand brachten. Diese Meister, die der neuen Schule der Landschaftsmaler zum Vorbilde dienten, waren vorzugsweise Cabat und Dupré. Dem letztgenannten berühmten Darsteller der einfachen, flachen nordischen Landschaft im Sinne der großen Holländer folgte vornehmlich Jules André, dessen „Heimfahrt" wir den Lesern in wohlgelungenem Stiche vorlegen.

Jules André zeigt uns auf unserem Bilde eine jener Uferlandschaften, die er mit Vorliebe darzustellen pflegte. Bretagnische Landleute in ihren malerischen Kostümen sind im Begriffe, in einem kleinen Fahrzeuge ihre Fahrt anzutreten. Die Ruder sind in Bewegung, und die Begleitenden winken vom Ufer aus den scheidenden Freunden die letzten Grüße zu, welche von einem im Kahne stehenden Paare, vielleicht Brautleuten, erwiedert werden. Ein junger Bauer bläst die Hirtenflöte, deren Klängen einige Mädchen zu lauschen und sich wehmüthigen Gefühlen zu überlassen scheinen. Die düstere Abendlandschaft, die blasse Mondscheinbeleuchtung und das eigenthümliche, fast an Klosterfrauen erinnernde Kostüm verleihen dem anziehenden Bilde einen elegischen, dabei aber zugleich freundlich idyllischen Ausdruck.

Jules André, geb. 1804 zu Paris, war ein Zögling der Landschaftsmaler Jolivard und Watelet. Im Jahre 1827 begann er selbstständig zu arbeiten. Er durchstrich den Wald von Fontainebleau, welcher die unerschöpfliche Fundgrube der französischen Landschaftsmaler ist, durchwanderte die malerischen Gegenden des südlichen Frankreichs, besuchte Belgien, die Rheinufer, und malte Vieles an Ort und Stelle. Die Pariser Ausstellung vom Jahre 1831 brachte seine ersten bedeutenden Bilder, deren ländliche Einfachheit und Anspruchslosigkeit bei so meisterlicher Behandlung den lebhaftesten Beifall erntete. Die aufgehende, die Nebel verscheuchende Sonne, die stille Feier des thauigen Morgens, das Feierliche der über Wald und Ufer einbrechenden Dämmerung wußte er mit dem feinsten Naturgefühl darzustellen. Da J. André in vielen Stücken den berühmten Dupré, seinen geistigen Taufpathen, erreicht, ohne, wie dieser, in's Schwere und Klecksige zu verfallen, so konnte es an Anerkennung nicht fehlen. Seine Arbeiten wurden zu hohen Preisen von Kennern, mehrere auch vom Staate erworben. Es wurden dem Künstler Arbeiten im neuen Louvre, im Hotel d'Albe, und im Jahre 1845 die artistische Leitung der kaiserlichen Porzellanmanufaktur in Sèvres übertragen, welcher Posten seiner eigenen Produktivität jedoch keinerlei Eintrag that.

K.

Das Paradies der Buddhisten.

Nach dem neuesten Werke über den Buddhismus in Tibet von Dr. Emil Schlagintweit.

Der Glaube an die Seelenwanderung ist ein Grunddogma des Buddhismus. Die Seelen wandern, weil der Mensch, ihr Träger, noch nicht eingesehen hat, daß Alles, was das Leben bietet, nur Trug sei; wer aber sich frei macht von den Banden, welche ihn an das Leben fesseln, wer sich gewöhnt, die Freuden des Daseins geringer zu achten als das Eindringen in die Gründe des Daseins, mit Hülfe der von dem Buddha geoffenbarten Mittel der Erkenntniß, der ist auf dem Wege, von der Wiedergeburt befreit zu werden. Die heiligen Werke der Buddhisten drücken dieses so aus: „er folgt dem Strome, der an das andere Ufer führt;" er ist aus dem Stadium der „unweisen Menschen" herausgetreten, für welche als charakteristisch angeführt wird: „ihr Geist ist verdunkelt, langsam, und unfähig jeder Erkenntniß."

Was bietet aber nun dieses „andere Ufer", welcher Art ist der Ersatz, die Belohnung, welche der Buddhismus seinen Anhängern als Preis eines tugendhaften Lebens, reich an Entbehrungen und arm an Freuden, in Aussicht stellt? Er verspricht „Nirvana" zu werden, „ausgelöscht, ausgeweht" zu werden, wie eine Lampe. Nirvana ist das Ziel und die Belohnung der Ausdauer; der Mensch soll sich bestreben, alle Anhänglichkeit an das Dasein abzuwerfen, um zur Erkenntniß zu gelangen, daß die Geburt den Keim der Zerstörung in sich trägt, denn Geburt erzeuge Schmerz, Kummer, Alter und Tod. Unwissenheit ist die Ursache der Existenz und der Wiedererzeugung, oder des Kreislaufes der Geburt, des Samsara; die Folgen der Unwissenheit werden an dem Dogma der zwölf Nirvanas gezeigt, welches den Causalzusammenhang zwischen Unwissenheit und Geburt in folgenden Worten erläutert:

„Durch Unwissenheit wird Verdienst und Schuld erzeugt; durch Verdienst und Schuld Bewußtsein; durch Bewußtsein Name und Gestalt; durch Name und Gestalt die

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

sechs Sinne*); durch die sechs Sinne Berührung; durch Berührung Verlangen; durch Verlangen Empfindung; durch Empfindung Anhänglichkeit an das Dasein; durch Anhänglichkeit Wiedererzeugung; durch Wiedererzeugung Geburt; durch Geburt Alter und Tod. So entsteht die ganze Reihe von Schmerzen und Qualen. Das vollkommene Aufhören von Unwissenheit bewirkt Aufhören von Verdienst und Schuld; Aufhören von Verdienst und Schuld das von Bewußtsein; Aufhören von Bewußtsein das von Name und Gestalt; Aufhören von Name und Gestalt das der sechs Sinne; Aufhören der sechs Sinne das von Berührung; Aufhören von Berührung das von Verlangen; Aufhören von Verlangen das von Empfindung; Aufhören von Empfindung das von Anhänglichkeit; Aufhören von Anhänglichkeit das von Wiedererzeugung; Aufhören von Wiedererzeugung das von Geburt; Aufhören von Geburt das von Alter und Tod. So hört die ganze Reihe von Schmerzen und Qualen auf**)."

Das Aufhören der Ursache des Kummers und der Qual, die vollkommene Zerstörung des Daseins, dieses bietet Nirvana. Nihilismus, das Zergehen in Nichts, ist der charakteristische Grundzug des ursprünglichen Buddhismus und die höchste Belohnung. Es wird ausdrücklich bemerkt, es sei unmöglich, das Nichts sich vorzustellen, oder den Zustand Derer, welche die Befreiung von Wiedergeburt erreicht haben, zu beschreiben. So heißt es z. B.: „Nirvana bewahrt vor Gefahren, gewährt Sicherheit ohne Furcht, und gibt Glückseligkeit, Friede; es ist eine Quelle von Glück, Erfrischung, Reinheit und Annehmlichkeit. Gleichwie ein Mann, der vor einem mächtigen Feuer gebraten werden soll, ein höchst angenehmes Gefühl haben wird, wenn er vom Feuerroste errettet wird, so wird auch der Mensch fühlen, welcher, gereinigt von Unwissenheit, Haß und anderen Leidenschaften, Nirvana erreicht." Oder: „Ein Mensch, der von bewaffneten Räubern bedroht ist, empfindet große Freude, nachdem es ihm gelungen ist, an einen Ort zu gelangen, wo er vor Gefahr gesichert ist; ein solcher Hort ist aber Nirvana." — Auch darf man sich Nirvana nicht so vorstellen, als ob die dahin Gelangten eine bestimmte Himmelsregion bewohnten: „Nirvana hat keine bestimmte Lokalität; sie ist überall, wo die Vorschriften des Buddha beachtet werden; da dieses an allen Orten geschehen kann, so kann auch Nirvana überall sein, gleichwie das Firmament von einem Sehenden von allen Ländern aus gesehen werden kann."

Die hier mitgetheilten Stellen, welche dem Träger der Mahayana-Lehre zugeschrieben werden, welcher im zweiten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung gelebt haben wird, zeigen, daß der Buddhismus selbst noch in dieser Zeit seines Bestehens seinen Bekennern im Principe keine Belohnung bot, welche materielle Vortheile gewährte. Tugendübung wird nicht durch Glückseligkeit belohnt; Erdenglück soll gemieden werden, aber Tugend und Enthaltsamkeit soll geübt werden, und die einzige Belohnung hiefür ist die, die Leidenschaften beherrschen zu können und so den Menschen an „das andere Ufer" hinüberzuleiten. Der Zustand nach dem Tode, eine Frage, welche bei allen Völkern und zu allen Zeiten den Geist lebhaft beschäftigte, wird ganz unbestimmt gelassen: „die Merkmale und die Eigenschaften von Nirvana lassen sich nicht bestimmen."

An dieser Unbestimmtheit von Nirvana wurde von keiner Schule etwas geändert. Auf der Grundlage des Nirvana sind aber noch zwei andere Belohnungen ausgebildet worden; sie wurden seit der Zeit besonders wichtig, als die Religion des Buddha aus Indien verdrängt wurde und unter den roheren, uncivilisirteren Völkern des übrigen Asiens eine große Verbreitung fand; es geschah dieses im siebenten Jahrhundert n. Chr. G., also ungefähr zwölf Jahrhunderte nach dem Auftreten des Buddha. In diesen sekundären Belohnungen guten Lebenswandels sind die Tugenden nicht mehr blos das Mittel zur Ueberwindung der menschlichen Triebe und der Leidenschaften, sie führen auch zu einem bestimmten Grade von Wohlbefinden, von Glückseligkeit. Diese zwei Belohnungen sind: Wiedergeburt in einer der guten Klassen von Existenz, und die Aufnahme in die „Region der Freude", deren Bewohner der Wiedergeburt nicht mehr unterworfen sind. Es werden also jetzt drei Stufen von Belohnung unterschieden, und jede Stufe wird erreicht in Folge des eigenen Verhaltens und der Vollendung, zu welcher es das Individuum in Ueberwindung der Unwissenheit gebracht hat. Der Buddha selbst soll schon bei Erklärung seiner Lehre die geistige Bildung seiner Zuhörer berücksichtigt und oft, um seine Lehre verständlich zu machen, Aeußerungen gethan haben, welche er selbst nicht billigte. Als seine Anhänger sich später in Sekten schieden, so suchten sie Aeußerungen, welche ihren Worten widersprachen, mit dem Einwande zu entkräften, sie seien blos gegen bestimmte Personen gemacht worden, und es müsse erst ihr richtiger Sinn gezeigt werden. Damit war aber der Interpretation der weiteste Spielraum zugestanden; jede Sekte beanspruchte durch ihre Erklärung den richtigen Sinn aufgedeckt zu haben.

Diese drei Belohnungen — glückliche Wiedergeburt, Aufnahme in die Region der Freude, Nirvana — werden in den heiligen Schriften bildlich als „dreierlei Fahrzeuge" bezeichnet, durch welche man an das andere Ufer des Stromes gelangen könne. Die Vorbedingungen zu jeder dieser Belohnungen sind sehr genau präcisirt; im Lamrim, einem sehr geachteten Werke des berühmten Lama Tsonkhapa, der im vierzehnten Jahrhundert n. Chr. G. in Tibet lebte, wird darüber Folgendes gesagt*): Menschen von geringen Fähigkeiten müssen an Buddha glauben, an Wiedergeburt, und an Belohnung während ihrer Existenz als Wesen. Menschen mittlerer Fähigkeiten müssen neben dem Vorhergehenden auch erkennen, daß alles Zusammengesetzte der Zersetzung oder Vernichtung unterworfen ist, und daß alle Dinge nur ideell sind; daß jede Art von Unvollkommenheit Schmerz erzeugt, und daß Befreiung von Schmerz und Dasein Seligkeit gewährt. Menschen der höchsten Fähigkeiten müssen neben den vorhergehenden Dogmen auch erkennen, daß nichts selbstständig existirt; daß nichts absolut fortbestehe, noch vollkommen aufhöre, weil Alles, was existire, nur durch Verbindung mit Anderem bestehe. In Absicht auf das Verhalten zu jeder dieser drei Stufen brauchen die gewöhnlichen Menschen nur die schlechten Handlungen**) zu vermeiden; die Menschen von mittleren

*) Diese sind: Geruch, Geschmack, Farbe, Gehör und der innere Sinn, im Sanskrit Manas genannt. Vergl. „Burnouf, Introduction", S. 501, „Le Lotus de la bonne Loi", S. 512.

**) Hardy, Manual of Buddhism, p. 391. — Darüber, daß Nirvana vollkommene Zerstörung der Existenz bedeutet, gab besonders Goldstücker, Panini, S 226, auch wichtige philologische Beweise.

*) Vergl. Emil Schlagintweit, „Buddhism in Tibet", S. 103.

**) Die zehn schlechten Handlungen sind fast identisch mit denen, welche der mosaische Decalog beseitigen will; sie sind: 1. Mord; 2. Diebstahl; 3. Unzucht; 4. Lüge; 5. Verleumdung; 6. Fluch und Schmähworte; 7. unreines und unnützes Geschwätz; 8. Begehrlichkeit und Habsucht; 9. Bosheit; 10. Zweifelsucht. Siehe darüber die ausführliche Darstellung von Hardy, „Manual of Buddhism", S. 469.

Digitized by Google

Fähigkeiten müssen überdieß in Tugendhaftigkeit, Meditation und Erkenntniß es zu hoher Vollkommenheit zu bringen suchen; die höchst begabten Menschen müssen auch noch der sechs transcendentalen Tugenden*) sich befleißigen. — So das Lamrim.

Die drei Grade der Belohnung, des summum bonum, sind: glückliche Wiedergeburt, nämlich Existenz als Gott oder Mensch**); Aufnahme in das Reich der Freude, Sukhavati im Sanftrit, und in Folge davon Erlösung von dem Jammer des Daseins; Eingehen in Nirvana, und Befähigung zur Buddha-Vollkommenheit, um Andere in den Mitteln zu unterrichten, wie sie selbst zur Einsicht in die Ursachen des Daseins und zur Buddhawürde gelangen mögen.

Eine glückliche Wiedergeburt befreit von den Leiden und Qualen der niederen Klassen von Existenz; das existirende Wesen ist noch allen Versuchungen und der Wiedergeburt unterworfen, und es hängt von seinem Verhalten ab, in welcher Klasse die nächste Geburt stattfinden werde, oder ob die Aufnahme in das Reich der Freude oder in das Nirvana einzutreten habe.

Das Reich der Freude ist das eigentliche Paradies der Buddhisten; es wird als ein Ort der Lust und der Freude gedacht, welcher die höchsten Genüsse gewährt, rein von dem Schmutze der Existenz und ungetrübt von menschlichen Leidenschaften. Auch ist keine Wiedergeburt mehr möglich. Die Benennungen für diese Region sind im Sanftrit Sukhavati, „überfließend von Freude"; im Tibetanischen Devatschan, „die Glückliche"; im Chinesischen Nygan-lo, „Freude", Kio-lo, „die größte Freude", Tsingtu, „reines oder glückseliges Land". Sukhavati wird als ein großer See beschrieben, bedeckt mit rothen und weißen Lotusblumen***) von besonders gutem Geruche. Diese Blumen sind die Ruhepolster der Tugendhaften, durch deren gute Handlungen sie in diesem See aufbrachen, noch während sie auf Erden wandelten; wenn die Zeit ihrer Erlösung vom Dasein gekommen ist †), so steigen sie empor in Sukhavati und nehmen ihre selbstbereiteten Sitze ein. Sie genießen dort alle Freuden der Existenz, aber ohne die Schmerzen derselben zu empfinden. Das Behagen, welches sie empfinden, wird mit dem Gefühle eines gesunden Menschen verglichen, der das Vorhandensein seiner Organe nicht fühlt; sobald aber eines der Organe leidend wird, so wird er durch den Schmerz daran erinnert. In der Lage des gesunden Menschen befinden sich diejenigen, welche in Sukhavati aufgenommen wurden; sie fühlen nur, was Angenehmes in der Existenz ist, sie leiden aber nicht unter den Mängeln, von denen das Dasein auf Erden unzertrennlich ist. — Speise und Trank steht vor ihnen in Folge ihres bloßen Wunsches; der wunderbar schöne Gesang paradiesischer Vögel bewegt sie zu größter Andacht. Veranlaßt durch das Verlangen, die Menschen durch ihr Beispiel zur Frömmigkeit anzueifern und sie zu jener Reinheit zu führen, welche zur Aufnahme in Sukhavati nothwendig ist, steigen sie auch wieder hernieder auf Erden und wandeln unter den Menschen; aber wenn ihre menschliche Hülle stirbt, kehren sie wieder sogleich in Sukhavati zurück; für sie gibt es keine unfreiwillige Geburt mehr.

Als charakteristisch für das Nirvana haben wir oben bezeichnet: vollkommene Zerstörung der Existenz, ein Auslöschen des Daseins. Sukhavati hat aber eine so vollkommene Zerstörung nicht zur Folge, nur die Schattenseiten der Existenz und die Bedingungen der Wiedererzeugung sind weggenommen. In materieller Beziehung ist ein Zustand des Wohlbehagens, des Genusses eingetreten; in religiöser Beziehung ist eine durch nichts gestörte Andacht erworben worden, eine Freude an der Tugend und eine Befriedigung an ihrer Uebung.

Im ursprünglichen Buddhismus wird das Sittlich-Gute nicht belohnt durch Wohlergehen und Glückseligkeit; vollkommene Zernichtung ohne jede Form der Existenz, ohne jegliches Gefühl, dieses ist der Lohn, der in Aussicht gestellt ist; im modernen Buddhismus wird aber sittliches Verhalten auch durch wirkliche Genüsse belohnt. In den alten Legenden über das Leben besonders tugendhafter Menschen wünscht sich der Held, wenn er eine ungewöhnliche, verdienstliche That verrichtet: „möchte ich doch um dieser That willen Buddha werden," d. i. zur Erkenntniß der Ursachen des Daseins gelangen, um die Mittel, wie man dazu gelangen könne, als Buddha unter den Wesen zu verbreiten. Der moderne Buddhist aber wünscht sich: möchte ich doch um dieser That willen in Sukhavati aufgenommen werden, d. i. Glückseligkeit ohne Leiden genießen. Auch die Mittel hiezu sind wesentlich erweitert worden; neben Moralität ist es auch wichtig, sich den Beistand der Gottheiten zu sichern. Es geschieht dieses durch Gebete und Opfer unter gewissen Ceremonien, und es herrscht darüber die Ansicht, daß sie einen magischen Einfluß auf die Gottheiten ausüben, dem diese nicht widerstehen können, so daß die Erfüllung des Wunsches erfolgen muß, insoferne alles Nöthige beachtet ist und Andacht, besonders Concentration der Gedanken auf diesen einen Zweck, nicht mangelt *).

Wenn wir uns, zum Schlusse, die niedere Bildungsstufe vergegenwärtigen, auf welcher die Völker Central-Asiens stehen, so werden wir nicht überrascht sein, zu hören, daß nach den Berichten von Reisenden, welche dem religiösen Leben ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten, die Wenigsten zwischen Nirvana und Sukhavati zu unterscheiden wissen. In dem Wunsche nach der Erlösung von dem Jammer des Daseins, welches in Folge der climatischen und politischen Zustände hier noch besonders viel des Traurigen bietet, concentrirt sich ihr Verlangen. Ueberdieß hatte sich schon zur Zeit, als der Buddhismus in Indien noch die herrschende Religion war, die Theorie ausgebildet, daß die höchste Weisheit, namentlich die Erkenntniß der Gründe des Daseins, und die Fähigkeit, als Buddhalehrer aufzutreten, nur von Denjenigen erlangt werden könne, welche der Welt entsagt haben, d. i. von den Priestern; der Hang der Indier zum beschaulichen Leben, und

*) Die sechs transscendentalen Tugenden sind: Almosengeben; Moralität; Geduld; Energie; Meditation; Weisheit. Siehe Bournouf, „Le Lotus de la bonne Loi", Appendice VII.

**) Die Buddhisten nehmen sechs Arten von Wiedergeburt an: die Geburt als Gott und Mensch gelten als gute Existenzen; die Geburt als Asura (böser Geist, als Thier, als Preta (stets hungerige Ungeheuer), und in der Hölle gelten als die schlimmen Wege.

***) Der Lotus, Padma im Sanftrit, Nymphaea Nelumbo, Lin., ist ein Symbol der höchsten Vollkommenheit.

†) Die Lebensdauer der Individuen hängt von dem Lebenswandel ab; langes Leben ist die Folge guter Handlungen, kurzes Leben die Folge schlechter Thaten. Uebrigens kann nach der Ansicht der Tibetaner, sowie auch der Mongolen, bei schlechten Menschen die Lebensdauer durch die Macht böser Geister noch mehr abgekürzt werden, und dieses wird „vorzeitiger Tod" genannt. Ausführlicheres darüber sehe man in Emil Schlagintweit's Buddhismus in Tibet, S. 109, 249.

*) Auch das Drehen der Gebetcylinder in Tibet ist nur dann von Nutzen, „wenn es mit Andacht geschieht"; es erscheint dadurch der Gebrauch dieser Maschinen in einem viel mildern Lichte.

Digitized by Google

der Glaube, daß durch Meditation selbst übernatürliche Fähigkeiten erworben werden können, ist für diese Theorie von wesentlichem Einflusse gewesen. In Central-Asien hat die weltliche Macht der Priester, die allein auf Priester beschränkte geistige Bildung, und der Einfluß, den sie auf alle Vorkommnisse des täglichen Lebens ausüben, in derselben Richtung gewirkt; schon das bloße Eingehen in Nirvana wird nur den Priestern zugestanden, und da Nirvana zugleich die Bedingung zur Buddha-Intelligenz ist, so ist diese auch nur den Priestern zugänglich.

Murillo.

Der Maler Estéban Bartolomé Murillo, geb. in Sevilla im Jahre 1618, gest. daselbst 1682, wird als der größte Maler der spanischen Schule mit Recht verehrt. Seine Bilder aus der Heiligengeschichte, seine Madonnen (die herrlichste und größte im Louvre zu Paris), seine Darstellungen aus dem niederen Volksleben sind von unübertrefflicher Schönheit und Wahrheit. Er war ein Schüler von Juan del Castillo und Freund von Velasquez. Er übertraf alle seine Zeitgenossen und wird immer unter den größten Meistern aller Zeiten glänzen. Wir geben von ihm die Abbildung einer Gruppe Obst essender Knaben und eines Blumenmädchens; die Originale beider gehören zu den kostbarsten Perlen der Dresdener Gallerie.

Obstessende Knaben; nach Murillo.

Gespenster im Theater.

Zu einer Zeit, in welcher Gespenster als Knalleffekte auf den ersten Bühnen Europa's erscheinen, dürfte es für unsere Leser nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, wie diese merkwürdigen Erscheinungen hervorgezaubert werden.

Das Gespenst wird durch eine Person gebildet, resp. hervorgebracht, welche im ersten Souterrain des Theaters steht und deren Gestalt durch einen unbelegten Spiegel zurückgeworfen wird, vor und hinter welchem man zugleich die Schauspieler auf der Bühne sieht.

Wenn sich Jemand in einem dunkeln Zimmer vor einen großen unbelegten Spiegel stellt und das Licht einer Lampe auf sich fallen läßt, so sieht man sogleich das Bild auf der andern Seite des Spiegels auftauchen. Stehen dann jenseits des Spiegels in gleicher Entfernung andere Personen, so wird sich das Schattenbild scheinbar zu ihnen gesellen. Es ist leicht, das Licht so zu regeln, daß das Bild der Person auf der einen Seite des Spiegels und die Schauspieler u. s. w. auf der andern gleichmäßig beleuchtet sind; diese können sich sodann dem Gespenste nähern, ihm die Hand bieten u. s. w. Kurz, man hat dann die Gespensterscenen, welche seit Kurzem in London und Paris so viel Aufsehen machen.

Im Theater du Châtelet in Paris benützt man zu diesem Zwecke einen ungeheuren unbelegten Spiegel, aus drei Stücken zusammengesetzt, deren jedes 5 Mètres hoch ist und 4500 Frcs. kostete. Durch einen besondern Apparat wird derselbe je nach Bedürfniß in die Höhe gezogen oder niedergelassen.

Das oder die Gespenster, deren Bild erscheinen soll, stehen in dem ersten Souterrain des Theaters unter einer großen, im Boden der Bühne angebrachten Oeffnung. Sie nehmen die passende Stellung und der Spiegel wird in einen genau berechneten Winkel von so und so vielen Graden gebracht, wo er dann das empfangene Bild

Digitized by Google

derart zurückwirft, daß es für die Zuschauer sichtbar wird.

Ein sehr starkes (gewöhnlich elektrisches) Licht fällt auf die Gruppe, deren Bild der Spiegel wiedergibt, und es wird durch diese eigenthümliche, leicht ganz auf einen Punkt zu concentrirende Beleuchtung eine ganz außerordentliche Wirkung hervorgebracht. Die Gespenster sind mitten unter den Schauspielern, welche verhältnißmäßig schwach beleuchtet sind, deutlich sichtbar. Für die Schauspieler selbst sind sie natürlich unsichtbar, da sie ja bloße Schatten-

Blumenmädchen; nach Murillo.

bilder und nur unter einem bestimmten Winkel (hier vom Zuschauerraume aus) zu erblicken sind. Die handelnden Personen spielen, streiten, fechten also im eigentlichsten Sinne mit der Luft, und dies erklärt eine gewisse Unentschiedenheit, welche sich manchmal in ihrem Spiele verräth.

Der Schauspieler muß im Voraus genau die Stelle kennen, wo das Bild des Gespenstes hin zu stehen kommt, sonst könnte es ihm geschehen, daß er rechts die Arme nach einem für ihn unsichtbaren Gespenste ausstreckt, welches das Publikum zu seiner Linken erblickt.

E. W.

Digitized by Google

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 88.)

Achtes Kapitel.

Wie oft hört man noch heute den Stoßseufzer: „Ja die gute alte Zeit ist hin. Damals war es noch anders, damals gab es noch bessere Menschen, damals —“ und dann folgen noch verschiedene Damals, und Seufzer, und Klagen, und Lobpreisungen, daß man meinen sollte, es wäre ein ganzes Paradies von Redlichkeit, Frieden und Gemüthlichkeit damit zu Grunde gegangen, und die neue Zeit mit ihrem Kämpfen, Streben und Vorwärtsdrängen wäre nicht viel weniger als der Anfang des allgemeinen Weltunterganges. Selbstsucht wirft man ihr vor, und doch war es gerade die gute alte Zeit, die, unbekümmert um Vergangenheit, Zukunft und Außenwelt, die eigene beschränkte Existenz zum Mittelpunkt und Zweck des Daseins machte, die den eigenen Brauch als allgemeine Richtschnur aufstellte, unduldsam gegen alles Neue, Fremde war, und lieber tausend frische Lebenskeime zertrat, ehe sie einen Schritt von der lieben Gewohnheit abwich. Damals freilich brauchte man zu einer Reise von Berlin nach Leipzig so viele Tage, als jetzt ungefähr genügen würden, von demselben Orte aus Constantinopel zu erreichen, damals hatte das Alter allein Geltung, und der Jugend ward die Berechtigung am Leben und Wirken erst zugestanden, wenn die schönsten Jahre dieses Lebens hinter ihr lagen, damals wurde jeder Streit, jede Partheiung mit dem Grundsatze bekämpft: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; aber damals flocht man auch die Haare in einen Zopf zusammen und ließ ihn steif und gravitätisch herabhängen, ein sichtbares Zeichen, daß Alles, was in üppiger Fülle aufwuchs, nur dazu da war, gepreßt und eingezwängt zu werden — es war eben die Zeit der Zöpfe. Noch jetzt schleicht manche alte Postkutsche schwerfällig die staubige Chaussee entlang, nach den nächsten Orten, und an ihr vorüber fliegt das brausende Dampfroß, das Tausende hinausführt in die große herrliche Welt. „Aber unsere alte Postkutsche war doch besser,“ sagt so Mancher. „Es ging so hübsch langsam vorwärts, man konnte jeden Baum, jeden Stein am Wege fein ordentlich beschauen, und dann war es so gemüthlich da drinnen — aber die gute alte Zeit ist vorüber.“ — Zu diesen Anhängern der guten alten Zeit, die immer mehr und mehr verschwinden, gehörte auch der Schneidermeister und Herr Rosner mit seiner ganzen Familie, in der er eine sehr bedeutende Stellung einnahm. Er besaß ein eigenes Haus, ein theils ererbtes, theils erspartes Vermögen und eine gute Kundschaft; dies, im Verein mit seinem gemessenen feierlichen Wesen, der Strenge seiner Grundsätze und der Consequenz, womit er an dem Alten festhielt, sicherte ihm eine unbedingte Autorität im Kreise seiner Verwandten. Er ward in allen wichtigen Fällen zu Rathe gezogen, sein Ausspruch war entscheidend, und seine Häuslichkeit galt für das Ideal eines Lebens nach früherem Styl. Dort ging Alles nach altem Brauch, nach hergebrachter Sitte, heute wie morgen und gestern wie heute, so regelmäßig wie der Pendel einer Wanduhr. Rosners Haus lag in einer jener Straßen, die sich mitten in dem lebhaften Verkehr der Residenz eine eigene kleinstädtische Physiognomie bewahrt haben, es war ein altes, enges, winkliges Gebäude mit kleinen niedrigen Zimmern, steilen Treppen und einem Hofe, so düster und verbaut, daß er einem großen Schornsteine glich. Die ganze Nachbarschaft war theils mit einander aufgewachsen, theils unter einander verwandt und bildete gleichsam eine große Familie von Basen und Vettern, Gevattern und Gevatterinnen, eine eigne kleine Welt, die nur in und für sich lebte, kein fremdes Element in ihrer Mitte duldete und sich so viel als möglich von der Außenwelt abschloß.

In der Woche wurde fleißig und ununterbrochen gearbeitet vom Morgen bis zum Abend, denn obgleich die Meisten ziemlich vermögend waren, so befolgten sie doch den Grundsatz: „Das Leben ist zum Arbeiten und Sparen da, und sein höchstes Ziel ein ruhiges, behagliches Alter bei vollem Beutel.“ Sonntags ging es regelmäßig Vormittags zur Kirche, denn erstens war das eine alte Gewohnheit, vom Großvater und Urgroßvater her, zweitens konnte man den Sonntagsstaat nirgends besser zur Geltung bringen, und endlich — wollte man dem lieben Gott doch auch einen Gefallen thun, denn die guten Leute waren fest überzeugt, er würde sich auf's Höchste beleidigt fühlen, wenn sie die Predigt versäumten. Nachmittags ging man, wenn das Wetter schön war, wohl ein Stündchen vor's Thor hinaus, und Abends kam man bei diesem oder jenem Gevatter zusammen, um, wenn das Thema von Hinz und Kunz erschöpft war, die Zeitungsneuigkeiten zu besprechen und sich darüber zu wundern, was alles in der Welt vorging. Aber schließlich hieß es doch immer:

Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durcheinander geh'n,
Wenn's nur zu Hause bleibt beim Alten.

Und beim Alten blieb es. Was auch anderwärts geschehen mochte, in diesem Kreise war seit Jahren Nichts vorgekommen, was die Mitglieder desselben aus ihrer lieben Gewohnheit, aus ihrem behaglichen Gleichgewichte gebracht hätte.

So spann sich Tag für Tag, Jahr für Jahr in der Familie Rosner ab, und das Oberhaupt that sich nicht wenig zu Gute auf diese Regelmäßigkeit und Einförmigkeit. Seine Frau war das Muster einer Hausfrau, der die Wirthschaft Zweck, Inhalt und Bedeutung ihres Lebens ist. Fritz, der Stammhalter der Familie und einstige Nachfolger des Vaters, war zwar nicht besonders geistreich, aber Rosner hielt Klugheit bei den Kindern für eine gänzlich überflüssige, ja gefährliche Sache. Fritz war ein gehorsamer, fügsamer Sohn, Lina ein sanftes, demüthiges Wesen, die Jedem gehorchte, Jedem nachgab, und die deßhalb auch von Allen gern gesehen und gebraucht wurde, das gewöhnliche Schicksal weicher, geduldiger Naturen, von denen man alle Aufopferung als etwas Selbstverständliches hinnimmt, ohne ihnen dafür mehr als eine freundliche Duldung zu bewilligen, und Anna — ja an Anna hatte sich Rosners Erziehungskunst glänzend bewährt. Sie galt früher für einen Ausbund von Wildheit und Uebermuth, und die Freiheit, die sie nebst ihren Geschwistern während ihrer Kinderjahre genoß, diente nur dazu, diese Eigenschaften noch mehr zu entwickeln. Der Vater hatte das Princip, sich um die Kinder, so lange sie zur Schule gingen, so wenig als möglich zu kümmern; sie konnten ja doch noch nicht bei der Arbeit helfen, sie störten nur zu Hause, und deßhalb war man froh, sie in den Lehrstunden oder auf dem Spielplatze wohl aufgehoben zu wissen, und ließ sie thun, was ihnen beliebte. Daß der plötzliche Uebergang von einer

Digitized by Google

fast unbeschränkten Freiheit in die zwangvollste Häuslichkeit eine bedenkliche Sache sei, davon hatten beide Eltern keine Ahnung. Anna mußte sich fügen — und sie fügte sich auch. Freilich gab es anfangs verzweifelte Scenen, denn Rosner fand für gut, von dem Tage an, wo er seine Tochter zu Hause behielt, sie von jedem Umgange mit ihren bisherigen Spielgefährten abzuschließen, ihr jeden Gang in's Freie, jede Erholung zu verjagen und sie den ganzen Tag lang an die Arbeit zu ketten, „damit sie sich an Vernunft und Ordnung gewöhnen lerne". Dabei zeigte nun Anna freilich einen Trotz, eine Wildheit und Leidenschaftlichkeit, über die sich der Vater entsetzte, die ihn aber nur noch mehr in seinem Vorsatze bestärkten, von dem einmal begonnenen Erziehungssysteme nicht abzulassen, — und er siegte auch endlich.

Sperrt einen Vogel, den ihr im Freien gefangen habt, in einen Käfig, so wird er flattern und Kopf und Flügel gegen das Gitter stoßen, aber schließt ihn nur recht eng ein, entzieht ihm nur Luft und Licht, und bald wird er so zahm und still werden, daß ihr eure Freude daran habt.

Jetzt war Anna längst vernünftig geworden, stiller und ruhiger als selbst Lina. Sie widersprach nicht mehr, that was man von ihr verlangte, redete überhaupt nur sehr wenig, und alle Nachbarn und Verwandte sagten: „Ja solch' einen Wildfang zu einem leidlich verständigen Menschen machen, das konnte auch nur Rosner!"

Aber beliebt war das Mädchen doch nirgends. Es lag immer noch etwas Fremdes, Seltsames in ihrem Wesen, das man um so bitterer tadelte, als es eigentlich keinen rechten Grund zum Tadel gab, sie stand ganz isolirt unter ihren Altersgenossinnen, und selbst zwischen ihr und Lina herrschte nicht die geringste Vertraulichkeit.

Otto Waldau's Rückkehr war ein förmliches Ereigniß in dem eng geschlossenen Kreise, in dem er eigentlich von jeher ein fremdes Element gewesen war. Schon in dem Knaben hatte sich ein Hang zur Selbstständigkeit und Unabhängigkeit kund gegeben, der nach dem frühen Tode des Vaters von der schwachen, zärtlichen Mutter nur genährt ward, und der bei der Wahl seines Berufs auf das Entschiedenste hervortrat. Rosner konnte ihm zwar noch immer nicht die Eigenmächtigkeit vergeben, womit er sich damals gegen seine Autorität auflehnte und eine andere Laufbahn einschlug, als der Wille seiner Verwandten ihm bestimmte, aber so bitter er den kecken Knaben getadelt hatte, mit dem jungen Baumeister, der seinen Vorsatz wirklich durchgeführt hatte und vielleicht eine glänzende Zukunft vor sich sah, söhnte auch er sich allmälig aus, und in der That war es schwer, Otto's liebenswürdigem und gewinnendem Wesen auf die Dauer zu widerstehen. Gewohnt, mit vielen und verschiedenen Menschen zu verkehren, bewegte er sich leicht und sicher in jedem Kreise, hatte viele Dinge, welche die Andern nur dem Namen nach kannten, selbst gesehen und erlebt, und zeigte in seinem ganzen Auftreten eine Reife und eine Ueberlegenheit, die, wenn auch nicht in Worten, so doch der That nach von Allen anerkannt ward. Man gestand ihm manches Recht zu, das den andern jungen Männern seines Alters, die man noch als vollkommen unmündig betrachtete, versagt ward; er vertrat ohne alle Anmaßung, aber mit ruhiger Entschiedenheit seine Ansichten, die man unmöglich ganz verdammen konnte, weil sie den Erfolg für sich hatten, und wenn es auch oft genug lebhafte Debatten darüber gab, so konnte es doch für ein außerordentliches Zugeständniß gelten, daß ihm älteren Männern gegenüber überhaupt ein Widerspruch gestattet ward. Uebrigens hatten Onkel und Neffe trotz aller Verschiedenheit doch auch manche Berührungspunkte mit einander. Die durchaus praktische Richtung des Letzteren, sein entschiedener Widerwille gegen Alles, was das Romantische, Ideale betraf, selbst seine Unduldsamkeit gegen Andersdenkende fanden Rosners vollkommenen Beifall, und so kamen Beide, trotz manchen Streites, ganz gut mit einander aus. Indessen hielt man dem neuerungssüchtigen Neffen gegenüber den alten Brauch doppelt streng aufrecht und schloß den eigren Sohn und die Töchter mehr als je von dem Verkehr mit einer Welt und Zeit ab, die so gefährliche Ideen mit sich brachte. Rosner sah in Otto das feindliche Element, das allmälig der guten alten Zeit entgegenwirken und ihm wohl gar am Ende einige Concessionen abzwingen könne, und während er eifersüchtig darüber wachte, daß ihm nicht der geringste Einfluß gestattet ward, ahnte er nicht, daß in seinem Hause, unter seinen Augen die entschiedenste Revolution aufreimte.

Otto's Hoffnungen hatten sich erfüllt. Graf M. hatte ihm den Bau seiner Villa übertragen, der Plan dazu war vollendet und angenommen, die Bedingungen festgestellt, und die Arbeiten sollten nächstens beginnen. Das von dem Grafen angekaufte Terrain war zufällig der ehemalige Spielplatz der Kinder, nebst einem Theile der daran grenzenden Gärten und Felder. Otto wünschte seinen Cousinen an Ort und Stelle zu zeigen, wie Alles werden sollte, und hatte es durchgesetzt, daß sie ihn an einem schönen Frühlingssonntage dorthin begleiten durften. Freilich mußte er zuvor eine Menge Rücksichten und Bedenken überwinden, denn Rosner und seine Frau, die für den Nachmittag bei einem Nachbar eingeladen waren, fanden es höchst bedenklich, daß ihre Töchter mit dem Cousin allein, ohne eine Schaar von Basen und Tanten spazieren gingen, indessen wurde für dießmal der beinahe fünfzehnjährige Fritz als genügende Ehrenwache erachtet und die erbetene Erlaubniß bewilligt. Auf dem kleinen Hügel, von dem man den ganzen Platz übersah, ging Otto mit Lina auf und nieder, die Zeichnung in der Hand, und erklärte ihr eifrig alle Einzelheiten. Fritz, dem man eingeschärft hatte, daß es ein unverhörtes Vergehen gegen die gute Sitte und den Anstand wäre, wenn seine Schwestern einen Augenblick mit dem Vetter allein blieben, und daß er deßhalb stets bei ihnen sein müsse, nahm diesen Auftrag buchstäblich. Er folgte den Beiden auf Schritt und Tritt, blieb stehen, wenn sie standen, ging, wenn sie gingen, und ließ sich durch Otto's verwunderte Blicke durchaus nicht in der pünktlichen Erfüllung seiner Pflicht stören. Anna stand unter dem großen Lindenbaume und hörte schweigend und scheinbar theilnahmlos die Auseinandersetzung mit an.

„Seht, so soll es werden," sagte Otto, als er mit seiner Erklärung zu Ende war. „Der Entwurf gefällt euch? Nicht wahr?"

„Er ist sehr schön, gar zu schön!" rief Lina, indem sie bewundernd auf die Zeichnung blickte. „Du hast wohl auch lange daran gearbeitet?"

„Das will ich meinen. Es ist die beste von all' meinen Arbeiten, und ich freue mich doppelt, daß M. gerade sie gewählt hat. Sieh' nur die Säulen da vorn, und die Terrasse mit der breiten Treppe, die sich unmittelbar an den großen Saal schließt! Es ähnelt sehr einer Zeichnung, die ich euch einmal brachte, damals, als wir uns unsere zukünftigen Wohnsitze aussuchten, ganz derselbe Styl. Erinnerst du dich dessen nicht mehr?"

Digitized by Google

„Ich? Nein, gar nicht," sagte Lina, aber die Röthe, die sich über ihr Gesicht verbreitete, strafte die Worte Lügen.

„Nicht? Wir suchten uns ja zusammen ein Haus aus, das ich für uns bauen wollte, wenn — aber Fritz, du bist einem doch immer im Wege!" rief Otto ärgerlich, denn bei dem Versuche, Lina in die gesenkten Augen zu sehen, war er in unsanfte Berührung mit der Schulter des braven Fritz gekommen, der dicht hinter ihnen auf seinem Posten stand und ruhig sagte: „Nun, ich soll ja auf euch aufpassen, damit ihr nicht allein bleibt."

Otto zuckte die Achseln, dann fuhr er zu Lina gewendet fort:

„Nun, zu dem Hause kann später vielleicht doch noch Rath werden. Meinst du nicht? Aber erst muß die Villa hier fertig sein. Sie war zwar eigentlich für Anna bestimmt, ich dachte bei dem Entwurf nur an den allergnädigsten Auftrag, den sie mir damals so herablassend ertheilte, und es ist wirklich fatal, daß Graf M. ihn so ohne Weiteres für sich genommen hat."

Fritz lachte überlaut, auch Lina lächelte, Anna dagegen that, als hätte sie die Worte nicht gehört. Sie sah gleichgültig und unbeweglich vor sich hin, aber um ihren Mund zuckte es wie ein gewaltsam unterdrückter Schmerz. Es lag in Otto's Ton Etwas, das dem Scherze eine spöttische, ja höhnische Beimischung gab, und diese trat noch mehr hervor, als er, da keine Antwort erfolgte, rasch hinzusetzte:

„Es ist mir lieb, daß gerade an dem Orte, wo wir als Kinder spielten, mein erstes Werk stehen wird. Ich will schon zeigen, daß ich durchführen kann, was ich mir als Knabe vornahm, und das thun nicht Alle."

„O nein, Viele nicht," sagte Lina, welche die Anspielung nicht verstand, ganz unbefangen.

„Ja siehst du, Linchen, ich habe mich auch mit Benigem begnügt. Ich wollte kein ‚Genie' werden, von dem die ganze Welt spricht, dem man Monumente setzt und Schlösser baut, das überlasse ich Andern. Aber wenn mir auch die Berühmtheit fehlt, so denke ich doch ein ganz tüchtiger Baumeister zu werden."

Aber alle Versuche, Anna zu reizen, blieben fruchtlos. Sie schien, wie Lina, diese Ansichten als ganz allgemeine anzusehen, oder hörte sie vielleicht gar nicht, denn sie veränderte Gesicht und Stellung nicht im Mindesten.

„Wann fangt ihr denn an?" sagte Fritz.

„Mit dem Bau selbst werden wir wohl noch einige Wochen warten, aber das Niederhauen beginnt schon morgen."

„Was wird denn niedergehauen?"

„Nun, die Bäume und Gebüsche. Wir können doch nicht eher bauen, als bis der Raum frei ist."

„Soll die Linde auch fort?" fragte Anna.

„Freilich, die zuerst."

„Aber sie kommt ja deinem Plane nach vor das Haus zu stehen."

„Ja, aber sie hindert die Aussicht. Das dichte Laub würde mindestens zwei Fenster verdecken, deßhalb wird sie gefällt."

„Wie schade!" rief Lina wehmüthig. „Der hübsche Baum, er thut mir so leid!"

„Wie gefühlvoll du bist!" lachte Otto. „Bäume müssen gefällt werden, dazu sind sie da. Der hier hat lange genug gestanden, und es gibt noch genug Linden in der Welt. Aber jetzt kommt, ich will euch zeigen, wie der Park angelegt werden soll."

Lina und Fritz folgten der Aufforderung, Anna blieb zurück. Sie blickte umher, da lag es vor ihr, das Paradies ihrer glücklichen Kindheit; dies Plätzchen, so traulich, so frisch und duftig, eine wahre kleine Oase inmitten der öden, sandigen Umgebung. Inmitten des grünen, üppigen Grases sproßten Tausende von bunten Blumen empor, Tausende von Bienen und Käfern schwärmten summend darüber hin, eine Reihe alter herrlicher Kastanien breitete ihre schattigen Aeste aus, dunkles Gebüsch begrenzte den Graben, der die Wiese umzog, und dazwischen hindurch blickten die Obstbäume der benachbarten Gärten, in schneeweiße Blüthenschleier gehüllt. In den schützenden Zweigen der großen Linde, die oben auf dem Hügel stand, wie der Hüter und Wächter des Ortes, hüpften und sangen die Vögelchen in voller Mailust. Das Hänflingspaar, das schon seit Jahren hier nistete, brachte mit lautem Gezwitscher Halme und Wollflocken herbei und schlüpfte damit in's Nestchen, um es recht weich und warm einzurichten — es wußte ja nicht, daß es die letzte Nacht in der lieben alten Heimath schlief. Heute stand Alles noch im vollen Schmuck des Frühlings, morgen begann das Zerstörungswerk. Da wurden die Bäume niedergehauen, die Gebüsche herausgerissen, die Blumen zertreten, all' das kleine unschuldige Leben, das dort wohnte, verscheucht und verjagt, und die alte Linde, die Freundin und Gefährtin der Kinder, die so oft ihre muntern Spiele gesehen, ihre Märchen gehört, ihre Pläne und Luftschlösser vernommen, die fiel zuerst.

Anna schlang beide Arme um den Stamm und preßte die Lippen auf die knorrige Rinde: „Lebe wohl, du lieber, lieber Baum, du liebes, stilles Plätzchen! Ich sehe euch ja nie, niemals wieder!"

„Was machst du da, Anna?" fragte plötzlich Otto's Stimme dicht neben ihr.

Sie zuckte zusammen, blitzschnell fuhr die Hand über die Augen, und gleichgültig wie vorher war ihr Gesicht, als sie ruhig antwortete:

„Ich wollte mir einen Zweig abpflücken, sie sind aber zu hoch."

Otto sah sie schweigend an, endlich sagte er: „Du hast die Linde wohl sehr lieb?"

„Was kümmert es dich, du läßt sie ja doch fällen."

„Ja ich wollte — zwar — der Graf überläßt mir alle Anordnungen — vielleicht hätte er nichts dagegen, wenn ich sie stehen ließe."

Anna schwieg.

„Er liebt es am Ende sogar, Bäume vor den Fenstern zu haben."

„O, wenn es irgend geht, so laß sie stehen!" fiel Lina ein, die eben herbeikam und die letzten Worte hörte, während Fritz, erschrocken sein wichtiges Geschäft einen Augenblick versäumt zu haben, sich dicht neben Otto aufpflanzte.

Dieser zögerte und blickte Anna an, er wartete auf eine Bitte; aber Anna preßte die Lippen nur noch fester zusammen, und ihm den Rücken wendend versuchte sie einen Zweig zu erreichen.

„Nicht wahr, sie bleibt?" bat Lina freundlich.

„Nein," sagte Otto fast rauh, während er einen flüchtigen Blick auf seine Zeichnung warf, „sie würde die ganze Aussicht hindern, morgen lasse ich sie niederhauen."

(Fortsetzung auf S. 106.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Fischreiher.

(Taf. 14.)

Durch die Fortschritte der Cultur, welche immer weitere Kreise um Städte und Dörfer zieht, werden die noch von ihrer ursprünglichen Vegetation geschmückten Strecken so selten, als das Vorkommen größerer Säugethiere und Vögel. Der einsame Spaziergänger oder Wanderer ist überrascht, wenn er auf einem Waldwege ein scheu sich umsehendes Reh oder über sich in hoher Luft eine Weihe ihre Kreise ziehen sieht, oder wenn ihm auch nur ein aufgestörter Hase über den Weg springt. Doch mitten im Thale erfreut uns bei einem Gange durch die Weidengebüsche, Altwasser und schilfbewachsenen Ufer unserer Flüsse noch eine bedeutendere Erscheinung aus der Vogelwelt. Von einer nahen Höhe oder einer andern, eine Aussicht über den Fluß bietenden Uferstelle sehen wir zur Sommerzeit, besonders in der Frühe oder am Abend, einen großen, langbeinigen Vogel mit graulichem Gefieder und schwärzlichem Federbusche storchartig zwischen den Wasserpflanzen hinwaten oder unbeweglich mit gegen die Sonne gerichtetem Kopfe im Wasser stehen. Wir nähern uns vorsichtig der etwas schwer zugänglichen Stelle, gleichwohl aber ändert der Vogel, den wir zu beobachten wünschen, seine bisherige wagrechte Stellung, streckt den Störmig angedrückten Hals und fliegt nach einigen Sprüngen scheu und vorsichtig auf. Einen Augenblick kreist er in ansehnlicher Höhe und verschwindet dann hinter dem Weidendickicht des entfernteren Ufers. Der vor uns aufsteigende Reiher, denn als einen solchen erkennen wir den Vogel, und ein Blick auf die Ruinen, welche einige benachbarte Berge krönen, rufen Erinnerungen an alte Zeiten zurück, in denen man den stolzen Reiher mit dem Falken jagte, und die beiden prächtigen Vögel, wohl auch in diesem Thale, vor den Augen der fürstlichen Jäger ihre Flugkünste zeigten.

Die Reiher bilden mit dem Flamingo, dem Ibis, dem Storche und Kahnschnabel die Familie der reiherartigen Vögel. Man unterscheidet den gemeinen grauen oder Fischreiher, den in Deutschland seltenen Purpurreiher, den in Ungarn vorkommenden Silberreiher und den kleineren, wärmeren Ländern angehörigen Seidenreiher.

Der Fischreiher, Ardea cinerea, hat eine Länge von 3½ Fuß, der über 5 Zoll lange Schnabel und die Augenlider sind hochgelb, die Füße braun und fleischroth überlaufen. Die Hauptfarbe des Vogels ist grau, der Vorderkopf weiß, unter den Augen ein weißer Streif, der sich mit dem schwarzen Gefieder des Vorderkopfs vereinigt, das dort einen Federbusch bildet, dessen längste Federn 6 Zoll lang werden. Der Rücken des Reihers ist schön aschgrau; lange, schmale und silberweiße Federn laufen von den Schultern über die Flügel hin. Ueber den Flügelwinkeln steht ein großer weißer, neben demselben nach dem Halse zu ein großer schwarzer Fleck. Der Unterleib ist rein weiß, auf den Seiten des Halses bilden die schwarzen Theile der Hals- und Brustfedern schöne längliche schwarze Flecken. Das etwas kleinere Weibchen hat einen kürzeren Busch, sieht aber sonst dem Männchen ganz ähnlich.

Der Fischreiher ist über ganz Europa verbreitet und findet sich auch in Asien, Afrika und dem nördlichen Amerika. In Deutschland ist er in manchen Gegenden häufig. Er hält sich an fischreichen, sowohl fließenden als stehenden Gewässern auf, wo er im März erscheint und die alten Nistplätze wieder aufsucht. Mürrisch sieht man ihn von dieser Zeit an am Ufer stehen und in das Wasser nach den darin spielenden Fischen schauen. Man sagt, er lasse seinen Unrath in's Wasser fallen, die Fische damit anzulocken. Sobald er einen erblickt, schnellt er blitzschnell den eingezogenen Hals hinaus und faßt und schluckt seine Beute lebendig.

Er nistet in der Nähe, oft auch in beträchtlicher Entfernung vom Wasser auf hohen Erlen, Eichen oder auch Nadelholzbäumen, auf deren Wipfeln er einen großen Horst aus Reisern, Schilf und Moos errichtet, auf dem das Weibchen seine 3 bis 4 grünlichen Eier ausbrütet und in Gemeinschaft mit dem Männchen mit Fischen aus dem Kropfe füttert. Mit heiserem „Kraalch kraalch" fliegt der Reiher beutebeladen dem Neste zu, und mit einem gänseartigen „Dadabada" stößt er der hungrigen Brut die Fische in den Hals. Gewöhnlich nisten mehrere Reiherfamilien auf einem Baume, den der scharfe Dünger seiner Bewohner oft verderblich wird. Auf den von Sumpf- und Wasservögeln wimmelnden sogenannten Reiherinseln der Donau nisten verschiedene Reiherarten auf demselben Baume. Landbeck fand auf den Gipfeln der höchsten Bäume gewöhnlich die Nester des grauen Reihers, etwas tiefer die des schönen und scheuen Silberreihers, während die unteren Aeste und Astgabeln den Quakreihern zu bequemen Nistplätzen dienen. „Alle drei Arten," erzählt Landbeck, „brüten gemeinschaftlich auf einem Baume, und es ist nichts Seltenes, gegen 15 Nester darauf vereinigt zu sehen, ohne daß beßhalb irgend eine Störung vorkäme. Der Lärm, den eine solche Reihercolonie verursacht, ist furchtbar. Wehe dem, der es wagt, einem Baume, auf dem Nester mit Jungen liegen, zu ersteigen, denn er wird unbarmherzig von dem fallenden Kothregen grün und blau bemalt."

Karpfen und Forellen sind die liebste Nahrung des Reihers, der sich aber nicht nur mit andern Fischen, sondern im Nothfalle auch mit Schnecken und Insekten begnügt, aber auch manchen jungen Vogel im Schilfe oder am Ufer wegschnappt. Der Fischzucht ist er äußerst verderblich, weßhalb man ihn schießt, wo man ihn findet, indem man ihm den Wind abzugewinnen sucht. Die Jagd dieser Vögel ist indessen außer der Brütezeit ziemlich schwierig, da durch ihre Scheue die Lust des Jägers oft genug mißtlingt. Leicht, aber unrühmlich ist die Reiherjagd, wenn sich der Jäger unter den Nestern anstellt und auf die treuen Eltern lauert, die ihren Kindern das Futter zutragen wollen. „Dazu kommt noch," sagt Brehm, „daß man oft ohne Noth und ohne Zweck die stolzen Vögel herabschießt, so recht nach Bubenart, nicht um sie zu benützen, sondern um sich mit der Heldenthat brüsten zu können, einen Reiher geschossen zu haben."

Anders war das in jenen Zeiten, deren wir oben gedachten. Wie jetzt noch im Orient, jagte man den Reiher mit eigens hiezu abgerichteten Falken und Hunden, und nannte die Jagd, welche einen interessanten Anblick bot, die Reiherbeize. Die Edelknappen mit den Windhunden eilten voraus, Edeldamen und Herren in prächtigen Gewändern folgten auf muthigen Rossen mit den Edelfalken. Unter fröhlichem Jagdruf und munterem Hundegebell zieht der bunte Zug über die Ebene hin, auf welcher der Wasserspiegel eines Flusses oder zahlreicher mit Röhricht umstandener Seen und Weiher dem Jäger entgegenblitzt. Da

Digitized by Google

rauscht es im Rohr, und unter jubelndem Jagdruf erhebt sich ein stattlicher Reiher in die Luft. Von der Hand einer Dame steigt nun der Falke, dessen scharfes Auge sogleich die Beute erspäht und mit kräftigem Flügelschlage sie einzuholen strebt. Angstvoll streicht der Reiher jetzt aus, den schützenden Wald zu erreichen, aber ein zweiter aufgeworfener Falke zwingt ihn, sich höher in die Luft zu erheben, und nun entspinnt sich der Kampf. Nach Kräften wehrt sich der Reiher mit seinem langen spitzigen Schnabel gegen die scharfen Waffen seiner muthigen Feinde. Lange bleibt der Sieg unentschieden, aber ein dritter Falke stürzt sich wie ein Blitz auf den Reiher. Dieser erlahmt von dem mächtigen Stoße, und verfolgt von seinen Ueberwindern stürzt er zur Erde nieder. Es galt nun, im Wettstreit die Kunst des Reitens zu erproben und der Erste zu sein, der den Reiher aus den Fängen des Falken erlöst, um ihn seinem Herrn oder seiner Dame zu bringen, worauf er, wenn er noch stark genug war, da nur die Eier und Jungen eßbar sind, mit einem silbernen Ring am Ständer davon ziehen und seinen wilden Kameraden sein Abenteuer erzählen durfte. König Friedrich III. in Preußen fing 1710 einen Reiher, welcher einen Wappenring am Ständer trug, der ihm vom Kurfürsten Wilhelm angelegt worden. Der Reiher mußte also ein Alter von 50 bis 60 Jahren gehabt haben. Bei einer Reiherbeize zu Moritzburg, welche Kurfürst Friedrich August von Sachsen und König von Polen hielt, wurde 1751 ein Reiher gefangen, welcher vom Kurfürsten vor 10 Jahren und vor 7 Jahren vom Großsultan gebeizt worden war. Man legte ihm den dritten Ring an und ließ ihn wieder frei.

C. F. A. Kolb.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 104.)

Neuntes Kapitel.

In der Dachkammer eines großen hohen Hauses saß eine alte Frau bei ihrer Näherei. Das Stübchen war, obgleich ärmlich und klein, doch freundlich und hell. Ueberall herrschte die größte Sauberkeit, die schrägen Wände und der mit Sand bestreute Fußboden zeigten nicht den geringsten Fleck. Das Sprossensopha mit den verschossenen blauen Kissen und dem nicht gerade sehr festen Tisch davor, der Schrank mit seiner Menge von Schubfächern, die schwere Kommode mit den gewundenen Füßen hatten augenscheinlich schon viele Jahre erlebt und wurden nur durch die größte Schonung vor dem gänzlichen Untergange geschützt. Der schwarze Kachelofen glänzte so blank wie ein Spiegel, die Decken und Vorhänge des Bettes waren von untadelhafter Weiße und einzelne kleine Schäden daran sorgfältig ausgebessert. An dem kleinen, jetzt geöffneten Fenster blühten zwei Geranien und ein Rosenstock, dazwischen stand ein hölzerner Käfig und darin wohnte ein Kanarienvogel, alt und grau wie seine Herrin und wie die Katze, die behaglich schnurrend neben ihr saß.

Die alte Frau in dem großen Lehnstuhle am Fenster mochte wohl schon über die Siebzig hinaus sein, es war eine kleine, gebeugte Gestalt, mit einem Gesicht voller Runzeln und Falten und wenigen silberweißen Haaren, die unter einer altmodischen Haube geschieitelt waren, aber aus dem greisen Antlitz blickten ein paar Augen, die das Alter noch nicht getrübt hatte. Früher leuchteten sie vielleicht anders, lebendiger, aber noch jetzt war ihnen ein milder, stiller Glanz geblieben. Die mageren, schon etwas zitternden Hände arbeiteten unausgesetzt an der Näherei, die dafür fast zu fein und mühsam schien, nur manchmal blickte sie hinaus zu einer Schaar von Sperlingen, die sich in der Dachrinne versammelt hatten und unter lautem Gezwitscher die dort hingestreuten Brodkrümchen verzehrten, nickte dem Kanarienvogel zu, der sich von der Abendsonne bescheinen ließ, die ihre schrägen Strahlen durch das Fenster sendete, und fuhr leise mit der Hand über den Rücken der alten Katze, die ruhig das Treiben der kleinen geflügelten Gesellschaft mit ansah, ohne sie zu stören.

Da ließ sich draußen ein leiser Schritt vernehmen, es ward an die Thür gepocht und diese gleich darauf geöffnet.

„Ach, du bist es, Anna?“ sagte die alte Frau freundlich zu der Eintretenden. „Wo kommst du denn heute her?“

„Ich hatte eine Arbeit fortzutragen, und da ich nur kurze Zeit dort aufgehalten wurde, so kam ich auf einen Augenblick mit heran, um zu sehen, was du machst, Tante.“ Mit diesen Worten zog Anna einen Stuhl heran und ließ sich neben der alten Frau nieder.

„Bist du weit gegangen?“

„Nein, ich war nur draußen vor dem Thore.“

„Es ist heute schönes Wetter draußen.“

„Sehr schön.“

„Anna,“ sagte die Tante ernst, „was ist dir, du hast geweint.“

„Ich, Tante? O nein, es ist nur —“

„Läugne nicht, die Augen sind noch ganz roth. Was ist denn geschehen, du weinst ja fast niemals?“

„Wenigstens zeige ich es Niemandem,“ flüsterte Anna vor sich hin.

„Was sagst du, Kind? Du weißt, ich höre nicht mehr gut.“

„O nichts, es ist eine Kinderei, zu Hause würden sie mich dafür auslachen. Ich mußte auf meinem Wege bei unserem ehemaligen Spielplatze vorbei, und da wurden eben die Bäume gefällt. Darüber habe ich geweint.“

„Die schönen Bäume, es ist freilich schade darum.“

„Hätte ich es nur nicht mit ansehen müssen, aber heute gerade mußte ich vorbei. Ach, Tante, am Sonntag war es noch so grün, so still und friedlich, heute lärmte und schrie eine Menge Arbeiter dort, Alles war schon umgehauen, niedergerissen, und gerade als ich vorüberkam, ging es über den großen herrlichen Kastanienbaum her, der ganz voller Blüthen ist. Sie hatten ihn durchsägt und zerrten mit Stricken daran, er krachte und bog sich, aber er wollte noch immer nicht fallen, da nahmen sie die Aexte und hieben so lange hinein, bis er stürzte, und dabei schrieen und lachten sie Alle. — Ich lief fort, sonst hätte ich auch noch sehen müssen, wie sie meine Linde fällten, und das kann ich nicht.“

Digitized by Google

„Es mag dir weh thun, ich glaube es wohl, aber es ist doch nothwendig."

„Ja freilich, es ist nothwendig, daß der ganze Ort in eine öde Sandfläche voll Staub, Kalk und Steine verwandelt wird. Bäume sind dazu da, daß sie gefällt werden, das wurde mir erst vorgestern gesagt, aber ich könnte es niemals, es kommt mir immer wie ein Mord vor, und es ist ja auch ein frisches, blühendes Leben, das vernichtet wird."

„Nimm dich in Acht, daß sie zu Hause nicht solche Reden hören, — sie sind auch thöricht. Soll es denn eine Sandwüste bleiben? Es wird ja ein Haus, und Leben genug wird hinein kommen, wenn es fertig ist."

„Ja wohl. Ob aber die Menschen, die darin wohnen, wohl jemals so froh und glücklich sein werden, als wir Kinder bei unsern Spielen?"

„Warum sollten sie es denn nicht sein?"

„Ich weiß nicht. Mir kommt es immer vor, als könne man zwischen Mauern überhaupt nicht froh werden, mir ist nur im Freien wohl."

„Du bist heute wieder so seltsam, daß ich nicht weiß, was ich aus dir machen soll."

„Ja, Tante, ich glaubte es wäre mir jetzt Alles gleichgültig, aber als sie meine lieben Bäume angriffen, da fühlte ich, daß es doch noch Etwas gibt, was mir wehe thun kann."

„Nein, Anna, das ist es nicht allein, du hast etwas Anderes. Ich habe es wohl gemerkt, wenn du auch ruhig und gleichgültig scheinen willst, wie gewöhnlich. Seit etwa vier Wochen bist du ganz verändert."

Eine jähe Röthe färbte bei diesen Worten das Gesicht des Mädchens, sie wendete sich hastig ab und machte sich an den Blumen etwas zu schaffen.

„Ist zu Hause irgend Etwas vorgefallen? Ich weiß, du sprichst nicht gern darüber, aber deiner alten Tante kannst du es schon sagen."

„O Nichts, gar Nichts!" rief Anna heftig. „Du irrst dich, worin bin ich denn verändert? was soll ich denn gethan haben?"

„Gethan nichts, aber du bist so ungleich, so reizbar, hüte dich, Anna, daß deine frühere Wildheit und Heftigkeit nicht wieder hervorkommt, du weißt, wie viel Schmerz sie dir und Andern gemacht hat."

Anna schwieg.

„Du hast selbst eingesehen, daß der Trotz nichts hilft, daß sich Jeder in seine Verhältnisse fügen lernt. Du warst ja eine Zeit lang so vernünftig und deine alte Leidenschaftlichkeit —"

„O nein, Tante, fürchte nichts, die kommt nicht wieder, dafür wird schon gesorgt."

„Wer weiß, aber jetzt sage mir, was dir fehlt."

„Mir fehlt nichts."

„Du siehst so bleich aus. Bist du krank?"

„Ich habe bisweilen Kopfschmerz, das ist das Ganze;" sie hatte wieder ihren matten, gleichgültigen Ton angenommen.

„Anna," sagte die Tante vorwurfsvoll, „ich weiß, woher das kommt, Lina hat es mir geklagt. Du sitzest Abends, wenn Alles schläft, noch auf deiner Stube und lieferst bis lange nach Mitternacht, du schläfst kaum ein paar Stunden."

„Ich habe nur dann Zeit."

„Aber du opferst deine Gesundheit dabei."

„Meinetwegen."

„Kind, sprich nicht so gottlos, du könntest es einst bitter bereuen."

„Kann sein, aber das Lesen gebe ich doch nicht auf, eher werde ich krank."

„Woher bekommst du denn all' die Bücher?"

„Lina erhält sie aus der Leihbibliothek, von der Tochter des Besitzers, die ihre Schulfreundin ist. Man glaubt, wir schicken sie an eine Bekannte, und weiß nicht, daß sie in unserem Hause bleiben."

„Und Lina liest die Bücher auch?"

„Nein, niemals, sie hat kein Interesse dafür, sie ist Abends zu müde, und dann hält sie auch das heimliche Lesen für ein Unrecht."

„Es ist auch eines, sogar ein großes."

„Das mag sein, aber ich würde noch ein weit größeres darum thun."

„Pfui, Anna, wie kannst du so sprechen!"

„Schilt mich nicht, Tante, aber ich kann das Lesen nicht entbehren."

„Macht es dir denn so große Freude?"

„Freude? Nein, eher Schmerz, denn ich vergleiche das, was in den Büchern steht, immer mit der Wirklichkeit, mit meiner Wirklichkeit. Hätte ich nie gelesen, ich wäre vielleicht zufrieden wie Lina und all' die Andern."

„Siehst du? Diese Bücher werden noch dein Unglück sein."

„Möglich, aber lieber will ich unglücklich sein durch sie, als glücklich ohne sie."

„Aber, Kind, was soll am Ende daraus werden? Bedenkst du denn nicht den Vater, er würde außer sich sein. Er ist fest überzeugt, daß du seit der Zeit, wo dir deine Mährchen und Bilder fortgenommen wurden, kein Buch in der Hand gehabt hast, und nun lieferst du alle Abend Romane."

„Es sind nicht blos Romane."

„Was denn?"

„Meistens Theaterstücke."

„Desto schlimmer, du kennst die Abneigung deines Vaters gegen Alles, was zum Theater gehört. Es würde einen schrecklichen Auftritt zu Hause geben, wenn Jemand dahinter käme. Anna, Anna, ich fürchte, es nimmt damit kein gutes Ende."

„Wie überhaupt mit mir, nicht wahr? Das habe ich nun schon so oft prophezeien hören, daß ich es nicht leicht vergesse." Sie wendete sich ab und trat an das offene Fenster.

Man sah von hier aus unten den engen finstern Hof, ringsumher nur Dächer und oben den klaren Frühlingshimmel. Einzelne Schwalben schossen im pfeilgeschwinden Fluge vorbei und brachten zwitschernd die Nahrung zum Neste, der Lärm und Staub drang nicht bis hier herauf, die Sonne war gesunken, und der hohe Schornstein drüben fing ihren letzten Strahl auf, der die alten geschwärzten Steine mit einem leisen röthlichen Schimmer färbte. Die beiden Frauen schwiegen eine Weile.

„Anna," sagte die Tante, die kopfschüttelnd ihre Arbeit wieder aufgenommen hatte, „du hast eine so seltsame Art, vor dich hinzustarren, daß mir manchmal ganz ängstlich dabei wird. Woran denkst du nur wieder?"

„Ich denke, wie es wohl aussehen muß, wenn die Sonne auf den Alpen untergeht, oder in Italien."

„Wie kommst du auf diese Idee?"

„Die Arbeit, die ich heute forttrug, war zur Reisekleidung für zwei Damen bestimmt, sie sprachen davon,

Digitized by Google

daß sie nach der Schweiz wollten. — Tante, als ich zurückging und von der Brücke aus in die Stadt hineinsah, in die engen Straßen, als sich der Staub mir so schwer auf die Brust legte, daß ich kaum athmen konnte, da dachte ich, wie mir wohl zu Muth sein würde, wenn ich auch hinaus könnte, fort von Allem hier, weit fort nach den Bergen. Wie das sein muß, auf den Alpen zu stehen, am Eingange von Italien! Ach, ich wünschte mir in all' dem Staube nur auch einen einzigen Athemzug Alpenluft."

„Das sieht dir ähnlich, immer nur Wünsche, deren Erfüllung unmöglich ist. — Die Schweiz ist weit und Italien noch weiter, nur Wenige kommen dahin."

„Ja wohl, und diese Wenigen — die Damen beschwerten sich heute über den Arzt, welcher ihnen gerade diese Reise verordnete, sie sagten, es wäre so beschwerlich, so unbequem und so langweilig, weit lieber gingen sie nach irgend einem eleganten Badeorte. O, die schönsten, herrlichsten Freuden werden immer nur verschleudert und vergeudet an Menschen, welche sie nicht zu würdigen wissen, und Andere, die ihr Leben dafür hingeben würden, die müssen an der Scholle, auf die sie das Schicksal geworfen hat, kleben bleiben!"

„Laß das, Anna, du wirst den Lauf der Welt nicht ändern."

„Tante, hast du niemals gewünscht, ein Vogel zu sein? Was so ein Vogel doch für ein glückliches Thier ist! Er kann fliegen und" — sie athmete tief auf und setzte dann fast unhörbar hinzu — „singen."

„Nein, mein Kind, ich bin alt und wünsche mir nur noch Ruhe. Früher, da hatte ich auch wohl andere Gedanken, wenn ich auch nicht gerade wie du in die weite Welt gehen oder gar in den Himmel fliegen wollte. Du wirst auch ruhig werden und wirst es verschmerzen, daß du nicht fliegen kannst, wie ich — etwas Anderes verschmerzen mußte."

Die alte Frau lächelte, aber auf ihrem Antlitz lag dabei ein eigen wehmüthiger Ausdruck; Anna blickte sie schweigend an, plötzlich legte sie beide Arme um ihren Hals, und leise und innig, als wolle sie sie trösten, sagte sie: „Ich bin so gern bei dir."

„Das ist mir lieb, und doch ist es hier so klein und so hoch."

„O, ich steige gern diese vier Treppen. Dir mag es wohl oft schwer werden, aber es ist doch besser hier oben, als in unserer Wohnung. Du hast doch Sonne und Blumen und Vögel. In unsere Zimmer aber scheint nie die Sonne, deshalb verwelken auch alle Blumen, den Himmel sehe ich nicht vor hohen Mauern, und die Vögel — einmal hatte sich eine Schwalbe in unsern Hof verirrt, aber sie konnte sich nicht wieder hinausfinden, weil er so eng und hoch ist, und flatterte ganz wild umher, bis sie endlich den Ausgang fand. Nun flog sie schnell davon, und seitdem habe ich nie wieder einen Vogel dort gesehen. — Aber ich darf nicht länger bleiben, ich muß jetzt fort, guten Abend, Tante!" Sie beugte sich zu der alten Frau nieder, die sie forschend anblickte.

„Und du willst mir nicht sagen, was dir fehlt?"

Mit einer raschen Bewegung richtete sich Anna empor, eine finstere Falte lag auf ihrer Stirne. „Nichts!" sagte sie kurz und heftig, und eilte ohne weitern Abschied davon.

Die Tante schüttelte leise den Kopf. Was dem Mädchen nur ist! Wird sie sich denn nie fügen lernen? Das war wieder ganz der alte wilde Trotz. Es muß

Digitized by Google

ihr Etwas geschehen sein, Gott gebe, daß es nichts gar zu Trübes ist!"

Trübes! Ist es doch der erste Sonnenstrahl, der die Keime hervorlockt, die Keime zu der Pflanze, die nur ein Dornstrauch ist, so lange, bis die Rose sich entfaltet.

Zehntes Kapitel.

Der Frühling war vergangen, der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Unter Otto's Leitung schritt der Bau rüstig vorwärts und fand allgemeinen Beifall. Der junge Baumeister war mit Leib und Seele bei seinem Werke und immer auf dem Platze zu finden. Der Weg von seiner Wohnung dorthin führte bei Rosner's Haus vorbei, deßhalb kam er oft mit heran, wenn auch nur auf kurze Zeit, nur Abends war er selten dort. Jung, heiter und lebenslustig, hatte er bald gleichgesinnte Freunde gefunden, in deren Gesellschaft er seine Zeit zubrachte. Sein fester, besonnener Charakter, die Gewohnheit einer frühen Selbstständigkeit und Verantwortlichkeit, vor Allem aber sein Beruf, dem er mit Lust und Liebe ergeben war, schützten ihn vor jeder Uebertreibung, ohne daß er sich deßhalb eins von den Vergnügungen versagte, die seine Verhältnisse ihm gestatten. Die Empfehlungen des Professors W. hatten ihm manche Kreise geöffnet, die den jungen hübschen Baumeister mit seinem stets heitern, von Anmaßung und Blödigkeit gleich entfernten Wesen freundlich aufnahmen, und so war seine Stellung eine äußerst angenehme. Bei Rosners freilich, wo jedes Vergnügen, das Zeit oder Geld kostete, für einen unerhörten Leichtsinn galt, war man mit dieser Lebensweise durchaus nicht einverstanden, aber Otto hatte sich seine Unabhängigkeit gleich anfangs zu bewahren gewußt. Er brachte neues Leben in die eng abgeschlossene Häuslichkeit seiner Verwandten, er war stets im Verkehr mit der Außenwelt und nahm regen Antheil an dem, was dort geschah. In dem Kreise seiner Freunde wurde manche Neuigkeit erzählt, in den Familien, wo er eingeführt war, lernte er manche interessante Persönlichkeit kennen, und auf seinen Reisen hatte er so viel gesehen und erlebt, daß der Stoff zum Erzählen nie fehlte. Otto erzählte vortrefflich, er wußte Alles in anschaulicher, lebendiger Weise darzustellen, und besaß ein Talent, überall die komische Seite aufzufassen und ohne Bitterkeit, aber mit einem Humor wiederzugeben, der selbst die kleinen Intermezzo's, die bisweilen unser seinen Arbeitern vorfielen, unterhaltend machte. Deßhalb hörte ihm auch Alles gern zu und er gewann

(Zu Seite 113.)

täglich mehr Terrain in der Familie. Des Onkels anfängliche Abneigung gegen den Neffen verwandelte sich allmälig in eine Art Vorliebe, die Tante hatte er schon längst auf seiner Seite, und Lina hing an Ihm mit ganzer Seele.

Wenn ihr sanftes, schüchternes Wesen ihr auch nicht gestattete, das offen zu zeigen, so fand Otto doch keine aufmerksamere Zuhörerin bei seinen Erzählungen, kein freundlicheres Lächeln bei seinem Kommen und kein unbedingteres Eingehen in seine Ideen, als bei ihr. Es schien,

Digitized by Google

als ob die Neigung, die Beide schon als Kinder gegenseitig gehegt hatten, sie jetzt von Neuem zu einander zog, ohne Leidenschaft, die lag ihren Charakteren fern, aber mit jenem stillen, innigen Gefühl, das die wahre Sphäre solcher Naturen ist. Sie verbargen diese Neigung nicht ängstlich, aber sie zeigten sie auch nie so offen, daß ihr äußeres Benehmen nicht in den Grenzen verwandtschaftlicher Freundschaft geblieben wäre, und eben deßhalb ahnten weder die Eltern noch sonst Jemand etwas davon. Uebrigens besaß Otto zu viel Stolz und Besonnenheit, um jetzt, wo seine Aussichten noch unsicher und schwankend waren, irgend einen bestimmten Schritt zu thun; das konnte erst geschehen, wenn seine Zukunft gesichert war, und bis dahin beschloß er auch gegen Lina zu schweigen. Diese war noch allzu kindlich und unbefangen, um sich ihr Gefühl klar zu machen. Sie bewunderte Otto, sie sah zu ihm auf wie zu einem höheren Wesen und fügte sich mit sanfter Hingebung all' seinen Aussprüchen, sie war glücklich in seiner Nähe, aber es fiel ihr nie ein, daß das Liebe sein könne.

Otto fühlte wohl, was er für Lina war, es schmeichelte ihm auch, im Ganzen aber nahm er es doch als einen schuldigen Tribut hin, nicht aus persönlicher Eitelkeit, sondern in der festen Ueberzeugung, daß sein Geschlecht hoch über dem andern stehe und daß jedes Mädchen sich durch seine Wahl geehrt fühlen müsse, nicht weil er Otto Waldau, sondern weil er überhaupt ein Mann war. Er besaß den ächt männlichen Egoismus, der nie einer Frau die geistige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gestattet, die er allein für sich in Anspruch nimmt.

Er mißbilligte den Zwang, unter dem Rosner seine Töchter hielt, und wünschte für Lina einen weniger einseitigen Umgang, eine weniger gedrückte Stellung und einige angemessene Vergnügungen; er gestand überhaupt den Frauen eine größere Freiheit zu, als in diesem Kreise Sitte war, aber diese Duldung reichte nur bis zu einer gewissen Grenze, die er zu ziehen für gut fand. Beim ersten Schritt darüber hinaus trat augenblicklich der „Herr der Schöpfung" hervor, der unbedingte Unterwerfung unter seine höhere Einsicht forderte.

Otto war überzeugt, daß er Lina liebe, die seinem Ideal einer Frau so durchaus entsprach und in der er all' die Eigenschaften vereinigt fand, die seine künftige Gattin haben mußte. Sie war eines jener weichen, liebevollen Wesen, die sich stets unterordnen, stets leiten und beherrschen lassen, gerade wie er es verlangte, und auch ihr Aeußeres, ihre zarte, sanfte Erscheinung entsprach vollständig seinem Geschmacke. Er hatte stets erklärt, wenn von Frauen die Rede war, daß er sich allerdings einmal zu verlieben und zu verheirathen gedenke, aber jedenfalls nur mit einem Mädchen, das all' seinen Ansprüchen vollständig genüge, und die Spöttereien seiner Freunde, die solche Klauseln bei der Liebe nicht gelten lassen wollten, mit einem zuversichtlichen: „Ihr werdet es schon sehen," beantwortet. Deßhalb war er doppelt zufrieden mit sich und seiner Wahl, die auf's Neue seine stets anerkannte Vernunft und Besonnenheit bekundete, und es paßte somit Alles vortrefflich. Vorläufig nahm er die Sache als ausgemacht an, und war gegen Lina so liebenswürdig als er sein konnte, ohne aufzufallen. Freilich lag darin Etwas, nicht von der Schonung des Stärkeren gegen das Schwächere, sondern von der Herablassung des Höhergestellten gegen das Untergeordnete, und das war auch in der Ordnung, denn sie war zwar seine Erwählte, seine künftige Gattin, aber doch immer nur ein Frauenzimmer.

Selbst Fritz mochte Otto gern leiden, und das wollte viel sagen, denn der arme Fritz hatte am meisten von dessen Spottsucht auszustehen. Sein unnachahmliches Phlegma, sein unverwüstlicher Appetit und seine, freilich nicht allzu geistreichen Ideen und Bemerkungen waren eine unerschöpfliche Quelle von Neckereien für seinen Vetter. Da aber Fritz dies Alles in heiterer Gemüthsruhe ertrug, so brachten gerade diese kleinen Streitigkeiten und Spöttereien Leben und Heiterkeit in die Familie, und die Ursache davon, der junge kecke Baumeister, stand mit Allen auf dem besten Fuße.

Nur ein einziges Wesen machte davon eine Ausnahme, und das war Anna. Diese Beiden konnten nun einmal nicht mit einander auskommen, die alte Kinderfeindschaft war geblieben, und wenn auch der offene Krieg zwischen ihnen aufgehört hatte, so wurde er dafür im Geheimen mit desto größerer Hartnäckigkeit fortgesetzt. Ihr gegenüber schien der sonst so ruhige, heitere Otto ein ganz Anderer; bitter, höhnisch, rücksichtslos, suchte er sie in jeder Weise zu reizen, und daß ihm das nicht gelang, das gerade reizte ihn auf's Aeußerste. Wäre sie wie damals bei den Kinderspielen heftig aufgefahren, hätte sie jedes Wort, jeden Blick zurückgegeben, das wäre in der Ordnung gewesen, Streit hieß von jeher die Losung zwischen ihnen, aber Anna stritt nicht. Gleichgültig, schweigsam wie gewöhnlich, hatte sie keine Aufmerksamkeit für seine Erzählungen, keine Erwiederung für seine indirekten Angriffe, die freilich nur als allgemeine Ideen hingeworfen wurden, aber doch nur ihr allein galten. Sie schien das Alles nicht zu bemerken, und doch lag in ihren schwarzen finstern Augen, wenn sie den seinigen begegneten, ein unbewinglicher Trotz, der nicht zu brechen war, weil er sich nicht in Worten aussprach. Sie wußte und fühlte, daß Otto diese Art des Widerstandes am meisten haßte, deßhalb wählte sie gerade diese. Welche Veränderung auch sonst mit Beiden vorgegangen sein mochte, in diesem einen Punkte, der tief eingewurzelten Abneigung gegen einander, schienen sie sich gleich geblieben zu sein. Sie vermieden sich, wo sie nur wußten und konnten, sie sprachen nur dann mit einander, wenn es nicht zu vermeiden war, aber wo eines dem andern nur irgend wehe thun konnte, da geschah es gewiß. Sie konnten sich nun einmal nicht leiden, aus welchem Grunde, das wußte Niemand und erfuhr auch Niemand, aber so war es und so blieb es auch.

„Guten Abend!" sagte Otto, indem er in das Wohnzimmer trat, wo Frau Rosner und Lina am Fenster saßen, „unsere, für heute Abend beabsichtigte Wasserparthie hat sich zerschlagen, und ich suche deßhalb einen andern Ort, dem ich die unschätzbare Ehre meiner Gegenwart zu Theil werden lassen kann. Ist es erlaubt, einzutreten?"

„Komm' nur herein," sagte die Tante lachend, während Lina ihn mit schüchterner Freundlichkeit begrüßte, „wir werden uns in die Ehre finden. Wen suchst du denn noch?"

„Den Onkel," entgegnete Otto, der sich beim Eintreten rings umgesehen hatte.

Frau Rosner setzte ihm auseinander, daß der Onkel nach dem Abendessen noch zu einem Nachbar gegangen sei. Sie wußte nicht, daß er seinem Neffen vor der Thüre begegnet war und ihm dasselbe erzählt hatte.

„Und Fritz, wo ist er? davorn vielleicht?" fragte Otto, der sich einen Stuhl aus der fernsten Ecke holte, um auf diese Weise einen raschen Blick in das Vorderzimmer zu werfen.

Digitized by Google

„Nein, Fritz ist oben, muß aber gleich herunterkommen, und Anna sollte auch schon längst wieder da sein.“

„Wo ist sie denn?“ sagte Otto gleichgültig.

„Wo wird sie sein, natürlich bei Tante Jettchen, sie läuft ja immer hin, sobald sie nur irgend Zeit hat. Das Mädchen kann doch nie vernünftig zu Hause bleiben wie Andere; es ist schon halb neun, aber ich werde es dem Vater sagen —“

„So laß sie doch, Tante, wir brauchen sie gewiß nicht,“ meinte Otto nachlässig und wendete sich in demselben Augenblicke hastig um, als eben die Thür geöffnet ward. Einen Augenblick runzelte er die Stirn, als nur Fritzens wohlgenährte Gestalt sich zeigte; im nächsten aber hatte er all' seine Laune wieder und begrüßte seinen Vetter mit einer Fluth von Neckereien. Fritz war allzusehr daran gewöhnt, als daß er sich besonders darum hätte kümmern sollen, er nahm sie mit großer Seelenruhe hin und sagte endlich, als Otto schwieg:

„Höre, du wolltest ja die große Linde draußen auf dem Bauplatze gleich am andern Tage fällen lassen, nun sind es drei Monate her und sie steht noch. Warum denn?“

Otto ergriff ein auf dem Tische liegendes Buch und begann eifrig darin zu blättern. „Die Linde? Ach so, ja ich habe sie stehen lassen. Graf M. kann sie selbst fortschaffen, wenn er sie nicht mag.“

„Aber du meintest ja, sie hindere die Aussicht, und darum —“

„Wie kommt denn der Shakespeare hierher?“ unterbrach ihn Otto rasch. „Will Onkel Rosner wirklich einmal die ‚heidnischen abscheulichen Classiker‘ studiren?“

„Nein,“ sagte Fritz, „der Vater liest nur die Zeitung. Das Buch ist für Frau Faller.“

„Frau Faller?“ sagte Otto verwundert. „Etwa die Frau unseres ehemaligen Lehrers? Die liest den Shakespeare?“

„Freilich,“ nahm Frau Rosner das Wort. „Die arme alte Frau, sie hat so sehr die Gicht, sie ist vor's Thor gezogen, seit ihr Mann todt ist, die Mädchen besuchen sie noch manchmal und ich lasse sie jedesmal grüßen; es ist recht schade, daß sie nicht mehr in der Gegend wohnt, denn Niemand hatte so gute Küchenrezepte als sie.“

Otto war eben im Begriff, sein Erstaunen auszusprechen über den klassischen Geschmack der alten Dame, die so gute Küchenrezepte besaß, als sein Blick zufällig auf Lina fiel. Sie war augenscheinlich verlegen und erröthete, als sie seinem Auge begegnete; er sah sie scharf an, sie ward dunkelroth und bückte sich, etwas zu suchen. Ein plötzlicher Verdacht stieg in Otto auf, er runzelte die Stirn, sagte aber nichts, sondern sprach von andern Dingen, erst als er sich verabschiedete und Fritz ihn hinausbegleitete, nahm er diesen in's Verhör.

„Wie kam denn Frau Faller auf die Idee, durch eure Vermittlung Bücher zu leihen?“

„Meine Schwestern besuchen sie noch manchmal, und die hat sie gebeten, ihr etwas zum Lesen zu verschaffen, weil sie wegen der Gicht wenig thun kann und den ganzen Tag allein ist.“

„Und woher bekommen die Mädchen die Bücher?“

„Die Eltern von Lina's Freundin haben eine Leihbibliothek und geben ihr so viele Bücher als sie mag. Wenn Anna einen Gang zu thun hat, nimmt sie sie der alten Faller mit und holt die alten ab, die Lina dann wieder zurückbringt. Aber Otto, du darfst dem Vater nichts davon sagen, du weißt, er leidet nicht, daß Bücher in's Haus kommen, es ist auch nur heute zufällig liegen geblieben, weil Lina es eben erst geholt hat. Der Vater weiß nichts davon und würde es auch nicht leiden, er könnte am Ende denken, die Mädchen läsen selbst einmal darin.“

„Wirklich?“ lachte Otto spöttisch. „O du kluger Fritz, du bist der geistreichste Mensch, der mir jemals vorgekommen ist.“

„Was soll denn das wieder heißen?“ fragte Fritz empfindlich.

„Gar nichts, gute Nacht!“

„Aber warum gehst du denn nach rechts? Willst du nicht nach Hause?“

„Nein, der Abend ist so schön, ich gehe noch ein wenig spazieren. Gute Nacht!“

Otto schlenderte die Straße entlang, mit einer Langsamkeit, die von seinem gewöhnlichen raschen Schritte sehr verschieden war. Bei einem großen Hause am Ende der Straße blieb er sogar stehen und — besah sich die Bauart, wobei ihn merkwürdigerweise nicht die Façade, sondern nur der dunkle Hausflur zu interessiren schien. Als sein scharfes Ohr das Geräusch eines leichten Schrittes auffing, der die Treppe herablam, trat er rasch hinter einen Pfeiler, der ihn vollständig verbarg, und beobachtete von hier aus die Hausthür, in der nach wenigen Minuten die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens erschien, die flüchtig an ihm vorübereilte, ohne ihn zu bemerken, und den Weg nach Rosners Wohnung einschlug. Otto blickte ihr nach, bis sie in der Dämmerung verschwand, dann aber trat er hervor, und ohne an den beabsichtigten Spaziergang weiter zu denken, kehrte er um und ging geradewegs nach Hause. —

Die arme Lina hatte bald genug ein scharfes Verhör auszuhalten. Otto benutzte die erste Gelegenheit, sich über seinen Verdacht Aufklärung zu verschaffen.

„Lina,“ begann er, als sie sich einen Augenblick allein befanden, in gemessenem Tone (ein schlimmes Zeichen, er nannte sie sonst stets Linchen), „Lina, würdest du wohl die Gefälligkeit haben, mir zu sagen, welche Bewandtniß es mit dem Shakespeare neulich hatte?“

Das arme Mädchen, das schon längst eine solche Frage gefürchtet hatte, senkte das Köpfchen und stammelte verwirrt: „Ich — ich weiß nicht — was meinst du denn?“

„Du weißt recht gut, was ich meine; ich meine, daß die Geschichte mit dem Buche nicht richtig ist. Bekommt es wirklich die Frau Faller?“

„Nein,“ war die leise ängstliche Antwort.

„Ihr behaltet es also? Lügne nicht, Lina.“

Lina machte gar keinen Versuch zum Lügnen. Sie saß da wie ein überführter Verbrecher, mit niedergeschlagenen Augen, und erwartete ihr Urtheil. Etwas milder gestimmt durch dies stumme Geständniß setzte Otto sein Examen in milderem Tone fort:

„Liefest du vielleicht den Shakespeare?“

„Ach nein, gewiß nicht!“ rief Lina betheuernd, beide Hände auf die Brust legend, und der Ausdruck ihres Gesichtes bezeugte deutlich genug, daß sie die Wahrheit sprach.

„Nun, wer denn?“

Sie schwieg.

„Lina, ich will wissen, wer das Buch liest.“

„Ach, lieber Otto, bitte, frage mich nicht danach!“ Und sie hob die blauen Augen, in denen ein paar Thränen glänzten, mit so innig bittendem Ausdruck empor, daß

Digitized by Google

wohl jeder Andere nachgegeben hätte, aber der junge Herr Baumeister war nicht so leicht zu erweichen. Weder die blauen Augen, noch die rührende Stimme wurden beachtet, er wiederholte vielmehr seine Frage noch bestimmter.

So in die Enge getrieben, besaß Lina nicht den Muth zu fernerem Widerstande. „Anna," sagte sie leise.

„Dacht' ich's doch!" fuhr Otto mit solcher Heftigkeit auf, daß Lina erschrocken ihren Stuhl einige Schritte zurückschob, „also Anna steckt dahinter, sie hat dich dazu verleitet. Natürlich! Das wußte ich gleich, aber wie kommt sie dazu? Thut sie es oft? Warum leidest du es?"

Erschreckt und völlig eingeschüchtert durch den heftigen gebieterischen Ton, begann Lina zu weinen, aber das half ihr nichts, Otto war unerbittlich und ruhte nicht, bis er die ganze Geschichte herausgepreßt hatte. Es war ziemlich so wie er vermuthete, die Frau Faller hatte allerdings die Vermittlung ihrer ehemaligen Schülerinnen, die sie noch jetzt von Zeit zu Zeit besuchten, in Anspruch genommen, um sich einige Bücher zu verschaffen, aber ihre Lektüre bestand nur aus einigen frommen, christlichen Erbauungsschriften, in denen sie bei ihrer Einsamkeit und Kränklichkeit Trost suchte und die sie auch jetzt noch öfter erhielt. Anna aber hatte nicht so bald diese Bücherquelle entdeckt, als sie auf den Einfall gerieth, sie für sich zu benutzen, und las nun Alles, was ihr beliebte. Freilich war die Sache immerhin gefährlich, der erste beste Zufall konnte zur Entdeckung führen, und Lina hatte der Schwester alle Möglichkeiten eindringlich und beweglich genug vorgestellt, aber umsonst, diese erklärte, daß sie im Nothfalle alle Schuld auf sich nehmen würde, und so blieb der Jüngeren nichts übrig, als sich von jeder Theilnahme an dem Vergehen fern zu halten.

„So," sagte Otto, als die Beichte zu Ende war, „und du hast das Alles gewußt und ihr geholfen, den Vater und das ganze Haus zu betrügen?"

„Was sollte ich denn machen?" sagte Lina weinerlich. „Du kennst Anna gar nicht, sie sieht jetzt so gleichgiltig und still aus und ist es auch gewöhnlich, aber wenn sie sich einmal Etwas vorgenommen hat, dann kann kein Mensch sie davon abbringen."

„So, das wollen wir doch sehen!" rief Otto. „Ich werde mit ihr sprechen, werde ihr sagen, was ich von der Geschichte denke, aber daß du dich zum Deckmantel dafür brauchen lässest, das gefällt mir durchaus nicht."

Die arme Lina, die wirklich überzeugt war, ein schweres Unrecht begangen zu haben, bat ganz demüthig um Verzeihung, und der Herr Cousin, der es bereits vortrefflich verstand, den künftigen Herrn und Gebieter zu spielen, obwohl er noch nicht das mindeste Recht dazu hatte, ließ sich endlich herab, sie ihr zu gewähren. Die Versöhnung ward geschlossen, und Otto entfernte sich, sehr zufrieden mit der Autorität, die er gezeigt, ganz besonders aber damit, daß er nun endlich einen Grund gefunden hatte, Anna zu demüthigen und mit ihr in Streit zu gerathen. Aber es war nicht so leicht, sie zur Rede zu stellen und ihr zu sagen, „was man von der Geschichte dächte," denn sie wich ihm jetzt wie immer aus, und die Woche ging beinahe zu Ende, als es ihm endlich gelang, sie einmal allein zu treffen. Es war noch ziemlich früh am Tage, als er, wie dies öfter geschah, auf dem Wege nach seinem Bauplatz einen Augenblick bei Rosners eintrat, wo er Anna beim Aufräumen des Vorderzimmers traf.

„Guten Morgen," begann er, und versicherte sich durch einen raschen Blick in's Nebenzimmer, daß sie Beide allein waren. Anna erwiederte die Begrüßung, aber ihr „Guten Morgen" klang so kalt und abweisend, daß sich unmöglich ein weiteres Gespräch daran knüpfen ließ; das war ihre gewöhnliche Art, aber diesmal sollte sie ihr nichts helfen. Otto war entschlossen, die Sache zur Sprache zu bringen, deßhalb fragte er ohne weitere Einleitung:

„Wie hat dir denn neulich Shakespeare's Macbeth gefallen?"

„Interessirt dich das?" erwiederte sie, ohne die mindeste Ueberraschung zu zeigen und ohne ihre Arbeit einen Augenblick zu unterbrechen.

„Ich dächte doch, es müßte mich interessiren. Soll ich vielleicht ruhig zusehen, was du hinter dem Rücken deines Vaters angiebst?"

„So geh' hin und sage es ihm."

Otto runzelte die Stirn. „Hältst du mich für einen Angeber?"

„Nun, warum sprichst du denn überhaupt darüber?"

„Warum?" rief Otto in tugendhafter Entrüstung. „Weil ich dein Benehmen höchst sonderbar, ja ganz und gar unpassend finde, weil du Lina dadurch ein schlechtes Beispiel giebst, weil —"

Hier hob Anna plötzlich den Kopf und sah ihn an. Was Lina's blauen Augen nicht gelungen war, das erreichten jetzt die schwarzen, der Herr Baumeister kam aus dem Concept, verlor den Faden seiner Rede und begann zu stottern. Diese unerträglichen schwarzen Augen, in denen immer und ewig ein Widerspruch lag, die ihn in seinen besten Erzählungen, seinen heitersten Scherzen störten, sie zeigten auch jetzt wieder den abscheulichen schweigenden Trotz, den er nicht aushalten konnte. Sie ließ ihn ruhig zu Ende sprechen und sagte dann:

„Hast du die Bücher nicht auch alle gelesen?"

„Ich — ich, das ist etwas ganz Anderes!"

„Ach so!"

Otto fühlte, wie bei dem halb nachlässigen, halb verächtlichen Tone sein Blut in Wallung gerieth, aber er hatte sich vorgenommen, ruhig zu bleiben, um desto nachdrücklicher zu reden. Sie sollte ja gereizt, sollte endlich einmal aus ihrer Gleichgiltigkeit getrieben werden, deßhalb antwortete er hochmüthig:

„Ich bin ein Mann und du nur ein Mädchen. Wozu brauchst du Shakespeare zu kennen? was verstehst du überhaupt davon?"

Aber die heftige Entgegnung, auf welche er ganz zuversichtlich rechnete, blieb aus. Anna fuhr ruhig im Aufräumen fort.

„Die Bücher sind überhaupt nicht für Frauen geschrieben."

Keine Antwort.

„Ihr dürft höchstens das Kochbuch lesen und allenfalls Gellerts Fabeln, und solltet euch nicht um Dinge kümmern, die ihr doch nicht versteht."

Kein Wort, aber derselbe kalte, geringschätzende Blick, so daß Otto mit dem Fuße den Takt eines unbekannten Liedes trommelte und der leichte Strohhut in seinen Händen die widernatürlichste Façon annahm. Jetzt wurde der letzte Versuch gemacht.

„Ich bewundere wirklich das Genie, das du bei dieser Sache entfaltest. Die Geschichte mit der Frau Faller ist unendlich fein angelegt, der Onkel wird auf eine höchst geistreiche Weise hinter's Licht geführt und belogen."

Das traf. Anna wendete sich plötzlich um und sagte: „Ich habe nicht gelogen; der Vater weiß nichts davon,

Digitized by Google

1864. 47.

Digitized by Google

Digitized by Google

erfährt er es aber und fragt mich, so werde ich die Wahrheit sagen."

Jetzt war die verwundbare Stelle gefunden und Otto richtete augenblicklich seinen ganzen Angriff dorthin. Er sprach von ächt weiblichem Leichtsinn, der sich nur an Worte hielte, nie an Thatsachen, er fühlte mit einem Male tiefes Mitleid für seinen Onkel, dessen Grundsätze so in seinem eigenen Hause verhöhnt wurden, er gerieth in Extase über Lina's reines, unverdorbenes Gemüth, das jenes Unrecht tief empfunden habe, und zitterte für ihre Zukunft, wenn sie noch länger solche Beispiele vor Augen sähe, und dabei redete er sich in einen so leidenschaftlichen tugendhaften Eifer hinein, daß Rosners sich gewiß daran erbaut hätten, aber es war Alles umsonst. Anna hatte ihr System des Schweigens wieder aufgenommen und führte es mit einer Consequenz durch, die Otto ganz zur Verzweiflung brachte. Sie unterbrach ihn mit keiner Sylbe, so viele Pausen auch gemacht wurden, ihr Gelegenheit dazu zu geben. Endlich, als er zu Ende war, sagte sie, nicht gleichgültig wie gewöhnlich, sondern in bestimmtem, aber eiskaltem Tone:

„Wenn Lina sich von dir Etwas verbieten oder erlauben läßt, so ist das ihre Sache, ich dulde deine Einmischung in meine Angelegenheiten nicht. Sage es dem Vater oder sage es ihm nicht, wie dir beliebt, aber mich verschone ein für alle Mal mit der Auseinandersetzung deiner Ansichten, die mich nicht im Geringsten interessiren." Damit wendete sie sich ab und öffnete das Fenster, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Otto stand bleich vor Aerger. Er, der seine Ueberlegenheit so recht fühlen lassen, der den strengen Mentor spielen und sie demüthigen wollte, er mußte sich das sagen lassen, von einem Mädchen, von ihr! — o es war nicht auszuhalten, der Sturm mußte losbrechen, und da er sie nicht treffen durfte, die ihn erregt hatte, so wurde der arme Fritz als Blitzableiter benutzt.

Dieser vortreffliche junge Mann war soeben mit seiner jüngeren Schwester in das Wohnzimmer getreten, und während diese den Kaffeetisch servirte, ging er ganz harmlos an die Thür der Vorderstube, wo er sprechen hörte, um zu sehen, wer dort sei. Dabei hielt er noch den Semmelkorb, ihn kunstgerecht auf der rechten Hand balancirend, als Otto die Thür aufriß und so heftig gegen ihn anrannte, daß der Korb mit einem kühnen Schwunge unter das Sopha flog, die Semmeln nach allen vier Himmelsgegenden auseinanderrollten und Fritz plötzlich auf der Schwelle saß und verwundert die Ursache der Erschütterung im ganzen Zimmer suchte, nur dort nicht, von wo sie ausgegangen war. (S. die Abbildung auf S. 109.)

„Mein Gott, was ist denn geschehen?" rief Lina erschrocken, indem sie herbeieilte.

„Eine Ungeschicklichkeit von Fritz, natürlich! der Junge ist doch zu Nichts zu brauchen!" gab Otto wüthend zur Antwort, und benutzte diese Gelegenheit, seinem verborgenen Aerger Luft zu machen, indem er auf seinen armen Vetter so arg zu schelten begann, daß dieser, der sich wirklich für die Ursache des Unfalls hielt, ganz still und demüthig aufstand und trübselig eine Entdeckungsreise nach den verlorenen Schätzen anstellte.

„Willst du denn nicht mit uns Kaffee trinken?" fragte Lina freundlich.

„Nein!" rief Otto mit einem Blick, als hätte er Lust, auch den Kaffeetisch über den Haufen zu werfen, und eilte ohne Abschied davon.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bussalora-Fall.

(Taf. 15.)

Das Hinter-Rheinthal, das sogenannte Domleschg (Vallis domestica, das Heimatthal), wird als die Wiege des rhätischen Volksstammes betrachtet, von der sich die eingewanderten Etrurier in den übrigen Alpenthälern verbreiteten. Hierauf weisen auch die Namen vieler Wohnorte und besonders die der Schlösser und Burgen hin, deren Graubünden nicht weniger als 166 zählt. Am Eingange des Thals erhebt sich die Burg Rhäzüns (Rhaetia ima), deren Erbauer Rhätus, der erste Führer und Held des Volkes, gewesen sein soll; hinter jenem Eingang steht eine zweite Burg, Rhealt (Rhaetia alta), über einer wilden Schlucht, durch welche sich mit ewigem Donner der junge Rheinstrom zwängt. Das 2½ Stunden lange und stellenweise über ¾ Stunden breite Thal zählt etwa 6000 in 22 Dörfern lebende Einwohner, welche sich bei der Milde des Clima's des größten Wohlstandes zu erfreuen hätten, wenn nicht der ganze Grund seit Jahrhunderten verheerenden Ueberschwemmungen und Versandungen ausgesetzt wäre, denen jedoch in neuester Zeit auf energische Weise Einhalt gethan wird.

Die Landschaft Domleschg beginnt am Zusammenflusse des Hinter- und Vorder-Rheins bei Schloß Reichenau, in dessen Park sich diese Vereinigung am besten übersehen läßt. Reichenau, das aus dem Schlosse und drei bis vier Häusern besteht, war früher eine Besitzung der Bischöfe von Chur. Im Jahr 1792 errichtete Tscharner hier eine Erziehungsanstalt, in welcher im folgenden Jahre, unter dem Namen Chabaud, der flüchtige Herzog von Chartres, Louis Philipp, später König der Franzosen, acht Monate lang als Lehrer der Mathematik und der französischen Sprache angestellt war. — Ein Lehrer anderer Art, Zschokke, ruhte hier eine geraume Zeit von vielbewegtem Leben aus. — Auf der östlichen Seite wird das Thal, auf das sich von Reichenau aus eine wundervolle Aussicht eröffnet, durch die Maliger Berge begrenzt und von dem verheerenden Hinterrheine durchfluthet. Eine Menge sagen- und erinnerungsreicher Ruinen und Schlösser krönen die Höhen und beherrschen freundliche Dörfer, die sich an steile Felsen lehnen, oder von frischen Matten umgeben sind.

Es gibt auf der linken Rheinseite kein schöneres, durch so manchfaltige Contraste überraschendes Thal, als das Domleschg — Felsenwände, Wasserfälle, Waldgebirg, reizend gelegene Dörfer, malerisch zerstreute Hütten, prächtige Baumpartien.

Im Süden des Thales, bei Misocco, wo die Straße abwärts gegen Bellinzona führt, nimmt sowohl die Vegetation, als die Berglandschaft einen südlicheren Charakter an, und es beginnen jene malerischen Ansichten, an denen die südliche Abdachung der Alpen so reich ist.

Digitized by Google

Anziehender als das Dorf Misocco selbst ist die Aussicht, die sich von der hochstehenden Kirche desselben darbietet. Den Mittelpunkt des an Farben und Formen so reichen Gemäldes bildet die kolossale, links von der Straße liegende Ruine Misocco's, die auf jähen Felsmassen mit ihren vier Thürmen und dem dieselben verbindenden Mauerwerk ein kastellartiges Aussehen hat und für die schönste Ruine des ganzen Schweizerlandes gilt.

Die pittoresken Punkte der Umgegend, seine Schluchten und Waldtiefen, seine Bäche und dem Staubbach ähnlichen Wasserfälle erscheinen bei günstiger Beleuchtung, die sich am allermeisten des Nachmittags findet, in den lieblichsten Farbentönen. Besonders anmuthig ist die Lage von Soazza, das am Fuße des Bernardino liegt, gleichwohl aber durch das viele Trümmergestein an frühere Zerstörungen durch Wolkenbrüche erinnert. Eine halbe Stunde von Soazzo stürzt der Buffalo-Bach, einen der prachtvollsten Wasserfälle der Alpen bildend, über wildzerklüftete, 200 Fuß hohe Felsmassen herab. Je nach dem Wasserstande gleichen die tosenden Wasser des Buffalo-Wasserfalles, von welchem diesen Zeilen eine Abbildung beiliegt, bald einem bei gereignetem Sonnenstande in allen Regenbogenfarben spielenden Staubbache, bald einer krystallenen Wassersäule.

Von Misocco neigt sich das Thal gegen Bellinzona, wohin die Straße über Roveredo und das letzte graubündische Dorf San Bittore führt; aber schon im Misocco-Thale gedeihen Kastanien, wir sehen an Bäumen aufragende Reben und im Freien ausdauernde Feigenpflanzungen.

C. R.

Die Jagd auf das Quanga oder die Antilope „Caama".

Das Quanga oder das Hartebeest, wie es die englischen Zoologen nennen, ist bekanntlich im südlichen Afrika zu Hause und gleicht an Gestalt einem kräftigen Rosse, während es auf dem Vorderkopfe den Schmuck zweier mächtiger Widderhörner trägt. An Schnelligkeit übertrifft es den flinksten Hirsch, wie an Ausdauer das Kameel, und seine Jagd ist daher mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Um so mehr aber fühlen sich Europäer, welche in jenen als die Heimath der Quanga's zu betrachtenden Gegenden reisen, angezogen, dem Thiere nachzustellen, und mehreren von ihnen ist es auch wirklich gelungen, nicht nur verschiedene Exemplare des Hartebeest zu erlegen, sondern es wurde auch ein junges Quanga lebendig gefangen und glücklich nach London transportirt, woselbst es jetzt noch im zoologischen Garten gesehen werden kann. Einer dieser reisenden Naturforscher, welcher längere Zeit in Peter-Moritzberg, einer holländischen Niederlassung mitten im Kaffernlande lebte, nämlich der Kapitän Drayton, gibt uns in seinen Reisetagebüchern mehrere genauere Details über derartige Jagden; es dürfte vielleicht den Leser interessiren, wenn wir ihm einige Scenen daraus mittheilen.

Eines Tags, so erzählt der waidmännische Kapitän, erfuhr ich von etlichen Kaffern, daß ein Trupp Quanga's etwa acht Stunden von meiner Behausung entfernt auf einer grasbewachsenen Hochebene zu weiden pflege, und demgemäß machte ich mich gleich den andern Morgen mit Tagesanbruch auf, um eines oder das andere der Thiere zu erlegen. Hunde führte ich keine bei mir, dagegen war ich gut beritten und meine doppelläufige Büchse versagte mir nie. Nach einem raschen Trabe von etwa zwei Stunden erreichte ich die Gegend, welche mir als der Weideplatz der Thiere bezeichnet worden war, und nun stieg ich ab, um mein Roß eine halbe Stunde lang grasen zu lassen. Meine Absicht war nämlich, es zu versuchen, ob ich den Quanga's nicht durch einen tüchtigen Galopp beikommen könnte, und zu diesem Behufe mußte mein Pferd so frisch als möglich erhalten werden. Nachdem ich ihm nun die nöthige Erholung gegeben, ritt ich langsam einen steinigten Bergrücken hinauf und sah mich hier plötzlich einer Heerde von etwa vierzig Quanga's gegenüber. Sie grasten ruhig, aber sowie sie meiner ansichtig wurden, spitzten sie die Ohren und machten sich zur Flucht fertig. Eigenthümlicherweise rannten sie übrigens nicht in gerader Richtung davon, sondern galoppirten vielmehr zwei- oder dreimal rund um mich herum, wie wenn sie mich des Näheren betrachten wollten. Ich machte mich zum Schießen fertig, sah aber sogleich, daß der Durchmesser des Zirkels, welchen die Thiere beschrieben, ein zu großer sei, um mit Sicherheit treffen zu können, und brachte also meinen Hahnen wieder in Ruhe. Plötzlich jedoch änderten die Thiere ihren Curs, und ich überzeugte mich, daß sie einem kleinen Gebirgspasse, der sich zwischen zwei Hügeln öffnete, zustrebten. Somit setzte ich mein Pferd in den vollsten Galopp, um der Heerde wo möglich zuvorzukommen, und es gelang mir dies auch wirklich, obwohl nur deßwegen, weil die Quanga's nicht ihre volle Schnelligkeit entwickelten, sondern vielmehr nur spielend entflohen. Kaum hatte ich den Engpaß erreicht, so hielt ich mein Pferd an, und als nun die Heerde an mir vorüberrauschte, schoß ich beide Läufe zumal ab. Das Resultat war nicht einen Augenblick zweifelhaft, denn eines der Quanga's, ein mächtiges männliches Thier, fiel zu Boden, wie zum Tode verwundet. Im Nu jedoch sprang es wieder auf, und ich sah nun, daß ich ihm den hinteren Lauf lahm geschossen, sonst aber kein Leid angethan hatte. Uebrigens zweifelte ich natürlich keinen Augenblick, daß es mir nicht mehr entgehen könne; allein es rannte auf seinen drei noch übrigen gesunden Beinen mit einer Schnelligkeit hinweg, die es mir äußerst zweifelhaft ließ, ob ich ihm mit einem vierbeinigen Rosse folgen könne. Dazuhin verlor ich einige Zeit mit dem Wiederladen meiner Büchse, und als ich mich nun wieder umsah, galoppirten die Quanga's bereits in einer ziemlichen Entfernung über die Hochebene hin. Ich stieß meinem Rosse die Sporen in die Seite, und dasselbe that sofort sein Möglichstes, allein die Entfernung zwischen mir und meiner Beute verringerte sich nicht im Mindesten, sondern im Gegentheil erschienen mir die Quanga's bald nur noch wie kleine Punkte, die ich nicht mehr näher unterscheiden konnte. Plötzlich jedoch bewegten sich die Ohren meines Pferdes, wie wenn es stutzte, und als ich mich nun nach der Seite drehte, erblickte ich zu meinem großen Erstaunen das angeschossene Hartebeest hinter mir, im Begriffe in entgegengesetzter Richtung zu entfliehen. Es ist nämlich eine Eigenheit dieser Thiere, daß, wenn eines derselben schwer verwundet ist, die übrige Heerde nichts mehr mit ihm zu schaffen haben will, sondern es vielmehr seinem Schicksale überläßt, wie wenn es nicht mehr würdig wäre, mit den Gesunden Compagnieschaft zu halten. Aus diesem Grunde hatte sich auch mein dreibeiniges

Digitized by Google

Quanga, nachdem es seinen bisherigen Kameraden eine Zeit lang gefolgt, in der Gewißheit mit ihnen nicht mehr gleichen Schritt halten zu können, zwischen einigen Felsen niedergelegt und sich dort ganz ruhig verhalten, bis ich vorbeigesprengt war. Dann aber erhob es sich und rannte auf seinen drei Beinen davon, als ob es von jeher keinen vierten Fuß gehabt hätte. Natürlich drehte ich sofort mein Roß um, um ihm zu folgen, denn ich konnte doch eher hoffen, das verwundete Thier zu erreichen, als die gesunde Heerde, deren Sprünge über die Geschwindigkeit meines Kleppers gingen. Die Jagd wurde mir aber sauer genug, und wir rannten wohl eine gute Stunde hinter einander her, ehe ich Gelegenheit bekam, einen Schuß abzufeuern. Ja, wenn nicht eine tiefe Rinne die Ebene des Weges unterbrochen hätte, so würde mein Quanga sicherlich entkommen sein; doch hier stutzte es einen Augenblick, ehe es den Sprung wagte, und so gelang es mir, ihm eine Kugel hinter der Schulter in den Leib zu jagen. Der Schuß brachte es augenblicklich zum Fallen, allein einen großen Vortheil hatte ich keineswegs von meiner Beute, denn sie wog viel zu schwer, als daß ich mein Pferd damit hätte beladen können. Somit begnügte ich mich, die Kopfhaut mit den Hörnern auszuschneiden, und ritt, nachdem ich noch einige der saftigsten Fleischstücke hinzugefügt hatte, mit meiner Trophäe nach Hause.

Ein anderes Mal begab ich mich wieder auf die Quangajagd, und hatte bald das Vergnügen, durch mein gutes Fernglas eine kleine Heerde dieser Thiere in ziemlicher Entfernung zu erschauen. Sie weideten nach ihrer Gewohnheit auf einer Hochebene, die sich mehrere Meilen weit erstreckte, und da der Wind mir in's Gesicht blies, so bekamen sie keine Witterung von meinem Dasein. Leider jedoch befand sich mein Pferd keineswegs in einem Zustande, um einen schnellen Galopp mit ihm wagen zu können, denn es hatte seit mehreren Tagen eines guten Futterplatzes entbehrt, und somit mußte ich es versuchen, ob ich die Thiere nicht beschleichen könnte. Ich stieg also ob und näherte mich der Heerde bis auf sechshundert Schritte, indem ich mich so gut als möglich in dem langen Grase, das ich von Zeit zu Zeit traf, verbarg. So weit ging Alles gut, allein noch näher konnte ich nicht kommen, zum Ersten, weil das lange Gras aufhörte und weder ein Felsblock noch ein Ameisenhügel zwischen mir und den Thieren lag, zum Zweiten, weil ein altes Quanga, welches offenbar als Führer der übrigen galt, wie eine Schildwache seine Augen rings herum schweifen ließ, um jede verdächtige Bewegung zu erspähen. Was nun beginnen? Ich hatte oft früher von der außerordentlichen Neugierde der Antilopen gehört, und manches Stücklein war mir erzählt worden, wie ein Jäger diese Schwäche im Charakter dieser Thiere zur Ueberlistung derselben benützt habe. Nachdem ich mich also im Grase vollständig verborgen, zog ich mein rothseidenes Taschentuch hervor, band es an den Lauf meiner Büchse fest und schwenkte es wie eine Fahne in der Luft hin und her. Augenblicklich bemerkten die Quanga's das Zeichen und hörten sofort mit dem Weiden auf, indem sie die ungewohnte Erscheinung mit den Augen musterten. Im Anfang jedoch blieben sie unbeweglich auf dem Flecke stehen, und begnügten sich damit, das Taschentuch anzustarren; allein da ich fortfuhr, dasselbe hin und her wehen zu lassen, überwog doch die Neugierde in ihnen und sie kamen langsamen Schrittes näher. Natürlich ließ ich nicht ab, mein Signal flattern zu lassen, und bald hatte ich das Vergnügen, die Entfernung zwischen mir und den Thieren sich immer mehr verringern zu sehen. Plötzlich aber, als sie mir etwa auf zweihundert Schritte nahe gekommen waren, machten sie Halt und starrten unverwandt nach der ihnen sonderbaren Erscheinung hin. Dann gingen einige von ihnen, worunter besonders der alte umsichtige Führer der Heerde, in kreisförmiger Richtung vorwärts, offenbar um mir den Wind abzugewinnen, während die übrigen wie auf ein Commandowort stillehielten. Ich bewunderte dieses ihr kluges Manoeuvre, aber wenn ich ihnen Zeit ließ, dasselbe auszuführen, so hätte ich natürlich auf alle Jagdbeute verzichten müssen. Somit beschloß ich, trotz der großen Entfernung einen Schuß zu wagen, zielte sorfältig, und — richtig, im nächsten Augenblicke lag das alte Quanga wohlgetroffen zu Boden. Fast in demselben Momente drückte ich den zweiten Lauf ab, allein die ganze Heerde hatte sich bereits zur Flucht umgewandt, und wenn auch vielleicht meine Kugel das hinterste derselben noch streifte, so entschwanden sie doch sämmtlich mit der Schnelligkeit des Blitzes meinen Augen, und es blieb mir nichts als das Nachsehen. Nur der Führer des Trupps regte sich nicht mehr, denn ich hatte ihn mitten durch die Lungen geschossen, und diese Eine Beute wenigstens konnte mir also nicht mehr entgehen. Ich nahm mir nun Zeit, das Thier sorgfältig abzuhäuten, um einen Balg zu bekommen, und nachdem ich mit dem Geschäfte glücklich zu Ende gekommen, machte ich mich auf, mein Pferd, das inzwischen ruhig das Gras abweidete, herbeizuholen. Der Klepper hatte sich bisher immer ganz folgsam erwiesen, heute jedoch schien ihm ein besonderer Sinn in den Kopf gefahren zu sein, denn sowie ich mich ihm näherte, sprang er mit aufgehobenem Schweife vorwärts und wieherte dazu, wie wenn er sich über mich lustig machen wollte. Ich versuchte es auf alle Weise, seiner habhaft zu werden, theils durch einen schnellen Sprung, theils durch Schmeichelworte, theils durch Drohungen; allein das Thier blieb malitiös und vereitelte alle meine Bemühungen. Offenbar ahnte es, daß es außer mir selbst noch die weitere schwere Last der Quangahaut tragen sollte, und da es hiezu keine Lust verspürte, so sprang es jedesmal, wenn ich schon glaubte, die Zügel fassen zu können, mit großer Behendigkeit auf die Seite. Auf diese Art verlor ich beinahe eine Stunde Zeit, und nachdem ich mich vergeblich müde gearbeitet hatte, sah ich endlich ein, daß mir nichts übrig bleibe, als den Weg nach Hause zu Fuß zurückzulegen. Nur wußte ich nicht, wie ich denselben finden sollte, denn auf diesen großen Ebenen Afrika's gibt es beinahe kein Unterscheidungszeichen, das einem Wanderer zur Richtschnur dienen könnte, und selbst die kleinen Hügel, die man hie und da trifft, sehen einander so ähnlich, wie wenn sie alle aus Einem Gusse geformt worden wären. Allein was thun? Die Haut des Quanga war viel zu schwer, als daß ich sie hätte tragen können. Ich ließ sie also liegen, in der Hoffnung, sie den andern Tag nachholen zu können, ergriff sodann meine Büchse und ging abermals auf meinen Klepper zu. Natürlich hatte er sich vorgesehen und galoppirte in lustigen Sprüngen vorwärts. Ich ihm nach, um den Versuch zum fünften oder sechsten-Mal zu wiederholen. Es war immer gleich vergeblich, dagegen aber sah ich zu meiner großen Freude, daß sich das Thier in fortwährend gleicher Richtung hinbewegte, und ich durfte also hoffen, durch seinen Instinkt doch endlich nach meiner Behausung zu gelangen. Die Sonne brannte furchtbar heiß über meinem Haupte, und mehr als einmal war ich nahe daran, zu verschmachten, allein endlich nach einem Marsch von vier Stunden, während dessen das verteufelte

Digitized by Google

Pferd immer hart vor mir hintrottete, sah ich den Rauch meiner Wohnung, und ich dankte dem Schöpfer, glücklich an's Ziel gekommen zu sein. Den andern Tag ritt ich auf demselben Rosse den Weg, den ich gestern zu Fuß gemacht hatte, wieder zurück, nicht jedoch ohne mich vorher mit einem guten Stricke versehen zu haben, damit ich dem Spitzbuben von Klepper ein abermaliges Davonspringen verleiden könne. Wenn ich jedoch gehofft hatte, die Haut des Quanga, an der mir so viel gelegen war, noch unversehrt vorzufinden, so sah ich mich in dieser meiner Erwartung bitter getäuscht. Kaum nämlich näherte ich mich dem Platze meines gestrigen Abenteuers, als ich plötzlich ein wildes Gekrächze von Geiern zu hören bekam, und als ich nun aufblickte, hatte ich eine förmliche Societät dieser Thiere vor mir. Viele von ihnen standen lässig zur Seite, weil sie ihren Bauch bereits bis zum Schnabel angefüllt hatten; Dutzende von andern aber waren noch im eifrigen Fressen begriffen, und sowohl von der Haut als auch von dem Leichnam des Quanga konnte ich nur noch einige wenige Bruchstücke entdecken.

Hieraus sieht man, wie schwer einem Waidmann die Quangajagd-Ausbeute gemacht wird! Th. Gr.

Das Quanga.

Karthause.

Ein Nachtstück.

Nach einer wahren Begebenheit. Von Gustav Nierity.

Karthause! liebes, freundliches Bild, das bei der Erinnerung an dich vor meinem geistigen Auge sich erhebt! Wie doch Alles, was uns in die Jugendzeit zurückführt, in einem rosigen Lichte erscheint! Karthause war — wie der Name besagt — einst ein Karthäuserkloster gewesen. Als solches lag es, abgeschieden von der eiteln Welt, in einem engen, kreisrunden Thalkessel, der mit seinen gewellten und grünenden Rändern einer Schüssel ähnelte, in deren Mitte die alten, braunen Gebäude mit ihren rauchenden Schornsteinen wie ein dampfendes Wildpretgericht sich ausnahmen. Die frommen Mönche in ihren weißen Kutten hatten den Weltkindern weichen müssen. Das ehrwürdige Kloster war in eine — Bierbrauerei umgewandelt worden! Dasselbe Glöckchen, welches ehemals die Mönche zum Gebet, zur nächtlichen Hora, zur Mahlzeit und zur Ruhe zusammengerufen hatte, verkündete jetzt den Anfang

Digitized by Google

und das Ende des Tagewerks allen Denen, welche bei der Bereitung des goldenen Gerstensaftes mitwirkten. Die alten Mauern, sonst die Ohrenzeugen heiliger Gesänge und Gebete, sie wiederhallten nunmehr von den Klängen lustiger Schönbartslieder, von rohen Scherzen, lautem Gelächter, wohl gar von lästerlichen Flüchen. Den großen Speisesaal und die Mönchszellen, aus denen man die Scheidewände entfernt hatte, füllten mächtige Gerste- und Malzhaufen, und anstatt süßduftenden Weihrauchs verbreitete der Hopfen seinen betäubenden Geruch. Und endlich, ach! die Klosterkirche mit ihrem hohen, festen Steingewölbe! Welche Entweihung! In ihrer Mitte glühte jetzt ein Höllenrachen — der Feuerofen, über welchem in der großen Kupferpfanne das kochende Bier brodelte und quapperte. Da, wo vordem ein Thürmlein mit dem goldigen Kreuz das Kirchendach gekrönt hatte, sendete jetzt ein rußiger Schlot seine schwarzen Rauchwolken, untermengt mit glühenden Feuerfunken, in den reinen, blauen Aether empor. An jedem Nachmittage, absonderlich an den Sonn- und Festtagen, langten dichte Schaaren von Männern, Frauen, Jünglingen, Jungfrauen und Kindern aus der Nähe und Ferne in der Karthause an. Nicht als fromme Pilger kamen sie, welche hier ihre Andacht halten, ihre Sünden beichten und dafür Buße thun wollten. Nein, sie wallten daher, ach! daß ich's sagen muß! um einen heidnischen Gott — den Bachus oder Gott der Säufer — anzubeten und

(Zu Seite 118.)

durch Völlerei ihn zu verehren. Dessen Priesterinnen hatten die Gestalt und das verführerische Wesen junger, hübscher Bauerdirnen angenommen, die, rosenwangig, frischlippig, mit prallen Miedern, die weißen Hemdärmel über den runden, vollen Armen hoch aufgebauscht, in kurzen, rothen Friesröcken und bunten Zwickelstrümpfen, überschäumende Bierkrüge in den flinken Händen, zwischen den laut und fröhlich schwatzenden, summenden, singenden, streitenden, auch wohl zankenden Zechern umherschlüpften, manche Zweideutigkeit und derbe Späße nicht nur hinnahmen, sondern auch erwiederten. Nicht selten dauerten die Bacchusgelage bis an den Morgen, und sonach war an die Stelle einer stillen, frommen Karthause der wüste Lärm einer Teufelskapelle getreten. Deren Oberpriester aber, der wohlgenährte und wohlhabende Brauherr Hellmuth, sah es gar nicht ungern, wenn sein Bier als ein vorzügliches Gebräu anerkannt und in großer Menge vertilgt wurde. An den Wochentagen hielt er es nicht unter seiner Würde, seine Stammgäste selbst bedienen zu helfen oder den vierten Mann beim Kartenspiele abzugeben. Dann trug er sein schwarzes Lederkäppchen auf das linke Ohr geneigt, die schneeweißen Hemdärmel, welche kein Rock überdeckte, mit silbernen Knöpfen geschlossen, eine blaue Sammtweste mit einer dichten Reihe blauker Stahlknöpfe, welche weit über den starkgerandeten Bauch hinabreichte, kurze, schwarze Tuchhosen mit silbernen Kniespangen und hoch heraufreichende Lederstiefeln. So wandelte er, ein freundliches Vollmondsgesicht, unter seinen Trinkgästen umher, nickte dem Einen grüßend zu, reichte dem Andern die Hand oder die Schnupftabaksdose, lachte über einen derben Spaß oder machte selbst

Digitized by Google

einen solchen, stiftete Frieden unter den Zankenden und half endlich einen widerhaarigen Störenfried an die Luft setzen. Er war, ein richtiger Haus- und Polizeiverwalter, der Erste und Letzte auf den Beinen. An den Sonn- und Festtagen dagegen zeigte sich Hellmuth lediglich als Herr und Gebieter, welcher das Regiment über seine dienstbaren Geister führte und zum Zeichen dieser Würde einen silbernen Bierheber in seiner Rechten trug. Derselbe stellte das Zepter des Biermonarchen vor, mit welchem er den Schänkmädchen die Stellen andeutete, wo man des Bieres benöthigt war. Dann war Hellmuth in einen langen Rock von dem feinsten blauen Tuche gehüllt, dessen zahlreiche Knöpfe aus blitzenden Drittelthalern bestanden und daher manchem Diebsgesichte verlockend in die Augen stachen. Anstatt der Lederkappe bedeckte Hellmuths frühzeitig beginnende Glatze ein schwarzsammetnes, reich mit Silber gesticktes Mützchen, das er beim Grüßen einen Zoll hoch empor und wieder herunter zu rücken pflegte.

Hellmuth war Wittwer und Vater eines Sohnes und einer Tochter, der Erstere als Brauergeselle in der Fremde, die Letztere an einen auswärtigen Lederhändler verheirathet. Die Karthause gehörte Hellmuthen nicht eigenthümlich, sondern zum Besitzthum der Universität, welche in der eine halbe Stunde entfernten Kreisstadt ihren Sitz hatte. Für die vortheilhafte Pachtung, welche Hellmuthen für dessen Lebenszeit zugesagt war, erwies sich derselbe insofern dankbar, daß er mit den Zechschulden der fleißig bei ihm zusprechenden Brüder Studio längere Geduld als mit anderen hatte, ja manchmal mit dem feuchten Schwamme die angekreideten Bierzeidel eines armen Schluckers vom Studenten auswischte.

Eine Reihe von Jahren hindurch hatte Bacchus, oder richtiger Gambrinus, aus der Karthause einen Götzentempel gemacht, als endlich die Geister der vormaligen Besitzer die Geduld verloren und Rache nahmen für die tägliche Entweihung ihres Heiligthums.

An einem trüben Octobermorgen warteten die der Brauerei beflissenen Gehülfen vergebens auf das Erscheinen ihres Herrn, dessen Vollmondsgesicht das erste am frühen Morgenhimmel zu erscheinen pflegte. Es warteten auf Hellmuth mit wachsender Ungeduld dessen Dienstleute, der Kaffee, die Frühstücksemmel, das Rumfläschchen — doch Viertelstunde auf Viertelstunde verrann und der Brauherr zeigte sich nicht. Gleichwie man einst vor des, von der schönen Judith gelösten Holofernes' Zelte ein Poltern anrichtete und, da solches den vermeintlich noch schlafenden Feldherrn nicht erweckte, vor dessen Kammervorhange mit Handbeklatschen fortfuhr: so that man auch vor Hellmuths verschlossener Wohnung. Als dies nichts half, öffnete man gewaltsam die Thür. Bei dem Eintritte in Hellmuths Schlafgemach fand man denselben zwar nicht wie den Holofernes enthauptet neben dem Bette liegen, wohl aber in demselben mit eingeschlagener Hirnschale und vielen andern Wunden bedeckt! (Siehe Bild auf S. 117.) Warum ruchlose Mörderhände die schwarze That vollbracht hatten, erkannte man bald aus der umher ersichtlichen Unordnung und der ausgeleerten Geldkasse des Ermordeten. Derselbe hatte in der Absicht, seinen sehr beträchtlichen Gerste- und Hopfenbedarf für das ganze Jahr einzukaufen, den bei weitem größten Theil seines Vermögens flüssig gemacht und hauptsächlich in Papiergeld vorräthig liegen gehabt. Der oder die Mörder mußten solches gewußt haben, auch mit der Oertlichkeit und allen übrigen Umständen genau betraut gewesen sein, daher man auf naheſtehende Menschen als die Thäter rathen durfte.

Die Obrigkeit begann mit allem Eifer ihre Nachforschungen. Mehrere wurden als verdächtig festgenommen, noch Mehrere scharf verhört, Alle aber als schuldlos wieder entlassen. Die Untersuchung währte lange, war jedoch erfolglos. Nichts führte auf die richtige Spur der Mörder, die daher ungestraft ihres blutigen Raubes sich freuen konnten.

Karthause verfiel. Es war, als sei mit Hellmuth die Freude und zugleich die Güte des Bieres entflohen. Man scheute sich, die Stätte zu betreten, in welcher Hellmuths freundlich lächelndes Vollmondsgesicht umhergewandelt war. Nicht Bier, sondern dessen dunkles Blut glaubte man in den vollen Gläsern zu erblicken und zu trinken. Ja, furchtsame Gemüther wollten Hellmuths blutige Gestalt des Nachts in der Karthause spuken gesehen haben. Derselbe Thalkessel mit seinen alterthümlichen Gebäuden, vormals ein Ort der ausgelassensten Fröhlichkeit, dünkte jetzt den Besuchern eine unheimliche Mördergrube zu sein, deren düsterer Anblick dem Beschauer ein Grauen einflößte. Nicht lange währte es, so wendete die wandelbare Volksgunst ihren Bierdurst einer andern Brauerei zu, die, in einem benachbarten, freundlichen Dorfe gelegen, Alles aufbot, um ihren zuwachſenden Gästen den Aufenthalt und den Geschmack des Gerstensaftes so angenehm wie möglich zu machen.

Bei Hellmuths feierlichem Leichenbegängnisse hatte sich eine große Anzahl Studenten betheiligt. Drei von ihnen, Namens Würmle, Kielmeier und Sippmann, welche hauptsächlich ihre Commilitonen zur Betheiligung veranlaßt, hatten den Zug eröffnet und auf drei schwarzen Sammetkissen mit silbernen Fransen eine weiße Todtenkrone, einen von Hopfenranken geflochtenen Kranz und einen dergleichen von Gerstenähren vorgetragen. Am Grabe hatte Würmle, welcher Theologie studirte, eine rührende Standrede gehalten, die der anwesenden Tochter des Gemordeten und noch vielen Anwesenden heiße Thränen hatte vergießen machen.

Eine Zeit lang war Hellmuths Ermordung das fast alleinige Stadtgespräch. Dann erkaltete die Theilnahme, die bei dem Verborgenbleiben der Mörder nicht wieder erweckt wurde, und zuletzt wuchs — wie man sagt — Gras über die traurige Begebenheit.

Sechsundzwanzig Jahre verstrichen, während welcher man von Hellmuths Hinterlassenen nichts weiter hörte.

Vor der Pforte eines bescheidenen Familienhauses in der Residenz stand ein feingekleideter Mann und bewegte den Klingelzug. Er schellte heftiger, als auf die ersten Glockentöne Niemand öffnete. Jetzt näherten sich leise, eilige Tritte, die Pforte ging so weit nur auf, daß das Amtlitz einer ältlichen Frauensperson sichtbar wurde, welche mit gedämpfter Stimme fragte:

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?"

„Ist mein Freund, der Consistorialrath Würmle, zu Hause?" antwortete jener.

„Ich bitte, etwas lauter und weniger schnell zu sprechen," versetzte die Frau, „weil ich etwas schwerhörig bin."

„Welche Dummheit!" brummte der Herr, „eine taube Person als Pförtnerin anzustellen!" Laut und mit Nachdruck wiederholte er nun seine Frage.

„Ich weiß nicht genau — ich glaube nicht —" stammelte die Frau, „— der Herr Consistorialrath ist sehr mit

Digitized by Google

Amtsgeschäften überhäuft — ich gehe, Sie der Frau Consistorialräthin anzumelden."

„Dummes Zeug!" polterte der Fremde heraus, „wie ich mit meinem Würmle stehe, kann vom Anmelden nicht die Rede sein. Gebt Raum, meine Gute, daß ich eintreten kann."

Er drängte die Frau bei Seite und eilte der steinernen Treppe zu, deren überbreitete Wolldecke ihm gleichsam den Weg zeigte.

„O mein Herr!" rief die Pförtnerin, mit einer Behendigkeit dem Forteilenden nachspringend, welche an der alten Frau wundernahm — „Sie werden mir wohl große Unannehmlichkeiten bereiten, mich wohl gar außer Dienst und Brod bringen — gedulden Sie sich nur wenige Augenblicke im Vorzimmer, bis ich Sie bei der Frau Consistorialräthin angemeldet habe. Ihr werther Name und Stand, geehrter Herr?"

„Geheimer Justizrath Kielmeier!" antwortete derselbe mürrisch und zornig mit dem Fuße stampfend.

Die Frau verschwand in einer Seitenthüre, und Kielmeier betrat das geräumige Vorzimmer. Dessen vier Wände waren mit Bildern unter Glas und Rahmen behangen, welche insgesammt Scenen aus der Bibel und vorzugsweise aus der Leidensgeschichte des Erlösers vorstellten. Kopfschüttelnd betrachtete sie Kielmeier der Reihe nach. Endlich lachte er laut auf und rief: „Zu drollig, wenn Würmle die Mode mitmachte und zum Mucker geworden wäre."

Hier öffnete sich eine der im Vorzimmer befindlichen Seitenthüren und ein Mannskopf schob sich heraus, welcher eine Sekunde lang den Fremden erschrocken ansah und eben so schnell wieder verschwand.

Jetzt kehrte die Pförtnerin zurück und sagte: „Die Frau Consistorialräthin freut sich der Ehre, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Ich bitte, mir zu folgen."

Eine bleiche, fast nonnenhaft gekleidete Frau empfing den Justizrath mit einer demüthigen Verbeugung, und als sie zu sprechen anfing, war ihre Stimme eben so gedämpft wie die ihrer Dienerin. Nach der gegenseitigen Begrüßung sagte der Justizrath vertraulich:

„Nicht wahr, liebes Frau'chen! wenn auch nicht persönlich, bin ich Ihnen doch schon bekannt durch die Erzählung meines alten Freundes und Universitätskameraden Würmle?"

„Mein Gemahl" — erwiederte die Räthin verlegen — „hat mir Ihren werthen Namen noch nicht genannt, auch nicht von dem freundschaftlichen Verhältnisse gesprochen, in welchem er mit Ihnen zu stehen scheint. Er ist sehr mit Geschäften überhäuft."

„Donnerwetter! das ist stark!" fluchte Kielmeier. „Hat Würmle auch nicht des dritten Theils unseres freundschaftlichen Kleeblattes, des Kreisarztes Sippmann in Landsleben, gegen Sie gedacht?"

„Derselbe ist mir eben so unbekannt geblieben, wie der Herr geheime Justizrath," antwortete die Räthin.

„Das ist starker Tabak!" eiferte Kielmeier. „Zu toll! Unerhört! Warte, du verfluchter Kerl, ich will dir deshalb den Text tüchtig lesen. Sehen Sie, Frau'chen! Würmle, Sippmann und ich waren auf der Universität die Unzertrennlichen und so zu sagen Ein Herz und Eine Seele, — sind's noch. Wir stehen in stetem Briefwechsel mit einander, und in jedem meiner Briefe an Ihren Mann habe ich ihm die herzlichsten Grüße an Sie und Ihre Kinderchen aufgetragen, die er durch gleiche von Ihrer Seite erwiedert hat. Und jetzt höre ich, daß mich der Bursche schmählich belogen hat! Dafür sollst du mir büßen!"

„Ich beschwöre Sie, mein Herr geheimer Justizrath!" bat die Räthin angstvoll — „entschuldigen Sie meinen Gemahl! Verschweigen Sie ihm, was ich Ihnen in meiner Einfalt und Unwissenheit jetzt gestanden habe. Thun Sie es meinetwillen — um den Hausfrieden nicht zu stören."

„So?" versetzte Kielmeier — „spielt etwa Würmle den kleinen Haustyrannen? Dann soll ihm das Donnerwetter auf den Pelz fahren. Offen heraus gestanden, Frauchen! es graukt mich Alles in Ihrem Hause wie in einem Kloster an: die tiefe Stille, das leise Sprechen, die belegte Treppe, das steife Anmelden, die Bilder an den Wänden und — Sie nehmen mir's nicht übel — Ihre Nonnentracht mit der Schneppenhaube, die einer noch jungen, hübschen Frau durchaus nicht steht. Wenn Würmle ein Duckmäuser, ein Mucker geworden wäre! Er, der unter uns Dreien der flotteste, liederlichste —"

Ein erschrockener Seitenblick, den die Räthin hier in einen der Zimmerwinkel warf, unterbrach des Justizraths Rede, der feinerseits den Augen der Räthin folgte und ein etwa achtjähriges Mädchen erblickte, das still dasaß und eifrig in einem Buche las.

„Hm! das war dumm!" schalt sich der Justizrath selbst aus. „Aber warum machten Sie mich nicht eher aufmerksam, liebes Frau'chen? Ich glaubte steif und fest, daß wir allein seien. Jedenfalls ein Töchterchen von Ihnen? Sieht eben so bleich und studensscheu wie seine Mutter aus — sollte, anstatt hier zu sitzen, jetzt im Garten herumspringen."

„Komm' her, Elisabeth," sprach die Räthin zu ihrer Tochter, „begrüße den Herrn hier und gib ihm eine Hand."

Das Kind legte das Buch hin und kam mit bedächtigen und bemessenen Schritten herbei, reichte dem Justizrathe die Hand und knixte dabei mit niedergesenkten Augenlidern.

„Was studirst du denn so fleißig, mein Kind?" fragte Kielmeier, das Mädchen in die Wange kneifend.

„Die Bußpsalmen!" erwiederte jenes leise.

„Die Bußpsalmen?" rief der Justizrath stannend — „Du, die Bußpsalmen?"

„Mein Gemahl" — nahm die Räthin das Wort — „liebt es, das Gedächtniß zeitig zu stärken und das kindliche Herz schon früh zur Buße und Sinnesänderung vorzubereiten."

„Da steht mir der Verstand still!" sprach Kielmeier. „Doch nun, Frau'chen, wo treffe ich Freund Würmle? Ist er hier im Hause oder wo sonst? Haben — finden muß ich ihn, und wenn ich ihn selbst bei dem Minister suchen sollte."

„Er ist in seinem Arbeitszimmer," entgegnete die Räthin, „und ich gehe, ihn von Ihrer Gegenwart zu benachrichtigen."

„Nicht nöthig das!" sprach Kielmeier ablehnend. „Ich will ihn überraschen, überfallen wie ein Dieb in der Nacht."

„O ich bitte," sagte die Räthin, den Justizrath, der auf dem Sprunge stand, bei dem Arme zurückhaltend, — „mein Gemahl sieht es nicht gern, wenn die eingeführte Hausordnung unterbrochen wird. Er hatte in einer Ehescheidungssache einen Gütertermin abzuhalten, und ich weiß nicht genau, ob er damit zu Ende ist und die Leute fort sind."

„Heute will ich mich solcher Förmlichkeit unterwerfen,"

Digitized by Google

versetzte Kielmeier, „in Zukunft aber nicht. Sagen Sie das meinem Würmle."

Die Räthin ging und Kielmeier betrachtete abermals die Bilder an den Wänden, die mit denen im Vorzimmer von gleicher Tendenz waren.

Würmle pflog allerdings einen Gütertermin, doch nicht mit einem streitenden Ehepaare, sondern mit einem friedlichen Austerngerichte und einer leidend sich verhaltenden Flasche voll feurigen Burgunders. Als die Räthin an die Thür klopfte, fuhr er sie ärgerlich an: „Was willst du? Warum störst du mich?"

Ein alter Freund wünscht dich zu sehen und zu sprechen," antwortete die Räthin furchtsam, „der geheime Justizrath Kielmeier."

Als wäre er von einer Natter gebissen worden, fuhr Würmle vom Stuhle auf. Das gefüllte Weinglas entfuhr seiner Hand und goß seinen rothen Inhalt auf den Tisch aus. Seine weinglühenden Wangen erblichen, und mit bebenden Lippen rief er aus: „Verflucht! welcher Satan führt diesen Menschen hierher? Ha! konnteſt du mich nicht verläugnen, Weib?"

„Er ließ sich nicht abweisen," sprach die Räthin zitternd, „und drohte, dich selbst bei dem Minister aufsuchen zu wollen. Nur mit Mühe erlaubte er mir, ihn bei dir anzumelden."

Während dieser Rede versteckte Würmle eilig, was das Vorhandensein seines gestörten Frühstücks verrathen konnte, und die Räthin wischte mit ihrem Taschentuche den verschütteten Wein vom Tische auf.

In der nächsten Minute ging Würmle mit offenen Armen und einem erzwungenen Lächeln der Freude dem Justizrathe entgegen.

„Tausendmal willkommen, liebster, alter Freund!" sprach er, Kielmeiern an sein Herz ziehend und ihn auf jede Wange küssend. „Wie komme ich zu der unverhofften Freude, nach so langer Trennung dich einmal wieder zu sehen? Ich danke und preise Gott, der mir dieses große Glück zu Theil werden läßt."

„Laß dich einmal besehen," erwiederte Kielmeier, einen Schritt zurücktretend und Würmle musternd. „Alter Junge! Du gleichst auf's Haar einem feisten Pfäfflein, das weder Noth noch Sorgen kennt, seines dicken Bäuchleins pflegt und dabei durch die Haare wächst."

„Urtheile nicht nach der Außenseite, Freund!" entgegnete Würmle seufzend. „Gar schwere Sorgen drücken meine Brust. Die Menschen werden immer verderbter. Das beweisen die vielen Ehescheidungen und andere grobe Sünden."

„Beruhige dich, Würmle!" tröstete der Justizrath lachend. „Es wird besser werden. Man hat ja die Todesstrafe wieder eingeführt, und dieses Schreckmittel wirkt besser als alles Bußpredigen."

„Was führt dich in die Residenz?" fragte Würmle ablenkend.

„Das sollst du gleich erfahren, alter Junge! Bisher habe ich die Rolle eines Vertheidigers bei den öffentlichen Schwurgerichten gespielt und manchen groben Sünder von der hanfnen Schlinge und dem Fallbeile losgemacht, so daß er mit Zuchthausstrafe wegkam. Es erachtete aber die Staatsregierung, daß der, welcher geschickt im Vertheidigen sei, solches auch im Anklagen sein könne. Deßhalb bin ich zum Oberstaatsanwalt ernannt und aus meiner Provinzialstadt nach der Residenz versetzt worden. An mir soll die Schuld nicht liegen, wenn der Nachrichter nichts zu thun bekommt."

„Schrecklicher Mensch!" erwiederte Würmle — „du führst die Wage der blinden Gerechtigkeit und das scharfe Schwert, ich dagegen das schöne Amt, welches die Versöhnung und Vergebung der Sünden predigt."

„Und Freund Sippmann in Landsleben das scharfe Sectionsmesser," spottete Kielmeier, „mit welchem er die Leichname zerlegt und den Ursachen von Krankheiten nachforscht, die seiner Heilkunst spotteten. Nebenbei ist er Giftmischer und bevölkert die Kirchhöfe mit den Opfern seiner Pfuscherei."

„Höre auf mit deinen entsetzlichen Scherzreden!" bat Würmle schaudernd. „Reden wir jetzt von angenehmeren Dingen."

„Ein solches ist der geistige, kräftige Geruch, der dein Zimmer erfüllt," sprach Kielmeier. „Es duftet wie die Blume eines ächten Burgunders."

„Ach, Freund!" erwiederte Würmle, seine Augen verdrehend — „zu den traurigen Erfahrungen, welche ich in meinem Berufe mache, gehört auch die, daß sich gewöhnlich die, welche in der Ehescheidung liegen und bei mir einen Termin abzuhalten haben, etwas zu beruhigen pflegen, damit sie desto eher meinen eindringlichen Ermahnungen einen beklagenswerthen Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Wenige Minuten vor deinem Hiersein verließ ein solcher Verstockter mein Zimmer, und daher der dir auffällige Duft."

„Dann muß, meiner Treu, der Mensch nicht blos eine Flasche, sondern ein Faß Burgunder im Leibe gehabt haben," lachte der Justizrath. „Doch zu etwas Anderem! Da ich mit Frau, drei Töchtern und zwei Söhnen hierher übersiedle, so gedenke ich mich in deiner Nachbarschaft einzumiethen oder anzukaufen, damit wir fortan Eine Familie bilden. Ich werde den geselligen Vereinen, deren Mitglied du bist, beitreten, ein paar Plätze in deiner Theaterloge abonniren und wöchentlich eine Whistpartie arrangiren, bei welcher du ein stehender Gast bist. Meine Töchter freuen sich schon im Voraus auf die Bälle und Theekränzchen der Residenz und meine Frau auf die vertraute Bekanntschaft der deinigen."

„Mein lieber Freund," erwiederte Würmle achselzuckend, „wie irrst du dich! Du erblickst in mir ein eitles Weltkind, das sich den Zerstreuungen und Genüssen schnöder Fleischeslust hingibt! Mein Sinnen und Trachten aber sind nach Oben gerichtet. Ich nehme den Meinen besuche daher weder Bälle noch Schauspiele, noch fröhne ich dem verdammlichen Kartenspiele. Wir leben in uns selbst zurückgezogen, gleichwie die Schnecke in ihrem Häuslein. Abends zweimal in der Woche findet sich eine zahlreiche Gesellschaft in meiner Wohnung ein. Es sind nach dem ewigen Heile hungernde und dürstende Seelen, die sich an dem Absinges alter, guter Kernlieder, am Gebet, an erbaulichen Betrachtungen über die heilige Schrift ergötzen, daher nach grober Speise kein Verlangen in sich tragen. Willst du nebst den Deinen unserem frommen Vereine beitreten, so soll mich's von Herzensgrund freuen."

„Mensch! was ist aus dir geworden?" rief der Justizrath aus. „Glaubst du denn den Himmel erheucheln oder durch Lippengeplärr erlangen zu können?"

„Das nicht," entgegnete Würmle demuthsvoll, „sondern: Christi Blut und Gerechtigkeit sei mein Schmuck und Ehrenkleid. Tritt hier in mein Schlafgemach. Sieh' diesen abgenutzten Fußschemel und dort an der Wand die hanfene Geißel. Auf jenem bitte ich alle Morgen und Abend dem Herrn meine Sünden ab, und mit dieser züchtige ich mich selbst für dieselben."

Digitized by Google

1864. 16.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Dann hast du viel zu knieen und zuzuschlagen," höhnte der Justizrath, „wenn du dein Kerbholz ausgleichen willst. Allein und abgesondert von den Deinen schläfst du hier? Warum? frage ich."

„Warum?" wiederholte Würmle, indem er seinen Freund stechend anblickte. „Nun, man schnarcht oftmals im Schlafe und stört dadurch die Ruhe der Seinen." Er trat dichter an den Justizrath heran und sagte leiser, obgleich die Räthin längst wieder gegangen war, aber mit Nachdruck und in Absätzen: „Man — spricht — wohl gar — im Schlafe!"

„Beides thue ich," meinte Kielmeier lachend. „Wird mein Schnarchen zu störend, so rüttelt mich meine Frau auf. „Mein Sprechen im Traume hält mir diese beim Kaffeetrinken vor und wir lachen gemeinschaftlich darüber."

„Du lachst, wo ich weinen möchte," erwiederte Würmle. „Doch gut ist's, daß du da bist. Bereits ein Jahr über unsere Verabredung befindet sich in meiner Verwahrung ein Etwas, das ich deinen Händen wieder anvertrauen will."

Aus einem geheimen Fache seines verschlossenen Schreibepultes nahm Würmle ein zusammengefaltetes Papier von geringem Umfange, in welches ein runder, hart anzufühlender Gegenstand gewickelt war und das er jetzt dem Justizrathe überreichte.

„Dummes Zeug!" murrte dieser mit finster umwölkter Stirne. „Ich werfe den Bettel in den Strom, wo er am tiefsten ist."

„Denke an den Ring des Polykrates!" warnte Würmle, „sowie an unser beschworenes Uebereinkommen. So lange dieses Päckchen den vertragsmäßigen Umlauf durch unsere Hände fortsetzt, werden wir zwar nicht Glück, jedoch Sicherheit haben."

„Aberglaube! nichts weiter!" entgegnete Kielmeier, steckte aber das Päckchen in seine bestverwahrteste Tasche. „Sage mir, Würmle," fuhr er fort, „muß ich mich denn in Zukunft abermals erst bei dir anmelden lassen, wenn ich dich besuchen will?"

„Du erzeigst mir dadurch einen großen Gefallen," versetzte Würmle. „Es ist wegen der eingeführten Hausordnung und meiner dienstlichen Angelegenheiten, die eine unvermuthete Unterbrechung nicht wohl zulassen."

„So! hm!" brummte Kielmeier. „Nun denn, so lebe wohl und mucke ferner fleißig fort mit deinen heilsdurstigen Seelen. Vor mir hast du Ruhe."

Zornig rannte der Justizrath fort, und Würmle sah ihm mit verbissenem Ingrimm nach.

„Daß du die Pest bekämest!" wünschte er zähneknirschend. „Da habe ich einen Pfahl im Fleische mehr bekommen, der mir manche ruhelose Stunde bereiten wird."

Er holte sein unterbrochenes Frühstück wieder herbei, doch schmeckten ihm die Austern sammt dem Burgunder jetzt nicht mehr.

(Schluß auf S. 123.)

Der Hase.

(Taf. 16.)

Der Hauptgegenstand der niedern Jagd ist neben Reh und Fuchs der Hase. Derselbe kommt in den gemäßigten Gegenden der ganzen alten Welt in den Ebenen und auf niedern Gebirgen vor. Die zu den Nagern gehörige Familie der Hasen, Leporina, ist von allen übrigen Säugethieren durch die kleinen, hinter den obern Vorderzähnen stehenden Stiftzähne ausgezeichnet und zählt etliche und dreißig Arten, von welchen sich jedoch nur drei, der gemeine Hase, der veränderliche oder Schneehase und das Kaninchen in Europa finden.

Der gemeine Hase, Lepus timidus, wird je nach seinem Vorkommen als Feldhase, Waldhase, Berg- oder Sumpfhase unterschieden. An den Vorderläufen hat er fünf, hinten nur vier Zehen, nahe beisammenstehende Ohren von mehr als Kopflänge mit schwarzem Ende, längere Hinter- als Vorderbeine, und einen oben schwarzen, unten weißen Schwanz. Die Oberlippe ist gespalten (Hasenscharte). Die seitlich stehenden Augen sind groß und vorstehend, die Augenlider so kurz, daß er sie kaum schließen kann und mit offenen Augen schläft. Die Behaarung ist bald heller, bald dunkler, meist in's Röthliche spielend, selten ganz schwarz. Die gewöhnlichste Färbung ist röthlich graubraun, das Unterhaar, der Bauch und die inneren Schenkeltheile weißlich.

Die Nahrung des Hasen besteht in saftigen Kräutern, Gras und jungem Getreide, Wurzeln und Baumfrüchten; er nascht gerne in Gemüseäckern, im Winter aber muß er sich oft mit Baumrinden begnügen, von welchen er die der Birken, Zitterpappeln und Schlehen vorzieht. Ist sein Futter saftig, so bedarf er des Wassers nicht; bei trockener Nahrung pflegt er zu saufen. Bei Tage liegt er meist in seinem Lager, das er auf einer windstillen, warmen Stelle gräbt, und schläft mit offenen Augen, aber sehr leise. Vor Eintritt der Dämmerung verläßt er den Wald oder das Lager und geht in's Freie, um zu äsen und zu spielen. In hellen Nächten macht er auch größere Ausflüge. Seinen Aufenthalt wählt er nach Zeit und Umständen. Im Frühling hält er sich auf den Stürzäckern auf, wo er der Saat, vornämlich dem Hafer zuspricht; im Sommer residirt er im hohen Getreide und besucht von hier aus Brachäcker, Kleefelder, Kohl- und Rübenstücke. Beraubt ihn die Sichel dieser Zuflucht, so zieht er sich in die Kartoffelfelder, später in Gesträuche, Hecken und Gräben, und zuletzt in Gehölze, aus welchen er, wenn das Laub fällt, wieder auf die Aecker zurückkehrt, wo er im Winter, oft ganz zugeschneit, nach der Wintersaat scharrt und in Baum- und Gemüsegärten häufig empfindlichen Schaden verursacht.

Die Häsin wirft in einem kleinen gegrabenen und mit Haaren, Gras und Laub ausgefütterten Lager, oder im Gebüsch und abgefallenen Laube drei- bis fünfmal im Jahre zwei bis vier sehende, behaarte Junge, die ein weißes Sternchen auf der Brust tragen. Sie wirft durchschnittlich im März 1 bis 2, im Mai oder Juni 3 bis 6, im Juli wieder 3 bis 6, und meist im September noch 1 bis 2 Junge, während bereits Enkel von den im März geborenen Jungen vorhanden sind. Man erzählt, daß die Häsin, wenn sie ihre Kleinen säugen will, dieselben durch Aneinanderschlagen der Löffel herbeilocke, wofür wir jedoch keine zuverlässige Autorität zu nennen wüßten.

Der gutmüthige, leichtsinnige, aber keineswegs so ganz einfältige Hase ist überall bekannt. Seine Furchtsamkeit ist sprichwörtlich geworden, und in der Fabel und im Märchen spielt „Lampe" eine bedeutende Rolle. In der

Digitized by Google

Kinderwelt ist er ausnehmend beliebt, und die Eier, die wir zu Ostern den lieben Kleinen bescheren, muß der Hase gelegt haben, und wenn sie auch weit größer als der Zuckerhase selber sind. Es ist ein zierlicher Anblick, auf einem Kleeacker spielende Hasen zu sehen; sie äsen, machen Männchen, geben einander mit den Vorderläufen Ohrfeigen, und richten sich, wenn sie unsere Nähe gewahr werden, in die Höhe, stellen sich auf die Hinterbeine und lauschen. Fürchten sie Gefahr, so drücken sie sich entweder fest in die Schollen, oder sie suchen mit in den Nacken gelegten Ohren das Weite, wobei es selten geradeaus, sondern in Winkeln und Haken wieder dem Lager zu geht. Bisweilen bleibt ein Hase hart neben einem Vorüberziehenden liegen, der ihn, ohne Hund, wohl erst dann bemerkt, wenn er zu laufen beginnt. Denn wenn er mit unter den Leib gezogenen Hinterfüßen, die vorderen dicht am Kopfe, in seinem in eine Furche gegrabenen Lager liegt, aus dem kaum sein Rücken etwas hervorragt, so gehört Aufmerksamkeit und Uebung dazu, ihn nicht für eine Erdscholle zu halten. Aber mit blitzenden „Lichtern", die Löffel tief zurückgelegt, lauscht der Hase im Lager mit einer Miene, als wollt' er sagen: „Er sieht mich nicht; ich bin ja gar nicht da." Ist man nun ruhig vorübergegangen, so denkt wohl der Lampe: „den hast du hübsch zum Narren gehabt;" dennoch fällt ihm gar schnell das Sprüchwort ein: „weit davon ist gut vor'm Schuß," und er macht sich nun noch nachträglich aus dem Staube. Ist ihm ein Hund dicht auf der Ferse, so schlägt er plötzlich einen Haken, läßt den Hund an sich vorüberrennen und hat nun in umgekehrter Richtung einen Vorsprung. Hat er einmal eine Jagd mitgemacht, so ergreift er sogleich die Flucht, sobald er wieder Jagdlärm hört. Sobald er eine Strecke zurückgelegt hat, steht er gemeiniglich eine Weile still, thut, wie die Kaninchen, mit einem Hinterfuße einige Schläge auf die Erde, richtet sich auf und setzt dann, wenn er es rathsam findet, die Retirade in entsprechender Richtung fort. Selten auch kehrt er ohne verschiedene Wiedergänge und Absprünge nach seinem Lager zurück, in das er sich zuletzt mit einem großen Sprunge wirft und sich dann darin ruhig verhält. Er ist in der That nicht so dumm, als er aussieht, und man hat in andern Ländern, wie im Orient, keine geringe Ansicht von seinen Fähigkeiten. „Der Hase," sagen die Perser, „ist von verständiger Natur und von feinen Sitten und von allen Thieren wohl gelitten." Zur Furcht und Vorsicht hat der Hase auch bedeutend mehr Ursache, als irgend ein anderes Thier. Er ist waffenlos und hat weder scharfe Krallen, noch zur Vertheidigung geschickte Zähne. Er lebt mit Jedermann in Frieden und hat unzählige Feinde. Hund und Katze, Fuchs und Marder, Iltis und Wiesel, Falken, Raben und Elstern, vor allen aber der Jäger, stellen ihm und seiner Nachkommenschaft nach, was auch die Verse v. Wildungen's ausdrücken:

Menschen, Hunde, Wölfe, Füchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir sehen,
Elstern auch nicht zu vergessen,
Alles, Alles will ihn fressen.

Wird er in seinem Lager ergriffen, so ist er nicht so einfältig, nicht durch Kratzen, Beißen und kräftiges Schnellen mit den Hinterfüßen wenigstens einen Versuch zu seiner Befreiung zu machen, zu der ihm bisweilen auch sein lautes Angstgeschrei verhilft, das dem eines kleinen Kindes gleicht. Uebrigens hat die Furchtsamkeit des Hasen auch ihre Ausnahmen, besonders wenn die Mutterliebe sich geltend macht, obgleich die Häsin nicht entfernt mit der heldenmüthigen Rehgais zu vergleichen ist, die nach dem Fuchs, der ihr Kitz fassen will, mit den Läufen haut, als hätte er keinen Zahn im Rachen. Der Ornithолog Naumann sah, wie eine Häsin gegen eine Korniweihe sprang und beißend ihr Junges vertheidigte, und Franz v. Kobell, „wie ein Hase einen Raben verfolgte, der längere Zeit die kreuz und quer nieder am Boden vor ihm herstrich, bis er sich endlich hoch aufschwang, worauf der Hase sitzen blieb und ihm mit offenbarem Verdrusse nachsah. Es war wahrscheinlich eine Häsin, die um ihrer Jungen willen den Hasen jagte." In einem Notizbuche aus der Zeit Kaiser Maximilians I. findet sich folgende Stelle: „Item in kay. Mt. Wayhdtpuech zuschreiben, das bej Linz ob der Enns zween Hasen ain hündtlein gejagt und gepissen haben, hat herr Wolfgang Jörger bezeugt und antzeigt." Auch bei der Jagd gibt der Hase oft Proben von Muth und List, die man ihm nicht zugetraut hätte, er springt Mauern hinan wie eine Katze, durchschwimmt reißende Flüsse, benützt mit Umsicht jedes Versteck, mischt sich unter Schafheerden, sprengt in der Verzweiflung wohl auch einen Kameraden auf und drückt sich in dessen Lager, während die Hunde nun diesen verfolgen.

Die Hasenjagd war schon bei den Alten beliebt. „Der Hase," sagt Xenophon, „ist ein zu artiges Thierchen, als daß nicht Jeder, welcher es aufspüren, verfolgen und fangen sieht, Alles, was er liebt, vergessen sollte." Martial machte folgenden Vers auf den Hasen: „Inter quadrupedes gloria prima lepus," was ungefähr besagen will, daß unter allen Vierfüßern der Hase den leckersten Braten liefere. Den Israeliten, den Muhamedanern und zu Karls des Großen Zeit auch den Deutschen war das Fleisch des Hasen durch Religionsgesetze verboten. Ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts schrieb: „Wir brauchen unsere Christliche freyheit auch in diesem stük billich." Lange aber wurde geglaubt, daß der Genuß des Hasenfleisches ein melancholisches Blut mache, und deßhalb der nicht zu verachtende Rath ertheilt, zu dieser Mahlzeit ein gutes Glas Wein zu nehmen. Die Hasenjagd wird systematisch und von rechten Jägern mit wahrer Gelehrsamkeit und auf die verschiedensten Arten betrieben. Es mag hier genügen, die letzteren wenigstens anzuführen: Die Suche mit dem Hühnerhunde, der Anstand, die Treibjagd, das Kesseljagen, die Jagd mit Jagdhunden und die Hasenhetze mit Windhunden. Auf einzelnen Jagdrun der fruchtbaren norddeutschen Ebene sind bisweilen täglich 1500 bis 2000 Hasen geschossen worden. In England, wo der Hase seltener ist, läßt sich kein wackerer Jäger nachsagen, einen Hasen anders als im Laufe geschossen zu haben.

Junge Hasen können leicht mit Milch und Brod aufgezogen werden; nicht selten sind sie auch von Katzen und sogar von Hunden gesäugt worden und sollen sich auch mit Zärtlichkeit an ihre Pflegemütter angeschlossen haben. Der Verfasser legte einer Katze, deren Junges verschenkt worden war, ein junges Feldhäschen bei, das sogleich die Stelle des Kätzchens einnahm, was sich die Katze auch gerne gefallen ließ; wenn später aber das Adoptivkind beim Saugen nach Hasenart mit den Hinterbeinen zu stoßen anfing, sprang sie fauchend auf und betrachtete den Säugling mit zweifelhaften Blicken. Junge Feldhasen werden sehr zahm und sind drollig genug, benützen aber jede Gelegenheit, zu entkommen.

C. F. A. Kolb.

Digitized by Google

Jakob Grimm.

Sonntag Abend, den 20. September 1863, hauchte Jakob Grimm, der berühmte Schriftsteller, dessen Name alle Welttheile durchdrungen, nach kurzer Krankheit in Berlin sein Leben aus. — Er war am 4. Januar 1785 geboren und stand also im 79sten Jahre seines Lebens. Obgleich er nach dem Tode seines Bruders sich möglichst zurückgezogen, war er doch bis zu seinem letzten Athemzug unermüdlich, die Zwecke zu fördern, welchen er sein langes und nutzbringendes Leben gewidmet. Mit patriotischer Selbstverläugnung war seine letzte Zeit nicht dem Sammeln neuen Ruhms durch Fortsetzung der ihm so ganz eigenthümlichen Werke, sondern den Vorbereitungen seines großen Wörterbuchs geweiht. — Jakob Grimm hatte, wie so viele Andere, Schwierigkeiten beim Beginn seiner Laufbahn zu besiegen. Als er den Beruf eines Schriftstellers begann, blickte A. W. Schlegel auf alte deutsche Literatur gewissermaßen wie auf ein ihm ausschließlich zukommendes Feld; er behandelte den jungen Anfänger keineswegs mit Zuvorkommenheit, sondern betrachtete ihn wie einen Eindringling, wozu noch kam, daß ihm Grimm's Etymologie höchst fehlerhaft schien. Doch bald änderte sich Schlegel's Ansicht über Grimm; nachher sprach und schrieb er noch mit der größten Achtung von dessen Talenten; einer seiner Aussprüche war ungefähr folgender: „Ich kann seinen Namen nicht nennen, ohne meine Bewunderung seiner Größe beizufügen." Sein Verlust ist in mehr als einer Hinsicht unersetzlich, denn er war nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Mensch verehrungs- und achtungswürdig. Seine politischen Ansichten waren liberal, und so manche Zeitung hat seinen Hingang mit Grund zu bedauern. Leider ist das große Wörterbuch, mit dem er beschäftigt war, noch nicht weiter als bis zum Wort „Fromm" vorgeschritten, doch wird wohl, gestützt auf das reiche von dem Verstorbenen hinterlassene Material, das Werk in so befriedigender Weise geendet werden, als es angefangen ist.

Geboren in Steinau in der kurhessischen Provinz Hanau, erhielt Grimm seine Vorbildung auf dem Lyceum in Cassel, studirte seit 1802 unter Savigny die Rechte, folgte diesem nach Paris, wurde 1806 Sekretär im Kriegscollegium zu Cassel, 1808 königlicher (westphälischer) Bibliothekar und widmete seine Muße dem Studium der Dichtkunst des Mittelalters; 1809 wurde er Auditor im Staatsrath, 1814 hessischer Legationssekretär im Hauptquartier der Verbündeten und 1815 beim Wiener Congreß; 1830 ging er als Bibliothekar und Professor nach Göttingen, wo er über deutsche Sprache, Rechtsalterthümer und Literaturgeschichte las, trat dort 1837 der Protestation der Sieben Professoren bei, wurde in Folge deren entlassen und des Landes verwiesen; er lebte darauf zurückgezogen in Kassel und wurde 1841 als Mitglied der Akademie nach Berlin berufen, wo er wieder Collegien las. Auf den beiden Germanistenversammlungen in Frankfurt und Lübeck, 1846 und 1847, führte er den Vorsitz, wurde 1848 für Berlin in die Constituirende Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt und betheiligte sich 1849 beim Nachparlament in Gotha.

Seine Hauptwerke sind folgende: Ueber den altdeutschen Meistergesang, 1811; Deutsche Grammatik, 4 Bde., 1819—1837; Deutsche Rechtsalterthümer, 1828; Deutsche Mythologie, 1835; Geschichte der deutschen Sprache, 1848; Ueber den Ursprung der Sprache, 1852; mit seinem Bruder das deutsche Wörterbuch, in welches der gesammte neuhochdeutsche Sprachschatz von Luther bis Goethe niedergelegt werden soll. — Ferner gab er heraus: Weisthümer, 1840; Silva de romances viejos, 1815; Reinhard Fuchs, 1834; Andreas und Elene, 1840; übersetzte Wuk Stephanowitsch's Serbische Grammatik, 1824; mit seinem Bruder: Kinder- und Hausmärchen, 1812; Altdeutsche Wälder, 1813—1816; Die Lieder der alten Edda, 1815; Deutsche Sagen, 1816 bis 1818; und Irische Elfenmärchen, 1826.

Karthause.

Ein Nachtstück.

Nach einer wahren Begebenheit. Von Gustav Nierit.

(Schluß zu S. 121.)

Der neue Oberstaatsanwalt siedelte mit seiner Familie in die Residenz über. Obwohl nun der Consistorialrath Würmle jenem den Gegenbesuch machte, so gestaltete sich das Verhältniß der beiden Freunde immer kälter. Jeder vermied das Zusammentreffen mit dem Andern. Der lebenslustige Kielmeier knüpfte viele neue Bekanntschaften an, gab festliche Gelage in seinem Hause und wurde dafür zu solchen eingeladen. Seine Frau und Töchter erwarben sich durch ihre Bildung und Herzensgüte viele Freundinnen, und seine beiden, das Gymnasium besuchenden Söhne die völlige Zufriedenheit ihrer Lehrer. Dagegen klang Würmle's Ruf sehr verschieden. Einige erhoben seine exemplarische Frömmigkeit, seine evangelische Bekenntnißtreue, seine tiefe Gelehrsamkeit, seinen christlichen Sinn und seine häusliche Zucht bis in den Himmel, während Andere ihn beschuldigten, daß er unter dem Deckmantel der Frömmigkeit der schmutzigsten Habsucht und Wucherei fröhne, verdächtigen, wenn schon nur geheimen Umgang mit anrüchigen Frauenzimmern habe und dabei Frau und Kinder tyrannisire.

Bald nach seinem Umzuge in die Residenz suchte Kielmeier einen Schreiber. Unter den vielen sich Meldenden erwählte er einen neunzehnjährigen Jüngling, der ihm sowohl durch sein ansprechendes Aeußere, als durch sein bescheidenes Auftreten und seine günstigen Zeugnisse am meisten gefiel. Der junge Mann nannte sich Eduard Paulig und war der Sohn einer reich mit Kindern gesegneten Wittwe, die sich in einer kleinen Provinzialstadt von einem wenig schwunghaften Handel ernährte. Eduard schrieb eine vorzüglich schöne Handschrift, und wenn auch das Sprüchwort, daß man an der Handschrift einen Menschen erkenne, nicht immer eintrifft, so doch bei Eduard Paulig. Derselbe ward bald der Liebling Aller, besonders der beiden Söhne Kielmeiers, der seinem Schreiber ein nettes Hinterstübchen

Digitized by Google

in seinem Hause eingeräumt hatte und ihn an Nichts Mangel leiden ließ.

Vier Monate waren seit Eduards Dienstantritt verflossen, als er eines Vormittags in dem Arbeitszimmer seines Herrn mit dem Copiren eines Schriftstücks beschäftigt war. Da erscholl plötzlich durch die leise geöffnete Thür eine fremde Stimme herein, welche sagte: „Der Kreisphysikus Dr. Sippmann läßt anfragen, ob er die Ehre haben könne, dem Herrn Oberstaatsanwalt seine Aufwartung zu machen?"

„Aha!" lachte Kielmeier, von seinem Schreibepulte der Thüre zueilend — „jedenfalls kommst du von dem frommen Würmle, der dich ebenso empfangen hat, wie mich!"

„Du hast's getroffen, Ludwig!" antwortete der Doktor, seinen Freund umarmend. „Doppelt freue ich mich daher, daß deine Beförderung dich nicht eben so vornehm und hochmüthig gemacht hat, wie den hochweisen, grundgelehrten und überfrommen Würmle. Dieser sollte doch, wegen seines Namens, am ersten unter uns bedenken, daß wir Alle nichts weiter sind, als arme Erdenwürmer, die einst von den Würmern verzehrt werden. Du aber hast den Spieß umgedreht, der vormals die Missethäter und Schelme freisocht und jetzt dagegen sie der Strafe überliefert."

„Jeder thut, was ihm aufgetragen ist," antwortete Kielmeier. „‚Fiat justitia et pereat mundus,' lautet mein Wahlspruch. Neulich erlebte ich einen bisher unerhörten Fall. Ein höherer Hofdiener klagte sich selbst vor Gericht an, daß er seine Frau vor zwölf Jahren vergiftet habe, und bestand darauf, seine Strafe dafür zu erleiden. Er könne, sagte er, die schreckliche Marter seiner Gewissensbisse länger nicht ertragen und sei durch ein Theaterstück endlich zu seinem Entschlusse gebracht worden."

„Was geschah mit dem närrischen Menschen?" fragte der Doktor gespannt.

„Man steckte ihn ein," antwortete Kielmeier, „doch an den Hals konnte man, wie er wollte, ihm nicht, da das corpus delicti längst verwest und somit das Verbrechen nicht erwiesen war. Der Mann konnte ja nur aus Lebensüberdruß oder irgend einer fixen Idee seine Aussage gemacht haben. Da erdrosselte sich der Aermste selbst im Gefängnisse. He! wenn Freund Sippmann eben so dächte, wie jener Höfling! Dann müßte er sich schon ein Dutzendmal aufgehängt haben. Denn gesteh' es nur selbst, daß gar Mancher deiner Patienten durch deine Schuld dem Tode in die kalten Arme geliefert worden ist."

„Das läugne ich nicht," sprach der Doktor düster, „allein es geschah nicht mit Absicht, sondern aus der Unvollkommenheit des menschlichen Wissens. Doch, Ludwig, du hast dein Zimmer ja mit lauter fürchterlichen Bildern ausgestattet. Hier reitet Napoleon über das mit Todten und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld von Eylau. Da ragen die Köpfe der in der Schlacht bei Austerlitz in die Sümpfe getriebenen russischen Grenadiere aus dem Wasser hervor. Dort ist der bethlehemitische Kindermord dargestellt; hier eine Scene aus der Pariser Bluthochzeit; und da eine Ketzerverbrennung durch die spanische Inquisition. Wie könnte ich Gefallen an solchen Schauderscenen finden?"

„Durch dieselben," erwiederte Kielmeier, „stärke ich mein Pflichtgefühl und beruhige mein Gewissen, wenn dasselbe wegen Ueberführung eines todeswürdigen Verbrechers mir Vorwürfe machen will. Wenn einzelne Menschen aus Ehrgeiz, Habsucht, Haß oder Fanatismus Tausende ihrer Nebenmenschen dem Untergange, sogar unter namenlosen Qualen, zuzuführen vermögen: so tröste ich mich über den tragischen Erfolg meiner Worte als Oberstaatsanwalt. Mit was für Bildern, Bruderherz, hast du denn deine Wohnung geschmückt? Sicherlich mit Abbildungen von Knochengerippen, von einzelnen Theilen des in- und auswendigen Menschen, mit mikroskopischen Darstellungen von allerlei Krankheiten der Haut, der Eingeweide, des Gehirns und so weiter?"

„Mit nichten," versetzte der Doktor; „davon sehe ich genug in praxi. Die Bilder in meiner Wohnung sind lauter launige, spaßhafte und sinnlich erregende. Des Trauerspiels genug hat ja das alltägliche Leben! Warum also das Widerwärtige noch bis in die eigene Wohnung übertragen? Das wäre ja Selbstquälerei!"

„Ueber unserem Plaudern vergesse ich ganz das Nothwendige," sprach Kielmeier. „Du hast doch doch eingerichtet, daß du während der Dauer deines hiesigen Aufenthalts bei mir wohnest? Hast du schon meine Frau und Kinder gesprochen? Laß uns zu ihnen gehen und für deine Erquickung sorgen."

Der Schreiber war, ohne von seiner Arbeit aufzusehen, Ohrenzeuge von dem Gespräche der beiden Freunde geworden. Dem willkommenen Gaste zu Ehren gab Kielmeier einen festlichen Abendschmaus, bei welchem für Eduard Paulig ebenfalls etliche Brosamen und drei Gläser feurigen Weins abfielen. Mit etwas schwerem Kopfe legte jener sich zu Bette und schlief mehrere Stunden wie todt. Als die Glocke Eins verkündete, ward er plötzlich munter und mit hellem Auge betrachtete er den Schatten des Fensterkreuzes, den der Vollmond auf die weißen Stubendielen hinwarf. Darüber kam ihm die Erinnerung an das vernommene Gespräch zurück, wodurch Eduards Schläfrigkeit vollends vertrieben wurde. Plötzlich kuarrte seine Stubenthür, welche er in seinem halbberauschten Zustande zu verriegeln unterlassen hatte, und eine weiße Gestalt, einem Gespenste gleich, trat leisen Schrittes in das Stübchen. Obschon nicht abergläubisch, erschrak Eduard dennoch sehr, und schon öffnete er den Mund zum lauten Hülferuf, als er noch rechtzeitig in dem Nachtwandler — den Doktor Sippmann erkannte.

„Ist Ihnen etwas zugestoßen, Herr Doktor?" redete denselben der Jüngling an. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Der Gefragte blieb die Antwort schuldig und steuerte dann geradeswegs dem Bette zu, in welchem Eduard aufgerichtet saß. Bei geschlossenen Augen tastete der Doktor mit beiden Händen nach Eduards Kopf, den er jetzt als Anatom zu befühlen und zu untersuchen begann. Das kam dem Schreiber so überraschend, daß er sich weder sträubte, noch ein Wort dazu sagte.

„Die Wunde" — murmelte Sippmann vor sich hin — „ist genau drei Zoll lang, anderthalb breit und tief genug, um das cranium tödtlich zu verletzen. Wenn auch der Getroffene noch einiges Leben durch krampfige Bewegungen verräth, so hat er doch Bewußtsein und Gefühl verloren. Die übrigen Verletzungen sind von sekundärer Beschaffenheit und daher nicht in Betracht zu ziehen. Viel mehr als er muß die vergiftete Ehefrau des Hofbeamten gelitten haben. Aber Arsenik, Blausäure, Kirschlorbeergeist und Opiumextrakt sind deßhalb den Schlag-, Stoß- und Schneidewerkzeugen vorzuziehen, weil sie kein Blut fließen lassen, dessen Anblick den Laien so schrecklich erscheint."

Diese Rede machte Eduards Haar sich sträuben und

Digitized by Google

ein kalter Schauer überrieselte seinen Rücken. Schon wollte er gewaltsam seinen Kopf aus des Doktors Händen befreien, als diese von selbst losließen. Der Doktor wendete sich vom Bette weg, um jeden Gegenstand im Stübchen suchend zu betasten. Eduard sprang vom Lager auf, näherte sich dem Doktor, und denselben beim Arme fassend fragte er: „Was suchen Sie, Herr Sippmann?“

Es war nur Zufall, nicht aus Kenntniß der Mondsüchtigen, daß Eduard den Doktor bei dessen Namen nannte. Aber derselbe weckte plötzlich den mondsüchtigen Arzt aus seinem Paroxismus. „Wer ruft mich?“ fragte er munter. „Wo bin ich?“

„Erlauben Sie mir,“ erwiederte Eduard, „daß ich Sie in Ihr Schlafgemach und in's Bett zurückführe.“

„Ich will wissen,“ sagte der Doktor, „wo ich mich befinde und wer Sie sind.“

„Ich bin der Schreiber des Herrn Oberstaatsanwalts,“ versetzte Eduard, „und dies hier ist mein Stübchen.“

„Aha!“ lachte der völlig zur Besinnung zurückgekehrte Doktor, „ich begreife Alles. Ja, ja, so kommt's, wenn man zu viel des Guten im Weine thut. Mein Nachtschwärmen kommt lediglich auf Rechnung meines gastfreundlichen Kielmeiers. Nun, Herr Schreiber, ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an, denn ich bin ein Schuft, wenn ich jetzt weiß, wo meine Schlafstube sich befindet.“

Nachdem Eduard sein Führeramt vollbracht hatte, kehrte er auf sein Lager zurück, doch zu schlafen vermochte er nicht. Als er am Vormittage des nächsten Tages bei seiner Arbeit saß,

kam der Doktor herein, drückte dem Schreiber ein großes Goldstück in die Hand und sagte: „Da, junger Mann, ein kleines Führerlohn!“ Zu Kielmeier gewendet, fuhr er fort: „Ich war diese Nacht ein Nachtwandler, der sich bis in deines Schreibers stillheimliches Kämmerlein verirrte und den guten Jungen sicherlich sehr erschreckt hat. Daran ist dein feuriger Burgunder schuld, der mein Blut in Wallung und meine Füße in Bewegung setzte.“

„Wie?“ fragte Kielmeier betroffen, „was höre ich? Du ein Nachtwandler? ein Mondsüchtiger vielleicht?“

„Deine Frage vermag ich weder mit Bestimmtheit zu bejahen, noch zu verneinen,“ erwiederte der Doktor, „weil ich als Hagestolz daheim allein schlafe und ich mich bisher jederzeit früh in meinem Bette gefunden habe. Vielleicht gibt uns dein Schreiber nähere Auskunft. He! Mosje Eduard! wie benahm ich mich? was that ich als Mondsüchtiger?“

„Sie hörten erst auf meine Anfrage nicht,“ antwortete der Jüngling, „sondern kamen auf mich zu, nahmen mich beim Kopfe und fingerten an demselben herum, wobei Sie etwas von einem Gram oder Krahn murmelten, an dem noch eine Sylbe hing.“

„Weiter sagte ich nichts?“ forschte der Doktor, indem er, gleich dem Oberstaatsanwalte, gespannt den Jüngling fixirte.

„Sie sprachen von einer Wunde,“ entgegnete Eduard, „die drei Zoll lang sei —“

„Aha!“ unterbrach ihn der Arzt mit erzwungenem Lachen, „da habe ich meine letzte Sektion im Sinne gehabt. Nun, meiner nächtlichen Fazerei soll gründlich vorgebeugt werden. Du wirst mich,“ sprach Sippmann zu seinem etwas erblaßten Freunde, „mit einem Linnenstücke versehen, das ich, in kaltes Wasser getaucht, vor mein Bett

Digitized by Google

lege und das mich augenblicklich aus meiner Mondsucht erwecken wird, sowie ich meine nackten Füße darauf setze."

Ein nochmaliger nächtlicher Besuch Sippmanns in Eduards Stübchen unterblieb schon aus dem Grunde, weil dieser sorglich seine Thür verriegelte. Nach Verlauf einer Woche reiste der Doktor ab.

Bald darauf erschien die Consistorialräthin Würmle in des Oberstaatsanwalts Wohnung und ließ dessen Gattin um eine Unterredung unter vier Augen bitten. Es war der erste Besuch, den die Räthin in Kielmeiers Hause machte. Das Ansehen der Räthin zeugte von schwerem Kummer und tiefem Seelenleiden, das seinen nachtheiligen Einfluß auch auf den Körper ausübte. Kaum ihre Thränen zurückdrängen könnend, begann sie mit niedergeschlagenen Augen und bebender Stimme zu Kielmeiers Gattin: „Der allgemeine Ruf von Ihrer Herzensgüte ermuthigt mich, Ihnen mein innerstes Herz zu öffnen und Ihre Theilnahme, sowie den Beirath Ihres rechtskundigen Herrn Gemahls anzuflehen. Werfen Sie keinen Stein auf mich, wenn ich Ihnen sage, daß der Zweck meines Besuchs kein anderer ist, als das geeignetste Mittel zu erforschen, wie ich auf die schonendste Weise die Scheidung von meinem Gatten bewerkstelligen könne. Als Gattin würde ich die unaufhörlichsten Qualen häuslicher Tyrannei, der Liederlichkeit, des schmutzigsten Geizes, die Entbehrungen aller Art, ja selbst die erwiesene eheliche Untreue bis an mein frühes Ende still und geduldig ertragen, als Mutter aber vermag ich es länger nicht. Ja, meines armen, unglücklichen Kindes wegen" — die Räthin weinte laut auf — „thue ich den schweren Schritt. Meine Tochter leidet, wie ich, unter der grausamen Zuchtrute ihres harten, liebLosen Vaters und es droht ihr ohnehin schwacher Lebensfaden unter der fortgesetzten Marter zu zerreißen. Ich weiß, daß nach den Gesetzen bei einer Ehescheidung die Kinder in der Weise getheilt werden, daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter zufallen, so daß mir die Möglichkeit geboten würde, meine Tochter vor dem Hinsiechen zu erretten. Mein Sohn Arthur würde zwar seinem Vater überlassen bleiben, allein er ist dessen Tyrannei theils dadurch entzogen, daß er sich auf der fernen Fürstenschule befindet, theils weil mein Mann den energischen Charakter seines eigenen Sohnes fürchtet. Ich vermag der Beweise von der ehelichen Untreue meines Gemahls so viele beizubringen, daß die Scheidung unbedingt erfolgen müßte und die Schande davon allein auf meinen Gemahl fiele. Aber um seiner zu schonen und seinem geistlichen Amte keinen Makel anzuhängen, bin ich bereit, mich als die Schuldige darstellen zu lassen. Sagen Sie dies Ihrem Herrn Gemahl und vereinigen Sie Ihre Bitte mit meinem Flehen um seinen Rath und seine gütige Vermittelung."

Frau Kielmeier empfand das innigste Mitleid für die unglückliche Gattin und Mutter, während sie dabei ihr eigenes Glück, den zärtlichsten Gatten und liebevollsten Vater ihrer Kinder zu besitzen, im Stillen pries. Sie entließ die Räthin getröstet durch die Zusicherung, daß deren Bitte die vollständigste Erfüllung erhalten solle.

Zwei Tage darauf erhielt Würmle einen Brief von seinem Freunde Kielmeier, bei dessen Durchlesen er mit den Füßen stampfte. Aber gleich nachher willigte er ein, daß seine Frau nebst ihrer Tochter eine Reise antrat und daß der Scheidungsprozeß begann. Die Niederträchtigkeit Würmle's wob einen schwarzen Trauerfaden durch Kielmeiers sonst heitern Sinn und erfüllte ihn mit Bitterkeit. An den Heuchler gerade mit Unmuth denkend, trat er eines Tags in das Stübchen seines Schreibers, um demselben einen Auftrag zu ertheilen. Er fand Eduard am Tische sitzen, wo er vor sich eine silberne Schaumünze liegen hatte und aufmerksam in einem alten, vergilbten Druckblatte las. Eben murmelte der Jüngling halblaut: „Sonderbar! genau wie der Doktor im Traume sagte — eine drei Zoll lange, anderthalb Zoll breite und tiefe Wunde."

Bei diesem Anblicke und vernommenen Selbstgesprächen wurde Kielmeier wie von einem plötzlichen Schlage getroffen. Sein Antlitz färbte sich erdfahl und der starke Mann wankte wie betrunken. Die Augen traten aus ihren Höhlen hervor und starrten auf das Papier in Eduards Hand und auf die Silbermünze hin. Eben so schnell aber kehrte das Leben in die gleichsam versteinte Gestalt zurück und mit ihm zugleich die Sprache. Mit einem raschen Griff bemächtigte sich Kielmeier des Druckblattes und der Münze, wobei er zornschäumend ausrief: „Ha! undankbarer Bube! Du wagtest es, mein Vertrauen zu dir zu mißbrauchen und während meiner Abwesenheit in meine geheimsten —"

Er vollendete seine Rede nicht, sondern stürmte wie ein Rasender hinaus und auf sein Zimmer. Hier zog er ein geheimes Fach aus seinem Schreibepulte hervor und begann mit heftig zitternden Händen in den darin befindlichen Papieren zu suchen. Bald fand er das von Würmle ihm anvertraute Päckchen, und staunend rief er aus: „Was ist das? Bin ich behext? Was haben meine Augen gesehen?! Und doch hat es seine Richtigkeit! Es ist dasselbe Druckblatt und dieselbe Schaumünze! Wie kömmt Eduard zu den zwei verhängnißvollen Gegenständen? Ich habe dem armen Burschen Unrecht gethan und weiß nun nicht, wie dasselbe zu beschönigen. Es ist mir alle Kraft aus den Gliedern gewichen."

Kielmeier setzte sich und holte tief Athem. Endlich erhob er sich, verließ sein Zimmer und trat in den Vorsaal, um sich nach dem Hinterstübchen Eduards zu begeben. Indem er mit gedankenvoll gesenktem Haupte vorwärts ging, hörte er eine freunde und doch wiederum altbekannte Stimme in seiner Nähe sprechen und blickte bestürzt auf. Einen lauten Schrei des Entsetzens ausstoßend, prallte Kielmeier wie vor einem Gespenste zurück. Ein solches stand auch wirklich vor ihm und ward die Ursache eines weit heftigeren Schlaganfalls, als er eben bestanden hatte. Das Schreckensgespenst war niemand anders als — der ermordete Brauherr Hellmuth, wie er leibte und lebte, ohne daß die seitdem vergangenen sechsundzwanzig Jahre ihn gealtert oder sonst eine bemerkbare Veränderung bei ihm bewirkt hätten. Dasselbe Vollmondsgesicht mit den rothen Hängebacken, mit der weißen Glatze, auf welcher ein schwarzes Pflaster die empfangene Todeswunde bedeckte; derselbe blaue Tuchrock mit der dichten Reihe blanker Knöpfe, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr aus Drittelthalern, sondern aus Stahl bestanden; derselbe dicke Bauch — mit einem Worte: es war das leibhafte Abbild des gemordeten Brauherrn!

Dasselbe hob jetzt wieder zu sprechen an: „Verzeihen Sie, Herr Oberstaatsanwalt, wenn ich Sie ohne mein Verschulden erschreckt habe. Dreimal habe ich geklingelt, ohne daß Jemand kam, mich anzumelden oder mich meinem Neffen zuzuführen, den ich besuchen will. Da unterstand ich mich endlich, in den unverschlossenen Vorsaal einzutreten und durch Anklopfen an die eine und andere Thür meine Gegenwart wie meine Absicht kund zu geben."

So spricht kein Gespenst, noch dazu am hellen, lichten Tage, daher Kielmeier schnell seine Fassung wieder

Digitized by Google

gewann. „Wer sind Sie und wer ist Ihr Neffe?“ fragte er gepreßt.

„Der Letztere ist Ihr Schreiber, Eduard Paulig,“ antwortete der Fremde, „und ich bin der Bruder seiner Mutter, der Brauer Hellmuth aus Sörnewitz.“

„Nun klärt sich die Sache auf!“ versetzte Kielmeier, hoch aufathmend. „Sie müssen wissen, daß ich ein fleißiger Besucher Ihres Vaters gewesen bin und innigen Antheil an dessen blutigem Ende genommen habe. Wie sehr mußte ich demnach erschrecken, als Sie, das sprechende Ebenbild Ihres Vaters, plötzlich vor mir auftauchten und mir den Glauben einflößten, einen Geist zu erblicken! Kurz zuvor hatte ich bereits eine kleine Alteration gehabt. Ich ertappte nämlich meinen Schreiber über dem Lesen eines alten Zeitungsblattes, welches die vor sechsundzwanzig Jahren erfolgte obrigkeitliche Bekanntmachung des an Ihrem Vater begangenen Mordes und die Aufforderung enthält, zur Entdeckung des oder der Mörder mitzuwirken. Sie wissen vielleicht auch, daß unter dem Ihrem Vater geraubten Gelde sich ein silbernes, höchst seltenes Schaustück befunden hatte, durch dessen Verausgabung die Mörder ihre Spur verrathen konnten, und welches daher in jener Bekanntmachung genau beschrieben ist. Meine Theilnahme an dem traurigen Ende Ihres Vaters hatte die Beschreibung jener Münze unverlöschlich meinem Gedächtnisse eingeprägt, und darum war mein Erstaunen eben so gerecht als groß, da ich das fragliche Silberstück neben Ihrem Neffen auf dem Tische liegen sah. Mußte ich doch glauben, daß mein Schreiber mit den Mördern Hellmuths in Verbindung stehe, vielleicht ein Abkömmling des Einen von ihnen sei, wohl gar um die Urheberschaft des Raubmords wisse. Die heftige Begierde des Oberstaatsanwalts, ein so lange verborgen gebliebenes Verbrechen endlich noch an das Tageslicht zu ziehen, verband sich mit der neu erwachten Theilnahme für Ihren Vater, so daß ich voll Entrüstung Ihrem Neffen Druckblatt und Schaustück entriß und damit auf mein Zimmer eilte, wo ich durch genauere Besichtigung und Vergleichung des Schaustücks mit dessen abgedruckter Beschreibung mich von der Richtigkeit meiner erst flüchtigen Wahrnehmung überzeugte. Ich stand eben im Begriff, zu Ihrem Neffen zurückzukehren und ihn peinlich zu verhören, als Ihre unerwartete Erscheinung und Ihre täuschende Aehnlichkeit mit Ihrem Vater die ohnehin starke Aufregung meines Gemüths bis auf's Aeußerste steigerten. Durch welchen Zufall oder auf welche Weise mag wohl Ihr Neffe in den Besitz der verhängnißvollen Münze gelangt sein? Leicht möglich, daß die Verfolgung dieser Spur auf diejenige der Mörder Ihres Vaters leitet.“

„Diese dürften wohl schon der irdischen Gerechtigkeit entgangen sein,“ sagte Hellmuth, „und ihr Urtheil von dem ewigen Richter empfangen haben. Auch haben mir Rechtskundige gesagt, daß, nachdem die blutige That längst verjährt sei, deren Thäter, selbst im Entdeckungsfalle, nicht mehr gestraft werden könnten.“

„Das ist wahr,“ bestätigte Kielmeier, „wenigstens nicht an Leib und Leben, höchstens am Vermögen, dafern die Thäter deßgleichen besäßen.“

„Was aber die fragliche Schaumünze anbelangt,“ fuhr Hellmuth fort, „so vermag ich über dieselbe genaue Auskunft zu ertheilen. Jene ist zum Andenken an die Hungerjahre 1804 und 1805 geprägt worden und besaß mein Vater drei Exemplare davon. Eins überließ er meiner Schwester, die es ihrem Sohne Eduard schenkte, ein zweites mir, und das dritte blieb in seinem Besitz.“

„Hätte ich gewußt,“ erwiederte Kielmeier, „daß mein Schreiber Eduard Paulig der Enkel meines alten, tief betrauerten Hellmuths sei, so wäre mir ein unangenehmer Auftritt erspart worden. Gehen wir jetzt und beruhigen den armen Burschen!“

Des andern Tags sprach der Oberstaatsanwalt zu seinem Schreiber: „Eduard, gehen Sie mit Ihrer Arbeit in Ihr Stübchen. Ich habe eine sehr verwickelte Rechtssache unter der Feder, die meine ganze Denkkraft so in Anspruch nimmt, daß mich die Anwesenheit eines Andern stört.“

Diese Rechtssache mußte sehr unangenehmer Art sein, denn Kielmeier war jetzt zurückhaltend, in sich verschlossen, ja mürrisch, selbst gegen die Seinen, die solches gar nicht an ihm gewohnt waren. Nach Verlauf einer Woche sagte Kielmeier zu seinem Schreiber: „Eduard, mit Ende dieses Monats scheiden Sie aus meinen Diensten.“

„O mein Gott!“ rief der Jüngling erschrocken aus. „Wodurch habe ich mir Ihren Unwillen zugezogen? O, sagen Sie mir's, ich will ablegen, was Ihnen an mir mißfällt. Ach, meine arme Mutter! Sie war so glücklich, daß ich in Ihrem Hause ein so gutes Unterkommen gefunden hatte!“

„Im Gegentheil,“ versetzte Kielmeier finster und ohne den Jüngling anzusehen, „ich bin vollkommen mit Ihren Leistungen zufrieden und habe Sie darum zu einer einträglicheren und festen Stellung empfohlen. Sie sind mit einem Jahrgehalt von 200 Thalern zum Copisten bei dem Kreisgerichte in Nimislaw ernannt und treten mit dem Ersten des nächsten Monats an.“

Obschon die Verleihung eines festen und einträglicheren Amtes ein höchst erfreuliches Ereigniß für Eduard war, so mischte sich gleichwohl auch ein schmerzliches Gefühl unter die Freude. Es war dies die Trennung von den liebgewonnenen Gliedern der Familie Kielmeier, und diese trauerten ebensosehr über den bevorstehenden Abgang des Schreibers, welcher sich stets musterhaft aufgeführt hatte.

Nur noch zwei Tage sollte dieser in des Oberstaatsanwalts Hause verweilen, als er, eines Morgens aus seinem Stübchen tretend, das ganze Haus im Aufruhr vorfand. Mit bestürzten Gesichtern liefen die Dienstleute hin und her; in den Zimmern ertönten Klaggeschrei und lautes Weinen, und als Adolph, Kielmeiers ältester Sohn, des Schreibers ansichtig wurde, fiel er demselben schluchzend um den Hals, dabei mit Jammertönen ausrufend: „Ach, Eduard! mein Vater wird sterben! Er ist tödlich erkrankt! Ein Schlagfluß hat ihn getroffen und fast gänzlich gelähmt.“

Aerzte kamen. Sie gingen nach kurzem Verweilen mit dem Ausspruche, daß dem Kranken nicht zu helfen sei. Sie räumten ihren Platz am Krankenbette dem auf Kielmeiers Wunsch herbeigerufenen Geistlichen und Beichtvater ein, welcher eine geheime und lange andauernde Unterredung mit dem Kranken pflog. Mit einem kreideweißen, verstörten Antlitz trat der Seelsorger endlich aus dem Krankenzimmer und begehrte mit Kielmeiers Gattin unter vier Augen zu sprechen. Nicht lange, so stieß diese einen gellenden Schrei aus. Der Geistliche öffnete die Zimmerthür und rief nach Hülfe, weil die Frau in Ohnmacht gesunken war. Nachdem sie wieder in's Bewußtsein zurückgebracht worden war und sich etwas erholt hatte, mußte sie nebst allen ihren Kindern vor dem Kranken erscheinen. Schrecklich durcheinander tönendes Weinen, Schluchzen, Schreien und Jammern erfüllten jetzt das Krankenzimmer. Todtenbleich, verweint, zitternd und kaum noch auf den Füßen sich erhaltend,

Digitized by Google

kamen Frau und Kinder wieder heraus, um mehrere Gerichtsbeamten an ihre Stelle bei dem Kranken treten zu lassen. Selbst diese, sonst doch an ähnliche Scenen gewöhnten Männer verließen später das Haus mit allen Zeichen des Entsetzens und der Bestürzung. Endlich gelangte auch an Eduard Paulig die Aufforderung, vor seinem Dienstherrn zu erscheinen. Furchtsamen Schrittes näherte sich der Jüngling dem Sterbelager. Guter Gott! was ist doch der Mensch! Er gleicht, wie die Bibel treffend sagt, einer Blume, die am Morgen herrlich erblüht, aber, von der Mittagssonne glühendem Strahl getroffen, verdorret, so daß am Abend jede Spur von ihr verwehet ist. Wie eine starke, vom Sturme entwurzelte Eiche lag der bisher so kräftige, große, aufrecht sich tragende Kielmeier auf dem Bette. Kaum daß Eduard in dem weißbläulichen, furchtbar entstellten Antlitz mit den tiefliegenden Augen und dem schief verzogenen Munde das frische, stark gerötherte und angenehme Gesicht seines Herrn wieder erkannte!

„Tritt näher, mein Sohn!“ redete Kielmeier mit schwacher, gänzlich veränderter Stimme den Jüngling an. Er wollte diese Worte mit einer Handbewegung begleiten, allein die Hand versagte diesen Dienst. „Mein Stundenglas ist abgelaufen,“ fuhr der Kranke fort, „und drohend schwingt der Tod seine scharfe Sense über mir. Der gefürchtete Oberstaatsanwalt, der so manchen Verbrecher dem Nachrichter überliefert hat, er muß sich selbst eines todeswürdigen Verbrechens anklagen, und ach! er findet keinen Vertheidiger, kann blos noch an die Gnade des allerhöchsten Richters appelliren. Mein Sohn! ich habe dir eine große Sündenschuld abzubitten. Du bist von mir beraubt worden, noch ehe du in's Leben gerufen worden warst. O wie schwer geht dieses Geständniß über meine gelähmte Zunge! Aber es muß heraus. Sieh' in mir einen der ruchlosen Mörder deines Großvaters! Zwar brütete ein Anderer den schwarzen Anschlag aus und meine Hand war es nicht, die den tödtlichen Streich vollführte. Allein das mindert meine Schuld nicht, denn ich war Mordgehülfe und theilte den Raub. Es war das erste und einzige schwere Verbrechen, das ich im Leben beging. Genußsucht, Leichtsinn, Armuth und daraus hervorgegangene Bedrängniß verleiteten uns zu der gräßlichen That, welche sechsundzwanzig Jahre voll ernster Reue und gewissenhafter Pflichterfüllung nicht sühnten. Der Herr ist langmüthig und von großer Geduld, aber endlich führt sein Arm den Verbrecher zur verdienten Strafe. Mein Sohn! du sahest mich stets heiter und scheinbar glücklich, aber in mir nagte fort und fort der geheime Wurm, brannte das innere Feuer des bösen Gewissens. Als ich deine Herkunft erfuhr, wurde ich durch deinen Anblick stündlich an mein blutiges Verbrechen gemahnt, und darum veranlaßte ich deine Entfernung aus meinem Hause. Da ich dich in dem alten Zeitungsblatte lesen und das verhängnißvolle Schaustück vor dir liegen sah, traf mich der erste vernichtende Schlag; der zweite, dem ersten schnell folgende, bei deines Oheims unerwartetem Erscheinen, indem ich in ihm deinen ermordeten Großvater zu erblicken glaubte; der dritte, leibliche Schlag in der verwichenen Nacht endigt zwar mein Leben, doch nicht meine Strafe. Möge deren Schwere durch Gottes Barmherzigkeit und meines Erlösers Verdienst gemindert werden! Mein Sohn! du und die Deinen werden auf Unkosten meiner Familie reich werden. Laß derselben, der ohnehin Schwergebeugten, die schwere Schuld ihres Gatten und Vaters nicht entgelten. Blicke nicht mit Verachtung auf sie hernieder. Und nun, am Ende meiner Beichte, frage ich dich: kannst du mir vergeben?“ Die letzten Worte sprach Kielmeier unter krampfhaftem Schluchzen, was den Jüngling von dem bisher festen, unbeugsamen Manne tief ergriff. Unter heißen Thränen gelobte Eduard Alles, was der Sterbende wünschte, so auch, daß er in dessen Namen seine Mutter, seine Geschwister und seinen Oheim um Verzeihung anflehen wolle. Zerknirscht wankte Eduard aus dem Zimmer. Nach einer Stunde verschied Kielmeier.

Vorher schon hatte man den Consistorialrath Würmle eingezogen, der vom Oberstaatsanwalt als der Anstifter und Haupthäter des Mordes bezeichnet worden war. Der Heuchler behauptete frech seine gänzliche Schuldlosigkeit und war nicht zum Geständniß zu bringen. Nicht so der Doktor Sippmann, dessen offene Aussage mit derjenigen Kielmeiers genau übereintraf und der die Ausführung der Mordthat bis auf den kleinsten Umstand beschrieb. Im Laufe der gegen Würmle geführten Untersuchung kam eine so große Zahl von dessen Schändlichkeiten an den Tag, daß er auch ohne jene Blutschuld seines Amtes ohne Pension entsetzt worden wäre. Zwar konnte man, wegen eingetretener Verjährung, den beiden Mördern nicht an den Hals, noch an die Freiheit, aber den davongetragenen Raub nebst den Zinsen auf Zinsen mußten Würmle, Sippmann und die Familie Kielmeier den Hinterlassenen Helmuths ersetzen. Hierdurch sah sich Würmle, dessen Frau bei der Ehescheidung ihr zugebrachtes Vermögen zurück erhalten hatte, plötzlich in die äußerste Dürftigkeit versetzt. Was aber das vernichtende Gefühl seiner Schuld und die Stimme allgemeiner Verachtung bei dem Heuchler nicht bewirkt hatte, das that jetzt der bittere Mangel: er verzweifelte! Als Selbstmörder endigte derselbe Mann, welcher viele seiner besseren Nebenmenschen als Unglänbige und Sünder verdammt hatte. Doktor Sippmann verließ seinen bisherigen Wirkungskreis und siedelte nach Amerika über, wo er, mit großer Aufopferung der Krankenpflege sich widmend und hierdurch seine Schuld zu sühnen suchend, nach wenigen Jahren am gelben Fieber starb.

Gehorsam dem Bibelworte, daß der Sohn nicht tragen solle des Vaters Missethat, schloß sich Eduard Paulig fester und inniger an die tiefgebeugte Familie Kielmeier an. Ein Gleiches that diese mit den Hinterlassenen Würmle's. Zehn Jahre später ehelichte Eduard die jüngste Tochter seines vormaligen Prinzipals, und dessen ältester Sohn die frisch aufgeblühte Tochter Würmle's. Beide Familien lebten bei stillem Rechtthun so glücklich, als solches bei dem Andenken an ihre sündhaften Väter möglich war.

Gustav Nierit.

Literarischer Diebstahl.

Ein literarischer Dieb hat aus der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand die ganze autographische Correspondenz der Medici mit den Herzogen von Mailand, von 1496 bis 1510, gestohlen. Dieser Schatz wurde aus dem Studierzimmer des Dr. Gatti, des Conservators, entwendet. Man kann sich in der That nicht genug wundern, wie derartige werthvolle Dinge so leichtsinnig aufbewahrt worden sein können.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rio de Janeiro.

London.

(Taf. 17.)

Der Eindruck, den das weitausgespannte Panorama dieser Riesenstadt auf den Fremden macht, der zum ersten Male auf der Londonbrücke, auf der Kuppel der Paulskirche oder auf dem Deck eines Themsedampfers steht, ist wahrhaft überwältigend. Auch bei dem klarsten Wetter und dem schärfsten Auge, und wenn all' die unzähligen Schornsteine ruhen, welche den Horizont ringsum trüben, können wir von den entfernteren Theilen Londons, die einen Umkreis von 35 engl. Meilen, also etwa 7 deutschen Meilen, einnehmen, nur sehr unbestimmte Umrisse erhalten. Zwar hat das Parlament die Grenzen der Stadt etwas enger gesteckt: Eine Parlamentsakte bestimmt das Oberpostamt (General-Post-Office) unfern der Bank zum Mittelpunkte der Stadt. Alles, was ringsum in einem Radius von 3 Meilen Länge liegt, soll zu London gehören, die Häuser drüber hinaus sollen besondere Flecken bilden und bleiben; der Umkreis Londons würde so nur 20 engl. Meilen betragen. Jedoch auch bei dieser Annahme trifft das Wort eines berühmten Franzosen zu: „London ist keine Stadt mehr, sondern eine mit Häusern bedeckte

Digitized by Google

Provinz." Einst ein großer Wald, trägt diese weite Ebene jetzt 10,000 Straßen und Gäßchen mit 250,000 Häusern, und im Ganzen eine Einwohnerzahl von gegen 3 Millionen Menschen. — Im Mittelalter noch auf das Terrain der City beschränkt, zählte die Stadt anno 1377 nur 35,000 Einwohner, 1660 schon eine halbe Million, im Jahre 1702 624,000. Die Speicher und Docks im Westen, die sich jetzt vom Tower bis Greenwich erstrecken, waren noch nicht in der Idee vorhanden, Chelsea war ein Dorf, die dichtbevölkerten Stadttheile im Norden noch Wald, und Islington fast eine Einöde, deren ländliche Stille von den Dichtern gepriesen wurde. Während die Einwohnerzahl im Jahre 1786 noch 800,000, im Jahre 1801 ungefähr 950,000 betrug, hat sich dieselbe seit 1821 mit 1,225,964 verdoppelt, und es sind allein von 1839 bis 1854 mehr als 64,000 neue Häuser hinzugekommen, welche 1652 neue Straßen bildeten. Im Jahre 1856 zählte man 2,618,258 Seelen, 200,000 Häuser, 86,833 Geburten und 56,786 Todesfälle. Die Einwohnerzahl scheint sich also alle dreißig Jahre zu verdoppeln. Das Häusermeer kriecht unaufhaltsam weiter; keine königliche Verordnung macht den Versuch mehr, die Vergrößerung zu hemmen, und bald wird auch Greenwich ein Theil von London sein. Wird das Terrain dieser Riesenstadt nur zu 5½ deutschen Geviertmeilen angenommen, so hätte doch Paris 3mal, Berlin 5mal, Hamburg 33mal auf diesem Raume Platz. Wer kann bestimmen, wie lang und wohin London zu seinem eigenen Unglück noch wachsen wird!

Schon ein flüchtiger Blick über die Stadt zeigt, daß ihre Häuser aus keiner fernen Vergangenheit stammen: die Straßen haben etwas Geordnetes und Regelmäßiges, die Gebäude machen geradlinige Fronten, überall steigen artige, wenn auch nicht kolossale Kirchthürme empor. Nur selten trifft man düstere Straßenwinkel. Wo die aus roth- oder weißgrauen Backsteinen, selten aus Quadersteinen aufgeführten und vom Kohlendampf dunkel gefärbten Gebäude nicht großartig sind, da sind sie, mit Ausnahme der City, auch nicht hoch und gestatten der Luft und der Sonne den Zutritt. Breite Straßen brechen sich in ungeheurer Länge Bahn durch die Häusermassen, und die grünen Squares (Plätze mit Rasen und Blumengärten) bieten eine angenehme Abwechselung. Weit hinab und hinauf verfolgt das Auge die Themse mit ihrem wimmelnden Verkehr, findet aber über die Häuser hinaus nicht Felder und Wiesen wie anderwärts, sondern stundenweit nur überall Häuser und Häuser.

Die Fernsicht von der Höhe der Paulskirche macht es dem Fremden weniger schwer, sich in dieser Weltstadt zu orientiren. Wir sehen dieselbe durch die Themse getheilt, zunächst vor uns im Norden derselben London oder vielmehr die City, den mittleren und ältesten Theil, welcher der Sitz des Handels und der Geschäfte ist, Westminster und das Westend am Strome aufwärts, den schönsten Stadttheil, in dem der Hof und der Adel seinen Sitz hat, das seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts abwärts entstandene Ostend mit seinen Schiffswerften, Docks und unermeßlichen Magazinen, hinter uns das Nordend, eigentlich eine neue Stadt, welche mehrere nahe Dörfer mit London verbindet; jenseits der Themse aber, im Süden, liegt das industrielle London, nämlich Southwark.

Nicht wenig trägt auch eine Fahrt auf der Themse, sowohl von der London-Brücke aufwärts, als abwärts von dort bis zum Meere, dazu bei, sich in London zurechtfinden zu lernen. Die London-Brücke auf der beiliegenden Ansicht die entfernteste, ist die letzte sichtbare Verbindung der beiden Stadttheile, da unterhalb der sieben Brücken der Strom, der Schiffe wegen, nicht mehr überbrückt werden darf und nur der Tunnel noch eine Communikation beider Ufer herstellt. Sie hat 5 prächtige Bogen, der mittlere 152 Fuß, die beiden das Land berührenden 130 Fuß Spannung. Dieselbe wurde von 1825—31 nach einer Zeichnung John Rennies, dem Sohne eines Farmers, mit einem Kostenaufwand von 2 Millionen Pfund aus Granit erbaut und wird täglich zollfrei von 200,000 Fußgängern und 20,000 Wagen benützt. Die nächste ist die Southwark-Bridge, erbaut 1815—19 nach Rennies Plänen; Kosten: 800,000 Pf. St., Material: 5780 Tons Eisen. Sie hat 708 Fuß Länge, der mittlere Bogen 402 Fuß, die beiden andern 210 Fuß Spannung. Wegen der Nähe der zollfreien London-Brücke rentirt sie sich bei 1 Penny Brückenzoll nicht und verdankt ihre Frequenz hauptsächlich der am südlichen Ufer liegenden Brauerei von Barclay und Perkins, wohl der großartigsten der Welt. Wir nähern uns, an der rechts sich erhebenden St. Pauliskirche vorüber, der 995 Fuß langen Blackfriars-Bridge, von der sich sodann links abwärts diese Kirche, die hervorragendste Landmarke für den die Straßen der ungeheuern Stadt durchwandernden Fremden, am günstigsten darstellt. Die nun folgende Waterloo-Bridge gilt ihrer edeln und einfachen Verhältnisse wegen für eine der schönsten Brücken der Welt. Sie wurde, gleichfalls nach Rennies, von einer Privatgesellschaft mit 1 Million Pf. Kosten erbaut und am zweiten Jahrestage der Schlacht von Waterloo dem Verkehr übergeben. Ihre Länge beträgt 1380 Fuß, ihre 9 elliptischen Bogen haben 120 Fuß Spannung bei 35 Fuß Höhe. Der Ertrag beläuft sich, à ½ Penny per Person, nur an Fußgängern über 1000 Pf. Man befindet sich hier im Mittelpunkte der Stadt, unter sich die rauschende Themse mit einer Unzahl von pfeilschnell dahinschießenden Dampfern, Flußfahrzeugen und stromaufwärts gehenden Kohlenschiffen. Die nächstfolgende, eine nur für Fußgänger bestimmte Kettenbrücke, die von eisernen Geländern eingefaßte Hungerford-Suspension-Bridge ist jetzt abgebrochen. Die beiden Pfeiler, welche sie trugen, waren 676 Fuß von einander und 333 Fuß vom Lande entfernt. Ihre Bogenweite wurde nur von der Brücke zu Freiburg in der Schweiz übertroffen. Die im Vordergrunde unserer Ansicht halb sichtbare, halb vom Parlamentsgebäude verdeckte neue Westminster-Bridge ist eine der schönsten und solidesten Brücken. Ueber die alte Westminster-Brücke, deren Stelle sie jetzt einnimmt, gingen oft an einem Tage 3100 Wagen, 2300 Cabs, 750 Omnibus, 640 Kutschen und 350 Reitpferde, während täglich 160 Dampfboote unter ihr hinweggingen. Die Vauxhall-Bridge, die Eisenbahn-, die Chelsea- und die Battersea-Bridge sind weniger bedeutend und liegen außerhalb des Rahmens unserer Ansicht.

Es wird dem Fremden empfohlen, seine Wanderungen durch London von einem geeigneten Ausgangspunkte oder Centrum, wie von der Pauliskirche oder Charing-Croß aus anzutreten. Wir wählen zur Orientirung der Leser den letztgenannten, dem Vordergrunde unserer Ansicht näherliegenden Punkt, nämlich Charing-Croß, die westliche Front vor Trafalgar-Square, dem schönsten Platze Londons, der sich auch vortrefflich auf unserem Bilde darstellt. Mitten auf dem Platze erhebt sich die 1843 errichtete Nelsonsäule. Das Capitäl derselben ist aus eroberten Kanonen gegossen, die nicht gerade sehr geschmackvolle Statue aus

Digitized by Google

zwei Steinen gearbeitet, die Basreliefs stellen Scenen vom Nil, Kopenhagen und St. Vincent vor. Etwas aufwärts vor der Nelsonssäule bemerken wir die schon im Jahre 1633 gegossene, aber erst 1676 errichtete Reiterstatue Karls I., wie man versichert auf derselben Stelle, auf der er enthauptet wurde. Bei dem Ausbruche des Bürgerkrieges wurde die eben vollendete, aber noch nicht aufgestellte Statue an einen Schmied, John Rivet, verkauft, der sie zerschlagen und einschmelzen sollte. Dieser vergrub sie jedoch und zeigte anderes Erz als Bruchstücke derselben vor, — eine Handlung, die dem Meister nach Wiedereinsetzung der Könige reichliche Früchte trug.

Links von der Nelsons-Säule stehen die Statuen Jenners, bei deren Besichtigung dem Fremden nicht selten eine gegen die Impfung gerichtete Broschüre in die Hand gedrückt wird, und die des Seehelden Sir Charles Napier. Südlich vom Trafalgarplatze zieht sich Whitehall mit der Schatzkammer, der Admiralität und dem stattlichen Bau der Horse-Guards, wo zwei reich uniformirte Soldaten zu Pferde Wache halten, als Parliamentary-Street bis zu dem Parlamentsgebäude hin, wo die schon berührte Westminsterbrücke auf das rechte Ufer hinüberführt. Wir stehen hier vor dem unter den Bauten Londons eine der ersten Stellen einnehmenden Parlamentsgebäude, dessen imposanteste Facade, die 940 Fuß lange Flußfronte, von der großartigsten Wirkung ist. (Siehe Buch der Welt 1860, S. 140). Die unzähligen vorspringenden Thürmchen, Säulchen, Erker und gothischen Spitzen machen im Ganzen eine vollkommen harmonische Wirkung. Die drei Hauptthürme sind der Central-Tower, der Clock-Tower und der 336 Fuß hohe Victoria-Tower, von dessen noch 100 Fuß hoher Spitze eine riesige Fahne flattert, wenn sich die Königin in den Räumen des Hauses befindet. Von einer detaillirten Schilderung der Parlamentshäuser muß bei diesem Ueberblick über London ebenso Umgang genommen werden, als von einer Beschreibung des sich links erhebenden gothischen Prachtbaues der Westminster-Abtei, wo sich die Begräbnisse der Könige und vieler berühmten Männer befinden. Setzen wir hier unsere Themsefahrt fort bis zum Lambeth-Palace auf dem südlichen Flußufer, um rechts über die Vauxhallbrücke in einem weiten Bogen wieder umzubiegen. Finster und einsam schaut auf der Nordseite das Gefängniß Penitentiary in das Treiben einer durch so mächtige Lebensströmungen bewegten Welt. Durch Sloane Street gelangen wir, an dem neuen Industriepalast vorüber, nach Hyde Part, dem größten und an landschaftlichen Schönheiten reichsten Park Londons mit dem großen, aber geschmacklosen Triumphbogen, und der von den Frauen Englands dem Herzog von Wellington und seinen braven Waffengefährten errichteten Achilles-Säule, wo man in den Abendstunden gewisser Wochentage die ganze schöne Welt Londons sich bewegen sieht. In dieser Gegend befand sich der Tyburn-Galgen, unter welchen einst die aus den prachtvollen Gräbern von Westminster hervorgerissenen Leichname Cromwells und seines Schwiegersohnes eingescharrt wurden, nachdem sie einen Tag lang am Galgen gehangen hatten. Durch die Gärten des Buckingham-Palastes, Green Park, den St. James Park mit seinen dichten Baumgruppen und seinem großen, von den seltensten Wasservögeln wimmelnden Teiche, den wir links unten auf unserer Ansicht bemerken, gelangen wir wieder nach unserem Ausgangspunkte, der die Hauptstation der Omnibusse ist.

Diese großen Parks und Gärten, in denen man an manchen Stellen ganz vergessen kann, daß man sich nicht mitten auf dem Lande befindet, sind eine eigenthümliche Schönheit dieser Stadt, und auch sie tragen zur baldigen Orientirung des Fremden bei. Eine Wanderung in die nördlichen Stadttheile durch Regents- und Oxfordstreet führt uns zum Regents-Parke, und gibt uns zugleich Gelegenheit, durch die Trottoirs der Oxfordstreet wandernd, die eine Länge von 1 ½ englischen Meilen hat und von der Regentsstreet durchschnitten wird, die Pracht der zahllosen Waarenhallen, Wein-, Bier- und Austernläden zu bewundern. Die Firmenschilder strotzen von Gold, die aus wenigen Scheiben bestehenden Schaufenster nehmen die ganze Front der Läden ein, und die Mannigfaltigkeit und Pracht des hinter diesen Spiegelscheiben aufgestapelten Reichthums ist so wenig zu schildern, als das Gedränge und Geschiebe, der Lärm, das Rasseln, Knattern und Brausen der unabsehbaren Menge von Wagen und Karren, Pferden und Menschen, Dampfschloten und Eisenbahnen über und unter den Häusern und Straßen. Welches Quodlibet von Glanz und Reichthum, Verwahrlosung und Elend! Diamanten und Federn, rauschende Krinolinen und seidener Glanz aus Equipagen, Leierkästen, Ausrufer, gefärbte Bettelsänger, Kohlenträger, Affen, Hunde, wandelnde Annoncen erfüllen die endlosen Straßen. Wir wünschen uns Glück, endlich dem erschütternden beispiellosen Rasseln und Getöse, in dem kein einzelner Ton mehr zu unterscheiden ist, entronnen und an dem berühmten Parke angelangt zu sein, den man mehr seiner zoologischen und botanischen Gärten, als seiner landschaftlichen Reize wegen zu besuchen pflegt. Gleich beim Eintritte finden wir eine von Vögeln aller Zonen bewohnte Terrasse, welcher die mannigfaltigsten Behausungen des Federviehs, der Fische und Fischottern ꝛc. folgen. Wir gehen am Bärenzwinger und den Käfigen der Löwen, Tiger und anderer Bestien vorüber, um Beobachtungen über das Treiben der in kolossalen Seewasser-Aquarien lebenden Seethiere anzustellen, wozu es uns als Binnenländern zu Hause an Gelegenheit fehlt. Man sieht sich nicht satt an der buntschillernden Farbenpracht und den seltsamen Formen der Fische, Krabben, Muscheln, Polypen und Seesterne! In einem Bassin gewahren wir den flachen Kopf und die Glotzaugen des Hippopotamus, und auf der andern Seite den seltenen Ameisenbären, dessen Wärter, so lange sein Pflegling lebt, eine bedeutende Rente bezieht.

Wir müssen es uns versagen, den Leser in's britische Museum, in diese reichste und mannigfaltigste Sammlung von Sammlungen, in die Nationalgallerie und in den Glaspalast in Sydenham zu führen, ja die vielen Paläste, Theater und andern Sehenswürdigkeiten auch nur zu nennen, und verweisen im Uebrigen auf die im Jahrgange 1860 dieses Werkes enthaltenen speziellen „Bilder aus London". Ebenso gedenken wir nur flüchtig der City, der Bedeutsamkeit ihrer Gebäude und der unglaublichen Lebendigkeit ihres Verkehrs, der Börse, der Bank und der Residenz des Lordmajors, Mansion House, um schließlich noch einen Ausflug mit dem Omnibus in den Osten zu machen, wo hinter den grauen, hochaufragenden Mauern des Tower der Mastenwald der zunächst liegenden Docks den weiteren Prospekt begrenzt. Von der Londonbrücke führt Lower Thames Street mit dem Custom-House (Hauptzollamt) dem Tower zu. Links von der Themse am Ostende der City erhebt sich diese älteste Residenz der englischen Könige, eine Festung mit Wall und Graben, zahlreichen Thürmen, Schlössern und Häusern, von welchen mehrere, wie die Rüststammer und die Waffensammlung, bei dem großen Brande von 1841 zu Grunde gingen. Unmittelbar am

Digitized by Google

Tower liegen die Katharinendocks, in deren Lagerhäusern 110,000 Tonnen unter dem Schutze der Dächer derselben gelöscht werden können. Wir gelangen hierauf durch ein ausschließlich von Matrosentavernen eingenommenes Viertel zu den Londondocks, wo sich die Größe und Bedeutsamkeit des englischen Welthandels am großartigsten darstellt. An keiner Stelle des Londoner Hafens, von Gravesend bis zur Londonbrücke, sind die Schiffe der verschiedensten Nationalitäten so dicht gedrängt. An den Lagerplätzen vor den Waarenhäusern bilden hochaufgethürmte Reihen von Fässern lange Straßen, zwischen denen sich Karren, Wagen und Menschen im dichtesten Gewühle fortbewegen. In buntem Gemische sehen wir holländische Schiffe, Brasilianer mit Kaffee- und Farbhölzern, Dänen mit Schlachtvieh, französische Schiffe mit Obst, Gemüse, Eiern, Amerikaner mit Tabak und Baumwolle, deutsche Fahrzeuge mit Getreide, englische Schiffe mit Colonialwaaren aus Indien, Australien, Canada und vom Cap. Jeder Handelsartikel hat sein besonderes Quartier. Im Joory-House, gleich beim Eintritt, sind ungeheure Vorräthe von Elfenbein und Schildkrötenschalen aufgehäuft; ein fünfstockiges, in blauen Dunst gehülltes Magazin enthält die Indigolager. An diese reihen sich die Waarenhäuser für die Theeniederlagen und weiter unten die für die Tabakvorräthe, die sich auf mehr als 600,000 Centner und einen Kapitalwerth von 4½ Mill. Pf. St. belaufen.

In the Queens warehouse fällt uns ein aus Backsteinen gemauerter, kegelartig geformter, stets brennender Ofen auf, welchen der Volkswitz the Queens tabaco-pipe nennt. Demselben werden alle wegen Einschmuggelung mit Beschlag belegten und wegen Höhe der Strafe nicht abgeholten oder auch verdorbenen Waaren, besonders Tabak, der unausgesetzten Esse der königlichen Tabakspfeife zur schnellsten und am wenigsten umständlichen Spedition übergeben. Die bei diesem Vernichtungsprozesse gewonnene Asche ist Gegenstand einer einträglichen Spedition geworden.

Nun kommen die Westindia-Docks, deren Bassin sich wie ein kleiner Landsee ansieht und deren Magazine bisweilen für 20 Mill. Pf. Waaren enthalten. Die letzten in dieser Reihe sind die East-India-Docks mit Räumen für 300,000 Centner. Außer diesen befinden sich noch drei Docks und die Schiffswerften der Flotte auf dem rechten Ufer.

Gehen wir an dem Eingange zu den London-Docks vorüber, so bemerken wir ein einstockiges, viereckiges, durch eine Fahne auf dem Dache ausgezeichnetes Häuschen. Es ist das Entrée zu dem berühmten Themse-Tunnel, Durchgangszoll 1 Penny, »Open day and night«. Wir steigen über die 100 Stufen des Treppenhauses in die beiden 1400 Fuß langen Gänge hinab, welche Tag und Nacht beleuchtet sind, und gelangen am südlichen Ufer durch ein ähnliches Häuschen wieder an's Tageslicht, von wo wir, wegen vorgeschrittener Tageszeit, von dem Tunnel-Pier mit einem Flußdampfer zur Londonbrücke zurückkehren.

C. K.

Eine Urwaldscene.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

Unfern vom Ufer, halb im Schlamme und im Wasser vergraben, liegt das Krokodil und harrt mit offenem Rachen eines Wesens, das es verschlinge. Eine Schaar Affen hat es gesehen und konnte dem Wunsche nicht widerstehen, das Ungethüm zu necken.

Der kühnste des waghalsigen Trupps springt von einem Aste auf den andern, bis er in angemessener Entfernung vom Krokodil ist, und nun, hin und her schaukelnd, beohrfeigt er seinen riesigen Feind. Die andern Affen fühlen ein sehnliches Verlangen, an dem Spiele theilzunehmen; da die Aeste nicht tief genug hinabreichen, hängen sie sich mit Händen und Füßen aneinander, und während die ganze Truppe in steter Bewegung ist, plagt der am tiefsten stehende Affe das Krokodil nach Leibeskräften. Manchmal schließt sich der riesige Rachen, ohne den lecken Feind zu erfassen, und die ganze Schaar springt jubelnd herum; manchmal aber auch wird ein Affe gepackt und blitzschnell unter das Wasser gezogen. Dann zerstreut sich die Schaar heulend und wehklagend, doch hält sie das nicht ab, nach ein paar Stunden dasselbe Spiel wieder zu beginnen.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

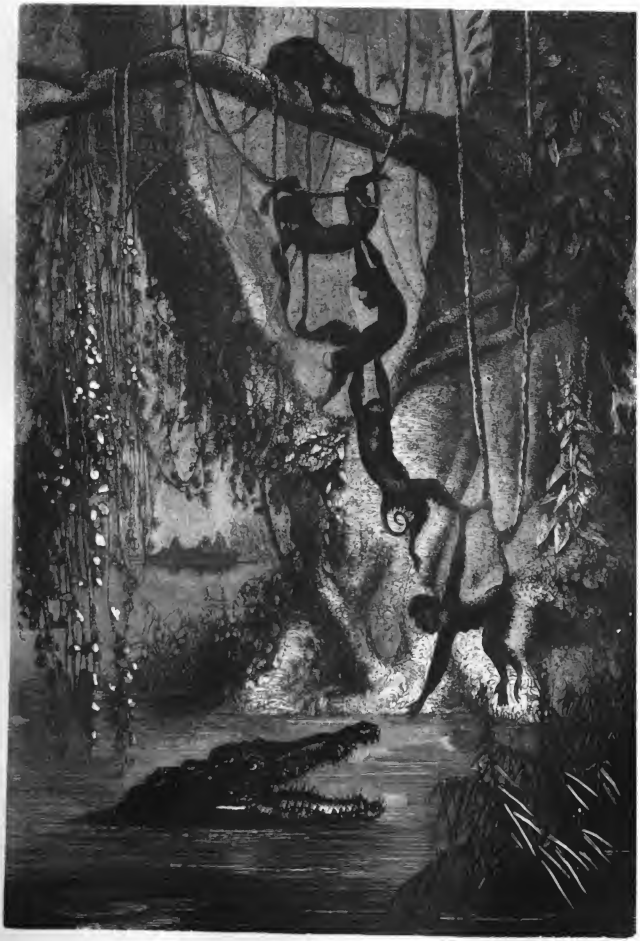
(Fortsetzung zu S. 113.)

Elftes Kapitel.

Gegen Ende des Sommers fand in der Rosner'schen Familie ein großes Fest statt, die Hochzeit einer Cousine mit einem vermögenden Gutspächter, eine sehr reiche, sehr gute Parthie, die mit gebührendem Glanze gefeiert werden sollte und wozu die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft eingeladen wurde. Nachdem die Trauung mit den üblichen Gratulationen, Umarmungen und Rührscenen vorüber war, begab sich die ganze Gesellschaft nach einem vor dem Thore gelegenen Lokale, wo ein vortreffliches Mittagessen ihrer wartete.

Der Zufall wollte es, daß Otto und Anna nebeneinander zu sitzen kamen, zur heimlichen Schadenfreude Frizens, der eine große Genugthuung darüber empfand, daß sein spottsüchtiger Vetter auch einmal geärgert ward, und mit stillem Vergnügen zusah, wie Otto, als er den Zettel mit Anna's Namen neben dem seinigen erblickte, sich plötzlich umwendete und in tiefe Betrachtung des hinter ihm befindlichen Büffets zu versinken schien, während Anna ihren Platz auf eine Weile einnahm, als beabsichtige sie ein dos-à-dos mit ihrem Tischnachbar. Dieser fand es für gut, seine Unterhaltung ausschließlich an Lina zu richten, die ihm gegenüber saß, neben dem Bruder des

Digitized by Google



Eine Urwaldſcene.

Digitized by Google

Bräutigams, einem ländlichen Jüngling von riesiger Gestalt, mit wasserblauen Augen, flachsblonden Haaren und ziemlich linkischen Manieren, der großes Gefallen an seiner zarten, hübschen Nachbarin zu finden schien und sehr erstaunt dreinschaute, daß sie ein Anderer so ganz in Anspruch nahm. Jedermann bemerkte freilich, wie wenig sich der junge Baumeister um seine ältere Cousine kümmerte, so wenig, daß er nicht einmal den einfachsten Formen der Höflichkeit genügte und dann und wann ein Wort an sie richtete; aber man wußte ja, daß sich die Beiden nicht leiden konnten, und Anna war auch so unliebenswürdig, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, diese Abneigung für ein paar Stunden zu überwinden. Sie drehte ihrem Cousin den Rücken zu und sah sich die Malereien an der Decke an.

Nach einigen Stunden ward die Tafel aufgehoben, die älteren Männer setzten sich bei der Flasche, die Frauen beim Kaffee zusammen, und die Jugend gab sich eifrig ihrem Lieblingsvergnügen, dem Tanze, hin. Die Gesellschaft war zahlreich, genau bekannt mit einander und in vortrefflicher Laune, deßhalb ging es überall sehr munter zu, sowohl bei den einzelnen Gruppen, als unter den Tanzenden.

In dem ganzen frohen Kreise, wo Jeder sich auf seine Weise vergnügte, stand Anna allein verlassen und einsam, wie eine Ausgestoßene. Niemand forderte sie auf, Niemand sprach mit ihr, es schien, als ob sich Alle das Wort gegeben hätten, sie recht fühlen zu lassen, daß Keiner sie leiden mochte, und es war auch beinahe so. Die jungen Mädchen zogen sich gänzlich von der „unausstehlichen Anna“ zurück, die niemals mit ihnen klatschte und plauderte, nie ihnen ihre Herzensgeheimnisse vertraute, und immer so steif und zurückhaltend war, daß sie unter ihren Altersgenossinnen auch keine einzige Freundin besaß. Die jungen Männer mochten nichts mit dem „hochmüthigen Fräulein“ zu thun haben, das sich gar nicht nach ihnen umsah und eine so kalte und gleichgültige Miene hatte, als brauche ihretwegen überhaupt kein Mann in der Welt zu sein. Gerieth sie zufällig in irgend eine Gruppe hinein, so ward gezischelt und geflüstert und gekichert, so lange, bis sie ihnen den Rücken kehrte. Frau Rosner stimmte ein Klagelied an über das „unverbesserliche Mädchen“, das zu nichts Vernünftigem zu brauchen sei, keine Lust, keinen Trieb zur Arbeit habe, und jetzt eben wieder so träge und gleichgültig dasaß, als kümmere sie die allgemeine Vernachlässigung nicht im Geringsten, und sämmtliche Tanten, Muhmen und Basen stimmten mit ein. Der Bräutigam endlich erklärte Rosner, seine jüngste Tochter sei „recht niedlich“, die älteste dagegen ein „langweiliges, hochnasiges Ding“, das ihm gestern auf eine lange, ausführliche Erzählung über Kartoffelkrankheit kein Wort erwidert, ja sogar heimlich dabei gegähnt habe, worauf Rosner seufzend entgegnete, die Wildheit und Widerspänstigkeit habe er dem Mädchen wohl abgewöhnt, aber Vernunft und praktischen Sinn da hinein zu bringen, wo auch nicht eine gute Anlage vorhanden wäre, das könne auch er nicht. So kam es, daß, obgleich sich Niemand um Anna zu kümmern schien, doch die ganze Gesellschaft sich mit ihr beschäftigte, und das war gewöhnlich so. Die Gegenwart des Mädchens übte stets einen Einfluß aus, der von Niemandem anerkannt ward, dem sich aber Keiner entziehen konnte, und der die Andern gleichsam zwang, sich mit ihr zu beschäftigen, wenn auch auf keine sehr wohlwollende und schmeichelhafte Weise. Sie ahnten Alle in ihr das fremde, feindliche Element, den schweigenden Widerspruch gegen ihr Leben und Treiben, trotzdem sie das niemals kundgab, aber je weniger Grund man zu einem gerechten Tadel fand, um so bittrer tadelte man sie. Ein solcher Kreis erträgt eher alles Andere, verzeiht eher die größten Fehler, die ärgsten Thorheiten, als das Eine: anders zu sein als die Uebrigen. Wer sich dessen schuldig macht, der wird unnachsichtig und unversöhnlich verfolgt, und Anna mußte dies Vergehen bitter genug büßen. Sie wußte das Alles, wußte, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Abneigung war, wußte oder errieth Alles, was man von ihr sagte. Sie saß am Ende des Saales, den Kopf auf die Hand gestützt, und sah mit kalter, unbewegter Miene vor sich hin. Nichts schien sie rühren oder erregen zu können, sie begegnete all' den Blicken, den halblauten Bemerkungen und sonstigen Zeichen der allgemeinen Ungnade mit einer unerschütterlichen Gleichgültigkeit, und doch that es ihr weh, in dem Kreise, wo Alles Heiterkeit und Freude war, allein verlassen und einsam zu sein, von Allen, auf deren Umgang sie das Schicksal doch einmal angewiesen hatte, gemieden und gestohen zu werden wie eine Verbrecherin, nur weil sie nicht so sein konnte wie sie, zu sehen, wie ihre Altersgenossinnen schön, heiter und glücklich vorüberschwebten, und sich dann sagen zu müssen: „du allein bist so unerträglich, so werthlos, daß Niemand dich aufsucht, Niemand sich um dich bemüht,“ aber Anna war zu stolz, dies Weh auch nur mit einer Miene zu verrathen.

Einmal trat Otto an sie heran und sagte mit einer Art herablassenden Mitleidens: „Willst du vielleicht den nächsten Walzer mit mir tanzen?“

„Nein,“ antwortete sie, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Warum nicht?“

„Ich habe keine Lust.“

„Mit mir zu walzen, das glaube ich wohl, aber wenn nun einer von den Andern dich aufforderte, würdest du es auch dann abschlagen?“

Anna ließ einen kurzen Blick über die Tänzer hingleiten. „Auch dann,“ sagte sie ruhig.

„Wie stolz!“ rief Otto, gereizt durch den halb verächtlichen Ton. „Man sollte meinen, irgend eine Majestät zu hören, die eine demüthig erflehte Gunst verfagt. Als ob ihr Mädchen nicht froh sein müßtet, wenn ein Mann sich überhaupt um euch kümmert; aber beruhige dich, du wirst nicht in die Gefahr kommen.“

Der Beginn des Tanzes machte dem Gespräche ein Ende. Während einer Pause kam Lina herbei, setzte sich neben ihre Schwester und bemühte sich liebevoll, durch allerhand Plaudereien und kleine Aufmerksamkeiten ihr die allgemeine Vernachlässigung etwas weniger fühlbar zu machen, als Otto auf sie zukam und hastig sagte:

„Linchen, ich bitte dich um den Walzer, der jetzt getanzt werden soll.“

„Ach lieber Otto, das geht nicht, ich habe ihn schon meinem Tischnachbar versprochen.“

„Dem? warum nicht gar! Du hast schon zweimal mit ihm getanzt, und ich wünsche mit dir zu walzen.“

„Aber ich habe es ihm doch nun einmal zugesagt,“ wandte Lina schüchtern ein, „und kann das nicht zurücknehmen, um mit einem Andern zu tanzen.“

„So tanze dießmal gar nicht. Hörst du, ich bitte dich darum,“ bat Otto in sehr bestimmtem Tone. Er hatte Anna's Blick aufgefangen, der mit dem Ausdruck des Erstaunens und Unwillens auf der nachgiebigen Schwester ruhte, und bekam Lust, ihr zu zeigen, wie weit seine Macht auf Lina sich erstrecke und wie man Frauen eigentlich be-

Digitized by Google

handeln müsse, deßhalb setzte er despotisch hinzu: „Ich mag den Walzer überhaupt nicht, man sollte jungen Mädchen diesen vertraulichen Tanz ein für alle Mal verbieten!"

„Mein Fräulein," sagte der ländliche Jüngling herzutretend, „die Musik fängt soeben an, dürfte ich —"

„Meine Cousine äußerte soeben, sie wäre sehr müde und würde wahrscheinlich diesen Tanz aussetzen müssen," sagte Otto ruhig.

Lina hob die Augen zu ihm empor, begegnete aber einem so befehlenden Blicke, daß sie ganz ängstlich erklärte: „Ja, ich — ich bin wirklich sehr ermüdet, ich möchte lieber nicht tanzen, wenn Sie nicht darauf bestehen."

Der ländliche Jüngling schien unangenehm überrascht, fügte sich jedoch dem Wunsche seiner Dame und machte Miene, an ihrer Seite Platz zu nehmen, aber Lina sagte eifrig:

„Nein, um meinetwillen dürfen Sie nicht zurückbleiben; bitte, suchen Sie sich eine andere Tänzerin. Es würde mir gewiß sehr leid thun, wenn Sie auf den Walzer verzichteten."

„Ja wohl," sagte Otto trocken, „ich werde meine Cousine während dessen unterhalten, ich tanze dießmal auch nicht."

Das schien dem jungen Manne denn doch ein wenig stark, er war im Begriffe zu antworten, als sein Blick auf Anna fiel, die schweigend die Scene beobachtete, und einer Regung von Gutmüthigkeit nachgebend sagte er: „So werde ich Ihre Schwester darum bitten."

Otto machte ein spöttisches Gesicht, als wollte er sagen: „Da wirst du schön ankommen!" aber er fuhr beinahe in die Höhe, als Anna sich auf die Aufforderung erhob.

„Du wolltest ja vorhin nicht tanzen!"

„Jetzt habe ich mich anders besonnen, ich mag den Walzer überhaupt sehr gern!" Damit ließ sie sich in die Reihen führen und schwebte einige Minuten darauf dicht an ihm vorbei.

Die arme Lina hatte keinen Dank davon, daß sie so geduldig auf ihr Lieblingsvergnügen verzichtete. Anstatt sie zu unterhalten, wie er versprach, stand Otto mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Augenbrauen neben ihr, wandte den Blick nicht von dem Paare ab, und wurde erst wieder heiter, als der Walzer zu Ende war. Nach einiger Zeit trat eine längere Pause ein, Rosner bereitete sich vor, eine Rede zu halten; bei dieser Ankündigung bekam Otto plötzlich ein ganz unwiderstehliches, förmlich krampfhaftes Verlangen, frische Luft zu schöpfen, und während die Gesellschaft andachtsvoll der salbungsreichen Einleitung zuhörte, verließ er den Saal, aus dem auch Anna seit einiger Zeit verschwunden war.

Langsam durchschritt Otto den Garten, wo im Gegensatz zu drinnen die tiefste Stille herrschte, nur unterbrochen von den Tönen eines Klaviers, die aus dem Balkonzimmer eines Hauses zu kommen schienen, das ohne Zweifel zu dem großen Nebengarten gehörte. Je mehr er sich diesem näherte, desto deutlicher wurden die Töne, auf die er anfangs nicht achtete, die aber allmälig seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Das alte, schöne Volkslied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" wurde dort auf eine wahrhaft meisterhafte Weise variirt oder vielmehr zu einer Phantasie über das Thema umgestaltet. Immer wieder verschwand die Melodie in einem Meer von Tönen, das darüber hinfluthete, und immer wieder tauchte sie daraus empor, bald in leisen einzelnen Klängen, bald in vollen mächtigen Akkorden, bis endlich all' die Verschlingungen und Variationen sich lösten und das einfache rührende Lied rein und mild durch die stille Abendluft klang. —

Als Otto um ein kleines Gebüsch bog, erblickte er plötzlich Anna, die an der Hecke des Gartens dicht unter dem Balkon stand und augenscheinlich so in Lauschen versunken war, daß sie seine Annäherung gar nicht bemerkte; unwillkürlich blieb er stehen bei dem Anblicke, der sich ihm darbot.

War das Anna? dies das bleiche, finstere Mädchen? war es möglich, daß sich Jemand so verändern konnte? Verschwunden war die nachlässige, gebeugte Haltung, verschwunden die Blässe, verschwunden die Kälte und Gleichgültigkeit. Hochaufgerichtet stand sie da, beide Hände auf die Brust gepreßt, das Antlitz wie mit einem rosigen Scheine überstrahlt, war mit dem Ausdrucke der glühendsten Begeisterung emporgerichtet, und die Augen, diese finstern schwarzen Augen! Jetzt war der Schleier weggezogen, und in den dunkeln Tiefen leuchtete und blitzte es mit magischem Glanze. —

„Wenn das Erlösungswort gesprochen wird, dann schwindet der Bann und die düstere Zaubergestalt verwandelt sich in ein strahlendes Schönheitsbild," heißt es in den alten Märchen. — Der Zaubertoh klang, die Hülle fiel, und das lange Gebannte trat in seiner wahren Gestalt hervor. —

Das Lied war zu Ende. Langsam ließ Anna die Hände sinken, sie lehnte den Kopf gegen die grüne Blätterwand und ein leises, schmerzliches Schluchzen rang sich aus ihrer Brust hervor. Otto stand wie angewurzelt, unbeweglich starrte er auf sie hin, dann aber trat er plötzlich rasch zu ihr hin, und mit einem Tone, über dessen eigenthümliches Beben er selbst erschrak, fragte er: „Anna, warum weinst du?"

Sie hob das von Thränen überströmte Antlitz empor und blickte ihn an, noch mit demselben gehobenen Ausdruck, als sie leise erwiederte: „Weil ich zum ersten Mal seit Jahren wieder Musik höre!"

Otto vermochte nicht den Blick von ihrem Gesichte loszureißen. „Ja wohl," sagte er mit einer Stimme, die spöttisch sein sollte, in der aber doch eine tiefe, fast schmerzliche Bitterkeit lag, „und zum ersten Mal seit Jahren zeigst du, daß du irgend ein Gefühl hast. Freilich wir sind nicht würdig, Zeugen davon zu sein, uns Allen gegenüber bist du nicht viel mehr als eine Statue, nur wenn du allein bist, wenn du ein armseliges Klavier hörst —"

„Otto!" unterbrach sie ihn, „laß das jetzt. Wir haben uns niemals verstanden und werden uns nie verstehen; jetzt aber" — sie fuhr mit der Hand über die Augen — „jetzt kann ich nicht mit dir streiten."

„Nein, du siehst aus, als ob du für die ganze übrige Welt verloren wärst. Diese Musik! ich glaube, du wärst im Stande, wer weiß was dafür hinzugeben!"

Anna blickte wie träumend vor sich hin, sie schien seine Gegenwart vergessen zu haben. „Was ich dafür hingeben könnte?" sagte sie leise, „— Alles!"

Otto trat dicht vor sie hin. „Anna, ist das dein Ernst? Würdest du wirklich Alles — hörst du, Alles — dafür hingeben?"

Sie blickte ihn an, sie verstand den Sinn der Frage, ihr Auge begegnete stolz dem seinen, und fest antwortete sie: „Ja, Alles!"

Otto erbleichte. „Ich hasse die Musik!" rief er heftig. „Diese sinnliche, schwächliche Kunst, die die Menschen

Digitized by Google

nur verweichlicht und ihnen Energie und Kraft raubt. Die ganze Musik und besonders das Lied da ist doch nichts weiter als Empfindelei!"

Da flammte Anna auf, es war der alte Trotz, der alte wilde, dämonische Blick, womit sie einst den Knaben zurückscheuchte, und die ganze frühere Leidenschaftlichkeit zitterte in ihrer Stimme, als sie ihm drohend zurief:

„Hüte dich, Otto, daß sich das Lied nicht einst an dir rächt!" Und ohne eine Erwiederung abzuwarten, wendete sie sich um und war im nächsten Augenblicke im Gebüsch verschwunden.

Otto stand stumm da und blickte finster zur Erde, dann aber sich gewaltsam seinen Gedanken entreißend, folgte er ihr rasch nach dem Saale.

Hier hatte Rosners Rede die Aufmerksamkeit der Gesellschaft so sehr in Anspruch genommen, daß die Abwesenheit der Beiden gar nicht bemerkt worden war. Anna saß bereits wieder auf ihrem Platze, als Otto eintrat, und das Vergnügen nahm seinen ungestörten Fortgang. Allmälig neigte sich das Fest seinem Ende zu, der Tanz wurde weniger lebhaft, die Pausen länger und anhaltender, die Unterhaltung der Frauen ward einsilbiger, die der Männer hingegen immer lauter und ungezwungener. Die Freigebigkeit des Bräutigams hinsichtlich des Weins begann ihre Wirkung zu äußern, das Gespräch artete in einen förmlichen Lärm aus, es wurden Witze gemacht, Geschichten erzählt, Lieder gesungen, mit einer Lustigkeit, die der Rohheit ziemlich eng verwandt war. In diesem Kreise war man nicht gewohnt, auf die Anwesenheit der Frauen Rücksicht zu nehmen, die übrigens an solche Scenen allzusehr gewöhnt waren, als daß sie sich dadurch verletzt hätten fühlen sollen, sie lachten oder zuckten höchstens leicht die Achseln, nur Lina flüchtete sich ängstlich in eine entfernte Fensternische, wohin Otto ihr folgte. Dort stand Anna und blickte mit dem Ausdruck tiefster Verachtung auf das Treiben im Saale.

„Ach," sagte Lina leise, „wenn wir doch erst zu Hause wären! Es ist hier gar zu — laut, meinst du nicht, Anna? Möchtest du noch länger bleiben?"

„Warum nicht?" erwiederte Anna kalt und höhnisch, ohne den Blick von den Männern abzuwenden. „Ich bewundere die „Herren der Schöpfung", die wir lieben und ehren, denen wir gehorchen sollen, gern in ihrer eigentlichen Sphäre — beim Gelage."

Otto schien im Begriff, eine heftige Antwort zu geben, aber er bezwang sich und trat wie zum Schutz an Lina's Seite. Der jetzige Ton der Gesellschaft, der ihm an sich nicht zusagte, war ihm doppelt unangenehm, weil die Mädchen Zeuge davon waren. Auf seiner Stirne stand der Unwille über die Rücksichtslosigkeit der übrigen Männer geschrieben und Anna's Worte trieben ihm die Röthe in's Gesicht.

Soeben hatten der Pächter und Rosner Brüderschaft mit einander getrunken, sich ewige Freundschaft geschworen und den Bund durch eine Umarmung besiegelt, als ersterer plötzlich die Nothwendigkeit einsah, der ganzen Familie seines Busenfreundes seine Sympathie zu bezeigen. Er umarmte deßhalb Frau Rosner und Fritz nacheinander, und wollte dies Glück nun auch den beiden Mädchen zu Theil werden lassen, weshalb Rosner mit lauter Stimme rief: „Anna! Lina! Wo steckt ihr denn, kommt her, ihr sollt geküßt werden!"

Es erfolgte keine Antwort, aber Frau Rosner rief eifrig: „Da stehen sie beide am Fenster mit Otto."

„Oho!" rief der Pächter lachend. „Die Damen wollen nicht zu uns kommen, so müssen wir wohl zu ihnen gehen. Komm', Bruder Rosner!" Und diesen unter dem Arm nehmend, schwankte er auf die beiden Mädchen zu.

„Um Gottes willen, sie kommen wirklich her!" flüsterte Lina. „Ach, Anna, es ist doch gar zu schrecklich, sich von dem küssen zu lassen."

„Nicht doch, Lina," sagte Anna mit schneidender Bitterkeit. „Wir müssen ja froh sein, wenn ein Mann sich überhaupt nur uns kümmert!"

In diesem Augenblicke hatten die beiden neuen Freunde sie erreicht, und der Pächter grinste freundlich: „Da ist ja Linchen, — will mir das hübsche Linchen einen Kuß geben?"

„Onkel, ich bitte dich!" rief Otto mit einer Bewegung, als wolle er dazwischen treten.

„Was fällt dir ein?" fragte Rosner aufgebracht. „Was geht es dich an, von wem ich meine Töchter küssen lasse? Geh' fort, du junger Naseweis, und mische dich nicht in Sachen, die dich nichts angehen!"

Otto fühlte wohl, daß er kein Recht habe, sich zu widersetzen. Mit verbissenem Aerger mußte er zusehen, wie der Pächter wirklich Lina küßte, die bleich und zitternd, fast mit Thränen in den Augen, die Liebkosung duldete, die sie nicht abzuwehren wagte.

„Und nun die Andere! Sie thut es wohl nicht gern, das hochmüthige Fräulein, aber mit gnädiger Erlaubniß will ich es wagen."

„Natürlich! Hörst du, Anna, ich will es haben!" sagte Rosner nachdrücklich, weil er die dunkle Ahnung eines möglichen Widerstandes hatte.

Anna hatte ihren Platz nicht verlassen, unbeweglich stand sie da und blickte fest die beiden Männer an. Wären diese nicht so sehr benebelt gewesen, so hätten sie den Ausdruck von Ekel, Haß und Widerwillen, und zugleich von finsterer Entschlossenheit in dem Antlitze des Mädchens wahrnehmen müssen; sie sahen ihn nicht, der Pächter näherte sein dickes, weingerötheten Gesicht dem ihrigen, sie machte eben eine heftige Bewegung, ihn zurückzustoßen, als ein lautes Krachen, ein schallender Lärm, die ganze Gesellschaft plötzlich entsetzt zusammenfahren machte.

„Verzeihung," sagte Otto mit einer Stimme, die vor gewaltsam unterdrückter Erregung bebte, „ich war so ungeschickt, den Tisch umzuwerfen," und damit trat er rasch zwischen die Beiden und drängte den Pächter so zurück, daß er mitten unter die Herbeieilenden geriet, die den Schaden besichtigen wollten.

„Mein Gott!" rief Frau Rosner, entsetzt die Hände zusammenschlagend, „acht Teller, elf Gläser, vier Schüsseln und eine Hühnerpastete! Gott sei Dank, daß es nur ein Nebentisch war! Aber wie bist du denn dazu gekommen? Du standest ja auf der anderen Seite, und die Flaschen sind auch alle zerbrochen!"

„Laßt ihn nur," sagte Rosner. „Er hat sich selbst genug erschreckt, er ist ja ganz leichenblaß geworden. Der Schaden wird wohl noch zu ersetzen sein."

Otto antwortete nicht auf das Fragen und Bedauern, das sich jetzt von allen Seiten hören ließ. Unbeweglich stand er da, noch immer die Fensternische deckend und mit den Augen dem Pächter folgend. Erst als er sah, daß dieser, durch den Zwischenfall gänzlich von seinem Vorhaben abgebracht, nach dem Tische zurücksteuerte und lachend die Ungeschicklichkeit des sonst so geschickten Herrn Baumeisters zu erzählen anfing, ging er langsam, ohne einen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

einzigen Blick hinter sich zu werfen, nach dem andern Ende des Saales, während Anna die Hand ihrer Schwester ergriff und sie rasch mitten in den Kreis der andern jungen Mädchen zog. Otto suchte seinen Vetter Fritz auf, und ihn beim Arme ergreifend sagte er leise, aber nachdrücklich: „Fritz, du gehst augenblicklich zu deinen Schwestern, bleibst bei ihnen und sorgst dafür, daß dieser Mensch, der Pächter, nicht wieder in ihre Nähe kommt. Wenn er sich unterfteht," — hier nahmen Otto's Züge einen solchen Ausdruck von Haß an, daß Fritz ihn entsetzt anstarrte — „wenn er sich unterfteht, Anna noch einmal anzurühren, dann schlage ich ihn zu Boden!"

(Fortsetzung auf S. 142.)

Exotische Schmetterlinge.

(Taf. 18.)

Durch die Pracht ihrer Farben, die Zierlichkeit ihrer Formen und die Leichtigkeit und Grazie ihrer Bewegungen sind die Schmetterlinge stets Lieblinge der Menschen, vornämlich der Jugend gewesen. Besondere Aufmerksamkeit erregte schon frühe ihre scharf ausgeprägte und daher doppelt wunderbar erscheinende Verwandlung. Auf vegetabilische Nahrung angewiesen, ist der Schmetterling in allen Stadien seiner Entwicklung an die seiner Nahrungspflanze gebunden. Mit ihr entwickelt sich seine dem kleinen Insekten-Ei entschlüpfte Raupe, und wenn er entwickelt aus der Puppe bricht und seine Schwingen erprobt, entfaltet sich auch die Blüthe, ihm süße Nahrung zu spenden. Wir sehen deßhalb die Blumen stets von Schmetterlingen aufgesucht, und es ist dem entzückten Auge oft schwer, zu entscheiden, welchem von beiden der Preis größerer Schönheit zuzuerkennen sei.

Die auf unserer Abbildung auf einem blühenden Zweige vereinigten Schmetterlinge gehören der an Insekten ungemein reichen mexikanischen Fauna an. Wie es bei so vielen andern exotischen Insekten der Fall ist, erkennen wir auch unter den dargestellten Schmetterlingen Arten aus in Deutschland zahlreich vertretenen Gattungen. Coleas Cesonia (Fig. 1), mit den schwarzen, mit gelben Mittelfeldern bezeichneten Vorderflügeln und orangegelben, braungten Unterflügeln, erinnert sogleich an unsere, meist eine vorspringende Ecke an den Vorder- und einen einfachen oder doppelten Mittelfleck auf den Hinterflügeln zeigenden Gelblinge, unsern Citronenvogel, die Gelbe Acht u. a. Apatura Druryi (Fig. 3) gehört zu unsern durch starkgezähnte, beim Männchen blauschillernde Flügel ausgezeichneten Schillerfaltern. Die lebhafteren Farben befinden sich an der Oberseite der Flügel und sind, da diese in der Ruhe sich aufrichten, nur während des Fluges sichtbar. Die große Marpesia Thetis (Fig. 2) ist zu unsern, meist mit eckigen, mannigfaltig gefleckten, oben braunrothen, unten braunschwarzen oder bunten Eckflüglern, Vanessa, zu stellen, während Agraulis moneta durch die oben mit schwärzlichen, unten mit Perlmutterflecken versehenen Perlmutterfalter, Argynnis, bei uns vertreten ist.

Die von uns zur Gruppirung benützte Blumenpflanze ist das vielen unserer Leser bekannte, in die Familie der Scrophularien gehörige Lophospermum erubescens. Im Jahre 1830 aus Mexiko eingeführt, ist diese beliebte Pflanze bei ihrer Schönheit und leichten Cultur jetzt überall in den Glashäusern und Wohnz'mmern zu finden, die sie durch ihre blätterreichen Ranken und ihre prächtigen Blüthen schmückt.

C. F. A. Kolb.

Die Trichinen.

Gewiß haben alle unsere Leser mit einem leisen Schauer schon von der Trichinenkrankheit gehört, die aus dem Genuß von Schweinefleisch, das nicht gekocht oder gebraten war, sondern als Schlackwurst oder als geräuchterte Schinken genossen wurde — denn weder Salzlake noch Rauch tödtet die Trichinen —, entsteht und so feindlich auftritt, daß nur bei sehr kräftigen Naturen eine Genesung stattgefunden, die meisten aber dem Uebel erliegen. In der neuesten Zeit sind in der Berliner Charité vier Fälle der Art beobachtet und die anatomischen Untersuchungen von Professor Virchow und andern Medicinern gemacht worden; auch von andern Orten laufen ärztliche Berichte über diese heimtückische Krankheit ein. Grund genug, bei dem Genusse von Schweinefleisch vorsichtig zu sein und dasselbe nur, nachdem es einer anhaltenden Siedhitze unterworfen wurde, zu genießen; denn dem Feuer widersteht glücklicherweise die Brut nicht.

Jetzt hat Davaine bei der mikroskopischen Untersuchung der an der Blutstaupe erkrankten Schafe auch im Blute dieser Thiere eine Menge Infusorien gefunden. Mit „Blutstaupe" bezeichnet man eine höchst gefährliche Krankheit des Schafviehs, die häufig während der heißen Sommerzeit auftritt. Schon in den fünfziger Jahren ist sie von verschiedenen Gelehrten beobachtet worden, indeß mußte ein Jahrzehnt vergehen, ehe weitere Forschungen für Aerzte und Naturforscher die Möglichkeit feststellten, daß die ansteckenden Krankheiten, die Seuchen, die Pest u. s. w. durch unsichtbare Thierchen oder durch Fermente hervorgerufen werden können.

Ueber die kürzlich von verschiedenen französischen Aerzten in dieser Hinsicht gemachten Experimente theilen wir Einiges mit. Man hatte mit dem Blute aus der Milz eines an der Blutstaupe gestorbenen Hammels einen andern geimpft; in Folge dessen starb derselbe am dritten Tage. Davaine wiederholte diesen Versuch in Gegenwart mehrerer Mediciner und Thierärzte; das Resultat war stets das gleiche. Fernere Impfungen bewiesen ganz unwiderleglich, daß die Blutstaupe übertragbar ist, und zwar nicht allein auf Schafe, sondern auch auf Rindvieh und Pferde, welche sämmtlich binnen zwei bis drei Tagen der Krankheit erlagen. Immer ergab die Untersuchung dieselbe Erscheinung: es fand sich in dem Blute des erkrankten Thieres eine große Anzahl jener mit dem Namen „Bacterien" benannten Infusorien. Die Blutkügelchen, welche im gesun-

Digitized by Google

den Blute neben einander liegen, häufen sich in unregelmäßigen Klumpen zusammen; außerdem finden sich in dem Blute kleine, fadenförmige Körper, welche etwa doppelt so lang sind als die Blutkügelchen. Diese cylindrischen, unelastischen Fäden, deren Länge zwischen vier und zwölf Tausendstel eines Millimeters schwankt, haben zuweilen eine, seltener zwei Biegungen mit stumpfem Winkel; unter der Lupe erkennt man in ihnen einzelne Abschnitte; freiwillige Bewegung besitzen sie nicht. Beim Trocknen behalten sie ihr äußeres Ansehen und sind weder durch Schwefelsäure, noch concentrirte Kalilauge vertilgbar; sie verhalten sich wie reiner Zellenstoff. In dem fauligen Blute verschwinden sie und unterscheiden sich dadurch vollkommen von den Infusorien, die in faulenden Substanzen gefunden werden. Die Bacterien entwickeln sich im Blute, nicht in einem bestimmten Organe des kranken Thieres. Zur vollständigen Entwickelung bedürfen sie nur weniger Stunden; doch dauert diese Entwickelung bei einzelnen Thieren länger. Man hat zu diesen Experimenten, wie gewöhnlich, die armen Kaninchen gewählt. Davaine impfte vierzehn Kaninchen; alle hatten dieselben Bacterien im Blute und der Tod erfolgte in allen Fällen; die meisten impfte Davaine mit dem Blute der noch lebenden Thiere. Die Anzahl der sich entwickelnden Bacterien ist bei verschiedenen Thieren sehr verschieden; ob die Temperatur dabei von Einfluß ist, steht noch nicht fest. Mit dem Tode des Thieres hört die Vermehrung und das Wachsthum der Infusorien auf. Zwei Impfungen, die mit acht Tage altem Hammelblute und zehn Tage altem Kaninchenblute vorgenommen wurden, blieben ohne Erfolg; wird aber das frische Blut bei Luftzutritt eingetrocknet, so behalten die Infusorien ihre Ansteckungsfähigkeit, die sie selbst bei 95 bis 100 Grad Hitze nicht verlieren. Es wurde frisches Blut, in einem Kügelchen eingeschlossen, zehn Minuten lang in kochendes Wasser getaucht und dann unter die Haut eines Kaninchens einige Tropfen davon hineingegossen. Nach 31 Stunden verendete das Thier und zahllose Bacterien befanden sich im Blute.

Nach dem Erscheinen der Infusorien im Blute lebt das Thier nur noch wenige Stunden. So lange indeß die Bacterien sich noch nicht in Masse entwickelt haben, hat das inficirte Thier seine volle Kraft und Beweglichkeit; nur in den beiden letzten Stunden vor dem Tode hörten die Kaninchen auf zu fressen und zu laufen; sie blieben auf dem Bauche liegen und starben ohne äußere Veränderungen; nur verreinzelt gingen dem Tode Zuckungen voraus. Beim Seciren erscheinen alle Organe gesund; starke Blutklumpen finden sich überall vor, das Herz und die großen Gefäße sind aufgetrieben. Eine Ratte widerstand, obwohl zweimal geimpft, dem Uebel.

Früher hatte Delafond die Gegenwart dieser Infusorien im Blute karfunkelkranker Thiere, ebenso bei typhösen Krankheiten des Pferdes festgestellt. Noch weitere Beobachtungen haben zu dem Schlusse geführt, daß in dem Blute von Leichen sich ebenfalls gefährliche Infusorien zeigen, sich darin weiter entwickeln und als Veranlassung der Fäulniß zu betrachten sind.

Durch diese Beobachtungen ist mit der Erkenntniß der Weg geöffnet, auf dem es vielleicht gelingt, das seuchenartige Auftreten verschiedener Krankheiten zu erklären und die Mittel aufzufinden, durch deren Anwendung ihre Verbreitung möglichst zu verhindern wäre. Jedenfalls werden denkenden Aerzten dadurch neue Diagnosen gestellt, so daß wir die Entdeckung doch als eine überaus wichtige begrüßen müssen, da wie immer, wenn der Feind erst erkannt ist, endlich auch die richtige Waffe gegen ihn gefunden wird.

Bilder aus dem Wolfsleben.

Gezeichnet und erzählt von Guido Hammer.

Als mir vor mehreren Jahren unter günstigen Umständen die Gelegenheit geboten wurde, einen Theil der wildreichen Forsten, welche in ausgedehnten Strecken die Grenzen von Polen und Galizien bedecken, zu besagen, so säumte ich nicht einen Augenblick, davon Gebrauch zu machen; schon um der mich aufregenden Hoffnung willen, vorkommenden Falls einen Wolf schießen zu können. Freilich wurde mir diese Hoffnung ziemlich herabgestimmt, als mich das dortige Jagdpersonal, das meist aus Deutschen bestand, versicherte: daß in Folge des Baues der Warschauer Eisenbahnlinie, welche jene Distrikte durchschneidet, die Wölfe die Gegend fast gänzlich verlassen hätten, und es nur noch in einzelnen Fällen vorkäme, daß dann und wann eine solche Bestie die Reviere beunruhige. So war denn wenig Aussicht vorhanden, einen Wolfspelz als Jagdtrophäe heimzubringen, wenn gleich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen blieb, Herrn Isegrimm persönlich begegnen zu können. Aber dieser letztere Fall, mein Herzenswunsch, sollte unerfüllt bleiben; denn selbst die prächtigsten Neuen, die während meines Dortseins — es war im December — eintraten, verriethen auch nicht eine Fährte des von mir so sehr ersehnten Raubthieres, so daß ich nun gänzlich Verzicht darauf fellsten mußte, „die Geißel der Wildbahn" vor's Rohr zu bekommen. Dafür entschädigten mich aber einigermaßen, neben den herrlichsten Treibjagden auf Sauen, Rehe und alles Niederwild, die lebendigen Erzählungen eines alten deutschen Pürschjägers der dortigen Reviere, der in früherer guter Zeit manchem der raubgierigen Burschen das Lebenslicht ausgeblasen und bei Ausübung dieser Pflicht viele interessante Scenen mit Wölfen erlebt hatte. Deßhalb brachte ich auch vorzugsweise die langen Abende in dessen „Bau", wie er sein einsam unter düstern Fichten gelegenes kleines Forsthäuschen gern benannte, zu, um den Mittheilungen seiner Erlebnisse zu lauschen, denen nachfolgende Schilderungen entlehnt sind. Vorher aber erlaube ich mir eine flüchtige Charakteristik des Originalerzählers, den nun auch schon seit geraumer Zeit der große Pürschmeister im Himmel vom irdischen Etat weggenommen hat, vorausgehen zu lassen.

Beim ersten Zusammentreffen mit meinem bezeichneten Grünrock, als ich ihn bei einem Stellbichein zur Jagd plötzlich aus der Lücke eines Dickichts in gebückter Stellung heraustreichen sah, mußte ich unwillkürlich an einen aus einer Röhre hervorschlüpfenden Dachshund denken; denn klein und knorrig von Figur, wie der originelle Waidmann war, lag außerdem in seinem Gesichte ganz der grämliche, aber auch gebiegene Ausdruck eines im Kampfe mit Füchsen und andern Feinden grau gewordenen „Dächels", welche Aehnlichkeit noch dadurch gesteigert wurde, daß ihm die Eckzähne, grade wie bei einem recht verbissenen Exemplare

Digitized by Google

der muthvollen, krummbeinigen Hunderasse, etwas unter der bartstacheligen Oberlippe hervorragten und sich als glitzernde Stifte auf der eingekniffenen Unterlippe markirten. Aber nicht nur sein Aeußeres, sondern auch sein ganzes Wesen entsprach — wie ich häufig zu beobachten Gelegenheit fand — seinem Vorbilde. So zeigte er sich unter Anderem, wie sehr er auch seinem Jagdherrn der anerkannt gewissenhafteste, anhänglichste und freundlichste, wenn auch etwas eigenwillige Diener war, doch gegen jeden Fremden und selbst manchem Kameraden gegenüber mißtrauisch und unwirsch. In solcher Stimmung hörte man ihn dann oft unverständliche Worte, wie ein leises Knurren, in sich hineinbrummen, wobei sich die unzähligen Falten seines Gesichts zu verdoppeln schienen und die um den Mund liegenden in leise zitternde Bewegung geriethen. Dann war mit dem Männchen nicht gut zu verkehren, wollte man nicht von ihm, wie seine Collegen seine Launenäußerungen bezeichneten, „geknippen" werden. Hatte man sich jedoch im Umgange mit ihm einmal sein Vertrauen errungen, so fügte er bald ein gewisses Wohlwollen hinzu, das dann der sonst wortkarge Mann besonders durch mittheilsameres Wesen ausdrückte. Diese Errungenschaft — ich war so glücklich, außergewöhnlich schnell seine Zuneigung zu erringen — ließ mich manchen charakteristischen Zug seines Innern erfassen. Unter anderen war einer der hervorragendsten sein wahrhaft giftiger Haß, mit welchem er den allerdings haffenswerthen Liebenswürdigen, den rothpelzigen Schuft Reinecke nicht nur mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verfolgte, sondern selbst beim bloßen Sprechen von dem Schlauen wurde er so leidenschaftlich erregt, daß ihm dabei die ohnedies keifige Stimme jedesmal überschnappte. Deßhalb bin ich auch heute noch der Meinung — da ich an Seelenwanderung von unten herauf zu glauben gar nicht abgeneigt bin —, mein alter Waidmann sei nur ein avancirter „Waldmann" — ein ehemaliger Dachshund gewesen. Damit wäre auch unser beiderseitiges schnelles, fast sympathisches Entgegenkommen, das in der That allgemein unter seinen Kameraden auffiel, erklärt; denn schon längst glaube ich auch für mich eine gleiche ahnenreiche Abkunft, wenn auch von etwas langbeinigerer Rasse, in Anspruch nehmen zu müssen, also unser seelenverwandtschaftliches Verhältniß nur auf frühere ähnliche Ursprünglichkeit basirt sein mochte. Doch beginne ich jetzt mit der Schilderung einiger Wolfsscenen aus dem Jägerleben des biedern Heimgegangenen.

I.

Die Wolfsfamilie.

Noch vor wenigen Jahren, versicherte mir einst mein Gewährsmann — als ich eines stürmischen und schneestöberten Abends in seiner traulichen Wohnung am prasselnden Feuer des Kamins seinen Erzählungen folgte —, war ihm oft bei einsacher Begehung seiner holz- und bruchreichen Reviere der weiten, unabsehbaren Forsten seines Jagdgebieters der scheue Wolf zu Gesicht gekommen, wenn dieser, nach Raub ausgehend, der frischen Fährte des Wildes gefolgt war. Oder er hatte die Bestie das in Angst vor ihm flüchende Opfer verfolgen sehen, und war selbst Zeuge geworden, wenn ganze Rotten dieses Raubgeschlechts Hoch- und Schwarzwild gepackt und niedergezogen hatten. Am verderblichsten aber, behauptete mein alter Wolfskenner, sei der nimmersatte Würger der Jagd im Frühjahre geworden, indem ihm zu dieser Periode die Satzzeit des Wildes nur allzuviel Gelegenheit geboten habe, die Wild- und Rehkälbchen, Frischlinge u. s. w. als angenehme Beute in seine Gewalt zu bekommen, die es dann im sichern Versteck mit seiner gefräßigen Brut getheilt. So wußte der erfahrungsreiche Jägeremann unter Anderem recht anschaulich folgende Scene zu schildern, der er in voller Ruhe beigewohnt hatte.

Eines Frühmorgens im Mai war er nämlich der frischen Thaufährte einer alten Wölfin, die, offenbar mit Raub beladen, über die silbergenetzten Brücke und Moorstrecken, die einen schilfbedeckten weiten See begrenzen, getrabt war, gefolgt, um sie möglicherweise in ihrem Lager beim Reißen des geworfenen Raubes zu beschleichen. Und in der That war es ihm, da der Wind vorzüglich gestanden, gelungen, dem Schlupfwinkel der Räuberin unbemerkt so nahe zu kommen, daß er, gedeckt von Felsentrümmern und Dickung, das Treiben einer ganzen Wolfsfamilie, denn eine solche hatte hier ihr Banditenlager aufgeschlagen gehabt, Gelegenheit gefunden hatte, zu beobachten. Da hatte er nun gesehen, wie die alte Wölfin mit dem vor ihr liegenden frischen Raube, einem Wildkälbchen, immitten ihrer heißhungrigen Sippschaft dagesessen, die Beute fest unter der marligen Klaue haltend, während ein lüsterner Sprosse aus früherer Ehe, wie es geschienen, ein ganz respektabler Bursche, mit verlangendem Blicke ebenfalls an dem Braten Theil zu nehmen versucht hatte. (Siehe die Abbildung auf der nächsten Seite.) Dieses Begehren war ihm jedoch durch das grinsende Zähnefletschen und die zornglühenden Blicke des erregten Familienoberhauptes verleidet worden. Und als er bei einem ihm günstig scheinenden Moment dennoch seiner Sehnsucht die Zügel hatte schießen lassen, um den leckern Bissen anzuschneiden, war die alte wuthentbrannte Wölfin mit giftiger Leidenschaft über den Frevler hergefallen und hatte ihn, trotz seiner scharfen Gegenwehr, mit ihrem gewaltigen Gebiß so unbarmherzig bearbeitet, daß er heulend das Weite gesucht. Nach diesem Schermützel war nun sofort die erboste Siegerin, als hätte sie die Wiederkehr des Abgeschlagenen gefürchtet, mit Gier über den Raub hergefallen, um ihn zu zerreißen und mit ihrem vor Ungeduld heulenden jungen Gesindel zu verzehren. In unglaublicher Schnelligkeit hatte nun das bluttlechende Kleeblatt die Beute aufgezehrt, und selbst die Röhrenknochen waren von der Alten mit zermalmendem Zahn zersplittert worden, um das Mark daraus als Nachtisch zu verzehren. Dann aber hatte die zottige Wildräuberin sich hingestreckt in's weiche Moos, dabei sich die blutigen Lefzen leckend, während ihre nimmersatten Rangen sich noch immer mit Abnagung der Knochenreste beschäftigt, bis auch sie behäbig, sich an die grimme Mutter anschmiegend, Siesta gehalten hatten. In träger Ruhe, die die Kleinen nur dann und wann durch rasches Aufschnappen nach herumsummendem Geschmeiß, das der mephitische Geruch der Mörderhöhle herangelockt, unterbrochen, hatte die momentan befriedigte Schlächterfamilie wie ein Knäuel neben einander gelegen und sich von der wohlmeinenden Frühlingssonne die thaunassen ruppigen Pelze abtrocknen lassen.

„Jetzt war," erzählte mein alter Grünrock blitzenden Auges weiter, „der günstigste Augenblick gekommen, die ganze nichtswürdige Bande auf einmal zu vernichten. Vorsichtig das leiseste Geräusch vermeidend — denn das Mordviehzeug beachtet, trotz dem verruchten, in drei Teufels Namen neunmal verdammten rothhärigen Schufte, dem Fuchse, das Geringste — steckte ich jetzt meine Buchsflinte durch

Digitized by Google

eine Lücke des mich bergenden Gesteins und nahm mit dem Kugelrohre die alte Bäze auf's Korn, schoß — und ehe die jungen Schnüffels auseinanderstieben konnten, hatten sie schon aus dem zweiten Rohre ihre Ladung Nro. 2 auf den Bälgen, daß die Wolle nur so umherstiebte. Als ich wieder geladen hatte und auf dem Platze ankam, lag der alte Racker, dem von der Kugel das Rückgrat zerschmettert worden war, und einer der jungen Ruppsäcke todt auf dem Flecke. Das andere kleine Beest aber hatte sich, ebenfalls getroffen, noch eine Strecke hingeschleppt und grinste mich mit seinem scharfen Gebiß so giftig an, als wäre ich nur so ein elender Bauerspitz, der den Teufelsbraten antläffe. Ein wohlgezielter Schlag mit dem Stocke auf seine verdammte Nase machte aber seiner Schnauzerei sofort ein Ende. So hatte ich die Canaillen alle, bis auf den beim Fraß abgebissenen vorjährigen Schwernöther. Später habe ich den Patron aber doch noch erwischt. Freilich hat er den ganzen Sommer und Herbst über gewürgt, ohne daß

Die Wolfsfamilie.

ich seiner je ansichtig geworden wäre. Als aber der Winter die erste Neue brachte, war's um das Raubvieh geschehen; denn nachdem ich den Burschen abgespürt und eingekreist hatte, wurde auf ihn getrieben, und da er den Wechsel hielt, auf welchem ich mich gestellt hatte, lief er mir gar prächtig an. Wie's knallte, flog der Hund zusammen wie ein Hase, denn ich hatte ihn auf nur fünfundzwanzig Schritt geschossen."

Wie um mir die Wahrheit seiner Erzählung zu bestätigen, brachte er mir sein Pürschverzeichniß, ein in jeder Beziehung interessantes Manuscript, herbei, aus dessen Inhalt ich mich durch den Augenschein überzeugte, daß alles Mitgetheilte seine volle Richtigkeit hatte. Aber noch mancher geschossene Wolf stand darin verzeichnet, und an alle knüpften sich, wie seine späteren Erzählungen bekundeten, interessante Erinnerungen ihres Erlegers an. Diese sollen den Stoff zu nächstfolgenden Bildern bieten.

Digitized by Google

Jakob Ruisdael.

Jakob Ruisdael, Landschaftsmaler, ist geboren zu Haarlem im Jahre 1640. Sein Vater, ein wohlhabender Fabrikant von Ebenholzrahmen, ließ seinem Sohne eine gelehrte Erziehung geben. Demgemäß studirte Ruisdael anfangs die Medizin zu Amsterdam und übte dieselbe auch wirklich aus, so daß er noch in einem alten Dordrechter

Das Kloster.

Katalog als Doktor figurirt. Schon frühe zeichnete und malte er jedoch zur Erholung und gab sich der Kunst endlich ganz hin, ohne daß er einen Lehrer gehabt hätte, obschon seine Freunde Berchem, A. van de Velde, Ph. Wouverman und Lingelbach ihm ohne Zweifel Anleitung gaben. Ruisdael verfolgte indessen in seinen Naturbildern, die er wahrscheinlich in Deutschland und der Schweiz nach dem Leben zeichnete und studirte, einen eigenen Weg.

Digitized by Google

Sein poetischer Geist fand ein besonderes Gefallen in Schilderung erhabener, wilder und einsamer Gegenden, welche von sturmgepeitschten Wolken, von stürzenden Bächen, von vorüberstürmenden Jagden belebt sind. Einzelne Sonnenblicke oder die Strahlen des Mondes, die sich im Wasser spiegeln, erhellen sie gerade genug, um ihren Schauer empfinden zu lassen. Doch malte er auch wieder stille, zu Träumereien einladende Plätzchen im Wald und Flur. (Siehe den beigegebenen Holzschnitt: das Kloster.) Auch in Strand- und Meeresbildern mit vorüberziehenden Schiffen hat er Vorzügliches geleistet und das Wasser in besonderer Durchsichtigkeit und Glanze dargestellt. Ueberall ist es die große Naturwahrheit, die bei ihm anzieht. Es ist merkwürdig, daß seine Bilder, die jetzt bis zu 7000 holl. Gulden gelten, im vorigen Jahrhundert mit 20, ja mit 7 holl. Gulden bezahlt wurden. Die bedeutendsten befinden sich im Haag, in Amsterdam, Paris, Dresden, Berlin, München u. s. w. Man hat auch sieben geistreich radirte Landschaften von ihm. Er starb im Jahre 1681.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 137.)

Zwölftes Kapitel.

An einem schönen warmen Herbstabende in den ersten Tagen des October saß Anna in dem kleinen Dachstübchen bei der alten Tante, die die Einzige war, an die sie sich näher anschloß. Tante Jettchen war nicht sehr beliebt in der Familie, man nannte sie die Stolze, obgleich ihr Benehmen gewiß keinen Stolz zeigte, aber sie hatte Etwas von dem unverzeihlichen Fehler, den Anna in so hohem Grade besaß, sie war nicht so wie die Andern, und das konnte man ihr nicht vergeben, wenn sie auch sonst immer sanft und freundlich war, sich gern zu allen möglichen Gefälligkeiten bereit finden ließ und geduldig alle Winke und Anspielungen auf ihren vermeintlichen Stolz hinnahm. Deßhalb hatte sie auch wenig Umgang mit ihren Verwandten, diese kamen selten und nie ohne besondere Veranlassung zu ihr, luden sie nur bei außerordentlichen Gelegenheiten ein, wo man Niemand ausschließen konnte, und ließen sie oft genug fühlen, daß sie nicht zu ihnen paßte.

Tante Jettchen besaß allerdings eine etwas höhere Bildung, auch lag in ihrem Wesen etwas beinahe Vornehmes, das sich in all' ihren Bewegungen, in ihrer Art zu sprechen, selbst in ihrer Kleidung zeigte, trotz deren Aermlichkeit, denn sie war sehr arm. Die alten, von den Eltern ererbten Möbel ihres Stübchens, der alte Kanarienvogel und die alte Katze waren ihr einziges Besitzthum. Sie ernährte sich vom Nähen, zwar mühsam genug, aber doch ausreichend für ihre geringen Bedürfnisse; trotz ihres hohen Alters war sie immer noch fleißig und fiel deßhalb Niemandem zur Last, brauchte von Niemandem eine Unterstützung anzunehmen, und das war ihr Stolz, doch der sollte auch noch gebrochen werden.

Während des ganzen Sommers hatte sie gekränkelt, unbedeutend zwar, aber zum Herbst wurde es schlimmer, sie konnte nicht mehr die vier Treppen zu ihrer Wohnung herauf- und hinunterſteigen, konnte kaum noch ihren Lehnstuhl verlassen und, was das Schlimmste war, auch nicht mehr arbeiten. Freilich brauchte sie deßhalb keine Noth zu leiden, denn die „Familie" war ja noch da. Die Familie ließ Niemand von den Ihrigen umkommen, die Familie war gern bereit zusammenzulegen, um die Existenz einer armen Verwandten zu fristen, die Familie that Alles, was in ihren Kräften stand, auch wenn man sonst zu stolz gewesen war, das Glück anzuerkennen, daß man dazu gehörte, das mußte die alte Frau oft genug hören. Bei jedem Besuche, jeder Erfrischung, jeder kleinen Unterstützung ward es ihr in Erinnerung gebracht. Anfangs hatte sie wohl versucht, sich dieser Großmuth zu entziehen, und jede Stunde benützt, wo sie sich ein wenig kräftiger fühlte, um zu arbeiten, aber endlich versagten ihr die schwachen, zitternden Hände den Dienst, da ergab sie sich still und geduldig in das Unvermeidliche, war dankbar für jeden Beweis der Theilnahme, von wem und wie er ihr auch gegeben wurde, und freundlich zu Jedem, der zu ihr kam. Nicht ohne Mühe hatte Anna es erlangt, daß sie jeden Abend zu der Tante gehen durfte, und das ward ihr nur erlaubt, weil sie damit die Mutter und Lina von der Nothwendigkeit eines öfteren Besuchs befreite. Jetzt saß sie auf einem niedern Fußbänkchen neben dem Lehnstuhle der Kranken, der an das offene Fenster gerückt worden war.

Die alte Frau täuschte sich keineswegs über ihren Zustand, sie wußte, daß sie nicht mehr lange zu leben hatte, und sah mit ruhiger Ergebung ihrem Ende entgegen. Sie hatte all' ihre kleinen Angelegenheiten geordnet, Anna gebeten, sich ihrer beiden langjährigen Stubengenossen, der Katze und des Vogels, anzunehmen, und sprach jetzt von ihrem baldigen Tode wie von einer ausgemachten Sache.

Anna fühlte wohl, daß für dies einsame, trübe und entbehrungsreiche Alter eine längere Frist weder zu hoffen noch zu wünschen war, aber es that ihr doch weh, die Einzige zu verlieren, die sie wirklich lieb hatte, die nicht immer nur auf sie schalt wie die Andern; sie hörte schweigend zu, und als die alte Frau zu Ende war, sagte sie mit dem Ausdrucke tiefster Ermüdung und Muthlosigkeit:

„Ach, ich wollte ich könnte auch sterben! Das wäre das Beste für mich!"

„Anna," sagte die Tante mit sanftem Vorwurf, „du bist achtzehn Jahre."

„Achtzehn oder achtzig, das gilt gleich, das Leben ist doch um kein Haar anders. Jetzt haben wir Herbst, dann kommt der Winter, dann Frühling und Sommer, dann wieder Herbst und wieder Winter, so vergeht Jahr an Jahr, und wenn wir achtzig hinter uns haben, sind wir noch auf dem alten Fleck."

„Sage das nicht, man erlebt genug in der langen Zeit."

„Erleben — ja wohl. Bei uns zu Hause wird erst genäht, dann gekocht, dann gewaschen, dazwischen essen und trinken wir, und wenn die Woche vorüber und der Kreislauf zu Ende ist, dann fangen wir wieder von vorn an, — und das Ganze nennt man Leben!"

„Anna, sei nicht so bitter. Worüber beklagst du dich denn eigentlich?"

Digitized by Google

„Ich klage ja nicht, das würde man sehr thöricht finden und gottlos dazu. Ich habe ja Nahrung und Kleidung, eine sogenannte Existenz, und das ist ja das Höchste, was man überhaupt verlangen kann. Alles, was darüber hinausgeht, ist Ueberspanntheit, Hochmuth — ach Tante," fuhr sie plötzlich mit schmerzlichem Eifer fort, „ist es nicht seltsam, daß ich allein es Niemandem recht machen kann? Ich widerspreche nicht mehr, ich thue Alles, was von mir verlangt wird, ich bin, du darfst es glauben, eben so fleißig wie Lina, aber mich mag doch Niemand leiden, weder die Eltern noch sonst Jemand. Sie fühlen, daß ich es nur gezwungen thue, daß es mir widerstrebt, und das ist doch nicht meine Schuld. Keiner ist je zufrieden mit mir, und ich — ach ich bin es am allerwenigsten."

„Und doch ist das zum Theil deine eigene Schuld. Warum bist du allen Andern gegenüber so kalt, so finster und stolz, ja stolz, Anna, den Vorwurf, den man mir ungerechterweise macht, den verdienst du, du kannst anders sein, bist es doch gegen mich, warum nicht gegen die Uebrigen?"

„Weil ich Keinen von ihnen lieb habe und mich Keiner lieb hat, weil sie mich Alle nur immer schelten und quälen. Nein, ich will nicht anders werden, ich kann doch Niemand erfreuen, aber" — hier flammte es in ihrem Blicke auf — „erbittern kann ich Jemand, kränken, reizen, die Macht wenigstens habe ich, und die werde ich mir bewahren!"

Die Tante sah sie ernst und schweigend an: „Wen meinst du?"

Anna fuhr zusammen, sie ward glühendroth: „O Niemand, Nichts, ich sprach nur im Allgemeinen."

„Nein, Anna, so entkommst du mir dießmal nicht wieder. Seit Jahren kenne ich dich nur ernst und verschlossen, und seit einiger Zeit ist Etwas in dir, was du durchaus verbergen willst und was dennoch dein ganzes Wesen beherrscht. Ich merkte es schon im Frühjahr, du wolltest mir damals nicht Rede stehen, aber seit ungefähr vierzehn Tagen bist du in einer fortwährenden Aufregung; glaube nicht, ich ließe mich durch dein Schweigen, deine gleichgültige Miene täuschen. Kind," sie zog das Mädchen liebevoll zu sich, „habe endlich einmal Vertrauen zu mir. Sage mir, was fehlt dir eigentlich? was ist der Grund dieses seltsamen Wesens, das immer zwischen Niedergeschlagenheit und Aufregung schwankt, und das ich mir nicht erklären kann?"

Anna seufzte tief auf und lehnte den Kopf an die Schulter der alten Frau. „Du wirst es nicht begreifen. Hast du lange keine Musik gehört?"

„Ich? Wie käme ich dazu, was willst du mit dieser Frage?"

„Ich habe sie gehört!" sagte Anna leise. „Zum ersten Mal seit Jahren, ach und welche Musik! Aber seitdem habe ich weder Ruhe noch Rast, ich mag sein wo ich will, thun was ich will, immer verfolgen mich diese Töne, und wenn ich sie einen Abend nicht höre —"

„Hörst du sie denn öfter?"

„O gewiß, jeden Abend. Ich weiß nicht, wer dort wohnt, es ist mir auch gleich, aber ich habe einen kleinen Fußweg entdeckt, der dicht an der Hecke des Gartens entlang führt. Dahin gehe ich jedesmal, wenn ich von dir komme, und fast jedesmal wird dort musicirt. Zuweilen ist es nur Einer, zuweilen Mehrere, auch gesungen wird oft, aber gestern" — Anna schluchzte beinahe — „gestern bei dem kalten Abend war die Balkonthür geschlossen, ich hörte nichts, ach und im Winter werden sie das immer thun, wie werde ich das ertragen!"

„Nun, du wirst doch im Winter, bei Schnee und Kälte nicht im Freien stehen wollen?"

„Was kümmert mich das! Wenn ich nur zuhören darf, ich habe schon manchen Abend im ärgsten Regen dort gestanden, das vergesse ich Alles bei den Tönen."

„Aber was soll am Ende daraus werden? Das taugt nun und nimmermehr."

„Nein, es taugt nicht, das weiß ich wohl. Ich habe den ganzen Tag immer nur die Melodien im Kopfe, und darüber vergesse und vernachlässige ich alles Andere, es geht mir damit wie mit den Büchern, nur noch schlimmer. Siehst du, das ist es, was mich immer und ewig quält, was sich in all' mein Denken und Thun drängt — nun weißt du es!"

„Und ist das Alles, Anna?"

„Anna senkte die Augen. „Ja," sagte sie leise. Es trat eine Pause ein, beide schwiegen eine Weile, endlich begann Anna wieder das Gespräch:

„Wer doch auch zu jenen Glücklichen gehörte, die da singen und spielen können und — dürfen! Wie das sein muß, wenn man seinen Beruf nicht mit Widerwillen, sondern mit Freude erfüllen kann, wenn man für das leben darf, was man liebt, und noch obendrein dafür geehrt und gepriesen wird, als wäre das Glück ein Verdienst! Ja, dann muß das Leben eine Lust sein, aber ich — — Wenn ich des Morgens aufwache, dann ist mein erster Gedanke: Ach, wäre es erst Abend! Dann liegt der Tag so unendlich lang und öde vor mir, daß ich gar nicht weiß, wie er zu Ende gehen kann, und wenn ich mich Abends niederlege und die Melodien klingen mir immer noch vor den Ohren, so daß ich sie in den Schlaf, in den Traum mit hinübernehme, dann möchte ich ewig so fortschlafen und nie, nie wieder aufwachen!"

„Kind, du weißt, daß ich dir nicht gern weh thue, aber das sind thörichte, ungerechte Gedanken. Wenn du in deinem Alter so sprechen willst, was bleibt mir denn übrig?"

„Das ist es ja eben, ich fühle die Jugend in mir, ich weiß, daß sie nie wiederkommt, daß ein Tag davon mehr werth ist als ein Jahr des Alters, und darum eben thut es mir so weh, daß sie so ganz verloren sein soll. Ich möchte jede Stunde, jede Minute festhalten, und doch, wozu? — Sie bringt mir Nichts, ich kann ihr Nichts geben, aber jeder Tag, an dem ich mir sagen muß: er war umsonst, wie alle, die noch kommen werden, der ist mir eine Last, eine Schuld — und doch kann ich es nicht ändern."

„Der Tag, an dem man seine Pflicht redlich gethan hat, ist nie verloren."

„Meine Pflicht! diese mühsame, geisttödende Arbeit, ist denn die allein Zweck und Inhalt des Daseins? Und doch, wie oft habe ich versucht, mich ihr hinzugeben und alle andern Gedanken zu verbannen, nur weil ich einmal mit mir zufrieden sein wollte — aber umsonst! — Es war immer, als ob mir Jemand sagte: Was ist daran gelegen? Das kann ein Anderer eben so gut machen, und wenn es nicht gethan wird, so ist auch nichts daran verloren — nur wenn ich die Musik gehört habe, war es auch nur ein paar Minuten, dann schweigt diese Stimme, dann fühle ich einen Schimmer von Zufriedenheit, dann ist es mir, als sei der Tag nicht ganz umsonst durchlebt."

„Weil es dir Freude macht."

Digitized by Google

„Freude? Im Gegentheil! Wenn ich etwas Schönes, Großes lese oder höre, dann fühle ich doppelt, daß ich gar Nichts bin, Nichts sein werde. O, es ist ein entsetzliches Gefühl, so ganz unbedeutend zu sein, von Allen übersehen zu werden und zu leben und zu sterben wie hundert Andere, nach denen Niemand frägt, von denen nur die nächsten Verwandten wissen, daß sie auf der Welt sind!“

„Höre, Anna, wenn du so fortfährst, glaube ich wirklich, daß sie Recht haben, dich des Hochmuthes zu beschuldigen.“

„Hochmuth ich, die ich täglich und stündlich die bittersten Demüthigungen ertragen muß?“

„Einbildung! Wer sollte dich denn demüthigen wollen?“

„Wissentlich vielleicht Keiner, es liegt eben in den Verhältnissen; aber wenn mich der Vater mit den fertigen Arbeiten fortschickt zu den reichen, vornehmen Damen — o, du glaubst nicht, was ich da Alles erdulden muß! Lina fühlt das nicht so, sie meint, es verstehe sich ganz von selbst, und ist stets freundlich und zuvorkommend, aber ich — Wenn sie mich manchmal behandeln, als wäre ich eine andere untergeordnete Art von Mensch, wenn sie mich so naserümpfend von oben bis unten ansehen und ganz laut ihre Bemerkungen über mich machen, wenn sie überall Etwas zu tadeln, zu mäkeln finden, mich ausschelten, wie sie es kaum mit ihrer Magd thun — und ich muß dazu schweigen, darf kein Wort, keine Sylbe entgegnen, und werde zu Hause noch getadelt, weil ich nicht demüthig, nicht unterwürfig genug bin — dann wallt es in mir auf so siedendheiß — die Eltern sagen, ich wäre von Natur böse, in solchen Augenblicken fühle ich, daß sie Recht haben. Dann empfinde ich einen Groll, einen Haß, über den ich selbst erschrecke, dann wünsche ich mir nur ein einziges Mal die Macht, mich zu rächen und ihnen die Demüthigungen zurückzugeben, die sie mich kosten ließen.“

„Und bist du die Einzige, die dergleichen ertragen muß? Sieh' dich um, Kind, in deiner ganzen Umgebung. Deine Eltern, deine Geschwister, wir Alle müssen arbeiten, um zu leben. Wie Wenige sind unabhängig genug, um sich Niemandem unterzuordnen, und wenn diese es uns fühlen lassen, daß das Glück sie reicher begabt hat, so ist das wohl nicht recht und kränkt auch oft, aber es läßt sich nichts dagegen thun, und du mußt dich damit trösten, daß Andere es eben so gut ertragen müssen, als du.“

„Aber sie fühlen es nicht so, sie finden es ganz in der Ordnung, daß man sich vor Titel und Reichthum bücken muß, thun es sogar gern. Warum bin ich denn anders? Warum bin ich stolz von Natur, wenn ich kein Recht habe, es zu sein?“

„Es muß sich im Leben Jeder fügen lernen, und glaube nur, den Wenigsten wird es leicht. Sieh' einmal Otto an, glaubst du vielleicht, daß er nicht stolz ist, nicht eben so stolz wie du? Frage ihn doch, ob er während seiner Studienzeit, wo er arm und unbekannt, fast nur auf die Gönnerschaft des Professors W. angewiesen, vom Zeichenunterricht lebte, ob er da nicht auch manche Vernachlässigung, manche Demüthigung ertragen mußte, grade wie du jetzt.“

„Ich klage ja nicht, daß es so ist, nur daß es so bleibt. Hätte ich wie Otto eine Zukunft vor mir, die Möglichkeit eines Emporkommens durch eigene Kraft, ich wollte gewiß nicht murren. Bei jeder Widerwärtigkeit, bei jeder Zurücksetzung würde ich mir das Ziel vor Augen halten, und dann würde ich arbeiten Tag und Nacht und mir nicht Rast und Ruhe gönnen, bis es erreicht wäre. Ich verlange ja nicht, daß mir das Glück, das was ich Glück nenne, fertig in den Schooß fällt, ich will ja nichts als nur das Recht, das man jedem Manne, ja jedem Knaben gewährt: mir meine Zukunft zu erringen, zu erkämpfen, gleichviel mit welchen Opfern; aber auch das wird mir versagt, und warum? weil ich ein Weib, ein Mädchen bin! Das wird mir immer und immer in den Weg geworfen, darum muß ich in dem Kreise bleiben, wohin Geburt und Verhältnisse mich warfen und in dem ich noch zu Grunde gehen werde, darum verschließt sich mir jeder Weg, der hinaus in's Leben führt, darum ist alles Große, Schöne nicht für mich vorhanden. Ich soll es nicht kennen, nicht lieben, ja könnte man nur, man würde mir verbieten, daran zu denken! Wenn die Andern das thäten, die es doch nicht begreifen, doch nicht verstehen, dann würde ich mich nicht weiter darum kümmern, aber wenn“ — sie brach plötzlich ab, und von dem Tone leidenschaftlicher Entrüstung zu dem des tiefsten Schmerzes übergehend fügte sie hinzu: „O, ich gebe Hohn für Hohn, Bitterkeit für Bitterkeit zurück, aber wie ich dabei fühle, das weiß Gott!“

„Aber, Kind, wie kannst du dich darüber so ereifern?“

„Weil es eine Ungerechtigkeit ist. Warum hat der Mann Rechte an Leben und Freiheit, während die Frau nur Pflichten dagegen haben soll?“

„Wenn du erst anfangen willst, in dem Leben nach dem Warum zu fragen, wirst du nie damit zu Stande kommen. Es ist einmal so, Gott hat es so gefügt, und wir müssen uns in seinen Willen ergeben.“

„Ja wohl, Ergebung, Gehorsam, das wird ja täglich und stündlich gepredigt, es mag auch bei Vielen helfen, aber mich stachelt es gerade zum Widerstand auf. Wenn wir eine Ungerechtigkeit ertragen müssen, wenn wir nicht dagegen kämpfen können und dürfen, — nun, wir müssen es aushalten — wie, das ist unsere Sache, danach frägt Niemand, aber daß wir nicht einmal fragen sollen: warum ist es so? das ist zu arg, und nur die Unmündigkeit eines Kindes oder die Furcht eines Sklaven läßt sich die Frage verbieten. Ich sage dir, ich werde fragen, und wenn mir von außen keine Antwort kommt, werde ich sie in mir selber suchen, und dann — dann ist es nicht meine Schuld, wie sie lautet!“

„Anna, dulden ist das Loos des Weibes.“

„Nein, nur das Loos der Schwäche. Wer schwach ist, mag dulden, ich bin es nicht, und will es nicht!“

„Und was willst du denn?“

Anna legte die Hand an die Stirn. „Ich weiß nicht, noch weiß ich es nicht. Es wühlt in mir Etwas, es treibt mich Etwas, wohin, das ist noch nicht klar, aber zum Dulden gewiß nicht!“

„So habe ich früher auch einmal gedacht, aber das Leben ändert das, glaube es mir.“

„Du? Nein, Tante, du, die du so sanft und geduldig bist, hast gewiß nie —“

„Ich bin fünfundsiebzig Jahre, da lernt sich schon die Geduld, mit achtzehn war ich auch anders. Komm',“ sagte sie, das Mädchen zu sich ziehend, „ich will dir erzählen, wie man die Ergebung lernt. Vielleicht wirkt mein Beispiel mehr als meine Ermahnungen.“

(Fortsetzung auf S. 148.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bulgaren.

Schwedische Trachten.

(Taf. 19.)

Schweden, das aus der Ostabdachung der Kjölen und der Halbinsel Götaland besteht, wird von 3½ Millionen Menschen bewohnt. Im Süden und einem Landstreifen am bottnischen Meerbusen ist die Bevölkerung rein schwedisch. Die Nation ist aus zwei germanischen Zweigen, den eigentlichen Schweden und den Gothen im Süden, entstanden, welchen auch die zwei Hauptmundarten entsprechen: die eigentlich schwedische in Swealand, dem mittleren Theile, und der gothische im Götaland, dem Süden. Der Bergbau, welcher vortreffliches Eisen und Kupfer, und die Benutzung der großen Wälder, welche Bauholz und Theer liefern, beschäftigen einen beträchtlichen Theil der Einwohner. Nur der fünfzigste Theil des Bodens ist jedoch tragbares Ackerland, und nur in guten Jahren reichen Getreide und Kartoffeln für den Bedarf aus. Hingegen hat das Land herrliche Weiden und bedeutende Viehzucht. Für die Küstenbewohner ist der Fischfang, wenn auch die Häringsfischerei jetzt weniger ergiebig ist, von größter Wichtigkeit. Auch die Industrie ist nicht unbedeutend, und der schwedische Landmann weiß sich nicht nur seine Kleidung und die Stoffe zu derselben, sondern auch seine eisernen und hölzernen Geräthschaften: Pflug, Wagen und Boot, selbst herzustellen, sowie auch die schwedische Hausfrau die Leinwand für die Familie bereitet.

Digitized by Google

Die Wohnungen sind in den verschiedenen Theilen des Landes verschieden, die Städte größtentheils freundlich gebaut, mit breiten Straßen und baumbesetzten Plätzen. Die meisten Städte sind Landstädte, die Häuser aus Fachwerk gebaut, und man sieht überall Vieh in den Straßen. Auf dem Lande bestehen die Wohnungen aus Holz, sind aber gleichwohl geräumig und im Süden mit bunten Farben bemalt.

Die Schweden sind im Allgemeinen ein wohlgebauter, schöner und kräftiger Menschenschlag, munter, unverdrossen, gastfrei und arbeitsam. Sie sind meist blond oder braun. Die Frauen haben eine weiße Haut, blaue Augen und eine schöne Gesichtsbildung. Die schwedische Nation gilt für redlich und offen; sie ist tapfer und liebt die Freiheit über Alles. Der Schwede ißt gut und reichlich, aber wenigen Fremden mundet die schwedische Küche. Das gewöhnliche Brod heißt „Vimpa", das dünn und hart gebackene „Knäckebröd". Man backt es zwei- bis dreimal im Jahre in der Größe eines Tellers und hängt es, an Schnüre gereiht, in der Vorrathskammer auf. Nur in Hungerjahren wird das aus Rinde-Mehl und Häcksel bereitete „Barkbröd" gegessen. Den Anfang eines Gastmahls macht ein mit Butter bestrichenes Knäckebrödchen und ein Gläschen „Sub" oder Branntwein, dann folgen Fische, Krebse und Gesalzenes, hierauf erst Kalbs- und Schöpsenfleisch, nachher Milch oder Bouillon, und zuletzt Gebackenes. In den Dörfern trinkt man außer Milch die „Svagdricka" (Dünnbier), in Upland wird auch noch, wie zu Odins Zeiten, Meth aus Hörnern getrunken.

Am besten lernt der Fremde dieses wackere Volk bei den beiden großen Festen kennen, die in ganz Schweden gefeiert werden: beim Weihnachts- und Johannisfeste. Das erstere währt über die Zeit der heiligen Nächte, vom 24. December bis zum 6. Januar. Julasten, der Weihnachtsabend, ist der Hauptag dieses nördlichen Winterfestes. Alle Räume werden mit Decken, Teppichen und heiligen Bildern geschmückt. Ueberall brennen Lichter und leuchten Kienbrände. Man singt die Weihnachtslieder, pilgert in die Kirchen, und macht einander Geschenke. Der Boden wird mit den Zweigen der nordischen Tanne bestreut, das große Weihnachtslicht brennt die ganze Nacht über, und ganze Dorfschaften ziehen mit Fackeln in die Kirche und begrüßen sich mit Gesängen. An Julasten soll Alles froh und glücklich sein. Auch Arme und Kranke werden beschenkt, verschämte arme Familien von unbekannten Wohlthätern bedacht und die Thränen geheimer Noth oft eben so heimlich getrocknet. Herolde rufen den Weihnachtsfrieden aus, und ein in dieser Zeit begangenes Verbrechen wurde mit Härte bestraft werden.

Eine andere Physiognomie hat „Midsomar", das zweite große Fest, der Johannistag, die Frühlingsfeier. Die Sonne steht jetzt am höchsten und die Bäume blühen. Auf den Bergen brennen die Johannisfeuer, an allen Häusern stecken grüne Zweige, und man tanzt und schmaust unter aufgepflanzten Maien. Geistliche Lieder singend ziehen die Landleute durch die Dörfer und bewirthen sich gegenseitig.

Die Trachten sind fast in jedem Kirchspiel verschieden. Am allgemeinsten wird ein nach hinten offenes, weißes und gesteiftes Kopftuch getragen, unter welchem die Haare durchgeflochten sind und eine tellerförmige Erhöhung bilden. Die gewöhnliche weibliche Tracht besteht in farbigen, meist gelbwollenen Röcken, einem kurzen Röckchen aus weißem Walmar (Tuch) mit schwarzen Aufschlägen und schwarzem Kragen, rothen oder gelben Schürzen und weißem, stehendem Hemdkragen. An Festtagen kommt hiezu ein rothsaffianener Gürtel, bei Bräuten ein rother Rock, farbige Schürzen, und ein messingenes Brustschild. Die Schuhe haben hohe Absätze und sind etwas unförmlich. Im Norden sohlt man sie häufig mit Birkenrinde.

Die Männer tragen weiße Walmarröcke mit farbigen Aufschlägen, lange Beinkleider oder kurze mit Strümpfen oder Rohrstiefeln, einen niedrigen runden Hut mit oft zwei Bänder breitem Rande und farbigen Bändern und Litzen, oder die runde Walmarmütze, oben mit Falten und einem breiten ledernen Knopf.

Die Dalkullen, d. h. die Darlekarlierinnen, tragen weiße Jacken und bunte Zwickelstrümpfe. Man wird in den Gasthäusern, in den Cafés und in den Booten, welche von Insel zu Insel gehen, fast nur von jungen Mädchen bedient, welche man aber auch mit Lasttragen, Holzpaketen und Wasserschleppen beschäftigt sieht.

Frauen und Mädchen unterscheiden sich durch den Kopfputz. Das Haupt sorgfältig zu bedecken, ist eine allgemeine, streng beobachtete Sitte. Man legt zwei mit rothem Tuche überzogene Wülste um den Kopf, neben welchen über der Stirn noch Bänder angebracht werden. Auf diese Kopfbedeckung aller Frauenspersonen setzen die Hausmütter eine platte Haube, über welche sie noch ein weißes Tuch schlingen.

Eigenthümlich sind auch die Titulaturen. Madam ist die Bezeichnung für die Frauen der untersten Klasse, jede Bürgersfrau wird Frue genannt. Flikka titulirt man die Dienstmädchen, die Bürgerstöchter Jomfru, was aber zur höhern Gesellschaft zählt, Fröken oder Fräulein.

In eigenthümlicher Weise werden in Schweden die Hochzeiten gefeiert und Braut und Bräutigam am Hochzeittage den zusammenlaufenden Neugierigen zur Schau ausgestellt. Je vornehmer dieselben sind, desto begieriger drängt man sich, sie zu sehen. Von Zeit zu Zeit wird die Thür geöffnet und der Schwarm in ein mit Blumen und Laub geschmücktes Zimmer eingelassen, in welchem sich das junge Paar präsentirt und das Publikum ziemlich ungenirt seinen Beifall oder sein Mißfallen äußert.

Zu der Brauttracht gehören ein rothes Jäckchen, grüne Schürze, zwei oder mehrere vom Kopfputze herabhängende Bänder, seidene Halstücher, welche in den Gürtel gesteckt an der Seite herabhängen, gestickte Handschuhe, und vor Allem das Beutelgehänge, worin die Braut ein silbernes Löffelchen nebst kleinem Messer und kleiner Gabel, eine Nadelbüchse und andere Kleinigkeiten aufbewahrt. Ihr Hauptschmuck ist jedoch die Krone von Silberschmelz mit allerlei Zierathen, Bändern und Schmuck. Sie wird von den Brautjungfern, der Bräutigam von seinem Vater oder nächsten Anverwandten und dem von der Familie gestellten und im Hause wohnenden Soldaten geführt. —

In der Provinz Smäland erhält die Braut bei der Verlobung ein Gesangbuch, eine silberne Kette und einen silbernen Gürtel. Acht Tage vor der Hochzeit hat sie sich mit diesem Schmucke in der Kirche einzufinden; am Vorabend des Hochzeittages aber erscheint die Frau des Predigers und hält, mit Musik empfangen, Musterung über den Prachtanzug der Braut. Die Begleiter des Bräutigams haben sich mit raschen Pferden, rothen Halsbändern und Armbändern und einem Sporn auf dem Kirchplatze eingefunden und reiten bei der Rückkehr, ihren Muth zu zeigen, über Stock und Stein. Im Hofe des Hochzeithauses ist eine Feststange errichtet und mit Bändern, bunten Tiern ꝛc. geschmückt. Um diese Feststange reitet der Zug dreimal herum. Bei dieser Ceremonie soll die Braut weinen und

Digitized by Google

durch den Verlobungsring auf den Bräutigam sehen, aber so, daß dieser sie nicht sehen kann. — Der Soldat geht nach der Trauung umher, die Geschenke oder Geschenkversprechen zu sammeln, welche dann laut von ihm ausgerufen werden. Den Tanz eröffnet der Pfarrer, und das Fest währt fort bis zum Morgen. C. K.

Die künstlichen Perlen.

Der Ursprung der künstlichen Perlen ist sehr alt. Römische Schriftsteller erzählen, schon vor der christlichen Zeitrechnung seien die arabischen Stämme, welche an den Sandküsten des Rothen Meeres natürliche Perlen fischten, damit bekannt gewesen. Diese Stämme glaubten bemerkt zu haben, daß die Auster, wenn sie krank oder verletzt ist, eine Flüssigkeit ausscheide, welche in festem Zustande Perlmutterglanz zeige; sie benützten also diese Wahrnehmung und gedachten die Austern selbst zur Erzeugung künstlicher Perlen zu zwingen. Zu diesem Zweck gossen sie nach Apollonius Oel auf das Wasser, um es ruhig und glatt zu machen. Wenn nun die armen Muslusken, durch diese scheinbare Ruhe getäuscht, an die Oberfläche emporstiegen, um Luft zu schöpfen, wurden sie von den Fischern gepackt, und diese gaben nun durch die halb offenen Schalen dem Thiere einen Stich in den Körper und warfen dasselbe dann auf ein eisernes Sieb, und von diesem träufelte die Flüssigkeit in Form von runden, perlmutterartigen Tröpfchen in ein darunter stehendes Gefäß ab.

Wenn die arabischen Fischer wirklich die ihnen zugeschriebenen künstlichen Mittel anwandten, so hatte der Zufall ihnen eine seltsame Thatsache des thierischen Haushalts enthüllt, welche siebzehn Jahrhunderte später der große schwedische Naturforscher von Neuem entdeckte. Im Jahre 1761 berichtete Linné an die Regierung, er habe nach einer langen Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen die einzig richtige und unfehlbare Art, wahrhafte Perlen zu machen, entdeckt, und sei bereit, ihr sein Geheimniß mitzutheilen. Da die Regierung dasselbe von der Hand wies, verkaufte er es um 500 Dukaten an einen Kaufmann aus Gothenburg, Namens Bagge, dessen Erben es, sorgfältig versiegelt, 1780 wieder zum Verkauf ausboten. Dieses angebliche, auf Hypothese beruhende Geheimniß war inzwischen aller Welt bekannt geworden, da Linné in der fünften Ausgabe seines Systema Naturae die Ueberzeugung aussprach, daß die Perlen in Folge eines Reizes entstehen, welcher auf das Thier durch eine der Schale beigebrachte Verletzung oder Einbringung eines fremden Körpers ausgeübt werde. Später jedoch suchte sein Freund Beckmann vergeblich von ihm einige Nachweisungen über das Verfahren zu erhalten, dessen er sich zur Erlangung der Perlen in seiner Sammlung bedient hatte, die er für Erzeugnisse der Süßwasser-Perlmuschel ausgab.

Wie manche andere, hat man auch diese Erfindung den Chinesen zugeschrieben, welche, ganz nach Linnéischem System, es verstanden haben sollen, die Austern zur Erzeugung von Perlen zu zwingen. Sie lernten es von einem Mann aus Hutschefu, Namens Pe-Dschin-Yang, welcher im dreizehnten Jahrhundert lebte und von seinen Zunftgenossen später göttlicher Verehrung gewürdigt wurde. Es existirt eine ungeheure Fabrik für künstliche Perlen in der Nähe von Canton und zu Hutschefu unweit Ningpo.

In den Monaten April und Mai werden die Jahresmuscheln, die indessen völlig ausgewachsen sind, nach einander aus ihrem Bette genommen; nun bringt man ein Stückchen Eisenfaden oder einige Metallkörner zwischen den Mantel und die Schale der Muslusken ein und läßt diese fremden Körper in der Muskelsubstanz, bis sie völlig mit einer winzigen Schichte Perlmutter bedeckt sind. In der Regel genügt ein Jahr zu dieser Inkrustirung, bisweilen läßt man aber die Muscheln auch länger in Ruhe, wenn man eine dickere Perlmutterschichte erlangen will. Diese Perlen haben oft viel Schimmer; da sie aber immerdar wegen des Kerns, welcher an einem Theile des Thierkörpers hing, schlecht geformt sind, so kann man sie nur zu dunkeln Fassungen oder zu Stickereien verwenden, wo die mangelhafte Seite sich verbergen läßt. Fänden die Chinesen noch ein Mittel, die Perlen vollkommen rund zu machen, so bliebe den Muscheln die Fabrikation künstlicher Perlen ausschließlich vorbehalten; aber so wie die Kunst jetzt in China betrieben wird, vermag sie die Concurrenz mit den Resultaten europäischer Wissenschaft nicht zu bestehen. Indessen hat das chinesische Verfahren doch insofern Werth für die Wissenschaft, als es die Ansicht der meisten Chemiker bestätigt, daß die Perle das Erzeugniß einer anomalen Thätigkeit bei dem Ausscheidungsprozesse in dem gallertartigen Thiere ist.

Die Venetianer waren das erste Volk in Europa, welches sich mit der Fabrikation falscher Perlen beschäftigte; aber wiewohl sie von orientalischen Kaufleuten die Idee hiezu entlehnt haben mochten, befolgten sie doch nicht die in Asien angewandte Methode, sondern schritten zu einem rein künstlichen Verfahren. Es bestand darin, in Glasbläschen verschiedenfarbige Firnisse zu bringen, zu deren Zusammensetzung sie großentheils Quecksilberpräparate gebrauchten.

Diese Fabrikation muß frühzeitig einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, da die Republik Venedig zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Handel mit diesen Perlen durch ein Gesetz verbot, unter dem Vorwande: es wäre ein Betrug, Perlen zu machen oder zu verkaufen, welche man von den wahrhaften nicht zu unterscheiden vermöchte. Die Kunst befand sich aber dennoch wohl dabei, und Murano, wo die erste Fabrik errichtet wurde, ist bis auf den heutigen Tag der Hauptcentralpunkt für die Verfertigung künstlicher Perlen, wie jener Glaskügelchen, welche im Handel unter dem Namen venetianischer Perlen bekannt sind.

Rom behauptete lange Zeit, gleiche Fabriken zu besitzen, und doch ist die von den römischen Fabrikanten angewendete Materie ganz verschieden. Anstatt des Glases bedienen sie sich kleiner Alabasterkügelchen, welche sie in einen vornehmlich aus pulverisirter Perlmutter bestehenden Teig eintauchen.

So bewunderuswerth aber auch die schönsten Perlen von Rom und Venedig sind, halten sie doch keine Vergleichung mit den künstlichen Perlen aus, welche man in Frankreich verfertigt. Einige der letzteren waren 1855 zu Paris ausgestellt. Sie gaben an Schönheit den orientalischen Perlen nichts nach, und wenn man beide neben einander legte, waren sie nicht zu unterscheiden.

Eine Eigenschaft gibt es jedoch, welche die Wissenschaft

Digitized by Google

den künstlichen Perlen nicht zu geben vermochte: es ist die spezifische Schwere. Werden sie mit wirklichen Perlen aus dem Orient gewogen, so verräth deren relative Leichtigkeit ihren Ursprung; in jeder andern Beziehung können sie die Vergleichung aushalten.

Die Fabrikation der Perlen geht in Frankreich bis zum Jahr 1680 hinauf. Man verdankt sie, der gewöhnlichen Meinung nach, einem Rosenkranzhändler Namens Jaquin. Derselbe ging eines Tags in seinem Garten zu Paris spazieren, als seine Aufmerksamkeit durch den Silberglanz eines Bassins angezogen wurde, in welches man kleine Weißfische geworfen hatte. Da er bemerkte, daß dieser Glanz von den kleinen Schuppentheilchen des Fisches herkam, gerieth er auf den Gedanken, diese Schuppen zur Bedeckung der Glasperlen anzuwenden. Er fand jedoch bei der Ausführung, daß die schnelle Zersetzung dieser Schuppen es ihm fast unmöglich machte, eine große Quantität auf einmal zu sammeln. Lange Zeit fand er kein Mittel, sie aufzubewahren, ohne daß deren Glanz zerstört wurde. Endlich kam er auf den glücklichen Einfall, sie in eine starke alkalinische Auflösung zu werfen, und so erhielt er jene Mischung, welche unter dem Namen „orientalische Essenz“ seit jener Zeit das Hauptelement bei der Fabrikation künstlicher Perlen in Frankreich bildet.

Der Cyprinus alburnus ist ein kleiner Weißfisch, welcher sich in Menge in den Nebenflüssen der Seine findet. Nachdem man die Schuppen in hellem Wasser gut gewaschen hat, preßt man sie in feiner Leinwand, und die ablaufende Flüssigkeit wird mehrmals filtrirt, bis sie den Grad der gewünschten Reinheit erlangt. Man mischt sie dann mit einer alkalinischen Lösung, deren genaue Beschaffenheit und Verhältnisse in den verschiedenen Fabriken von einander abweichen. Man bedarf 17000—18000 Fische zu einem Pfund reiner Essenz.

Der Erfolg hängt wesentlich von der Vollkommenheit der eisernen Röhren ab, deren man sich zum Blasen der Glaskügelchen bedient. Diese Operation geht so schnell vor sich, daß ein guter Arbeiter täglich mehrere Tausende für die Fabrikation ordinärer Perlen blasen kann. Handelt es sich aber darum, Perlen von großem Werthe nachzumachen, so muß der Bläser langsam und vorsichtig verfahren. Wenn das Glasbläschen die gehörige Schmelzbarkeit und Rundung zeigt, so bringt man mittelst eines Röhrchens einen Tropfen orientalischer Essenz mit einer gewissen Quantität Fischleim hinein. Verwandelt sich auch unter diesem Verfahren das Glaskügelchen wie durch Zauberei in eine glänzende Perle, so bleibt doch noch viel zu thun übrig, ehe man sie im Handel als ein Juwel von einigem Werth ausbieten kann. Nachdem die Perlen in Alkohol gewaschen und auf einer heißen Platte getrocknet worden sind, füllt man sie mit Wachs oder Cement, um ihnen Gewicht und Consistenz zu geben, durchbohrt sie sorgfältig und bringt eine kleine farbige Papierröhre hinein, damit der Faden, an welchem man sie aufreiht, mit dem Wachs nicht in Berührung kommt. Endlich setzt man sie, um ihnen den höchsten Grad von Glanz zu geben, dem Dampf einer Mischung von Wismuth und Quecksilberpräparat aus, deren genaue Beschaffenheit zu den Geheimnissen der Kunst gehört. Man sagt, einige Fabrikanten waschen jede Perle besonders in einer Flüssigkeit, welche durch sorgfältig wiederholtes Destilliren einer gewissen Quecksilbercomposition erlangt wird.

Das Seine-Departement ist der Centralpunkt dieses Industriezweigs, der eine große Anzahl Arbeiter, namentlich Frauen, beschäftigt; und so lange die Pariser Fabrikanten fortfahren, so schöne Muster ihrer Kunst wie bisher zu liefern, wird die Stadt, welche Zeugin von Jacquin's ersten Versuchen war, ihren alten Ruf, die schönsten künstlichen Perlen zu fertigen, nicht verlieren.

B—e.

Das Schloß de la Penha de Cintra.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

Im Nordwesten von Lissabon und etwa drei Meilen von dieser Hauptstadt entfernt erhebt sich das hohe, zackige, kahle Jura- und Kreidegebirge von Cintra, das nirgends über 1800 Fuß aufsteigt, nach Süden zu wilde, verbrannte Felsmassen hat, auf der sanfteren Nordseite dagegen, die von reichbewässerten schattigen Schluchten durchsetzt wird, reizende Landhäuser und Gärten in einem Walde von Orangen, Obstanlagen, Eichen und Pinien trägt, oberhalb deren es mit immergrünem Gebüsch bedeckt ist. Nach Westen zu senkt sich das liebliche Bergland rasch zu einem öden, flachen, kaum 50 bis 80 Fuß hohen Plateau herab, das sich am Meere als Cabo da Roca endet.

Am nördlichen Abhange dieses Gebirges, dessen Schönheiten man, von Lissabon kommend, nicht eher ahnt, als bis man die öde, wilde, von Granitmassen durchbrochene Südseite erstiegen und deren höchsten Punkt erreicht hat, erblickt man in wahrhaft paradiesischer Lage den durch seine gesunde Luft berühmten Flecken Cintra, der, gut gebaut und mit vier schönen Pfarrkirchen versehen, gegen 7300 Einwohner zählt und ringsum von vielen prächtigen Landsitzen umgeben ist. Oberhalb des Fleckens erhebt sich auf einem ziemlich steil nach allen Seiten abfallenden Berggipfel das auf unserem Holzschnitt nach einer Photographie dargestellte alte gothisch-maurische Schloß de la Penha, eines der prachtvollsten und besterhaltenen Bauwerke des frühesten Mittelalters, das lange Zeit der Sitz maurischer Könige war.

2

Die Sängerin.

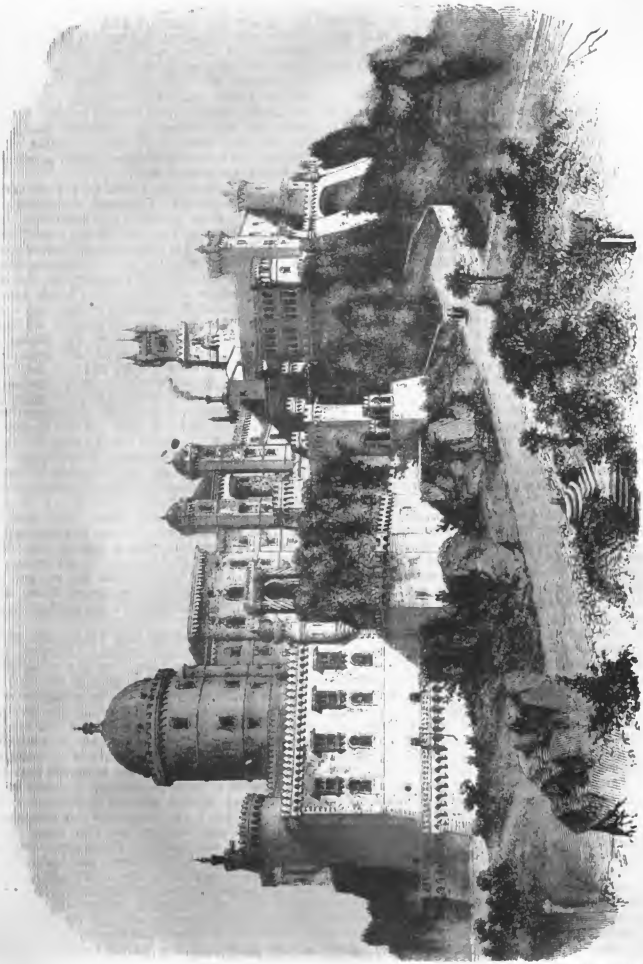
Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 144.)

Anna, die vorhin aufgesprungen und heftig im Zimmer auf und nieder gegangen war, blieb jetzt stehen und blickte sie mit jenem Interesse an, das wir immer empfinden, wenn ein lange verschlossenes Buch uns endlich geöffnet wird. Die alte Frau bemerkte es und lächelte trübe:

„Du mußt nichts Besonderes erwarten, mein Kind,

Digitized by Google



Schloß de la Penha de Cintra.

Digitized by Google

nichts Romantisches, wie es in deinen Büchern steht, es ist eine ganz einfache Geschichte, die wohl schon oft dagewesen ist, aber sie wird dich interessiren, weil es die meine ist. Nicht wahr, Anna?"

Anna nickte schweigend, sie zog das Fußbänkchen näher heran und ließ sich darauf nieder. —

„Du weißt, daß ich früher einige Zeit auf dem Lande war. Ich war ein junges Ding von siebzehn Jahren, als mich ein Verwandter, der Schulmeister in C., zu sich nahm. Er hatte seine Kinder, seine Frau war kränklich, sie brauchten Jemand für das Hauswesen, und da meine Eltern eben nur ihr Auskommen und ich noch fünf Geschwister hatte, so waren sie froh, mich für einige Zeit versorgt zu wissen. Die drei Jahre in C. waren die glücklichste Zeit meines Lebens, Alles liebte mich dort, die Tante war im Hauswesen mit mir zufrieden, der Onkel unterrichtete mich in vielen Dingen, die ich sonst schwerlich gelernt hätte, und die drei Jahre vergingen nur allzu schnell. Den letzten Sommer, den ich in C. zubrachte, lernte ich dort einen jungen Maler kennen, er wollte Studien in der Umgegend machen und anfänglich nur acht Tage bleiben, aber er blieb immer länger, und zuletzt wurden es zwei Monate. Der Onkel hatte ihn gern, wir sahen uns täglich und liebten uns, ohne daß wir es wußten, bis die nahende Trennung uns über unsere Gefühle aufklärte. Es kam nämlich ein Brief von zu Hause, der mich aufforderte, zurückzukommen, und zwar so bald als möglich. Wir waren Alle erstaunt darüber, aber der Tag meiner Abreise war genau bestimmt, es blieb mir also nichts übrig, als einzupacken. Am Abend vor der Abreise traf ich Albert im Garten, und beim Abschied kam es zwischen uns zur Erklärung. Wir machten aus, daß er erst nach W. gehen sollte, wo er einen größeren Auftrag zu erhalten hoffte, und mich dann bei meinen Eltern aufsuchen, bis dahin wollten wir darüber schweigen, und so schieden wir mit den höchsten Hoffnungen. Kaum war ich zu Hause angekommen, da erfuhr ich auch, um was es sich handelte: die Eltern hatten eine Heirath für mich ausgesucht und Alles in Ordnung gebracht, so daß ich nur noch Ja zu sagen brauchte. Der Wolter mag wohl im Grunde ein braver Mann gewesen sein, aber er war schon gar zu alt und hatte ein so derbes, rohes Wesen, daß ich ihn nie hätte leiden mögen, auch wenn Albert nicht gewesen wäre. Ich wagte nicht gleich Nein zu sagen, in unsrer Familie war es von jeher Sitte, daß die Kinder in solchen Angelegenheiten nicht viel gefragt wurden, die Eltern waren streng und ich ihnen in den drei Jahren beinahe fremd geworden, aber ich setzte mich hin und schrieb in meiner Herzensangst an Albert. Der hatte kaum meinen Brief erhalten, als er sogleich Alles im Stich ließ, hierherkam und sich ohne Verzug meinen Eltern erklärte; aber nun brach ein förmlicher Sturm von der ganzen Familie los. Man meinte, es sei eine Thorheit ohne gleichen, einen so reichen, soliden und respektablen Mann wie den Wolter auszuschlagen und statt dessen einen Maler zu heirathen, einen Menschen, der keine feste Existenz, kein sicheres Brod habe, der das müssige Umherlaufen in Wald und Feld, das Kritzeln auf dem Papier Arbeit nenne, und gewiß so leichtsinnig und unmoralisch wäre, wie Alle seines Schlages. Ach, was habe ich damals nicht Alles hören müssen! Der Vater erklärte, er würde niemals seine Einwilligung dazu geben, ich solle und müsse Wolter nehmen; ich hatte schlimme Zeit zu Hause und Albert mußte gleich wieder nach W. zurück. Als ich beim Abschiede so trostlos weinte, als ahnte ich, daß wir uns nicht wiedersehen würden, da tröstete er mich so heiter und zuversichtlich, daß ich selbst glaubte, es würde noch Alles gut werden; den Auftrag hatte er wirklich erhalten, und wenn er ausgeführt war, dann konnten wir allenfalls an's Heirathen denken; freilich mochte das wohl über ein Jahr dauern, aber wir wollten ja gern warten, und mit den letzten Worten ermahnte er mich noch, nur auszuhalten, ihm nur treu zu bleiben, das Uebrige würde sich finden; aber wenn ich ihn aufgäbe, wenn ich nicht den Muth hätte, um seinetwillen meiner Familie zu widerstehen, dann sei es aus zwischen uns.

„Als er fort war, da redeten sie Alle auf mich ein, mit Bitten, Vorwürfen, Drohungen und Vorstellungen; ich hatte wohl Muth und Kraft zum Widerstande, so gut wie irgend Eine, aber wenn man so von allen Seiten bestürmt wird, täglich und stündlich immer dasselbe hört und dabei von jedem Verkehr mit dem Geliebten abgeschlossen, auf allen Schritten und Tritten bewacht wird, das bringt am Ende Jeden zur Verzweiflung. Ein halbes Jahr hielt ich es aus, da war ich so matt und muthlos, daß ich kaum aus noch ein mehr wußte, und als sie sahen, daß ich nachgiebiger geworden war, holten sie den alten Prediger herbei, der mich confirmirt hatte und der mir immer lieb gewesen war. Er stellte mir sanft, aber ernst vor, daß ich Unrecht habe, daß ein Kind seinen Eltern stets gehorchen müsse, daß ich mit Albert nicht glücklich sein könne, wenn ihr Segen nicht auf der Heirath ruhe, er sprach von Pflicht, von Prüfung und Ergebung, und was all' das Dränzen und Schelten nicht zu Stande gebracht hatte, das bewirkte die sanfte Ermahnung. Ich versprach unter heißen Thränen, das Opfer zu bringen und meiner Liebe zu entsagen, wenn man mich nur mit der andern Heirath verschonen wolle.

„Ich schrieb denn auch an Albert, Gott weiß, was mich der Brief gekostet hat! Er mag ihm doch wohl weh gethan haben, wenn auch nicht so weh wie mir, die ich ihn schreiben mußte; aber stolz und fest wie er war, antwortete er gar nicht, sondern schickte mir nur mein Bild zurück, das er in C. gezeichnet und seitdem immer bei sich getragen hatte, und damit war es aus zwischen uns, für immer. —

„Seit der Zeit habe ich wenig Freude erlebt. Die Eltern und die ganze Familie meinten, nun ich den ersten, schwersten Schritt gethan, würde ich auch in die Heirath mit Wolter willigen, aber hierin blieb ich fest. Ich sagte Nein und immer wieder Nein, bis er es müde ward und sich eine andere Frau nahm. Das war nun freilich ein trauriges Leben für mich zu Hause, und nun kam auch noch das Unglück, daß im nächsten Jahr mein Vater stark und mit ihm das Brod. Der Onkel in C. wollte mich freilich wieder zu sich nehmen, aber die Mutter stand allein, die Geschwister waren noch unerzogen, da konnte ich doch nicht fortgehen, ich blieb also und half so gut es gehen wollte. Wir hatten eine recht bittere Zeit durchzumachen, denn wie wir auch arbeiteten mit allen unsern Kräften, es wollte doch nicht ausreichen für so Viele. Ich habe, das kann ich wohl sagen, gethan, was ich nur konnte, aber ich mußte doch immer hören, wie ganz anders es uns ergehen würde, wenn ich jetzt die Frau des reichen Wolter wäre. In der Familie mochten sie mich seitdem nicht leiden, sie meinten es wäre nur Hochmuth gewesen, der mich die reiche Heirath ausschlagen ließ, ich hätte immer nur etwas Vornehmes, Apartes haben wollen, deßhalb

Digitized by Google

bekäme ich nun gar Nichts. Was ich nicht gethan, das rechneten sie mir bei jeder Gelegenheit vor, was ich um ihretwillen gepfert hatte, daran dachte Niemand; auch die Mutter, auch die Geschwister sprachen so — und das that mir am wehsten. Später ging es uns freilich besser, die Brüder konnten für sich selber sorgen, die Schwestern verheiratheten sich, eine nach der andern, ich blieb bei der Mutter und pflegte sie, denn sie kränkelte lange und wurde zuletzt gelähmt, so daß sie vier Jahre lang das Bett nicht verlassen konnte. Endlich starb sie auch, und nun saß ich hier allein in dem kleinen Stübchen, das wir zusammen bewohnt hatten. Es war mir oft recht einsam zu Muth, mit den Geschwistern und Verwandten hatte ich wenig Umgang, sie nannten mich nur die Stolze, wie sie es noch jetzt in der Familie thun, das hat sich so vererbt. Die Jahre vergingen, allmälig starb Einer nach dem Andern, oft noch in voller Kraft und Lust des Lebens, ich — wurde fünfundsiebzig Jahre. Alle, die mit mir aufwuchsen, sind vor mir hinübergegangen, ich allein blieb zurück und sah eine ganz neue Generation entstehen. Noth habe ich nie gelitten, war ich doch von früher Jugend auf an Arbeit gewöhnt und brauchte nicht viel; freilich nannte man es eine Thorheit, daß ich, die ich oft selber kaum mein Brod hatte, noch die Katze und den Vogel mit durchfütterte, aber ich wollte doch so gern etwas Lebendes um mich haben.

„Albert sah ich nie wieder und hörte nur zweimal von ihm, das erste Mal nach langer Zeit in einer Familie, in der ich arbeitete. Der Sohn war zum Besuch aus W. gekommen und erzählte unter Anderem auch von Albert, daß er ein berühmter Maler geworden sei, Ehre und Reichthum erworben habe und auch verheirathet sei mit der Tochter eines Bildhauers aus Florenz, einer Schönheit ersten Ranges. Aber es hieß, Mann und Frau passen nicht recht zusammen, er sei überhaupt nicht glücklich, trotzdem er überall gefeiert und geehrt würde und ein glänzendes Leben führte. Sie sprachen viel darüber, was einem solchen Manne wohl fehlen könne, vielleicht wußte die arme Nähterin, die im Nebenzimmer saß, mehr davon als sie Alle. — Den Abend vergesse ich in meinem Leben nicht! — Dann vor drei Jahren las ich in einem Zeitungsblatte, das mir zufällig in die Hand fiel, seine Todesanzeige, einen langen Nachruf der Akademie, der er angehörte, und ein Verzeichniß der Deputationen, die bei seiner Beerdigung anwesend waren, das ist Alles. — Siehst du, Kind, so habe ich gelebt, so geliebt und so — bin ich zur alten Jungfer geworden.“ —

Tiefes Schweigen herrschte im Zimmer, die alte Frau saß still da, die Hände gefaltet, die sanften milden Augen vor sich hin gerichtet, als blickte sie weit zurück in die ferne, ferne Vergangenheit, ein Bild der Ergebung. Anna saß neben ihr, beide Arme auf ihre Kniee gelegt, und blickte zu ihr empor, aber es war nicht Ergebung, die aus ihrem Antlitz sprach. Eine finstere Falte lagerte auf ihrer Stirne, ein starrer Trotz zuckte um die festgeschlossenen Lippen und in den großen dunkeln Augen loderte ein düsteres Feuer.

Die Herbstsonne sandte ihre letzten Strahlen in das kleine Dachkämmerchen und beleuchtete warm und voll die beiden Gestalten, das müde alte Dasein, das so ruhig und geduldig zu Grabe ging, und das junge glühende Leben, in dessen Innerstem es zuckte wie wilde Empörung gegen Zwang und Ungerechtigkeit. Was war die Erzählung denn auch? Eine Alltagsgeschichte, ein neuer Vers zu dem alten Liede, das uns von der Wiege zum Grabe gesungen wird. Es singt die Stimme in Schlaf, die dem Menschen zuruft, sein heiligstes Recht zu wahren, das Recht, selbst sein Schicksal zu wählen, selbst sein Leben zu gestalten, es singt von Gehorsam, von Geduld und Ergebung, und der Refrain ist — ein verfehltes Leben!

Acht Tage später war das Stübchen leer und draußen auf dem Kirchhofe senkte man einen einfachen Sarg in die Gruft. Die ganze Familie war anwesend, in schwarzen Kleidern mit weißen Taschentüchern, es ward ein sehr langer Choral gesungen, der Prediger hielt eine sehr rührende Rede, die Männer warfen Erde, die Frauen Blumen in das Grab, dann ward es zugeschüttet und Alle gingen nach Hause. —

„Sie war eine gute alte Person,“ sagte Rosner, der Neffe und nächste Verwandte der Verstorbenen, „bis auf den Stolz und Hochmuth, davon hat sie ihr Lebenlang nicht gelassen. Sie hätte es ganz anders haben können, aber sie wollte nicht, ihr steckte etwas Vornehmes im Kopfe, und zuletzt wurde Beides Nichts. Die Familie hat damals Noth genug mit ihr gehabt, mein Vater hat mir davon erzählt, sonst aber war sie fleißig und achtungswerth, das muß man ihr lassen.“ So lautete der Nekrolog der Todten. —

Anna war allein auf dem Kirchhofe zurückgeblieben und legte jetzt den mitgebrachten Kranz auf die lockere Erde. Als der Leichenzug das Haus verließ, war die Luft feucht, der Himmel trübe, ein schwerer dichter Nebel hüllte Alles in seinen grauen Schleier. Jetzt hatten die Strahlen der Sonne ihn gehoben, leuchtend stand sie am blauen Himmel, den einzelne weiße Wölkchen durchschifften, und der so klar und rein auf die Erde herabblickte, als sehe er sie im Frühlings- und nicht im Herbstgewande. Ein leiser bläulicher Duft schwebte noch auf den Hügeln, zwischen den Gebüschen, und dazwischen hindurch blitzten goldene Lichter und spielten auf dem braunen Rasen und dem bunten Laube. —

Es heißt immer, der Tod sei nur dem Glücklichen schwer, nicht dem Leidenden — ja, wenn er uns von einem eben erst erblühten Glücke hinwegreißt, von einem besonders qualvollen Leiden erlöst — aber wenn vom ganzen Dasein die Rede ist? —

Es ist nicht schwer, zu sterben, wenn man sich sagen kann: Du hast gelebt, du hast dein Ziel erreicht, deine Bestimmung erfüllt, du hast die beiden Aufgaben des Lebens: glücklich sein und glücklich machen, in deiner Weise, nach deinen Kräften gelöst. Dann hat jede Erfahrung, ob in Freude oder Schmerz, ihre Bedeutung, dann liegt das Dasein hinter uns abgeschlossen, wie ein vollendetes Werk; freudig können wir darauf zurückblicken, ruhig davon scheiden und gefaßt dem neuen entgegengehen. Ein solcher Tod ist die letzte, höchste Aufgabe des Lebens. Wer sich aber sagen muß: Du hast umsonst gelebt! dem wird das Sterben nicht so leicht, den hält die Erde noch, mit all' den versagten Freuden, all' der unbefriedigten Sehnsucht, all' den ungenützten Kräften. Er kann ruhig, kann ergeben scheiden, aber Ergebung ist nur das Bewußtsein der Schwäche und weit entfernt von jener erhabenen Ruhe, die allein aus dem Bewußtsein der Kraft hervorgeht. Das Jenseits soll freilich Alles ausgleichen, soll trösten, entschädigen, aber Erdenglück vermag nur die Erde zu geben, unsre oft verleumdete, oft geschmähte und doch so wunderschöne Erde, mit ihren tausend Freudenquellen. Das neue Dasein mag besser, reiner, vollkommener sein, ob aber so schön wie ein

Digitized by Google

reiches, volles Menschenleben, mit Menschenglück und Menschenleid — das ist die Frage, und dies verfehlt zu haben, wird ewig das größte Unglück bleiben. —

Anna stand an den Baum gelehnt, der den Ort beschattete. Ein paar welke Blätter fielen herab auf die kaum geschlossene Gruft, welk und matt wie die, die hier unten ruhte, aber sie hatten doch gegrünt, hatten Licht und Luft, Thau und Sonnenschein getrunken einen ganzen Sommer lang, und jene — — Anna dachte an die einfache Geschichte dieses Lebens: Opfer und immer nur Opfer, Undank und Ungerechtigkeit, und zuletzt ein einsamer, trüber Tod. Schwer und immer schwerer legte sich ihr der Gedanke auf die Seele: Das soll auch dein Loos, so wird vielleicht auch dein Ende sein. — Da wallte es in ihr auf mit der ganzen Kraft und Gluth der Jugend, die sich gegen Tod und Untergang sträubt, und im Angesicht dieses Beispiels von Geduld und Ergebung rang sich in ihrer Seele der trotzige Entschluß hervor: „Wenn sich mir einst ein Weg zur Freiheit, zum Glück öffnet, so werde ich ihn gehen, und müßte ich auch mit Allem brechen, was das Schicksal mir bisher zugetheilt hat!"

(Fortsetzung auf S. 154.)

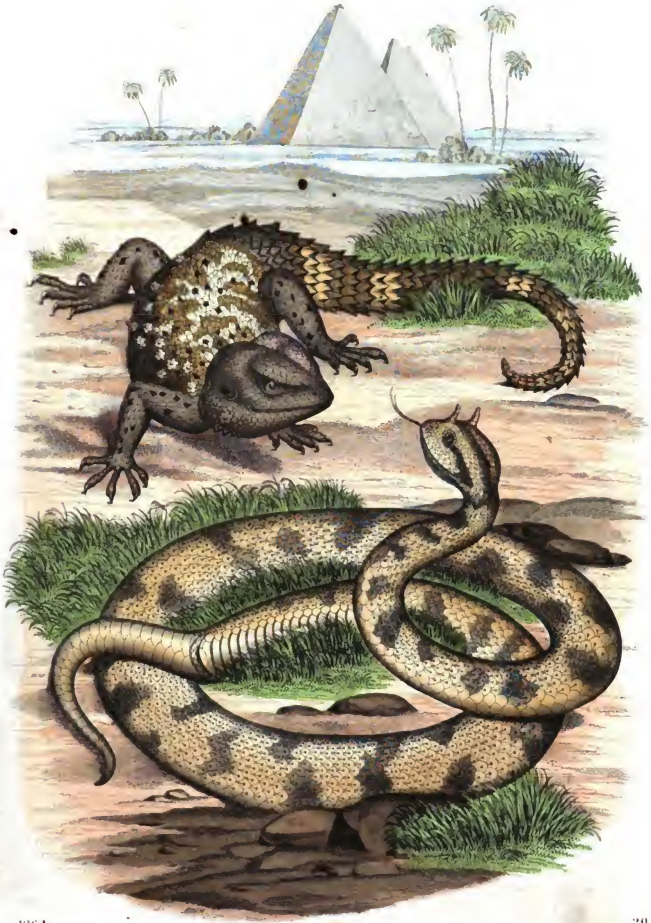
Segovia.

Segovia.

Segovia ist die Hauptstadt der spanischen, in Alt-Castilien gelegenen gleichnamigen Provinz, die gegen 127,5 Quadratmeilen enthält, mithin größer als das Großherzogthum Oldenburg ist, einen meist ebenen, nur wenig hügeligen, aber guten Boden und viele Triften hat, im Ganzen aber schlecht bebaut ist, und nur eine geringe Bevölkerung von kaum 175,000 Seelen zählt, die große Merinoheerden unterhalten, jetzt nur unbedeutende Industrie betreiben, dagegen aber viel Wolle in Handel bringen.

Die schon zur Römerzeit bedeutende Hauptstadt, das alte Segubia, in früheren Zeiten öfters Residenz der Könige von Castilien und Leon, liegt höchst malerisch auf einem felsigen, 600 Fuß hohen Hügel, links am Eresma, am Nordabhange der Sierra de Guadarrama, und zählt, obwohl ungemein weit ausgedehnt und einst bei weitem bevölkerter, kaum 11,000 Einwohner, die viele Tuchfabriken, Zeugwebereien, Wollwäschen und Färbereien unterhalten. Die Stadt ist mit Thürmen und Zinnen umgeben, hat unebene Straßen, aber stattliche Häuser, 24 Pfarrkirchen, eben so viele Klöster, eine königliche Münze, und außer vielen, mit den Klöstern verbundenen Spitalen ein ansehnliches Findelhaus. Auf der Höhe des Felsenhügels steht

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

die prachtvolle Kathedrale mit drei Kapellen und hohem, kuppelgekrönten Thurme, ein Gemisch von gothischer und maurischer Bauart, mit einem prachtvollen Hochaltar, auf welchem sich eine lebensgroße silberne Marienstatue befindet, und unweit derselben erhebt sich, hochgethürmt auf dem Vorsprunge des Felsens über dem Eresma, der maurische Alcazar mit dem reichgeschmückten, merkwürdigen Königssaale, in welchem früher die maurischen und castilischen Könige Hof hielten, der aber jetzt in eine Artilleriekaserne umgewandelt ist. In den obern Sälen des Alcazar ist noch immer die an literarischen Seltenheiten und Manuscripten reiche Bibliothek König Alphons des Weisen aufgestellt, in welcher auch die berühmten astronomischen Tafeln dieses Königs aufbewahrt werden.

In der Nähe der Stadt ist eine 300 Schritt lange und an einer Stelle 200 Fuß hohe römische Wasserleitung, die über einen Theil der Stadt fortführt und 159 Doppelbogen zählt. Sie wurde unter Kaiser Trajan erbaut, und ist eines der festesten, prächtigsten und am besten erhaltenen Denkmale des Alterthums. Sie beginnt an den Bergen von Fonfria, an der Quelle des Rio Frio, drei Stunden von Segovia, führt das Wasser auf einem Umwege durch das Gebirge los Hojos bis in die Nähe von San Ildefonso, wo dann erst die Reihe der merkwürdigen Doppelbogen beginnt, die das Wasser bis zur Sebastianskirche führen. — Zu den Zeiten der Mauren war Segovia so blühend, daß seine Tuchfabriken allein 60,000 Arbeiter beschäftigten.

2.

Interessante Reptilien.

(Taf. 20.)

Es war ein vortrefflicher Gedanke des großen Linné, die Amphibien, welche man vor ihm getrennt und an verschiedenen Stellen untergebracht hatte, in einer Klasse zu vereinigen. Man hatte die Schlangen etwa zu den Würmern, die Krokodile und Schildkröten als vierfüßige Thiere zu den Säugethieren gestellt. Wer nur nach ganz äußeren einzelnen Merkmalen klassifizirt, wird nicht darauf verfallen, Schlangen, Kröten und Eidechsen in eine Klasse zusammenzunehmen, da ihr äußerer Habitus gar sehr verschieden ist. Nichtsdestoweniger bilden sie ein schön und bedeutungsvoll zusammenhängendes Ganze. Die Amphibien sind eine Uebergangsklasse, und es scheint, als hätte die Natur bei der ersten Bildung des höheren, der Luft und dem Lichte entgegenstrebenden thierischen Lebens erst verschiedene Versuche gemacht und wäre dabei von einem Extrem in das andere gefallen. Bei einigen Amphibien, wie bei den Schlangen, welche vielleicht die sonderbarsten Wesen der jetzigen Schöpfung sind, scheint die höhere, entwickeltere Anlage im Contraste mit den wenig entwickelten Körperformen zu stehen, und der Betrachter kann bei dem eigenthümlichen, physiognomischen Ausdrucke, allermeist des klaren, klugen Auges der Schlangen einen Augenblick im Zweifel sein, ob er ein niederstehendes oder ein höheres Wesen vor sich habe. Die göttliche Verehrung vieler Schlangen wird durch diesen Umstand begreiflich. Es ist vielleicht über die Thiere keiner andern Thierklasse so viel als über manche Reptilien, wie über die Schlangen, Basilisken, Kröten u. a. gefabelt worden. In dieser Thierklasse, und gerade bei den Schlangen, kommen auch die furchtbarsten und gefährlichsten Gifte vor, und sie bieten mit vielen, theils höher, theils niedriger stehenden Geschöpfen zahlreiche Vergleichungspunkte. Sie stellen in ihrer Klasse die Katzen, die Haie, Scorpione und Spinnen vor. Von den Katzen haben sie z. B. den kurzen Oberkiefer, die geringe Anzahl von Zähnen, die spaltförmige Pupille und selbst den heftigen und hartnäckigen Charakter; beide überfallen die Beute aus einem verborgenen Hinterhalte und spielen erst mit dem verwundeten und zappelnden Thiere, ehe sie es tödten. Wenn das Gesagte im Allgemeinen von allen Giftschlangen gilt, so findet es insbesondere auf die auf unserer Tafel dargestellte Hornviper seine Anwendung.

In die Abtheilung der Giftschlangen gehören die Hydrinen oder Seeschlangen, die Elapiden oder Giftnattern mit der Korallen-, Schoos- und Brillenschlange, die Crotalinen oder Grubenottern mit der Rauten-, Lanzen- und Klapperschlange, und die Vipern oder Ottern mit der Kreuzotter, der Sandviper, der Redischen Natter und unserer Hornviper.

Die gehörnte oder Hornviper, Cerastes cornutus *Wagl.*, ist auf Kopf und Rumpf mit gekielten warzigen Schuppen bedeckt, über jedem Auge steht ein kurzes kegelförmiges, dem Sporne eines Hahns ähnliches Hörnchen. Ihre Färbung ist gelbroth mit weißen Flecken, unten bräunlichgelb mit braunen Querbändern. Ihre Länge beträgt 2 bis 3 Fuß, und sie hat eine ansehnliche Dicke. Sie kommt in ganz Nordafrika, besonders in Aegypten und der Sahara vor, gewöhnlich auf trockenem, sandigem Boden. Träg und unbeweglich liegt sie tagelang im warmen Sande, und nur das lebhafte Auge und das zweigespaltene Züngelein zeigen, daß Leben in dem zusammengerollten, nur halb sichtbaren Thiere sei. Das Nachts schleicht sie nach Beute umher; ist sie aber hungrig, so fährt sie auch bei Tage auf vorübergehende Thiere und wohl auch auf Menschen los. Glücklicherweise hat ihr Anfall, besonders auf wohlbekleidete Reisende, nicht immer eine Verwundung, und auch diese nicht immer den Tod des Gebissenen zur Folge. Sie bewegt sich niemals in gerader Linie, sondern in Krümmungen, und ihre harten Schuppen bringen im Sande bei ihren schnellen Bewegungen ein eigenthümliches, aber nur schwaches Geräusch hervor. Ihr gewöhnlichster Name in Aegypten ist der Nilwurm. Die Psyllen bedienten sich ihrer am häufigsten bei ihren Beschwörungen. Die Araber halten die Hornschlange für sehr schlau, und behaupten, daß sie häufig in den Fahrgeleisen auf die Reisenden laure. Sie war den Alten bekannt, die manches Sonderbare von ihr erzählen. Als Hieroglyphe kommt die Hornschlange häufig auf Obelisken, Bildsäulen und auch auf Mumien vor. Die Königin Kleopatra soll sich mittelst dieser Giftschlange den Tod gegeben haben, was freilich auch von der Naja Haje behauptet wird.

Der Hornschlange gegenüber ist auf unserer Tafel ein zweites Reptil abgebildet, welche beide, wie man in Aegypten erzählt, in beständiger Feindschaft zu einander leben sollen, nämlich der Stellio, eine Dorneidechse, der Hardun der Araber. Die gemeine Dorneidechse, Stellio vulgaris, gehört zu den Erdagamen, und ist nicht nur in Aegypten in allen Ritzen und Mauerlöchern besonders an den Pyramiden häufig, sondern kommt auch im südlichen

Digitized by Google

Europa vor. Ihre Rückenschuppen sind mit großen Kiel- und Stachelschuppen untermischt. Sie hat deutliche Eckzähne und mit Stachelschuppen umgebene Ohren. Der dünnverlaufende Schwanz ist rund. Ihre Länge beträgt 6 bis 8 Zoll. Der Stellio oder Tarantolo, dies ist ihr gewöhnlicher Name, ist schwärzlich olivengrün, auf dem weißlichen Rücken ockergelb gefleckt und zudem gewöhnlich noch mit Staub bedeckt, so daß man ihn oft gar nicht bemerkt, so lange er in Ruhe bleibt. Mit großer Lebhaftigkeit läuft er, besonders zur Abendzeit, am Gemäuer umher, kommt selbst in die Häuser und versteckt sich unter den Hohlziegeln der Dächer, und kommt mit Einbruch der Dämmerung hervor. Seine unliebliche Gestalt, seine bei Tage langsamen Bewegungen und das gespensterartige Nachtwandeln haben das unschuldige Thier, von dem schon im Alterthum so viel Schlimmes und Abenteuerliches gesagt wurde, in übeln Ruf gebracht. Der Tarantolo, hört man in Italien noch heute, mache das Blut gerinnen, wenn er einem Schlafenden über die Brust laufe, und vergifte die Speisen, welche er berühre. Er beabsichtigt jedoch mit seinen nächtlichen Wanderungen nichts Weiteres, als möglichst viele der jetzt schlafenden Spinnen und Fliegen zu verzehren. Wenn der Stellio geht, macht er gewöhnlich eine nickende Bewegung mit dem Kopfe, welche derjenigen gleichen soll, die bei den Muhamedanern während des Gebetes üblich ist. Der arme Stellio soll nun deßhalb ein Verächter und Spötter des Propheten sein, und ein rechtgläubiger Moslim glaubt, in Ermangelung anderer Ungläubigen, sich mit jedem getödteten Stellio eine Staffel in's Paradies zu erbauen. Ebenso widersinnig war der Glaube, die Haut, welche der Stellio im Frühjahr und Herbst ablege, sei ein unfehlbares Mittel gegen die fallende Sucht; der Stellio wolle sie aber aus Neid den Menschen nicht zukommen lassen und verschlucke sie selber. Man nennt deßhalb bei den Juristen einen Betrug, besonders eine Unterschlagung, Stellionatus.

Bei allen diesen Verleumdungen wurde der Stellio gleichwohl, in Wein gekocht oder zu Asche verbrannt, gegen verschiedene Krankheiten gebraucht und aus seinen Excrementen eine Art Kosmetik bereitet, die im Orient ganz gewöhnlich bei der Toilette verwendet wurde.

C. F. A. Kolb.

Waloffs und Pöhls,

Bewohner des untern Senegal.

Das untere Senegambien wird von zahlreichen Völkerschaften bewohnt, die mehr oder weniger mit einander verwandt, eine Menge kleiner Reiche bilden, deren Bewohner fast fortwährend mit einander in Krieg verwickelt sind. Die bedeutendsten dieser Völkerschaften sind die Waloffs, die das Land zwischen dem Senegal, Gambia und Falemé bewohnen, und die Pöhls, die sich über die Haussa-Staaten und bis südlich von Benur verbreitet haben.

Die Waloffs oder Dhiolofs (d. h. Schwarze) haben die Reiche Danaar, Saulaem und Ballegh oder Bae, das Land Cayor und das große Reich Walo inne, sind Muhamedaner und sprechen einen arabischen Dialekt. Sie haben eine dunkelschwarze Farbe, die schwärzeste in Afrika, aber keine Spur von Neger-Charakter, können vielmehr theilweise als Muster männlicher Schönheit gelten. Ihr Wuchs ist hoch, Hände und Füße sind auffallend klein; ihre Physiognomie ist nicht unangenehm, ihre Züge sind regelmäßig, ihre Nase etwas rund, die Lippen etwas aufgeworfen, aber nicht so stark wie bei den eigentlichen Negern. Ihr Haar ist in kleine cylindrische Locken von $^1/_3$ Zoll Dicke und 5—6 Zoll Länge gewunden. Sie sind intelligent und haben ein würdevolles Benehmen; sind lebhaft, brav, gastfrei, edelmüthig und treu, und die Weiber sanft, artig, gutgewachsen und angenehm im Umgange. Obwohl in Farbe, Thun und Treiben den Negern nahe, scheinen sie dennoch semitischer Rasse, sind ungemein stolz auf ihren Stamm, und wollen durchaus nicht zu den Negern gerechnet werden. Ihre Sprache ist wohlklingend, reich an Vokalen und leicht zu lernen. In ihren Sitten, Glauben und Regierung haben sie mehr Aehnlichkeit mit den Mandingo's, als mit irgend einem andern Volke; sind thätig, kraftvoll und kriegerisch wie diese, und befehden sich oft mit denselben. In industrieller Beziehung übertreffen sie diese in der Verfertigung baumwollener Zeuge, sie spinnen feiner, weben breitere Gewebe und verstehen schöner zu färben. — Die Waloffs in Cayor scheeren sich den Kopf und haben weder Schnurr- noch Backenbart, lassen aber das Haar am Kinn wachsen. Die Kleidung ähnelt der der Araber und verräth Geschmack und Kunstfertigkeit. Die Tracht des gemeinen Mannes besteht aus zwei Stücken Zeug, Pagnen, von denen das eine um die Schultern geworfen, das andere um den Leib geschlagen wird. Häuptlinge und Krieger zeichnen sich durch Beinkleider von gelblicher Farbe und ein baumwollenes Hemd aus. Die Frauentracht ist eben so einfach: von den Knieen bis an die Brust ist der Körper bedeckt, alle andern Theile bleiben bloß; nur wenn sie sich die Mühe, die Kinder auf dem Rücken zu tragen, erleichtern wollen, schlingen sie noch eine Pagne um. Goldene und silberne Armringe sind die einzigen Abzeichen der Frauen von Stande; aber auch sie müssen, wie die Niedrigen, alle Geschäfte für die Männer verrichten. — Bezüglich der Schamhaftigkeit stehen die Männer über den Frauen, und trotz der vernachlässigten Erziehung findet man doch im Ganzen mehr Sittsamkeit unter den Knaben, die unter der Aufsicht ihrer Väter und der Marabuten stehen, als unter den Mädchen.

Die Lebensart der Waloffs ist sehr einfach. Ihre Hütten sind von Binsen, aber fest und gewähren Schutz gegen den Regen; statt der Thüre dient eine Matte. Sie sind rund, wie ein Bienenkorb, mit spitzem Dache. Jeder hat deren zwei: eine dient zur Wohnung, die andere als Küche. Statt der Möbeln findet man im Innern einige Matten; das Hausgeräth besteht in einer großen eisernen oder irdenen Pfanne, einer Anzahl Kürbisflaschen und einem hölzernen Mörser, das Getreide zu zerstampfen. Die Vorräthe von Getreide bewahrt man in großen Binsenkörben, die außerhalb der Häuser auf Pfählen stehen, und so groß ist die Achtung für fremdes Eigenthum, daß Keiner sich daran vergreift. Die Ortschaften und Dörfer sind sämmtlich mit einer dreifachen Reihe 8—10 Fuß hoher Pallisaden umgeben, haben aber nur 3 Fuß breite Straßen zwischen 7 Fuß hohen Mattengeflechten, über welche die

Digitized by Google

runden spitzen Dächer der Häuser hervorsehen. Die Walloffs sind ungemein mäßig: ihre gewöhnliche Speise ist Kuskus von Maniok, Hirse oder Mais; nur selten essen sie Milch oder getrocknete Fische. Sie halten täglich zwei Mahlzeiten, die eine mit Tagesanbruch, die andere mit Sonnenuntergang. Alle essen mit den Fingern und geben überhaupt wenig auf Reinlichkeit. — Sie lieben Wettrennen zu Fuß und Uebungen mit Feuergewehr, wie sie denn überhaupt gute Schützen sind, aber über Alles geht ihnen der Tanz. Kaum haben die Griots oder Gaewells einige Schläge auf die Trommel, ihr Lieblingsinstrument, gethan, so beleben sich alle Mienen, jeder sucht dem Schalle des Instruments durch tausenderlei taktmäßige Körperverdrehungen zu folgen, und die Tänzer geben durch Händeklatschen genau den Takt an. Mit Anbruch der Nacht beginnt der Tanz und endet mit der Morgendämmerung.

Stolz auf ihre Abstammung, hüten sich die Walloffs, Verbindungen zu treffen, die ihren Ansichten nach sie herabwürdigen könnten. In erbliche Kasten getheilt, nehmen sie nur selten ein Weib aus einer andern Kaste, eher aber aus der gleichen Kaste eines andern Stammes. Ein guter Waloff, d. h. ein Privilegirter, einer von denen, die nicht arbeiten, sieht mit Verachtung auf die Arbeitenden, die Schmiede, Weber, Schuster, und selbst auf die Sänger oder Griots herab, welch' letztere nicht einmal ein ehrliches Begräbniß erhalten; man legt ihren Leichnam in einen hohlen Baum, weil man glaubt, die Hirsenernte müßte mißrathen, wenn ein Griot beerdigt wird. Sie sind die Barden der Walloffländer, befeuern in den Schlachten die Kämpfer zur Tapferkeit und Todesverachtung, haben aber eine sehr schwierige Stellung, denn gelingt es ihnen nicht, die Fliehenden durch ihre Lieder zu sammeln, so wartet ihrer der Tod. — Obwohl nichts weniger als fanatisch, unternehmen die Walloffs, theils der Bekehrung halber, theils um Sklaven zu fangen, häufige Kriegszüge gegen heidnische Völkerstämme, und der Islam verbreitet sich immer mehr unter ihnen, wozu das Besuchen der Schulen der Marabuts von allen Kindern wesentlich beiträgt. Die muhamedanischen Priester, meist Araber aus dem Norden, stehen im höchsten Ansehen, und haben den Walloffs ein solches Vertrauen zu ihren Amuleten, Grisgris, eingeflößt, daß diese sich mit Amuleten der verschiedensten Art behängen. Um in den Orden der Marabuts aufgenommen zu werden, wonach Viele der angesehensten Walloffs streben, muß man einen untadelhaften Wandel führen, die arabische Sprache kennen und mehrere Kapitel aus dem Koran auswendig wissen. Verbindet ein Marabut damit noch die Kunst zu schreiben, so hat er das Recht, eine Scharlachmütze zu tragen, und Anspruch auf den Beinamen eines Tompfire oder Alfa, was einen Gelehrten bedeutet. —

Jede walloffsche Ortschaft steht unter einem besondern Oberhaupt (Häuptling), das bei wichtigen Angelegenheiten, und wenn einer angeklagt wird, die Aeltesten des Ortes um sich versammelt. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet über Schuld oder Unschuld des zu Verurtheilenden, die Strafe aber bestimmt allein der Häuptling, als Vorsteher der Ortschaft. Um die Wahrheit der Aussage eines Angeschuldigten zu prüfen, hat man eine Art von Gottesurtheil: man berührt ihm die Zunge mit einem glühenden Eisen; zuckt er vor Schmerz, so hält man ihn für schuldig, im Gegentheil nicht. Der eigenthümliche Schwur der Walloffs ist nicht „bei meinem" oder „des Propheten Bart", sondern: „ac so ma bac-cané! (bei meiner Nase!)"

Häufig unter den Walloffs vorkommende Krankheiten sind Augenkrankheiten, Hautausschläge und Ausfatz, und zu Ende der Regenzeit Catarrhe und Brustübel. Die Marabuts sind auch die Aerzte; sie haben wenige, einfache Mittel, und nehmen ihre Zuflucht zu Zauberformeln, die auf Papier geschrieben, zu Asche gebrannt und alsdann dem Kranken in einem Tranke eingegeben werden. Alle Entbehrungen im Leben und alle Unfälle ertragen die Walloffs ohne Murren; nur bei dem Tode ihrer Angehörigen bringen sie ganze Tage mit Wehklagen zu und brechen bei der Nachricht von dem Hinscheiden eines Verwandten in lauten Jammer aus. Den Körper des Gestorbenen suchen sie auch gegen die Gier der wilden Thiere zu schützen und bepflanzen daher die Gräber stets mit dornigen Gebüschen. — Sklaven gibt es viele unter ihnen, die aber ungemein milde und wie Glieder der Familie behandelt werden; sind sie im Hause geboren, so werden sie, wenn sie nicht schwere Verbrechen begangen haben, selten verkauft. Die Arbeiten, die man ihnen auflegt, sind nicht drückend, da der Boden leicht zu bestellen ist und Frauen und Kinder das Hauswesen besorgen und die Heerde hüten.

Die Pöhls (das rothe Volk), die zweite Hauptvölkerschaft des untern Senegambiens, die unser Holzschnitt ebenfalls zeigt, ist noch weiter im westlichen Afrika verbreitet, als die vorige. Sie sind unter verschiedenen Namen aufgetreten und werden auch Pullo, Pular, Ful, Fulahs, Fella, Fellata, Tellata und Felatin genannt. Seit den ältesten Zeiten wohnten sie am mittleren Senegal und hatten im 14., 15. und 16. Jahrhundert mächtige Könige. Mit dem Untergang des alten Somrhay-Reichs wurden sie wichtig und eroberten die benachbarten Reiche. Ursprünglich nomadische Viehzüchter, ungemein intelligent, doch weder sehr industriös, noch handeltreibend, leidenschaftlich dem Islam zugethan, begann mit Anfang dieses Jahrhunderts ihre politische Wichtigkeit, als sie 1803 die Haussa-Staaten eroberten, die muhamedanische Civilisation bis südlich von Benue verbreiteten und weit über Tombuktu hinaus nach Osten vordrangen. Fast überall vermischten sie sich mit den schwarzen Eingebornen der von ihnen überzogenen Länder und nahmen diese in sich auf, so daß die ursprünglich braune und gelbliche (oder rothbraune) Rasse beinahe ganz verschwunden und ihre Farbe und ihr Aeußeres daher auch nach den Gegenden, in denen sie mehr oder weniger zerstreut oder gedrängter zusammenleben, verschieden ist. Ueberall, wo sie festen Fuß gefaßt, bilden sie eine Art von sehr mächtiger Aristokratie, die sich alle Aemter, die Oberherrlichkeit und einen Theil des Grundbesitzes vorbehalten hat, der eingebornen Bevölkerung dagegen die Freiheit und die Möglichkeit ließ, sich durch den Handel zu bereichern.

Die Gesammtzahl der Pöhls wird auf 6—8 Millionen geschätzt. Sie sind bräunlich und schwärzlich, in Bondu aber und den andern Reichen nahe am Gebiet der Mauren mehr gelb als in den südlichen Staaten, haben langes, nur wenig gekraustes Haar, und ihre Gesichtszüge sind, besonders bei den kupferfarbenen, den europäischen gleich, nur die Lippen sind etwas dicker. Ihre Kleidung ist im Ganzen genommen ziemlich einfach. Die Männer tragen bis an's Knie reichende Beinkleider, eine Pagne um die Schulter, Ohrringe und gläserne Halsketten; bei Festen schmücken sie ihr helmartig geflochtenes Haar mit Straußfedern. Viele haben Flinten, die meisten sind blos mit Lanzen oder vergifteten Pfeilen bewaffnet. Der Anzug der

Digitized by Google

Frauen gleicht dem der Walloffs; Kopf, Hals und Beine sind mit Glaskügelchen beladen. Die Frauen in Futa-Djalon tragen ihr langes, etwas gelocktes Haar auf dem Scheitel zusammengeknotet und durchflochten mit Korallen, Bernstein und Silberstücken; sie schmücken sich mit großen Halsbändern aus denselben Stoffen oder aus Gold; um die Arme legen sie schienenartige silberne Armbänder, und an ihren Fingerringen sitzen Silberplatten, welche den ganzen Finger bedecken. Um die Knöchel tragen sie Perlenbänder von Glas, und ihre kleinen, äußerst feinen Füße stecken in hübsch gestrickten ledernen Sandalen oder gelben und rothen Saffianstiefeln. Um die Hüften schlingen sie ein Gewand, und ein Tuch um die Schultern. Viele Frauen, die ihre Haare in natürlichen Löckchen herunterhängen lassen, bedecken den Kopf mit einer hohen, topfartigen Mütze.

Die nördlichen Pöhls sind sämmtlich Anhänger des Islam, die südlichen nur theilweise, und zum größten Theil Fetischanbeter, vereinen sie alle Arten von Aberglauben mit dem Muhamedanismus. Die Stadt Fokumba, zwischen Timbo und Labé, ist die heilige Stadt des Landes und die Wiege des Islams innerhalb desselben. Von hier aus eroberte Ibrasima, einer der Häuptlinge der Pöhls, das Reich Futa-Djalon, bekehrte dasselbe mit Gewalt der Waffen, tödtete in mehr als hundert Schlachten 174 Häuptlinge, zwang Bondu zum Islam, drang bis in die Mitte von Kaarta vor, und regierte unbeschränkt von 1785 bis 1818. Trotz dieser gewaltsamen Einführung des Islam sind die Pöhls, denen das Wort des Propheten heilig ist, nicht unduldsam gegen ihre, dem alten Glauben treu gebliebenen Landsleute, und Religionsverfolgungen sind ihnen unbekannt. Auf friedlichem Wege verbreitet sich der Islam immer mehr, besonders durch Schulen, welche überall im Lande durch muhamedanische Priester eingerichtet wurden. Die Pöhls sind von Natur gutgesinnt, aber heftig und leidenschaftlich; die strengen Lehren des Korans haben die am Senegal wohnenden weniger gastfrei gegen Fremde gemacht, und in ihrem Benehmen sind sie zurückhaltender als die Walloffs. Die eigentlichen Neger, die unter ihnen leben und deren Länder sie erobert, betrachten sie als eine niedrigere Menschenart, und wenn sie von anderen Nationen reden, stellen sie sich immer mit den Weißen zusammen.

Ihr Fleiß im Ackerbau und in der Viehzucht ist ausgezeichnet: am Senegal, wie am Gambia, sind ihre Felder besser gebaut und geben reichlichere Ernten, als die der benachbarten Völker, und ihre Rinder- und Schafherden sind zahlreicher und besser, als die der Walloffs und Mandingo's. In Bondu sind sie reich und haben alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß. Ihr Vieh behandeln sie gut; des Nachts treiben sie es in Hürden, in deren Mitte eine Hütte für die Wächter steht, welche die Feuer umher unterhalten müssen, die reißenden Thiere abzuschrecken. Morgens und Abends werden die Kühe gemolken, sie geben treffliche Milch, aber weniger als in Europa. Die Milch dient den Pöhls zur Speise, jedoch nur wenn sie sauer ist; sie dulden nicht, daß Jemand sie kocht, weil sie glauben, es schade dem Vieh. Der Rahm ist sehr dick; durch Schütteln in einer Kalabasse verwandeln sie ihn in Butter, die sie am Feuer ausschmelzen, von allen Unreinigkeiten säubern und in kleinen Töpfen aufbewahren. Sie gebrauchen dieselben zu ihren meisten Speisen, und salben sich auch das Gesicht damit, den Kopf und die Arme. Außer dem Rindvieh, worin ihr Hauptreichthum besteht, haben sie auch treffliche Pferde, die aus einer Kreuzung der einheimischen Rasse mit der arabischen entstanden zu sein scheint; sie sind nicht groß, aber sehr schnell. Kameele besitzen sie nur wenige, dagegen züchten sie Esel und Maulthiere. — Die Jagd lieben sie sehr, und Elephanten, Löwen, Panthern und Affen stellen sie gern und häufig nach, um ihre Felder, Gärten und Heerden zu schützen.

Die Häuser der Pöhls sind sämmtlich von Lehm erbaut, meist rund, mit konischen Dächern von Stroh; nur die Häuser der Reichen sind viereckig und von bedeutenderer Größe. Die innere Einrichtung derselben ist so einfach wie bei den Walloffs, und besteht wie bei diesen meist aus Matten, eisernem und thönernem Geschirr, und Waffen. — Die Verheiligungs-Ceremonien sind eigenthümlich: Will ein begüterter Pöhl heirathen, so bewirbt sich sein Vater für ihn bei den Eltern des erwählten Mädchens. Nach dem Antrage schlachtet der Bewerber einen Ochsen und schickt ihn seinem künftigen Schwiegervater; ist dieser davon, so gilt es als ein Zeichen, daß der Liebhaber erhört ist. Von dieser Zeit an sieht er weder die Braut noch die Mutter derselben, und trifft er sie zufällig, so muß er ihnen ausweichen. Nach einiger Zeit schickt er wieder einen Ochsen. Ist endlich der Hochzeitstag festgesetzt, so gibt er der Verlobten drei Sklaven, den Schwiegereltern und jedem Kinde derselben einen Ochsen. Die Braut bekommt zur Aussteuer drei Sklaven, zehn Ochsen und Kleider für sich und ihren Geliebten. Im Falle einer Scheidung erhält die Frau ihre Mitgift zurück, die Kinder bleiben dem Vater, beerben aber die Mutter, wenn diese stirbt. Ein Pöhl, der die Geschenke zur Heirathsgabe nicht aufbringen kann, arbeitet dafür bei dem Schwiegervater. Die Frauen — denn jeder Mann darf, wenn er Vermögen genug hat, mehrere nehmen — sind bei den Pöhls weniger beschränkt als bei den Walloffs; sie haben aber das Hauswesen und die häusliche Industrie zu besorgen, und dürfen nie mit ihren Männern essen. — Der Kunstfleiß der Pöhls ist ziemlich ausgebildet; ihre Zeuge sind mit Sorgfalt gewebt, mit hübschen Stickereien verziert; ihre Sandalen aus rothem und gelbem Saffian sind untadelhaft, und der Mechanismus ihrer Schlösser, so einfach er auch ist, zeugt doch für den Kunstsinn der Verfertiger. Auch auf ihre Steigbügel, ihre silbernen Schnallen, ihre Armringe, Platten, Ohrringe und andere Putzsachen ist großer Fleiß verwendet, und die Arbeit in der Regel sehr zierlich. Jedes Dorf hat Weber, Schuster und Schmiede; auch verfertigen sie Geschirre aller Art aus Thon, die, wenn sie geformt und getrocknet sind, auf dem Felde auf einander gestellt und mit Stroh gebrannt werden.

Für Musik und Gesang sind die Pöhls sehr eingenommen; dem Tanze huldigen nur die Stämme, die den Islam bis jetzt noch nicht angenommen haben; die Muhamedaner selbst sind gegen diese frühere Lieblingslustbarkeit gleichgültig geworden. Die Sänger oder Griots, umherwandernde Barden, die früher die Kämpfe und Siege der Häuptlinge besangen und die Krieger begeisterten, singen gegenwärtig nur noch Gebete ab, und eine eigene Klasse derselben, Diavando's genannt, die in den Dörfern Senopale und Canel leben und das ganze Land durchziehen, haben sich, obgleich ihr Stand verachtet ist, dadurch, daß sie durch ihre Lobgesänge und Schmähgedichte die Meinung der Menge zu leiten wissen, so furchtbar zu machen gewußt, daß man ihnen selten eine Bitte abschlägt, als Besorgniß, von ihnen in Liedern herabgewürdigt zu werden. Griots und Diavando's sind übrigens hier wie bei den Walloffs verachtet, und kein Pöhl würde einem Griot seine

Digitized by Google

Watoffe und Wahja.

Digitized by Google

Tochter zur Frau geben. Fast gleiche Verachtung haben Weber, Schmiede und Schuster, überhaupt Alle zu dulden, die sich mit Handarbeiten beschäftigen; man hält sie für eine geringere Kaste, man geht mit ihnen um, ißt und trinkt mit ihnen, aber schließt keine verwandtschaftlichen Verbindungen mit ihnen ab. — 2

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 152.)

Dreizehntes Kapitel.

Die Gräfin Wartenberg, die hohe Gönnerin der Familie Rosner war nach längerer Abwesenheit wieder in die Residenz gekommen. Seit dem Tode des Grafen, der vor einigen Jahren erfolgt war, lebte sie größtentheils mit ihren Kindern auf ihren Gütern am Rhein. Jetzt wurde Graf Felix von einer größeren Tour zurückerwartet, die er zur Vollendung seiner Erziehung unternommen hatte. Gräfin Olga hatte sich vor Kurzem verlobt, oder vielmehr ihre Mutter hatte sie verlobt, und es konnte als ein glückliches Ungefähr betrachtet werden, daß diese durchaus standesmäßige Partie mit der Neigung beider Verlobten im Einklange stand. Graf Waldemar Oltiz gehörte gleichfalls einem der reichsten und ältesten Adelsgeschlechter an, und war nicht allein jung, hübsch und liebenswürdig, sondern auch, einige tolle Jugendjahre abgerechnet, die bei einem noblen Cavalier wohl natürlich, ja gewissermaßen nothwendig scheinen, ein vortrefflicher Mann. Er liebte seine junge Braut wirklich aufrichtig und herzlich, und diese erwiederte die Zuneigung mit der ganzen Innigkeit eines eben erst erwachenden Mädchenherzens. Die Vermählung war auf den Anfang des Frühjahrs festgesetzt, gleich nach derselben wollte das junge Paar eine Hochzeitsreise nach Italien antreten, und nach der Rückkehr sollte Graf Waldemar, der sich bisher der Militär-Carrière gewidmet hatte, die Verwaltung seiner Güter übernehmen, die in derselben Gegend wie die Wartenberg'schen lagen, — ein Plan, der sowohl Olga's Sinn für das Leben auf dem Lande, als auch dem Wunsche der Gräfin entsprach, die ihre einzige Tochter nur ungern aus ihrer Nähe gelassen hätte.

Die Damen waren bald nach Neujahr nach der Residenz gekommen, um selbst die verschiedenen Anordnungen für Einrichtung und Ausstattung zu treffen. Frau Rosner hatte nicht versäumt, sich vorzustellen, und ihre Bitte, ihrem Manne einen Theil der Arbeiten für die Toilette der jungen Gräfin zu übertragen, war gnädigst bewilligt worden, und Rosners wurden von ihren Verwandten und Bekannten nicht wenig bewundert und beneidet um der hohen Kundschaft willen.

Diese veranlaßte natürlich einen fortwährenden Verkehr mit dem gräflichen Hause; fast täglich mußten Anna oder Lina dorthin, um Aufträge in Empfang zu nehmen, Proben vorzuzeigen, fertige Sachen abzuliefern u. s. w. Diese Gänge fielen meist Anna zu, denn Lina, die im Nähen geschickter war, wurde gewöhnlich zu Hause behalten, um zu helfen, überhaupt waren die Mädchen jetzt sehr in Anspruch genommen. Die Arbeiten waren zahlreich, der Termin bis zur Ablieferung ein verhältnißmäßig kurzer, um so mehr, als Rosner Alles allein mit seiner Familie ohne fremde Hülfe besorgte, deßhalb mußte mancher Sonntag, manche Nachtruhe und jede sonstige Feierstunde geopfert werden. Freilich wurde das Alles reichlich bezahlt, und darum verstand es sich ganz von selbst; Excellenz die Gräfin hatten befohlen, daß diese Robe dann und jene dann fertig sein sollte, folglich mußten sie fertig sein, und wenn man alle Nächte hätte nähen sollen, denn Excellenz die Gräfin konnten natürlich nicht eine Stunde warten. Das setzten sowohl Herr als Frau Rosner sehr ausführlich auseinander, als Otto einmal meinte, die Mädchen könnten das fortwährende angestrengte Arbeiten bis in die Nacht hinein, das ewige Laufen und Besorgen den Tag über gar nicht mehr aushalten. Es gab bei dieser Gelegenheit überhaupt eine Debatte, in der Otto, der tief eingewurzelten Rang- und Titelverehrung seiner Verwandten gegenüber, verschiedene demokratische Grundsätze laut werden ließ, die diesen ein gerechtes Entsetzen einflößten. Doch diesen kleinen Streit abgerechnet, war das gegenseitige Verhältniß besser als je, denn Otto hatte in der letzten Zeit eine außerordentliche Neigung für das Familienleben gefaßt, so erklärte er wenigstens seine täglichen Besuche bei Rosners, die diese solide Richtung höchlich belobten, fest überzeugt waren, daß sie nur die Wirkung ihrer Ermahnungen sei, und es dem Neffen um so höher anrechneten, als dieser jetzt ganze Abende, die er sonst mit seinen Bekannten verlebte, bei ihnen zubrachte.

Zu der bestimmten Zeit, acht Tage vor der Hochzeit der jungen Gräfin war Alles fertig. Frau Rosner und Lina arbeiteten noch an einigen Kleinigkeiten, die später abgeliefert werden sollten, und Anna erhielt den Auftrag, die fertigen Sachen fortzutragen. Es war in den letzten Tagen des März, die Dämmerung nahm bereits überhand, draußen regnete es in Strömen; oft genug hatte Anna den ziemlich weiten Weg in eben so schlechtem Wetter hin und zurück zu Fuß machen müssen, heute aber sollte sie fahren, damit die kostbaren Stoffe keinen Schaden litten. Bald stieg sie an dem Wartenberg'schen Palais aus, die Façade desselben war glänzend erleuchtet, die teppichbelegten Treppen mit blühenden Gewächsen verziert, Diener in großer Livrée liefen mit prächtigem Silber- und Krystallgeschirr in den Gängen und Vorzimmern auf und ab. Das junge Mädchen mußte einen Corridor entlang, der an dem Speisesaal vorüberführte, die Thüren öffneten sich gerade, als sie vorbeiging. Heller Kerzenglanz, heiteres Lachen und Scherzen drang daraus hervor, sie sah einen Augenblick lang die ganze vornehme Gesellschaft, blitzende Uniformen, rauschende Seidenstoffe, leichten Flor, Spitzen und Blumen, dazu lächelnde Gesichter und die reichgeschmückte Tafel in dem blendend erhellten Raume. Es war ein glänzendes Bild, aber Anna ließ sich dadurch nicht fesseln, sie blieb nicht stehen, um es mit schüchterner Neugier oder blöder Bewunderung anzustaunen, sie warf nur im Vorbeigehen einen kurzen Blick in den Saal und wendete sich dann wieder in den halbdunkeln Gang zurück. Man wies sie in das Zimmer der jungen Gräfin, die Herrschaften wären noch bei Tische, wenn die Tafel aufgehoben sei, wolle man sehen, ob man sie melden könne. Die Kammerfrau half ihr die mitgebrachten Roben ausbreiten, ermahnte sie, sich die Zeit

Digitized by Google

nicht lang werden zu lassen, es würde mindestens noch eine Stunde dauern, und entfernte sich dann. Anna blieb allein, sie setzte sich nieder, stützte den Kopf in die Hand, und dachte mit einer Art bittrer Befriedigung daran, daß sie nun endlich zum letzten Mal hier war, denn mit Beendigung der Arbeiten hörte auch der Verkehr mit dem Hause auf, wo sie als Kind die erste Demüthigung erlitten, wo sie jedesmal neue erlitt, und wohin sie doch fast täglich gehen mußte. Sie fügte sich, denn sie wußte, daß eine Weigerung ihr nichts helfen würde, aber nie betrat sie diese Schwelle ohne eine gewaltsame Ueberwindung. Die Antipathie des Kindes gegen die „gnädige Pathe" hatte sich in dem jungen Mädchen zu einem tiefen Widerwillen, ja zu einem förmlichen Groll gesteigert, und seltsamer Weise schien die Gräfin Wartenberg diese Gefühle zu theilen. Hatte sie vielleicht den Trotz des Kindes noch nicht vergessen, ahnte sie in dem scheinbar so gleichgültigen, ernsten Mädchen den glühenden Stolz, der sich gegen jede Demüthigung empörte und nur durch die äußerste Selbstbeherrschung zurückgehalten wurde, genug, sie zeigte Anna gegenüber nicht die wohlwollende Herablassung, womit sie Frau Rosner, Lina und für gewöhnlich auch ihre ganze Dienerschaft behandelte, vielmehr den ganzen verletzenden aristokratischen Hochmuth, der den eigentlichen Grundzug ihres Charakters bildete, der aber bei der vornehmen, feingebildeten Dame nur höchst selten und nur ausnahmsweise hervortrat.

Anna ertrug dies schweigend, was hätte sie auch sonst thun sollen, aber es lag Etwas in diesem finstern Schweigen, was die Gräfin ebensowenig ertragen konnte, als Otto und die andern Verwandten des Mädchens, und was sie veranlaßte, „ihre gute Rosner zu bedauern, daß sie neben der hübschen Kleinen noch ein so unleidliches Wesen zur Tochter hatte," ein Wesen, das schon als zwölfjähriges Kind der gnädigen Frau die Prophezeihung abzuhitzigte: daß man an diesen bösen Augen noch einst Etwas erleben würde. Freilich ahnten Ihre Excellenz nicht im Entferntesten, wie nahe die Erfüllung dieser Prophezeihung sie selbst betreffen sollte.

Die Zeit verging, die erste Stunde war ganz, die zweite halb verflossen, Anna wartete noch immer. Sie sah sich im Zimmer um, es lag fern von den Gesellschaftsräumen abgeschlossen und traulich, eine Lampe erhellte es mit ihrem gedämpften Lichte. Das ziemlich große Gemach war mit Allem ausgestattet, was Geschmack und Luxus zu geben vermögen, mit Allem versehen, was zur Unterhaltung eines gebildeten Geschmacks dienen kann; Anna's Blick streifte flüchtig über die schweren seidenen Fenstervorhänge, die kostbaren Möbel, die weichen Teppiche, und blieb auf andern Gegenständen haften, die sie mehr interessirten. In einer Alabastervase blühte ein Bouquet der schönsten, seltensten Blumen, an den Wänden hingen verschiedene Gemälde, reizende Genrebilder, auf dem mit reichem Schnitzwerk verzierten Schreibtische stand eine Reihe elegant eingebundener Bücher, auf einem Marmortischchen lag eine geöffnete Mappe mit Kupferstichen, dicht daneben ein halb vollendetes Blumenstück nebst Pinsel und Farbenkasten, und in der Mitte stand ein prachtvoller Flügel mit allerlei Noten bedeckt.

Eine bittere Regung stieg in dem Mädchen auf, das hier so einsam wartete: die junge Gräfin durfte sich mit allen diesen Dingen beschäftigen, es wurde ihr wahrscheinlich noch als besonderes Verdienst angerechnet, während man bei ihr die bloße Sehnsucht danach, die bloße Neigung dazu schalt und strafte. Sie dachte an Olga's Loos, im Glanz und Reichthum geboren und erzogen, jung, schön, liebenswürdig, von Allen geehrt und geliebt, jeden Schritt ihres Lebens von der zärtlichsten Sorgfalt bewacht, unbekannt mit Gram, mit Sorge und Arbeit, nie ein unerfüllter Wunsch — und jetzt erfüllte sich dies Geschick so reich und schön, wie es nur der Stolz einer Tochter dieses Hauses, wie es nur das Herz eines liebenden Mädchens verlangen konnte. —

Anna fühlte tief, daß es nicht schwer ist, gut zu sein, wenn Alles um uns und gegen uns gut ist. Es war nicht Neid im gewöhnlichen Sinne des Wortes, was sie empfand, nicht jenes niedrige, gehässige Gefühl, das sich gegen einen schuldlosen Gegenstand richtet, es war nur der schmerzliche Gedanke: „Warum ihr Alles und mir Nichts?" Ihr Blick fiel auf die Kleider, die ausgebreitet da lagen, sie sah nicht auf das feine, zarte, spitzenbesetzte Morgengewand, nur auf den einfachen Reiseanzug, das war ihre Arbeit, sie hatte die ganze vorige Nacht daran genäht, die junge Gräfin wollte ihn gleich nach der Trauung anlegen, zur Hochzeitreise nach Italien, dem Lande, das ihr als Kind die Gesundheit zurückgegeben hatte und das sie nun wiedersehen sollte als Neuvermählte, an der Hand ihres Gatten, in der Frühlingszeit des Lebens und der Liebe. Man sah es dem weichen, schönen Stoffe nicht an, wie viele Thränen darauf gefallen waren, Thränen aus den Augen des Mädchens, das auch oft von dem Lande geträumt hatte, das ihr als irdisches Paradies vorschwebte, das sich ihre Phantasie mit den glänzendsten Farben ausmalte, wohin sie seit frühester Jugend eine heiße, glühende Sehnsucht zog — die nicht befriedigt ward, und als Ersatz dafür verstattete ihr das Schicksal freundlich die Gunst, unter heißen Thränen, mit Aufopferung ihrer Nachtruhe, die Reisekleider für Andere zu nähen.

Die Uhr auf dem Kamin schlug sieben, zwei Stunden waren verflossen, da öffnete sich eine Seitenthür und ein junger Mann in eleganter Gesellschaftskleidung trat ein. Er war groß, schlank und blond, mit feinen und regelmäßigen, aber matten und schlaffen Zügen, die schon jetzt den Ausdruck der Blasirtheit trugen; rasch ging er auf das Marmortischchen zu, ergriff die Mappe mit den Kupferstichen, und war im Begriff sich zu entfernen, als er jetzt erst Anna bemerkte, die am Fenster im Schatten saß. Einen Augenblick schien er ungewiß zu sein, wen er vor sich habe, als ihm ein Blick auf die Kleider zeigte, daß es wahrscheinlich eine der Arbeiterinnen sei; sogleich trat er auf sie zu und fragte in ziemlich ungenirter Weise:

„Was machen Sie hier, mein Kind?"

„Ich warte auf die junge Gräfin," entgegnete Anna.

„So? Sie haben wohl die Roben da gebracht?"

„Ja."

„Charmant! Da können Sie noch eine Weile warten; meine Schwester ist noch im Salon und kommt für's Erste nicht. Aber die Zeit wird Ihnen wohl lang, soll ich Ihnen Gesellschaft leisten?"

„Ich danke! Ich bedarf keiner Gesellschaft."

„Ei wie stolz, das wollen wir uns doch näher ansehen!" Und ohne Umstände drehte Graf Felix die Lampe so, daß der volle Schein auf das Gesicht des Mädchens fiel, stellte sich dicht vor sie hin, kniff sein Lorgnon in's Auge und starrte sie mit unverschämter Frechheit an.

„Herr Graf!" Anna stand auf und machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Hiergeblieben, Kleine! Wer wird denn so spröde

Digitized by Google

sein! — und ihr den Weg vertretend ergriff er sie ohne Weiteres beim Arme.

„Herr Graf, Sie lassen mich augenblicklich frei, sonst —"

„Felix," sagte plötzlich eine scharfe Stimme, „du scheinst zu vergessen, daß du dich in dem Zimmer deiner Schwester befindest!"

Felix ließ augenblicklich Anna's Arm los. „Ach, Mama!" stammelte er verlegen.

Die Gräfin zog die Thür hinter sich zu und trat vollends in's Zimmer. „Was thust du hier?" fragte sie streng.

„Ich — ich wollte die Kupferstiche holen, Olga wünscht sie im Saale zu zeigen, ich meinte —"

„Und ich meine," unterbrach ihn die Gräfin im schärfsten Tone, „daß schon die Rücksicht auf Olga, die jeden Augenblick eintreten konnte, dich von solchen Kindereien zurückhalten sollte."

Felix war augenscheinlich aus der Fassung gebracht, er stammelte eine Entschuldigung und verließ rasch das Zimmer, während die Gräfin, ohne von Anna weiter Notiz zu nehmen, zu den Roben trat und sie prüfend besichtigte.

Gleich darauf trat Olga ein; aus dem blassen, kränklichen Kinde war jetzt ein reizendes Mädchen geworden, das, ohne eigentlich schön zu sein, doch Jeden fesselte durch die Anmuth und Zartheit seiner Erscheinung. Sie war in demselben Alter wie Anna, eine schlanke, leichte Gestalt mit feinem, durchsichtigem Teint und weichem, hellbraunem Haar. Die Züge waren edel und regelmäßig und zeigten große Aehnlichkeit mit denen ihres Bruders, aber bei ihr schien Alles belebt, durchgeistigt, und doch hätte sich für einen aufmerksamen Beobachter eine leise Besorgniß in die Bewunderung dieses reizenden Wesens gemischt, beim Anblick der wunderschönen, aber eigenthümlichen Röthe der Wangen, des Glanzes der blauen Augen.

Sie erwiederte freundlich Anna's Gruß und trat dann zu ihrer Mutter, die an der Spitzengarnitur des Morgenanzugs etwas zu tadeln fand und eine Aenderung verlangte. Die Kammerfrau ward gerufen, das Kleid zur Probe angelegt, und Olga trat damit vor den Spiegel, während die Gräfin prüfend die Toilette besichtigte und Anna hinter der jungen Dame stand, um einige Falten anders zu legen. Das hohe klare Glas warf deutlich die Bilder der beiden so verschiedenen Gestalten zurück, die helle und die dunkle, die Eine in dem luftigen weißen Gewande, rosig, lächelnd und lieblich, die Andere in dem einfachen dunkeln Alltagskleide, bleich, düster, beinahe unheimlich. Anna blickte gleichfalls in den Spiegel, auch ihr drängte sich der Vergleich auf und wieder stieg die bittere Regung in ihr auf. — Felix war von seiner Mutter zurechtgewiesen worden, aber nur weil er sich die „Kinderei" gerade im Zimmer seiner Schwester erlaubte. Das zarte Gefühl der jungen Gräfin durfte nicht durch den Anblick solcher Scenen verletzt werden, — die Gefühle des Bürgermädchens, das dergleichen Dinge ertragen mußte, kamen dabei nicht in Betracht, das konnte man ungestraft kränken und beleidigen. Die Gräfin mußte es gesehen haben, mit welcher Entrüstung die Zudringlichkeit ihres Sohnes zurückgewiesen wurde, und dennoch hatte sie es nicht der Mühe werth gehalten, ein Wort der Entschuldigung oder des Bedauerns darüber zu äußern.

Es mochte sich wohl Etwas von diesen Gedanken in Anna's Zügen malen, denn die junge Gräfin, die gleichfalls in den Spiegel blickte, wendete sich plötzlich um, sah sie an und sagte im Tone freundlicher Entschuldigung:

„Sie haben wohl in den letzten Tagen recht viel Mühe gehabt? Es thut mir leid, daß wir Sie so anstrengen mußten, aber die Zeit war gar zu kurz."

Vor diesem einen freundlichen Worte verschwanden mit einem Mal Schmerz, Groll und Bitterkeit aus Anna's Brust; sie senkte die Augen und erwiederte leise und fast beschämt:

„Sie sind sehr gütig, gnädige Gräfin!"

Olga blickte sie verwundert an, überrascht durch den weichen Ton und den Ausdruck im Gesichte des Mädchens, das ihr jetzt ganz anders als sonst erschien, die Gräfin aber trat gleichfalls heran und sagte mit vornehmer Herablassung:

„Ja wohl, Sie haben so viele Gänge und Bemühungen gehabt, wir wünschten Ihnen und Ihrer Schwester erkenntlich dafür zu sein; wollen Sie diese Kleinigkeit nehmen —"

Anna richtete sich auf, ein leichtes Zucken flog über ihr Antlitz, das in diesem Augenblicke wieder so düster und unbeweglich war wie sonst, und ihre Stimme klang scharf und hart, als sie antwortete:

„Gnädige Frau, mein Vater hat mich nicht beauftragt, die Bezahlung für unsere Arbeit in Empfang zu nehmen."

Ein wenig aus der Fassung gebracht, wendete sich die Dame ab, die junge Gräfin richtete noch einige freundliche Fragen und Bemerkungen an das Mädchen, als wollte sie dadurch die Taktlosigkeit ihrer Mutter wieder gut machen, aber Anna stand jetzt da wie eine Bildsäule, preßte die Lippen fest aufeinander, antwortete nur, wo es unumgänglich nöthig war, und empfahl sich so bald als möglich mit einer kurzen, förmlichen Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

Die englischen Eisenbahnen.

Im Jahre 1862 wurden die englischen Eisenbahnen von der ungeheuren Zahl von 180,429,071 Reisenden benutzt, und außerdem haben sie noch 56,565 Abonnementskarten ausgegeben, deren Besitzer jedenfalls manche Reisen gemacht haben.

In demselben Jahre transportirten sie 262,324 Pferde, 386,864 Hunde, 3,094,183 Stück Hornvieh, 7,800,928 Schafe und 1,989,892 Schweine.

Eingenommen haben sie 29,128,558 Pfund Sterl. (349,542,000 Gulden), also 3 Millionen Pfund mehr, als die Zinsen der ganzen englischen Staatsschuld betragen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Wildkatze.

Der Kirchgang.

Nach Eduard Meyerheim.

(Taf. 21.)

Wie der einfachſte Zuſtand, die gewöhnlichſte Verrichtung des täglichen Lebens ein dankbarer Gegenſtand für den darſtellenden Künſtler werden kann, zeigen die Werke Eduard Meyerheims in beſonders anmuthiger, oft wirklich überraſchender Weiſe. Dieſer beliebte Genremaler weiß auch dem geringfügigſten Gegenſtande Reiz und Bedeutung zu geben und ſo lebhaft auf das Gemüth des Betrachters zu wirken, daß man verſucht iſt, zu fragen, worauf denn der Zauber in den Darſtellungen dieſes Künſtlers beruhe. Es iſt gewiß vor Allem das tiefe Gefühl des Künſtlers ſelbſt, der ſich bei aller Ruhe und Schärfe der Beobachtung mit Liebe in ſeine Stoffe verſenkt und ſie geiſtig verarbeitet, ſodann der geſunde, ſtets wahre Ausdruck und die charakteriſtiſche Haltung ſeiner Figuren, und endlich, abgeſehen von der correkten Zeichnung und der reinen Farbengebung, das auf das Sorgfältigſte und mit dem feinſten Takte ausgeführte Detail, das bei ihm die Wirkung des Ganzen niemals beeinträchtigt. Wie Auerbach als Dichter, iſt Meyerheim als Maler ein unvergleichlicher Schilderer auch des ſchlichten idylliſchen Landlebens geworden. Wie die

Digitized by Google

Dorfgeschichten Auerbachs sind die Bilder Meyerheims stets interessant und voll gemüthlichen Zaubers. Beide Künstler beschränken sich so ziemlich auf ein bestimmtes vaterländisches Gebiet, dessen Volksleben sie auf das Genauste kennen, und das, wie bei dem berühmten Novellisten vorzugsweise der Schwarzwald, bei Meyerheim der Harz und Thüringen ist.

Das früher in diesem Werke gegebene Genrebild Meyerheims war „die Großmutter", die im altväterlichen Ausdingstübchen eine kleine Enkelin stricken lehrt. Ein einfaches Sujet für einen renommirten Maler, aber wie bedeutsam wurde es ausgeführt und welche behagliche Stimmung wußte er über das anspruchslose Bild zu verbreiten! Man glaubt diese Großmutter zu kennen, den warmen Sonnenschein zu fühlen, der durch das Dachfenster blinkt, und die Stricknadeln zu hören, welche die Ahne vor den Augen der Kleinen in Bewegung setzt. Auch auf Meyerheims „Kirchgange", den wir jetzt unsern Lesern vorlegen, sehen wir eine Großmutter als Hauptfigur, nicht aber, wie in dem eben erwähnten Bilde, bei einer unwichtigen, häuslichen Beschäftigung, sondern bei einer ernsten, öffentlichen Angelegenheit, die für sie jetzt die wichtigste ist, nämlich auf einem festlichen Kirchgange. Kaum wollen die Kräfte noch reichen, aber das Verlangen, heute bei der gottesdienstlichen Feier in der Gemeinde und vor dem Tische des Herrn zu erscheinen, überwindet die Schwäche des Alters. Sie weiß, daß es vielleicht das letzte Mal ist, und sie fährt, durch diese Stunde gestärkt, wohl bald im Frieden dahin. Hinter ihr folgt der greise Gatte, der heute seiner treuen Lebensgefährtin umsonst den Vortritt läßt. Es wird ihr schwer, die wohlbekannten alten Stufen, die sie so oft in Leid und Freude begangen, hinaufzusteigen; schon aber ist eine blühende, rüstige Jungfrau, vielleicht eine Enkeltochter, bereit, ihr hülfreiche Hand zu bieten. Die hohe liebliche Gestalt des jungen Mädchens, das erst recht zu leben beginnt, bildet einen rührenden und ungesuchten Gegensatz zu dem hinfälligen Mütterchen, dessen Tage nun gezählt sind. Ein Knabe lehnt an der Mauer und betrachtet bedenklich die beiden daherkommenden Alten. Im glücklichsten Falle, guter Knabe, wirst auch du einmal so alt und vielleicht eben so schwach den letzten Kirchgang antreten. —

Was nun den Künstler selbst betrifft, so glauben wir auf den Text verweisen zu dürfen, welcher das obenerwähnte Bild Meierheims (Buch der Welt 1861, S. 1) begleitet und einige biographische Notizen enthält. Die im Stiche oder Steindrucke veröffentlichten Werke dieses beliebten Genremalers sind auch in einem photographischen „Meyerheim-Album" vereinigt worden.

C. K.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 160.)

„Mama," sagte Olga leise, „du hättest das doch nicht thun sollen."

„Was nicht, Olga?"

„Dem Mädchen Geld anbieten. Sie ist am Ende doch Rosners Tochter und keine Magd, die man für jeden Gang bezahlt."

„Mein Kind, die verschiedenen Rangstufen bei diesen Bürgerlichen sind so unbedeutend, daß man am besten thut, sie Alle auf gleiche Weise zu behandeln."

„Aber sie fühlte sich dadurch beleidigt, man sah es ihr an, ihr Stolz war verletzt."

„Meine liebe Olga, Stolz ist nur bei Demjenigen eine lobenswerthe Eigenschaft, der dazu berechtigt ist, bei Personen in untergeordneten Verhältnissen wird er nur lächerlich."

„Aber das Mädchen scheint gar nicht so ungebildet zu sein, das bewies ihre Antwort. Sie hat überhaupt in ihrem Wesen etwas ganz Eigenthümliches, es ist nicht gerade angenehm, aber ich möchte es interessant nennen."

„Mir ist es widerwärtig, jedenfalls paßt es sich durchaus nicht für ihren Stand. Was ist sie denn? Die Tochter eines Handwerkers; eine etwas bessere Bildung ist immer ein Unglück für solche Leute, sie bleiben dann nie in ihren Schranken."

„Sie ist aber doch deine Pathe."

„Allerdings. Ich bin meinen Verpflichtungen in dieser Hinsicht nachgekommen und hätte noch mehr für sie gethan, wenn mir ihr Benehmen nicht gleich anfangs so entschieden mißfallen hätte. Ich beabsichtigte damals, als wir nach Italien gingen, sie zu deiner Gespielin und späteren Kammerjungfer zu machen, aber der Mangel an Höflichkeit und Zuvorkommenheit, den sie schon als Kind zeigte, ließ mich den Plan wieder aufgeben. Doch — was sprechen wir so viel von dieser Person — mich dünkt, wir haben jetzt für deine Toilette Alles fertig?"

„Alles, Mama." Olga blickte sinnend vor sich nieder, ein eigen wehmüthiger Ausdruck legte sich dabei über ihre lieblichen Züge, und zuletzt trat ihr eine Thräne in das große schöne Auge; sie wollte es verbergen, aber die Gräfin bemerkte es.

„Was ist das, Olga? Was hast du?"

„O, nichts! Es ist nur eine augenblickliche Stimmung, das geht vorüber."

„Mein Kind," sagte die stolze Dame mit einem Tone, der beinahe weich war, „ich habe schon öfter bemerkt, daß du nachdenklich und traurig bist, besonders seit der letzten Zeit, und ich sollte doch meinen, du hättest jetzt gewiß keine Ursache dazu. Deine Verlobung —"

„O Mama," unterbrach sie Olga lächelnd, „du weißt ja, wie glücklich ich bin!"

„Nun also, was ist es denn? Fehlt dir Etwas? Wünschest du irgend Etwas?"

„Nein, gewiß nicht! Ich habe ja allen Grund, froh zu sein, und bin es auch, aber manchmal kommt ein Gefühl über mich, dessen ich mich nicht erwehren kann. Dann ist mir so trübe, so wehmüthig zu Sinne, daß ich am liebsten weinen möchte, und das erst seit wir in der Stadt sind; als ich hier in das Haus trat, empfand ich es zum ersten Mal."

„Deine Nerven sind aufgeregt, du bist zu zart für das bewegte Leben der Residenz. Es war freilich nothwendig, dich dem Hofe und unsern Kreisen als Braut vorzustellen, aber die vielen Feste und Zerstreuungen haben dich angegriffen; nun in acht Tagen ist ja Alles vorüber, und

Digitized by Google

du kannst dich auf der Reise von allen Anstrengungen erholen."

Olga setzte sich neben ihre Mutter und stützte den Kopf in die Hand. „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich niemals an die Zukunft denken kann; so oft ich versuche, über die Gegenwart hinaus zu blicken, ist es, als ob sich mir Alles in einen Schleier hüllte, und die Vorbereitungen zu meiner Hochzeit, zu unsrer Reise — lache mich nur aus, Mama — aber mir ist, als ob das Alles gar nicht für mich wäre, so fremd und gleichgültig scheint es mir. Neulich, als Waldemar so viel von den Plänen sprach, die er nach unsrer Rückkehr ausführen wollte, da wurde mir plötzlich so weh zu Muth, daß ich mich nur mit Mühe beherrschen konnte, um nicht in Thränen auszubrechen."

„Das sind Einbildungen, mein Kind, die werden schon verschwinden, wenn du erst auf der Reise bist. Jetzt bekümmert dich auch die Trennung, aber ich glaubte nicht, daß du so nervös wärest. Du fühlst dich doch nicht unwohl?"

„Durchaus nicht, ich war nie so wohl wie jetzt."

„Du siehst auch blühender und belebter aus als sonst, aber Olga, du hättest gestern nicht tanzen sollen. Du weißt, der Arzt hat es ausdrücklich verboten."

„Es war nur ein einziger Tanz, liebe Mama. Waldemar wünschte es so sehr, da konnte ich es ihm unmöglich abschlagen."

„Ich hoffe auch, daß es dir nicht schädlich ist, aber du weißt, daß wir bei deiner zarten Gesundheit stets doppelt vorsichtig sein mußten. Nun komm' aber mit in den Salon zurück, liebe Olga, wir wollen die wenigen Tage, die du noch bei uns zubringst, so viel wie möglich beisammen sein. Felix wird dich auch vermissen, wenn auch nicht so sehr wie ich," und mit einem stolzen, zärtlichen Blick auf die schöne Tochter ergriff die Gräfin ihre Hand und verließ mit ihr das Zimmer. —

Anna hatte sogleich den Rückweg angetreten, und war eben im Begriff, in einen nur matt erleuchteten Corridor zu treten, der nach der Treppe führte, als sie plötzlich in der halbgeöffneten Thüre stehen blieb, denn sie vernahm die Stimme des Grafen Felix, die in gedämpftem, aber doch deutlichem Tone sprach:

„Ich sage dir, so häßlich das Mädchen ist, so hat sie doch ein Paar Augen, wie ich sie in meinem Leben noch nicht gesehen habe, Augen, die alles Andere übersehen lassen, und dabei eine Art und Weise, die wirklich neu und pikant ist. Ich war auf dem besten Wege, nähere Bekanntschaft zu machen, als Mama eintrat und mich ausschalt; sie hatte freilich Recht, es paßte sich nicht in Olga's Zimmer, so nahe bei der Gesellschaft, aber hierher kommt Niemand von unsern Damen und das Mädchen muß hier vorüber. Du solltest noch ein Weilchen warten, Waldemar, und sie dir ansehen."

„Laß mich, Felix," sagte eine andere Stimme in halb unwilligem Tone, „ich habe jetzt keine Lust zu dergleichen Thorheiten."

Felix lachte. „Warum nicht? Du warst doch sonst kein Spielverderber."

„Sonst! Aber jetzt, wo ich im Begriff bin, mich mit deiner Schwester zu vermählen, habe ich an andere Dinge zu denken, und überdieß hieße es Olga beleidigen, wenn ich —"

„Beleidigen? Waldemar, du bist wirklich seltsam; glaubst du vielleicht, ich würde dir eine Beleidigung meiner Schwester zumuthen oder dulden? Davon könnte doch nur die Rede sein, wenn es sich um eine Dame handelte, aber so —. Was kann es deiner Liebe für Olga Eintrag thun, wenn du einem Bürgermädchen einen Kuß gibst? Oder stellst du sie vielleicht auf Eine Stufe? Mon Dieu, das wäre eine Beleidigung, für die ich dich fordern möchte!" Felix lachte spöttisch bei diesen Worten.

„Sieh' es an, wie du willst, aber verschone mich mit der Theilnahme daran, ich bin wirklich nicht aufgelegt dazu, ich gehe in den Salon."

„Meinetwegen, so bestehe ich das Abenteuer allein. Das Mädchen muß sogleich kommen, wir wollen doch sehen, ob ich von dem spröden Dinge keinen Kuß erobere."

Anna hatte keine Sylbe von dem Gespräche verloren. Anfangs dachte sie daran, umzukehren und sich unter irgend einem Vorwande den Dienern anzuschließen, die im Saale die Tafel abräumten, mit ihnen konnte sie in die Küche und von dort hinaus gelangen, als die letzten Worte des Grafen Felix auf einmal ihren ganzen Trotz wach riefen. Sie hatte die Macht, Otto zurückzuscheuchen, und sollte sich vor diesem Gecken fürchten, der sich schon als Knabe vor dem viel jüngeren Mädchen hinter seine Schwester flüchtete. Ihr ganzer Stolz empörte sich dagegen, und ohne sich zu besinnen, nur der augenblicklichen Regung nachgebend, öffnete sie rasch die Thür, trat in den Corridor und schritt gerade auf die beiden jungen Männer zu.

Felix erblickte sie kaum, als er auf sie zueilte und mit unverschämter Vertraulichkeit sagte: „Ah, meine kleine Spröde, da sind Sie ja! Ich habe schon auf Sie gewartet, Sie erlauben mir doch, Sie zu begleiten?"

„Nein!" Es war nur ein einziges Wort, nur ein einziger Blick, aber Felix prallte drei Schritte zurück, gab den Ausgang frei, und sah gänzlich außer Fassung gebracht dem Mädchen nach, das ungehindert seinen Weg fortsetzte.

„Da bist du schön angekommen!" sagte Waldemar lachend. „Von der ist so leicht kein Kuß zu erobern. War das ein Ton! Dergleichen ist mir wirklich noch nicht vorgekommen."

„Das Mädchen hat etwas ganz Teufelmäßiges in ihren Augen!" rief Felix ärgerlich. „Wahrhaftig, ich wußte in dem Augenblick nicht, wie mir geschah!"

„Und du bist doch sonst bei dergleichen Affairen nicht leicht einzuschüchtern. Aber jetzt komm' mit in den Salon, da du doch hier weiter nichts zu thun hast." Damit ergriff Waldemar den Arm seines Schwagers und zog ihn in das Zimmer, wo die Gräfin und Olga soeben eintraten. —

Unten auf der Straße stand Anna. Der Regen strömte herab, der Wind peitschte die schweren Tropfen durcheinander, sie blickte hinauf zu den erleuchteten Fenstern mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Haß und Verachtung, und die Lippen des Mädchens sprachen jetzt denselben Gedanken aus, den die erste Begegnung mit Felix in dem Herzen des Kindes wach gerufen hatte: „Das vergesse ich dir nie!"

Vierzehntes Kapitel.

Rosners Geburtstag, der alljährlich die gesammte Familie vereinigte, fiel dießmal auf einen Sonntag, weßhalb man sich schon am Nachmittage, statt wie sonst erst gegen Abend versammelte. Den Mittelpunkt der ziemlich zahlreichen Gesellschaft bildete ein Tisch mit dem unentbehrlichsten aller Getränke, dem Kaffee, der in so großer Quan-

Digitized by Google

tität vorhanden war, daß ein Fremder auf den Gedanken gerathen konnte, man habe die menschenfreundliche Absicht, ein Waisenhaus, ein Regiment Soldaten oder sonst eine zahlreiche Körperschaft damit zu erquicken, während es den Eingeweihten nur gerade ausreichend dünkte. Es wäre in diesem Kreise als ein Zeichen moralischer und physischer Schwäche angesehen worden, weniger als fünf Tassen zu sich zu nehmen; deßhalb war allerdings eine bedeutende Menge der erwähnten Flüssigkeit nothwendig, um den allseitigen Anforderungen Genüge zu leisten, weßhalb immer neue vermehrte und verbesserte Auflagen erschienen, die mit außerordentlicher Schnelligkeit vergriffen wurden.

Um diesen Kaffeetisch, diesen Altar der Gemüthlichkeit, auf dem die Opfer ununterbrochen rauchten, schaarte sich Alles. Da flatterten Haubenbänder in allen Regenbogenfarben, dampften Rauchwolken aus großen und kleinen Pfeifen, klapperten StrickNadeln an Strümpfen von den verschiedensten Dimensionen, und eine Menge Zungen wetteiferte, das Problem des perpetuum mobile auf eine durchaus genügende Weise zu lösen. Man war in die geistreichste Unterhaltung vertieft, die Frauen sprachen von Suppe und Braten, von Scheuern und Waschen, von Tüchern und Hüten, die Männer biarbeiteten das eben so unerschöpfliche Thema der Geschäfts- und Geldangelegenheiten; nur bisweilen, wenn irgend eine Klatscherei auftauchte, flossen diese beiden verschiedenen Strömungen zusammen, wallten eine Zeitlang vereinigt mit einander fort, und trennten sich dann, um jede wieder in ihr ursprüngliches Geleise zurückzukehren. Die junge Generation saß etwas abseits, aber in demselben Zimmer, damit jeder Blick, jedes Wort genau von den betreffenden Eltern und Vormündern controllirt werden konnte, und beschäftigte sich mit einem jener geistreichen Pfänderspiele, die eigens zur Verherrlichung der erhabenen Schutzpatronin alles Kaffee's, der Langeweile, erfunden zu sein scheinen.

Lina leitete das Spiel, dessen unfreiwilligen Mittelpunkt Fritz bildete, der durchaus die Regeln nicht behalten konnte und bereits alles Entbehrliche als Pfand hingegeben hatte, weßhalb Otto den Vorschlag machte, er möge das nächste Mal eine Locke seines Haares opfern.

Anna, die die Bedienung der Gesellschaft übernommen hatte, ging ab und zu, blieb aber zum größten Mißfallen ihrer Mutter gewöhnlich weit länger draußen, als die Besorgungen es erforderten, was eine willkommene Veranlassung gab, wieder über ihre Trägheit und Langsamkeit zu schelten. Wahr ist es, daß sie sich nicht allzusehr beeilte, wieder hereinzukommen; sie stand im Hinterzimmer, die Tassen, die sie holen sollte, schon in der Hand, froh einen Vorwand zu haben, der ihr erlaubte, sich einige Minuten lang von der Gesellschaft zu entfernen, deren Gespräch sie auf eine eigenthümlich schmerzliche Weise berührte.

Da waren sie zusammengekommen, um ein Fest zu feiern, um sich zu „amüsiren", und doch hatten sie all' die Sorgen und Kleinlichkeiten des Alltagslebens mitgebracht und verbreiteten sich darüber mit einer Behaglichkeit und Ausführlichkeit, als seien diese der eigentliche Zweck, die eigentliche Freude des Lebens! Jeder sprach nur von seinem eignen unbedeutenden Ich, von seiner eignen armseligen Existenz und nahm das Interesse der Uebrigen dafür in Anspruch, und dabei fühlten sie sich Alle so wohl und zufrieden in diesem beschränkten Dasein. — Warum vermochte sie das nicht auch? Warum ergriff sie eine so furchtbare Angst bei dem Gedanken, ihr ganzes Leben in diesem Kreise zubringen zu müssen?. Warum kam es dabei über sie wie ein Gefühl des Erstickens, so daß sie das Fenster öffnen mußte, um nur einen einzigen freien Athemzug zu thun. Die Mauern des Hofes entzogen ihr den Anblick des blauen Himmels, des hellen Sonnenscheins, der draußen den Frühling verkündete; aber die Luft, die milde, warme Frühlingsluft drang bis in die enge Straße, bis in den düstern Hof, und umwehte sie leise und schmeichelnd, so daß sie einen Augenblick lang alles Andere vergaß und, den Kopf an das Fensterkreuz lehnend, mit geschlossenen Augen sich weit hinwegträumte, fort aus allen Mauern und Fesseln in ein freies, glückliches Dasein. — Aber Träume sind selten an ihrem Platze, am allerwenigsten da, wo eine tadelsüchtige Kaffeegesellschaft auf ihr Lieblingsgetränk harrt, das fühlte auch Anna, deßhalb richtete sie sich schon nach wenigen Minuten auf, schloß das Fenster, ergriff die Tassen und ging damit hinein, ohne zu ahnen, welch' drohendes Unwetter sich inzwischen über ihrem Haupte zusammengezogen hatte.

Unter den Gästen befand sich auch die Frau des Leihbibliothekars, die ohne ihr Wissen und Willen Anna mit Büchern versorgte; sie erwähnte im Laufe des Gespräches ganz unbefangen der alten Faller, die bei einem Streite, der sich über ein Küchenrecept erhoben, als Autorität angeführt ward, und wunderte sich sowohl über den Eifer als den Geschmack, den die alte Frau bei ihrer Lektüre entfaltete. Diese verlangte nämlich, besonders in der letzten Zeit, immer nur Schiller, Goethe, Shakespeare, Lessing und wie sie alle hießen, die sogenannten Classiker, dies gottlose, langweilige Zeug, das kein vernünftiger Mensch, kein respektabler Kunde jemals las, und das nur hin und wieder von irgend einem Studenten gefordert ward. Die Gesellschaft wunderte sich gleichfalls höchlich darüber, und Rosner erfuhr bei dieser Gelegenheit die Vermittlung, die feine Töchter übernommen hatten. Er war einigermaßen unwillig darüber, nicht weil ihm irgend eine Befürchtung über den wahren Sachverhalt in den Sinn kam, sondern weil er jede Heimlichkeit vor dem Oberhaupt der Familie als eine Verletzung seiner Würde betrachtete; indessen wäre die ganze Sache wohl mit einer strengen Rüge vorübergegangen, wenn nicht unglücklicherweise ein Vetter, der der ganzen Verhandlung mit schweigender Verwunderung zuhörte, jetzt ausgerufen hätte:

„Aber Frau Faller ist ja gar nicht mehr hier! Sie hat ja schon um Weihnachten die Stadt verlassen!"

„Was? wie? wann?" rief Alles durcheinander.

„Ich erfuhr es zufällig vor einigen Tagen durch ihre Wirthin, die mir begegnete. Frau Faller ist schon seit Weihnachten bei ihrer verheiratheten Tochter in H., die sie zu sich genommen hat, weil die alte Frau zu schwach und kränklich ist, um länger allein zu wohnen."

„Aber mein Gott!" rief die Frau des Leihbibliothekars, „wir haben ihr ja noch fortwährend Bücher geschickt! Vorgestern erst brachte Anna das letzte und holte sich ein neues dafür."

„Ei, ei," sagte der Vetter kopfschüttelnd, „das ist ja ganz seltsam, das müßte man doch näher untersuchen; was meinen Sie dazu, Herr Gevatter?"

Rosner hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und starrte vor sich hin, ein ungeheurer Verdacht stieg in ihm auf.

„Ja, was meinst du dazu? Ich weiß wirklich nicht, was ich davon denken soll!" fiel auch Frau Rosner mit argwöhnischer Miene ein, während die ganze übrige Gesell-

Digitized by Google

schaft sich mit Blicken, Winken und Seufzern zu einer allgemeinen Demonstration vereinigte.

„Lina!“ rief Rosner, „komm' her! Was ist das für eine Geschichte mit den Büchern? Was weißt du davon?“

Bleich und zitternd schickte sich Lina an, zu gehorchen, als Anna, die eben die Thür öffnete und die Frage hörte, plötzlich dazwischen trat und leise, aber entschieden sagte: „Was wünschest du zu wissen, Vater?“

Rosner richtete einen niederschmetternden Blick auf sie. „Was ich wünsche? Ich will wissen, wer von euch sich unterstanden hat, ohne mein Wissen und Willen, hinter meinem Rücken Bücher zu leihen und sie wohl gar — doch das wird sich später finden. Wer von euch hat die Geschichte angezettelt?“

„Ich!“ sagte Anna fest. „Lina weiß nichts davon, ich allein trage die Schuld.“

Hier wollte Frau Rosner mit einem Strom von Vorwürfen einfallen, und sämmtliche Gäste bereiteten sich vor, diesem Beispiele zu folgen, als Rosner, der sich dadurch in seinem Richteramte beeinträchtigt fühlte, mit großer Würde Ruhe gebot, hier habe er allein zu sprechen, und dann das Verhör in dem gewöhnlichen feierlichen und gemessenen Tone fortsetzte, den er selbst jetzt noch bewahrte, eine Mäßigung, die der Gesellschaft im Angesicht eines so unerhörten Vergehens die größte Bewunderung abnöthigte.

„Du also? Und Frau Faller hat die Bücher nicht bekommen?“

„Nur einige, die andern habe ich behalten.“

„Und was hast du damit gemacht?“

„Ich habe sie gelesen.“

„Gelesen!“ rief Frau Rosner entsetzt.

„Gelesen!“ rief die ganze Gesellschaft, Augen und Hände zum Himmel erhebend, und Fritz stieß Otto an, der mit dem Ausdrucke finsterer Ungeduld die Scene beobachtete, und sagte verwundert: „Denke dir, Otto, sie hat sie gelesen!“

„Ruhe!“ gebot Rosner. „Also ist es doch wahr, meine eigne Tochter hat sich erdreistet, in meinem Hause, unter meinen Augen, allen Verboten, allen Grundsätzen Hohn zu sprechen! Wann hast du gelesen?“

„Des Nachts, während Lina schlief, ich habe keine meiner Arbeiten darüber versäumt, sondern mir die Stunden vom Schlaf abgebrochen.“

Vielleicht sollten die Worte als Entschuldigung gelten, aber der Ton, womit sie gesprochen wurden, raubte ihnen den versöhnenden Charakter, sie klangen bitter, beinahe verächtlich, das mochte auch Rosner fühlen, denn er wendete sich zur Gesellschaft und fragte langsam: „Was sagt ihr dazu?“

Das war das Signal zu einem allgemeinen Sturm, der jetzt von allen Seiten gegen Anna losbrach, die ganze Versammlung gerieth in Aufruhr. Man überbot sich in Vorwürfen und Ausrufungen der Entrüstung, man verlangte strenge Bestrafung eines so unerhörten Betragens, man war froh, endlich einmal eine Gelegenheit gefunden zu haben, um mit Fug und Recht dies „hochmüthige“, „unerträgliche“ Mädchen zu verdammen, das Allen ein Dorn im Auge war, und je länger ihre Zurückhaltung und Verschlossenheit das unmöglich gemacht hatte, desto größer war der Eifer, dies erste wirkliche Vergehen nach allen Seiten hin auszubeuten. Man hätte denken sollen, daß jeder Einzelne auf das Bitterste von ihr beleidigt worden sei, so heftig und unversöhnlich sprach sich die allgemeine Abneigung aus. Anna erwiederte kein Wort auf all' das Schelten und Fragen, ihre Miene zeigte weder Trotz noch Reue, unbeweglich, scheinbar gleichgültig stand sie da, während ihr Blick langsam durch den ganzen Kreis flog, von Einem zum Andern. Sie sah, wie willkommen Allen dieser Vorwand war, sich gegen sie zu wenden, wie Alles bemüht war, die Eltern noch mehr gegen sie aufzuhetzen, wie Alles mit Hohn und Schadenfreude auf sie blickte — und es war gut, daß Niemand den Ausdruck ihres Auges verstand,

Digitized by Google

es blitzte darin eigenthümlich, beinahe drohend, aber sie schwieg und ließ Alles ruhig über sich ergehen.

Jetzt verschaffte sich Rosner Gehör; er kündigte seiner Tochter an, daß sie für's Erste die Gesellschaft zu verlassen und sich nach ihrer Stube hinauf zu begeben habe, wo sie den ganzen Abend über bleiben werde; ihre weitere Strafe solle später bestimmt werden.

Anna gehorchte augenblicklich diesem Gebot, das für sie eine große Erleichterung war, und entfernte sich, während die Uebrigen sich vorbereiteten, das interessante Thema ihrer Unverbesserlichkeit mit gehöriger Muße und Ausführlichkeit zu bearbeiten.

„Ich habe gleich gewußt, daß es so kommen würde!“ sagte Lina halb weinend zu Otto, der abgesondert von den Uebrigen am Fenster stand. „Ich habe es Anna oft genug vorgestellt, aber sie wollte nicht hören.“

Otto hörte gar nicht auf sie. „Dieses alberne Geträtsch!“ murmelte er halblaut, aber ingrimmig, „dieser Lärm um solche Kleinigkeit! Sie werden das Mädchen noch zu irgend einem verzweifelten Schritte treiben!“

Lina war einigermaßen erstaunt, daß Otto, der bei Entdeckung der heimlichen Lektüre eine so große Entrüstung gezeigt, sie so streng darüber zur Rede gestellt hatte, diese jetzt als eine Kleinigkeit bezeichnete; indessen seine letzten Worte trafen mit ihren Befürchtungen zusammen, und obgleich sie nicht wußte, was er eigentlich unter einem verzweifelten Schritt verstand, sagte sie doch beistimmend: „Ja, Anna kommt mir bisweilen ganz seltsam vor, zwar weiß ich nicht, was sie hat —“

„Aber ich weiß es!“ unterbrach sie Otto heftig. „Schon seit dem vorigen Herbst, seit Louisens Hochzeit weiß ich, was ihr fehlt, was sie unter dieser Kälte und Gleichgültigkeit verbirgt, was für Ideen ihr im Kopfe stecken. Bis jetzt hat die Vernunft bei ihr noch die Oberhand und würde sie auch behalten, wenn man sie vernünftig behandelte, aber mit solchen Auftritten bestärken sie sie nur in dem unsinnigen Entschlusse, mit dem sie gewiß schon längst umgeht, und wenn sie erst einmal so weit ist, ernstlich zu wollen, dann wird sich dein Vater und die ganze Verwandtschaft umsonst dagegen stemmen. Ich kenne Anna —“ Hier brach Otto plötzlich ab, da er dem verwundert fragenden Blicke Lina's begegnete, die sich diese plötzliche leidenschaftliche Parteinahme für ihre Schwester nicht zu erklären vermochte, und setzte rasch einlenkend hinzu: „Mir ist es wahrhaft gleichgültig, was sie thut, aber dem Onkel wünsche ich denn doch nicht solche Erfahrungen, wie er sie früher oder später machen wird, wenn er bei diesem Erziehungssysteme beharrt.“

Lina, die ungewiß war, ob diese Worte einen Vorwurf gegen ihren Vater oder gegen Anna enthielten, fragte schüchtern: „Aber was soll denn Anna fehlen? Von welchem Entschluß spricht du denn? Ich verstehe dich nicht.“

Aber Otto bereute die Uebereilung, zu der er sich hatte fortreißen lassen, bereits allzuehr, als daß er eine Erklärung hätte geben sollen, und da er überhaupt nicht gewohnt war, seiner üblen Laune vor Lina Zwang auszuerlegen, so sagte er kurz und ärgerlich: „Es ist auch gar nicht nöthig, daß du Alles verstehst, was ich sage!“ und damit verließ er sie rasch und ging zu Rosner. —

Aber in ihrer Stube saß Anna vor der offnen Schublade des Tisch's, sie hatte das Buch, das sie vorgestern erhalten, noch einmal vorgenommen und durchblättert und legte es jetzt bei Seite. Sie wußte, daß es nun mit dem Lesen vorbei war, daß man es ihr in Zukunft unmöglich machen würde, und mit tiefer Bitterkeit dachte sie an die eben erlebte Scene. Was war denn ihr Verbrechen? Sie hatte gewagt, einmal über das beschränkte Alltagsleben hinauszublicken und sich in die Welt zu versenken, die ihr in den Dichtern aufging, hatte gewagt, das große allgemeine Gut der Menschheit, die Poesie, auch für sich in Anspruch zu nehmen. War es ihre Schuld, daß die Vorurtheile, die Pedanterie ihrer Umgebung sie zwang, das, was Andern als ein Recht gewährt ward, wie ein Verbrechen zu verbergen? Immer bitterer und trotziger wurden Anna's Gedanken, und immer mehr wandten sie sich einem verzweifelten Schritte zu, wie ihn Otto prophezeite. Der Zwang, der sie immer mehr und mehr einengte, trieb sie gerade vorwärts einem Ziele entgegen, das sie selbst nur dunkel ahnte und von dem sich die Uebrigen nichts träumen ließen. Noch kämpften Gewohnheit, Erziehung und Verhältnisse den Entschluß nieder, der schon lange, wenn auch noch unklar und unbestimmt, in ihrer Seele lag, aber jeder Zwang, jede Ungerechtigkeit ihrer Umgebung ließ ihn deutlicher hervortreten, und es bedurfte nur eines letzten entscheidenden Anstoßes, um ihn zur Reife zu bringen.

(Fortsetzung auf Seite 173.)

Major Monsoons Tigergeschichte.

„Ich danke, ja, ich will noch einen nehmen, mein Lieber — sie sind gut, doch nicht ganz die Sorte, die ich selbst zu Hause rauche — und geben Sie den Cognac her; er ist ziemlich gut, aber nicht sehr gut. Doch, wie kann man ihn sehr gut hier erwarten.“ —

Der Major nahm noch eine Cigarre aus der dünnen, duftigen Cederkiste, war auch so herablassend, sich ein besonders starkes drittes Glas Cognac und Wasser zu mischen. Ich sage „Cognac und Wasser“, doch ist dieser Ausdruck eigentlich unrichtig, denn, wie mir der Major mittheilte, seit einem früheren Anfall von Wassersucht haßte er alles Wasser und hegte eine dankbare Neigung zu Spirituosen, die, wie er sagte, sein Leben gerettet hatten.

Der Major war ein starker, mittelgroßer Mann, mit flachem rothem Gesicht, glotzenden blauen Augen und einem lauten, gutmüthig-unverschämten Wesen, aus dem ihn Niemand bringen konnte. Er trug einen blaubebänderten Strohhut, ein ungeheures vergoldetes, an ein breites schwarzes Band befestigtes Augenglas, weite leichte Nankingkleider und Tanzschuhe. Ich muß gestehen, daß ich selbst kaum weiß, wie ich des tapfern Offiziers Bekanntschaft gemacht habe, aber am achten Tage meines Aufenthalts im Seebade Ramsgate war ich es überdrüssig, nur Krebschen, Netze und Badeanstalten zu erblicken, durch's Telescop zu sehen und auf nassen Felsen herumzuklettern, so daß ich auf den Promenadebänken mich nach Bekanntschaften umsah. Aber der, nach dem ich mich dort umsonst umsah, fand mich, wo ich ihn nicht suchte: in den Billardzimmern auf der Klippe. Dort fand ich den Major, wie er lachte, schwatzte, Geschichten erzählte, sehr herablassend mit jüngeren Leuten wettete, überhaupt allen Stolz des Militair bei Seite setzte.

Digitized by Google

Man konnte keinen gesprächigeren, lustigeren, gutmüthigeren Genossen finden, als den Major. Er hatte, gleich mir, das Leben in Ramsgate äußerst langweilig gefunden und ließ keine Gelegenheit entschlüpfen, meine Bekanntschaft zu cultiviren; da er nur drei Häuser von mir entfernt wohnte, verging selten ein Abend, ohne daß der Major mich besuchte, eine Tasse Kaffee mit mir trank und dann auf dem Balkon eine Cigarre rauchte. —

Es war am vierten Abend unserer Bekanntschaft, als der Major, nachdem er seine vierte Cigarre angesteckt und sein drittes Glas Cognac und Wasser gemischt, sich behaglich in einen Schaukelstuhl streckte, seine Beine auf einen zweiten Stuhl mit einem raschen Schwung — (er war etwas lahm) — beförderte und mit einer Art suttanischen Behagens folgende Geschichte eines seiner merkwürdigsten Jagdabenteuer begann.

„Vor zwanzig Jahren," sagte der Major, „commandirte ich eine Abtheilung meines Regiments „Das Fechtende Halbhundert" (wie wir von unserem Benehmen im Burmesischen Kriege her genannt wurden) in einem kleinen Dorfe, Namens Kollywallah, im Nordostende des Jubbalgare-Distrikts der bengalischen Präsidentschaft. Es war in der Nähe einer Dschungel, welche voll von Tigern war; bald hatten wir die nöthigen militärischen Uebungen hinter uns, und die Langeweile drohte sich auf uns senken zu wollen, und so verlegten wir uns, ich und Twentymann, der einzige andere Offizier, auf's Tigerjagen, welcher aufregende Zeitvertreib bald unsere Passion wurde. In sechs Monaten war kein Mann mehr in Kollywallah, der mich nicht als „den großen Shikaren" kannte, und ich hatte die Leute nur abzuhalten, daß sie nicht mich und meinen Jagdelephanten „Ramchunder" göttlich verehrten.

„Eines Morgens — Twentymann lag am Dschungelfieber darnieder und ich lag ihm vor von dem Balkon aus — hörte ich ein lautes Geräusch, wie wenn ein Haufen Eingeborner trotz meiner Diener zu mir in's Haus dringen wollte. Der arme Twentymann, dem längere Zeit kein Schlaf in die Augen gekommen war, ächzte und klagte über das Lärmen, so daß ich mit meiner großen Peitsche hinaus und mitten unter sie fuhr, und sie fragte, was sie mit solch' verdammtem Geschrei sagen wollten.

„Augenblicklich schweigt alle!' rief ich.

„Der alte Khitmugar, ein alter graubärtiger Mann, der schon bei meinem Vater, dem General, Aufwärter gewesen war, trat vor, machte seine Verbeugung und sprach:

„‚Sahib, Sahib, das Landvolk von Moonje ist gekommen, um Euch zu bitten, zu kommen und einen weißen Tiger zu schießen — einen Menschenfresser — der schon ein altes Weib, sechs Kinder und zehn Rinder getödtet hat.'

„Ich ging vor das Thor, in meinen Pantoffeln, wie ich war, und fand dort ungefähr hundert Eingeborne, grüßend und lärmend, und Mahadeo bittend, des Sahibs Herz zu erweichen, daß er sie erhören und den weißen Tiger tödten möge. Ich versprach, zu thun, was ich vermochte, wenn sie die Treiber bestellen und den nächsten Tag in den Dschungeln fertig sein wollten mit ihren gewöhnlichen heidnischen unjagdmäßigen Trommeln, Glocken, Hörnern und steingefüllten Metallkapseln. — Sie entfernten sich darauf unter Freudensprüngen und lustig schreiend wie Kinder, gaben mir jeden ihnen bekannten Schmeichelnamen und versprachen, zur rechten Zeit und in Masse zur Stelle zu sein, obgleich die Meisten von ihnen Tigerangster in Moonje waren und nicht zugegeben hätten, daß ich das Thier getödtet hätte, wenn es kein ‚Menschenfresser' gewesen wäre.

„Ich ging zu Twentymann zurück, der aufrecht im Bette saß, sich wohler fühlte und eine Frucht aß.

„‚Was gibt's denn?' fragte er im alten Tone.

„Ich sagte ihm, daß die Leute von Moonje mich gebeten hätten, einen ‚Menschenfresser' zu tödten, daß ich ihn aber nicht allein lassen möge.

„‚Wegen mir gehen Sie unbesorgt, alter Junge,' sagte er; ‚Dr. Johnson war eben da und sagte mir, ich sei doppelt der Mann, der ich gestern gewesen; ich will mir die Zeit mit einem Buch und einigen Cigarren ganz gut vertreiben.'

„‚Und darf ich wohl Ihre Doppelbüchse mit der Schwanzschraube mitnehmen?'

„‚Natürlich, was Sie nur wollen, Monsoon. Johnson sagte, Moonje sei voll Tiger, seit sich der letzte Rajah drauf geworfen, sie zu pflegen, und Todesstrafe drauf setzte, einen zu tödten; aber, Monsoon, nehmen Sie sich um's Himmels willen in Acht! Mit diesen ‚Menschenfressern' ist kein Spaß zu treiben; wäre ich Sie, ich würde nach Poonahjah reiten und Simpson und Dever bitten, mitzugehen.'

„‚Nein, Twentymann,' sagte ich, ‚es ist eine gefährliche Sache; ich will das Thier allein fangen. Kein anderer Engländer soll den Ruhm mit mir theilen.'

„‚Sie sind ein kühner Bursche, Monsoon,' sagte Twentymann. ‚Thun Sie, wie Sie wollen; ich für mein Theil wäre lieber mit einem Engländer, als mit tausend solch' lärmenden Teufeln mit ihren höllischen Trommeln und Hörnern. Die könnten sogar einem Engel das Schießen verleiden.'

„Den Rest des Tages verbrachte ich mit Vorbereitungen auf den Tigerfeldzug in Moonje. Ich machte meinen braunen Jagdrock fertig, von der trockenen Blätterfarbe, wie ihn gewöhnlich Tigerjäger tragen und die ich zuerst in die Präsidentschaft eingeführt hatte. Ich hatte die Form dieses Rocks selbst erfunden; er hatte 14 Taschen, jede für einen bestimmten Zweck und nie für einen andern benützt. Er enthielt Kapseln, Gewehrstocher, Tigerfett um das Schloß zu schmieren, Gewehrschraube, einen kleinen Stiefelknecht (dessen Gebrauch ich ihnen sogleich sagen werde), ein Messer mit sechszehn Klingen, angefettete Läppchen, eiserne Kugeln, Patronen, einen Taschen-Revolver, eine Branntweinflasche, ein Jagdmesser so stark wie eine Hacke, eine getrocknete Zunge, eine Cigarrentasche, ein Skizzenbuch, einen Schlüsselbund, einen Feldstuhl und weitere nothwendige Dinge.

„Da dieser weiße Tiger, den ich zu bekämpfen hatte, den Fallen, dem Gifte, den Selbstschüssen und andern Kriegslisten der erfindertschen Einwohner des Dschungeldorfs entgangen war, so fühlte ich, daß ich endlich einen meines Armes würdigen Feind getroffen hatte, und bereitete mich auf eine Riesenanstrengung. Ich füllte Ramchunders Taschen mit Schwertern, Doppelgewehren, Spießen und Eberspeeren; so konnte ich, wenn ich dies kluge Thier in meiner Nähe an einen Baum band, jederzeit wegen frischer Waffen und Speise zu ihm zurückkehren; denn auch in meinem Jagdenthusiasmus ließ ich nicht außer Acht, kaltes Gestügel, mehrere Flaschen Champagner ꝛc. ꝛc. beizupacken; mein alter Aufwärter sollte auf dem Elephanten sitzen und Waffen wie Speisen beaufsichtigen.

„Der Tag brach an. Ich fühlte eine sonderbare, brennende Anfregung des Vergnügens, gemischt mit dem eigenthümlichen Vorgefühle der Gefahr, dessen ich mich nicht

Digitized by Google

entschlagen konnte. Doch sagte ich hierüber nichts zu Twentymann, der mir jeden Erfolg wünschte; dann ging es fort, ich auf Ramchunder, der stolz darauf zu sein schien, das Abenteuer theilen zu dürfen. So viel konnte man indeß nicht von meinem feigen Aufwärter sagen, dessen Zähne wie Kastagnetten klapperten und der beim Packen aus lauter Angst einige Flaschen Bier fallen ließ.

„Rasch vorwärts!“ rief ich, und dahin trabte mein alter Ramchunder nach der Seite des Moonje-Dschungel, wo die Treiber versammelt waren.

„Sie können mir's glauben, sogar bei der Einnahme von Mooltan war kein solcher Gol-mol — ach, ich verfalle so leicht in's Hindostanische, ich meine Lärm —, als wir, ungefähr zweihundert der Eingebornen schreiend wie losgelassene Teufel, metallene Kapseln schüttelnd, Glocken schwingend und Hörner blasend, in die Dschungeln brachen. Einigen der kühnsten und thätigsten der Treiber wurde Befehl gegeben, auf Bäume zu klettern und Nachricht zu geben, wenn der ‚Menschenfresser‘ unter ihnen vorbeischlich. Es war ausgemacht, daß ich mit Ramchunder an einem der Haupttigerplätze ausharren sollte, an einer vom Wasser gebildeten, trockenen Schlucht, wo erst kürzlich drei eingeborne Briefträger von einem Tiger getödtet worden waren.

„Ich hatte Dosten Pooloo, dem Obersten der Treiber, sehr genau die Richtung angegeben, nach welcher er die Tiger zu treiben hatte, denn diese Thiere besuchen gewöhnlich dieselben Orte, und ich hatte demnach zu erwarten, in kürzester Zeit genug zu thun zu bekommen.

„Nachdem ich meinen alten Khansamah zu Ramchunder postirt und ihm das kalte Geflügel, den Champagner und die Doppelgewehre übergeben hatte, mit dem strengsten Befehl, sich nicht zu rühren, stahl ich mich wisk-wisk — wie die Einwohner für sehr leise sagen — die Schlucht hinauf.

„Ich war wohl noch nicht mehr als dreihundert Schritte von dem Orte gegangen, wo ich den Diener und den Elephanten gelassen, als ich zur Rechten einen Pfad, wie von Wildschweinen getreten, bemerkte, der sich durch das hohe harte trockene Dschungelgras hinschlängelte, das durch die Sonne eine Strohfarbe bekommen hatte. Längere Zeit schien es, als ob die Treiber nichts aufstörten, und ich begann schon die Geschichte mit dem weißen Tiger für Unsinn und Lüge zu halten.

„Der Pfad führte mich durch ein Cocosnußpalmenwäldchen, welches voll der Früchte hing. Neugier und meine Lust nach Abenteuern trieb mich weiter, bis nach einigen hundert Schritten sich der Weg in eine Art natürliches Amphitheater öffnete, unter welchem das trockene Bett eines kleinen Wasserstroms lag, dessen Oberfläche, Sie können mir's glauben, Sir, ein Gewebe von Dschungelblumen war — große hochrothe Dinger, wie Theetassen, die nach Moschus und Patchouli dufteten; Seile von Schlingpflanzen, die die Bäume verbinden, übersäet mit duftenden gelben Blumen, wie Tulpen, größer als mein Hut, die alle halbe Zoll an den Stämmen hervorhingen.

„Da lag im dichten Moonje-Gras eine Heerde Pfauen und sonnte sich. Ich kniete eben nieder und nahm den größten auf's Korn — einen herrlichen Kerl, mit seinem goldnen und grünen Fächerschweif —, als, siehe da, eine ganze Bande Affen plappernd, sich haschend, einander die Schwänze festhaltend, und so komische Capriolen schneidend, herbeiletterten, so daß ich kaum das Lachen zurückhalten konnte.

„Kaum hatte ich mich wieder in meine vorige Haltung gebracht, aus der mich die Affen gebracht hatten, als plötzlich an mir vorüber drei kleine gefleckte Rehe und ein Wildschwein rannten, die auf dem Ort herumsprangen, als wenn er ihr gewöhnlicher Spielplatz wäre, und doch drückte sich Entsetzen und Angst in ihren Bewegungen aus, die mich Schlimmes vorherstehen ließen. Ich beschloß indeß, die Sache coûte que coûte zu Ende zu sehen, zog meine Cognacflasche aus Tasche Nro. 13 und nahm einen Schluck, um meine Hand fester zu machen. Ehe ich sie zurückgesteckt, was sah ich da ganz gemüthlich zwischen zwei Champabäumen sich hervorwinden, als ein ungeheures Vieh von einer Boa constrictor, rund wie ein Polster und gute 70 Fuß lang mit thauenfarben, glänzenden Schuppen daherbäumend und wogend wie ein ungeheurer Lindwurm.

„Sie können mir's glauben, Sir, so überrascht ich war, hatte ich doch noch Geistesgegenwart genug, das nächste Auge der Schlange fest auf's Korn zu nehmen, indem ich daran dachte, was für ein Triumph es wäre, das Thier dem armen Twentymann heimzubringen. Doch was sah ich dort plötzlich, zwanzig Fuß von der Boa entfernt, für ein sonderbares Wogen im Grase? Ich richtete mein Gewehr darauf und wollte eben losdrücken, als das Geschöpf, ein ungeheurer Tiger, über die Boa constrictor wegsprang, mit einem Sprung von über vierzig Fuß, wie ich nachher ausmaß, und mich zu Boden warf, ehe ich etwas thun konnte.

„Das war also der weiße Tiger — der ‚Menschenfresser‘ — davon war ich beim ersten Blick überzeugt; ein prächtiges Thier, gut dreizehn Fuß lang, von hellbrauner, rahmiger Farbe mit dunkelbraunen Streifen, mit beinahe weißer Brust.

„Sie können mir's glauben, Sir, wie er mich so hielt und in seinem Munde schüttelte, fühlte ich weder Schmerz noch Schrecken, sondern eine Art angenehme Betäubung und eine große Neugier, wie mich das Thier auffressen würde. Ich konnte die Rehe und Schlangen auseinanderstäuben hören, als es mich schüttelte, wie die Katze die Maus, oder der Rattenfänger die Ratte. Dann versuchte ich, ein Pistol aus Tasche Nro. 9 zu holen, wurde aber ohnmächtig dabei. —

Eine gute halbe Stunde mochte verflossen sein, ehe ich wieder zu mir kam. Da lag ich auf einem Haufen trocknen Moonje-Grases. Ich fühlte, daß das Ungeheuer noch über mir war — sogar in meiner Betäubung spürte ich seinen heißen Athem über mich hinstreichen. Ja wohl, da lag er, seine ungeheure Länge neben mir hingestreckt — sein gestreifter Schwanz kehrte bei jeder Vibration über mein Gesicht, sein Kopf war abgewandt. Wenn Sie mir's glauben wollen, Sir, er hatte in der That mein ganzes linkes Bein zerbissen und verkaut, von der Zehe bis über's Knie; er hatte ungefähr drei Fuß während meiner Ohnmacht davon gefressen (entschuldigen Sie das Unpassende des Ausdrucks).“

„Verkaut, Major Monsoon?“ schrie ich mit ärgerlicher Stimme. „Ja, Sie haben aber zwei so gesunde Beine, wie ich!“

„Pah, pah, mein Werthester,“ sagte er, ohne ein Lächeln und ganz ungestört, und hielt sein Bein zum Kneifen hin, „das Bein, das er kaute, war Kork, wie es auch jetzt Kork ist; eine Kanonenkugel nahm seinen fleischlichen Vorgänger bei der Eroberung von Mooltan hinweg. Es war ein Glück, daß es von Kork war, denn es nahm dem Thiere viel Zeit, es durchzukauen; dabei wurde ich selbst nicht verletzt.

Digitized by Google

1864

22

Digitized by Google

„Ruhig öffnete ich meine Augen, als ich sah, an was der Tiger war (denn er brummte und knurrte über das unverdauliche Fressen), und blickte um mich nach meinem Gewehr. Da lag's — nicht drei Zoll von meiner rechten Hand, mit gespanntem Hahn. Mein erster Gedanke war, ganz leise mit meiner Hand das Gewehr zu fassen — doch kaum bewegte ich nur einen Finger, so fing das Ungethüm von einem Menschenfresser zu brummen an, und zeigte gefährliche Neigung, nach meinem Kortbein auch mein anderes zu versuchen, welchem, nachdem er einmal gekostet, bald mein ganzer Leib gefolgt wäre. Ich bereitete mich also vor, zu sterben, war aber noch ruhig genug, an mir herunter zu sehen, ob ich verwundet war. Ich fand keine Wunde, doch schien der Tiger, als er mich gepackt, die 10te und 11te Tasche meines Jagdrocks gefressen zu haben. Ich horchte nach den Treibern, konnte aber nichts vernehmen — sie waren jedenfalls entflohen. —

„So ergab ich mich also in mein Schicksal; der Tiger kaute noch an meinem Knie und seine Klaue lag schwer wie Blei auf meinem andern Bein, als plötzlich — Sie können mir's glauben, Sir — das Thier zweimal gähnte, sein Haupt neigte und fest einschlief. Ich begriff im Moment, warum. Es hatte in meiner Tasche Nro. 10 eine große Flasche Morphin — Doppelextrakt, ein amerikanisches, sehr starkes Präparat — verschlungen, die ich bei der Tigerjagd immer bei mir trug, da ich, ehe mir eine Kugel bei Bündelcore zwei Drittel meiner Zähne wegnahm, an heftigem plötzlichem Zahnreißen litt.

„Jetzt kam meine Gelegenheit. Da lag das große Vieh tief im Schlafe. — Ich griff langsam nach meinem Gewehr, hielt seine Mündung an das Ohr des Tigers und feuerte. Mit einem Schrei und einem Gebrüll fiel das Thier. Ich sprang im selben Moment bei Seite, um seinen gefährlichen Klauen zu entgehen, und feuerte meinen zweiten Lauf auf ihn ab. Er ächzte, riß die Erde in großen Stücken aus dem Boden und starb. Ich nahm sogleich meine Uhr heraus. Es war gerade 3 Minuten nach 2 Uhr Nachmittags, früh um 7 Uhr Morgens war ich ausgezogen. Jetzt kam Schwindel über mich — ich wurde wieder ohnmächtig. —

„Ich erwachte durch etwas Weiches, das mein Gesicht berührte. Ich blickte auf. — Guter Himmel! Es war mein Elephant Ramchunder, mit diesem niederträchtigen Khansamah vollständig betrunken darauf — eine meiner silberhaltigen Champagnerflaschen in der Hand. Ich rief: ‚Pukrao!', das heißt ‚fasse mich!' Und das kluge, von mir dressirte Thier hob mich mit seinem Rüssel auf seinen Rücken; ich konnte ja nicht gehen, wie Sie wissen, da der Tiger mein Kortbein gefressen hatte.

„Das erste Ding, was ich that, war — nun was meinen Sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Nun, daß ich das Thier von Khansamah prügelte und dann nach den Treibern mich umsah. — Denken Sie sich, da saßen die Kerle ganz gemüthlich im nächsten Dorf, aßen Reis und erzählten den Leuten, wie der ‚Menschenfresser' den Sahib getödtet. Ich ritt mitten unter sie auf dem Ramchunder und theilte rechts und links mit meiner großen Peitsche, die ich zu diesem Zwecke immer bei mir trug, Hiebe aus, bis sie auf ihren Knieen um Gnade flehten.

„Ich gab Befehl, daß der Tiger geholt werde, und gab den Ort an, wo er gefunden werden würde.

Drei Stunden nachher zogen wir in Kollywallah ein; Gewehre wurden abgeschossen, Raketen in die Luft gelassen, und die Eingebornen fangen Lieder über den Sahib und den Tiger. Twentymann war entzückt, mich zu sehen, da einer der Treiber ihm die Nachricht meines Todes gebracht hatte."

Am Morgen nach dieser Erzählung besuchte ich den Major, der aber war, zu meinem Erstaunen, mit dem frühesten Zuge abgereist, mit der Bemerkung, sein Bruder in Nro. 27 werde seine Schulden zahlen. Sein Bruder! Ich! Aber der Anstand gebot, daß ich zahlte.

Als ich die höchst sonderbare Rettung des Majors aus Tigerskrallen überdachte, fand ich verschiedene sonderbare Widersprüche in seiner Erzählung, die mich ihre Wahrheit bezweifeln ließen. Schwanzschrauben waren vor zwanzig Jahren noch nicht erfunden — Revolver auch nicht. Es thut mir leid, daß ich nicht tüchtig kneipte, um zu sehen, ob sein Bein Kork war.

Vor ein paar Tagen traf ich Oberst Curry im Orientalischen Club, dem ich die Geschichte erzählte. Der meinte: „Mein Lieber, der Kerl hat sich über Sie lustig gemacht. ‚Monsoon' ist ein traditioneller Name in Indien und wird immer von den Eingebornen in ihre Geschichte verflochten. Es mag vor langer Zeit einen Oberst Monsoon gegeben haben, über den noch folgender Vers besteht, den ich oft die Kerle habe wiederholen hören:

Ghora par howdah, pathi par jeen,
Mutlak bajzajah, Colonel Monsoon.

das heißt:

Thürmchen auf Pferden, auf Elephanten ein Sack,
Monsoon ging durch mit dem ganzen Pack.

Hievon nahm Ihr Major seinen Namen, das versichere ich Sie. — Kellner, noch eine Flasche Sherry!"

Exotische Vögel.

(Taf. 22.)

Nachdem wir auf der letzten naturhistorischen Tafel unsern Lesern einige interessante Reptilien vorgelegt haben, folgen nun liebliche Geschöpfe, schönbefiederte Vögel aus der Verwandtschaft der Finken und Meisen. Wir versehen uns zu jenen lichtscheuen, niedergedrückten Wesen, die, ohne eine innere Lust der Bewegung zu verrathen, sich träge am Boden hinschleppen, schon im Voraus nichts Gutes; seien wir dagegen die Vögel mit ihrer hochgewölbten, frei athmenden Brust, ihren breiten Schultern, dem aufrecht getragenen Kopfe, dem leicht beweglichen Halse, wie sie frei mit großen Augen umherblicken und voll innerer Lust einer kräftigen, muntern Bewegung den Frühling, den erwachenden Morgen, mit tausendfältigem Jubel begrüßen, so sind wir überzeugt, daß wir nichts Uebles vou ihnen zu erwarten haben und daß es keinen giftigen unter ihnen geben könne. Die Vögel suchen entweder die unschuldige

Digitized by Google

Nahrung gereifter Pflanzensamen, oder aber sie greifen, wenn sie auf animalische Nahrung angewiesen sind, mit geraden, offenen Waffen an, die mit Muth und Stärke geführt werden. Ihr Schnabel ist einem nach außen sichtbaren scharfen Zahne vergleichbar und ihre Krallen schön gebogenen Schwertern.

Die Vögel sind von jeher Lieblinge der Menschen gewesen. Viele derselben empfehlen sich durch ihren melodischen Gesang, ihren Nutzen als Vertilger des Ungeziefers und durch die Liebe zu ihren Jungen, andere aber lediglich durch die Schönheit ihres Gefieders und die Munterkeit und Grazie ihrer mannigfaltigen Bewegungen. Letzteres trifft besonders bei der Abtheilung der Beerenfresser zu, welche die Tanagra's oder Merlen, die früher irrthümlicherweise für gute Sänger gehaltenen Organisten, die Manakin- oder Pipra-Arten und andere sperlingsartige Vögel begreift.

Die Manakins, Pipra, haben einen kurzen, dreikantigen Schnabel, dessen Oberkiefer ohne Kerbe ist, Schwanz und Füße sind kurz, an letzteren das erste Gelenk der äußeren Zehen verwachsen. Die Männchen haben meist ein schwärzliches, schimmerndes Gefieder, irgend ein Theil desselben hat aber stets eine lebhafte, oft brennende Färbung. Sie leben gesellig in den nordamerikanischen Urwäldern. Ihr Flug ist rasch, geräuschvoll, geht aber selten weit. Sie nisten gewöhnlich in freistehenden Aesten oder Zweigen. Bisweilen schaden sie, wenn sie sich in beträchtlicher Anzahl einstellen, den Pflanzungen.

Auf unserer Tafel sehen wir oben den weißscheiteligen Manakin, Pipra leucocapilla *Lin.*, mit schwarzem, bläulich schimmerndem Gefieder und blendend weißem Scheitel. Unter ihm sitzt der rothköpfige Manakin, P. erythrocephala *Lin.*, der sich von ihm fast nur durch die brennendrothe Färbung des Kopfes und der Seiten desselben, sowie der Federn der Kniebeuge unterscheidet. Der gelbscheitelige Manakin, P. auricapilla *Lichtenst.*, gleicht den beiden vorigen durch das schwarze, stahlblau schimmernde Gefieder, der Kopf und die Seiten desselben sind aber rein gelb mit hochrothem Saume, ebenso die Kniebeuge. Von diesen Arten ist der fadenschwänzige Manakin, P. filicauda *Spix*, wesentlich durch seine Größe, die drei Farben seines Federkleides, vor allem aber durch die acht äußeren, fadenförmig verlängerten Schwanzfedern verschieden. Sein Nacken ist hochroth, der Rücken, die Flügeldecken, die Bürzel- und Schwanzfedern schwärzlich, der Vorderkopf, Hals, die Brust und der Unterleib gelb. Die vier abgebildeten Vögel sind sämmtlich Männchen. Die Weibchen haben fast bei sämmtlichen Arten dieser Gattung ein graulich grünes Gefieder, welches auch der junge Vogel im ersten Jahre trägt.

Prinz Wied, der mehrere dieser Vögel auf seiner brasilianischen Reise, vornehmlich in der Umgegend des Espirito Santo, beobachtete, hörte nie einen andern, als einen kurzen Lockton von ihnen, so zahlreich er sie auch auf gewissen, schwärzliche Beeren tragenden Bäumen von Zweig zu Zweig hüpfen und in großen Gesellschaften mit schnurrendem Flug durch die Wälder ziehen sah. Wied hatte das Vergnügen, ein brütendes Manakin-Weibchen zu finden. Das Nest stand über einem kleinen Waldpfade in der Gabel eines freien Astes. Es war ziemlich einfach aus Reischen, Moos und Wolle gebaut und enthielt zwei gefleckte, graugelbliche Eier.

Die Brasilianer nennen diese Vögel Tangara. Obgleich dieselben ganz ohne Gesang sind, machen die Vogelhändler gute Geschäfte mit diesen niedlichen Vögeln, die man häufig in Flugkäfigen hält. Auch die Bälge der vielen Arten sind bei den Sammlern gesucht.

C. L.

Bilder aus dem Wolfsleben.

Gezeichnet und erzählt von Guido Hammer.

II.

„Hier war es," erzählte mir ein andermal der rührige Pürschjäger, während wir mit einander die äußerste Grenze seines ausgedehnten Revieres begingen, „hier, wo wir eben treten, als ich an einem trüben Spätherbsttage ganz in meiner Nähe, nach jener Richtung hin, einen Schuß fallen hörte. Im Nu waren meine Augen dorthin gewendet, von woher der scharfe Büchsenknall ertönt war, und da sah ich denn sofort durch eine Lücke des vor mir liegenden Hochwaldes ein blaues Wölkchen Pulverdampf hinziehen. Himmel und alle Wetter, wie schnell machte ich mich fertig! Gedeckt von Stamm zu Stamm pürschte ich nun der verdächtigen Stelle zu, um dem Wilderer, denn einen solchen hatte ich in dem Urheber des Schusses sofort errathen, ein rothes Täpfelchen auf die Jacke zu malen. Bald sah ich auch, obgleich noch ziemlich entfernt, hinter einem Windbruch einen Kerl stehen, der mit Laden eines Gewehres beschäftigt war. Um ihm nicht erst Zeit zu lassen, damit fertig zu werden, sprang ich ihn nun förmlich wie einen Auerhahn bis auf Schußweite an; aber schon kam ich ein Bissel zu spät, indem der struppige Polake, hol' ihn der Teufel! nicht nur bereits seine Büchse wieder in Ordnung, sondern auch mich, da ich beim letzten Sprunge auf ein dürres Aestel getreten, in Wind bekommen hatte, und nun sofort Feuer auf mich gab, noch ehe ich das Gewehr an den Kopf bringen konnte. Zum Glück traf mich der Halunke nicht, obgleich er nicht weit davon gefehlt hatte; denn die Kugel schlug dicht neben mir einen dürren Ast von einer Fichte entzwei, daß mir die Splitter davon in's Gesicht flogen. Aber nun, nur einen einzigen Augenblick später, knallte es auch bei mir — und der faktische Hund flog im Feuer zusammen, daß er auch nicht ein Glied mehr regte. Ich hatte nämlich in der Eile ein Bissel volles Korn genommen und war deßhalb etwas hoch, gerade auf den Kopf, gekommen, wie sich's am andern Morgen auswies, als ihn Grenzer gefunden und davon im nächsten Orte Anzeige gemacht hatten. Natürlich hatte ich den Lump ruhig liegen lassen und schwieg überhaupt über den Vorfall, denn 's macht Einem so 'ne fatale Geschichte eine Menge Schererei, wie ich's bei früheren Gelegenheiten erfuhr. Bei der Aufhebung recognoscirte man ihn als einen Hauptschmuggler, der eben auch, wie alle diese Schufte, Wilddieb gewesen war. Da man ihn aber dicht an der

Digitized by Google

Grenze gefunden hatte, so hieß es allgemein: er sei jedenfalls von einem Grenzer umgewendet worden, während ich eine neue Zwecke in den Kolben meiner Büchse einschlug, was mein Pürschwerzeichniß für dergleichen Geschmeiß ist."

Hiebei tupfte er mit dem Zeigefinger auf einen aus fünf Messingstiftchen gebildeten Stern über dem Kugelkasten seines Doppelzeuges, und nickte mir freundlich leuchtenden Blickes zu, als ich staunend ausrief: „Also schon fünf!"

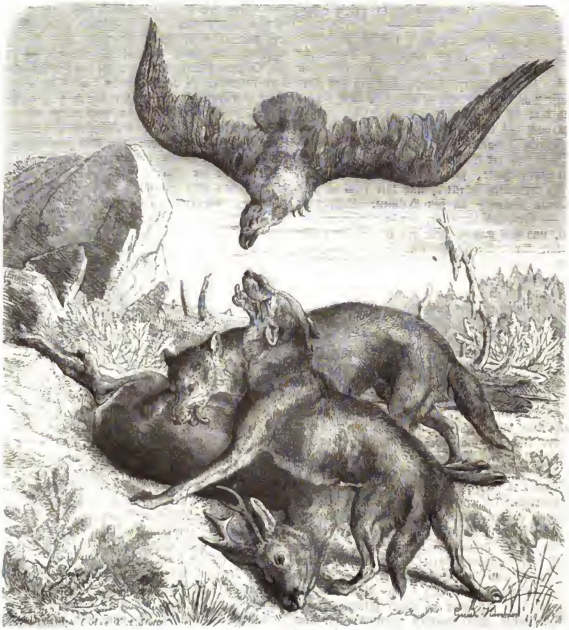
„Da ich aber annehmen mußte," erzählte mein Gewährsmann nun weiter, „daß der verdammte Stramuky mit seinem ersten Schuß auf irgend ein Wild geschossen habe, so suchte ich des andern Tages, nachdem der Kerl beiseite geschafft worden war, mit dem Hunde nach. Und richtig! Bald kam ich auf die Fährte eines starken Bocks, und weiterhin auch auf den Eingriff, von wo aus er auf den Schuß flüchtig geworden sein mochte. Als ich nun eine kurze Strecke auf der Fährte, die sich hier im weichen Boden genau kennzeichnete, fortgearbeitet hatte, kam ich auf Boden, den Schmälen bedeckten, und hier fand ich nun auch vertrockneten Schweiß an den Halmen. Jetzt hatte Pürschmann — Gott hab' ihn selig, den braven Hund! — leichtes Spiel, und wie eine Schnur zog er auf der kalten Fährte vor mir her. So ging's eine Weile über Haide und Moor und durch Stangenholz auf eine steinigte, mit Felsblöcken übersäete Anhöhe zu. Doch noch ehe ich diese erreicht hatte, sah ich jenseits des Hügels einen mächtigen Raubvogel kreisen, niederstoßen und sich wieder erheben, um gleich darauf nochmals hinabzuschießen. Daraus vermuthete ich, daß dort wahrscheinlich die Beute des verteufelten Wilderers liege, und entweder noch nicht verendet sei, da das freßgierige Federvieh noch nicht anbeißen wollte, oder ihm die Beute durch anderes Raubzeug streitig gemacht würde. Ich ließ deßhalb Pürschmann zurück, um mich ungehindert anschleichen zu können. Mit gutem Winde kam ich auch bald hinter Gestein und Gestrüpp bis auf den Kamm der Anhöhe, um sehen zu können, was auf der andern Seite los sei. Donner und Wetter, wie schaut' es da aus! Wie ich gedacht, so war's auch! Kaum sechzig Schritte am Hang unten, zwischen Steinblöcken und verwitterten Windbrüchen lag ein verendeter kapitaler Rehbock, den zwei Wölfe in den Klauen hatten. Dazu schwebte jetzt der Raubvogel, ein Steinadler, dicht über der Gruppe, um Antheil am Mahle nehmen zu wollen, was ihm aber der eine Wolf zähnefletschend wehrte, während der andere gierig das Geschreide aus dem Anschuß zerrte. (Siehe die Abbildung auf der nächsten Seite.) Das Mordsvieh zog konnte jedoch nur eben erst über die Beute gekommen sein, denn eine Viertelstunde später würden jedenfalls nur noch die Knochen des Bockes übrig gewesen sein. So aber war dieser, wie sich später ergab, noch völlig unversehrt, bis auf den Anschnitt am Anschuß, der ein waidewunder war. Konnte ich unbemerkt nur noch fünfzehn bis zwanzig Schritte an die Bestien herankommen, so hatte ich Aussicht, zwei Schuß mit Erfolg anbringen zu können, da ich in dem Flinterrohre meines Doppelzeuges grobe Schrote stecken hatte. Deßhalb galt es Vorsicht, die mich denn auch glücklich einen mächtigen Steinblock, von wo aus ich mit Zuversicht mein Ziel beschießen konnte, erreichen ließ. Hier machte ich mich fertig, kam aber nun mit mir selbst in Conflikt, ob ich nach dem Kugelschuß, den ich natürlich für das eine Hundsvieh von Isgrimm bestimmte, mit dem Flintenrohre seinen Kameraden auf den Kopf schießen, oder damit Moße Lustibus, den Adler, herunterholen sollte. Da nun zu jener Zeit, als mir dieser Spaß passirte, die Wölfe noch eben keine Seltenheiten auf meinem Reviere waren, so kam ich nach schneller Ueberlegung zu dem Entschluß, der ein Sonderbarkeit wegen mit dem Schrotschuß, nachdem ich auf den Hauptwolf geschossen haben würde, rasch nach dem Vogel feuern zu wollen. Schon lag ich deßhalb auf den Stärksten der zottigen Burschen im Anschlag und wollte eben den Finger krumm machen, als dieser sich von Neuem dem wieder ganz nahe kommenden Adler zuwandte und mit aufgerissenem Rachen nach ihm schnappte, wobei er seinen Kameraden halb deckte. Da zögerte ich nun keinen Augenblick mehr und gab auf den Freßneidischen Feuer; denn bekam er die Kugel richtig, so schlug sie auf die geringe Entfernung, in welcher ich mich von den Bestern befand, unfehlbar durch und verwundete dann wenigstens noch seinen schlingenden Spießgesellen. Sowie es nun knallte, flogen die beiden Canaillen wie Spreu auseinander; aber ohne weiter hinzusehen, was aus ihnen wurde, fuhr ich mit der Spritze in die Höhe, um mit ihrem weiteren Inhalt dem gefiederten Raubgenossen die Jacke auszuputzen; wie eine Wolke flogen die Federn nach dem Schusse umher und der Getroffene stürzte in schräger Richtung zu Boden. Nun erst sah ich mich nach den Wölfen um, von welchen ich den auf's Korn Genommenen eine Strecke seitwärts vom Anschuß liegend erblickte. Wie freute ich mich nun über meine Doublette! Nachdem ich wieder geladen hatte, ging ich vorerst auf meinen erlegten Wolf zu, der noch nicht verendet war, also möglicherweise auch noch entwichen konnte. 's hatte jedoch keine Noth, denn als ich zu Herrn Urian hinankam, war's kaum noch nöthig, ihm seine verdammte Spürnase einzuschlagen, denn er lag bereits in den letzten Zügen. Aber eine Ueberraschung sollte mir noch werden, die ich eigentlich nur Jägern von Profession erzähle, weil das andere erbärmliche Volk einen jeden Grünen, der 'was erlebt hat, für einen Aufschneider hält, während es doch ruhig daran glauben würde, wenn es von den Schwarzröcken vorgefaselt bekäme, daß der Teufel ein Eichhörnchen sei. — Also eine Ueberraschung wurde mir, die mir das Herz im Leibe lachen machte. Wie ich nämlich meinen Wolf vollends todtgeschlagen hatte und nun nach dem Orte hinschreite, wo der Adler 'runter gekommen war, erblicke ich — kaum traute ich meinen eigenen Augen — ein Stück hin, im Haidekraute, den zweiten Schwernötzer von einem Wolfe kauern und sich mit der Schnauze immer nach der Seite fahren, um wie toll nach seinem eigenen Leibe zu schnappen; er hatte also seinen Fleck auch weg. Rasch schoß ich nun dem Racker noch einmal auf den Kopf, daß er mausetodt zusammenflog. Von hier aus suchte ich nun mit dem herangepfiffenen Hunde nach dem Adler, und es dauerte keine zehn Minuten, so war auch dieser in meinem Besitz. Also hatte ich auf meinem Doppelschuß drei Hauptkerle erlegt.

„Hier steht's," sagte der alte Nimrod am Abend zu mir, als ich mit ihm in seinem traulichen Stübchen am flackernden Kaminfeuer saß und auf seine Wolfsgeschichte zurückgekommen war. „Hier steht's geschrieben," wiederholte er und hielt mir zum Beweis sein Pürschwerzeichniß hin, woraus denn auch wirklich Folgendes zu erlesen war: „Am 20. Nov. 1828 am todten Kosaken auf Stranzer Revier mit zwei Schuß erlegt: Einen starken Wolf, einen schwächern desgl. (Bätze) und einen Steinadler."

Einen Zweifel an der Wahrheit des Berichteten auszusprechen, hätte ich mir auch ohne diesen schriftlichen Beweis nicht erlauben mögen; denn er hatte mich schon am

Digitized by Google

Morgen bei Erzählung ſeines Abenteuers mit ſo eigenthümlichen Blicken gemuſtert, und beobachtete mich bei Leſung des Eingetragenen wiederum mit ſo ſtechendem Blicke, daß mir es ſchien, als lauere er förmlich auf ein bedenkliches Wort von meiner Seite, um mich als „erbärmliche Fuchsnaſe“, wie er Diejenigen nannte, welche ihm nicht in Allem unbedingten Glauben ſchenkten, bezeichnen zu können. Aber er hatte in mir einen Treugläubigen gefunden, ſo daß ſich in Folge deſſen ſeine Blicke wieder ſänftigten und ſein zerknittertes Geſicht ſehr bald wieder in die alten gemüthlichen Falten kam, die mir verkündeten, daß ich ſein Vertrauen von Neuem gewonnen habe.



Die Sängerin.

Erzählung von Eliſe Binder.

(Fortſetzung zu S. 166.)

Fünfzehntes Kapitel.

Die Wartenberg'ſche Familie war in tiefe Trauer verſetzt. Die junge Gräfin Olga weilte nicht mehr unter den Lebenden. Ganz plötzlich hatte der Tod ſie ereilt, ſie herausgeriſſen aus der Fülle des Lebens und des Glückes. Ihre Geſundheit war immer zart und ſchwach, und ſie als Kind eine Zeitlang ſo leidend geweſen, daß die Aerzte den Aufenthalt in einem milderen Klima dringend anriethen; er ſchien auch die beabſichtigte Wirkung zu haben, denn Olga kehrte faſt ganz geneſen aus Italien zurück, und wenn ihre Natur auch immer zart blieb und die größte Sorgfalt erforderte, ſo ſchienen doch alle ernſteren Befürchtungen gehoben. Zur Zeit ihrer Verlobung war ſie wohler und kräftiger als je, und vor dem Glücke, deſſen ſie ſich jetzt erfreute, ſchien auch der letzte Reſt ihrer Kränklichkeit zu

Digitized by Google

verschwinden. Den Tag nach jenem großen Diner hatte sie mit den Ihrigen noch einer glänzenden Abendgesellschaft beigewohnt, so heiter, so reizend und blühend, daß Niemand die furchtbare Katastrophe auch nur im Entferntesten ahnte. Sie hatte, den Bitten ihres Verlobten nachgebend, das Verbot des Arztes übertreten und einigemal getanzt, daher schrieb sich wohl auch das leichte Unwohlsein, das sie beim Nachhausefahren befiel, das sie aber verschwieg, um die Mutter nicht zu beunruhigen. Doch in der Nacht stellte sich plötzlich ein heftiger Blutsturz ein, der Alles fürchten ließ; vergebens wurden alle Aerzte aufgeboten, alle Mittel versucht, der Anfall wiederholte sich, und am Morgen des zur Vermählung bestimmten Tages war die Braut eine Leiche. —

Wenige Tage nachdem sie zum letzten Mal dort gewesen war, betrat Anna wieder das Wartenberg'sche Palais, dießmal brachte sie die Trauerkleidung. Heute war die lange Fensterreihe dunkel, die Läden geschlossen, die Treppen und Corridore einsam und öde. Die wenigen Diener, denen sie begegnete, gingen still, mit ernsten, trüben Gesichtern an ihr vorüber, ein trostloses, beängstigendes Schweigen lag über dem ganzen Hause.

Anna ward in ein Vorzimmer gewiesen und bedeutet, dort zu warten. Erst stand sie unentschlossen, dann aber fragte sie leise und zögernd: „Dürfte ich die junge Gräfin noch einmal sehen?"

Der alte Diener, der sie hierhergeführt hatte, und dessen trübe Miene deutlich bewies, daß er die junge Gebieterin nicht blos mit dem Flor am Arme betrauerte, nickte schweigend und ging ihr voran durch eine Reihe von Zimmern bis nach dem großen Saale. Damals hatte sie nur im Vorübergehen einen Blick hineingeworfen, der ihr

ein Bild von Glanz, Heiterkeit und Freude zeigte, jetzt öffneten sich die hohen Flügelthüren vor ihr und sie trat ein in den prachtvollen und doch so öden Raum. Die Vorhänge waren herabgelassen, die Spiegel verhüllt, das matte Licht der Kerzen fiel auf die Estrade, wo der reichverzierte Sarg stand, mit den silbernen gräflichen Wappenschildern. Doch der Anblick hatte nichts Grauenhaftes, denn der Sarg und das schwarze Bahrtuch verschwanden fast ganz unter der Fülle von Blumen, die sie bedeckte, diese letzte duftende Gabe der Mutter Erde an den Todten, ehe sie ihn selbst in ihren Schooß nimmt. Olga war unverändert, ruhig, wie schlafend lag sie auf den Kissen, in ihrem weißen Brautgewande, den Myrthenkranz im Haar, eine schöne bleiche Braut des Todes. Stumm stand Anna davor, sie dachte an den Abend, wo sie zum letzten Mal hier war, an das rosige, lächelnde Antlitz, das damals aus dem Spiegel blickte, an die sanfte, süße Stimme, die inmitten des eignen Glücks doch den fremden Schmerz errieth, doch für sie ein freundliches Wort hatte, und wie ein schwerer Vorwurf drückte sie jetzt die bittere Regung, die sie damals empfunden. — „Warum mußte sie sterben, sie so schön, so glücklich, so hoffnungsreich, der das Leben ein Sommertag, die Zukunft ein Paradies war? Sie, die Freude, der Stolz der Ihrigen, und nicht ich, die Niemand vermissen, Niemand beweinen würde, deren Dasein Keinen beglückt und erfreut?" Es war keine Bitterkeit in diesem Gedanken, nur die tiefe, schmerzliche Ueberzeugung von der Werthlosigkeit des eignen Daseins.

„Kommen Sie," flüsterte jetzt der alte Diener, der bisher schweigend mit gefalteten Händen daneben gestanden hatte, „man könnte Sie drinnen verlangen."

Sie verließen den Saal und kehrten in das Vorzimmer zurück; schon nach wenigen Minuten erschien eine Kammerfrau, um Anna zu ihrer Gebieterin zu führen. Die

Digitized by Google

Gräfin schien den Schlag, der sie betroffen, äußerlich wenigstens mit Fassung zu ertragen, ihr Gesicht war noch eben so kalt und strenge, ihre Haltung noch eben so stolz wie sonst, aber um ihren Mund lag doch ein Zug von unterdrücktem Schmerz und ihre Lippen zuckten unwillkürlich, als das schwarze Trauerkleid vor ihr ausgebreitet ward. Gräfin Oltiz, die Mutter Waldemars, war bei ihr. Die Audienz Anna's dauerte nur wenige Minuten, es wurden einige Worte in Bezug auf die Arbeit gewechselt, einige Anordnungen in Betreff der noch bestellten gegeben, dann bekam des junge Mädchen einen Wink, sich zu entfernen. Dabei sagte die Gräfin auf französisch zu der andern Dame mit tiefer Bitterkeit: „Meine Olga mußte sterben, und solche Wesen, an denen nichts weiter gelegen ist, die leben!"

„Spricht das Mädchen etwa Französisch?" fragte Gräfin Oltiz, als die Thür sich hinter Anna geschlossen hatte.

„Nein, warum?"

„Es sah beinahe aus, als hätte sie Ihre Worte verstanden."

„Nicht doch, das ist ganz unmöglich."

„Dann habe ich mich wohl getäuscht, aber es war ein ganz eigenthümlicher Ausdruck in ihrem Gesichte."

Anna hatte allerdings die Worte nicht verstanden, aber sie hatte ihren Sinn errathen, vermöge jenes Instinkts, der all' unsere Sinne schärft, wenn wir Personen gegenüberstehen, die wir entweder lieben oder hassen. Sie hatte den Ton verstanden, den Blick, der mit einer Art bitterer Anklage über sie hinstreifte, sie wußte die Gräfin hatte gesagt: „Warum starbst du nicht statt meines Kindes!" Noch vor wenigen Minuten war ihr der gleiche Gedanke aufgestiegen, und es war ihr Ernst gewesen mit der Klage: „Warum konnte ich nicht mein nutz- und freudloses Dasein hingeben, um ein so reiches, schönes Leben zu erhalten!" aber als sie es jetzt von einer Andern vernahm, von den Lippen dieser stolzen Frau, da empörte sich ihr ganzes Selbstgefühl dagegen, da wallte es wieder heiß und glühend in ihr empor, da ergriff sie auf einmal ein brennendes Verlangen, sich dafür zu rächen, und in diesem Augenblick verwandelte sich der geheime Groll, den sie seit ihrer Kindheit gegen die Frau im Herzen trug, die sie als Gönnerin ehren und lieben sollte, in den bittersten Haß. Aber diese Aufwallung dauerte nur einen Augenblick, dann verschwand sie, um einer desto größeren Mattigkeit Platz zu machen, und als sie die Treppen hinabstieg, war sie wieder ganz das stille, schweigsame Mädchen mit dem matten, gleichgültigen Ausdruck,, das träge und langsam den Rückweg antrat.

Anna war allmälig bis zu einem Punkte gelangt, wo der jahrelange fruchtlose Kampf mit dem Drange nach Freiheit, der immer mächtiger, immer unabweisbarer hervortrat, ihre Kräfte überstieg, wo sie ihm entweder nachgeben oder ihn auf immer unterdrücken mußte, und es schien beinahe, als solle das Letztere geschehen.

Sie hatte in der letzten Zeit so Vieles erleiden müssen, und besonders das elterliche Haus war ein wahrer Marterort für sie geworden. Die einzige Freude, die sie bisher besessen, die Bücher, hatte man ihr genommen und sie mußte ihren Ungehorsam in dieser Beziehung bitter genug entgelten. Die ganze Familie hatte sich vereinigt, um ihr die Größe ihres Unrechts begreiflich zu machen, Alles wetteiferte mit einander in Vorwürfen, Strafen, Ermahnungen und Prophezeiungen, wohin sie kam ward es ihr vorgeworfen, bald mit spöttischen Anspielungen auf ihre „Ueberspanntheit", bald mit salbungsvollen Predigten über ihre „Unverbesserlichkeit". War das Mädchen früher ein Gegenstand der Abneigung für ihre Familie gewesen, so wurde sie jetzt ein Gegenstand allgemeiner Verfolgung. Sie konnte Niemandem mehr Etwas recht machen, Alles, was sie that und nicht that, was sie sagte und nicht sagte, wurde getadelt, Alles, was von ihr kam, von vornherein verworfen. Der Vater strafte, die Mutter schalt den ganzen Tag, fortwährend mußte sie hören, daß sie zu Nichts nütze sei, daß man an ihrer Besserung verzweifle, daß sie den Ihrigen nur Sorge und Kummer mache — all' diese Leiden waren freilich nur kleinlicher Natur, es waren nur Nadelstiche, aber sie schmerzten mehr als eine wirkliche große Wunde. Man kann Jemand zu Tode peinigen mit solchen Nadelstichen, kann ihn mit diesen ewigen Vorwürfen und Ouälereien so abhetzen, daß er endlich ermattet zusammensinkt und in stumpfer Gleichgültigkeit Alles über sich ergehen läßt, oder — sich auflafft und die unerträglich gewordenen Fesseln gewaltsam zerreißt.

Anna war jetzt in einer von jenen Stimmungen, wo jeder Blick, jeder Ton uns weh thut, wo wir ein beinahe krankhaftes Bedürfniß nach Einsamkeit empfinden und nur den einen Gedanken haben, fortzueilen, an irgend einen stillen Ort, wohin kein Laut der Außenwelt dringt, um dort zu vergessen — daß das Weh nicht von außen kommt, daß wir es in uns tragen und ihm nicht entfliehen können. Die menschenvollen Straßen, das Gerassel der Wagen, das ausgelassene Toben der Schuljugend, die eben nach Hause schwärmte, wurden dem Mädchen zuletzt unerträglich. Sie mußte fort aus diesem Lärm und Gedränge, gleichviel wohin, nur nicht nach Hause, wo wieder Vorwürfe und Schelworte sie empfingen, das hätte sie jetzt nicht aushalten können, und ohne sich weiter zu besinnen, eilte sie hinaus vor das Thor, nach dem Kirchhofe. Dort waren keine Menschen, dort konnte sie allein sein, es war der einzige Ort, wo sie sich ungestört ausweinen durfte.

Der kurze Tag neigte sich schon seinem Ende entgegen, als sie die Gitterthür öffnete, der Friedhof war öde und ausgestorben, kein lebendes Wesen zu sehen. Langsam senkte sich die Abenddämmerung herab, langsam stieg der Nebel auf, gelblich gefärbt von der untergehenden Sonne, deren Strahlen ihn nicht zu durchdringen vermochten und die wie ein schimmerndes, formloses Bild am Horizonte schwamm. Die dürren Blätter, die noch vom vergangnen Herbst her den Boden bedeckten, raschelten unter ihren Füßen, die kahlen Bäume und Gebüsche, die braunen Rasenhügel und schwarzen Kreuze, das Alles sah so trübe, so herbstlich aus, gar nicht als sollte es Frühling werden. Was kümmerte auch der Frühling die Schläfer da unten? sie fühlen ihn nicht mehr; was kümmerte er das einsame Mädchen? er war ihr ja schon achtzehnmal erschienen und hatte ihr noch nie Frohes gebracht. Jedesmal hatte sie gehofft auf irgend eine Freude, irgend ein Glück, umsonst — die ganze Natur erwachte zu neuem Leben, auf Andere schüttete das Jahr verschwenderisch die Fülle seiner Gaben aus — sie stand einsam da, ein Stiefkind des Schicksals, allein unbeschenkt, allein unbeachtet, jedesmal um eine Hoffnung ärmer, um eine Enttäuschung reicher. Jahr auf Jahr verfloß und die Jugend mit ihnen, und jeder neue Frühling sah bei ihr nur das alte Leid.

Jetzt hatte sie den Ort erreicht, wo sich die Ruhestätten Derer befanden, die zu ihrer Familie, ihren Bekannten gehörten, und die so ziemlich alle bei einander

Digitized by Google

lagen. Sie hatte Viele darunter gekannt, erinnerte sich der Meisten noch deutlich genug, aber Keiner von Allen hatte ihr nahe gestanden, Keinen hatte sie lieb gehabt, bis auf die alte Frau, die man im Herbst hier begrub. Sonst war sie gleichgültig an den andern Gräbern vorübergegangen, heute blieb sie stehen und blickte lange darauf hin; schwere, bittere Gedanken stiegen in ihr auf. Ob sie wohl glücklich gewesen waren, die dort unten ruhten? glücklich auf ihre Weise? Ihr ganzes Leben war nur immer auf Erwerb gerichtet, von der Wiege bis zum Grabe kannten, wünschten, erstrebten sie nichts Anderes, kein höherer Gedanke, kein edleres Ziel in diesem engen, dumpfen Dasein. Spurlos rauschten die Ereignisse der Welt, der Zeit an ihnen vorüber, sie blieben daheim in ihren vier Pfählen und dankten Gott, daß sie nicht hinaus brauchten. Tag für Tag, Jahr für Jahr verging ihnen in Sorgen und Mühen, in freiwilligen Entbehrungen, nie ein Athemzug der Freiheit in dem selbsterbauten Kerker, in den sie sich einschlossen. Jugend, Leben, geistige und körperliche Kräfte widmeten sie nur der Arbeit, nur dem Erwerb, ein ganz hingeopfertes Leben um des Geldes willen, — und als sie nun endlich genug davon erworben hatten, da legten sie sich hin und starben. Ihr Tod riß keine Lücke in dem Kreise der Hinterbliebenen, ihr Andenken erlosch bald, war es doch mit nichts Großem, Schönem, Glücklichem verknüpft, nur mit den Sorgen und Plagen des Alltagslebens. Ein Mühen, ein Quälen und Sorgen ohne Ende, das nannten sie Leben, und die Einzige in ihrer Mitte, in deren Dasein ein Strahl der Liebe, des Glücks gefallen war, die mußte mit eignen Händen den Strahl wieder auslöschen, mußte ihre ganze Zukunft dem Vorurtheile ihrer Umgebung zum Opfer bringen.

Auch von Anna wurde es verlangt, auch sie sollte sich einem Leben fügen, das mit ihrer ganzen Natur im Widerspruch stand. Was sie früher nicht begriffen, was sie der Tante stets zum heimlichen Vorwurf gemacht hatte, die Unterwerfung um nur Ruhe und Frieden zu haben, jetzt begriff sie es. Die letzten Wochen hatten ihr gezeigt, was eine Verwandtschaft vermag, die sich vorgenommen hat, eins ihrer Mitglieder um jeden Preis „vernünftig zu machen", auch sie stand an der Schwelle der Ergebung — der Verzweiflung. Oft genug hatte sie es in der letzten Zeit hören müssen: „Wenn das Mädchen so fortfährt, dann nimmt es mit ihr kein gutes Ende!" Was war es denn dies sogenannte gute Ende, das all' Diejenigen gefunden hatten, die hier ruhten? Sie fühlte tief, daß dies das Schrecklichste für sie wäre, daß sie Alles ertragen könne, nur das Eine nicht: so zu leben, so zu sterben und so vergessen zu werden. —

Sie verließ die Gräber und streifte planlos auf dem Friedhofe umher. Sie wußte, daß man sie zu Hause erwartete, aber sie kümmerte sich nicht darum, eine dumpfe Gleichgültigkeit bemächtigte sich ihrer immer mehr und mehr. Die Außenwelt schien ferner und immer ferner zurückzuweichen, es war ihr, als solle sie nie mehr dahin zurückkehren, als müsse sich heute, hier ihr Schicksal entscheiden. Sie hatte gehofft, daß der erstickende Druck sich lösen, daß sie sich ausweinen würde, aber sie konnte nicht weinen, er lastete nur immer schwerer, und je mehr sie strebte, ihm zu entfliehen, desto tiefer senkte er sich herab.

So war sie allmälig in den alten, ganz abgelegenen Theil des Kirchhofes gelangt, der nur selten betreten wurde. Hier sah es noch einsamer, noch trüber aus, eingesunkene Gräber, verwitterte Leichensteine, zerbrochene Kreuze und Monumente, nirgends eine Spur von Pflege und Liebe, Vergessenheit und Verödung überall. Die Dämmerung breitete ihre grauen Schatten immer dichter aus, der Wind rauschte in den kahlen Aesten, in den verwelkten Kränzen, am Himmel glänzte matt die Monodessichel, schon traten einzelne Sterne hervor. Anna kannte keine Furcht, und selbst jetzt auf dem Kirchhofe, bei hereinbrechender Nacht, wo sie das einzige lebende Wesen war, wandelte sie kein Grauen an; die Umgebung paßte zu ihrer Stimmung, und diese war nicht darnach, irgend Etwas zu fürchten. Jetzt stand sie vor einem breiteren Wege, die wachsende Dämmerung verhinderte zu sehen wohin er führte, alte abgestorbene Weidenstämme begrenzten ihn zu beiden Seiten. Wie ihr eigener Lebensweg dehnte er sich vor ihr aus, ziellos, endlos, zuletzt im Nebel verschwindend, und eine abergläubische Regung ergriff sie: „Ich will ihm folgen, will sehen wohin er mich führt, das soll mir ein Zeichen dessen sein, was mich erwartet." Sie betrat und verfolgte ihn beinahe zehn Minuten lang, da blieb sie plötzlich wie angewurzelt stehen, der Weg endigte, sie stand an der Kirchhofsmauer und vor ihr — lag die stille dunkle Fläche eines Teiches. —

Ein Schauer durchrieselte sie. War dies das Zeichen? dies das ersehnte Ziel? Sie kannte den Ort, als Kind hatte sie öfter dort gespielt, und jedesmal war sie gewarnt worden, nicht zu nahe an den Teich zu gehen, er sei tief, tief genug zum Ertrinken. Ertrinken! — das war ja wohl ein leichter, schneller Tod und an der Kirchhofmauer begrub man Diejenigen — — sie wagte nicht weiter zu denken, aber der Platz kam ihr so seltsam vor; sonst hatte sie ihn nur bei hellem Sonnenschein gesehen, wie anders erschien er jetzt, im trüben Zwielicht! Unheimlich leuchtete ihr die weiße Mauer entgegen, gespenstig standen die Bäume da, mit ihren kahlen dunkeln Aesten, und bleich zitterten die Mondesstrahlen auf dem schwarzen unbeweglichen Wasser. „Kehr' um!" flüsterte ihr eine warnende Stimme zu. „Flieh' die Versuchung! Eile fort, so weit dich deine Füße tragen!" aber sie floh nicht; sie ging vorwärts, schlang den Arm um eine Trauerweide, deren lange kahle Zweige fast die Fluth berührten, und blickte hinab.

Es ist etwas Gefährliches, dies Hinabstarren in einen tiefen stillen Teich, es liegt ein geheimnißvoller, unwiderstehlicher Zauber darin. Der Märchenglaube schrieb ihn den Nixen zu, die dort unten wohnen und mit feuchten Armen, mit unergründlichen Augen, mit schmeichelnden Liedern das Opfer hinabziehen in ihr Reich. Wir glauben nicht mehr an Märchen, deßhalb tauchen auch nicht mehr die schilfbekränzten Häupter der Nixen mit den langen wehenden Schleiern empor, sie bleiben in der Tiefe, unsichtbar jedem menschlichen Auge, aber die lockenden Sirenenstimmen tönen noch immer herauf. Es vernimmt sie Jeder, der eine Weile hinabblickt, sie schmeicheln Jedem mit andern Verheißungen, singen Jedem sein eigenes Lied, aber der Refrain lautet doch immer: Komm' hinab zu uns! hinab! hinab! Auch Anna vernahm diese Stimmen. Anfangs klangen sie fern und verworren, in leisen einzelnen Tönen, dann immer deutlicher, immer vernehmlicher, es ward eine Sprache daraus und sie lauschte begierig den Lauten, die zu ihr emporstiegen.

Komm' hinab zu uns, du hast den Weg hierher gefunden, hast dein Ziel erreicht, hier endet deine Bahn. — Was willst noch auf der Erde? Laß sie den Freien, den Glücklichen, für dich hat sie keine Freuden. Die weite schöne

Digitized by Google

Welt wirst du nie erblicken, die Pforten des Lebens sind dir verschlossen, die Menschen verstehen dich nicht, was willst du unter ihnen? Dich hat Niemand lieb, dich wird Niemand vermissen, du hast es ja gehört, oft genug gehört, daß an deinem Dasein Nichts gelegen ist, glaube es doch endlich einmal. Du hast Nichts von all' den Gaben, die das Schicksal Andern verleiht, Nichts als das heiße wilde Herz, das so glühend pocht, so schmerzlich zuckt, das dich so quält mit seiner rastlosen unbefriedigten Sehnsucht; senke es in unsre kühlen stillen Fluthen, dann wird es aufhören zu schlagen, wird auch kalt und still werden. Dann wird die Stimme schweigen, die dich immer und ewig vorwärts treibt, dann wird der Kampf endigen, der jahrelange fruchtlose Kampf mit all' den Fesseln, die du nicht zerreißen darfst, weil sie den Namen von Pflichten tragen. Du findest die ersehnte Freiheit nur in unserem Schooß. Fürchtest du die Sünde? Wenn das Leben ein Geschenk ist, so ist es dein freies Eigenthum, du kannst damit schalten wie du willst und bist Niemandem Rechenschaft schuldig; ist es ein unvertrautes Gut, was thust du Böses, wenn du es Dem zurückgibst, von dem du es empfangen hast. Du hast es nicht begehrt, freiwillig ward es dir gegeben und freiwillig gibst du es wieder zurück. Du hast versucht, dich dem Leben zu fügen, das sie deine Pflicht nennen, hast lange genug dafür gekämpft und gerungen, es war umsonst; du kannst nicht sein wie die Andern und darfst nicht anders sein. Willst du leben wie Die, an deren Gräbern du vorhin standest, vielleicht noch zwanzig, dreißig Jahre lang? Nein, komm' zu uns, du entrinnst keiner Freude, aber vielen Leiden. Bei uns kannst du schlafen, kannst träumen, träumen ohne Erwachen, da weckt dich keine rauhe Hand, da stört dich kein hartes Wort, da ist Freude und Ruhe. — Komm' hinab zu uns, hinab! hinab!

So klang und rauschte es um sie her. Kam es aus der Tiefe oder aus ihrem eignen Innern, sie wußte es nicht, aber sie ahnte die Gefahr, in der sie schwebte. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich ihrer, Angst vor der Einsamkeit, vor den kalten Wellen, vor dem Tode. Sie wollte fliehen und doch wurzelte ihr Fuß am Boden, sie wollte die Augen abwenden, und doch waren sie wie festgebannt an die düstere Fluth. Sie fühlte, daß es in wenigen Augenblicken zu spät sein, daß bei längerem Hineinschauen sie rettungslos hinabsinken müsse, und doch starrte sie hinunter, und es zog und zog sie mit geheimnißvoller, unwiderstehlicher Gewalt, wie den Schwindelnden, zum Abgrund. Schwer und eiskalt legte sich ihr der Nebel auf Stirn und Schläfe, eine entsetzliche Last lag auf ihrer Brust, wie Grabeshauch wehte es um sie her und tiefer und tiefer neigte sie sich der Fluth entgegen.

Da in diesem Zustande halber Betäubung flammten noch einmal Bewußtsein und Wille empor und kämpften mächtig gegen den lähmenden Zauber. Mit einer gewaltsamen Anstrengung richtete sie sich auf und riß die Augen los von der verlockenden Tiefe. Ringsumher war Nacht und Finsterniß, aber über ihrem Haupte wölbte sich der funkelnde Sternhimmel in seiner erhabenen, unermeßlichen Majestät, und wie sie so unverwandt zu ihm emporblickte, da schwiegen die verführerischen Stimmen, da löste sich der beklemmende Druck in heißen Thränen und die Geister der kalten Wogen flohen vor der warmen, lebendigen Fluth, die dem Menschenauge entströmte. Eine andere Gewalt bannte jetzt Anna's Blick und eine andere Sprache klang jetzt herab ihr von den Sternen, nicht betäubend, sinnverwirrend, sondern mild, ernst und feierlich.

Fliehe die Versuchung! unterliege nicht dem tückischen Zufall, der dich in's Verderben lockt! folge unsrer Warnung! Sterben willst du? das Leben wegwerfen? dies reichste, schönste Geschenk des Himmels. Nicht ihm thust du damit ein Unrecht, aber an dir selbst begehst du den größten Raub. Du weißt nicht, was ein Erdenleben ist, kennst nicht seine hohe, ernste Bedeutung, wenn du so daran verzweifeln kannst; lerne es erst begreifen und du wirst seine Kürze beklagen, anstatt voreilig selbst das Ende herbeizuführen. Trage das Leiden, Leiden ist Lernen, wer nicht gelernt hat, wird nie das Buch des Lebens verstehen. Keine Thräne fließt umsonst, kein Schmerz ist vergebens, nur für den sind sie verloren, der zu schwach ist, das Angefangene zu vollenden; wer nicht den Sieg erringt, dem wird auch der Preis versagt. War deine Jugend trüb und bitter — nun wohl, die Lehrzeit ist überstanden, jetzt nütze das Gelernte. Du bist ein Kind der Erde, du mußt ihre Leiden tragen, so hast du auch ein Recht auf ihre Freuden, und wenn die Freiheit dir versagt ist, so erkämpfe sie dir. Das Erdenleben hat nicht die ewige heilige Ruhe des Himmels, es will Kampf, aber es bringt auch Sieg und Lohn. Nicht zum Dulden, nicht zum müssigen Genuß, zum Handeln seid ihr Menschen geschaffen; erringen, erstreben müßt ihr, was euch fehlt. Habt nur den Muth dazu, die Kraft wird euch nicht fehlen, sie schlummert verborgen in der Brust eines Jeden; oft wird sie nie erweckt, oft auf falschen Wegen vergeudet, aber lenkt sie nur auf die rechte Bahn und sie wird euch mächtig emportragen. In deiner eignen Brust glänzt der Stern deines Schicksals, vertraue ihm, folge der Macht, die dich vorwärts treibt, es ist dein besseres Selbst. Das Streben nach Höherem ist nicht in die Brust der Menschen gelegt, um unterdrückt zu werden, habe nur den Muth, frei zu sein, und du wirst frei werden! Anna war auf die Kniee gesunken. Verschwunden war Angst, Schmerz, Zweifel, verschwunden Alles, was sie bedrückte. Ein Gedanke blitzte in ihr auf, der Gedanke, der jahrelang verborgen in ihr ruhte, der immer wieder unterdrückt ward und immer wieder auftauchte, jetzt auf einmal ward er zum Entschluß. Ein blendendes Licht erhellte plötzlich ihre Zukunft, der Kampf war entschieden, die Bahn gefunden, und wie neubefeelt sprang sie empor: „Nein, ich will nicht sterben! Du liebe Erde, du schöne Welt, du herrliches Leben, ich will euch kennen lernen, ich will dem Ziele folgen, das vor mir auftauchte, und sollte sich auch Alles dagegen setzen, ich erreiche es doch!“ —

Leuchtend fiel ein Stern herab, zog einen Moment lang seinen weiten funkelnden Bogen und verschwand dann am üblichen Horizont. — Es ist ja ein alter Glaube, wenn man zum Nachthimmel aufblickend recht innig Etwas wünscht und es fällt ein Stern herab, dann wird der Wunsch erfüllt. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die afrikanische Zibethkatze.

(Taf. 23.)

Die Viverren oder Zibethkatzen sind Zehengänger von leichtem, gestrecktem Körperbau, welche sich von den übrigen Familien der reißenden Thiere durch die spitzige Schnauze, die stumpfen Ohren, die scharfwarzige Zunge, den langen Schwanz, die fleckige Zeichnung ihres Haarkleides, besonders aber durch ihre eigenthümliche, zwischen dem After und den Geschlechtstheilen sitzende Drüsentasche auszeichnen. Ihre Lebensart ist die der Marder; wie diese jagen sie kleine Säugethiere und Vögel, klettern auf Bäume und durchsuchen die Nester. Man kennt acht in den wärmeren Gegenden der alten Welt lebende Arten, von welchen eine auch im südlichen Europa vorkommt.

Die afrikanische Zibethkatze oder Civette, Viverra civette, hat eine Körperlänge von 2¾ Fuß und einen 1¼ Fuß langen, nicht rollbaren Schwanz. Der Kopf ist dem der Hunde ähnlich, mit etwas dickerer Schnauze, großen, seitlichen Nasenlöchern und wilden, schiefstehenden Augen. Der aus straffen Grannenhaaren und reichlichem Wollhaare bestehende Pelz ist trüb gelblichweiß mit rußbraunen, an den Seiten regelmäßig geordneten Flecken. Ueber den Rücken läuft eine borstige, schwärzliche Mähne, welche das Thier, wenn es gereizt wird, zu sträuben pflegt. Die Schnauzenspitze ist weiß, vor den Augen, den Ohren und an der Kehle je ein kastenbrauner Fleck.

Die Civette lebt in trockenen und gebirgigen Gegenden Afrika's. Am häufigsten kommt sie in Guinea und Abyssinien, weit seltener in Aegypten und bei Algier vor. Sie geht in der Regel nur des Nachts auf Beute aus, und hält sich bei Tage, zumal in bewohnten Gegenden, in ihren Schlupfwinkeln verborgen, welche Felsklüfte, selbstgegrabene oder von ihr erweiterte Höhlen sind. In der Nacht umschleichen sie die Geflügelställe wie die Füchse und Marder, und sind so arge Räuber als diese. Sie klettern auch auf Bäume von Ast zu Ast und durchsuchen und plündern die Vogelnester. Ihre gewöhnlichste Nahrung aber sind die nur schlecht und selten fliegenden Hühnerarten, die Rebhühner und besonders die verschiedenen Arten der Perlhühner, die in den afrikanischen Haide- und Gebirgsgegenden in Schaaren von mehreren hundert Stücken vorkommen. Nur bei gänzlichem Mangel an thierischer Nahrung fressen sie auch Wurzeln und Früchte. Der sich reichlich in der Drüsentasche dieser Thiere findende Zibeth scheint denselben, wenn er sich verhärtet, einige Unbequemlichkeit zu verschaffen, da sie sich desselben durch Reiben an Bäumen, wo er von den Negern gesammelt wird, zu entledigen suchen.

Die Civette wird als ein wildes, bissiges Thier geschildert, das seiner List und Vorsicht wegen schwer zu schießen ist und sich bei einem Angriffe, auch wenn es schon verwundet ist, mit lautem Fauchen durch Beißen und Hauen zu vertheidigen sucht. Die meisten werden in der Nähe ihrer Schlupfwinkel in Schleifen gefangen. In Guinea werden des Zibeths wegen noch immer Zibethkatzen gehalten, die man aber, ihres bissigen Betragens wegen und um den Zibeth nicht zu verlieren, nicht frei herumgehen läßt, sondern in schmale Kästen stellt, die vorn und hinten geöffnet werden können.

Eine schwachbehaarte Spalte führt in die Zibettasche, an deren Wänden die den Zibeth absondernden Drüsen liegen. Von Zeit zu Zeit wird ihnen der Zibeth entnommen, wobei der Kasten hinten geöffnet, die Katze am Schwanze festgehalten und die Tasche unter gelindem Pressen in ein kleines Löffelchen aus Silber oder Bambusrohr entleert wird.

Der Zibeth ist eine fettige, dickflüssige Substanz, die sich fast wie geläuterter Honig ansieht, aus einiger Entfernung moschusartig, in der Nähe aber etwas ammoniakalisch riecht und von bitterem Geschmacke ist. Er wirkt, wie Bibergeil, krampfstillend und nervenstärkend, in größeren Gaben aber erhitzend und schweißtreibend. Der beste Zibeth kommt aus Guinea und wird in Hörnern versendet. Er galt früher für eines der wichtigsten Medicamente, war aber in der Regel mit Honig, Fett, Galle und andern Stoffen verfälscht und ist bei uns längst aus der Reihe der Heilmittel verschwunden. Gleichwohl bildet der Zibeth im Orient noch immer einen bedeutenden Handelsartikel. Es gehört zur Eleganz arabischer und vieler indischen Frauen, stark mit Zibeth parfümirt zu sein, während die Männer nur den Turban damit parfümiren.

Die afiatische oder ächte Zibethkatze, V. zibetha, gleicht der afrikanischen, ist jedoch ohne Mähne; auch ihre Lebensart ist dieselbe. Sie ist auf den Molukken zu Hause, wird aber in ganz Indien als Hausthier gehalten und ist auch nach Westindien und Mexiko gebracht worden. Der Zibeth der Civette oder afrikanischen Zibethkatze ist jedoch keineswegs von geringerem Werthe.

Die obenerwähnte europäische Art, die Genette oder Ginsterkatze, V. genetta, hat eine feichte, keinen Zibeth absetzende Tasche. Sie lebt in Südfrankreich und Spanien in buschigen und bewaldeten Gegenden und wird wohl auch in den Häusern zum Mäusefangen gehalten.

C. F. A. Kolb.

Die ewigen Feuer von Baku.

Ein Reisender, welcher in der Stadt Schamakia, am Fuße des Kaukasus und dem westlichen Ufer des kaspischen See's belegen, verweilt, wird in der Regel von den Eingeborenen veranlaßt, jene wenig bekannten phlegräischen Felder in der Nähe von Baku zu besuchen, aus denen fortwährend Flammen aufsteigen. Kein Theil der Erdoberfläche enthält vielleicht mehr Naturwunder als jene Gegend. In den Bergspitzen und hochgelegenen Thälern des Kaukasus, welche großentheils noch eben so unerforscht sind, wie die Berge des Mondes, und zu Zeiten mächtige Flammen und Rauchwolken ausströmen lassen, bereiten sich gewisse blige Substanzen, die, durch Felsenadern und Spalten niedertröpfelnd, in weiten Entfernungen aus der Erde hervordringen und dann mit verschiedenen Namen bezeichnet werden. Am Fuße der langen und weiten Bergkette von Paropamisus *), welche die Araber Kaf nennen und für den Gürtel der Erde halten,

*) Der alte Name des Gebirges Hindukuh.

Digitized by Google

erstreckt sich eine ungefähr neun englische Meilen lange und vier Meilen breite Halbinsel in den kaspischen See, welche bei den Eingeborenen unter dem Namen Okëra bekannt ist. Auf dieser Halbinsel steht die Stadt Baku, deren Ursprung sich im grauen Alterthume verliert. Viele und mannigfache Sagen umschweben diesen ehemaligen Wohnsitz der alten Meder, haben sich unter dem Einflusse des Aberglaubens selbst in die islamitische Mythologie der Perser eingeschlichen, und sind von den heimathlos wandernden Parsen *) bis nach Indien getragen worden, wo sie an den Herden der Feueranbeter fortleben, deren Viele oft und selbst mit Lebensgefahr den Versuch machen, in die alte Heimath zurückzukehren und jene heiligen Flammen zu schauen, welche die Wellen des kaspischen Meeres beleuchten, und vor denen ihre Vorfahren in zahlloser Menge kniend ihre Anbetung zu verrichten pflegten.

Durch die Halbinsel erstreckt sich eine Bergkette, deren Thäler meistens fruchtbar und fleißig angebaut sind. Aber gegen Süden wird der Erdboden dürr und besteht größtentheils nur aus leichtem Sande oder schwarzem Moor, während an anderen Stellen der nackte Kalkfelsen hervortritt. Zahlreiche kleine konische Hügel erheben sich hier, deren Spitzen, über Salzseen hängend, zuweilen mit den verfallenen Grabmälern ehemaliger Heiligen gekrönt sind. Bald begegnet man einem Kegel von schwarzem Naphtha, ähnlich einem Berge von Pech, bald einem aus Thonerde bestehenden Hügel, aus dem die Natur, wie durch eine künstliche Röhre, Lehm oder Thon in einem riesenhaften Cylinder emporschleudert, der, wenn er eine gewisse Höhe in der Luft erreicht hat, durch seine eigene Schwere berstet und dann in einem dichten Staubregen auf den Hügel niederfällt, dessen Spitze auf diese Weise täglich wächst. Weiter unten, in der Ebene, gewahrt man eine Fläche von weichem Sande, die mit einzelnen grauen Aschenhaufen bedeckt ist, und aus der an verschiedenen Stellen hohe und leuchtende Flammen, wie riesige Gaasstrahlen, mit leisem Knistern unaufhörlich emporsteigen. Um diese Feuer sieht man Tag und Nacht Menschen versammelt, deren Manche weltliche Zwecke verfolgen, während Andere nur vom Drange der Andacht hingeführt werden. Erstere sind meistens Köche oder Kalkbrenner, die aus den nächsten Dörfern kommen, um für die reicheren Kinder des Islam zu kochen und zu braten, oder Kalkſteine über den Spalten, aus denen das Feuer emporschießt, zu brennen, welche an die Küste des kaspischen Meeres gebracht und nach Rußland oder Daghestan verschifft werden.

In der Nähe des größten unter den dortigen Salzseen steht ein Dorf, welches, gleich vielen Städten und Tempeln des Alterthums, das Vorrecht hat, ein sicherer Zufluchtsort zu sein. Zur Zeit nämlich, als die Kalifen aus dem Geschlechte Omars noch in Bagdad herrschten, flüchtete sich, der Sage nach, ein sehr frommer Fürst, dessen Ansichten jedoch von denen der übrigen Beherrscher der Gläubigen etwas abweichend waren, jenseit der Bergkette, Kaf genannt, nach der brennenden Halbinsel von Baku, lebte hier in seinem auf einer Felsspitze stehenden Schlosse, umgeben von seinen Anhängern, bis zu einem hohen Alter, und wurde nach seinem Tode am Ufer des See's begraben. Bald darauf erhob sich über seiner Ruhestätte ein gewölbtes Denkmal, um das sich allmälig ein Dorf, mit Mauern und Thürmen, anſiedelte. Dieser Ort ist in der allgemeinen Meinung so heilig, daß es ein nicht zu sühnendes Verbrechen wäre, wenn Jemand dahin verfolgt würde, der dort Zuflucht gesucht. Der Flüchtling braucht nichts zu thun, als sich am Thore niederzuwerfen, die Schwelle zu küssen und seine Lippen auf die am Eingange hängenden eisernen Ketten zu drücken. Dann findet er Einlaß und darf das süße Wasser trinken, welches der Himmel aus Rücksicht für den dort verstorbenen Heiligen verliehen hat; denn auf andere Weise, als durch ein Wunder, können sich die guten Leute von Okëra die Existenz von süßem und frischem Wasser in einer Gegend nicht erklären, die nur mit Salzseen, Naphthaquellen und Felsen, an denen Erdpech herabträufelt, bedeckt ist und aus deren Boden auf allen Seiten flammende Gase emporschießen.

Menschen mit dem kälteren Temperamente der Bewohner des Nordens, können sich kaum die Empfindungen denken, welche die Parsen veranlassen, aus den fernen Ebenen von Multan oder den fruchtbaren Thälern von Guzerat fortzuwandern und große Summen Geldes auf der weiten Reise auszugeben, um nur einige Wochen oder Monate an den Felsenspalten zu sitzen, aus denen fünfzehn Fuß hohe Feuersäulen emporsteigen. Hier jedoch haben ihre Voreltern in grauer Vorzeit dasselbe gethan, und zwar in Gemäßheit der Lehren, welche sie von ihrem weisen Gesetzgeber Zerdusht empfangen hatten, dessen orientalischen Namen die Griechen in Zoroaster umgewandelt haben. Allein die Parsen, wo sie in Indien auch wohnen, sind dort nur Fremdlinge. Sie mögen um ihrer Menschenfreundlichkeit willen geliebt und geachtet, und um ihres Reichthums und Unternehmungsgeistes willen von der britischen Königin geadelt werden, wie kürzlich in mehreren Fällen geschehen ist, so weilt ihr Geist doch in einer anderen Heimath, die weit hinter der Bergkette von Sulimani, jenseit der Wüste von Khorasan und den Waldgebirgen von Elburz liegt, im Lande der Feigen und Granatbäume, des Weins und der Rosen, wo Naphtha dem Erdboden entquillt und die ewigen Flammen brennen. In ihren Augen sind die Anhänger Mahomeds, obgleich mächtig genug, um sie, die eigentlichen Herren Persiens, ihren ererbten Besitzungen fern zu halten, nur blutgierige Eroberer, verächtliche Ungläubige, über die sie zu triumphiren wähnen, wenn sie sich mit Hülfe ihres Goldes einen Weg durch die Menge dieser Elenden bahnen, um an der alten Heimathstätte mit tiefer Andacht ihr Gebet vor den Naturerscheinungen zu verrichten, die sie als das sichtbare Symbol der Gottheit erkennen. Wenn man daher Abends Baku verläßt und sich der weißen Sandebene nähert, sieht man diese Schüler Zoroaster's in tiefem Sinnen auf dem Erdboden sitzen oder ihre beturbanten Häupter vor den emporsteigenden Flammen neigen, während sich westwärts im fernen Hintergrunde die schneebedeckten Spitzen des Kaukasus erheben und auf der östlichen Seite das kaspische Meer seine Wogen rollt. Der Lauscher wird dann die Accente einer unbekannten Sprache hören, welche vielleicht älter ist als die der Zendavesta *), und zwar aus dem Munde eines Kaufmanns oder Schiffbauers von Bombay, der in seiner Heimath, am indischen Ocean, englisch spricht und die Schriften von Milton und Shakespeare

*) Die Parsen sind — im Gegensatze zu dem allgemeinen ethnographischen Namen der Perser — die Urbewohner von Persien, welche nach der Zerstörung des Sassanidischen Reiches durch die Araber treue Anhänger der alten Religionslehre Zoroaster's, d. h. Feueranbeter, blieben und großentheils nach Indien auswanderten, wo viele ihrer Nachkommen noch jetzt zu den reichsten Kaufleuten und Gewerbetreibenden gehören.

*) Name der heiligen Bücher, in denen die Lehren Zoroaster's enthalten sind.

Digitized by Google

liest. Hier aber, in Oksra, im Angesichte der heiligen Feuer, ist er ein anderes Wesen und von Empfindungen bewegt, welche über die Wogen der Zeit hinweg aus grauem Alterthum auf ihn vererbt worden sind. Gibbon, Bacon und die neuere englische Literatur zu studiren, ist bei dem Parsen durchaus nicht unvereinbar mit einer festen, unerschütterlichen Anhänglichkeit an den Glauben der alten Meder. Man spreche mit ihm von Civilisation, neuen Glaubenslehren und reinerer Moral, und er wird der Rede mit höflicher Aufmerksamkeit zuhören; aber sein Geist kehrt mit einem Sprunge zum Glauben an das Urprinzip, den Wärmestoff, die Hitze, das Feuer zurück, das nach seiner Meinung die Welt erschaffen hat und noch jetzt die Seele aller lebenden Wesen bildet. Für ihn ist Wärme Leben, und Kälte Tod. Nie hat er in verständlicher Sprache einem Uneingeweihten die Gefühle vertraut, welche ihn bewegen, wenn er, müde und erschöpft aus weiter Ferne anlangend, das glänzende Element betrachtet, das aus der Rinde unseres Planeten emporsteigt und nach den verwandten Sternen deutet. Aber in diesen glänzenden Erscheinungen sieht der Parse nur eine äußere Kundgebung Gottes; sie sind für ihn nur eine elementare Hülle, welche die schöpferische Kraft in sich birgt. Den gemeinen Prozeß des Kochens und Kalkbrennens, wenn gleich nützlich und nothwendig, sieht er natürlich als eine Entweihung des göttlichen Elementes an, das seinen leuchtenden Schein über ihn wirft, während er auf dem weichen Sande von Oksra kniet.

Wer die ganze Nacht an diesem Orte verweilt, wird ein Phänomen gewahren, das vielleicht nur dort sichtbar ist, und in welchem der Feueranbeter einen Beweis für die Wahrheit seines Glaubens findet. Ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch zeigt sich im Osten eine scheinbare Morgendämmerung. Gelbe Lichtstrahlen schießen in einem weiten Bogen zum Zenith empor, erhellen den ganzen Himmel, so daß die Sterne erbleichen, und beleuchten die Bergspitzen mit einem Glanze wie dem der aufgehenden Sonne. Allein es ist, wie gesagt, nur eine scheinbare Morgenröthe, die, nachdem sie die Vögel erweckt und die Erde einige Minuten lang in ein helles Lichtgewand gekleidet hat, wieder schwindet und Alles in nächtlicher Finsterniß zurückläßt.

Die Muselmänner, obgleich im Allgemeinen als verfolgungssüchtig bekannt, sind unter Umständen wunderbar tolerant. Sie verachten die Hindu's, und nicht minder die Parsen, aber haben fabelhafte Traditionen, welche beiden Sekten gewisse geheime Kräfte zuschreiben, die den gläubigen Schülern des Koran versagt sind. Wenn deßhalb ein Parse nach seiner Reise zu den ewigen Feuern in Baku anlangt, weichen alle wahren Gläubigen in der Karawanserei scheu vor ihm zurück, theils weil sie eine gewisse Furcht vor ihm empfinden, theils weil er, wenn auch im Besitze mancher Kenntnisse, des seligmachenden Glaubens entbehrt, der nur in ihrer Religion zu finden ist. Dagegen nehmen sie keinen Anstand, ihm Lebensmittel zu verkaufen und seine schönen indischen Goldstücke und Silberrupien einzuwechseln. Sie gehen, wie erwähnt, mit ihm an den Ort, wo die Feuer aufsteigen, und entwürdigen seine Gottheit zu einem Küchenfeuer oder zur Flamme eines Kalkofens, aber empfinden dessenungeachtet eine geheime Scheu vor diesen brennbaren Gasen und haben die sonderbarsten Märchen in Betreff ihrer Entstehung erfunden. Vergebene Mühe wäre es, ihnen erklären zu wollen, daß unter der dünnen Felsendecke, welche die Erdoberfläche der Halbinsel von Oksra bildet, ausgedehnte Naphtha-Seen liegen, welche durch unterirdische Zuflüsse aus dem Kaukasus fortwährend Nahrung erhalten, und deren Ausströmungen sich in früherer Zeit durch Zufall in der äußeren Luft entzündet haben und seitdem nicht wieder erloschen sind. An manchen Stellen sind jedoch diese unterirdischen Quellen schwach und seicht, so daß man ungestraft mit der Gottheit der Feueranbeter spielen darf. Dieser Umstand scheint auch den Kalkbrennern nicht unbekannt zu sein, die sich zur Belustigung und Ueberraschung Fremder und Reisender häufig den Scherz erlauben, einzelne Fäden aus ihren baumwollenen Kleidern zu ziehen, welche sie am Ende einer langen Stange befestigen, anzünden und über eine Felsspalte halten, aus der, wie ihnen bekannt, entzündbare Gase aufsteigen, worauf diese Dünste augenblicklich Feuer fangen und zu einer bedeutenden Höhe emporsteigen. Der Fremde ist überrascht; aber ehe er sich von seinem Staunen erholt, sind die Flammen wieder erloschen. Im Allgemeinen sind diese Dünste geruchlos; nur ein Hügel macht eine Ausnahme, der glücklicherweise ziemlich entfernt von Baku liegt und einen so unerträglichen Gestank verbreitet, daß die Vorübergehenden genöthigt sind, sich die Nasen zuzuhalten, was den Muselmännern Stoff zu mannigfachen Spöttereien über die Gottheit der Parsen gibt, welche ihrer Meinung nach nichts weniger als eine angenehme Nachbarin ist.

Am meisten staunen die Letzteren über die zahlreichen, aus grauer Vorzeit herrührenden Denkmäler, namentlich die vielen Löwengestalten, mit Inschriften in einer unbekannten Sprache. Auch können sie, obgleich selbst Bewohner von Oksra, nicht begreifen, daß Menschen, welche reich genug sind, ihren Aufenthalt beliebig wählen zu können, nach dieser feurigen Halbinsel kommen, wo sie nur von Sand und Naphthaquellen, stehenden und überkriechenden Pfuhlen, dem Prasseln der Flammen und von Staub- und Aschenwolken umgeben sind, welche die heftigen Bergwinde mit furchtbarem Ungestüm durch die Luft jagen. Die Stürme sind hier in der That so gewaltig, daß man glauben sollte, sie müßten ganz Baku längst in das Meer geschleudert haben. Der Reisende steht vielleicht auf den bezinnten Mauern des Ortes, freut sich der stillen, von keinem Lüftchen bewegten Atmosphäre, und bewundert die ruhige Oberfläche des kaspischen See's, als plötzlich ein Windstoß aus dem Kaukasus seinen Burnus füllt, den Turban abreißt, ihn selbst zu Boden wirft, und das Wasser peitscht, daß es in weißen Schaumwellen aufsteigt und daß die Schiffe im Hafen an einander geschleudert werden. Dann sammeln sich die Wolken, sinken auf die Bergspitzen hinab und umhüllen die ganze Halbinsel, während der Donner durch die Felsen rollt und Blitze von Osten nach Westen mit einer solchen Gluth fahren, daß die aus dem Erdboden aufsteigenden Flammen wie Pfennigslichter vor der Mittagssonne erbleichen. Allein die Stürme von Baku sind von keiner langen Dauer; sie brechen unerwartet los, rasen kurze Zeit mit beispielloser Wuth und legen sich wieder. Etwas Aehnliches erlebt man in Nizza, wo häufig der von den Alpen kommende Nordostwind die ganze Atmosphäre urplötzlich mit eisiger Kälte erfüllt und Diejenigen heimschickt, um ihre Mäntel zu holen, welche in der leichtesten Sommerkleidung ausgegangen waren und sich des Sonnenscheins und des Anblicks der ruhigen, unbewegten See freuen wollten. Allein ungeachtet des so plötzlichen Wechseln unterworfenen Clima's von Baku war die dortige Gegend schon ein Lieblingsaufenthalt der alten Meder, und nicht minder der wilden Eroberer aus Mace-

Digitized by Google

donien, welche die persische Monarchie gestürzt haben, und deren Spuren in ganz Asien, von den Mündungen des Nils bis zum fernen Pundjab sichtbar geblieben sind. In und bei Baku ist der griechische Meißel sehr thätig gewesen, und hat auf manchen Felsplatten, manchen Wänden verfallener Paläste Zeichen seines Muthwillens in den Abbildungen menschlicher Figuren zurückgelassen, welche die seltsamsten Spiele treiben. Für die Anhänger des Islam sind natürlich alle derartigen Darstellungen nur Gegenstände des Abscheus. Sie hassen und verabscheuen die bildende Kunst und ihre Schöpfungen, in denen sie nur Abgötterei erkennen, da sie sich keinen anderen Grund für die Abbildung einer menschlichen oder thierischen Gestalt denken können, als den, sie anbeten zu wollen.

Wie alle vulkanischen Gegenden, erzeugt dieser Theil von Persien vortreffliche Früchte. Große und köstliche Feigen hängen selbst noch im December an den Bäumen, und Granatäpfel gedeihen hier in den heißen Monaten mit viel erfrischenderem Safte, als in irgend einem anderen Theile des Orients. Wenn deßhalb der Reisende an einem heißen Julitage in einer Karawanserei anlangt, so ist das Erste, was ihm gereicht wird, ein Granatapfel in einer Schale von weißem Porcellan. Er öffnet ihn, athmet sein köstliches Aroma ein, schlürft den erfrischenden Saft, und seine Müdigkeit schwindet wie ein Traum. Längs der vulkanischen Felswände ziehen sich Weinreben hin, die schon früh im Sommer schwere Trauben von goldener und purpurner Farbe tragen, und welche die Kinder des Propheten, den Geboten des Koran zuwider, häufig in Wein verwandeln, um sich durch den Genuß desselben in ihrer Verbannung zu trösten. Jedermann, der vulkanische Länder bereist hat, wird wissen, daß der von ihnen erzeugte Wein einen viel feineren Geschmack hat, als der anderer Gegenden, und den Durst nicht nur zu löschen, sondern auch zu erwecken scheint. Man findet dies namentlich an dem Erzeugnisse der Abhänge des Aetna und Vesuv, mehr aber noch an dem bei Baku wachsenden Weine, welcher von den persischen Dichtern am meisten gepriesen wird. Auch finden sich in den sumpfigen Gegenden am Ufer des kaspischen See's sehr schöne Wassermelonen, die selbst denen von Calamata, in Morea, nicht nachstehen. Diese, nebst den Aepfeln von Shirwan und den Datteln von Irak, zieht der Parse allen Früchten von Indien vor, weil ihr Geschmack ihn an sein ehemaliges Vaterland erinnert. Wenn er sie ißt, träumt er von der Vergangenheit, als das Schwert des Meders noch ein Schrecken für die ganze Welt war, — als er noch die schönste Reiterei besaß, die prachtvollsten Bauten in Asien aufführte, überall siegte, und als sein heiliges Feuer noch den Schein auf der einen Seite über den Nil und auf der anderen über den Indus warf. Vielleicht auch träumt er, wenn kniend vor den ewigen Feuern von Baku, daß Tage eines ähnlichen Ruhmes seinem Geschlechte noch vorbehalten seien, wenn er nicht mehr für die weißen Ungläubigen des Westens werde Seile zu drehen und Schiffe zu bauen haben, wenn sein Name kein Wort des Spottes mehr für den Hindu und den Muselmann sein, und er, mit dem Schwerte in der einen und dem heiligen Feuer in der anderen Hand, die Anhänger des Koran aus seiner alten Heimath vertreiben und ein tausendjähriges, den Flammen geweihtes Reich in dem schönen Lande gründen werde, das seine Wiege war.

D—s.

Bergsturz am Comer-See.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

Ein entsetzliches Unglück geschah am 16. Oct. v. J. in einem Dorfe am linken Ufer des Comer-See's, gegenüber Carrato. Ein vierzehn Tage lang unausgesetzt fallender Regen hatte jeden Bach in einen reißenden Strom verwandelt, als plötzlich aus dem Berge, 500 Fuß über der Oberfläche des See's, eine ungeheure Wassermasse hervorbrach und Alles mit sich fortriß. Fünf Häuser, die auf ihrem Wege standen, wurden im Nu zerstört, und die Dunkelheit — denn die Katastrophe trat um Mitternacht ein — vermehrte die Schrecken der Scene. Es wurde sogleich Alles aufgeboten, um die Verunglückten zu retten, doch leider konnten nur einige dem Tode entrissen werden; über vierzig Personen wurden verschüttet.

*

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

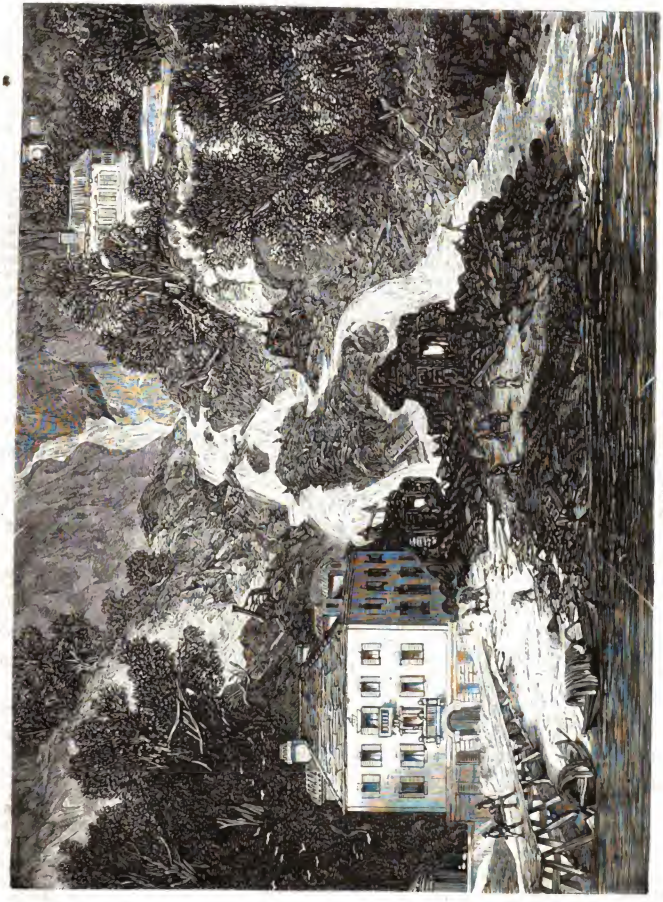
(Fortsetzung zu S. 176.)

Sechszehntes Kapitel.

Im Wohnzimmer ging Rosner mit großen Schritten auf und nieder, seine Frau lief alle fünf Minuten nach der Vorderstube, um einen Blick auf die Straße zu werfen, wo Fritz als Wachposten ausgestellt war, Lina saß mit ängstlicher Miene am Fenster, und Otto stand mit finsterem Gesicht neben ihr. Der Kaffee auf dem Tische war noch nicht angerührt, trotzdem schon eine Viertelstunde über die gewöhnliche Zeit verflossen war. Es mußte etwas Außerordentliches geschehen sein, was die pünktlichen Gewohnheiten der Familie auf diese Weise störte.

„Nein, das ist zu arg!“ sagte Rosner stehenbleibend. „Das übersteigt alle Begriffe, ich weiß wirklich nicht mehr, was ich mit diesem Mädchen anfangen soll! Gestern,“ fuhr er zu Otto gewendet fort, „gestern um fünf Uhr schicke ich sie zur Excellenz Wartenberg; statt um sechs Uhr kömmt sie erst nach vier Stunden wieder, in voller Nacht. Sie ist noch etwas in den Straßen umhergelaufen und hat sich dabei verspätet, das ist ihre ganze Entschuldigung, weiter war Nichts aus ihr herauszubekommen, nicht eine Sylbe, trotzdem wir den ganzen Abend fragten und schalten. Heute Morgen war es wo möglich noch ärger, sie saß da wie eine Bildsäule, und als ich nach Tisch hereinkomme und

Digitized by Google



Bergfurg am Comer-See.

Digitized by Google

sehen will, ob die Arbeit fertig ist, ist sie fort, ausgegangen! ohne Erlaubniß! ohne einem Menschen zu sagen wohin. Wäre ihr Fritz nicht in Hut und Mantel vor der Thüre begegnet, wir suchten noch, und jetzt ist es vier Uhr und noch keine Spur von ihr zu sehen!"

„Und der Kaffee wird kalt!" rief Frau Rosner, für die dieser Punkt augenscheinlich der gewichtigste der ganzen Anklage war. „Ach, das Mädchen macht Einem doch nichts wie Sorge, sogar den Kaffee verdirbt sie uns!"

„Ich werde ihr das Spazierengehen verleiden," sagte Rosner, „sie soll es mir so bald nicht wieder versuchen! Ich dachte, die Geschichte mit den Büchern wäre ihr eine Warnung gewesen und sie hätte in der letzten Zeit erfahren, was bei dem Ungehorsam herauskömmt, statt dessen treibt sie es immer ärger, aber wir wollen doch sehen, ob ich sie nicht zur Vernunft bringe, wie damals, als sie die Schule verließ. Es ist das letzte Mal, daß sie sich dergleichen herausnimmt, darauf verlaßt euch! Ich sehe wohl, daß mit gewöhnlichen Mitteln hier nicht auszukommen ist, und übrigens ist meine Geduld zu Ende. Sie soll so bestraft werden, daß ihr künftig alle Lust vergehen wird, nach Belieben davonzulaufen und uns warten zu lassen."

Hier wurde die Thür geöffnet und Fritz trat eilig herein. „Jetzt kommt sie!" rief er, „nun werden wir doch endlich Kaffee bekommen!" Damit pflanzte er sich auf seinen Platz und blickte mit großer Zärtlichkeit auf die vor ihm stehenden braunen Semmeln, während Rosner sich mit der ganzen Majestät eines Richters auf den Lehnstuhl niederließ und seine Frau sich bereit machte, ihm zu schundiren.

Nach wenigen Minuten trat Anna ein, aber der Empfang, der ihrer wartete, verzögerte sich noch, so überrascht waren selbst die Eltern von der Veränderung, die in einem Zeitraum von wenigen Stunden mit dem Mädchen vorgegangen war. Sie war bleich, todtenbleich vor innerer Erregung und die Wangen zeigten noch Spuren frisch geweinter Thränen, aber der trübe, finstere Ausdruck war von ihrem Antlitz verschwunden. Frei und stolz staud sie da, die dunkeln, noch feuchten Augen strahlten wie damals, als sie im Garten der Musik lauschte, ihr ganzes Wesen zeigte eine mächtige, tiefe, aber freudige Bewegung. Ruhig begegnete sie den drohenden Blicken der Eltern, dem ängstlichen Gesichte Lina's, dem verwunderten Fritzens, aber als sie jetzt Otto's Auge traf, das ernst und düster, wie mit einer strengen Frage auf sie gerichtet war, da schien es, als ob plötzlich eine schmerzliche Erinnerung an etwas Vergessenes sie durchzuckte. Ein tiefer Schatten flog über ihre Züge, der strahlende Glanz erlosch, langsam senkte sich die Wimper. —

„Also jetzt endlich kommst du?" begann Rosner, aber Anna unterbrach ihn, indem sie ruhig und bestimmt sagte:

„Ich habe mit dir zu sprechen, Vater, mit dir allein; bitte, komm' mit mir nach vorn."

„Was?" fragte Rosner, bei dem die Verwunderung für's Erste noch den Unwillen überwog, „was ist das für ein Ton? Wo bist du gewesen?"

„Das wollte ich dir eben sagen."

„Hier wirst du es sagen, hier vor den Andern, und sie sollen auch mit anhören, welche Strafe dir bestimmt wird."

Ein halb bitteres, halb schmerzliches Lächeln flog bei den letzten Worten über Anna's Gesicht, aber sie fragte nur: „Du willst mir also nicht erlauben, mit dir allein zu sprechen?"

„Wo bist du gewesen?"

Anna warf Hut und Mantel auf einen Stuhl, trat dicht vor ihre Eltern hin und sagte fest:

„Bei dem Direktor der königlichen Musikschule."

„Bei wem?"

„Bei dem Direktor C., unserem ersten Gesanglehrer. Ich hat ihn, meine Stimme zu prüfen und mir sein Urtheil darüber zu sagen. Er ließ mich singen, und als ich zu Ende war, erklärte er mir, meine Stimme sei ein unendlicher Schatz, ich würde bei der nöthigen Ausbildung eine der ersten Sängerinnen werden, und er sei bereit, mein Lehrer zu werden und all' seinen Einfluß für mich zu verwenden. Das wollte ich euch sagen, das, und" — sie athmete tief auf — „daß ich Sängerin werden will!"

Es war heraus. Rosner fuhr in die Höhe und starrte seine Tochter schweigend an, das Uebermaß des Entsetzens raubte ihm die Sprache, seine Frau schlug beide Hände über den Kopf zusammen, Lina war erschrocken aufgesprungen, selbst Fritz starrte seine Schwester mit offenem Munde an, nur Otto gab kein Zeichen des Erstaunens, sondern blickte finster vor sich nieder, wie Jemand, der etwas längst Geahntes in Erfüllung gehen sieht. Rosners waren gänzlich aus der Fassung gebracht; ihre eigene Tochter wagte ihnen in's Gesicht zu sagen, daß sie Sängerin werden wollte! Sängerin! zum Theater! das übertraf alles Vorhergegangene, sie saßen starr und sprachlos da, während Anna, als sie keine Antwort erhielt, scheinbar unbewegt fortfuhr:

„Ich kenne eure Abneigung gegen Alles, was zum Theater gehört, und sehe ein, daß ich nach dieser Erklärung nicht länger hier bleiben kann. Ich will nur eure Erlaubniß, dies Haus zu verlassen und allein meinen Weg zu gehen. Ihr könnt überzeugt sein, daß ich nie eine andere Bitte an euch richten, oder überhaupt eher zurückkommen werde, als bis mein Vorhaben erreicht ist."

Das war zu viel, Rosner hatte mit einem Mal seine Fassung wieder; er stand auf, trat zu seiner Tochter und sagte eben so kalt und unbewegt wie sie:

„Ich will jetzt nicht untersuchen, ob du nicht bei Verstande bist, oder was dir sonst in den Kopf gefahren ist, wir sprechen uns später darüber. Für's Erste wirst du die nächste Zeit keinen Schritt aus dem Hause thun, hörst du, keinen Schritt, ich werde dafür sorgen, daß Lina deine Gänge übernimmt; für's Zweite gehe ich morgen selbst zu dem Herrn C. und werde ihm Bescheid sagen; und jetzt hinauf in deine Stube, du bleibst dort, bis du gerufen wirst, und erwartest deine Strafe!"

„Du verweigerst mir also bestimmt deine Einwilligung? Gut."

„Was?" rief Rosner außer sich, „willst du noch gar trotzen?" Und zum ersten Mal in seinem Leben heftig werdend, erhob er die Hand. Otto machte eine rasche Bewegung, sich dazwischen zu werfen, aber ehe das noch möglich war, trat Anna einen Schritt zurück und sagte mit einer Würde, die selbst ihrem Vater imponirte und den Andern eine Art scheuer Bewunderung einflößte:

„Laß das, Vater, du änderst damit Nichts und ich ertrage das nicht. Ich wußte im Voraus, daß meine Bitte vergebens sein würde, daß ihr mir eure Einwilligung versagen würdet, und es wäre vielleicht besser gewesen, ganz zu schweigen, aber ich wollte wenigstens kein Mittel unversucht lassen. Ihr sollt mich nicht wieder beschuldigen, irgend Etwas hinter eurem Rücken gethan zu haben, deßhalb sage ich euch die ganze Wahrheit und erkläre euch: Wenn ihr mir verbietet, meinen Entschluß auszuführen, so

Digitized by Google

gehorche ich nicht! Und nun macht, was euch gut dünkt, ich weiß, was ich zu thun habe!"

Sie war aus dem Zimmer, ehe Jemand ein Wort erwiedern konnte, und jetzt erst gewannen Rosner und seine Frau Besinnung und Ueberlegung wieder. Nachdem die ersten Ausbrüche des Schreckens und Entsetzens vorüber waren, überlegten sie vor allen Dingen die zu ergreifenden Maßregeln; es wurde nach vielem Hin- und Herreden beschlossen, die ganze Familie zusammenzuberufen, wie dies stets bei außerordentlichen Vorfällen Sitte war, damit man gemeinsam beschließen könne, was bei dieser unerhörten Geschichte zu thun sei, und zwar sollte dies noch heute Abend geschehen. Fritz erhielt den Auftrag, bei allen Vettern und Gevattern die Runde zu machen, um sie zu bitten, sich nach sieben Uhr einzufinden, da Etwas geschehen sei, wobei man schleunigst ihren Rath und ihre Hülfe in Anspruch nehmen müsse, und Anna bekam vorläufig Stubenarrest, bis ihr Urtheil gefällt war.

„Ach mein Gott, was wird noch daraus werden!" seufzte Lina schmerzlich vor sich hin, Fritz dagegen warf einen halb mitleidigen, halb vorwurfsvollen Blick zu Anna's Fenster hinauf und sagte mit philosophischer Ruhe: „Nun bekommt sie keinen Kaffee, das hat sie davon!"

Während der Debatten zwischen Rosner und seiner Frau hatte Otto unbemerkt das Zimmer verlassen, und einige Minuten später stand er vor Anna's Thür. Er pochte und drückte auf die Klinke, es war von innen verriegelt.

„Anna, mach' auf, ich bin es!" — Drinnen blieb Alles still.

„Laß mich hinein, ich habe mit dir zu sprechen." — Keine Antwort.

„Anna, wenn du nicht öffnest, schlage ich die Thür ein!" Die Stimme, womit diese letzten Worte gesprochen wurden, ließ fürchten, daß Otto seine Drohung im nächsten Augenblick ausführen würde; das mochte wohl auch Anna denken, denn der Riegel ward zurückgeschoben und sie stand bleich und finster vor ihm.

„Was willst du?"

„Ich muß dich sprechen."

„Mir haben nichts mit einander zu sprechen. Geh' hinunter, ich will allein sein."

Otto's Antwort bestand darin, daß er vollends eintrat, die Thür hinter sich zuzog und sich mit einer Entschlossenheit, die der ihrigen nichts nachgab, vor sie hinstellte.

„Otto!" in Anna's Stimme bebte der zurückgehaltene Zorn. „Das hier ist mein Zimmer, du wirst es verlassen, wenn ich es verlange."

„Nicht eh:r, bis du mich angehört hast."

„So werde ich gehen!" Sie machte eine Bewegung, diesen Entschluß auszuführen, aber Otto kam ihr zuvor; er vertrat ihr den Weg und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Thür.

„Du sollst mich anhören, Anna, ich sage dir, bringe mich nicht auf's Aeußerste!" Sein Ton war dumpf und gepreßt, sein Auge hatte einen halb schmerzlichen, halb drohenden Ausdruck, und dabei sprach eine so unbeugsame Festigkeit daraus, daß sie ihren Widerstand aufgab.

„Was hast du mir zu sagen?"

Er blickte sie einige Sekunden schweigend an. „Du willst fort?" fragte er endlich leise.

„Ja," war die eben so leise Antwort.

„Wann?"

„Sobald es unbemerkt geschehen kann."

„Ich wußte es, deßhalb kam ich herauf. Du darfst nicht fort, es wird dein Unglück!"

„Das ist meine Sache."

„Du bist jetzt gereizt, bist aufgeregt, und darum nicht im Stande, ruhig zu überlegen, sonst würdest du nicht daran denken, eine so unsinnige Idee auszuführen, es ist —"

„Otto!" unterbrach ihn Anna in jener kalten, nachlässigen Weise, die sie ihm gegenüber stets annahm, „wenn du nur herausgekommen bist, mir das zu sagen, so laß uns unser Gespräch abbrechen. Was ich thun werde, geht mich allein an, deine Einmischung ist vollkommen überflüssig. Du hast mich schon einmal in die Nothwendigkeit versetzt, sie zurückzuweisen, ich dächte, das wäre hinreichend."

„Anna!" fuhr Otto auf, aber er kämpfte gewaltsam die hervorbrechende Heftigkeit nieder und sagte mit erzwungener Ruhe: „Reize mich nicht, ich bitte dich. Ich kann diesen Ton nicht ertragen, das weißt du, deßhalb hast du nie anders zu mir gesprochen, aber laß ihn jetzt wenigstens. Ich habe mir vorgenommen, ruhig und ernst mit dir zu sprechen, erschwere mir das nicht unnöthiger Weise."

Anna schwieg.

„Es ist ein tollkühner, ein unausführbarer Entschluß, das mußt du selbst einsehen, aber du willst nicht."

„Es ist dasselbe, was du vor sechs Jahren thatest. Der einzige Unterschied ist der, daß du mit einer offenen Erklärung durchdrangst, während ich mir mein Recht zur Selbstständigkeit erzwingen muß. Nicht meine Schuld ist es, daß ich zur Flucht getrieben werde."

„Was ich als Mann gewagt und durchgeführt habe, kannst du als Weib nicht. Nein, du kannst es nicht!" wiederholte er nachdrücklich, als sie eine ungeduldige Bewegung machte, „es handelt sich jetzt nicht um unsern alten kindischen Streit, aber du findest überall Hindernisse und Schranken, die für mich nicht existirten. Ihr könnt und sollt nun einmal nicht allein handeln, nicht allein stehen im Leben, ihr braucht Schutz und Leitung, wenn nicht um eurer selbst willen, so doch in den Augen der Welt."

„Laß uns darüber nicht streiten, wir kommen doch niemals zusammen. Geh' du deinen Weg und laß mich den meinigen gehen."

„Du rechnest auf C.'s Beistand, aber du täuschest dich. Der Onkel wird morgen zu ihm gehen und ihm erklären, daß er seine Einwilligung versagt; du bist unmündig, C. kann dich nicht gegen deinen Vater in Schutz nehmen, auch wenn er es wollte."

„Ich habe nie daran gedacht, sein Anerbieten anzunehmen, dann müßte ich hier bleiben, und das ist unter diesen Verhältnissen unmöglich. Ich habe nur die nöthigen Erkundigungen bei ihm eingezogen, und weiß, wohin ich mich zu wenden habe."

„Und du bist wirklich im vollen Ernst entschlossen? Du willst hülflos, schutzlos und ziellos einer ungewissen Zukunft entgegengehen? Anna, du weißt nicht, was du thust!"

„Ich bin nicht hülflos, meine Stimme wird mir die Laufbahn öffnen, die ich betreten will; sie ist ein Schatz, ich ahnte längst, was mir C. heute bestätigte. Schutzlos? Ich kann mich selbst schützen, und wer das nicht vermag, den werden Andere gewiß nicht bewahren. Ich gehe auch nicht auf's Gerathewohl in die Welt hinaus, wie du zu glauben scheinst; ich habe mich der Wirklichkeit so oft fügen müssen, daß ich ihre Forderungen genugsam kenne. Mein Ziel ist ein ganz bestimmtes, und wie sich dort auch mein

Digitized by Google

Schicksal gestalten mag, jedenfalls werde ich Mittel finden, eure Nachforschungen zu vereiteln und euch jede Spur meines Aufenthalts zu entziehen. Du siehst, ich bin vollkommen ruhig und habe Alles überlegt und bedacht, darum laß uns endigen und versuche nicht länger meinen Entschluß zu bekämpfen, ich sage dir, es ist umsonst."

Sie waren so kalt die Beiden, so eiskalt, sie standen sich so ruhig gegenüber, beherrschten Blick und Miene so vollkommen und tauschten Gründe und Gegengründe in klaren, vernünftigen Worten aus, und doch zitterte Anna's Hand, die sie auf den Tisch stützte, immer heftiger, und doch hob sich Otto's Brust immer schneller, bis er es endlich nicht mehr aushalten konnte und die unerträglich gewordene Maske von sich schleuderte.

„Nun so geh' denn!" brach er mit leidenschaftlicher Heftigkeit aus, „geh', tritt alle Pflichten mit Füßen, reiße dich von Allem los, was dir lieb und heilig sein sollte. Was ist dir auch Heimath und Häuslichkeit, was sind dir Eltern, Geschwister und Freunde! Du hast keine Ader vom Weibe in dir, dein Sinn stand ja von jeher immer hinaus in die Welt. Du willst nur glänzen, bewundert werden, willst das Leben genießen, seine glänzende, lockende Außenseite, denn seinen tiefen Gehalt hast du nie begriffen; du weißt nicht, was lieben heißt, du liebst Niemand, weil du kein Herz hast. Nun so geh' denn und opfere Alles deiner Eitelkeit, deinem Hochmuth, sie werden dich noch in's Verderben stürzen und deine hochfliegenden Pläne werden an der Wirklichkeit scheitern. Du wirst erkennen, was es heißt, so alle Schranken umzustürzen und niederzureißen, die Natur und Schicksal dir gezogen haben, was es heißt, als Weib allein in der Welt zu stehen, ohne Eltern und Freunde, ohne Schutz und Beistand. Du wirst dir noch die Fesseln zurückwünschen, die du jetzt so übermüthig von dir wirfst, und wenn dein Stolz, dein Trotz gebrochen ist, dann wirst du zu spät Ergebung lernen!"

„Ich habe sie gelernt, habe sie täglich und stündlich üben müssen, und das allein war mein Unglück, mein Unrecht. Ich glaubte, was ihr mir sagtet, ich sah das, was mich unaufhörlich vorwärts trieb, als Schuld, als Eitelkeit an, ich bekämpfte es, und diesem Kampfe ist meine ganze Jugend zum Opfer gefallen, dieser ewige Kampf hat mir jede Freude verbittert, jedes Glück geraubt. Ich wäre darin untergegangen, wenn es noch länger gewährt hätte, aber jetzt kann ich nicht mehr und jetzt will ich auch nicht mehr. Nicht meine Schuld ist es, daß ich verachten muß, was du mir als höchstes Glück darstellst, und mit ganzer Seele an dem hänge, was dir fremd und gleichgültig ist, nicht meine Schuld, daß mir die Seele aufging bei allem Schönen und Großen, daß ich so ward wie ich bin. Ich soll vegetiren wie Alles um mich her, soll für Nichts leben, als nur für die armselige äußere Existenz? Ich soll die Kraft zu etwas Höherem, Besserem gewaltsam unterdrücken und eine Zukunft von mir stoßen, die allein meinem Leben Zweck und Bedeutung verleihen kann? Und das Alles blos weil ich ein Weib bin, weil das feige Dulden, das bei euch Schwäche ist, mir als Pflicht aufgezwungen wird? Ich habe denselben Muth, dieselbe Kraft wie du, ich nehme auch dasselbe Recht in Anspruch. Du weißt es, du bestes als Alle, daß mich nicht Hochmuth und Selbstsucht treibt, nur Selbstvertheidigung, denn mir bleibt keine Wahl; ich kann dies Leben nicht länger ertragen, ich gehe darin zu Grunde und ich opfere nur diese Gewißheit der Möglichkeit einer Rettung. — Dies Sehnen, dies Ringen und Streben, das mich gequält hat seit ich denken kann, es ist nie ermuthigt, nie begünstigt, nie auch nur geduldet worden. Erziehung, Verhältnisse, Gewohnheit und Umgebung, Alles setzte sich dagegen, ihr Alle habt es bekämpft, mit allen Waffen, die euch zu Gebot standen. Ihr habt es verlacht und verspottet, gescholten und gestraft, habt mich auf's Aeußerste gebracht, bis ich an mir selbst verzweifelte. Was nur gethan werden konnte, um in einer Menschenbrust den Drang nach Freiheit zu ersticken, das ist bei mir geschehen, und es war doch umsonst; immer wieder brach er von Neuem hervor, und als ihr mich so weit gebracht hattet, daß auch der letzte Funke von Lebensmuth erlosch, als ich im Begriff war, dies Dasein wegzuwerfen, da flammte er an der Schwelle des Todes noch einmal auf und riß mich davon zurück. Ich weiß, daß es mir Ernst ist mit meinem Streben, ich habe die Erkenntniß schwer genug erkauft, mit Leiden und Kämpfen, von denen ihr keine Ahnung hattet, weil Niemand sie sah, aber nun ich einmal meinen Entschluß gefaßt habe, nun ist er auch unwiderruflich. Ich werde daran festhalten in Sieg und Untergang, und riefe mir jetzt eine Stimme vom Himmel zu: Bleib', du gehst in dein Verderben! ich ginge doch!"

Sie stand vor ihm, wieder ganz das stürmische, unbändige Wesen früherer Zeit, das schon als Kind mit ihm kämpfte, das sich verborgen hatte unter der Maske der Kälte und Gleichgültigkeit, und nun den jahrelangen Druck gewaltsam abschüttelte, die Fesseln zerriß und ihm frei, kühn und stolz gegenübertrat. Eine dämonische Gluth flammte aus ihren Augen, eine stürmische Leidenschaft wehte aus ihren Worten, ihre ganze Gestalt zitterte in wilder Erregung, und tief und mächtig drang sich ihm die Ueberzeugung auf, daß dies Mädchen nicht für Häuslichkeit und Alltäglichkeit geschaffen sei, und warnend flüsterte eine Stimme ihm zu: Halte sie nicht, sie hat gewählt, was für sie allein das Rechte ist.

Aber er hörte nicht darauf, wollte nicht darauf hören. Wo war jetzt seine vielgepriesene Bernunft, seine Ruhe und Besonnenheit geblieben? Untergegangen in dem Leuchten dieser tiefen dunkeln Augen, untergegangen wie alles Andere; Nichts war geblieben, Nichts als dies eine lang verkannte, lang bekämpfte Gefühl, das sich jetzt durch Stolz und Zurückhaltung hindurch Bahn brach.

„Anna, geh' nicht! Bleib', ich — bitte dich!"

Zum ersten Mal bat er, zum ersten Mal sprach er zu ihr in weichem, innigem Tone, mit beinahe flehendem Ausdruck. Sie zuckte zusammen und wendete sich heftig ab, aber im nächsten Augenblicke hatte er ihre Hand ergriffen.

„Du darfst nicht fort, Anna! Sie haben dich gequält, ich weiß es, und ich vielleicht am meisten, aber das soll aufhören; du sollst fort aus diesem Leben, aus diesem Hause, ich will es durchsetzen um jeden Preis. Ich will dich hinausführen, mitten durch die alberne Verwandtschaft, die sich eben da unten versammelt, und Niemand soll es wagen, dir auch nur ein Wort zu sagen. Aber thu' nicht diesen Schritt, bei dem keine Rückkehr möglich ist. Du wirst dich auch in die Häuslichkeit fügen, wirst sie lieben lernen, wenn sie dir nicht mehr ein Gefängniß ist, und ich verspreche dir, sie soll es nicht für dich sein. Ich habe eine Zukunft vor mir, und ich will arbeiten mit allen meinen Kräften, um sie reich und glänzend zu machen, um deinetwillen; ich will Alles, Alles für dich thun, nur gieb diesen unglückseligen Entschluß auf, der uns auf immer von einander reißt. Muß ich es dir denn erst sagen, was

Digitized by Google

Digitized by Google

du mir bist? Du weißt es ja, mußt es längst wissen, ich —"

„Schweig' um Gottes willen!" rief Anna, die mit immer steigender Angst zugehört und versucht hatte, ihm ihre Hand zu entziehen. „Hindere mich nicht, bitte mich nicht, ich kann meinen Entschluß nicht aufgeben, kann nicht thun, was du verlangst. Es wird unser Beider Unglück, und du fühlst es so gut wie ich —" sie riß sich los, eilte von ihm hinweg und brach, das Gesicht in den Händen verbergend, in ein leidenschaftliches Weinen aus. Aber Otto war ihr gefolgt, und wenn Rosners ihn jetzt gesehen hätten, den ruhigen, besonnenen, stolzen Otto, wie er sie bat und beschwor, sich doch nur zu beruhigen, ihn doch nur anzuhören, sie hätten einen Begriff bekommen, wie Leidenschaft den Menschen ganz und gar aus seiner gewöhnlichen Bahn treiben kann. Doch Anna weinte nur immer heftiger, es war als ob ein langverschlossenes geheimes Weh jetzt mit aller Gewalt hervorbräche, sie versuchte vergeblich ihr Schluchzen zu bemeistern, und kaum verständlich flüsterte sie:

„Geh', laß mich allein — ich kann dich jetzt nicht anhören."

„Ich gehe nicht eher, bis ich dein Versprechen habe, hier zu bleiben. Anna, nur dies Versprechen, dann will ich gehen, kannst du es mir verweigern?"

„Morgen will ich dir antworten — nur jetzt laß mich — ich muß allein sein. Ich bitte dich um Gottes willen, geh'!"

Es sprach eine so entsetzliche Angst und Aufregung, ein so furchtbarer Kampf aus ihren Zügen, daß Otto fühlte, er dürfe die Ueberredung jetzt nicht weiter treiben, er gab nach.

„Du wirst bis morgen warten? wirst mir dann antworten? das versprichst du mir?"

„Ich verspreche es dir."

Er ging bis zur Thür, kehrte aber plötzlich wieder um. „Anna, wenn du doch gehst, wenn du im Stande wärst — sage mir wenigstens, daß ich dich morgen sehen und sprechen werde."

„Morgen erhältst du meine Antwort."

Otto blieb noch einen Augenblick vor ihr stehen, den Blick fest auf sie geheftet, halb voll schmerzlicher Bitte, halb voll düsterer Drohung.

„Gut, es sei." Rasch verließ er das Zimmer, Anna blieb allein.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Spanien.

(Taf. 24.)

Noch vor etlichen und zwanzig Jahren war Spanien, das schöne Land des Weins und der Gesänge, uns Deutschen fast eine terra incognita. Wenige Deutsche hatten es gesehen, und diese als Soldaten oder Kaufleute. Um so häufiger wurde Spanien in neuerer Zeit von Touristen verschiedener Art besucht, und Land und Leute, Sitten und Trachten, Gasthäuser und Straßen wurden in einer Reihe von Reisewerken zur Genüge geschildert. Es fehlt auch nicht an guten historischen und geographischen Werken über Spanien, das einst ausschließlich die Welt beherrschte. Naturforscher haben die wilden iberischen Gebirgsketten durchforscht, ihre Gipfel gemessen und Gesteine, Pflanzen und Thiere beschrieben, Photographien die Wunder der Alhambra mit allen Details der maurischen Baudenkmale aufgenommen und namhafte Künstler die Gemälde der zahlreichen Galerien copirt. Den meisten Reisenden ist eine tiefe Bewunderung der Natur Spaniens und eine warme Liebe für das Volk dieses Landes geblieben. Wenn sie uns jedoch erzählen, was ihnen Entzückendes und Abenteuerliches dort begegnet ist, so verschweigen sie auch die Schattenseiten der spanischen Zustände nicht.

Zu den letzteren gehört heutzutage, wo der Reisende gewohnt ist, die Länder im bequemen Dampfwagen zu durchfliegen, die geringe Anzahl der bis jetzt in Spanien zur Ausführung gekommenen Eisenbahnen und die deßhalb doppelt fühlbare Mangelhaftigkeit der vorhandenen Straßen und Verkehrsmittel. Reisende, die in allen Welttheilen alle gebräuchlichen Transportmittel, vom irländischen Pony, dem lappländischen Rennthier bis zum Kameel der Wüste, kennen gelernt haben, konnten sich am wenigsten mit den spanischen Diligencen befreunden, welche geeignet sind, auch den anspruchslosesten und unerschrockensten Reisenden zur Verzweiflung zu bringen. Schon der Anblick dieser Postwagen flößt Grauen ein. Das Coupé des alten gebrechlichen Omnibus ist für drei Personen gewöhnlich zu enge und die Fenster sind vielleicht noch niemals gereinigt worden. Im Innern des Wagens, der nur auf einer Seite Thüren hat, fehlt es an frischer Luft und die Sitze sind dick mit Staub bedeckt. Was die Bespannung betrifft, so wäre sie für deutsche Wege eine wahrhaft verschwenderische, für spanische aber sind sechs bis zehn Maulthiere an einer Diligence nicht zu viel. Der vorn auf einem Bankett vor dem Coupé sitzende Mayoral (Conducteur) hält die Zügel der Stangenpferde, welche allein damit versehen sind. Die Leitung der sechs mittleren Thiere hat der Zagal zu besorgen, gewöhnlich ein Bursche von 14 bis 16 Jahren, der seinen Platz auf dem Trittbrette des Bankets hat. Während der Mayoral ganz gemüthlich eine Cigarre um die andere raucht, ruft der Zagal den Thieren zu, ermuntert die Säumigen, droht und ruft ihnen die ehrenrührigsten Schimpfnamen zu, wirft ihnen wohl auch kleine Steine, deren er stets eine Tasche voll mit sich führt, an empfindliche Stellen. Will alles das nicht verfangen, so springt er von seinem Sitze, überrascht das betreffende Thier mit kräftigen Peitschenhieben und erweist auch den übrigen der Reihe nach kleine Aufmerksamkeiten. Geht es irgend eine Anhöhe hinan, so läuft der Zagal neben dem Wagen her und bearbeitet die armen Thiere auf wahrhaft dramatische Weise. Das Loos der italienischen Maulthiere ist vielfach bedauert worden, das spanische Maulthier hat jedoch eine noch weit elendere Existenz, namentlich wenn es verdammt ist, eine Diligence zu befördern.

Wenn die Gegend gebirgig wird, kommen zu der gewöhnlichen Bespannung noch sechs bis acht Maulthiere mit dem sie führenden Delantero oder Vorreiter hinzu. Diese drei, Mayoral, Zagal und Delantero, wetteifern, die armen Mula's zu malträtiren. Jeder ist mit Peitsche oder Stock bewaffnet und drischt rücksichtslos darauf los. Aber auch

Digitized by Google

das genügt nicht immer, die, wie es scheinen möchte, unempfindlich gewordenen Thiere sind gewohnt, auch die Stimme ihrer Führer zu hören, la mula will unterhalten sein und verfällt trotz der Peitsche in Trägheit, wenn es diese nicht hört. Der Mayoral und seine beiden Adjutanten erheben deßhalb, so oft ihnen die Leistungen der Mula's nicht befriedigend erscheinen, einen wahren Höllenlärm. Sie sind in rastloser Bewegung, der Delantero schwingt die Peitsche und läßt sein weittönendes Hatje, Hatje! erschallen, Anda Gitana, Capitana! und so ruft er jede nachlässig arbeitende Mula mit Namen. Der Zagal trampelt auf seinem Brette, auch der Mayoral flucht und schreit: Anda! Anda! — Anda, Leona, Lola, Carlotta! oder welche Namen seine Mula's alle führen. So geht es oft den ganzen Tag oder die ganze Nacht hindurch. In vollem Laufe jagen die gehetzten Thiere dahin, Glocken und Messinggeschirre klingen und rasseln, der morsche, seufzende Wagen wankt bald wie ein Betrunkener über die tiefen Löcher der Straße, bald saust der Zug knirschend und knarrend wie das wilde Heer in den Staubwolken dahin, daß dem armen, nicht spanischen Passagier angst und bange wird und er Hören und Sehen vergißt.

Der Delantero, der die vorderen Maulthiere alle und somit das Geschick des Wagens in seiner schwachen Hand hält, ist gewöhnlich ein Knabe von nicht über 12 Jahren, der die Gefahr oft gar nicht kennt oder achtet, in der er schwebt; denn stürzt das Pferd unter ihm, zumal an einer abschüssigen Stelle, so setzen nicht selten die andern Thiere über ihn hinweg und er ist in den meisten Fällen verloren. Bei Barcelona überfuhr ein Mayoral seinen eigenen Sohn, der unter dem schweren Wagen augenblicklich zerdrückt wurde. Vor etwa zehn Jahren hatte eine Diligence mit achtzehn Passagieren, unter welchen sich eine deutsche Familie mit Frauen und Kindern befand, in der Nähe, dem Ebro gegenüberliegenden Stadt Amposta umgespannt und war sodann an der in der Nähe befindlichen Schlucht hinabgefahren, während sich ein heftiges Gewitter mit starken Regengüssen über die Gegend entlud. Einer der Stallknechte, die auf jeder Station den Wagen noch eine Strecke weit begleiten, hatte die Diligence beim Schein der Blitze noch tief unten in der Schlucht fahren sehen, wo sie im Dunkel der Nacht verschwand und nie wieder zum Vorschein kam. Wo und wie sie mit ihren Passagieren, Mayoral, Zagal, Delantero und dem Gespann verunglückt ist, ob sie durch ein angeschwollenes Bergwasser in das Meer gespült oder von den etwa scheu gewordenen Thieren in die Tiefe gerissen wurde, hat Niemand erfahren.

In den Fonda's, den Gasthäusern größerer Städte findet der Fremde wohl Nachtquartier und Verpflegung, sogar eine mesa rotonda (Table d'hôte), aber keine Stallung für Pferde und Lastthiere. Letztere muß man in einer Posada suchen, wo man zwar ein Zimmer mit Bett erhält, jedoch nur das gekocht wird, was der Fremde einkauft oder mitbringt. Steht ein derartiges Gasthaus nicht innerhalb eines Ortes, sondern einsam an der Landstraße, so heißt es Venta. Die Venta's sind niedrige, ziemlich geräumige Gebäude mit einem Thorwege, der in einen gewölbten Raum führt, welcher in zwei oder drei Abtheilungen zerfällt, die Küche mit einem niedern Herde und einem ungeheuren Rauchfang, und den Stall, wozu etwa noch ein Luxuszimmer, das der Familie des Ventero oder einem angesehenen Gaste (ilustre viagero) zum Schlafgemach dient. Gewöhnliche Fremde halten auf dem Küchenraume ihre Nachtruhe. Die außerhalb der Ortschaften gelegenen Weinhäuser heißen Ventorilla's, eine Schenke im Orte selbst Tienda.

Was der Reisende schon während der Rast in den Venta's mit besonderem Wohlgefallen bemerkt, ist die Höflichkeit und Zuvorkommenheit, vor Allem aber die schöne und würdige Haltung, die man durchgehends auch bei den untern Volksklassen findet. Der natürliche Anstand, die Leichtigkeit des Ausdrucks, die unter ihnen herrscht und weit entfernt ist von dem kriechenden Tone und der rohen Gemeinheit so vieler Personen der niederen Stände anderer Länder, macht es auch dem Vornehmen und» Gebildeten möglich, selbst mit dem Aermsten wie mit Seinesgleichen zu verkehren. Die äußeren gesellschaftlichen Formen sind unter allen Ständen die gleichen.

Artigkeit und Zuvorkommenheit, zumal gegen Fremde, sind ein schöner Zug im spanischen Charakter. Mit aller Bereitwilligkeit erhält man Antwort auf seine Fragen, und mit größter Anstrengung bemüht sich der Angeredete, den Sinn unseres schlechten Spanisch zu verstehen. Selten begnügt man sich damit, uns die Lage einer Straße oder eines Hauses zu beschreiben, sondern der Gefragte begleitet uns durch mehrere Straßen und gibt uns, wenn wir an unserem Ziele angekommen sind, die Hand mit den höflichen Worten: a la disposicion de usted, d. h. ich stehe auch ferner zu Ihrer Verfügung. Man brennt sich keine Cigarre an, ohne sein Etui, oder Papier und Tabak zu den Cigarreto's anzubieten. Besuchen wir einen Spanier, so unterläßt er niemals, sein Haus zu unserer Verfügung zu stellen, und es gehört einige Uebung dazu, die Grenzlinie kennen zu lernen, jenseits welcher die »disposicion« eine Wahrheit wird.

Die Bewohner eines jeden der ehemals getrennten spanischen Staaten besitzen einen eigenthümlichen, scharf begrenzten Charakter, ein Umstand, der es schwer macht, ein allgemein treffendes Bild von der spanischen Nation zu entwerfen. Selbst bei uns Deutschen stehen die Provinzialunterschiede in Volkscharakter und Sitten einander nicht so schroff gegenüber, als dies hier der Fall ist. Daher auch die Uneinigkeit in politischen Dingen. Nur zweimal hielt das spanische Volk fest zusammen: aus Furcht unter dem eisernen Scepter Philipps II., und freiwillig im Kriege gegen Napoleon.

Die Bewohner Madrids, welches doch mitten in Castilien liegt, sind keineswegs reine Castilianer, und die hervorstechenden Züge anderer großer Städte Spaniens finden sich bei ihnen nicht. Sie haben weder den schweigsamen Ernst des eigentlichen Castilianers, noch die trübe Melancholie der Estremenno, weder das trotzige, zurückhaltende Benehmen des Cataloniers, noch die leidenschaftliche Gluth des Valencianers oder die übersprudelnde Heiterkeit des Andalusiers. Hier ist Alles nivellirt. Man verläßt die nationalen Sitten, huldigt der modernen Civilisation und kleidet sich nach den Moden von Paris und London. Die Frau des Handwerkers geht in Sammt und Seide, um als Sennora zu erscheinen, und die des Beamten wetteifert mit den Damen der Grandeza.

Die Nationalkostüme sind eben so verschieden. Wir schildern statt aller übrigen das des Majo. Der Majo ist ein junger Stutzer, der den Caballero spielt, den Frauen den Hof macht und sich in ritterlichen Künsten hervorzuthun sucht. Ein wohlgewachsener Andalusier nimmt sich in dieser eigenthümlichen Kleidung, vestido de majo oder andaluz, wirklich vortrefflich aus. Er trägt eine kurze Jacke von farbigem Sammt mit seidenen Schnüren besetzt,

Digitized by Google

voll Stickerei und silbernen Troddeln und Knöpfen, ein buntes seidenes Tuch locker um den Hals geschlungen, ohne das schneeweiße Hemd und die Krause zu bedecken. Die engen Beinkleider sind von Sammt oder feinem Tuch und reichen bis an die Knöe; um den Leib hat er die Faja, einen Gürtel von rother Seide, gewickelt, dessen Ende als Geldbörse dient. Dazu trägt er feine Strümpfe, niedere Schuhe und zum Ausgehen Kamaschen. Das grüne Netz ist fast überall abgekommen. Die besten Stierkämpfer waren Andalusier und Majo's. Der Majo muß die Nationaltänze und alle bekannten Lieder kennen und vortrefflich die Guitarre spielen. Die Mädchen tragen kurze Röckchen aus rothem oder gelbem Seidenzeug, oben von einer Atlasstaille gefaßt in Weiß oder Perlblau. Ueber diese Taille kommt ein zierliches Jäckchen von etwas dunklerer Farbe von matter Seide oder Sammt, reich mit Schnüren besetzt und kleinen silbernen Knöpfchen. Die Mantille, welche durch einen Kamm auf den Flechten des Hinterkopfs gehalten wird, ist mit Spitzen besetzt, deren Rand leicht auf die Stirn, der längere Theil aber über Nacken und Rücken und an den Wangen herabfällt. Im Hause, zumal beim Tanze, wird die Mantille, die in größeren Städten allmälig von dem französischen Hute verdrängt wird, gewöhnlich abgelegt.

Zur Beobachtung des Volkslebens bieten überall Vergnügungen und Feste die beste Gelegenheit, und das Interessanteste und Schönste, was der Fremde sehen kann, sind überall nationale Tänze und Feste, zumal unter dem blauen südlichen Himmel, wo grüne Bäume die Gardinen, Cypressen und Palmen die Säulen bilden, und das Orchester sich auf einige Guitarren und Flöten und die sichern Takte der Castagnetten beschränkt. In den spanischen Nationaltänzen, welche niemals Rundtänze sind, drückt sich ganz der Charakter des Volkes aus, was sich von dem unsinnigen Rasen auf den staubigen Tanzböden Deutschlands nicht behaupten läßt. Die Zuschauer sind bei den spanischen Tänzen nicht minder betheiligt, als die Tänzer selbst, welche stets innerhalb der Grenzen des Schönen bleiben, und auch passionirte Tänzer bleiben sich in jedem Augenblick ihrer ästhetischen Produktion bewußt. Zu der ruhigen Weise der Malaguenna stimmt das feine und gemessene Mienenspiel der Tänzer vollkommen, und dieser beliebte Nationaltanz, der die Gedanken und Empfindungen eines jugendlichen Paares ausdrückt, wird auch vorzugsweise im Kreise der Freundschaft und ländlichen Freude aufgeführt. Anders ist es bei den Bolero's, die, obgleich improvisirt und voll natürlicher Wildheit, so künstliche Touren enthalten, als hätte sie der geschickteste Tanzmeister componirt. Dem Fremden, der sich des Abends in einer spanischen Stadt, etwa Sevilla, ergeht, bieten diese Tänze wahrhaft märchenhafte Bilder dar, besonders wenn der Vollmond sein silbernes Licht ergießt, wobei die Beleuchtung in den von Lampen oder Fackeln erhellten und mit Bäumen und Säulen geschmückten Höfen oft zauberhafte Contraste hervorbringt. Der Glanz des Atlasses und der matte Schimmer der Sammtstoffe, die vielen Stickereien und silbernen Knöpfchen, alles dies macht bei den zitternden Streiflichtern der Laternen und dem rothen Scheine der Fackeln eine äußerst malerische Wirkung.

Häufig sind die Tänze auch von Gesängen begleitet. Während der letzteren befestigen die Mädchen die Castanuelo's an den Finger, springen auf und führen förmliche Scenen auf, einen Dialog in Versen mit einzelnen Guitarreklängen, wie sich ein Caballero um die Neigung einer Gitana bewirbt, von dieser aber zurückgewiesen wird. Einige Majo's treten hierauf zusammen, leise erklingen die Guitarren, und durch Händeklatschen und Zuruf zur Theilnahme aufgefordert, treten hierauf auch die Mädchen, die Muchacha's (sprich Mutschatzcha's), auf.

Recht spanische Frauengesichter sind in der Regel sprechender als deutsche, wenn auch das, was sie sagen, einem Deutschen in der Regel nicht zusagt. In den kühnen Bogen der scharfgezeichneten schwarzen Augenbrauen, der geschwungenen Linie der feinen Nase, dem scharf markirten Munde, über dem sich nicht selten, und nicht eben zur Unzier, ein leichtes Schnurrbärtchen kräuselt, vor Allem aber in dem schwarzen glühenden Auge, vermißt man freilich bisweilen die edlere Weiblichkeit. Man thut Südländern jedoch Unrecht, wenn man sie nicht nach ihrem eigenen Maßstabe beurtheilt.

Bei einem baile de cantil oder Lampenball wird zum eigenen Vergnügen getanzt und die sich sammelnden Zuschauer sind meist nur tolerirt. Mit Interesse und Spannung folgen sie den graziösen Wendungen der Madrilenna oder des Bolero's. Die eine Hand in die Seite gestemmt, mit den Fingern der andern an die Castagnette schlagend, stehen die Tänzerinnen hoch aufgerichtet und begleiten hierauf die herausfordernden Bewegungen der Tänzer, erst kalt und förmlich, bis sie endlich in's Feuer kommen und unter furchtbarem Castagnettengerassel und dem bewundernden Ausrufe der Zuschauer: Ay salero! Ole salero! die Touren einen wilden und leidenschaftlichen Charakter annehmen, der dem Fremden, zumal dem Deutschen, bedenklich erscheint. Anders ist es bei den beliebten Carnevalsbelustigungen. In den Posada's, wo sie gewöhnlich gehalten werden, ist der Eintritt zwar frei, aber während des Tanzes zieht bald die eine, bald die andere der schlauen Andalusierinnen ihr Taschentuch aus dem Gürtel und wirft es einem wohlhabenden Zuschauer oder einem Fremden zu, der es ihnen nolens volens mit einer eingeknüpften Geldmünze wieder zustellen muß.

Es kommt vor, daß sich plötzlich irgend eine Person durch die Zuschauer drängt und mit dem Ausrufe unter die erhitzten Paare tritt: Estén se ustedes quietos, viene el sennor! d. h. Seid ruhig, es kommt der Herr! Alles verstummt, die Menge vertheilt sich, man nimmt den Hut ab. Bald hört man in regelmäßigen Pausen den Ton eines Glöckleins, und ein Knabe erscheint, der in der einen Hand eine Klingel, in der andern eine Laterne hält. Diesem folgt ein Priester im Meßornate, begleitet von zwei Knaben mit Rauchfässern und umgeben von vier Kirchendienern, die lange Stäbe mit einer Laterne an der Spitze tragen. Es ist ein Priester, der sich auf dem Wege befindet, einem Sterbenden das Sakrament zu bringen. Man zündet Lampen an vor den Häusern und stellt sie auf die Schwelle oder den Balkon, und die Frauen sinken, sich gläubig bekreuzend auf die Kniee, wenn der „Sennor" vorübergeht. Kaum ist aber der Priester einige Schritte entfernt, so beginnt der Lärm und die Musik von Neuem.

C. K.

Digitized by Google

Winterbild.

Es weicht die Nacht und über'm Hügel
Glimmt rother Schein am Himmelsſaum,
Noch birgt der Vogel unter'm Flügel
Sein träumend Haupt im weichen Flaum.

Nur leiſe ſchallen helle Stimmen,
Die bald verhallen über'm See,
Im Kloſter ſeh' ich Kerzen glimmen,
Und Nonnen geh'n durch zarten Schnee.

Ein ſtiller Zug von wenig Schweſtern;
Es ſtirbt das Nonnenkloſter aus;
Davon verſchied die jüngſte geſtern,
Man ſenkt ſie in des Grabes Haus.

Darauf ein ſtill' Gebet der Frauen,
Doch keine heiße Thräne rinnt,
Kein Schluchzen tönt, und iſt zu ſchauen
Kein troſtberaubter Mann, kein Kind.

Es fallen leichte Flocken nieder,
Und nichts iſt von dem Grab zu ſeh'n,
Und weit und breit iſt Stille wieder,
Und Tag wird's, als ob nichts geſcheh'n.

O. F. Gruppe.

Digitized by Google

Errettung aus Todesgefahr.

„Doch, Herr, doch manchmal; aber immer kann man nicht auf der See wie auf glattem Eiſe fahren, ſondern oft recht das Gegentheil. Sehr angenehm für Süßwaſſer-Matroſen eine ruhige See wie heute, und Sonnenſchein und Alles was drum und dran liegt; aber laßt ſie in finſtrer Nacht an Bord ſein, bei einem richtigen Südweſt, und befehlt ihnen, das Marsſegel zu reffen, und dann ſeht, was ſie zu Stande bringen werden.“

Der Sprecher war ein abgehärteter, wetterfeſter Matroſe, der augenblicklich ein kleines Luſtboot ſteuerte, während ſein Zuhörer die Lockſpeiſe an die Haken einer Angelſchnur befeſtigte.

„Ihr habt gewiß Euer redlich Theil an dergleichen gehabt, das will ich glauben,“ ſagte der junge Angler, der eine ächte Landratte war.

Der Matroſe wies mit der Hand nach einer Felſenkette, die etwa eine halbe Meile ſeewärts lag. „Sie haben von dem ‚ſchwarzen Rückgrat‘ gehört, nicht wahr?“ fragte er kurz.

„Nein, niemals,“ lautete die Antwort.

„Nun, das thut nichts; dort liegt es.

„Die Felſen meint Ihr?“

„Ja, Sie können ſie jetzt nicht ſehen, da die Fluth im Steigen iſt. Nur zur Zeit der Ebbe zeigen ſie ſich — ein ſo häßliches Riff, als nur je ein Matroſe zu ſehen bekommen hat, und zur Nachtzeit noch doppelt ſo ſchlimm als bei Tage.“

„Das iſt wohl eine gefährliche Stelle? Sind viele Schiffe an jenem Riff geſcheitert?“ fragte der junge Mann lakoniſch.

„Ja ſehen Sie, es hat ſo eigentlich kein Schiff dort was zu ſchaffen, ſo dicht wie die Sandbank am Ufer liegt, grade in der Bai und mit dem Licht, das vor der Gefahr warnt. Der Schiffer muß nicht bei Sinnen ſein, der hier einläuft, ſei es bei Tag oder bei Nacht. Und doch habe ich grade hier ein Schiff ſcheitern ſehen. Gott weiß, wie es gekommen ſein mag. Mit Grauſen denke ich jetzt noch an jene Zeit.“

„Wann war das und wie?“ fragte die Landratte, indem ſie die Angelruthe einzog und die Haken von einigen Weißlingen befreite.

„Was das ‚wann‘ anbetrifft, ſo wird es neunundzwanzig Jahre im November; was aber das ‚wie‘ anbetrifft, das iſt Keiner im Stande zu ſagen, denn da iſt keine Seele von der Mannſchaft übrig geblieben, um die Geſchichte zu erzählen. Ich war an Bord, aber erſt nachdem das Schiff geſcheitert war.“

„Wie geſchah das?“ fiel der junge Fiſcher mit ſteigendem Intereſſe an der Unterhaltung ein.

„Ich will es Ihnen erzählen, Herr,“ ſagte der Matroſe.

„Es war ein ſo kalter, rauher und ſtürmiſcher Novemberabend, wie es nur je einen gegeben. Der Wind blies in gewaltigen Stößen und der Regen fiel praſſelnd auf das Steinpflaſter. Ich war ein junger Burſche damals, noch nicht lange verheirathet — kaum länger vielleicht als Jahr und Tag; unſer Erſtgebornes ſchlief in der Wiege, ſeine Mutter ſaß am Feuer und ſagt ſie zu mir:

‚Wie freue ich mich, Tom, daß du heute Nacht nicht draußen biſt.‘ Ich hatte dazumal kein eigenes Boot, ſondern beſaß nur gemeinſam eins mit einem Kameraden. Er und ich hatten jenen Abend in See ſtechen wollen, um die Nacht durch zu fiſchen, aber der Sturm ließ es nicht zu.

„Kaum fünf Minuten, nachdem Eſther das geſagt hatte, höre ich einen Schuß und bald darauf einen zweiten, und während ich noch ſcharf aufhorchte, ob ein dritter kommen würde, geht die Hausthür auf und Larkins tritt ein. ‚Tom,‘ ſagt er, ‚haſt du's gehört? Ein Schiff, Gott weiß was für eins, iſt am ſchwarzen Rückgrat.‘

Digitized by Google

„Schnell stülpte ich meinen Südwester auf, warf die Düffelsacke über und ging grade zur Thür hinaus, als Esther mir auf die Schulter klopft. Arme Frau, sie war weiß wie ein Betttuch, und ‚Tom,‘ sagt sie, ‚thu's nicht — thu's nicht!‘

„‚Was!‘ ruf' ich, ‚nicht, wenn irgend eine arme Seele in Gefahr ist und ich sie retten kann?‘

„‚Daran dachte ich nicht,‘ sagt Esther; ‚aber was du auch thust, schone dein Leben um meinet- und seinetwegen,‘ sagt sie und zeigt auf die Wiege.

„Ich versprach, so weit wie möglich jede Gefahr zu vermeiden. Grade in dem Augenblick schoß ein dritter Schuß vom Wasser herüber. Ich konnte den Blitz sehen. ‚Das ist vom schwarzen Rückgrat,‘ rief ich, ‚ohne Zweifel,‘ darauf gab ich der Esther grade noch einen Kuß und folgte Larkins an den Strand. Da sah es wahrhaftig nicht behaglich aus. Drei Wellen von ungewöhnlicher Größe und furchtbarer Gewalt schwellten immer auf einmal auf und warfen den zischenden weißen Schaum in die Luft, daß man ganz blind davon wurde. An der Luvseite häuften sich Berge von wilden schwarzen Wolken an, ein Zeichen, daß noch heftigerer Sturm im Anzuge sei. Viele von unsern Leuten standen am Strande und sahen in die tobende See und auf die gewaltigen Wasserberge, aber das war auch Alles, was sie thaten.

„‚Tom,‘ sagte Larkins, seine Hand auf meine Schulter legend, armer Geselle — ‚Tom, unseres ist ein steifes Boot.‘ Mehr sagte er nicht, aber ich wußte, was er meinte. Er war ein so braver Mensch, wie nur je einer am Steuer gesessen, und auch sein Frommsein hat ihn nicht engherzig und hochmüthig gemacht, obgleich er wegen seines häufigen Betens viel hören und ausstehen mußte. ‚Tom,‘ also sagte er, ‚unseres ist ein steifes Boot.‘

„‚Steif genug,‘ antwortete ich, ‚und wenn wir es flott machen und gut bemannen könnten, so ließe sich vielleicht 'was ausrichten.‘

„Nun, Herr, um die Geschichte kurz zu machen, will ich nur gleich sagen, daß wir das Boot schnell flott machten, daß sich aber kein Matrose uns anschließen wollte. Sie schrieen Alle, wir müßten nicht bei Sinnen sein, daß wir auch nur daran dächten, nach dem schwarzen Rückgrat zu kommen in einer solchen Nacht, und was wir thun wollten, wenn wir wirklich dort ankämen. Aber das Gerede hinderte uns nicht. ‚Nur zu, Larkins,‘ sagte ich. Wir wagten es nicht, ein Segel aufzuziehen, aber einige kräftige Ruderschläge brachten uns eine gute Strecke vorwärts. Ich werde nie jenen Augenblick vergessen. Es war zu finster, als daß wir hätten sehen können, was am Ufer vor sich ging, aber ich hörte einen lauten Angstschrei und gleich darauf ‚Tom, Tom!‘ rufen. Es war Esther, mein armes junges Weib. Irgend Jemand war zu ihr gegangen und hatte ihr mitgetheilt, wie die Sache stand, und da kam sie wie außer sich an den Strand gelaufen, um mich zurückzuhalten oder um zu sagen: ‚gehe und Gott segne dich,‘ sie wußte es vielleicht selber nicht. Ich stand auf im Boote und rief ihr so heiter als möglich ‚auf Wiedersehen‘ zu, und dann fingen wir mit aller Kraft zu rudern an. Unser kleines Boot hielt Stich und schwamm wie eine Ente, obschon wir gleich anfangs so viel Wasser geschöpft hatten, daß wir zweifelhaft wurden, ob wir je bis zu den Felsen kommen würden.

„Nach einer Weile sagte Larkins: ‚Tom, es thut mir fast schon leid, daß ich dich überredet habe, mitzukommen. Wenn uns 'was zustößt, so wird mich Keiner besonders vermissen; aber du hast eine junge Frau und ein kleines Kind.‘

„Nun, Sie werden sich wohl vorstellen, Herr, daß ich an Esther und den Kleinen viel gedacht habe; aber ehe ich noch antworten konnte, ertönte abermals ein Schuß vom Schiffe, das wir hin und wieder zu Gesicht bekamen, wenn unser Boot grade auf dem Kamm der Wellen tanzte.

„Ich weiß nicht, wie viel Zeit verflossen sein mochte, als wir uns endlich dem gescheiterten Schiffe näherten. Man warf uns eine Leine zu, um uns heranzuziehen. Die Felsen standen ganz unter Wasser, denn es war hohe Fluth und unser Boot schwamm längs dem Schiffe leewärts; auf irgend eine Weise gelang es mir, zu entern, indem ich es Larkins überließ, für das Boot so gut wie möglich zu sorgen. Das Ganze war eine schlechte Geschichte, Herr, wie es sich schnell genug ausweis; denn die ganze Mannschaft war unzurechnungsfähig, einige aus Furcht, andere aus Trunkenheit.

„Das Wrack war eine Brigg mittlerer Größe, ausländisch, das war klar genug, und es war auch klar genug, daß sich mit ihr nichts mehr anstellen ließ. Es wunderte mich nur, daß sie noch so lange gelebt hatte, da sie am Bug eingestoßen war und der Stern über dem Wasser hing; aber sie sank jetzt mit Macht, und die Mannschaft war im vordern Theil, mit Ausnahme von zwei oder dreien, die im Segel hingen.

„Es war ziemlich dunkel und wir hatten keine Zeit zu verlieren. Dies sah die Mannschaft auch ein, aber trotzdem half kein Schreien, kein Zureden, kein Warnen, niemand half, sie sprangen über die Seiten des Wracks, Einige in das Boot und Andere in das Meer. In weniger als fünf Minuten war das Deck geräumt. Wie viele an Bord gewesen sein mögen, kann ich nicht sagen, und eben so wenig, wie viele das Boot versehlt haben und von den Fluthen fortgespült worden sind, ohne daß man auch nur daran denken konnte, sie zu retten; als ich aber hinunterblickte, da war unser kleines Boot fast bis zum Schandeck im Wasser, und die sinnlose Mannschaft drängte sich zusammen, bis sie einer über den andern stolperten. Ich sah sofort, wie es kommen würde, und rief ihnen zu und bat, Einige von ihnen sollten doch wieder zurückkommen. Dann hätte man doch noch auf einen guten Ausgang hoffen können; denn das Wrack konnte ja möglicherweise noch eine Weile zusammenhalten und in zwei Fahrten wären Alle zu retten gewesen. Aber ob die Menschen mich nicht hörten oder mein Reden nicht beachteten, kann ich nicht sagen; vielleicht auch verstanden sie mich nicht, denn ich konnte sehen, daß sie Ausländer waren. Wie dem nun auch gewesen sein mag, da gab es nicht Einen, der der Vernunft Gehör gab. Als ich das merkte, Herr, rief ich dem Larkins zu, das Boot zu verlassen; denn, schlimm wie es war, durfte man doch eher darauf rechnen, auf dem Wrack mit dem Leben davonzukommen, als im Boot. Ich glaubte, Herr, daß Larkins sich der Brigg näherte, aber es war zu spät, denn da kam plötzlich eine gewaltige Sturzwelle, die Leine zerriß, das Boot wurde davongetragen und ich blieb allein zurück auf dem Wrack.

„Schon in der folgenden Minute verlor ich das Boot aus den Augen, als es schwer beladen davonschwamm; ich hatte nicht die geringste Hoffnung für dasselbe. Ich wußte, wie es kommen würde bei solcher See und überladen wie es war. Es konnte nicht ausdauern. Und kaum war eine andere Minute verflossen, als ich einen Schrei hörte, wie ich nie wieder zu hören wünsche. Der Wind heulte und

Digitized by Google

die Wellen schlugen mit Ungestüm gegen das Wrack, aber noch lauter als Alles war jener vielstimmige Schrei. Ich hielt mir die Ohren zu, Herr, ich konnte es nicht ertragen.

„Bis dahin hatte ich nicht Zeit gehabt, an mich zu denken, denn Alles war so schnell aufeinandergefolgt, aber nun, was sollte nun aus mir werden? Da war ich allein mit des Schiffes Sparren, die wie in Todesangst stöhnten und bereits unter mir zusammenbrachen. Mit jeder Minute wurde es jetzt finsterer, denn vorhin war noch der Mond am Himmel gewesen, wennschon die Wolken ihn verhüllten, aber jetzt war er im Untergehen, und von allen Seiten schlugen die riesigen Wellen gegen das arme Wrack und drohten jeden Moment es von den Felsen hinabzuschleudern. Was sollte ich beginnen, Herr?"

„Ich hoffe, Ihr erinnertet Euch," entgegnete der Angeredete, „wer es ist, der die Wasser in der hohlen Hand hält."

„Ich betete in jener Nacht und in jener Stunde," fuhr der Erzähler fort, „wie ich noch nie zuvor in meinem Leben gebetet hatte. Ich flehte zum Herrn, und er erhörte mich und befreite mich von jeglicher Furcht,' wie David sagt. Aber das war ein harter Kampf um's Leben, Herr, den ich zu bestehen hatte."

„Und wie entkamt Ihr aus jener Noth?" fragte der gespannte Zuhörer.

„Durch eine besondere Gnade Gottes," antwortete der Matrose. „Plötzlich begann der Wind sich ein wenig zu legen; aber der Regen kam in Strömen herab und die Wellen rollten in großen, schweren Massen einher. Ich erwartete nicht, den kommenden Morgen zu sehen, denn es schien zweifellos, daß mit abnehmender Fluth das Wrack auf einer Seite nachgeben und wie ein Stein sinken würde.

„Und grade so geschah es, aber schneller als ich erwartet hatte. Mir blieb nur noch Zeit, über Bord zu springen, als ich fühlte, daß das Wrack sank, und mit Gottes gnädigem Beistand, Herr, erfaßte ich glücklich die Spitze eines Felsens, die bereits über dem Wasser stand. Ich klammerte mich an derselben fest mit allen meinen Kräften, um das liebe Leben zu retten; wie mir das aber gelang, kann ich mir heute gar nicht vorstellen, denn meine Sinne hatten mich zu jener Zeit fast verlassen, und es schien, als ob alle Wellen sich verschworen hätten, mich in die Tiefe zu reißen. Als ich wieder zu mir kam, lag ich knieend auf dem Felsen. Endlich vermochte ich mich aufzurichten und nach dem Wrack umzusehen, aber da war es bereits spurlos verschwunden.

„Den übrigen Theil der Nacht hielt ich mich mit aller Anstrengung auf dem Felsen; aber ich glaubte bestimmt, daß mit eintretender Fluth keine Rettung mehr für mich sein würde. Ich kann nicht sagen, Herr, was ich damals gedacht habe, es schien mir Alles wie ein Traum. Endlich brach der Morgen herein, und mit ihm die Fluth. ‚Das ist der letzte Morgen, den du sehen wirst,' erinnere ich mich deutlich gedacht zu haben, und dann kam mir die arme Esther in den Sinn. Es war ganz merkwürdig; aber ich mußte mir immer vorstellen, wie es sein würde, wenn man meinen Leichnam möglicherweise finden und an's Ufer bringen sollte, wer der Esther es melden und was sie dann thun würde. Im nächsten Augenblick war mir's auch, als sähe ich sie mit der Wittwenhaube, und den Kleinen ganz schwarz gekleidet auf ihrem Arme; und dann mußte ich über meine sonderbaren Ideen, als ob es für mich von Wichtigkeit wäre, wie Alles nach meinem Tode sein würde, laut auflachen. Wie lange ich in dieser Weise fortgeträumt haben würde, wenn ich nicht bald an etwas Nöthigeres zu denken gehabt hätte, kann ich nicht sagen.

„Ich sah einen schwarzen Fleck auf dem Wasser — nicht größer als ein Hut. Ich beobachtete ihn und strengte meine Augen so viel wie möglich an, um deutlich zu sehen, und er kam näher und näher. Endlich erkannte ich unser Boot, Herr, doch das Unterste zu oben.

„Ich war kein besonders guter Schwimmer, aber ich dachte, jetzt bietet sich dir Hoffnung; und so zog ich meine schweren Stiefel aus, die von Wasser getränkt waren, warf die Düffelsacke ab und steuerte auf unser armes altes Boot los. Es war übrigens an der Zeit, den Felsen zu verlassen, denn in der nächsten halben Stunde schon hätte die Fluth mich fortgespült.

„Ich erreichte das Boot, Herr, aber fast erschöpft klammerte ich mich an dasselbe fest, bis ich Athem und Kraft gewann, mich auf seinen Kiel zu schwingen, was mir schließlich gelang."

„Und fühltet Ihr Euch sicher?"

„Ja, wenigstens eine Weile hielt ich mich für geborgen, aber freilich nur im Vergleich zu meiner bisherigen, verzweifelten Lage."

„Hoffentlich trugen Euch die Wellen dem Ufer zu."

„Das hoffte ich, Herr, und war eine Zeitlang guten Muthes; aber nach einer Weile trat Ebbe ein, und ich wußte, daß ich immer weiter und weiter vom Ufer getrieben wurde, und dabei war kein Schiff weder nah noch fern zu erblicken.

„Sie werden es kaum glauben, aber in jenem Augenblicke hätte ich weinen können wie ein Kind. Ich fühlte mich schwach vor Ermüdung, verschmachtete vor Durst, und beneidete fast den armen Larkins um sein Schicksal.

„Den ganzen Tag war ich auf dem Wasser, schwimmend festgeklammert auf dem alten Boot, ein Spiel der Wellen. Es war ein dunkler, regniger Tag und ich dankte Gott dafür, denn wenn die Sonne geschienen und auf mich gebrannt hätte, würde ich toll geworden sein; so fühlte ich mich nur erstarrt bis auf die Knochen, während die Regenschauer, die von Zeit zu Zeit herabfielen, wenigstens meinen Durst löschten, wenn sie auch sonst meine Lage verschlimmerten.

„Gegen Mittag endlich blickte ich verzweiflungsvoll umher und erspähte ein Schiff, mehrere Meilen vielleicht luvwärts. Ich brauche nicht erst zu sagen, mit welcher Spannung ich es beobachtete, und was ich darum gegeben, hätte ich es errufen können. Es kam näher und ich rief — noch näher und ich rief abermals. Ich dachte, man hätte mich gehört, denn nach wenigen Minuten wurde des Schiffes Lauf geändert, und beßhalb fuhr ich fort, dasselbe immer von Neuem anzurufen, bis mir die Stimme versagte. Aber man hatte mich nicht gehört, denn ich sah das Schiff — einen Schooner — davonsegelu, als es vielleicht kaum eine Viertelmeile weit von mir entfernt war.

„An demselben Nachmittag segelte ein anderes Schiff an mir vorüber und wieder eins, aber ich war zu weit entfernt von beiden, um mich ihnen bemerklich machen zu können, während ich wußte, daß ich mit jeder Minute immer weiter in die See getrieben wurde.

„Der Tag ging der Dämmerung entgegen, und ich kam fast vor Kälte und Hunger um. Ein Gefühl der Ermattung bemächtigte sich meiner, und ich dachte, es lohne nicht mehr, gegen mein Schicksal anzukämpfen, und es sei besser, schnell zu sterben, als allmälig den Tod kommen zu sehen. Ich glaube, ich muß phantasirt haben oder ohn-

Digitized by Google

mächtig geworden sein, ich weiß es selber nicht recht; aber das weiß ich, ich hatte den Kiel mit beiden Händen gefaßt und mein Kopf lag auf meinen Armen, als plötzlich das Klappen eines Segels mich erweckte, und gleich darauf hörte ich: ‚He, haho! ein kleines Boot! ein Mensch!'

„Nie je in meinem ganzen Leben habe ich solch' einen himmlischen Ton gehört, weder vorher noch nachher — nein, nie in meinem Leben. Sie können sich denken, wie meine Lebenskräfte durch denselben erwachten. In kaum fünf Minuten war ich sicher an Bord des Schiffes, einer Kohlenbrigg, die mich fast übersegelt hätte.

„Drei Tage darauf, Herr, setzte man mich an's Land, fünfzehn Meilen von meiner Heimath. Sie werden sich leicht vorstellen, daß ich nicht länger auf dem Wege zubrachte, als unumgänglich nothwendig war. Beim Hereinbrechen der Nacht hatte ich unser Dorf erreicht und schlich mich leise an mein Haus. Ich trat an das Fenster und blickte in die Stube. Eine Kerze brannte, aber die Gardinen waren nicht zugezogen. Da saß die arme Esther, bleich und abgezehrt vor Gram und Sorge, mit unserem Kleinen an der Brust, den sie einschläferte; bei ihr unsere Nachbarin, eifrig mit Handarbeit beschäftigt. Auf dem Tische lag schwarzes Zeug aller Art. Ich zögerte keinen Augenblick, und in der nächsten Minute lag die arme Esther in meinen Armen. Was das für ein Wiedersehen war, vermag ich nicht zu schildern, und Sie sind gewiß auch schon müde, mir noch länger zuzuhören, Herr." —

Doch darin hatte sich der Alte geirrt, denn ich war ihm mit so großer Theilnahme gefolgt, daß ich das Fischen darüber zeitweise vergessen hatte, und so kehrten wir, mit nur geringer Beute versehen, an das Ufer zurück.

H. L—d.

Tiger.

Ein Correspondent der Times berichtet neuerdings in einer Juli-Nummer 1863 von einem traurigen Fall in Indien. Kapitän Curtis und Kapitän Bradford waren in der Nähe von Sahore auf einer Jagdexcursion, als sie plötzlich einen Tiger gewahrten, der ohne Zweifel durch andere Jäger kürzlich verwundet worden war und sich in einem Zustande der fürchterlichsten Wuth befand. — Kapitän Bradford zielte, aber sein Gewehr versagte unglücklicherweise. In diesem Augenblicke bemerkte der Tiger die Gesellschaft und rannte in weiten Sprüngen, mit wüthendem Gebrüll auf sie zu; — er erlas Kapitän Bradford zu seinem Opfer, der eben beschäftigt war, die Aeste eines Baumes, an dem er hinaufgeklettert, zu erfassen. Der Tiger machte einen hohen, ungeheuren Sprung nach ihm, erfaßte ihn auf dem Baume und riß ihn zur Erde. — Der arme Bradford erhob seine Hand, um sein Gesicht zu schützen, aber das Thier ergriff seinen Arm und zermalmte ihn knirschend in seinem fürchterlichen Rachen, als wenn es nur faules Holz gewesen wäre, es zerbiß den splitternden Knochen und riß das Fleisch in schrecklicher Weise herunter. Bradfords Freunde blieben hiebei nicht unthätig; da sie aber fürchteten, wenn sie aus der Ferne schießen würden, ihren Freund zu treffen, so rückten sie kühn dem Thiere auf den Leib bis zur nächsten Nähe und ließen Schuß auf Schuß in den Tiger dringen, bis er endlich, beim eilften Schusse, zusammenstürzte. Wild bis zum letzten Athemzug, ließ das Thier nicht von Bradford ab und starb, mit seiner fürchterlichen Klaue nach seinem Opfer schlagend. Der arme Kapitän wurde in höchst traurigem Zustande nach Sahore geschafft, über und über zerrissen, und es war vor Allem nöthig, seinen Arm am Schultergelenk abzunehmen. Die letzten Nachrichten über ihn geben wenig Hoffnung. — Der Tiger war von ungeheurer Größe, der größte, der je in diesen Landstrichen gesehen worden. —

Ueber die Länge der Eisenbahnen in den verschiedenen Theilen der Erde.

Man schätzt die Gesammtlänge aller vorhandenen Eisenbahnlinien auf 10,586 Myriameter *) und deren Baukosten auf 7,755,842,230 Franken.

Die Linien vertheilen sich auf die einzelnen Länder wie folgt:

	Kilometer		Kilometer
Frankreich . . .	9,890	Neu-Braunschweig	281
England . . .	12,201	Neu-Schottland .	159
Schottland . .	2,390	Victoria . . .	294
Irland . . .	2,194	Neu-Südwales .	201
Indien . . .	2,265	Cap	45
Canada . . .	2,938	Preußen . . .	9,896
Oesterreich . .	5,092	Türkei	128
Deutsche Staaten	5,211	Egypten . . .	228
Spanien . . .	2,333	Vereinigte Staaten	
Italien . . .	2,252	Amerika's . .	35,915
Rußland . . .	2,202	Confödr. Staaten	14,133
Dänemark . .	421	Mexiko	32
Norwegen . . .	101	Cuba	804
Schweden . . .	463	Neu-Granada . .	80
Belgien . . .	1,536	Brasilien . . .	178
Holland . . .	495	Paraguay . . .	12
Schweiz . . .	965	Chili	313
Portugal . . .	128	Peru	80

(Pol. Journal.)

*) Ein Myriameter = 10 Kilometer = 1,35 geograph. Meile. A. d. R.

Digitized by Google

Bad St. Gervais.

(Taf. 25.)

Das berühmte Chamounithal wäre gewiß schon früher der Wanderlust eröffnet worden, wenn die heiße Quelle zu St. Gervais, an welcher jetzt so viele Leidende Stärkung und Gesundheit suchen, früher entdeckt worden wäre. Allein dies geschah erst vor etwa 40 Jahren und zwar durch Zufall. Ein Rasenflecken, den der Wasserdampf inmitten des Schnees im Winter grün erhalten hatte, und der Umstand, daß die Ziegen stets mit der größten Gier die Steine beleckten, welche auf diesen Matten lagen, veranlaßte den Besitzer dieser Weide, einen Herrn Gontard, zu näherer Untersuchung. Er fand, daß die Steine mit einem Flaum überzogen waren, beim Herausnehmen sich ganz lau anfühlten, und daß der Boden, in dem sie staken, heiß war. Ein paar Schaufelstöße, und siehe, eine reiche heiße Quelle sprudelte hervor, mit einer Temperatur von 33 ° R. und eisen- und schwefelhaltig. Herr Gontard faßte die Quelle sogleich, baute ein Badhaus, und jetzt schimmern die eleganten Pavillons mit den schönen Gartenanlagen dem Wanderer entgegen, wenn er den Pont St. Martin bei Sallenche erreicht, von wo aus sich der erste ununterbrochene Anblick der Montblanckette darbietet.

Wer die Tour des Montblanc macht, dem ist zu rathen, sich von St. Gervais oder Sallenche aus durch das von einem guten Saumwege durchzogene Megèvethal nach Ugine und Albertville zu wenden, von dort aus durch das saftigste aller savoyischen Thäler, das Beaufortthal, über den mattenbedeckten Paß Les Cormets nach Chapiù, von wo aus man entweder über den Col de la Seigne, oder auf bequemerem und nicht minder interessantem Wege über Bourg St. Maurice und den kleinen Bernhard Courmayeur erreichen kann. Der gewöhnlich von den Reisenden eingeschlagene Weg — von Martinach über Tête noir (oder Col de Balme), Col de Forcleaz (oder Col de Boza), Col de Bonhomme (oder du Four), Col de la Seigne, Col de Ferret in's Wallis zurück — bietet zu wenig Abwechselung, ist vom Wetter abhängig und jedenfalls sehr beschwerlich, während der hier vorgeschlagene durch bewohnte Thäler führt, in welchen überall Gasthäuser zu treffen sind, die Kosten der Führer erspart, indem nur von den Sennhütten Rosolen über den Paß Les Cormets einer nöthig wird, und durch einen Abstecher an den, die Hochalpenwelt mit dem Hügellande vermittelnden, allzu wenig besuchten Annecy-See noch einen weiteren Reiz gewinnt. Auch kann, statt des höchst langweiligen Col de Ferret, von Courmayeur über Aosta der große Bernhard überschritten werden, der den Wanderer nach Martinach zurückbringt.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 185.)

Wer kennt nicht die alte Fabel vom Herkules am Scheidewege! Wer hat nicht schon ihre tiefe Bedeutung empfunden! Wiederholt sie sich doch in jedem Menschenleben. Einmal kommt Jedem der Augenblick, wo er am Scheidewege des Lebens steht, wo sich zwei verschiedene Bahnen vor ihm öffnen, wo sein Geschick in seine eigene Hand gelegt wird und er frei, aber unwiderruflich über seine Zukunft entscheiden darf. Freilich wir Sterblichen genießen nicht das Vorrecht des Götterssohnes, dem sich beide Erscheinungen entschleiern, dem sie ihr Antlitz zeigen und ihm klar und deutlich verkünden, was sie fordern und gewähren; wir sehen nur zwei verhüllte Gestalten, beide winken uns, beide rufen: „Wähle!“ aber jede weist nach einer andern Richtung. Zwei Wege und doch nur ein Glück — denn Jeder hat seine eigene Bestimmung, wohin sein Sehnen ihn treibt, dem seine Kraft angemessen ist. Mag er die andern Güter des Lebens noch so schmerzlich vermissen, noch so froh genießen, nur wenn er dies Ziel erreicht, wird er glücklich, sollte ihm auch alles Andere genommen werden, und wenn er es verfehlt, wird er elend, würde ihm auch sonst Alles zu Theil. Nur auf einem Wege liegt es, aber auf welchem? —

Die Stunde der Entscheidung ist von tiefer Bedeutung, und nur Wenige verstehen sie ganz zu würdigen. Manche eilen leichtsinnig darüber hinweg, wählen ohne Weiteres das Erste Beste, wohin sie grade ihre augenblickliche Neigung zieht, oder werfen sich wohl gar dem Zufall in die Arme; Manche verlieren den günstigen Augenblick mit Schwanken und Zweifeln, oder lassen sich, zu zaghaft einen freien Entschluß zu fassen, von Andern, von Rücksichten und Verhältnissen bestimmen, und das ist das Schlimmste. Nichts straft sich so bitter im Leben als die Schwäche, das launenhafte Glück folgt bisweilen dem Kecken, Leichtsinnigen, dem Schwachen nie. Wer es aber mit seiner Zukunft ernst nimmt, für den ist diese Stunde oft die schwerste seines Lebens, weil er weiß, was daran hängt. Wählt er das Rechte, so treibt es ihn vorwärts, vielleicht durch Sorgen und Leiden, durch Prüfung und Entsagung, aber immer vorwärts, hinauf zu seinem Ziele; wählt er das Falsche, so zieht es ihn abwärts, von Irrthum zu Irrthum, von Enttäuschung zu Enttäuschung, bis zu der bittern Erkenntniß: „Du hast deine Bestimmung verfehlt.“

Aber wo ist das Rechte, wo das Falsche? Freilich fehlt es nicht an glänzenden Verheißungen, an lockenden Bildern und schmeichelnden Stimmen, aber es sind nur unsere eigenen Wünsche und Hoffnungen, die da sprechen, nicht die Stimme der Zukunft, die schweigt. Was gäben wir darum, wenn sie nur einen Moment lang den Schleier lüften und uns ihr Antlitz zeigen wollte, wenn wir nur ein Wort vernehmen, ein Zeichen erblicken könnten — umsonst! Streng verhüllt, stumm und unbeweglich stehen die beiden Gestalten vor uns, und wir vernehmen nichts, als nur das mahnende: „Wähle!“ Aber in solchen Augenblicken regt sich jene Macht in uns, von der Goethe sagt:

„Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“

Wir müssen nur den Muth haben, auf diese Stimme zu hören, nur die Kraft, ihr zu folgen, und das ist nicht

Digitized by Google

immer leicht, denn nicht immer ist es die Stimme des Herzens. Die zieht uns oft zu der Einen hin, umgibt sie mit rosigem Schimmer, umflüstert sie mit süßen Verheißungen und all' unsere Wünsche und Träume eilen zu ihr, während die Andere so düster, so streng und einsam dasteht, und doch tönt es leise, aber klar und vernehmlich in uns: „Dorthin! das ist dein Weg! dem folge!" Erst nach geschehener Wahl sinkt der Schleier, oft zerreißt er plötzlich, oft hebt er sich langsam, nach und nach — glücklich, wer der das Enthüllte freudig begrüßen kann und nicht davor zurückbebt. —

Anna war allein geblieben, Stunde auf Stunde verging, es wurde dunkel im Zimmer, sie achtete nicht darauf, sie kämpfte den letzten Kampf, den schwersten ihres Lebens. Jetzt fühlte sie, daß sie ein Herz habe, das Herz eines Weibes, aber ihr Weinen ward nur immer trostloser und verzweiflungsvoller, endlich hörte es auf. Sie erhob sich bleich und entschlossen, verriegelte die Thür, zündete ein Licht an und begann rasch und flüchtig eine Auswahl unter ihren Sachen zu treffen. — Unten tagte der Familienrath, sie waren alle gekommen die Vettern und Gevattern, die Muhmen und Basen, in Eile und Entsetzen. Sie schlugen die Hände zusammen, schüttelten die Köpfe, seufzten und jammerten, schalten und drohten, und vereinigten sich schließlich zu dem Ausspruch, daß ein so unerhörtes Benehmen auch unerhörte Maßregeln erfordere. Aber über die Art dieser Maßregeln waren die Stimmen getheilt, es wurde vielerlei vorgeschlagen, verworfen, besprochen und debattirt, und darüber vergaß man wie gewöhnlich das Nächste und Nothwendigste, sich nämlich der Person der zu Bestrafenden zu versichern. Es fiel merkwürdigerweise Niemandem ein, daß dem Mädchen, das so entschieden erklärt hatte, nicht gehorchen zu wollen, und das sich doch nicht gegen den Zwang wehren durfte, nur die Flucht übrig blieb. Die guten Leute hingen so fest an ihren Ansichten, daß sie die Möglichkeit eines solchen Falls gar nicht annahmen, trotz allem Vorhergegangenen und trotzdem Anna's Erklärung Wort für Wort wiederholt wurde. Hätte man der unten versammelten Gesellschaft gesagt, das „entsetzliche Mädchen" wolle ihr das Haus über dem Kopf anzünden, sie hätte das für sehr wahrscheinlich gehalten und eiligst das Werthvolle in Sicherheit gebracht, daß sie aber das Haus oder auch nur ihre Stube verlassen würde, wohin Rosner sie mit dem ausdrücklichen Befehl geschickt hatte, dort zu bleiben, bis man sie riefe, das war undenkbar.

Gegen acht Uhr, als es vollständig dunkel geworden war, eilte Anna's leichte Gestalt über den Hof, sie war in Hut und Mantel, trug eine leichte Tasche am Arm und hatte den Schleier dicht über das Gesicht gezogen. Rasch öffnete sie die Thür, die nach der Straße führte, aber im Begriff hinauszutreten blieb sie noch einmal stehen. Als sie jetzt das elterliche Haus verließ, heimlich, gegen den Willen der Ihrigen, auf immer, da ergriff sie der Zauber der Heimath, den sie nie gekannt, und bannte sie fest an die Schwelle. Sie hatte dies Haus nie geliebt, alle Freuden, die sie je erlebt, lagen außerhalb, alle Leiden, die sie erlitten, drinnen. Wie oft hatte sie sich fortgesehnt aus diesen engen, dumpfen Räumen, nach Luft und Sonnenschein, fort aus all' den pedantischen Regeln dieser Häuslichkeit nach Freiheit, hinweg von all' diesen Menschen, die sie nur quälten und peinigten, nach einem anderen Leben, — jetzt war das Alles auf einmal vergessen. Jetzt waren ihre diese finstern Mauern nur der Ort, wo sie geboren war, wo Eltern und Geschwister lebten, wo tausend Bande der Gewohnheit und Pflicht sie fesselten. Jetzt versank alles Fremde, was sie von den Ihrigen trennte, sie fühlte nur das Weh der Trennung, und tausend Erinnerungen tauchten auf, erfüllten all' die dunkeln, öden Räume mit lebendigen, freundlichen Gestalten, machten sie hell und traulich und hielten sie zurück von dem letzten entscheidenden Schritte. Doch er mußte gethan werden, der schwerste Kampf war ja überstanden, das Uebrige ergab sich daraus von selbst; sie mußte fort, aber sie sank auf die Kniee nieder, preßte die Lippen auf die kalten Steine und sagte unter heißen Thränen der Heimath Lebewohl. Klirrend fiel die Thür hinter ihr zu, sie schied sie von ihrem ganzen bisherigen Leben, schied sie auf immer von ihm. —

Die Straßen waren dunkel und einsam, die Laternen brannten trübe und kalt durchschauerte sie der Wind, sie ging vorwärts, wie in einem schweren, dumpfen Traum befangen. Es war ihr, als ob alles Glück mit der Vergangenheit zu Grabe gegangen sei, als ob ihr die Zukunft Nichts, gar Nichts gewähren könne. Glaube, Muth und Zuversicht waren geschwunden und nur das tiefe Weh in ihrer Brust geblieben. Sie dachte nicht daran, umzukehren, aber sie hätte auch nicht weitergehen mögen, sondern sich am liebsten niederlegen und sterben. Einsam, kalt und dunkel war es um sie her, der Sturm fegte durch die Straßen, schwere Wolken bedeckten den Himmel, aber im Osten, wohin sie ihre Schritte lenkte, zerrissen sie jetzt, und aus ihnen hervor strahlte klar und leuchtend der Abendstern. —

Siebenzehntes Kapitel.

Der Anfang des April war diesmal so schön, daß man schon mitten im Mai zu sein glaubte. Die Wärme hatte in wenigen Tagen die schlummernden Keime aus der Erde gelockt, und was vor Kurzem noch braun und kahl dastand, das prangte jetzt in zartem, frischem Grün. Die Thüren des kleinen Gartensalons von Schloß Stoltendorf, auf dem Gute gleichen Namens, waren geöffnet, um den warmen Strahlen der Nachmittagssonne Eingang zu verschaffen; um den Kaffeetisch saßen drei Personen, eine Dame und zwei Herren. Die Dame war die ehemalige Sängerin Clotilde S.; jetzt seit ungefähr sechs Wochen Frau Baronin von Stoltendorf zu Stoltendorf. Clotilde stand bereits am Ende der dreißig und hatte einigermaßen das Ansehen einer verblühten Schönheit, obgleich ihre hohe elegante Gestalt, die etwas scharfen, aber regelmäßigen Züge und die großen blauen Augen sie noch immer zu einer interessanten Erscheinung machten, der freilich der unersetzliche Reiz der Jugend und Frische fehlte; auf dem Gesicht der Baronin lag übrigens ein Zug von Ermüdung und Langeweile, den die Sängerin nie gehabt hatte. Neben ihr saß ihr Gemahl, ein Landjunker von der echten Race, wie sie nur diese gesegnete Provinz hervorbringt, groß und stark, blond und blauäugig, mit einem zwar nicht besonders intelligentem, aber gutmüthigem Gesicht. Der andere Herr war einer von Clotilden's früheren Bekannten aus der Residenz, schon in vorgerückten Jahren, mit grauem Haare, scharfen Zügen und durchdringenden Augen. Es war einer der geschätzesten Komponisten, der sich in der musikalischen Welt eine Berühmtheit erworben hatte, theils durch eigene Schöpfungen, theils durch seine umfassende und gründliche Kenntniß der bedeutendsten Werke in diesem Reich, und ebenso sehr geachtet als gefürchtet wegen seiner zwar stets gerechten, aber immer strengen und oft schonungslosen Kritik.

Digitized by Google

Er war nur auf einige Stunden von A. herübergekommen und sodann im Gespräch mit dem Baron begriffen.

„Also wollen Sie wirklich schon heute Abend fort?“ fragte dieser. „Sind ja erst gegen Mittag gekommen, die paar Stunden verlohnen sich der Mühe gar nicht. Sie sollten noch einen Tag hier bleiben.“

„Ich bedaure unendlich, Herr Baron, Ihre Einladung ausschlagen zu müssen, aber ich muß wirklich noch heute fort.“

„Schade! Hätten mein Gut sehen sollen, meine Schäferei und die neue Säemaschine, die ich aus England habe kommen lassen, ausgezeichnete Erfindung. Hätten zusammen angeln können, es gibt vortreffliche Karpfen hier, sehr angenehmes Vergnügen, das Angeln.“

„Gewiß, obgleich es bisweilen den Geist übermäßig anstrengt.“

„Was?“

„Ich meine, man muß schon mehr zu den Denkern gehören, um diese tiefsinnige Beschäftigung vollständig zu würdigen. Leider ist dies bei mir nicht der Fall, bei Ihnen, Herr Baron, wohl desto mehr?“

„Hm, das weiß ich nicht recht, ist mein Lieblingsvergnügen. Also wollen Sie nicht bleiben?“

„Es ist mir leider unmöglich. Meine Reise hat sich schon durch den Aufenthalt in A. verzögert, wohin mich eine Familienangelegenheit rief, doch konnte ich es mir nicht versagen, die zwei Meilen von dort bis hierher zu machen, um Ihrer Frau Gemahlin persönlich meinen Glückwunsch darzubringen. Sie glauben gar nicht, welche Sensation die Nachricht von der Verlobung hervorrief, die wir aus Wien erhielten. Es gab ein allgemeines Wehklagen, als man vernahm, daß Clotilde S. der Kunst entsagen wolle, um ihr künftiges Leben nur der Liebe und Häuslichkeit zu weihn, und ich muß gestehen, mein Verlangen, den Beneidenswerthen kennen zu lernen, dem dies Opfer galt, war so groß, daß ich auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, es wagte, Sie in Ihrer idyllischen Einsamkeit zu stören.“

„Sehr angenehm!“ sagte Herr von Stoltendorf geschmeichelt. „Das Landleben ist sehr idyllisch, vortrefflicher Boden hier, der beste im ganzen Staat. Unsere Gegend gefällt Ihnen doch? Nicht?“

„Ich bin entzückt davon, auf dieser Reise lernte ich erst die Schönheiten Ihrer Provinz kennen, die mir, ich gestehe es mit Beschämung, bisher unbekannt waren. Welche Aussichten! Nichts Störendes, Unbequemes, keine Berge, keine Ströme und Wälder, nichts als blauer Himmel und grüne Felder. Ich fürchte, ich werde in Italien selbst diese erhabene Einfachheit der Natur vermissen.“

„Italien!“ sagte der Baron geringschätzig, „dafür bedanke ich mich. Habe es mir von einem Nachbar beschreiben lassen, der da war, ein abscheuliches Land. Schlechte Betten, schlechte Küche, nichts wie Ungeziefer, die Italiener spitzbübisches, unbrauchbares Volk, verstehen nicht einmal den Kartoffelbau, nur der Wein gut. Ein Unsinn hinzureisen und in der Hitze umherzulaufen, um zerbrochene Steine und alte Kleckereien anzusehen, ich kann mein Geld besser anwenden.“

„Gewiß, aber bedenken Sie, daß nicht Jeder das beneidenswerthe Glück hat, zum Landwirth geboren zu werden. Ich zum Beispiel, den das Geschick nur zum Künstler bestimmt hat, ich bekenne mich einer ganz entschiedenen Sympathie schuldig für alte Kleckereien und für das unbrauchbare Volk, bei dem der Mangel des Kartoffelbaues allerdings sehr zu beklagen ist. Doch das ist Geschmackssache, ich begreife vollkommen Ihre Begeisterung für die Landwirthschaft, und Ihre Frau Gemahlin interessirt sich gewiß auch ausnehmend dafür.“

„Versteht sich, nicht wahr, Clotilde?“

„Sehr,“ erwiederte die Angeredete, und hielt ihr Taschentuch vor den Mund, um ein Gähnen zu verbergen.

Herr von Stoltendorf stand jetzt auf und erklärte, daß eine höchst wichtige Angelegenheit ihn hinausriefe. Er wolle den Verwalter anweisen, mehr Knechte zur Feldarbeit zu schicken, werde aber in einer Stunde zurück sein; damit entferne er sich und überließ es dem Gast, seiner Frau Gesellschaft zu leisten.

Clotilden schien der Besuch dieses ehemaligen Bekannten nicht sehr erwünscht; sie war früher stets im Verkehr mit ihm gewesen, theils weil er zu den musikalischen Größen, theils weil sein Umgang zu einem der interessantesten gehörte. Sie blieb freilich ebenso wenig wie Andere von seiner gefürchteten Ironie verschont, indessen war sie witzig und gewandt genug, die Schläge geschickt zu parieren, oder sie wenigstens lachend hinzunehmen; doch jetzt war das anders geworden. Die Rolle, die ihr Gemahl diesem geistreichen Manne gegenüber spielte, demüthigte sie, sie durfte nicht hoffen, daß es seinem scharfen Auge entginge, mit welcher entsetzlichen Langeweile sie den Baronstitel bezahlen mußte, sie dachte an die Schilderungen, die er anderswo davon entwerfen würde, und dies raubte ihr die heitere Unbefangenheit, die sie sonst ihm gegenüber gezeigt hatte.

Clotilde war klug genug gewesen, den bisherigen glänzenden Schauplatz ihres Lebens in dem Augenblick zu verlassen, wo sie aufhören mußte, die Hauptrolle zu spielen. Ihre Schönheit war beinahe verblüht, ihre Stimme hatte merklich abgenommen, und trotzdem sie alle Künste der Koquetterie aufbot, verringerte sich die Zahl ihrer Bewunderer immer mehr. Man fing im Publikum bereits an, ihr einige jüngere Sängerinnen vorzuziehen, es war die höchste Zeit, wenn sie noch mit Glanz abtreten wollte, und so ergriff sie eifrig die erste Gelegenheit, die sich ihr in einer Bekanntschaft mit dem Baron Stoltendorf bot. Zwar gehörte dieser weder zum alten Adel, noch war er von besonderem Reichthum oder hervorragender Persönlichkeit, aber doch immer Gutsbesitzer und Baron, und besonders diese letzte Rücksicht bestimmte Clotilden, die trotz ihres sehr zur Schau getragenen Künstlerstolzes gegen Titel so schwach war, wie nur irgend eine ihrer Kolleginnen, und da ihr Beruf ihr nie etwas Anderes gewesen war, als das Mittel zu einem möglichst glänzenden und ungebundenen Leben, so entschloß sie sich nicht allzu schwer, ihn der — Liebe zu opfern. Sie benutzte den kurzen Aufenthalt Stoltendorf's in Wien so vortrefflich, warf ihre Netze so geschickt aus, daß der biedere Landjunker sich nicht allein rettungslos darin verstrickte, sondern auch die feste Meinung hegte, daß es ein außerordentlich schwieriges, ja beinahe unmögliches Unternehmen sei, die gefeierte Dame ihrer Künstlerlaufbahn abwendig zu machen. Indessen gelang der Versuch über Erwartung, die Verlobung fand statt, die Sängerin trat mit großem Eklat von der Bühne zurück, nachdem sie unter der Hand die großartigsten Gerüchte über den Stammbaum und Reichthum ihres Bräutigams verbreitet hatte, die man im Publikum um so eher glaubte, als Herr von Stoltendorf, der selten über sein Gut hinaus kam, eigentlich Niemandem bekannt war.

Nach der Vermählung begab sich das glückliche Paar nach Schloß Stoltendorf, um dort die Flitterwochen, und, wie der Baron beabsichtigte, das ganze übrige Leben zuzu-

Digitized by Google

bringen; seine Frau Gemahlin beabsichtigte jedoch das durchaus nicht, hatte vielmehr schon vor der Hochzeit allerlei Reisepläne entworfen. Im Sommer sollte es nach den elegantesten Badeorten, im Winter nach der Residenz gehen, ihre künftige Heimath wurde höchstens als Frühjahrs- oder Herbst-Aufenthalt benutzt, und sie war entschlossen, falls die Verwaltung seines Gutes den Baron an einer so häufigen Abwesenheit verhindern sollte, großmüthig auf seine Begleitung zu verzichten. Zu ihrem Schrecken aber machte sie bald die Entdeckung, daß Stoltendorf durchaus nicht der geduldige süßsame Anbeter war, den sie in ihm zu finden glaubte, sich vielmehr nach der Hochzeit als ein ziemlich starrsinniger Ehemann zeigte, der mit außerordentlicher Hartnäckigkeit auf seinem Willen bestand, und nicht im Entferntesten daran dachte, sein Gut, das für ihn der Inbegriff aller Vortrefflichkeit war, auch nur auf eine Woche zu verlassen, oder ihr die Abwesenheit zu gestatten. Sie, unter deren Scepter sich sonst so mancher geistreiche, liebenswürdige Mann willig gebeugt, erfuhr jetzt, daß beschränkte Köpfe oft am schwersten zu regieren sind. Schon nach vier Wochen war sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie eine Uebereilung begangen habe, daß ihr Mann keinen offenen Widerspruch duldete, ziemlich unempfindlich blieb gegen Thränen, Schmeicheln und Schmollen, kurz, daß sich das Verhältniß umgekehrt hatte und sie beinahe der gehorchende Theil war. Schon in den Flitterwochen weinte sie ebenso oft, als sie lächelte, und gähnte ebenso oft, als sie weinte. Die Einförmigkeit des Landlebens brachte sie, die an eine bunte, wechselvolle Existenz, an fortwährenden Verkehr mit den verschiedensten und interessantesten Persönlichkeiten, an tägliche Triumphe und die Bewunderung der ganzen Residenz gewöhnt war, zur Verzweiflung. Die Unterhaltung mit ihrem landwirthschaftlichen Gatten gewährte ihr auch nicht viel Zerstreuung, und ihr einziges Vergnügen, die vornehme Dame zu spielen, ward ihr durch den hochmüthigen Adel der Umgegend verleidet, der sie deutlich genug fühlen ließ, daß sie in seinem Kreise keine Gleichberechtigte, sondern nur eine Geduldete war.

Clotilde besaß trotz all' ihrer glänzenden Eigenschaften zu wenig Geist, um sich darüber hinwegzusetzen, und zu wenig wahre Würde, um ihren jetzigen Standesgenossen zu imponiren; was ihr davon abging, suchte sie durch eine gewisse vornehme Nachlässigkeit zu ersetzen, die eigentlich mehr theatralisch als aristokratisch war, und wobei sie bedeutend von ihrer sonstigen Anmuth und Liebenswürdigkeit verlor. Unter diesen Umständen war ihr der Besuch geradezu peinlich, um so mehr, als sie durch einen Versuch auch ihm gegenüber die Frau Baronin zu spielen, seine ganze schonungslose Ironie herausforderte. Sie hatte Migräne vorgeschützt, um sich nicht am Gespräch betheiligen zu müssen; erst als ihr Gemahl das Zimmer verließ, schien die üble Laune etwas zu weichen, und mit einem Anstrich ihrer früheren Lebendigkeit fragte sie den Gast:

„Denken Sie lang in Italien zu bleiben?"

„Noch weiß ich es nicht bestimmt, vielleicht ein Jahr, vielleicht auch länger. Sie wissen, ich habe stets eine Vorliebe für Rom gehabt und wüßte augenblicklich nichts, was mich so bald nach Deutschland zurücktriebe."

Clotilde gebrauchte wieder ihr Taschentuch, diesmal um einen leichten Seufzer zurückzuhalten.

„Eigentlich glaubte ich, gnädige Frau, Sie würden eine Hochzeitsreise nach Italien antreten. Freilich wußte ich noch nichts von der gegründeten Abneigung Ihres Herrn Gemahls gegen dies Land, und seitdem ich die idyllische Einsamkeit Ihres Landaufenthaltes kennen gelernt habe, begreife ich wohl, daß Sie sich nicht hinaus sehnen in das gehaltlose Treiben der Welt."

Clotilde fühlte wohl, daß wenn sie die Worte verstehen und die Beleidigte spielen wollte, dies nur ein Zugeständniß mehr sein würde. Sie lächelte bejahend mit jener Unbefangenheit, womit man ein Kompliment aufnimmt, und sagte leicht:

„Ich habe ein so bewegtes Leben geführt, daß mir die Einsamkeit und Ruhe für jetzt wenigstens sehr zusagt. Unsere Reise wird sich für dies Jahr wohl nur auf Carlsbad beschränken, wohin ich im Anfang der Saison zu gehen denke, im Winter hoffe ich Carl zu bestimmen, daß er einige Monate in der Residenz zubringt."

„Ihr Herr Gemahl wird sich gewiß beeilen, Ihren Wünschen zuvor zu kommen."

Clotilde wußte nur zu gut, wie wenig dies der Fall war, indessen äußerte sie nachlässig: „Carl ist in der That sehr aufmerksam gegen mich, trotz seines etwas — ungezwungenen Wesens, wir leben sehr glücklich zusammen."

„Wer wollte daran zweifeln!"

„Das Landleben hat viele Reize, die mir früher unbekannt waren."

„Ich bin davon überzeugt."

„Und unsere Nachbarn kommen mir mit einer Liebenswürdigkeit entgegen, daß ich wirklich in Verlegenheit bin, wie ich all' die Aufmerksamkeiten erwiedern soll. Wir haben einen höchst angenehmen Umgangskreis."

„Gewiß, der Adel dieser Provinz ist überall wegen seiner Vorurtheilslosigkeit bekannt."

Clotilde biß sich auf die Lippen und rasch abbrechend fragte sie nun ihrerseits mit einiger Schärfe: „Es gibt also nichts Neues in meinen früheren Kreisen?"

„Neues genug, nur nichts Bedeutendes, nicht einmal Interessantes; Frau Baronin von Stoltendorf wird freilich in ihren jetzigen Kreisen desto mehr davon finden. Ich hatte während meines Aufenthaltes in A. Gelegenheit, einige der Gutsherrschaften dieser Gegend kennen zu lernen, und wünsche Ihnen Glück zu diesem ebenso hochgebildeten wie hochgeborenen Umgangskreise."

Die Baronin konnte ihre Gereiztheit kaum mehr verbergen, sie fühlte wohl, daß O. nicht geneigt war, ihrem neuen Stande die mindeste Rücksicht zu zollen, und eifrig bemüht, die Unterhaltung auf ein anderes Feld hinüber zu spielen, fragte sie rasch: „Was macht das Theater in der Residenz?"

„Es ist noch immer nicht im Stande, seinen größten Verlust zu verschmerzen. Sie wissen ja, seit Wien und Clotilde S. entführte, glänzen nur Sterne zweiter und dritter Größe an unserem Kunsthimmel."

Clotilde lächelte, seit Wochen war dies das erste Kompliment, was sie vernahm. Sie war an Schmeicheleien so gewöhnt, hatte sie nur zu sehr vermißt, und obgleich sie wußte, wie viel davon auf Rechnung von O.'s Ironie zu setzen war, so sagte ihr doch dieser Ton besser zu, als der ihrer jetzigen Umgebung. Sie ließ allmählig die Frau Baronin fallen, um ihre frühere heitere Ungezwungenheit wieder anzunehmen, die sie weit besser kleidete, und bald war sie mit ihrem Gast in einem lebhaften Gespräch über das Theater, die Oper, die Musik u. s. w. begriffen, als sie durch den eintretenden Bedienten unterbrochen wurden.

„Es ist ein junges Mädchen da, das die Frau Baronin zu sprechen wünscht."

Digitized by Google

„Mich? Iſt ſie von dem Gute?“

„Nein, gnädige Frau, wahrſcheinlich auch nicht aus der Umgegend.“

„Nun, ſo mag ſie eintreten. Sie entſchuldigen die Störung!“

„Bitte, gnädige Frau!“

Der Diener öffnete die Thür und ließ ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren ein. Sie war ſtädtiſch aber einfach gekleidet, das ſchwarze Haar und die geſenkten dunklen Wimpern ließen das Antlitz noch bleicher erſcheinen. Sie blieb ſcheu an der Thür ſtehen.

„Was wünſchen Sie, mein Kind?“ fragte Clotilde freundlich, aber wieder mit der vornehmen Herablaſſung, die für eine Viertelſtunde gewichen war.

(Zu Seite 199.)

„Ich wünſche die Frau Baronin allein zu ſprechen,“ war die leiſe Antwort.

„Ich will nicht ſtören,“ ſagte der Gaſt, indem er ſich erhob.

Bei dem Klange dieſer Stimme ſchrak das Mädchen leicht zuſammen; ſie ſchlug plötzlich die großen dunklen Augen auf und blickte mit dem Ausdrucke der größten Ueberraſchung den Sprechenden an, der ſeinerſeits gleichfalls ſeinen ſcharfen Blick auf ſie heftete.

„Nur einen Augenblick, beſter O., ich muß doch hören, was es iſt. Wollen Sie mich entſchuldigen?“

„Mit Vergnügen, ich werde ſo lange in's Nebenzimmer gehen;“ er entfernte ſich.

„Nun, mein Kind, wir ſind allein. Was haben Sie mir zu ſagen?“

Das junge Mädchen trat näher und ſagte leiſe und gepreßt wie vorhin: „Gnädige Frau, ich hatte als Kind

Digitized by Google

das Glück, Sie kennen zu lernen. Sie nahmen sich damals meiner mit großer Freundlichkeit an, und obgleich Sie gewiß jene kleine Begegnung längst vergessen haben, wage ich es doch, Sie daran zu erinnern. Hier ist das Andenken, das ich beim Abschiede von Ihnen empfing;" sie überreichte der Baronin ein kleines Buch, Mährchen mit bunten Bildern, auf der ersten Seite standen die Worte: „Ihrer lieben kleinen Anna Rosner von Clotilde S."

„Was?" rief diese auf's Aeußerste überrascht, „Sie? Sie sind doch nicht? —" sie ließ einen zweifelhaften Blick über das bleiche ernste Antlitz gleiten.

„Ich bin Anna Rosner, ja gnädige Frau."

„Wirklich!" rief Clotilde, die bei dieser Reminiscenz aus ihrer Glanzperiode auf einmal die Baronin vergaß und wieder ganz die liebenswürdige, etwas übermüthige Sängerin war, die, freilich nur aus Laune, eine so große Vorliebe für das hübsche Kind gefaßt hatte. „Aber wie haben Sie sich verändert! Sehen Sie mich einmal an! Richtig, das sind noch dieselben Augen, an denen erkenne ich Sie. Doch nun erzählen Sie mir, was führt Sie her? Wie haben Sie mich aufgefunden? Das hätte ich nicht gedacht, meinen kleinen Schützling hier wieder zu sehen!" Und sie zog das Mädchen neben sich auf's Sopha, so ganz in Anspruch genommen von dieser Begegnung, die auf einmal ihre Langeweile verscheuchte, daß sie nicht bemerkte, wie die Thür des Nebenzimmers leise knarrte.

„Sie sagten mir einst im Scherz, wenn ich groß sei und eine Sängerin werden wolle, möge ich zu Ihnen kommen. Das ist jetzt im Ernst der Grund meines Hierseins."

„Also doch? Ich sagte es ja gleich, daß Sie für die Bühne geschaffen wären — aber Kind, haben Sie denn auch Ihre Stimme behalten?"

„Direktor C., den Sie ja wohl auch kennen, hat sie kürzlich geprüft. Er sagte mir, daß ich bei der nöthigen Ausbildung mit Gewißheit auf Erfolg rechnen könne, und bot mir sogar seine Verwendung an, auf die ich aber verzichten mußte. Ich bat ihn, mir Auskunft über Sie zu geben, und erfuhr, daß Sie vermählt seien und hier lebten; so bin ich denn hergekommen, um Sie zu bitten, mir, die mit dieser Laufbahn ganz unbekannt ist, einen Fingerzeig zu geben, welche Mittel und Wege ich einschlagen muß, um zum Ziele zu gelangen. Nicht wahr, Sie werden mir das nicht verweigern?"

„Gewiß nicht, habe ich es Ihnen doch damals versprochen; aber liebe Anna, warum nehmen Sie C.'s Anerbieten nicht an? Er hat großen Einfluß und kann Ihnen vielleicht nützlicher sein, als ich."

„Ich hätte dann in der Residenz bleiben müssen, und das war unmöglich. Ich bin entflohen."

„Entflohen!" rief Clotilde überrascht.

„Ja. Ich versuchte vergebens, die Einwilligung meiner Eltern zu meinem Vorhaben zu erlangen, sie weigerten sich bestimmt. Mir blieb nur die Wahl, es aufzugeben, oder mich heimlich zu entfernen — ich habe das Letztere gethan!"

„Vortrefflich! Einzig!" rief Clotilde lachend, aber sie verstummte plötzlich vor dem trüben Blick des Mädchens, der vorwurfsvoll auf sie gerichtet war.

„Verstehen Sie mich nicht falsch," fuhr sie etwas verlegen fort, „ich meinte nicht den Schritt, den Sie gethan haben, mir fiel nur die Prophezeihung eines Bekannten ein, die sich auf eigenthümliche Weise an Ihnen erfüllt hat. Aber wird man Ihnen nicht nachforschen und Sie zurückholen?"

„Schwerlich, ich habe den Meinigen jede Spur entzogen. Als ich Abends die Stadt verließ, ging ich die ganze Nacht hindurch zu Fuß über die Felder, ohne irgend einen Ort zu berühren, bis zur zweiten Eisenbahnstation, von dort erst fuhr ich bis A., und bin dann wieder bis hierher zu Fuß gegangen. Niemand hat eine Ahnung, nach welcher Richtung ich mich gewendet habe, und C., der mir seine Verwendung bei einem etwaigen Widerstande meiner Eltern anbot, wird nicht verrathen, daß er mir Ihre Adresse gegeben hat. Fände man mich aber auch, es wäre doch umsonst; ich will nicht zurück." Die letzten Worte wurden im Gegensatz zu dem matten, gepreßten Ton, den sie bisher bewahrt hatte, mit so düsterer Energie gesprochen, daß Clotilde sie befremdet anblickte.

„Sie scheinen sehr fest entschlossen," sagte sie.

„Das bin ich! O gnädige Frau," fuhr sie plötzlich mit leidenschaftlicher Heftigkeit fort, „halten Sie mich nicht für leichtsinnig, weil ich gestohlen bin. Sie sind Künstlerin, Sie werden mich verstehen, und entschuldigen, was jeder Andere verdammen würde. Als Kind hörte ich in ihrem Vorzimmer eine Aeußerung, die sich mir tief eingeprägt und sich nur zu sehr an mir erfüllt hat. Jener Herr, den ich jetzt wieder bei Ihnen traf, sagte damals: ‚Sie wird sich fügen, so lange sie kann, und kann sie es nicht mehr, dann wird sie vorwärts müssen.' Damals verstand ich die Worte nicht, jetzt habe ich sie begriffen. Ich konnte mich nicht mehr fügen, ich habe Alles zurückgelassen, was mir lieb und theuer war, aber ich mußte vorwärts!" Und in einen heißen Thränenstrom ausbrechend verbarg sie das Gesicht in den Kissen des Sopha's.

Erschreckt über diesen leidenschaftlichen Ausbruch bemühte sich Clotilde, sie zu beruhigen, aber plötzlich stand O. vor ihnen und sagte in seiner scharfen Weise: „Wir wollen die Stimme prüfen. Singen Sie uns Etwas."

„Aber, bester O., wie kann sie singen in solcher Aufregung, das ist ja unmöglich."

Sein Blick ruhte fragend auf Anna, die rasch ihr Schluchzen bemeistert hatte und sich zur Ruhe zwingend antwortete: „O nicht doch — ich kann — nur einen Augenblick." Sie trocknete sich die Thränen ab, preßte die Hände auf die Brust und sagte dann plötzlich kalt und ruhig: „Ich bin bereit!"

Verwundert über diese Selbstbeherrschung blickte Clotilde sie an, während O., scheinbar ohne die geringste Notiz davon zu nehmen, zum Flügel ging und diesen öffnete, während er gleichgültig fragte:

„Kennen Sie die Noten?"

„Nein."

„Auch nicht die Tonleiter? Nein? Nun gut, so singen Sie uns das Erste Beste. Ah, da liegt ja das Volkslied: ‚Es ist bestimmt in Gottes Rath,' kennen Sie vielleicht das?"

Anna erbleichte. „O nicht dies Lied," sagte sie gepreßt. „Nur das nicht, sonst jedes andere."

„Sie werden gerade dies singen, Sie kennen es, ich will daran Ihre Stimme prüfen." O. sprach diese Worte in ruhigem, aber scharfem Tone, indem er sich auf den Stuhl niederließ.

Anna stand in heftigem Kampfe, ihre Brust hob sich ungestüm; dennoch trat sie an den Flügel, als die Begleitung anfing, und versuchte zu singen, aber ihre Stimme

Digitized by Google

bebte so gewaltsam, daß sie keinen Ton hervorbringen konnte. O. hörte auf.

„Lassen wir es, Sie können jetzt nicht singen," sagte er kalt, aber Anna fühlte, daß es sich hier um ihre ganze Zukunft handelte, und indem sie gewaltsam ihre Aufregung bezwang, fing sie noch einmal an, diesmal rein und voll. (Siehe Abbild. S. 197.) Clotilde horchte auf bei dem ersten Ton, selbst O. blickte sie überrascht an, dann aber fuhr er ruhig in der Begleitung fort:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.

Es war nicht allein die herrliche Stimme, es war der eigenthümliche, fast dramatische Ausdruck, der das weiche, schwermüthige Lied zu einer düsteren, leidenschaftlichen Klage umgestaltete, was die beiden Zuhörer so athemlos fesselte. Wie bitterer, trostloser Schmerz um ein verlorenes Glück wehte es daraus hervor, das ganze Weh des Scheidens klang in diesen Tönen. O. verwandte kein Auge von ihr, als wolle er ihr Gesicht mehr noch wie ihre Stimme prüfen, er folgte jedem Zucken der Lippen, jeder Bewegung des Blicks, nichts entging ihm, aber Anna fühlte das nicht mehr. Von dem Augenblick, wo sie zu singen begann, war alles Andere für sie nicht mehr vorhanden, sie hatte sich so ganz in das Lied vertieft, daß sie am Ende desselben noch wie träumend da stand, und als sie sich bei Clotilden's ersten Worten umwendete, da trug ihr Antlitz wieder den Ausdruck jener Begeisterung, vor deren strahlendem Schimmer alles Trübe und Düstere verschwand, einer Begeisternng, die dennoch mit einem geheimen Weh zu kämpfen schien.

„Kind!" rief Clotilde im höchsten Enthusiasmus, „das ist ja eine Wunderstimme! Das ist das Herrlichste, was ich je gehört, und die konnte so lange verborgen bleiben! Welch' ein Glück, daß Sie zu mir kamen, ich begreife nur nicht, wie E. Sie fortlassen konnte, nachdem er das gehört. Nun O., sind Sie endlich zufrieden gestellt? Was sagen Sie dazu?" Und indem sie mit all' ihrer früheren Lebhaftigkeit die Worte hervorsprudelte, umarmte sie Anna einmal über das andere.

„Was ich meine, gnädige Frau?" erwiederte der Angeredete, ohne den Blick von dem Mädchen abzuwenden, „ich meine, Sie thäten am Besten, mir das Weitere zu überlassen. Ich nehme Ihren Schützling als meine Schülerin in Anspruch."

„Ihre Schülerin? Sie wollten —? Aber Sie gehen ja nach Italien."

„Sie soll mich begleiten. Dort lernt sie am schnellsten, was ihr noch fehlt, und überdies ist es das sicherste Mittel, jede Nachforschung zu verhindern. Sind Sie damit einverstanden, Anna?"

Nach Italien! Der Gedanke, der so oft ihre ganze Seele mit Entzücken durchbebte, jetzt rief er nur ein schmerzliches Echo wach. Sie antwortete nicht, sondern senkte nur bejahend das Haupt.

„Wahrhaftig, es ist zu arg!" sagte Clotilde halb lächelnd, halb schmollend. „Müssen Sie nach sechs Jahren auf zwei Stunden zu mir kommen, blos um mir meinen Schützling wegzunehmen! Aber behalten Sie sie nur, es ist das Beste für sie. Glauben Sie mir, Anna, Sie sind die Erste und wahrscheinlich die Einzige, die unser strenger O. zur Schülerin annimmt, Sie können stolz darauf sein."

Anna blickte fragend zu dem Genannten empor, dieser aber trat zu ihr, legte die Hand auf ihre Schulter und sprach mit tiefem Ernst: „Mein Kind, wirf die Vergangenheit hinter dich und vertraue deiner Zukunft. Du hast, was eine wahre Künstlerin haben muß, mein Wort darauf. Das Weitere überlaß mir!"

(Fortsetzung auf S. 205.)

Fischfang im See von Enghien.

Vier Stunden von Paris liegt unweit des kleinen Städtchens Montmorency ein reizendes Thal mit einem See, welcher den Namen d'Enghien führt. Seine Quellen enthalten etwas Schwefel, sowie andere heilbringende Substanzen, und ihre Benützung, sei's zum Trinken, sei's zum Baden, soll, wie man sagt, von großer Wirkung sein. Eben deßwegen, noch mehr aber weil die ganze Umgebung eine äußerst anziehende ist, finden sich im Sommer eine Menge von Gästen aus Paris ein, welche dem Staub und der Glühhitze jener Stadt entfliehen wollen, und in Folge dessen haben verschiedene spekulative Wirthe Gasthöfe und sonstige Etablissements hervorgerufen, in welchen man mit Allem versehen wird, was nur die Bequemlichkeit und der Luxus in Anspruch nehmen kann. Das Hauptvergnügen der Badgäste besteht übrigens keineswegs im Baden oder Wassertrinken, sondern vielmehr im Fischfang auf dem See von Enghien. Der Abfluß desselben steht nämlich mit der Seine in Verbindung, und es schwimmen daher alle Frühjahre eine Menge von „Kiementhieren" in den See herein, vielleicht, wie die Dichter behaupten, um allda ihre angegriffene Gesundheit zu reconstituiren, vielleicht aber auch, wie die Naturforscher meinen, aus weit naturgemäßeren Gründen. Jedenfalls ist so viel sicher, daß der See von Fischen wimmelt, und es gewährt kein geringes Vergnügen, sich in einem Nachen auf denselben hinausrudern zu lassen, um entweder mit der Angel oder mit dem Netze sein Glück zu probiren. So zahlreich nun aber auch diese Vergnügungsfischer sind, so können sie doch den Reichthum von Thieren, welche den See ihre Heimath nennen, kaum vermindern, und es findet daher alle zwei Jahre ein allgemeiner, großartiger Fischfang statt, bei welchem Tausende und aber Tausende jener kaltblütigen Geschöpfe getödtet werden. Zu diesem Zwecke läßt man den See ab, was mittelst einiger Schleusen geschieht, und es ist dann natürlich leicht, sich all' der Fische zu bemächtigen, welche nicht so klug waren, sich vorher durch die Flucht zu retten. Wie sich aber von selbst versteht, unterläßt man es nie, diesen großartigen Fischfangtag schon acht Tage zuvor in den Zeitungen zu annonciren, und es kommen dann eine solche Masse von Fremden auf den Platz, daß in den vielen Gasthöfen und Landhäusern auch jedes Stübchen und Eckchen besetzt wird.

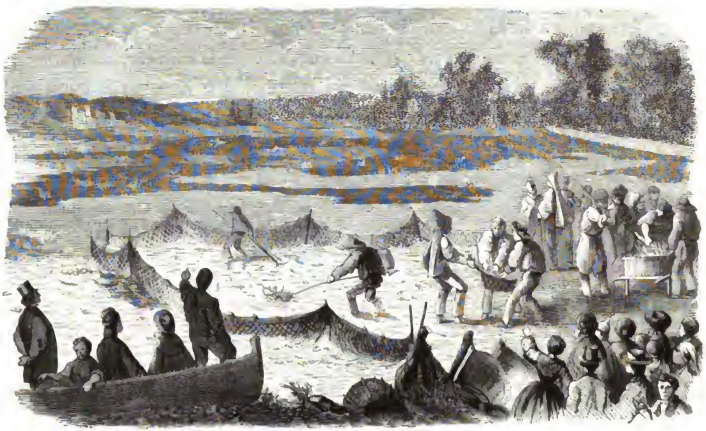
Man sieht also, daß der See von Enghien für die ganze Umgegend, sowie insbesondere für die Hauptstadt Frankreichs ein großes Interesse hat, für uns jedoch vermehrt sich dieses Interesse noch dadurch, daß einmal ein hoch berühmter Mann hier längere Zeit lebte, dessen Name bei jedem Verehrer der Dichtkunst und Philosophie im

Digitized by Google

unvergänglichsten Andenken steht. Wir meinen nämlich den großen Denker Jean Jaques Rousseau, welcher sich längere Zeit auf einem der Landhäuser am See Enghien aufhielt, und dort sowohl die „Nouvelle Heloise“, als auch den fast noch berühmteren „Emile“ schrieb, in Folge dessen man den ganzen Bezirk um den See herum während der Revolutionszeit „Emile“ nannte. Nach der Wiederkehr der Bourbonen wurde auch der Name Emile wieder abgeschafft, allein deßwegen gibt es doch noch viele Leute am See, welche von Jean Jaques zu erzählen wissen, nicht weil sie ihn persönlich gekannt oder auch nur gesehen hätten — denn derselbe starb bekanntlich schon im Jahre 1778 —, sondern weil ihr Großvater oder ihre Großmutter ihnen von ihm erzählte.

Eine Merkwürdigkeit des See's von Enghien ist auch noch der Schild des Gasthofs zum weißen Rosse daselbst und zwar einfach deßwegen, weil er von dem hochberühmten Maler Gérard herrührt. Dieser war im weißen Rosse eingekehrt, ohne daß ihn der Wirth gekannt hätte, allein einige Kohlenstriche an die Wand verriethen ihn als Maler, und somit bat ihn der Gastgeber, ihm statt der Zeche einen Schild zu verfertigen, worauf auch der lustige Maler sogleich einging. Später kam freilich der wahre Sachverhalt heraus, aber nicht zum Schaden des Inhabers vom weißen Rosse, denn es stellten sich, wie man sich wohl denken kann, eine Menge von Gästen nur allein deßwegen ein, um den von Gérard gemalten Schild zu sehen.

Th. Gr.



Fischfang im See von Enghien.

Aus dem Indianerleben.

(Taf. 26.)

Es wird bekanntlich von Vielen als eine ausgemachte Sache betrachtet, daß in Folge des unaufhaltsamen Vorrückens der Cultur, und zwar jetzt von Westen und Osten zugleich, die Indianer Nordamerikas noch in diesem Jahrhundert ihrem Untergange verfallen seien. Und gewiß, erwägt man, wie furchtbar diese Cultur, die doch den Segen des Menschengeschlechts fördern soll, unter den rothen Söhnen dieses Erdtheils gewürgt hat, so scheint diese Annahme nicht übertrieben zu sein. Trotzdem ist es sehr gewagt, hierüber etwas Bestimmtes vorhersagen zu wollen, wenn auch das Schlußergebniß im Ganzen nicht zweifelhaft sein kann. So weit sich in Nordamerika Land findet, welches irgendwie für den Anbau lohnend ist, so weit sich mineralische Schätze finden, und wo Verbindungswege zwischen den bevölkerten Gegenden nöthig werden, da wird überall, es ist dies nur eine Frage der Zeit, das indianische Blut weichen müssen. Wo es dies nicht gethan hat, wo es, um dem Schicksale zu trotzen, auf seinem Wohnsitze geblieben ist und sich nothgedrungen zu anderen Beschäftigungen, selbst zu Ackerbau, entschlossen hat, da sind die Familien der Indianer in Mitte der sich heranwälzenden weißen Bevölkerung und in Folge der von derselben mitgebrachten Laster bald ausgestorben, oder sie haben sich so schnell mit den Weißen vermischt, daß selbst dies nur eine andere, weniger tragische Art des Verschwindens war.

Allen bisherigen Beobachtungen nach scheint allerdings

Digitized by Google

1864

Digitized by Google

das Naturgesetz zu bestehen, daß wo die begabteren und gebildeten Rassen des Menschengeschlechts mit den in dieser Beziehung ungünstiger gestellten feindlich zusammentreffen, diese unterliegen und schließlich verschwinden, und zwar gilt dies hauptsächlich in Bezug auf die Ureinwohner von Amerika und Australien. Aber es besteht leider eine himmelweite Kluft zwischen dem etwaigen Zugeben dieses Naturgesetzes und der Art und Weise, wie es von den überlegenen Rassen in Ausführung gebracht wird. Denn wenn auch von der Behörde der herrschenden Völker keine brutale Gewalt angewendet wird, so geschieht dies doch um so ärger von ihren Untergebenen. Es sei hierbei, da wir es hier mit den Indianern Nordamerikas zu thun haben, an die scheußlichen Metzeleien erinnert, welche noch jetzt in Californien gegen die fast wehrlosen dortigen Ureinwohner ausgeübt werden, und ganze Bände reichten kaum hin, um ein Register dieser Verbrechen an der Menschheit zu füllen.

Nach den drei großen Theilen, in welche Nordamerika politisch zerfällt, lassen sich auch die Zustände der Indianer dreifach gliedern. Im englischen Theile haben sich, oder hatten sich wenigstens bis jetzt die dortigen Ureinwohner eines großen Schutzes zu erfreuen. Da nämlich die Hudsonsbai-Gesellschaft, welche bekanntlich den ganzen Pelzhandel des englischen Nordamerika in Händen hatte, darauf bedacht sein mußte, sich ihr Jagdgebiet nicht schmälern zu lassen, so verhinderte sie geflissentlich die Urbarmachung des Bodens durch Europäer, schützte hingegen die dort wohnenden Indianer, und nahm sie als Jäger in ihren Dienst. Dies war ihnen die angemessenste Beschäftigung, und da die Indianer auf diese Weise stets Abnehmer für ihre Beute hatten, so befanden sie sich wohl und lebten mit der englischen Regierung in stetem Frieden. Jetzt, wo das Privilegium der Pelzgesellschaft zu Ende ist, und das Prinzip, den Boden zum Ackerbau zu verwerthen, sich geltend gemacht hat, wird dies voraussichtlich anders werden, soweit nämlich das Klima solche Veränderungen zuläßt.

Ganz anders steht es im Süden dieses großen Continents, in Mexiko. Dieses unter der früheren spanischen Herrschaft so blühende und reich bevölkerte Land zeigt, insbesondere in seinen nördlichen Theilen, in den Ruinen seiner Meiereien und Städte, was es einst gewesen. Hier ist es, wo zu dem oben Geschilderten das umgekehrte Verhältniß gegenwärtig stattfindet. Die wilden, berittenen Indianer, die Azachen, Comantschen und Andere sind es, welche die wenigen Ansiedler und Städtebewohner hinter ihre Mauern scheuchen, sobald sie sich nur zeigen, denn sie sind, seit die ewigen Bürgerkriege der südlichen Republiken auch diese Länder zerfleischen, in den Einöden die eigentlichen Herren geworden. Raub und Plünderung ist ihr Gewerbe, und hier ist vielleicht das Wort nicht zu hart, daß nur Vertreibung oder Ausrottung dieser Räuber hier den Wohlstand wieder herstellt, denn für diese würde der Friede gleichbedeutend sein mit Verhungern.

Wie der Zustand der Indianer in den Vereinigten Staaten ist, dürfte zu bekannt sein, um noch erörtert zu werden. Diejenigen, welche ihre Jagdgebiete an die Regierung verkauft haben, werden versetzt und immer wieder versetzt, je näher ihnen die Civilisation auf den Leib rückt. Sie holen sich in bestimmten Zeiten ihre Jahrgelder, und durch Branntweinbuden und ähnliche Verführungen sorgen gewissenlose, gewinnsüchtige Seelen dafür, ihnen diese Summen so schnell als möglich wieder abzunehmen. Bei den an den Grenzen der Ansiedlungen oder schon innerhalb derselben Wohnenden ist es etwas Gewöhnliches geworden, ihre nationalen Spiele für Geld auszuführen. Sie legen ihre nationale Kleidung ab, und unter den indianischen Hülfstruppen, welche die Südstaaten anfangs gegen die Nordstaaten gebrauchten, konnte man Indianer mit dem Cylinderhut, Stock und Beinkleidern häufig bemerken, was indessen ihrer Sucht, sich in Branntwein viehisch zu betrinken, wobei sie dann auf die eigenen Bundesgenossen losstürzten, keineswegs Eintrag that.

Vortheilhafter erscheinen hingegen noch jetzt diejenigen Indianerstämme, welche schon von Anfang an das Glück hatten, weit weg von dem Gauge der Civilisation zu wohnen. Sie wohnen noch in ihren Wigwams, wie es ihre Väter thaten, sie jagen noch auf ihren Jagdgründen den Büffel, den Bären und den Hirsch, und wenn das Wild hinweggezogen, so wird es auch ihnen nicht schwer, sich aufzumachen und wildreichere Gegenden aufzusuchen, und müßten sie sich erst das Recht von ihren Nachbarn erkämpfen.

Eine solche wandernde Gruppe zeigt uns das Bild. Die Frauen nehmen beim Abbrechen des Lagers die Zeltstangen auseinander, befestigen sie bündelweise an die Schultern der Pferde, und verbinden sie am hinteren, nachschleifenden Ende durch Querstangen. Auf diese werden die zusammengerollten Büffelhäute, welche die Bekleidung der Zelte bilden, gelegt, nebst Wirthschaftsgeräth, und obenauf setzt sich dann wohl noch die Lieblingsfrau des Zeltbesitzers mit ihrem jüngsten Kinde. Die kleinsten Kinder werden bei einigen Stämmen, z. B. den Sioux, bei solchen Zügen von ihren Müttern in eigenthümlichen Behältern auf dem Rücken getragen.

Auch die Hunde, welche sich zahlreich bei fast allen Indianerstämmen finden, werden in ähnlicher Weise, wie die Pferde, zum Fortschaffen des Gepäcks benutzt, doch liegen alle diese Anordnungen nur den Frauen ob. Die Männer auf ihren kleinen, zottigen Pferden, eingehüllt in ihre Büffeldecken, führen und decken den Zug, während die jüngeren die ledigen Pferde nachtreiben und sie am Entweichen verhindern.

In der That, malerisch, poetisch, aber auch tragisch zugleich ist der Anblick eines solchen Zuges. Der bleichende Büffelschädel auf ihrem Pfade mag sie wohl ermahnen an ihre im Kampfe gegen die Eindringlinge gefallenen Brüder im Osten, deren Gebeine von der Pflugschar den Ansiedlers aufgewühlt und zum Gespötte des weißen Mannes geworden sind. Noch ist ihnen dieses Schicksal nicht geworden, aber sie fühlen, daß wenn sie nicht, doch ihre Kinder ihm verfallen werden, und dieser Gedanke mag wohl manchem tapferen Krieger in der Todesstunde einen letzten schweren Seufzer erpressen. L.

Die Leuchtthürme.

Kein Theil der maritimen Einrichtungen hat sich während der letzten fünfzig Jahre größerer Vorsorge zu erfreuen gehabt, als derjenige, welcher die Vervollkommnung, Verstärkung und Vervielfältigung der Landmarken zur Sicherung der Küstenschifffahrt im Auge hatte, und den natürlichen Wahrzeichen der Küsten aller Länder hat man,

Digitized by Google

besonders in England, Frankreich, Spanien und Portugal, Italien und den vereinigten Staaten von Nordamerika, oft mit ungeheuren Opfern, eine große Menge künstlicher beigefügt, die wie Bojen, Baken und Leuchtfeuer von unberechenbarem Nutzen für Menschenleben und Eigenthum sich erwiesen haben, und dem Seefahrer, am Tage wie bei Nacht, treue Leiter und Warner an unbekannten Küsten waren. Trotz der außerordentlichen Erfindungen und Verbesserungen im Schiffbau und in der Schifffahrt auf offener See, die selbst im Sturm der beste Hafen ist, trotz der Benützung des Dampfes zur Verkürzung der Reisen, ist die Küstenfahrt das geblieben, was sie von Alters her war, und was sie auch für immer bleiben wird, ein Segeln nach Peilungen (Messungen) von Landmarken, indem man vermittelst des Kompasses die Richtung derselben und somit den Stand des Schiffes zu ermitteln suchte. Durch genaue und zuverlässige Aufnahmen der Seeküsten und Vervollkommnung der Seekarten, in welchen man nicht nur den Verlauf und die Konturen der Ufer, sondern auch die Wassertiefe und die Beschaffenheit des Grundes bezeichnete, erhielt die geographische Steuermannskunst zuverlässige Hülfsmittel, den zahllosen Gefahren zu entgehen, die in der Nähe des Landes der Schifffahrt drohen, und durch Aufnahme der mannigfach geschaffenen künstlichen Landmarken in jene Karten ward es dem Seemann leicht und sicher gemacht, durch Vergleichung der Resultate seiner Peilungen mit guten Karten seinen Schiffsort genau zu bestimmen und Gefahren zu vermeiden.

Von den künstlichen Landmarken bezeichnen die schwimmenden Bojen oder Tonnen, welche man am Grunde verankert, das Fahrwasser in Häfen, Stromumündungen und Rheden, auch bedient man sich ihrer, um unsern der Küste gelegene Untiefen, gesunkene Wracke und sonstige Hindernisse der Schifffahrt anzuzeigen. Durch Baken, hölzerne Gerüste von eigenthümlicher, leicht erkennbarer Form, welche auf Sandbänken oder nahe am flachen Ufer errichtet werden, sucht man die dem Lande zusteuernden Schiffer schon von der Ferne zu warnen, und um auch während der dunkelsten Nacht die Landmarken nicht verschwinden zu lassen, unterhielt man schon seit den frühesten Zeiten an hohen Punkten der Küsten weithin sichtbare Feuerzeichen, welche später auf die Errichtung von Leuchtthürmen führten. — Die Leuchtthürme, die theilweise zu den kühnsten und bewundernswürdigsten Bauwerken gehören, die von Menschenhand ausgeführt wurden, waren schon den Alten bekannt, und einer derselben, der berühmte Pharus vor dem Hafen von Alexandrien, ein an 500 Fuß hoher Thurm, den einer der Ptolomäer mit einem Aufwande von 800 Talenten durch Sostratos von Knidos aufführen ließ, und auf welchem des Nachts stets Fackeln oder Feuer brannten, ward als eins der sieben Wunder der Welt gepriesen. Andere Leuchtthürme der alten Zeit werden zu Ostia, Ravenna, Brundusium, Capreä genannt, und Reste römischer Leuchtthürme finden sich noch jetzt in England bei Dover Castle und auf der Küste von Flintshire. Berühmte neuere sind: der Bell-Rock, vor dem Liverpooler Hafen, dessen völlig inassiver Fuß tief in den 10 Fuß unter hohem Wasserstande liegenden Felsen eingesenkt ist, und der von Eddystone, der mitten im Kanal auf einem gefährlichen Riff in der Nähe von Plymouth steht. — Außer diesen, deren weit hinaus dringende Lichter schon manchen Hoffnungsstrahl in das Herz des zwischen Klippen und Untiefen steuernden Seemannes geworfen, sind an den britischen Küsten allein über dreihundert solcher wichtigen Warner und Leiter, und wo der Grund nicht mehr fest, oder wo das Wasser schon zu tief ist, um die Anlage von Thürmen zu gestatten, sind „schwimmende Lichter", Leuchtschiffe, Fahrzeuge von eigenthümlicher, starker Bauart, geankert, welche mit vollständigen Beleuchtungsapparaten versehen sind und an den Spitzen ihrer Masten Laternen tragen. Solcher schwimmenden Landmarken, vorgeschobenen Posten der Küste, zählt man an den britischen Gestaden gegen 40, und fast ebenso viel an der norwegischen, dänischen, deutschen, holländischen und französischen Küste der Nordsee. Sie haben von den Angriffen der stürmischen See, den Eisgängen ꝛc. noch weit mehr zu leiden, als die Leuchtthürme und Baken, und der Dienst auf ihnen ist noch beschwerlicher, als auf diesen. Das erste „schwimmende Licht" an der englischen Küste wurde am Nora im Jahre 1734 aufgestellt. Die größte Tiefe, in welcher die gegenwärtig bestehenden Leuchtschiffe befestigt sind, ist auf der Station der „Sieben Steine", zwischen den Scilly-Inseln und Cornwallis, in 40 Faden oder 240 Fuß Ankergrund. Die „Landlichter" oder „Leuchtthürme" sind meistens an den höchsten Punkten der Küste, oder auf vorliegenden Klippen errichtet und von verschiedener Höhe. Die Höhe der Laternen der bedeutendsten Leuchtthürme der britischen Küste über dem „Hochwasser" sind von 214 Fuß (Flamborough Head) bis 680 Fuß (Barra Head), und ihre Lichter können bis zu einer Entfernung von 19 bis 32 englische Meilen gesehen werden. Um dem Lichte der Feuer- oder Leuchtthürme die gehörige Intensität zu geben, werden sämmtliche von den Lampen ausgehende Strahlen durch besondere Vorrichtungen aufgefangen und parallel in horizontaler Richtung, in welcher sie allein Nutzen gewähren können, fortgeleitet. Je nachdem dies nun durch parabolische Spiegel oder durch konzentrische Linsenzonen geschieht, unterscheidet man das Leuchtsystem als katoptrisches oder parabolisches, und katadioptrisches und holophotales. Das erstere ist vorwiegend in England, das letztere in Frankreich im Gebrauch. Damit übrigens bei Küsten, welche, wie die englische und französische, sehr reich mit Leuchtthürmen versehen sind, die einzelnen, genau auf den Seekarten eingetragenen Feuer nicht mit einander verwechselt werden — ein Irrthum, der von den schrecklichsten Folgen sein könnte, gibt man den Kuppeln oder Laternen der Thürme verschiedene Einrichtungen, und läßt nie zwei gleiche auf einander folgen: einige zeigen ein rothes, andere ein gelbes oder weißes Licht, und bei einigen ist dasselbe stetig, ein festes Feuer, bei anderen wechselnd, ein Dreh- oder Blinkfeuer.

Die Errichtung von Leuchtthürmen, besonders in gefährlichen Lagen, auf einzelnen, weit in's Meer hinaus gelegenen Felsen oder Klippen, die bei jeder Fluth von der See überwaschen werden und über denen fortwährend die Wellen brechen, ist mit außerordentlichen Schwierigkeiten, Kosten und Gefahren verbunden. Oft wird die Arbeit eines Jahres durch den Sturm einiger Stunden vernichtet, und die Geschichte des Eddystone ist eine der traurigsten in der nautischen Geschichte Englands.

Der Leuchtthurm von Eddystone steht auf der bedeutendsten Klippe einer Felsengruppe, die im Kanal, 14 englische Meilen Süd-in-West von Plymouth, und 9 Meilen vom nächsten Küstenvorsprung, dem Rams Head in Cornwallis gelegen, zur Ebbzeit vollkommen trocken ist, bei der Fluth aber, vom Wasser bedeckt, zur gefährlichsten Brandung wird. Hunderte von Schiffen, die eine glück-

Digitized by Google

liche Reise über den atlantischen Ozean gemacht hatten, gingen an dieser verborgenen Quelle der Gefahr, im Angesicht der Heimath, zu Grunde, und immer dringender ward der Wunsch, hier ein warnendes Licht zu wissen. Lange hielt man es für unmöglich, auf den harten Granitfelsen einen Leuchtthurm zu errichten, endlich wagte es ein Nichtarchitekt, Namens Winstanley, das für unmöglich Geachtete auszuführen und alle Hindernisse zu besiegen. Er begann den Wunderbau im Jahre 1696: dicke Stangen von Eisen, die er in den Felsen einließ, dienten ihm zum Fundamente eines hölzernen Gebäudes von 120 Fuß Höhe, welches nach seiner Ansicht auf lange Zeit den empörten Wellen trotzen sollte. Nach vier Jahren war das Werk vollendet, ein treuer Warner allen Seefahrern, die aus dem atlantischen Meere der Heimath nahten; aber bereits nach drei Jahren schon, am 26. November 1703, vernichtete ein furchtbarer Orkan das herrliche Bauwerk, und alle Personen, welche zur beständigen Unterhaltung des Feuers dasselbe bewohnten, fanden in den Wellen ihr Grab, und mit diesen der Schöpfer des Werkes selbst, der sich beim Herannahen des Sturmes in der Absicht dahin begeben hatte, um noch einige Verbesserungen anzubringen und die Einwirkungen der empörten Elemente auf dasselbe zu beobachten. Am nächsten Morgen war keine Spur des Leuchtthurms mehr zu entdecken, selbst die Eisenbaren des Fundaments waren aus den Felsen gerissen.

Der Verlust des Eddystone-Leuchthauses wurde nur zu bald schmerzlich gefühlt, denn kurz darauf scheiterte an seinen Klippen das Kriegsschiff „Winchelsea", von dessen Mannschaft nur wenige gerettet werden konnten. — Der Bau eines neuen Leuchtthurms ward im Juli 1706, wiederum unter Leitung eines Nichtarchitekten, eines Seidenhändlers John Rudyerd, zu Ludgate Hill, London, unternommen, der, ein mechanisches Genie, sein Unternehmen meisterhaft ausführte und alle Fehler des früheren Baues zu vermeiden suchte. Er gab dem Thurme eine runde Form, statt der früheren vieleckigen, und vermied an demselben alle Vorsprünge und Verzierungen, um den Wellen so wenig Widerstand als möglich zu bieten. Die Höhe des Thurmes, der ebenfalls aus Holz konstruirt war, betrug einschließlich der Laterne 92 Fuß, der Durchmesser desselben an der Basis 23 Fuß. Im Juli 1709 brannte zum ersten Male das Feuer in der großen Laterne, und 47 Jahre lang, bis zum Jahre 1755, wo ein Zufall das Bauwerk zündete und bis auf den Grund niederbrannte, wurde der Dienst in demselben nie unterbrochen. — Es war eine traurige Nacht für die drei Wächter des Leuchtthurmes, die Nacht vom 1. Dez. 1755, in der Mitte eines vom Sturm erregten Ozeans, Meilen weit vom Lande entfernt, in einem brennenden Thurme. Beim Anzünden der Laterne war noch Alles in der größten Sicherheit; als aber gegen zwei Uhr Nachts Henry Hall, der älteste der Wächter, nach der Laterne hinaufstieg, um wie gewöhnlich die Lampen zu putzen, fand er dieselbe dicht von Rauch erfüllt, und Flammen brachen aus, sowie er die Thüre öffnete und hiedurch einen Luftzug veranlaßte. Augenblicklich allarmirte er seine beiden Gefährten, die noch im festen Schlafe lagen, und versuchte vermittelst eines Gefäßes mit Wasser, das stets in der Laterne vorräthig gehalten wurde, des Feuers Herr zu werden, was ihm aber, da das Feuer einige Yards über seinem Kopfe brannte, nicht gelang. Das blecherne Dach der Laterne begann zu schmelzen, lief ihm auf Kopf und Schultern, und verursachte ihm unerträgliche Schmerzen; seine ihm zu Hülfe eilenden Kameraden konnten ebenfalls wenig Beistand leisten, denn das Wasser der Rettungswanne war verbraucht und bei dem Umsichgreifen des Feuers unmöglich, Wasser auf die Höhe des Thurmes zu schaffen. Durch den Brand von Treppe zu Treppe herabgetrieben, suchten sie endlich im untersten Raume Schutz vor den nachfolgenden Flammen, aber auch hierhin verfolgte sie das wüthende Element und jagte sie hinaus auf den, da es Ebbe war, zum Glück wasserfreien Felsen, von welchem sie, bei Anbruch des Tages, durch ein vom Lande zu ihrer Rettung herbeieilendem Boote, vor Kälte ganz erstarrt und durch Angst und Schrecken fast besinnungslos, geborgen wurden. — Keine Zeit wurde versäumt, an die Stelle des niedergebrannten einen neuen, den noch jetzt stehenden dritten Leuchtthurm zu errichten; man beschloß aber, um einem künftigen Unglücke dieser Art vorzubeugen, den Thurm statt von Holz von Steinen zu erbauen. Am 12. Juni 1756 ward der erste Stein gelegt, der Bau, der bis jetzt der Gewalt der Wellen getrotzt, am 24. August 1759 vollendet. Die Ausführung desselben ward einem früheren Advokatenschreiber, John Smealen, übertragen, der sich selbst zum Mechaniker und Civil-Ingenieur ausgebildet hatte und später der Gründer der nach ihm benannten, noch jetzt bestehenden Ingenieur-Gesellschaft wurde. Die Höhe des neuen Thurmes betrug 68 Fuß, der Durchmesser desselben an der Basis 25 Fuß. Jeder einzelne Stein wurde auf allen Seiten in den andern eingefügt, und durch den dadurch bewirkten Gegendruck den Werke die größte Festigkeit gegeben. Aller Schmuck daran ist vermieden, und die Form des Thurmes ist von der Art, daß er unten viel breiter ist, weiter nach oben zu sich sanft verjüngt, und dann bis zum Kranz gerade aufsteigt, so daß die Wellen an ihm leichteren Widerstand finden. Ueber dem Kranze, dessen unterer Theil ein sanft nach außen geschweiftes Dach bildet, ragt die mit einem eisernen Geländer versehene Laterne empor. Die Lichter sind in zwei Reihen an einem großen Gerüste aufgestellt, das nach Art eines Kronleuchters von der Mitte der Bedeckung herabhängt. Durch einen oben befindlichen hohlen Knopf entweicht der sich entwickelnde Dampf und Rauch. Die Laterne selbst, zu welcher von dem Kranze oder der Galerie aus, die um den Thurm läuft, eine Thüre führt, ist mit großen Glasfenstern versehen. Die Lichter werden von dem Leuchtthurmwärtern von Zeit zu Zeit gereinigt, damit sie immer gleiche Helle verbreiten. — Furchtbar toben bei herannahendem Sturme die Wellen gegen den Leuchtthurm von Eddystone; oft ist er ganz in brandende Gewässer und dichten Schaum eingehüllt; einzelne Wellen brechen über ihm zusammen, andere donnern an seinen Fuß; das Meer kocht um ihn, ein ungeheurer Hexenkessel; unbeschädigt trotzt aber bis jetzt der Riesenbau den Wellenschlägen eines Jahrhunderts.

Größere Schwierigkeiten noch, als der Bau des Eddystone, verursachte der Bau des Sterrypore-Leuchtthurms, der viele Menschenleben kostete und von Ingenieur Alan Stevenson im Sommer 1838 begonnen wurde. Er erhebt sich auf der größten Klippe eines langgestreckten Felsenriffs, über welches die Wellen des atlantischen Ozeans mit furchtbarer Heftigkeit rasen, und ist gegen 12 englische Meilen seewärts von der Insel Tyren, in Argileshire, unfern des Schifffahrtskanals von Liverpool und dem Clyde gelegen. Seine Höhe beträgt 138, sein Durchmesser an der Basis 42 und am Top 4 Fuß; das zu seiner Herstellung verwendete Material überschreitet das des Bell-Rock um das Doppelte, das des Eddystone um das Fünffache.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die beigefügte Zeichnung enthält die bemerkenswerthesten der bis jetzt errichteten Leuchtthürme, und in den drei mittleren Feldern die verschiedenen, jetzt allgemein adoptirten Beleuchtungssysteme. Oben links ist der älteste, der noch aus der Römerzeit herstammende Pharos zu Dover Castle, der auf der östlichen Plattform des Schloßhügels, 550 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebt, und schon vor mehr als 1500 Jahren den römischen und gallischen Galeeren den Weg in den Hafen von Dover wies. Er ward bereits unter der Regierung des Kaisers Claudius gebaut, und bildet ein Oktogon; sein Grund ist tief in den Kalkfelsen eingebettet, und seine 10 Fuß dicken Mauern, die von Korallenkalk, Rollsteinen, Ziegeln und Cement gebaut sind, haben im Laufe der Jahrhunderte eine quarzähnliche Härte erlangt.

Der North-Foreland-Leuchtthurm, oben rechts auf unserer Zeichnung, ist einer der bekanntesten der englischen Küste, und ein treuer Warner vor der in der Nähe gelegenen Sandbank Goodwin; wie der vorige ist er achteckig. Ursprünglich von Felssteinen erbaut, wurde er vor sechzig Jahren um zwei Stockwerke von Ziegeln erhöht, und mit einer Laterne versehen, die durch parabolische Spiegel ihr Licht verbreitet.

Der neue Leuchtthurm auf der Ardnamurchan Point, an der Küste von Argyleshire (unten links), ist ein solides Bauwerk von Quadersteinen, und mit angebauten Wächterwohnungen umgeben. Vollendet 1849, ist dessen Laterne mit einem katadioptrischen Lichte versehen.

Der merkwürdigste Leuchtthurm der französischen Küste ist der Thurm von Cordouan (unten in der Mitte), an der Mündung der Garonne, auf einer kleinen Insel, welche indessen nur bei niedrigem Wasser trocken, bei hoher Fluth dagegen völlig überschwemmt und unsichtbar, und von einer Menge von Klippen umgeben ist, an denen sich die empörten Wellen mit schrecklichem Getöse brechen. Bei diesem Thurme, dessen Bau unter Leitung des berühmten Architekten le Foix 1584 begonnen und 1611 vollendet wurde, ist nicht nur das Nothwendige beachtet, sondern selbst Pracht, Zierde und Verschwendung daran zu erblicken. Das Fundament des Thurmes beschreibt einen Zirkel von 414 Fuß, und der größte Durchmesser desselben, auf der Oberfläche des Felsens, mißt 125 Fuß, vermindert sich aber allmählig bis zum Gipfel. Die Höhe bis zu dem Aufsatze, der die Laterne enthält, beträgt 150 Fuß vom Grunde an. Die Stockwerke sind mit kostbarer Bildhauerarbeit verziert und von Säulen umgeben. Es befinden sich darin mehrere herrliche Zimmer und Säle, gewölbte Hallen mit Statuen, Wappen und Gemälden geschmückt; auch eine Kapelle, die durch eine Oeffnung in ihrer Kuppel beleuchtet wird. Die Laterne und deren Ueberbau ist 47 Fuß hoch. Das erste brennende Licht, das dort unterhalten wurde, bestand aus einem Holzfeuer, später wurden Kohlen und ein sehr einfacher Reflektor in Anwendung gebracht. Neuerer Zeit wurden parabolische Spiegel, und zuletzt die dioptrischen Instrumente Fresnels eingeführt.

Bei dem Plumb-Point-Leuchtthurm, auf der Insel Jamaica (unten rechts), der nach der neuesten Konstruktion errichtet ist, ward der ganze Thurm aus gußeisernen Platten zusammengefügt, ruht auf einem massiven Steingrunde und wird von einer achteckigen Laterne von Kanonenmetall überragt. Sein Licht wird von 24 parabolischen Spiegeln zurückgeworfen, und ist an zwanzig englische Meilen weit sichtbar. Die Herren Wilkins u. Comp., die Erbauer dieses Thurmes, haben noch zwei ganz gleiche Leuchtthürme auf dem großen Jaaks-Felsen, in der Bahama-Gruppe und auf Kap Pembroke, auf den Falklands-Inseln, errichtet.

Keine Küste der besuchtesten Theile der Erde ist gegenwärtig ohne Leuchtthürme und Leuchtschiffe; am ausgezeichnetsten aber ist das Beleuchtungssystem im Kanal, welches an den englischen und französischen Küsten über 150 Feuer zählt, unter deren Leitung jährlich Tausende von Schiffen bei der dunkelsten Nacht sicher ihren Weg finden.

Unsere Abbildung enthält:

Nr. 1. Pharos, bei Dover Castle.
„ 2. Eddystone-Leuchtthurm.
„ 3. North-Foreland-Leuchtthurm.
„ 4. Parabolisches Licht.
„ 5. Katadioptrisches Licht.
„ 6. Holophotales Licht.
„ 7. Ardnamurchan-Leuchtthurm.
„ 8. Thurm von Cordouan.
„ 9. Plumb-Point-Leuchtthurm.

2.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 199.)

Achtzehntes Kapitel.

An einem Sonntagmorgen, zu noch ziemlich früher Stunde, befand sich Otto bei Rosner's. Die Tante und Lina waren mit ihrem Anzuge für die Kirche noch nicht in Ordnung, Fritz gleichfalls noch nicht fertig, und Rosner und Otto, die sich allein im Wohnzimmer befanden, schienen soeben ein wichtiges Gespräch zu haben.

„Du siehst, Onkel," sagte der letztere am Ende einer längeren Auseinandersetzung, „daß meine Aussichten sich über Erwarten günstig gestalten. Der Bau der M.'schen Villa ist in einigen Wochen vollendet, ich habe bereits einen neuen Auftrag erhalten und überdies gegründete Hoffnung auf eine Anstellung im Staatsdienst, da du ja so sehr viel auf eine sichere und feste Existenz gibst. Ich denke, du kennst mich hinreichend, um mir Lina's Zukunft ohne Sorge anzuvertrauen, und in einem, spätestens zwei Jahren hoffe ich ihr meine Hand reichen zu können."

Rosner sah sehr feierlich aus, als er langsam antwortete. „Ich kann nicht sagen, daß ich etwas dagegen habe, obgleich dein Antrag mir sehr überraschend kommt. Weder ich, noch meine Frau haben jemals bemerkt, daß du Absichten in Bezug auf Lina hegtest, und vollends in der letzten Zeit kamst du so selten und warst so verstimmt, daß Niemand glauben konnte, du gingest mit Heirathsgedanken um."

Otto wendete sich ab. „Ich hatte in den letzten Wochen Unannehmlichkeiten, Verdrießlichkeiten beim Bau und dergleichen — doch um auf die Sache zurückzukommen, du gibst also deine Einwilligung?"

Digitized by Google

„Ich habe, wie gesagt, nichts dagegen, deßhalb wollen wir es näher in Ueberlegung ziehen. Ich werde mit meiner Frau und den Verwandten Rücksprache —"

„Um Gottes willen!" unterbrach ihn Otto, „bringe die Sache nicht erst vor den Familienrath. Das ist eine Angelegenheit, die nur mich und Lina angeht, und ich finde es vollkommen überflüssig, daß sie vorher erst noch von zwanzig Andern überlegt und besprochen wird. Du hast allein darüber zu entscheiden, und wenn du damit einverstanden bist, so sehe ich nicht ein, was uns hindert, uns gleich zu verloben."

Rosner hatte bei den ersten Worten unzufrieden die Stirne gerunzelt, aber die unbedingte Anerkennung seiner alleinigen Autorität versöhnte ihn einigermaßen wieder, deßhalb sagte er nur kopfschüttelnd:

„Was das wieder für eine Heftigkeit und Ueberstürzung ist! Du wußtest dir ja sonst so viel mit deiner Vernunft und Besonnenheit und hast ein ganzes Jahr lang ruhig gewartet, wozu denn nun auf einmal diese Hast? Vor einer halben Stunde erfahre ich das erste Wort und heute Abend willst du wo möglich schon die Verlobung feiern! Das geht nicht, dabei ist noch Manches zu überlegen und zu besprechen —"

„Aber ich sehe nicht ein, welchen Zweck diese Verzögerung hat!" rief Otto ungeduldig. „Ich habe dir alle meine Verhältnisse klar auseinander gesetzt, scheinen sie dir nicht befriedigend? Hast du irgend Etwas dagegen einzuwenden?"

„Nein," sagte Rosner bedächtig. „Ich hatte anfangs kein Zutrauen zu deiner Carriere, aber du scheinst wirklich Glück zu haben. Jeder Wunsch wird dir erfüllt, was du dir vornimmst, erreichst du. Otto, du bist ein rechtes Glückskind."

Otto preßte die Lippen zusammen und schwieg.

„Was die Verlobung betrifft, so wäre es vielleicht gut, sie möglichst bald zu feiern, obgleich das eigentlich nicht in der Ordnung ist, aber mir liegt daran, vor Allem die unglückselige Geschichte in den Hintergrund zu drängen, die —"

„Kommt die Tante nicht eben mit Lina?" unterbrach ihn Otto rasch.

„Nein," sagte der Onkel, einen Blick auf die Thür werfend, und fuhr dann fort, ohne die finstere Wolke zu bemerken, die auf der Stirne seines Neffen schwebte: „Nun sind es sechs Wochen her und noch immer keine Spur; all' unsere Nachforschungen bleiben vergebens, das Mädchen ist wie von der Erde verschwunden."

Otto antwortete nicht, er wendete sich nach dem Fenster und blickte hinaus, während Rosner beinahe heftig hinzusetzte: „Und daß mir das passiren mußte! mir, der ich meine Kinder nach so strengen Grundsätzen erzog! Wer hätte gedacht, daß das Mädchen den Trotz so weit treiben würde! Davonzulaufen! Das ist noch nie geschehen, so lange unsere Familie überhaupt existirt, und meine Tochter mußte es thun! Wenn ich nur begreifen könnte, wohin sie eigentlich gegangen ist."

„Unter die Abenteurer!" sagte Otto mit schneidender Bitterkeit, „und da gehört sie hin. Wir hätten sie, statt uns mit unseren Nachforschungen an C. und die Behörden zu wenden, lieber unter der ersten besten Komödiantenbande suchen sollen, denn um der Komödie willen gab sie Heimath, Familie, Alles auf. Sie hat gezeigt, was sie werth ist!"

„Ja, es ist eine Schmach!" stimmte Rosner bei. „Du warst auch außer dir darüber und mit Recht; ich vergesse dein Gesicht nicht, als du am andern Morgen kamst und erfuhrst, daß sie fort sei. Aber ich habe es immer gesagt, daß Anna —"

Otto erbleichte. „Onkel!" sagte er rasch und fest, „ich möchte dir einen Vorschlag machen. Diese unglückselige Angelegenheit ist nun schon so oft besprochen und besammert worden, daß es wohl endlich Zeit wäre, sie zu begraben. Die Nachforschungen sind umsonst gewesen, wie ich es dir vorher sagte; daß jetzt noch eine Spur auftaucht, ist nicht zu erwarten, und wahrhaftig auch nicht zu wünschen, deßhalb ist es das Beste, die Sache ruhen zu lassen. Du solltest ein für alle Mal verbieten, diesen Namen in deinem Hause oder überhaupt in deiner Gegenwart zu erwähnen, und besonders möchte ich nicht, daß die Tante oder die Verwandten bei meiner Verlobung Erinnerungen hervorriefen, die — Linchen nur betrüben würden, und uns Allen peinlich sind. Durch Stillschweigen werden solche Sachen am Besten zur Vergessenheit gebracht. Sie wollte todt sein für uns, mag sie es sein, es ist das Beste."

„Du hast recht," sagte Rosner entschlossen. „Wir haben uns lange genug dadurch aus der Fassung bringen lassen, es ist Zeit, daß das endlich aufhört. Ich werde verbieten, dieser Sache überhaupt zu erwähnen, und ich denke, damit wird sie abgethan sein. — Du hast also noch nicht mit Lina gesprochen?"

„Nein, aber ich glaube ihrer Neigung gewiß zu sein."

„Gut!" erklärte Rosner, der es ganz in der Ordnung fand, daß sich Otto zuerst an ihn wendete und das Jawort der Braut zuletzt verlangte, „so wollen wir sie rufen und du kannst in meinem und meiner Frau Gegenwart ihr deine Erklärung machen. Das Weitere kann nachher besprochen und überlegt werden."

„Nein, Onkel, ich bitte dich, erlaß mir die hergebrachten steifen Ceremonien bei der Werbung. Erlaube, daß ich mit Linchen heute Vormittag einen Spaziergang mache und überlaß es mir, meine Erklärung anzubringen, wie es mir am Besten scheint, das müssen wir Beide allein unter uns ausmachen."

Rosner sah einigermaßen unzufrieden aus: „daß du doch immer Neuerungen machen willst! Es gehört sich, daß du deinen Antrag im Beisein der Eltern deiner Braut wiederholst; mein Vater und Großvater und ich selbst haben es so gehalten, warum kannst du es nicht auch? Und daß du allein mit Lina spazieren gehst, ihr wohl gar den Arm bietest, ehe ihr regelrecht vor der ganzen Familie verlobt seid, das ist auch nicht in der Ordnung."

„So machen wir eine Ausnahme!" rief Otto ungeduldig.

„Ja, so seid ihr junges Volk! An Niemand wollt ihr euch kehren, Alles soll nach eurem eigenen Kopfe gehen, aber so machen es alle Verliebten. „Nun thu' meinetwegen, was du willst, aber dann müssen wir heute Abend schon die Verwandten einladen und sie davon benachrichtigen, damit nicht erst Gerede entsteht."

Otto schien von der Perspective, die ihm für den Abend eröffnet wurde, nicht sehr erbaut zu sein, aber jetzt öffnete sich die Thür und Frau Rosner erschien mit Lina und Fritz im vollen Sonntagsstaate.

„Was Otto, du bist heut schon da?" fragte sie verwundert. „Wir wollen eben zur Kirche gehen."

„Und ich will Linchen eben zu einem Spaziergange abholen," erwiederte Otto, indem er zu seiner Cousine trat.

Digitized by Google

Frau Rosner blickte erstaunt erst Otto und dann ihren Mann an, der durch ein würdevolles Kopfnicken zu erkennen gab, daß er damit einverstanden sei, während Fritz mit etwas unzufriedener Miene fragte: „Dann soll ich wohl wieder mitgehen und aufpassen, daß sie nicht allein bleiben?"

„Sie sollen diesmal allein bleiben!" erklärte Rosner feierlich.

Jetzt begann seiner Frau auch ein Licht aufzugehen und sie war eben im Begriffe, in einen Strom von Fragen und Vermuthungen auszubrechen, als Otto sie unterbrach, indem er zu Lina trat und ihr den Arm bot.

„Nun Linchen, du kommst mit mir? Nicht wahr?"

Lina warf einen schüchternen Blick auf ihn, einen zweiten auf ihren Vater, auch sie fing an zu ahnen, um was es sich handelte, und hochergliihend legte sie ihren Arm in den seinigen und ließ sich von ihm hinausführen.

„Aber so sage mir doch nur," rief Frau Rosner, die jetzt erst zu Worte kam, „was soll denn das bedeuten? Hat denn Otto wirklich?"

„Fritz," sagte Rosner zu seinem Sohne, der in stummer Verwunderung dem Paare nachsah, „du wirst heute allein zur Kirche gehen, und wenn du nach der Predigt mit unseren Nachbarn und Verwandten zusammentriffst, so bittest du sie Alle, heute Abend herzukommen, wir hätten ihnen Etwas mitzutheilen. Wir Beide aber," wendete er sich zu seiner Frau, „bleiben Vormittag zu Haus, ich habe eine Sache von Wichtigkeit mit dir zu besprechen."

Eine Stunde später wandelte Otto, seine Braut am Arm, durch die schönen Parkanlagen vor den Thoren der Residenz. Das junge Paar suchte sich die schattigsten, einsamsten Wege aus, die zu dieser Stunde noch von dem Schwarm der Spaziergänger verschont blieben. Jetzt war jede Wolke von Otto's Stirn verschwunden, jedes Zeichen übler Laune verbannt; zwar lag keine Leidenschaft in seinem Blicke, aber eine ruhige, innige Zufriedenheit, und heiter scherzend erging er sich in Hoffnungen für die Zukunft, in Plänen und Entwürfen, wo sie wohnen, wie sie sich einrichten wollten, und er versicherte einmal über das andere, er würde seiner kleinen Frau das Leben schon angenehm machen. Lina hörte mit gesenkten Augen und glühenden Wangen zu, lächelte zu Allem, sagte zu Allem Ja, und in ihren Augen, die sie nur zuweilen mit halb schüchternem, halb zutraulichem Ausdrucke zu ihm empor hob, las er deutlich genug, daß er die Macht besaß, sie glücklich zu machen. So waren sie bis an einen kleinen See gekommen, jenseits traten die Bäume und Gebäude zurück und eröffneten eine weite Aussicht in's Freie. Es war so wunderschön im Park an diesem Sonntagmorgen, Alles prangte im herrlichsten Schmuck des Mai, milde Frühlingsluft, blauer Himmel, klarer Sonnenschein. Die goldenen Strahlen fielen durch die dichtbelaubten Zweige der alten schattigen Eichen und Buchen und spielten auf dem grünen sammtweichen Rasen, blaue Fliederblüthen nickten rings umher und erfüllten die Brust mit ihrem berauschenden Duft, weiße Schwäne schwammen auf dem Wasser, tausend Vögel hüpften und sangen in den Zweigen, und aus der Stadt herüber klangen die fernen Kirchenglocken; überall neu erwachtes Leben, Frühlingsluft und Frühlingsstimmen.

Lina empfand den ganzen Zauber des herrlichen Maimorgens, dessen frische, sonnige Schönheit so recht mit ihren Gefühlen übereinstimmte, in ihrem Herzen war ja auch Alles Sonnenschein; sie schmiegte sich inniger an Otto, aber er sah sie jetzt nicht an. Sein Blick hing am Horizont, er schweifte weit hinaus in die blaue Ferne. Wen mochte er wohl suchen, dieser düstere, träumerische Blick, der diesen hellen, klaren Augen sonst so fremd war?

„O wie wunderschön ist es hier!" sagte Lina leise.

Otto wendete sich zu ihr, er athmete tief auf und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er eine Last abschütteln. Er blickte umher auf die reizende sonnige Umgebung, auf das liebliche Antlitz seiner jungen Braut, das von dem Wiederschein eines tiefen innerlichen Glückes belebt war, deren sanfte blaue Augen mit unendlicher Hingebung und Liebe zu ihm emporschauten, und indem er sie fester in seine Arme zog, sagte er mit warmem, männlichem Tone:

„Ja, hier ist es auch schön, und glaube mir, mein Linchen, ich will Alles thun, was in meiner Macht steht, um dich glücklich zu machen!"

In dem Zimmer eines Gasthauses, hoch oben auf einem der berühmtesten Alpenpäße, die von Deutschland nach Italien führen, stand eine junge Dame am Fenster. Sie hatte sich dicht in ihren Mantel gehüllt und blickte schweigend hinaus in die Morgendämmerung — es war Anna. Sechs Wochen waren seit ihrer Flucht verstrichen, ihr Beschützer hatte nach einem längeren Aufenthalt in München den Mai zu einer Tour durch die Schweiz benutzt, jetzt war dieselbe zu Ende. Heute mit Tagesanbruch wollten sie fort, Mittags dachten sie die Grenze zu erreichen, und Abends schliefen sie schon auf italienischem Boden.

O, hatte nicht ganz ohne Absicht diesen Umweg gemacht. Er wollte seinem Schützling Gelegenheit geben, sich gänzlich von der Vergangenheit loszureißen, sich mit der neuen Zukunft vertraut zu machen, und das konnte nicht besser geschehen, als unter den erhabenen, ewig wechselnden Eindrücken dieser Reise, in ungestörtem Verkehr mit ihm, für dessen Tochter sie galt. Anna, die bisher an das engste, beschränkteste Alltagsleben gefesselt war, die niemals das Weichbild ihrer Geburtsstadt verlassen hatte, sie stand nun plötzlich, frei von allen Fesseln, am Eingange einer großen glänzenden Zukunft, ihr ging in den Gesprächen ihres Begleiters die nur dunkel geahnte und dennoch so heiß ersehnte Welt der Kunst auf, vor ihr standen die mächtigen Schönheiten der Alpenwelt, und doch lag es wie ein Schleier auf ihrer Seele, doch lastete es wie ein leiser, aber fühlbarer Druck auf ihrer Brust, doch nagte immer noch das geheime Weh an ihrem Herzen. Sie empfand tief die erhabene Schönheit der Natur, aber sie konnte ihr nicht jauchzend die Arme entgegenbreiten, wie sie es oft geträumt, konnte sich jetzt, wo Freiheit und Glück ihr winkten, nicht von einer Vergangenheit losreißen, die sie so unglücklich gemacht hatte, und an die sie doch ein mächtiges Band kettete. Noch immer wollte die Erinnerung sie nicht loslassen. — Unbeweglich blickte sie hinaus in den dämmernden Morgen. Noch verschwamm Alles in einem schweren, trüben Grau, schattengleich blickten die riesigen Gestalten der Berge hindurch, am Himmel glänzten matt die Sterne, nur im Osten verkündete ein lichter Streifen den nahenden Tag.

Heute vor einem Jahre — lebendig stieg die Erinnerung in ihr auf — da saß sie in dem stillen kleinen Dachkämmerchen bei der alten Frau, die nun schon lange unter dem Rasen schlief, sah hinaus auf den engen, finsteren

Digitized by Google

Hof da unten, auf die Dächer rings umher und den hohen Schornstein, wo der letzte Sonnenstrahl verschwand, während die Schwalben zwitschernd vorbeischossen. Damals sagte sie: Wie würde mir wohl zu Muth sein, wenn ich auf den Alpen stände, am Eingange von Italien? — Ein Jahr war verflossen, ein einziges kurzes Jahr, und der verwegene, unerreichbare Traum war zur Wahrheit geworden. Jetzt umwehte sie die Alpenluft, jetzt stand sie hoch oben auf ihren Gipfeln, vor ihr lag Italien — wie war ihr wohl zu Muthe?

Gestern Morgen hatten sie das grüne, sonnige Thal verlassen, wo aus den Häusern fröhliche Menschengesichter die Reisenden anschauten und ihnen ein „Grüß Gott" entgegenriefen, wo die Kirchenglocken läuteten und von den nahe gelegenen Matten der Kuhreigen und das lustige Jodeln des Hirten zu ihnen herübertönte. Sie hatten Allem den Rücken gewendet, um den Berg zu ersteigen, der so riesengroß vor ihnen lag, und dessen Gipfel sie noch vor Abend erreichen wollten; jetzt waren sie oben, jetzt sahen sie hier den Morgen anbrechen, so grau, so kalt und trübe. Es war allmählig heller geworden, man konnte die einzelnen Gegenstände unterscheiden. Gespenstig ragten die weißen Gletscher empor, Eisberge und nur Eisberge, soweit das Auge reichte, dahinter Nebel, darüber Öde, grauenvolle Stille, unten über dem Thale lagerte noch die Nacht. Es war so beklemmend hier oben in der großartigen, schweigenden Einsamkeit, so ganz anders, als unten auf der schönen, grünen Erde.

Da war es plötzlich, als ob ein warmer Hauch die höchste Spitze umwehte, wie ein rosiger Schleier senkte es sich darauf nieder und wob sich weiter, von Gletscher zu Gletscher. Bald schimmerten die bläulich glänzenden Eismassen wie die rothen Morgenwolken dort oben in der klaren Luft. Jetzt berührte der erste Strahl der Sonne die hohen Alpenhörner, und unter ihrem Feuerkuß loderten sie auf in dunkler Purpurgluth. Nur wenige Minuten, und auf allen Höhen flammte und leuchtete es empor, ein Feuergürtel, ein unendliches Meer von Glanz und Licht, der Gruß des neuen Tages an die Erde — das Alpenglühen.

Schon öfter hatte Anna es vom Thale aus erblickt und sich gesehnt, dort oben zu sein, inmitten all' dieser Herrlichkeit, jetzt stand sie oben, überwältigt von dem Anblick. Jetzt zerriß der Schleier, der auf ihrer Seele lag, der Druck verschwand, das Weh löste sich auf in eine glühende Begeisterung. Jetzt erst sank die Vergangenheit hinab und weit und herrlich that sich die Zukunft vor ihr auf. — Was ist der Erdenfrühling gegen das Leuchten aus einer andern Welt! Mag es erlöschen, ein solcher Moment ist mehr werth, als ein ganzes Leben im Thale.

Das Morgenroth verschwand, höher stieg die Sonne und ihre Strahlen funkelten und glänzten auf den weiten Schneefeldern wie Millionen Diamanten. Jetzt schwand der Nebel und Bild an Bild trat daraus hervor, riesige dunkle Bergkegel und ferne duftige Höhenzüge, tiefblaue Seen und brausende Ströme, grüne Matten und graue Felsklüfte, Städte, Dörfer, Burgen und Schlösser, immer weiter rollte es sich auf das herrliche Rundgemälde, und jetzt lag sie ausgebreitet da, die große weite Welt, in all' ihrer Schönheit. Und hier im Angesichte der Freiheit erkannte Anna zum ersten Male, daß sie recht gewählt, hier fühlte sie, daß sie es nicht ertragen hätte, das Leben in dem engen Thal, voll Sorge und Mühe. Noch einmal flog ihr Blick nach Norden, vielleicht dachte sie an die düstere Heimath, an Eltern und Geschwister, — vielleicht auch an etwas Anderes, denn einen Augenblick lang verschwand das ganze wundervolle Panorama vor ihren Augen, verdunkelt von einer Thräne.

Die Thür des Nebenzimmers ward geöffnet: „Anna, bist du fertig? Der Wagen ist da."

„Ich komme." Die Hand fuhr über die Augen, sie athmete tief auf, richtete sich dann stolz empor und trat ruhig und ernst hinaus zu dem Wartenden. Wenige Minuten später saßen sie im Wagen, er rollte dahin, bergabwärts, nach Italien.

(Fortsetzung auf S. 221.)

Deutsche Georginen.

(Taf. 27.)

Ein Blick auf die beiliegende Tafel zeigt recht auffallend, was Fleiß und Ausdauer des Menschen über die Natur vermag. Die Georginen oder Dahlien, Eingeborene der mexikanischen Hochlande, erscheinen dort als einfache sternförmige Blumen, und haben diese ihre natürliche Form erst verloren, nachdem sie nach Europa eingeführt und dort einer sorgfältigen künstlichen Kultur unterworfen wurden. Die erste jener wildwachsenden Georginen, welche von ihrer Heimath nach Europa kam, verdankte Cavanille, Direktor des botanischen Gartens in Madrid im Jahre 1789 Vicente-Cervantes, Direktor des botanischen Gartens in Mexiko, und blühte zum ersten Male im Jahre 1791 im erstgenannten Garten. Cavanille nannte diese Pflanze zu Ehren des schwedischen Botanikers Dahl, Dahlia. Eine Wiedertaufe, wie sie bei Pflanzen so häufig vorkommt, nahm der berühmte Botaniker Wildenow in Berlin mit ihr vor, indem er sie seinem Freunde Georgi, damaligem Professor der Botanik in St. Petersburg, dedicirte und Georgina nannte. Nicht Eitelkeit oder Mißachtung gegen die Autorität Cavanille's war es, was Wildenow bestimmte, diese Namensänderung vorzunehmen, sondern die Vorsorge um leichtmögliche Verwechslung, indem vorher schon eine andere mexikanische Pflanze, eine hülsenfruchtartige, den Namen Dalea trug, den sie einem englischen Botaniker Dale zu Ehren erhielt. In Deutschland, das in so vielen Fächern der Träger gründlicher Wissenschaft ist, machte sich der erstere Name vorzugsweise geltend, und verbreitete sich über den ganzen Norden Europa's; in Frankreich, dem Nachbarlande Spaniens, wo sie zuerst eingeführt wurde, sowie in England und im Süden Europa's dagegen blieb ihr der Name Dahlia.

Ihrer Heimath nach wurde die Georgine als tropische Pflanze im Gewächshause kultivirt, kein Wunder also, daß sie nicht augenblicklich allgemeiner bekannt wurde. Erst als Humboldt und Bonpland, welche im Jahre 1803 jenseits der Hochebene von Mexiko, auf einer ungefähr elfhundert Toisen über dem Meeresspiegel liegenden Art Wiese eine Menge theils blühender, theils schon ausgeblühter Georginen fanden, und Samen davon nach Europa

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

brachten, wurde diese Pflanzengattung durch die reichlichen Samenspendungen dieser großen Gelehrten weiter verbreitet. Man machte, weil die einzelnen Pflanzen keine kostbare Seltenheit mehr waren, allerlei Kulturversuche, welche bewiesen, daß diese, wie so manche andere den Tropenländern entstammende Pflanze, nicht nur recht gut die Kultur im freien Lande bei uns erträgt, sondern daß sie sich so viel naturgemäßer entwickelt. Noch mehr aber stieg das Interesse für sie, als man fand, daß sie, aus Samen gezogen, nicht nur in den Farben variirt, sondern daß sie auch in gefüllten Zustand übergeht. Nun bemächtigten sich englische und französische Gärtner dieser Pflanze als einer sehr lohnenden, und brachten in wenigen Jahren eine immer noch sich mehrende Anzahl von Farben in den Handel. Bald genügte die Farbenverschiedenheit nicht mehr, man strebte auch nach neuen Formen, und die blumistische Kritik erfand bald besondere Schönheitsgesetze, welche erreicht werden mußten. Die englischen Züchter kamen in der Form und die französischen in den Farben am weitesten vorwärts, der deutsche aber, freilich etwas hintennach kommend, suchte seine Versäumniß dadurch wieder hereinzubringen, daß er die Schönheiten der englischen und der französischen Preisblumen mit einander zu vereinigen strebte, und in der That stehen die deutschen Neuheiten in jetziger Zeit allen übrigen voran. Berlin, Mainz, Erfurt und andere Städte sind die Geburtsorte so mancher Schönheit im Georginengeschlechte, die in aller Welt bevorzugt werden, allen voran aber steht schon seit einiger Zeit das kleine Köstritz im lieblichen Elsterthale, nahe bei Gera. Weltberühmt, kann man sagen, ist dieses Oertchen geworden durch die blumistische Industrie mehrerer dortigen Gärtner, denn soweit die Blumenliebhaberei reicht, sind die Namen derselben und ihre Züchtungen bekannt. Einem dieser verdienstvollen Männer, J. Sieckmann, verdankt das Buch der Welt die Abbildung einiger seiner neuesten Prachtsorten, welche wir auf beiliegender Tafel wiedergeben, und welche den Beweis liefern, bis zu welcher Vollkommenheit die Bildung und Färbung dieser herrlichen Gartenzierde gebracht wurde. Mancher Berichterstatter würde vielleicht sagen: „Die gelungene Abbildung macht jede Beschreibung dieser Schönheiten überflüssig!" — allein wo bleibt das Feuer, der Schmelz, der Atlas- oder Sammtglanz dieser wundervollen Blumengebilde, deren jedes einzelne Blättchen schon wie von zarter Künstlerhand geformt ist? Man sollte glauben, ein solcher Blumenkünstler müsse in diesen feinen glänzenden Schöpfungen sein höchstes Ziel erblicken, allein dem ist nicht so, er ruhet nimmer, denn ganze Morgen Feldes sind jährlich mit 80 bis 100,000 Sämlingen bepflanzt, um alle Jahre nur wenige neue Färbungen oder Formen aus dieser großen Zahl herauszuheben, welche den Tausenden angereiht werden, die sein reicher Catalog enthält, den er jedem Blumenfreunde auf Verlangen zusendet, um nach seinem Bedarf Einzelne, Dutzende, Hunderte oder Tausende daraus zu wählen, mit welchem er seinem Garten einen Glanz verleiht, wie dies keine andere Pflanzengattung zu thun im Stande ist.

W. Neubert.

Das Aquarium im Acclimatisations-Garten in Paris.

Jedes Bestreben, zur Vermehrung unserer Kenntniß der Naturerzeugnisse beizutragen, verdient ehrende Anerkennung, und das in einem um so höheren Grade, wenn der Hauptzweck, den man dabei im Auge hat, darin besteht, daß man gleichzeitig den wissenschaftlichen und materiellen Interessen der Menschheit zu nützen sucht. Das ist in einem sehr vorzüglichen Grade bei dem Jardin d'acclimatisation in Paris der Fall, dessen Hauptaufgabe darin besteht, Thiere und Pflanzen, die in fernen Ländern besonders vortheilhaft für die Bedürfnisse der Bevölkerung benutzt werden, allmälig an das europäische Klima zu gewöhnen und deren Verbreitung zu befördern, und in dieser Art sich Verdienste zunächst um Frankreich, dann aber auch um Europa zu erwerben. Dieses Ziel, das die betreffende Gesellschaft in's Auge gefaßt hat, ist nur durch eine genauere Kenntniß der organischen Naturerzeugnisse möglich, und folglich gewinnen gleichzeitig die Naturkunde und die materiellen Interessen durch die Bestrebungen dieser Gesellschaft. Seit einiger Zeit hat dieselbe ihr Augenmerk auch auf die Bewohner des süßen und des Meerwassers, die bisher selbst den Naturforschern nur höchst oberflächlich bekannt waren, gerichtet und, um eine genaue Beobachtung derselben möglich zu machen, in dem Acclimatisationsgarten ein großartiges Aquarium errichtet, das der Wissenschaft große Dienste zu leisten berufen zu sein scheint. Daß aber das Aquarium, das anfangs nur eine Spielerei war und als Zimmerzierde benutzt wurde, jetzt in den Dienst der Wissenschaft übergegangen ist, bietet für die Behauptung, daß die Menschheit für den vernünftigen, gesetzlichen Fortschritt erschaffen worden ist, einen so schlagenden Beweis, daß schon aus diesem Grunde ein geschichtlicher Nachweis über die Entstehung und Ausbildung der Aquarien und über die Stellung, welche dieselben jetzt einnehmen, unsern Lesern willkommen sein wird. Wir entnehmen die folgenden Mittheilungen der Rede, welche der Direktor des Acclimatisationsgartens, Doktor Rufz de Lavison, in der letzten öffentlichen Sitzung der Société d'acclimatisation in Paris gehalten hat, und deren Zweck war, seine Zuhörer über das Aquarium zu belehren.

Das Aquarium ist eine Schöpfung unsres Jahrhunderts, ein Erzeugniß der Wissenschaft unsrer Zeit. Allerdings errichteten reiche Römer zur Zeit, als Rom sich bereits seinem Verfalle näherte, in der Nähe des Meeres große Fischbehälter, um bei ihren lucullischen Gastmählern ihren Gästen frische Seefische jeder Art vorsetzen zu können; doch diese Fischbehälter dienten nur der Prachtliebe und dem Gaumen, nicht aber der Wissenschaft, denn die Eigenthümlichkeiten und Sitten dieser Seethiere konnten in diesen Behältern nicht beobachtet werden. Um die Lebensweise dieser Geschöpfe zu beobachten, mußten sie nicht in einem See, sondern in einem gläsernen Pokal sein, wo man dafür Sorge zu tragen hatte, daß das Wasser, das durch das Athmen und den Aufenthalt der Thiere schnell verdirbt, beständig erneuert wird.

Das that in der neueren Zeit ein reicher schottischer Baronet, Sir John Graham Dalyell, welcher von 1790 bis 1850 in seinem Hause in Edinburg mit großen Kosten eine ganze Menagerie lebender Seefische unterhielt, die er seinen Freunden und allen Personen, die ihn besuchten, als einen Luxusgegenstand ganz neuer Art zeigte.

Digitized by Google

Zu Edinburg hatte aber Sir John Dalyell das Seewasser sehr nahe, und er konnte sich daſſelbe mit geringen Transportkosten verschaffen. Dieser Vortheil kam den Pariser Naturforschern nicht zu Gute, die sich vorgenommen hatten, die Sitten und Metamorphosen der Seethiere zu studiren. Als Herr de Quatrefages sein schönes Werk: Souvenirs d'un naturaliste, schreiben wollte, war er genöthigt, sich mit einem großen Apparat von Netzen, Pokalen und Mikroskopen nach der Bretagne zu begeben, um dort die Seethiere in ihrem eigenen Element zu studiren.

Erst gegen das Jahr 1840 kam man auf die Idee, Aquarien anzulegen. Vor allen Dingen war es nothwendig, ein Verfahren aufzufinden, das Seewasser lange Zeit benutzen zu können, während Fische, Schalthiere und Mollusken darin leben, ohne gezwungen zu sein, es oft zu erneuern. Das Mittel, das man zu diesem Zwecke auffand, ist an und für sich sehr merkwürdig, weil es uns die praktische Anwendung einer der reinen Wissenschaft entlehnten Beobachtung darbietet. Es besteht nämlich darin, in dem Wasserbehälter mit den Fischen zu gleicher Zeit Wasserpflanzen zu unterhalten.

Diese sinnreiche Idee gründete sich auf die Kenntniß einer Naturerscheinung, welche erst im vorigen Jahrhundert entdeckt worden ist. Seit dieser Zeit weiß man nämlich, daß das Athmen der Thiere und das der Pflanzen kraft einer Art von gegenseitigem Austausch, welcher zwischen den beiden organischen Thierreichen vor sich geht, einander beinahe ergänzen. Beim Athmen nehmen die Thiere den Sauerstoff der Luft in sich auf, den sie in Stickstoff umgestalten. Die Pflanzen im Gegentheil nehmen, wenn sie von dem Sonnenlichte beschienen werden, beim Athemholen den Stickstoff in sich auf, welcher dem thierischen Leben so schädlich ist, und sie athmen Sauerstoff aus, der den Thieren beim Athemholen unentbehrlich ist. So reinigen die Pflanzen die durch das Athmen der Thiere verdorbene Luft. Diese Naturerscheinung geht im Wasser eben so gut vor sich, wie in der freien Luft; ja sie ist sogar im Wasser unter dem Einflusse des Sonnenlichts noch viel thätiger, als in der freien Luft. Dieser merkwürdige Antagonismus wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Arbeiten eines Priestley, Ingenhouss, Sennebier und Theodor de Saussure herausgestellt und im Jahre 1833 durch die Arbeiten Daubeny's bestätigt, welcher bewies, daß die Blätter der Wasserpflanzen unter dem Einflusse des Lichts den Stickstoff mit einer außerordentlichen Thätigkeit zersetzen.

Dieses bewundernswerthe natürliche Gleichgewicht zwischen den Erzeugnissen des thierischen und denen des vegetabilischen Lebens war demnach schon lange bekannt; es war aber bis in die neuere Zeit noch Niemandem eingefallen, daſſelbe für die Reinigung der Gewässer anzuwenden, die zum Aufenthalt von Seethieren bestimmt sind. Dieses Mittel ist in diesem besonderen Falle um so werthvoller, weil die in dem Wasser befindliche Luftmenge sehr beschränkt ist, so daß die künstliche Luftreinigung nur ein ungenügendes Mittel für die Erneuerung der in diesem Element enthaltenen verdorbenen Luft dargeboten hätte.

Ein französischer Naturforscher kam zuerst auf die Idee, sich der Wasserpflanzen zur Reinigung der Luft in dem Wasser, worin Seethiere sich befanden, zu bedienen. Nach den Angaben des Herrn de Quatrefages machte Dujardin, Professor an der Fakultät der Wissenschaften in Toulouse, gegen das Jahr 1838 von diesem sinnreichen Mittel zum ersten Mal Gebrauch. Er unterhielt die Reinheit des Wassers, worin er verschiedene Seethiere leben ließ, indem er in die Gefäße, welche das Wasser enthielten, einige Blätter der ulva lactuca setzte. Dujardin versetzte sein Seemuseum später nach Rennes; in einem seiner Gefäße beobachtete und verfolgte er die Entwicklung der Medusen.

Gegen das Jahr 1841 machten zwei englische Naturforscher, die Doktoren Ward und Johnston, ähnliche Versuche. Ward ließ in Gefäßen, die mit süßem Wasser gefüllt waren, Fische und Pflanzen — Doraden und Ballisnieria — leben. Johnston überzeugte sich, daß die Corralline — Corallenmoos — wirklich dem Pflanzenreiche angehört.

Gegen 1846 veröffentlichte Thynne und im Jahre 1850 Warrington den Erfolg von Versuchen, die sie veranstaltet hatten, um lange Zeit Fische und Pflanzen — es waren Cyprin und Ballisnieria — in süßem, nicht erneuertem Wasser leben zu lassen. Gosse und Bowerbanks wiederholten denselben Versuch mit Erfolg.

Das Geheimniß, während langer Zeit Seethiere in demselben Wasser leben zu lassen, war also gefunden, weil man das Mittel entdeckt hatte, das Athemholen der Thiere, die im Wasser leben, zu sichern. Die Theorie verwandelte sich bald in Praxis. Man begann in London nach diesem Grundsatz kleine Zimmeraquarien zu bilden, und von dieser Zeit an erhielt das Wort Aquarium in dem wissenschaftlichen Wörterbuche seine Stelle.

Im Jahre 1851 sah man in der großen Ausstellung in London noch kein Aquarium. Erst 1853 wurde ein solches in London in den Gärten in Regent's Park von Mitchell, dem Sekretär der zoologischen Gesellschaft, in großartigem Maßstabe errichtet, der es mit einer wahrhaften Pracht erbauen ließ. Dieses Aquarium fand in London einen enthusiastischen Erfolg. Die Engländer, welche für Alles, was die See berührt, ein sehr großes Interesse fühlen, waren über dieses Werk Mitchell's vor Bewunderung ganz außer sich. Dieses Aquarium war indessen keineswegs vollkommen, denn man war genöthigt, fast jede Woche das Wasser zu verändern, was natürlich sehr kostspielig war.

Das in England gegebene Beispiel wurde fast sofort in Nordamerika nachgeahmt, und zwar durch den bekannten Barnum, der in einem hohen Grade die Kunst verstand, die Schaulust seiner Landsleute auszubeuten, die er ununterbrochen zu befriedigen suchte, indem er ihnen immer etwas Neues — gleichviel ob es Humbug oder, wie in diesem Falle, etwas Lehrreiches war — für Geld sehen ließ. Dieser Barnum ließ in Boston mit Hülfe eines gewissen Cutting sehr große Aquarien erbauen.

Nach Amerika folgten Brüssel, Hamburg, Paris, Wien, und jetzt beschäftigt man sich in Berlin und St. Petersburg mit dem Plane der Herstellung öffentlicher Aquarien.

In Paris gab der Graf d'Esprémesnil die erste Veranlassung dazu. Der ursprüngliche Plan des dortigen Aquariums ist von dem nunmehr verstorbenen Mitchell entworfen, wurde aber von Lloyd fertig ausgearbeitet und vervollkommnet, und er ist als der wahre Baumeister desſelben zu betrachten.

Das Aquarium im Boulogner Wäldchen ist unter allen jetzt vorhandenen das größte und vollständigste. Dasselbe ist 40 Metres lang und 10 Metres breit, und enthält 14 Wasserbehälter, welche durch Glaswände von einander getrennt sind, die erlauben, das Innere zu betrachten.

Digitized by Google

Jedes Behältniß ist mit pittoresken Felsen versehen, der Grund ist mit Sand und Strandsteinen bedeckt, um so viel wie möglich den Meeresgrund nachzuahmen. Zehn Behältnisse sind für Seethiere, vier für Geschöpfe, die in süßem Wasser leben, bestimmt.

Die Organisation des Aquarium in Paris ist der Ursprung großer Vervollkommnungen geworden, die für Apparate dieser Art von sehr großer Wichtigkeit sind. Der in einem so großen Maßstabe gemachte Versuch stellte sehr bald heraus, daß die in den verschiedenen Behältnissen befindlichen Wasserpflanzen zur vollständigen Reinigung der submarinischen Atmosphäre nicht genügten. Man mußte daher zu diesem natürlichen Mittel der Luftreinigung noch ein künstliches hinzufügen, und zwar durch die Lüftung, welche man erhält, wenn das Wasser in Bewegung gesetzt wird. Gerade für diesen Zweck wurden außerordentlich sinnreiche Vorrichtungen erdacht und praktisch ausgeführt. Dann beschäftigte man sich mit der Aufsuchung der Wasserpflanzen, die sich ganz besonders für die chemische Reinigung des Wassers eignen. Die Wahl der Wasserpflanzen für diesen Zweck ist durchaus nicht gleichgültig. Die Flora des Meeres zertheilt sich in Höhenzonen, welche der verschiedenen Tiefe des Wassers entsprechen. Die Pflanzen in der größten Tiefe sind braun, die in den mittleren Regionen roth, die in den oberen Regionen, welche mit der Luft in Berührung kommen, grün. Man hat gefunden, daß die Chlorophyermeen oder grünen Pflanzen, die den höheren Wasserschichten angehören, für die Unterhaltung des thierischen Lebens am geeignetsten sind; diese Pflanzen bilden auf der Oberfläche der See oder längs der Küsten oft große grüne Weiden.

Wenn aber die Sonne beständig auf sie einwirkt, so ist das Wachsthum dieser Pflanzen so üppig, daß eine derselben, Anacharis canadensis, welche vor einigen Jahren aus Zufall durch eine Pflanze, die sich an einem Schiffskiel fest gehängt hatte, in die Themse verpflanzt worden ist, sich bereits in einem solchen Grade vermehrt hat, daß der Fluß an manchen Stellen von ihr überfüllt ist und daß sie der Schifffahrt Hindernisse bereitet. Dieses üppige Wachsthum der Wasserpflanzen wird in einem Aquarium lästig, und man ist daher gezwungen, dasselbe durch eine zweckmäßige Regulirung des Lichtes zu unterdrücken. Diese Mäßigung des Lichts ist im Allgemeinen eine der unumgänglich nothwendigsten Bedingungen in einem Aquarium; man muß den Wasserpflanzen und Wasserthieren nur so viel Licht zugehen lassen, wie sie in ihrem natürlichen Zustande zu empfangen gewöhnt sind. Die Behältnisse des Pariser Aquarium liegen gegen Norden, und nur an dieser Seite sind die Oeffnungen für den Zutritt des Lichts; durch diese Vorsicht und vermittelst der Schirme, die über jedem Behälter angebracht sind, erhält man die wünschenswerthe Frische und den erforderlichen Grad des Lichts.

Man hat auf die Gewohnheit verzichtet, schon ausgebildete Wasserpflanzen in die Aquarien zu setzen. Es genügt, aus den in dem Wasser enthaltenen Keimen sich unter dem Einflusse des Lichts von selbst eine Vegetation erzeugen zu lassen. Die Behälter des Aquarium in Paris sind mit einer reichen Flora versehen, deren zu üppiges Wachsen man durch die über den Behältern angebrachte Schirme, welche das Licht fernhalten, mäßigt.

Warrington hat noch ein anderes Mittel aufgefunden, um die Entwicklung der Pflanzen in den einzelnen Behältern zu beschränken, indem er in das Wasser gewisse kleine Mollusken setzt, die sich an den Küsten von Wasserpflanzen nähren. Er hatte einige dieser Mollusken in sein Aquarium gesetzt, und bemerkte, daß diese kleinen Geschöpfe einen Theil der üppigen Pflanzen verzehrten, und dieser Beobachtung ist es zuzuschreiben, daß man sich derselben zu diesem Zweck in allen Aquarien bedient. Am besten eignet sich dazu die Litorina litorea (Strandmondschnecke), eine Molluske mit einem braunen und runden Gehäuse, die sich besonders an der Küste der Straße von Calais findet, und deren Zunge, wenn man sie durch ein Mikroskop betrachtet, ein kleines Wunder von einem schneidenden Instrument darstellt.

Trotz aller dieser Mittel hat man sich doch, wie bereits erwähnt, gezwungen gesehen, zur künstlichen Lüftung des Wassers vermittelst der Bewegung seine Zuflucht zu nehmen, um in einer Art die durch die Ebbe und Fluth und durch Wind und Stürme bewirkte Lüftung des Seewassers nachzuahmen. Die 25,000 Litres Seewasser, die in dem Pariser Aquarium enthalten sind, werden durch den Mechanismus, den wir gleich beschreiben werden, ununterbrochen mit Luft vermischt.

Ein reichlicher Wasserlauf, welcher der großen Wasserleitung entlehnt ist, die das Boulogner Wäldchen mit diesem Element versorgt, ist so angelegt, daß er durch sein Gewicht eine gewisse Masse Luft zusammenpreßt. Diese zusammengepreßte Luft wirkt auf das Seewasser ein, das in einem verschlossenen Cylinder enthalten ist, welcher unter dem Niveau des Aquarium liegt; sie zwingt das Seewasser, durch eine dünne Röhre in jeden der Behälter einzudringen. Nachdem das Seewasser einen Theil der Luft, welcher dazu diente, es zusammenzupressen, in sich aufgenommen hat, führt es diese Luft mit sich in die Behälter, deren Atmosphäre in dieser Art erneuert und gereinigt wird. Das überflüssige Wasser fließt durch eine Oeffnung in einer Ecke des Behälters ab, geht durch ein Seihtuch und kommt dann in einen unterirdischen Wasserbehälter, aus dem es in den verschlossenen Cylinder zurückgeschickt wird, um dort wieder dem Luftdruck unterworfen zu werden und seinen Kreislauf von Neuem zu beginnen. Durch diesen fortwährenden Kreislauf ist das Wasser immer mit einer großen Menge Luft vermischt. Man versichert, in Folge dieses Systems könne dasselbe Wasser zehn Jahre lang benutzt werden, ohne daß eine Erneuerung desselben vorgenommen zu werden brauche; es ist gewiß, daß es seit achtzehn Monaten sich in einem vollkommen normalen Zustande erhalten hat.

In Folge der großen Oberfläche der Behälter vermindert die Verdünstung unaufhörlich das Volumen des Wassers und vermehrt folglich den Salzgehalt desselben. Ein Aräometer zeigt den Grad der Concentration an, und man hilft derselben ab, indem man von Zeit zu Zeit in die Behälter zu Ersetzung des verdünsteten Wassers Regenwasser fließen läßt, das von dem Dache des Hauses kommt und beinahe ganz rein ist.

Der verschlossene Cylinder, welcher Seewasser enthält, ist in die Erde vergraben, was erlaubt, darin beständig eine Temperatur von ungefähr 16° C. (12,8° Reaumur) zu erhalten. Im Winter wird das Aquarium geheizt. In dieser Art wird das Wasser im Winter nicht zu kalt, im Sommer nicht zu heiß.

Die meisten Seethiere sind in Folge der Ebbe und Fluth des Meeres daran gewöhnt, abwechselnd in's Wasser versenkt oder der Luft ausgesetzt zu sein. Um diese natürlichen Bedingungen nachzuahmen, hat man Vorkehrung getroffen, um vermittelst eines Mechanismus das Wasser in den Behältern nach Belieben sinken zu lassen. Während

Digitized by Google

der Nacht entzieht man den Behältern einen Theil ihres Wassers, und am Tage füllen sich dieselben wieder. Die Thiere, denen es Bedürfniß ist, sich von Zeit zu Zeit dem Aufenthalt im Wasser zu entziehen, begeben sich dann zur Nachtzeit auf die von Wasser entblößten Felsen und Strandsteine in dem Behälter, und sind dort der Luft ausgesetzt, wie sie es am Strande sein würden. Diese Felsen und Muschelgrotten, welche das Aquarium schmücken, sind also nicht blos zur Zierde dort; ihre Erhöhungen dienen einer großen Zahl Wasserthiere als Zufluchtsort und zum Schutz, und erlauben ihnen, allerdings gegen das Meer in einem sehr verjüngten Maßstabe, sich die Wassertiefe zu wählen, die ihnen besonders zusagt.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln und noch manche andere, die wir mit Stillschweigen übergehen, machen aus dem Pariser Aquarium ein wahres Meisterstück, in dem man das, was in andern Aquarien durch die Erfahrung sich als zweckmäßig und vortheilhaft herausgestellt, mit Glück benutzt hat.

Die Wasserbehälter werden in einer ganz besondern Art beleuchtet. Das Licht kommt nur von dem obern Theile des Wassers; alle übrigen Theile liegen im Schatten. Die Thiere werden in Folge dessen von der Seite, nicht von oben nach unten wie in einem Flusse, gesehen. In dieser Art zwischen das Licht und das Auge des Zuschauers gestellt, werden sie in der günstigsten Weise beleuchtet. Das auf sie fallende Licht hebt ihre Formen, ihre glänzenden Farben, ihre geschmeidigen und graziösen Bewegungen in einer bewundernswerthen Weise hervor. Das Aquarium stellt sie in einer zum Malen geeigneten Art vor unsre Augen, und so konnte man bei den Wasserthieren Formen und Ansichten unterscheiden, welche man kaum vermuthete. Die Seeanemonen bieten, wenn man sie nur außerhalb ihres Elements und so, wie die Fischer sie kennen, gesehen hat, blos eine unförmliche und liebrige Masse dar. Nur in dem Aquarium offenbart sich die Eleganz ihrer Formen vollständig.

Sieht man durch den doppelten Krystall des Wassers und der Glaswände, wie sich Seethiere, welche von wenigen Menschen lebend gesehen worden sind, belustigen, wie sie mit Grazie schwimmen, sich im Wasser erheben und dann wieder hinabsenken, so entdeckt man Formen und Ansichten, welche zu erdenken die Einbildungskraft zu ohnmächtig gewesen sein würde. Selbst an den am besten bekannten Thieren entdeckt man ganz neue charakteristische Züge, weil man sie in Situationen überrascht, in denen sie im Meer oder in Flüssen zu sehen unmöglich gewesen sein würde. Kurz, wenige Schauspiele sind so verschiedenartig, so pittoresk; es gibt deren wenige, welche so viel Stoff zu Betrachtungen liefern und welche uns die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Hülfsquellen der Natur besser enthüllen.

Doktor Rufz de Lavison hob auch noch eine andere interessante Seite dieses natürlichen Museums hervor, nämlich daß das Aquarium eine Art von moralischem Theater sei, das einem Lafontaine sehr reichen Stoff zu interessanten Fabeln darbieten würde. So viel ist sicher, daß der Beobachter, sei er Naturforscher oder nicht, mit Vergnügen der Betrachtung dieses Schauspiels, das ihm ganz neue Einblicke in das Leben und den Charakter der Seethiere eröffnet, ganze Stunden spendet.

Zum Schluß müssen wir uns auch noch mit der praktischen Seite dieser schönen Anstalt beschäftigen. Nach einem sehr glücklich gewählten Ausdruck des Doktor Rufz de Lavison ist das Aquarium die „Egeria der Fischzucht". In der That gelangte Costé bei seinen Studien über die vergleichende „Embryogénie", die er vor seinem Aquarium im Collège de France machte, zu der bewundernswerthen Kunst, mit welcher er in Frankreich die Fischzucht organisirt hat. Diesem Naturforscher hat Frankreich es zu verdanken, daß die französischen Seeküsten im Zuge sind, sich in wahre Fischzüchtereien, in große Fabriken von Nahrungsmitteln umzugestalten. Tausende von Arbeitern, die gestern noch zu den Proletariern gehörten, finden jetzt am Meeresstrande eine leichte und einträgliche Industrie, welche die soziale Lage der ganzen Bevölkerung der Küste plötzlich umgestaltet und deren Wichtigkeit von Tage zu Tage steigern läßt. Die Concessionsgesuche für die Anlegung künstlicher Austernbänke vervielfältigen sich unaufhörlich, und die Regierung fühlt schon jetzt die Nothwendigkeit, diese neuen Eroberungen der Wissenschaft, welche die Veranlassung zu großen Mittelpunkten der Industrie geben werden, einer besondern Regulirung zu unterwerfen.

Bei dieser glücklichen Aussicht verspricht das Studium des Aquarium Erfolge zu geben, die sofort auf die Industrie anwendbar sind. Das Aquarium wird die Vorbereitungsschule der künftigen Fischzüchter sein.

Kurz, es hat sich bereits unbestreitbar herausgestellt, daß das Aquarium der Wissenschaft und den materiellen Interessen wesentliche Dienste geleistet hat und deren sichere in der Zukunft noch weit mehr leisten wird. Deßhalb verdient dasselbe volle Anerkennung, und eine nähere Bekanntschaft mit dem Grade der Ausbildung, den die Aquarien bereits erreicht haben, und dem, was durch sie bereits geleistet worden ist, ist sicher Allen, die sich für den Fortschritt in Wissenschaften und Künsten interessiren, willkommen.

(Novellen-Zeitung.)

Magellans-Straße.

Die Magellans- oder Magelhaens-Straße, welche im Jahre 1519 von Fernando de Magellanes (Magelhaens), dem ersten Erdumsegler, entdeckt wurde, scheidet das Festland Südamerika von dem antarktischen Archipel, dem inselreichen sogenannten Feuerlande. Die Straße ist mehr als 60 deutsche Meilen lang, hat ihren östlichen Eingang zwischen den Kaps de las Virgines und del Espirito Santo, am atlantischen, ihren westlichen Ausgang in den stillen oder großen Ocean zwischen den Kaps Pillar und Victory. In der Mitte erweitert sie sich seeartig, aber im östlichen Theile ist sie oft kaum 1½ Meilen, im westlichen Theile stellenweise noch keine Meile breit. Zwei enge Straßen, zu Seiten der in ihrem westlichen Theile liegenden Clarence-Insel, der von Felsen freie Magdalen- und Cockburn-Kanal, und der mit Felsen und kleinen Eilanden gefüllte Barbara-Kanal, führen aus der an der Clarence-Insel sich nordwestlich wendenden Hauptstraße in den großen Ocean. Gewaltige Ebben und Fluthen, zahllose Klippen und Felsen, steile Ufer und stets herrschende Weststürme machen die Straße, durch welche die Fahrt nach der Weststüfte und Australien bedeutend abgekürzt werden könnte, zu einer der gefährlichsten Passagen, und dankens-

Digitized by Google

Digitized by Google

werth war es von der englischen Regierung, die beiden Schiffe Adventure und Beagle, unter Leitung der Kapitäne King und Stockes, besonders auszusenden, die Magellans-Straße, diese gefährlichste aller Durchfahrten für Schiffe, genau aufzunehmen.

Die Schiffe segelten Mitte Novembers 1826 von Monte Video ab, und langten, nachdem sie mit sehr stürmischem Wetter zu kämpfen gehabt, am 23. Dezember in der Magellans-Straße an. Früh im Januar gingen sie in Port Famine (dem Hungerhafen) vor Anker, wo die Adventure unter Kapitän King's Befehl bis zur ersten Woche des Aprils blieb, die östliche Seite der Meerenge zu untersuchen, während der Beagle, Kapitän Stockes, die westliche Einfahrt aufnahm, welche Arbeit er zu Anfang März beendigt hatte. — Alle Buchten und Einfahrten, deren es in der Straße eine Menge gibt, sind in der That blose Löcher oder Spalten im Lande, und gewähren ihrer großen Tiefe wegen, die meist 50—60 Faden beträgt, keinen Ankergrund, ausgenommen dicht an der Küste, wo diese, die von 1000 bis 3000 Fuß Höhe hat und an manchen Stellen sich beinahe ganz senkrecht erhebt, darüber hinragt. Für große Schiffe hat es hier bedeutende Schwierigkeiten, sich dem Lande zu nähern, da in dem einen Augenblicke eine völlige Windstille herrscht, und im nächsten sich oft ein so gewaltiger Orkan erhebt, daß man durchaus keine Segel aufziehen kann. Von der Zerstörung, welche diese Orkane anzurichten vermögen, bemerkten die Engländer an manchen Stellen der Meerenge deutliche Spuren; von ihrer Heftigkeit selbst kann man sich aber keinen Begriff machen: sie entwurzeln Bäume von den Gipfeln der Hügel bis zu dem Fuße derselben, wo sie am Rande des Wassers in wilder Unordnung übereinander liegen.

An den Küsten der Meerenge findet man zwei verschiedene Arten von Menschenstämmen: die Patagonier, welche den Theil der Nordküste bewohnen, der östlich vom Kap Negro liegt, und die wandernden Stämme, welche unter dem Namen Indianer und Fuegier (von tierra del fuego) bekannt sind, und die man in kleinen Haufen und in bedeutender Entfernung von einander, auf der großen Strecke zwischen Kap Negro und Kap Victory, und dem ganzen Küstenstrich des eigentlichen Feuerlandes, auf der anderen Seite findet. Die ersten Patagonier, welche Kapitän King sah, waren zu Pferde und bestanden aus einem Haufen von ungefähr 20 Leuten, unter welchen sich vier Frauen und vier oder fünf Kinder befanden. Die Männer waren meist Jüngline; Alle waren in Thierfelle, namentlich von Guanacas und Zorillos gekleidet, zu theilweise ganz darin eingehüllt. Sie blieben, als Kap. King sich ihnen nahte, mit starren, nichtssagenden Gesichtern unbeweglich auf ihren Pferden; als er aber der ältesten der Frauen eine, ausdrücklich für die Expedition geschlagene Medaille gab, und ihr diese auf eine verbindliche Weise um den Hals hing, wies die Frau auf eins der jungen Mädchen hin und sagte auf spanisch: da una a la muchacha (gib dem Mädchen auch eine). Als King dies that, stieg das junge Mädchen sogleich vom Pferde, und ihre Gefährten und Gefährtinnen folgten, bis auf die alte Frau und den ältesten der Männer, die stolz auf ihren hohen Sitzen von Fellen und Guanacosteiche sitzen blieben, ihrem Beispiele. Der Haufen weilte längere Zeit in der Nähe des Schiffes, und so lange die Engländer mit den Patagoniern in Verbindung blieben, wurden sie stets auf das Freundschaftlichste von ihnen empfangen und behandelt, durften ihre Pferde reiten und im Lager frei umhergehen. Bei einer andern Gelegenheit, als die Adventure in der Gregory-Bai lag, kamen mehrere Patagonier an Bord derselben, um daselbst die Nacht zuzubringen. Es waren zwei Männer und eine Frau, und die letztere eine wichtige Person — die Kazikin Maria. Sie war dem Anscheine nach 40 Jahre alt, sprach ziemlich geläufig spanisch, und war in dieser Sprache ungemein mittheilend. Im Laufe des Abends rauchte sie Tabat, trank so viel Grog, als sie nur bekommen konnte, und that, als ob sie zu Hause wäre. Man hatte für sie und die Männer Plätze zum Schlafen auf dem unteren Deck bestimmt, wo sie eine Zeit lang ganz zufrieden waren: da man ihnen aber nicht erlauben wollte, zu singen und Lärm zu machen, so begaben sie sich auf das obere Deck, wo sie den übrigen Theil der Nacht zubrachten. — Einer der Männer hatte einige Tage vorher seine Tochter verloren, und seine Betrübniß darüber äußerte sich, als der Grog, den er getrunken hatte, zu wirken anfing, durch das entsetzlichste Geheul, zum großen Aerger für die Mannschaft an Bord, die er dadurch im Schlafe störte. Als man Maria aufforderte, ihn zur Ruhe zu bewegen, war ihre beständige Antwort: Pobrecito! su hija morió esta mannana (der Arme! sein Kind ist diesen Morgen gestorben), und that durchaus nichts, ihn zum Schweigen zu bringen, indem sie sagte: es baracho (er ist betrunken). Um das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken, fuhr sie fort: mucho me quiere agnaardiente, dar me mas? mucho me quiere ser boracho; dar me mas (ich möchte gern Branntwein haben, wollt ihr mir nicht mehr geben? Ich möchte mich gern betrinken, wollt ihr mir nicht mehr geben)? — Sie war indeß schon halb betrunken, und es dauerte nicht lange, so hatte sie ihre Wünsche in vollem Umfange erreicht.

Von den 150 Patagonieren, mit denen King in der Gregory-Bai zusammen kam, bestand ungefähr die Hälfte aus Männern. Wenige von diesen maßen mehr als 6 Fuß nur einer 6 Fuß $1^1/_4$ Zoll. Die meisten hatten einen ungeheuer starken Körperbau, Arme und Beine waren aber nicht im Ebenmaße mit dem Körper, und namentlich Hände und Füße sehr klein. — Kapitän Stockes kam hauptsächlich mit den Fuegieren (den Bewohnern der tierra del fuego) in Verbindung.

Auf der westlichen Seite der Magellans-Straße hinderte dichtes Gebüsch, das aus verkrüppelten Birken, Winterbäumen, wilden Erdbeeren und Berberitzensträuchern besteht, an allem weiteren Vordringen in das Land über den Bereich einer englischen Viertelsmeile. Der Winterbaum, von dem die offizinelle Winterrinde kommt, erreicht hier eine bedeutende Größe: seine Rinde schmeckt so scharf, wie der stärkste Pfeffer. Wilder Sellerie war hier im Ueberfluß vorhanden; von Geflügel sah man Brentgänse und Enten, die einen sehr guten Geschmack hatten; von Fischen fand man Barben und Stinte von der größten und vortrefflichsten Art. Ein Boot brachte in einer Stunde so viel Fische zusammen, daß die ganze Bemannung des Beagle (60 Leute) länger als zwei Tage vollkommen damit gespeist werden konnte.

Zwischen der Straße S. Geronimo und Kap Gallant bildet die Nordküste der Meerenge eine sehr angenehme Landschaft. In der Ferne sieht man hohe Bergspitzen und Klippen, die mit Schnee bedeckt sind: der Vordergrund dagegen besteht aus einer schönen Vereinigung von Bergen, Hügeln und Thälern, mit grünen Abhängen, Ebenen, die mit Gras bedeckt sind, Wald und Gebüsch, Wasserfällen, Flüssen und kleinen Bächen. Dieser Theil gewährt gute

Digitized by Google

Ankerplätze, und scheint der Lieblingsort der verschiedenen Arten von Wasservögeln zu sein, welche sich in der Meerenge aufhalten. Die gegenüber liegende Küste, sowie die zwischen beiden befindlichen Inseln, sind felsig, und fast ganz von Grün entblößt. Das Ganze, wie der alte Sir John Narborough, der die Magellans-Straße im Jahre 1670 besuchte, kurz und höchst charakteristisch sagt: „ein verwünscht felsiges Land dies!“

Der Beagle hatte während der ganzen Zeit seiner Aufnahmen mit ungemein stürmischem Wetter zu kämpfen, das mit heftigen, fortdauernden Regengüssen begleitet war. Als Kapitän Stokes den großen Ocean erreichte, sah er eine große Menge schwarzer Wallfische, und das auf der westlichen Seite der Magellans-Straße liegende Labyrinth von Inseln und Felsen war ganz mit Seehunden und Brentgänsen bedeckt, die dem Anschein nach ganz verträglich neben einander lebten. — Seit die Kapitäne King und Stockes ihre Aufnahme der Magellans-Straße beendigt, haben die Chilenen wiederholte Ansiedlungen auf der Nordküste derselben zu gründen, und von diesen aus das Innere des Landes zu erforschen gesucht. Im Jahre 1843 legten sie auf der Ostküste der Halbinsel Brunswick eine Militär- und Verbrecher-Station an, die zugleich den in die Magellans-Straße einfahrenden Schiffen hülfreich sein sollte, und 1853 gründete Chile eine Ackerbaukolonie bei Punta Arena, in welcher bereits 153 Kolonisten sich angesiedelt haben.

2.

Bei Calvin.

Skizze von Thaddäus Lau.

Etwas Strenges und Finsteres liegt in dem Ausdrucke des bekannten Bildes, das die Meisterhand Arry Scheffer's von Calvin geliefert hat. Unwillkürlich fühlt sich der Beschauer an das Wort gemahnt, daß eines Menschen Leben, wenn es köstlich war, Mühe und Arbeit gewesen. Der Reformator, schon gealtert, sitzt im Arbeitszimmer am Arbeitstische. Die weißen Blätter eines umfangreichen Bandes sind vor ihm aufgeschlagen. Die Linke ruht mit der inneren Handfläche auf den Blättern, während die Rechte, die lange Schreibfeder haltend, durch den herabwallenden Vollbart streicht. In weiten Falten umschmiegt das schwarze, pelzverbrämte Gewand die gebeugte Gestalt. Der Ernst des Denkers thront auf der von tiefen Falten gefurchten Stirne. Sinnend starrt das schöne, weitgeöffnete Auge in das Zimmer hinein. Wie Schmerz zuckt es um den feingeschnittenen Mund.

Wo weilen die Gedanken dieses Mannes? Welches ist der Gegenstand, der jetzt seinen Geist beschäftigt? Arbeitet er etwa — der starke Umfang des Manuscripts läßt es fast vermuthen — an seiner Uebersetzung der Bibel in das Französische? Oder gilt sein Schaffen dogmatischen Kämpfen um die theologische Doktrin? Auch das sollte man beinahe glauben, wenn man auf die Energie in den kalten, düstern Zügen blickt, auf die schmerzlich zitternden Lippen, welche Kunde davon zu geben scheinen, wie tief und bitter den Reformator die Irrungen und Streitigkeiten in den Kirchen und in den Gemeinden bewegen. Oder taucht vielleicht die Erinnerung an den Spanier Servet bei dem Sinnenden auf, an dessen tragischem Ausgang die leidenschaftliche Heftigkeit Calvins die Schuld getragen, tönt und mahnt die Stimme des Gewissens, tauchen vielleicht vor der erregten Seele die Bilder der Vergangenheit auf, heben sich wie magische Gespenster aus dem Schreine der Erinnerung, in dem sie so lange geruht, die Schatten, die aus der Asche des unglücklichen Spaniers erwachsen sind . . . . . wer kann es wissen?

Treten wir ein in das Haus und in die Häuslichkeit des Genfer Reformators. Verschaffen wir uns einen Einblick in sein Leben, Wissen, Schaffen; gewinnen wir ein Bild von seinem Charakter und von seiner Persönlichkeit.

Die Wohnung Calvins, eine freie Dienstwohnung, die ihm der Rath der Stadt zugewiesen, lag sehr angenehm auf der Höhe von St. Peter, in der Rue des Chanoines. Ein kleiner Garten gehörte zu derselben. Die innere Einrichtung des Hauses kennen wir genau aus den Rathsregistern, da die Ausstattung dem Prediger von Amtswegen geliefert war und nach seinem Tode wieder zu Handen des öffentlichen Schatzes zurückgenommen wurde. Die höchste Einfachheit kennzeichnete die Einrichtung. Das Mobiliar bestand aus zwei Tischen von Nußbaum- und vier von Tannenholz, aus zwei Schränken, von denen der eine alt, der andere neu war, als sie dargeliehen wurden, aus drei-Bettgestellen, zwei Behältern für die Eßwaaren, einem Pult mit Bücherschrank, aus einigen Bänken und zwölf Sitzen ohne Lehnen, sogenannten Stabellen, von denen das Inventarium bemerkt, daß sie zum größten Theile alt und gebrechlich gewesen.

Der Jahresgehalt, welchen Calvin bezog, war höher bemessen, als der seiner Amtsbrüder in Genf. Er erhielt 500 Gulden an Geld, 12 Strich Getreide und 2 Tonnen Wein, nach unserem Geldwerth berechnet Alles in Allem etwas über 3000 Franken. Das Rathsprotokoll erklärt die Bevorzugung. Seine eigene kleine väterliche Erbschaft habe Calvin mit dem vielen Hin- und Herreisen verbraucht, und überdies sei er sehr stark durch die zahlreichen Flüchtlinge und die durchreisenden fremden Besucher in Anspruch genommen. In Berücksichtigung der letzteren Thatsache und um die Verdienste des Mannes zu ehren, bewilligte ihm wiederholt die Regierung aus eigener Initiative außerordentliche Gratifikationen, bald einige Thaler zu einem neuen Rocke, bald eine kleine Summe Reisegeld, bald etwas Holz, um sein Zimmer heizen zu können, bald eine Tonne besseren Weins, da der schlechte, den er trinke, seiner Gesundheit nicht zuträglich sei. Aber gar nicht selten verweigerte Calvin die Annahme solcher besonderen Remunerationen, ja seine Uneigennützigkeit und Strenge gegen sich selbst ging so weit, daß er gegen das Ende seines Lebens nur noch einen Theil seines Gehaltes sich auszahlen ließ, „weil er eigentlich nichts mehr leisten könne, und also auch nichts mehr verdiene.“ Geschenke von Fürsten und Grafen, wie sie etwa Luther so oft erhielt, sind Calvin nie geworden. Auch für seine schriftstellerischen Arbeiten hat er niemals ein Honorar verlangt oder erhalten. Bei seiner stets offenen Hand für Arme und Bedrängte will diese Uneigennützigkeit doppelt anerkannt sein. Zu wiederholten Malen empfand er, wie aus Briefen an vertraute Freunde hervorgeht, recht schmerzlich die eigene Mittellosigkeit, namentlich betrübte ihn der schlechte Stand der Kasse, wenn er aus

Digitized by Google

dieser Ursache Reisen unterlassen mußte, die er im Interesse seiner Kirche gerne unternommen hätte.

Als einst der Kardinal Sadolet durch Genf reiste, wünschte der Prälat den berühmten Ketzer, der gegen ihn geschrieben und in einem so wunderbaren Rufe stand, persönlich kennen zu lernen. Der Fremde fragte nach Calvins „Palast". Denn als „Bischof und Herr von Genf" meinte er ihn zu finden in einem prachtvollen Hause, reichlich ausgestattet und von Dienern umgeben. Wie staunte der römische Kirchenfürst, als man ihn nach dem bescheidenen Häuschen in der Rue des Chanoines wies, und als Calvin selber herbeikam, in einfachster Kleidung, um dem Klopfenden die Thüre zu öffnen!

Das also war der Mann, von dem man in Paris und ganz Frankreich redete!

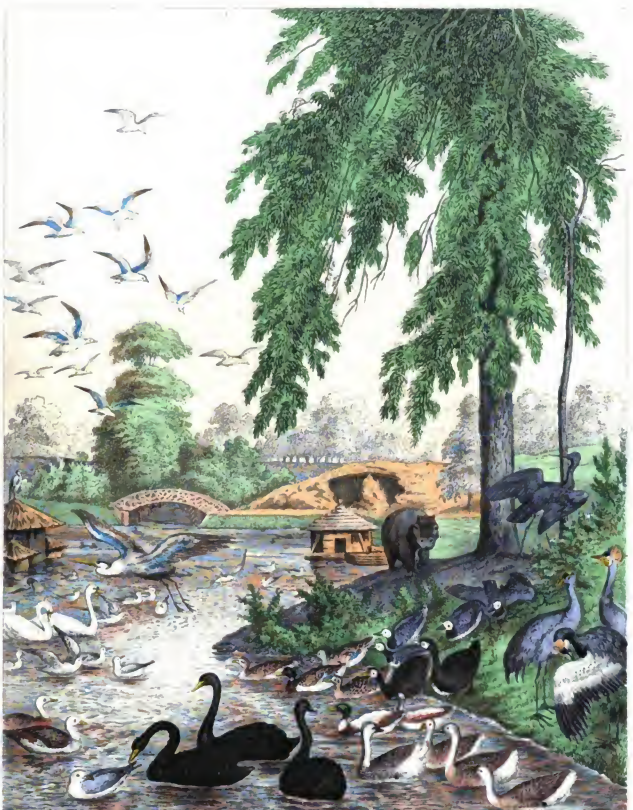
Nach Calvins Tode wurde über seine gesammte Hinterlassenschaft, insoweit dieselbe ihm zu eigen gehört hatte, eine Auktion abgehalten. Obschon die von ihm gebrauchten, meistens mit Randbemerkungen von seiner Hand versehenen Bücher sehr hoch bezahlt wurden, belief sich die Summe des ganzen Erlöses doch nur auf 225 Thaler.

Gleich Melanchthon begann Calvin sein Tagewerk beim ersten Morgengrauen. Er bedurfte selten mehr als vier Stunden Schlaf. Bis 5 oder 6 Uhr war er mit Gebet und innerer Sammlung beschäftigt. Dann pflegte er bis 8 Uhr zu studiren oder auch dem Famulus mit fliegender Eile die Korrespondenz zu dictiren. Jede Minute muß sorgsam ausgekauft werden, denn der täglich einlaufenden Briefe, die beantwortet sein wollen, sind viele. An den Tagen, an welchen ihn die Reihe traf, begab sich darauf Calvin nach der Kirche, um den Gottesdienst abzuhalten, nach dessen Beendigung er den Studenten in dem Akademiegebäude die Vorlesung hielt. Kaum nach Hause gekehrt, nehmen ihn wieder die mannigfachsten Geschäfte in Anspruch. Neue Briefe sind angelangt, ganze Packete, oder Korrekturbogen aus der Druckerei, oder Boten aus Frankreich, aus Zürich-Bern, aus Lausanne, Neufchatel harren seines Bescheides. Oder Flüchtlinge aus Italien, England, Polen, Frankreich treten mit der Erzählung des ausgestandenen Ungemachs in sein Zimmer und bitten, entblößt wie sie sind, um Unterstützung, Fürsorge, Unterkunft. Mit Mühe nur erübrigt er ein paar Augenblicke, um das frugale Mittagessen einzunehmen, denn schon warten seiner Mitglieder aus der Gemeinde, die der seelsorgerischen Nahrung und Tröstung bedürfen, oder die das Consistorium an ihn gewiesen, daß er ihre Streitigkeiten schlichte oder ihnen eine Zurechtweisung ertheile. Wieder wird der Vielbeschäftigte unterbrochen, wieder abberufen. Ein Rathsbote ladet den Hochwürdigen auf das Rathhaus, wo die „gnädigen Herren" seinen Beirath bei einem Gesetzesvorschlage, sein Gutachten in einer öffentlichen Angelegenheit, seiner Hülfe bei der Abfassung einer wichtigen Depesche begehren. Gleich vom Rathhause aus werden die Kranken- und Hausbesuche angetreten. Dann kommen die Sitzungen des Consistoriums, die sich nicht selten bis tief in die Nacht hinein ziehen, oder es muß einer Gerichtsverhandlung in den Prozessen mit den verschiedenen Irrlehrern beigewohnt werden, oder auch eine Konferenz mit Abgeordneten dieser oder jener ausländischen Kirche ist abzuhalten. Bleibt einmal eine freie Stunde vor Sonnen-Untergang übrig, so wird sie zu dem vom Arzte befohlenen Spaziergange verwerthet, oder Calvin begibt sich auf eine Zunft, um sich dort beim Schlüsselspiel die erforderliche Bewegung zu machen. Erst mit dem Einbruch der Nacht kommt für ihn die ersehnte Muße zum Studium und zu den schriftstellerischen Arbeiten, bei denen ihn der Anbruch des neuen Tages nicht selten wiederfindet.

Calvin.

Eine Vorbereitung bedurfte er weder für seine akademischen Vorlesungen, noch für seine Predigten, ja selbst seine literarischen Arbeiten faßte er meistens ohne weitere Vorbereitung und mit einer solchen Eile ab, daß er sich nicht einmal erlaubte, das Geschriebene noch einmal durchzulesen. Die ihm angeborne Beredtsamkeit, die mehr als ein bloses oratorisches Talent war, sein riesiges, wunderbares Gedächtniß, dann aber auch der umfassende Schatz von Gelehrsamkeit, den ihm die Nachtwachen seiner Jugendjahre eingebracht, ermöglichten ihm jederzeit ein freies Extemporiren. Auch die überaus regelmäßige, fast ascetische Lebensweise trug das Ihrige dazu bei, um ihn mit ungeschwächter Kraft eine Arbeitsfülle bewältigen zu lassen, welche das dem Menschen gewöhnlich zugemessene Maß bei Weitem überstieg. In späteren Jahren hielt er blos eine

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

einzige Tagesmahlzeit, und zwar des Abends, in der Regel aus einem Ei und einer Tasse Fleischbrühe bestehend; des Mittags wurde nichts oder nur ein Bissen Brod und ein Glas Wein genommen.

Vorwürfe wegen herber Düsterkeit und doctrinärer Beschränktheit hat man gegen Calvin in Menge erhoben, zumal bei einem Vergleich mit der kerngesunden, lebensfrohen und frischen Natur eines Luther oder mit der herzgewinnenden, formengewandten und freundlichen Persönlichkeit Zwingli's; diese Vorwürfe sind gewissermaßen traditionell geworden.

Eine theilweise Wahrheit liegt in dem Urtheil. Ohne Weiteres als unberechtigt kann dasselbe nicht zurückgewiesen werden. „Knochen und Nerv, Grundsatz und Zucht!“ — siehe da, das ist Johannes Calvin. Das Erklärende, die Melancholie und Strenge in dem gemessenen, ernsten Wesen des Genfer Reformators läßt zwar ehrfurchtsvolle Bewunderung, schwer jedoch Liebe und herzliche Zuneigung zu ihm aufkommen. Der sänftigende Hauch der Poesie, das Milde und versöhnlich Stimmende fehlt in seinem Leben fast ganz. Unempfänglich für die Schönheit der Natur wie der Kunst, eines von den starren Herzen, die nicht biegen, nur brechen können, weit erhaben über die kleinen Leiden und Freuden der Menschen, scheint er ohne menschliche Gefühle für die menschlichen Gefühle der Andern, nur einer einzigen großen Leidenschaft hingegeben, dem in lichten Flammen brennenden Kampfeseifer für die Ehre Gottes.

Wie gesagt, die Vorstellung von Calvin ist die gewöhnliche. Sie ist, wir wiederholen, im Großen und Ganzen nicht unberechtigt, und doch bedarf sie im Einzelnen der Berichtigung.

Wir Alle sind die Söhne unserer Zeit, unserer Umgebung, wir Alle die Söhne unserer Erfahrungen und Erlebnisse. Diesen Einwirkungen vermag sich Niemand zu entziehen. Calvin ist der Typus seiner Nation und seiner Zeit. Das gemüthliche Moment, wie es dem Deutschen und dem Schweizer eigen, ist ein fremder Tropfen in dem französischen Blute. Der Franzose ist entweder zuchtlos und frivol, oder ernst und strenge. Dazu nehme man die politischen und religiösen Verhältnisse in Frankreich, unter denen der verbannte Flüchtling gestanden und gelitten. Seine Erinnerungen knüpfen sich an die Scheiterhaufen auf dem Greveplatz, an die Jammer- und Leidensgestalten der Märtyrer, die in Wäldern und Höhlen vor den verfolgenden Häschern flohen. Solche Erinnerungen haften unauslöschlich. Solche Erinnerungen sind wohl geeignet, einen an sich ernsten, dem Weltlichen abgekehrten Geist noch mehr zu verdüstern. „Wenn das antike Capitol“, sagt Michelet in seiner die Phrase liebenden Weise, „zu seinem ersten Grundstein ein abgehauenes, blutendes Menschenhaupt hatte, so kann man von dem reformirten Genf dasselbe sagen. Denn Alles an Calvin ist Blut, Leiden, Zerreißung des Menschlichen, das vollkommenste Bild des Märtyrerthums, wie er denn auch selber sich und sein Leben darstellt als ein blutendes Herz, das sich Gott zum Opfer bringt.“ Und zu den funesten Erinnerungen der Vergangenheit kamen die fast täglich sich erneuernden Eindrücke gleicher Art, die unausgesetzten Berichte von den schweren Leiden, welche Hunderte und Tausende seiner Glaubensbrüder um des Glaubens willen zu erdulden hatten. Jeden Tag liefen Nachrichten bei ihm ein, wie Diese und Jene — Jünglinge, Hausväter, Gattinnen, Jungfrauen, Kinder —, die er persönlich gekannt, die als Schüler zu seinen Füßen gesessen, die bei ihm oder bei denen er aus- und eingegangen, in den Kerker geworfen, auf den Scheiterhaufen gebracht, von dem wüthenden Volke zerrissen worden. Mit dem tiefsten Wehe, der tiefsten Seelenqual empfand Calvin sein ganzes Leben lang die Leiden dieser Märtyrer als sein eigenes Leiden. Waren doch auch durch sein Wort die Märtyrer in den Kampf und in die Leiden gezogen.

Ein Anathema ist so leicht gerufen, so leicht das Schuldig gesprochen! Man sollte bei einer Beurtheilung Calvins die angeführten Thatsachen nicht übersehen.

Im zoologischen Garten zu Hamburg.

(Taf. 28.)

Als ich im Laufe des vergangenen Sommers einige Nachrichten über den Hamburger zoologischen Garten, insbesondere auch über die Freiheit, in welcher dort die Wasservögel sich bewegen, las, da erwachte in mir der lebhafte Wunsch, dies selbst zu sehen, und nachdem der Turnerfestrausch in meiner lieben Vaterstadt vorüber, packte ich daher mein Skizzenbuch ein, und bald war ich unterwegs nach der norddeutschen Handelshauptstadt.

Beim Eintritt in den Thiergarten waren es zwar zunächst die Hirsche, unter ihnen das mächtige Elenn, welche mich fesselten, sodann die Adler und Geier in ihren hohen Behältern, immer aber kehrten meine Gedanken zurück zu dem Vogelsee, zumal ich schon in der Luft ziemlich viele Vögel auf- und niederfliegen sah, in denen man schon die Möven, jene graziösen Wasservögel, erkennen konnte.

Näher tretend, konnte ich denn auch bald einen Blick auf den See werfen, wie er da lag mit seinen Inseln, seinen Vogelhäuschen und Bänken, belebt von einer Vogelwelt, wie ich sie in der That noch nicht vereinigt gesehen hatte. Ganze Schwärme langgeflügelter Möven, theils im ausgefärbten blaugrauen Kleide, theils noch in den jugendlichen bräunlichen Farben tummelten sich über der Wasserfläche in der Luft, fortwährend ihr gar nicht unangenehm klingendes „Kih“ ertönen lassend. Andere schwammen nach allen Richtungen auf dem Wasser umher, dabei so wenig in's Wasser sinkend, als genüge eben nur die Berührung mit demselben, um getragen zu werden. Mit auffallender Leichtigkeit erhoben sich diese daher auch sofort in die Luft, während andere mit leichtem Flügelschlag sich auf dem Wasserspiegel niederließen. Die große Traueresche auf der einen Insel war oft ganz von diesen beweglichen Vögeln bedeckt, welche sich trotz ihrer Schwimmhaut leicht auf den Zweigen hielten, und auch auf dem Ufer mit auffallender Schnelligkeit herumliefen.

Flogen sie denn nicht fort? wird der Leser fragen. Allerdings, Einzelne sowohl als in ganzen Schwärmen sah man sie manchmal in der Richtung nach der Elbe fliegen, immer aber, um über kurz oder lang wiederzukehren. Das wird weniger auffallen, wenn man erfährt, daß viele von ihnen ganz jung in den Garten gebracht, oder sogar erst da ausgebrütet wurden, so daß sie denselben als ihre Heimath betrachten.

Digitized by Google

Ein Blick auf unser Bild zeigt uns, daß es indeß keineswegs blos Möven sind, welche den See anfüllen; neiu, Gänse- und Entenarten in so vielfacher Zahl, daß sie kaum zu übersehen sind, Reiher, Störche, Kraniche, Schwäne, Kormorane und andere Vögel bilden ein Durcheinander, welches dem Auge immer neue, immer überraschendere Bilder bietet. Auch von diesen Vögeln genießen viele ihre unbeschränkte Freiheit, das heißt nicht etwa blos: sie sind in keinem Käfig, nein, das heißt hier: sie können und dürfen fliegen, so viel und wohin sie wollen. Es werden ihnen die Flügel nicht verschnitten oder amputirt. Auch hier ist es die Gewöhnung von frühester Jugend an, welche die Thiere den Ort als ihre Heimath ansehen läßt. Mit schwerem Flügelschlag erhebt sich hier ein grauer Reiher. Den schweren Hals und Kopf zurücklegend, steigt er höher, und hat bald die Grenzen des Gartens hinter sich. Er verschwindet unsern Blicken, und es können ganze Stunden vergehen, so daß man ihn schon vergessen hat, bis er plötzlich wieder erscheint und sich ruhig am Ufer niederläßt. Dort fliegt eine Gruppe wilder Enten empor. Hals und Kopf schnurgerade ausgestreckt, erheben sie sich mit eiligen Flügelschlägen gleich anfangs hoch in die Luft, um bald zu verschwinden, aber auch sie sind bald wieder da, und es begegnet dem Zuschauer natürlich auch, daß er plötzlich solche Vögel ankommen sieht, deren Weggehen er vorher gar nicht bemerkt hatte. Es hat dies begreiflicher Weise einen großen Reiz, da dadurch das oft langweilige Treiben gefangener Thiere in das vollständigste Gegentheil verkehrt ist.

Auch das gesellige Leben der Thiere unter sich ist ein höchst interessantes, denn der unterscheidende Charakter der einzelnen Arten tritt bei ihrem dichten Zusammenleben nur um so deutlicher hervor. Sind z. B. die eleganten Möven auch in dieser Beziehung durch ihr harmloses Wesen angenehme Vögel, und stets mit den andern untermischt lebend, so stellen hingegen die schlauen und gefräßigen Kormorane die Räuber dieses Vogelstaates vor. Wie mir der Wärter erzählte, sollen sie schon öfters die schwimmenden Möven tauchend bei den Füßen ergriffen, sie unter das Wasser gezogen und so getödtet haben. Es war deßhalb während meiner Anwesenheit schon das Urtheil über sie gesprochen, daß sie von dem großen See hinweg in einen kleineren versetzt werden sollten, wo sie an den Riesenstörchen, den Pelikanen, den Purpur- und andern Reihern nicht so wehrlose Opfer ihres Uebermuths finden würden. Aber dieses Versetzen war keineswegs leicht, denn, ganz wie es in Nürnberg geht, man mußte sie erst haben. Ich sah es selbst mit an, wie man sie mit Futter lockte. Aber schon in sicherer Entfernung tauchten sie unter das Wasser, kamen so in die Nähe, holten die in's Wasser geworfenen Fische, und plötzlich sah man sie in der Ferne mit der Beute im Schnabel wieder auftauchen, um sie sofort zu verschlingen. Nur wenige ließen sich, so lange ich Besucher des Gartens war, fangen.

War dieses Leben und Treiben auf dem See schon ein ganz anziehendes, so lange die Vögel vollständig unter sich waren, so veränderte sich die Scene doch ganz bedeutend, wenn vierbeiniger Besuch kam. Es war dies das Wasserschwein. Als friedliches Nagethier lief dasselbe bei schönem Wetter fast immer frei im Garten umher, auf den grünen Wiesen grasend oder ruhend. Oefters aber bekam es auch Zutritt zum See, und hier zeigte es sofort seinen Beruf als Wasserthier. Freiwillig und mit offenbarem Behagen stieg es in's Wasser, tauchte sofort unter, um erst nach langer Zeit mit Nase, Auge und Ohr wieder sichtbar zu werden und gleich wieder zu verschwinden. Obgleich es nun von den zahllosen Vögeln auf und über dem Wasser nicht die geringste Notiz nahm, so erregte doch sein Erscheinen stets die größte Aufregung. Wo es auftauchte, stoben sofort die schwimmenden Vögel eilig auseinander, so daß dann der allein sichtbare Kopf den Mittelpunkt eines weiten Kreises von Vögeln bildete. Schwamm das Thier mit emporgehaltenem Kopf weiter, so schlossen sich alle Vögel, aber immer in achtungsvoller Entfernung, der Richtung des Vierfüßlers an. Große Verlegenheit entstand aber stets, sobald das Wasserschwein wieder unter dem Wasser verschwand, denn Keines wußte dann, wo es wieder auftauchen würde. Alles gemeinsame Handeln hörte dann auf, und Jedes suchte auf gut Glück das Zusammentreffen mit dem Unbekannten zu verhüten.

Stieg dann das Wasserschwein wieder einmal an das Ufer, so wiederholte sich hier Aehnliches. Die Kronenkraniche wurden aus dem immerwährenden Putzen ihres Gefieders aufgestört, die schwarzen Störche liefen von dannen und die Reiher flogen nach einer anderen Stelle, um da ungestört ihr ruhiges Dastehen fortzusetzen; die Gänse und Enten aber, welche gerade auf dem Trockenen waren, wandelten, wackelten und watschelten so schnell als möglich nach dem Wasser, wo sie sich verhältnißmäßig noch am sichersten fühlen mochten. Nur die Möven bildeten großentheils immer ein fliegendes Gefolge des Wasserschweins, und zeigten dem Zuschauer schon von Weitem, wo er das vielleicht noch nicht sichtbare Säugethier zu suchen habe. Immer schwebten sie über demselben, ihm ihr „Kih" unterbrochen zurufend. Für ihn, den Nager, dem alle diese Aufmerksamkeit galt, war alles das nicht da, unbekümmert darum legte er sich, wenn er sich im Wasser genug vergnügt hatte, in's Gras, um da gemüthlich auszuruhen, oder er ließ sich auch gutmüthig nach seinem Stalle zurückbringen.

Da der Garten erst im Jahre 1863 geöffnet worden ist und die Gegend, welche er einnimmt, vorher eine fast ganz baumlose war, so fehlt es auch dem Ufer und den Inseln des See's jetzt noch an dem nöthigen Gebüsch und Baumwuchs. Anpflanzungen sind indeß hinreichend gemacht worden, und es ist daher zu hoffen, daß, sobald hinreichende Verstecke vorhanden sind, die Vögel auch zum Nisten schreiten werden. Es dürfte dies, wenn erst die Alten sich mit ihrer Nachkommenschaft herumtummeln, das Anziehende des Anblickes nicht wenig vermehren. Aber schon jetzt ist, wie auch aus dem Gesagten erhellen wird, der Genuß des empfänglichen Besuchers ein so großer, wie er bisher in dem Vogelleben der zoologischen Gärten noch nicht geboten sein dürfte.

L.

Ein reichsfreies Dorf in Deutschland.

Auf der Grenze zwischen Vorpommern und Mecklenburg-Schwerin an der Landstraße zwischen den Städten Treptow an der Tollense in Pommern und Stavenhagen in Mecklenburg liegt in lieblicher Gegend das herrschaftliche

Digitized by Google

Dorf und Rittergut Wolde mit schönem Schlosse und Park und etwa 200 Einwohnern. Dasselbe gehört dem mecklenburgischen Kammerherrn von Fabrice und steht weder unter Preußens, noch Mecklenburgs, noch einer sonstigen Landesoberhoheit. Pommern und Mecklenburg behaupten seit alter Zeit, jedes ein Recht an Wolde zu haben. Weil man sich aber nicht darüber hat einigen können, so übt, laut Vertrag vom Jahre 1600, keines von beiden die Landeshoheit über Wolde aus; so kommt es, daß Wolde keine Steuern zahlt und von jeglicher Militärrekrutirung oder sonstigen staatlichen Einrichtungen frei ist. Die neuen Belehnungen des Gutes geschehen aber von beiden Seiten, von Pommern und Mecklenburg, gemeinschaftlich. In gerichtlicher Beziehung gilt das vereinte mecklenburgische Patriomonialgericht in Zwenkat auch für Wolde, und es steht mit jenem unter der Justizkanzlei zu Gustrow, in kirchlicher Beziehung ist es nach dem mecklenburgischen Dorfe Kastorf eingepfarrt. Wolde ist, so lange man denken kann, ein Gut gewesen, das außer seinem Gutsherrn keinen andern Oberherrn als den deutschen Kaiser über sich erkannte. Seit Aufhebung des deutschen Reichs hat also auch kein Fürst hier im Dorfe etwas zu sagen, höchstens etwa der deutsche Bund; Wolde ist also ein kleiner Freistaat und hofft es auch ewig zu bleiben. Auf dem Kongresse zu Wien hatte man es ganz vergessen, und so war es frei geblieben, wie es von jeher gewesen war. Das Territorium von Wolde beträgt 194,155 Quadratruthen.

Brasiliens Natur.

Wie Nordamerika, besonders aber die Union, bis zum Beginn des mörderischen Bruderkrieges in Hinsicht auf Verfassung, bürgerliche Freiheit und Verwaltung vor allen anderen Theilen Amerikas sich hervorhob und empfahl, so ist in Hinsicht auf Reichthum, Schönheit und Ergiebigkeit der Natur Brasilien allen andern Ländern Amerikas überlegen, und gleichsam die Krone und das Diadem des ganzen Festlandes von Amerika, ein wahres Wunder- und Feenland! Ueber ihm schwebt der ganze Reiz und Zauber eines Tropenhimmels; in den Armen einer üppigen liebenden Natur ruht das ganze schöne, mit dichten Waldungen einer prachtvollen Vegetation bedeckte, von schönen Auen und Thälern durchschnittene und von mächtigen Riesenströmen durchfurchte Gebirgsland wie ihr Lieblingskind.

Hat der europäische Reisende nach vielwöchentlicher langweiliger Fahrt den atlantischen Ocean durchfurcht, hat er die Küsten der westlichen Welt erreicht, und ist er von Fernambuco und Bahia aus mit seinem Fahrzeug längs denselben, deren wundervolle Ufer und wechselnde Naturscenen einen alle Vorstellung überbietenden magischen Eindruck hinterlassen, hinabgesegelt, so nimmt ihn endlich das große Wasserbecken des Hafens von Rio Janeiro, vielleicht der reichste und schönste Punkt der ganzen Erde auf. Hier ruht er nun in einer von ungeheuern Granitfelsen eingefaßten, ringsum mit der reichsten und fremdartigsten Vegetation umgebenen Bai, wie in den Armen des Landes. Das tiefe, dunkelblaue, ruhige Meer, in dem sich der azurne Himmel spiegelt, die weite See, die grünenden Ufer, die bunte Flur, die weißen Gebäude, die den Hafen einfassen, die Menge Kirchen, Kapellen, Paläste und Wohnhäuser, die mit Wäldern bedeckten Fernen und Gebirgsketten, die sich sanft und terrassenartig hinter einander erheben und nach und nach in die den Hintergrund bildenden Orgelgebirge verlieren, die laue, köstliche Luft, die man athmet, der süße, bezaubernde Duft, den die Menge Blumen, Blüthen und Gewürzpflanzen verbreiten, der thauige Aether, der Herz und Seele erquickt, der ganze Zauber, der über dem Lande schwebt — Alles macht einen tiefen Eindruck, und überwogt mit einem schwer zu beschreibenden Gefühl das Gemüth des landenden Einwanderers, der gleich im ersten Augenblick für das Land gewonnen wird.

Gleiche Reize wie die Küste, ja noch großartigere, fast möchte man sagen erdrückendere, bietet das Binnenland, und wie man auch, sei es zu Pferde, oder mit dem Hirschfänger in der Hand, seinen Weg durch die mit Lianen verbunden Urwaldungen bahnend, sei es auf einem der großen Ströme des Landes, in das Innere desselben zu dringen sucht, welche Wunder schließen sich erst dann dem erstaunten Auge in allen Theilen und Reichen der Schöpfung auf! Schon die leblose Natur stellt in ihren langgestreckten, bis auf die Gipfel hinauf bewachsenen Gebirgen ein schönes, majestätisches Bild dar — eine stets sich verjüngende und erneuernde Pflanzenwelt, die den Botaniker bezaubert, eine Ueberfülle des Guten, die dem Einwanderer, der in den üppig verwachsenen Waldungen sein Niederlassungsplätzchen sucht, und dazu gar oft, wie unsere Abbildung S. 220 zeigt, um durch zu kommen, mühselig eine Wasserstraße, das Bett eines Flüßchens oder Creeks, benutzen muß, nicht selten zur Verzweiflung bringt. — Hier stimmen bald blühende, lachende und freundliche Landschaften, bald stille, melancholische Ufer das Gemüth zu heiteren und ernsten Gefühlen, dort schrecken furchtbare Felsenschluchten, deren Inneres reich an Gold und Edelsteinen ist, und bange Sorge umfängt das Herz in dem tiefen Dunkel der Urwaldungen, deren an Schmarotzerpflanzen reiche Stämme durch Lianen und andere Schlinggewächse zu fast undurchdringlichen Dickichten verwachsen sind, in denen zahllose reißende Thiere, Heerden von Affen und buntbeschwingte Vögel, nicht selten aber auch feindlich gesinnte Indianerstämme sicheren Aufenthalt und ihre Bergungsplätze finden. — Der Naturforscher, der zum ersten Male sich hierher versetzt sieht, weiß nicht, ob er mehr die Pracht der Blumen oder den Farbenglanz und die Menge und Verschiedenheit der Thiere bewundern soll. Ein ewiges Leben, eine stete Bewegung schwebt über diesem Zaubertheater. Mit Ausnahme der Mittagsstunde, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und eine feierliche Stille über die vom glänzendsten Sonnenlichte beleuchtete Tropennatur verbreitet ist, ruft hier jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen in ihre Sphäre. Den Morgen verkündet das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Grillen, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden, das Schrillen und Schreien der Affen. Myriaden von Insekten fangen an, sich in den Lüften zu bewegen; Schmetterlinge von den buntesten Farben, besonders zahlreiche Hesperiden, flattern von Blume zu Blume mit ihren von Schillerglanz und großen Augen überstreuten Flügeln, oder

Digitized by Google

suchen ihre Nahrung, in einzelnen Haufen zusammensitzend, an den besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich Vögeln ähnlich in die Lüfte und durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin, und die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum. Eidechsen von auffallender Form und Größe schleichen aus den Gebüschen hervor und setzen durch ihre Farbenpracht in Erstaunen; düster gefärbte, theils giftige, theils unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, kriechen aus den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor, richten sich im Glanz der Sonne schillernd auf, winden sich an den Bäumen hinauf, und erwarten dort, sich sonnend, ihren Raub. Eichhörnchen springen von Ast zu Ast, ganze Heerden geselliger Affen kommen neugierig aus dem Innern der Wälder hervor, und schwingen sich schnalzend und pfeifend von Baum zu Baum. Vögel von den sonderbarsten Gestalten und prachtvollstem Gefieder verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher, oder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Papageien von allen Farben erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tapan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen; geschäftige Pirole schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen; Drosseln quellen schöne Melodien unter dichtem Laube hervor; Manakins belustigen sich, in vollen Nachtigalltönen lockend, den Jäger zu täuschen und irre zu leiten; Spechte lassen ihr weithin schallendes Hämmern und Klopfen ertönen; von den Spitzen der höchsten Bäume erschallen, den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambos ähnlich, die metallischen Töne des Uraponga, und zarte Kolibris, mit dem Glanze der Diamanten, Smaragden, Rubinen und Saphire, umschwirren die prunkvollsten Blumen. — Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, der Dammhirsch, das schöne Pekari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch auf den Auen umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten, schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich wieder die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen. Das Geschrei anderer Thiere, der Ruf des Macuo, der Xapucira, des Ziegenmelkers und die Baßstimmen des Ochsenfrosches verkündigen den Eintritt der Nacht. Und nun beginnt ein neues Schauspiel; ein neuer Vorhang zieht sich auf! — Myriaden Käfer und Glanzwürmer leuchten, Insekten blitzen im Grase und Gebüsche auf und beginnen gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und die Luft zu durchkreuzen. Gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht, während oben vom blauen Himmelsdom Millionen Welten (dem schönsten Mikrokosmus der unendliche Makrokosmus gegenüber!) herableuchten.

(Zu S. 219.)

Reich und großartig ist die Natur Brasiliens, aber auch furchtbar in ihren zeitweilig auftretenden Erscheinungen, in ihren Regengüssen, Ueberschwemmungen, Gewittern, in ihren örtlichen Miasmen, in ihren meistens durch Menschenhand oder Nachlässigkeit hervorgerufenen Waldbränden, deren einen unser Bild S. 221 in seiner vernichtenden Großartigkeit zeigt. Heere lästiger Insekten und zahllose wilde Thiere machen dem Menschen den Besitz des schönen Landes streitig. Giftige Schlangen, deren Biß leicht den Tod herbeiführen kann, lauern unter hohem Grase, die Boa-Constriktor

Digitized by Google

wartet, um Bäume oder deren Aeste gewunden, Krokodile und Alligatoren unterem Schilf auf ihre Beute. Caguare und Juguare, Puma's und ähnliche wilde Thiere hausen noch in Menge im Dickicht der Wälder, und suchen nicht selten auch die Pflanzungen auf, und außer ihnen finden sich noch zahllose andere Schreckniſſe vor, unter denen die ungesicherten Rechtsverhältniſſe der Einwanderer besonders zu nennen sind, die ein starkes Gegengewicht gegen die Reize und Reichthümer des Landes bilden, so daß wir keinem unserer europamüden Landsleute anrathen wollen, Brasilien zum Felde seiner künftigen Thätigkeit zu wählen.

2.

Ein Waldbrand in Brasilien.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 208.)

Neunzehntes Kapitel.

Sechs Jahre waren vergangen, die Familie Rosner hatte sie ruhig und friedlich durchlebt. Nachdem das unerhörte Ereigniß, Anna's Flucht, überwunden und man allmählig wieder in das alte Geleise zurückgekehrt war, trat nichts Störendes, Ungewöhnliches mehr in den Kreis des täglichen Lebens, es ging vielmehr Alles seinen regelrechten Gang und wurde gerade so, wie man es lange vorher bedacht, berechnet und erwartet hatte.

Rosners hatten schon seit einiger Zeit das Handwerk aufgegeben, sich zur Ruhe gesetzt und lebten jetzt allein in ihrem Hause, wo sie das, was sie Glück nannten, ein ruhiges behagliches Alter bei vollem Beutel, im reichsten Maße genossen. Lina war bereits seit vier Jahren verheirathet, und die Eltern gelangten immer mehr zu der Ueberzeugung, daß sie sich keinen bessern Schwiegersohn, als Otto, wünschen konnten. Ueber Fritz, der eigentlich zum Nachfolger des Vaters bestimmt war, hatten die Sterne es anders beschlossen. Er fand eine vortreffliche Parthie, oder vielmehr Rosner fand sie für ihn, und zwar in der Tochter eines entfernten Verwandten, der den äußerst stattlichen Gasthof einer kleinen Stadt besaß. Die bestimmte Braut war die einzige Erbin desselben und überdies ein praktisches anstelliges Mädchen, das der ziemlich umfangreichen Wirthschaft bereits seit einiger Zeit allein vorstand; zwar zählte sie einige Jahr mehr als Fritz, indessen war das kein Hinderniß. Man lernte sich während eines Besuches kennen, den der Gasthofsbesitzer mit seiner Tochter in der Residenz abstattete, die Väter machten Alles unter einander aus, und die beiden jungen Leute wurden eines Tages mit der Nachricht überrascht, daß sie sich zu verloben hätten, eine Eröffnung, wogegen von keiner Seite Einwendungen erhoben wurden. Zwar zeigte sich Fritz einigermaßen erstaunt, als

Digitized by Google

ihm der Vater befahl, den Frack anzuziehen, sich ein Paar weiße Glacehandschuhe zu kaufen und der Cousine einen Heirathsantrag zu machen, indessen dachte er als gehorsamer flügsamer Sohn natürlich nicht an Widerspruch. Er war zwanzig Jahre, folglich alt genug, sich zu verloben, die Cousine war ihm so lieb oder so gleichgültig, wie jede Andere, und geheirathet mußte doch einmal werden, deßhalb bestand seine ganze Erwiederung in der Bitte, der Vater möge ihm doch lieber die Worte der Liebeserklärung einstudiren, er könne das nicht so aus dem Stegreife. Hierzu war Rosner denn auch bereit, Fritz lernte seine Rede auswendig, der Antrag ward gemacht und angenommen, denn auch die Braut zeigte denselben kindlichen Gehorsam, und ein halbes Jahr darauf feierte man die Hochzeit.

Uebrigens fiel die Verbindung zur vollständigsten Zufriedenheit beider Theile aus. Die junge Frau war etwas herrschsüchtiger Natur und wollte Alles nach ihrem Willen leiten und anordnen; dabei fand sie nun an Fritz den geduldigsten, flügsamsten und gutmüthigsten Ehemann, der mit Allem, was sie that, zufrieden war, sofern es seine Bequemlichkeit nicht störte.

Sein jetziger Stand sagte ihm weit mehr zu, als der seines Vaters, zwar verstand er nichts von der Wirthschaft und kümmerte sich auch nicht viel darum, aber seine Frau desto mehr. Sie leitete Alles, besorgte Alles und fand es herrlich, die allein Herrschende und Regierende zu sein, und einen Mann gleichsam nur zu ihrem Vergnügen zu haben, der sich von ihr pflegen und hätscheln ließ, ohne sich in die Angelegenheiten des Hauses zu mischen. Fritz seinerseits fand es gleichfalls herrlich, eine Frau zu besitzen, die ihm jede Sorge abnahm, ihm alle Annehmlichkeiten verschaffte; er war gleichsam nur der Repräsentant des Gasthofes, spazierte den ganzen Tag im Hause umher, um die unermüdliche Thätigkeit seiner Gattin zu bewundern, stellte ebenso häufige als gründliche Inspektionen in der Speisekammer an, unterwarf den Küchenzettel einer genauen Prüfung und befand sich vortrefflich dabei. Kurz, Mann und Frau waren so zufrieden mit einander, wie es selten vorkommt, und Rosners nahmen von einem Besuch, den sie einige Monate nach der Hochzeit dem jungen Paare machten, die Ueberzeugung mit nach Hause, daß sie eine sehr kurze Wahl getroffen und zwei für einander geschaffene Seelen vereinigt hatten.

Von Anna hatte man nichts weiter gehört, sie war allmählig von Allen vergessen worden, oder schien es wenigstens zu sein. Nie war eine Spur aufgetaucht, nie ein Lebenszeichen gekommen, eine Sängerin Anna Rosner existirte nicht, sie hatte wahrscheinlich längst ihren Trotz und Hochmuth gebüßt, war gestorben, verdorben, wie man es gleich anfangs prophezeihte. Rosners Verbot, ihrer in seinem Hause oder überhaupt in seiner Gegenwart zu erwähnen, diente auch dazu, ihr Andenken gänzlich in den Hintergrund zu drängen, und Otto, der dies Verbot veranlaßte, sorgte dafür, daß es befolgt ward.

Otto war jetzt überhaupt, vermöge seiner Stellung, eine Respektsperson geworden, er hatte aber auch nach dem Ausdruck seiner Kollegen ein ganz unerhörtes Glück. Bald nach seiner Verlobung ward unter all' den Plänen zu einem öffentlichen Gebäude der seinige ausgewählt, und ihm der Bau übertragen, der zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel, und wie der erste Erfolg stets eine Menge anderer mit sich führt, so öffneten sich ihm jetzt alle Thüren und Thore. Er machte seine Carriere so leicht und schnell, wie es sonst zu den größten Seltenheiten gehört, und in einem Alter, wo seine Studiengenossen sich noch als Subalternbeamte in den fernsten Winkeln des Staates plagten, nahm er bereits in der Residenz eine verhältnißmäßig bedeutende Stellung ein. Sein Einkommen genügte vollständig zu einer Lebensweise, wie er sie für sich und seine Familie liebte, er stand mit all' seinen Kollegen auf dem besten Fuße, war der erklärte Liebling seiner Vorgesetzten, hatte die glänzendsten Aussichten für die Zukunft, und überdies noch im vergangenen Jahre einen Titel erhalten, zum grenzenlosen Entzücken seiner Verwandten, die sich anfangs gar nicht in das niegeahnte Glück finden konnten, einen Baurath zu den Ihrigen zu zählen, wie es jetzt der Fall war.

Rosner hatte wirklich recht, wenn er Otto ein Glückskind nannte, denn dieser besaß neben all' diesen äußeren Annehmlichkeiten noch immer seinen klaren heiteren Lebensmuth, jene Mischung von leichter Ungezwungenheit und ruhigem Selbstbewußtsein, das seinen Umgang so anziehend machte, und ihn in dem Verkehr mit Höhergestellten, die sein Beruf veranlaßte, vor jeder Demüthigung schützte, und endlich das Beste von Allem, eine allerliebste junge Frau, die ihn anbetete, und zwei reizende Kinder. Es war in der That eine sehr glückliche Ehe, und es konnte kaum zwei Wesen geben, die besser zu einander paßten, als Otto und Lina. Er bedurfte einer Frau, die sich ihm in jeder Beziehung unterordnete, sich unbedingt seiner höheren Einsicht unterwarf und geduldig die zwar nicht häufigen, aber immerhin fühlbaren Launen seines, trotz aller Lebenswürdigkeit sehr despotischen Charakters ertrug. Sie dagegen, das sanfte, schüchternere Mädchen, das auch als Frau nicht anders ward, bedurfte eines Mannes, der sie vollständig leitete und beherrschte, zu dem sie emporblickte, mit dem Bewußtsein, daß er weit über ihr stände und der ihr selbst mit seinen Fehlern als der Inbegriff aller Vollkommenheit erschien.

Unter den Bekannten war Waldau's häusliches Glück sprüchwörtlich geworden, und mit Recht. Otto liebte seine Frau so zärtlich, wie ein guter Ehemann es nur thun kann. Er schuf ihr eine angenehme Häuslichkeit, er schmückte ihre schöne Wohnung mit Allem, was die Bequemlichkeit, ja selbst die Eleganz zu geben vermag, er begleitete sie öfters auf den Spaziergängen, die sie mit den Kindern unternahm, führte sie bisweilen in's Theater und versammelte von Zeit zu Zeit einen kleinen Kreis von Bekannten um sie. Dagegen schloß er sie ganz entschieden von dem eigentlichen Gesellschaftsleben ab; den Einladungen in die höheren Beamtenkreise, die seine jetzige Stellung ihm eröffnete, folgte er fast immer allein. Gewöhnlich „bedauerte seine Frau unendlich", auf das Vergnügen verzichten zu müssen, aber sie war entweder selbst unwohl, oder eins der Kinder leidend, oder sonst eine häusliche Verhinderung, genug er nahm sie nur äußerst selten und nur da mit, wo ihr Nichterscheinen ein Verstoß gegen die Höflichkeit gewesen wäre. Ebenso ging es mit seinen Bekannten; er hatte seinen besonderen Freundeskreis, den er fast täglich sah, denn entweder besuchte er Abends die Herren oder sie besuchten ihn, natürlich auf seinem Zimmer, und ihr Verkehr mit der Frau vom Hause beschränkte sich auf eine Begrüßung beim Kommen und einige Komplimente beim Gehen. Wenn sie größere Gesellschaft hatten, wie es ihre Verhältnisse bisweilen erforderten, dann war Lina stets die freundliche aufmerksame Wirthin, die nach Allem sah, Alles besorgte und auch an Allem Theil nahm, soweit es die Höflichkeit erforderte, mehr nicht, denn Otto liebte es nicht, wenn sie

Digitized by Google

eine größere Aufmerksamkeit erregte, als der Frau vom Hause gebührte.

Dies Alles brachte ihn in den Verdacht, entsetzlich eifersüchtig zu sein, aber er war es nicht im Geringsten. Er hegte nur die Ansicht, das es so am Besten sei, und das war genügend für Lina, sich dem zu fügen. Sie zog ihre stille Häuslichkeit bei Weitem dem rauschenden Gesellschaftsleben vor, in dem sie sich stets fremd fühlte, und fand es ganz in der Ordnung, daß er allein dorthin ging. Sie fühlte sich einigermaßen gedrückt in der Gesellschaft seiner Freunde, deren Unterhaltung ihr, ihrer Meinung nach, viel zu hoch war, wußte es ihm Dank, daß er sie davon befreite, und war herzlich froh, wenn er nur in jenen Kreisen vergnügt war. Wenn Gesellschaft bei ihnen war, hatte sie nicht die geringste Neigung, die Hauptrolle darin zu spielen, sondern dachte nur immer daran, ob das, was sie anordnete, sagte und that, auch ihrem Manne recht war.

Wovon hätte sie auch viel sprechen sollen? Vom Theater? sie kamen nur höchst selten hin, denn Otto machte sich nicht viel daraus. Von Büchern? Otto liebte das Lesen nicht bei seiner Frau, obgleich er selbst sich sehr viel damit beschäftigte, folglich rührte sie kein Buch an, wenn er nicht selbst ihr eins brachte, und das kam selten genug vor. Von der Musik? die konnte Otto nicht leiden, er sprach sich mit förmlicher Bitterkeit dagegen aus, und deßhalb verzichtete sie stillschweigend auf ihren Lieblingswunsch, das Klavierspiel zu erlernen. Von andern interessanten Dingen? das paßte nach Otto's Meinung nicht für eine Frau. Sie mußte allerdings einen Begriff davon haben, um bei einem Gespräch ein Wort dazwischen werfen, oder eine an sie gerichtete Frage beantworten zu können, damit sie nicht geradezu für dumm galt; deßhalb erklärte er ihr selbst Manches, aber näher darauf eingehen oder gar darüber nachdenken, das sollte und durfte sie nicht. Lina war damit, wie mit Allem, zufrieden, sie lebte nur für ihren Mann, ihre Kinder, ihre Häuslichkeit, denn das liebte Otto, darüber freute er sich, und sie war auch glücklich darin, und glücklich in ihrem jetzigen Leben, das von dem im Hause ihrer Eltern so unendlich verschieden war. Auch Otto war sehr zufrieden mit seiner Häuslichkeit, und sehr zufrieden mit seiner Frau, und vor allen Dingen sehr zufrieden mit sich, daß er es gleich anfangs so vortrefflich eingerichtet, und sich als verheiratheter Mann alle Freiheit eines Junggesellen bewahrt hatte.

Mit seinen Schwiegereltern stand er auf dem besten Fuße; sie waren nicht unempfindlich gegen den Glanz, den seine Stellung der ganzen Familie verlieh, und da ihm Alles glückte, und er von allen Seiten geachtet und bevorzugt ward, so söhnten auch sie sich mit seiner Art und Weise zu leben aus, die freilich durchaus nicht nach altem Styl eingerichtet war und ihnen in vieler Hinsicht verschwenderisch erschien. Aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit doch, wenn sie in die schöne elegante Wohnung ihres Schwiegersohnes traten, wenn sie von ihrer Tochter der „Frau Räthin" sprechen konnten, und wenn diese in moderner und geschmackvoller Toilette mit ihren Kindern und ihrem Mädchen kam, um sie zu besuchen. Kurz, sie fanden das Neue nicht mehr so ganz und gar verwerflich, und wenn auch bei ihnen der alte Brauch noch aufrecht erhalten ward, so fügten sie sich doch darein, daß es bei den Kindern anders war.

An einem schönen Maiabende saß Lina in ihrem bequem und geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer mit ihren Kindern und einem Freunde ihres Mannes, der soeben gekommen war; sie warteten auf Otto, der sich auf einem jener großen Diners befand, die sein Chef alljährlich zu geben pflegte. Die junge Frau Waldau sah noch hübscher aus, als das ehemalige Linchen Rosner. Das einigermaßen gedrückte Wesen, das der strenge Zwang und die Abgeschlossenheit des elterlichen Hauses hervorrief, war verschwunden, aber die sanfte Bescheidenheit des jungen Mädchens war auch der Frau geblieben, und machte sie um so anziehender. Sie sah blühender und heiterer aus, als früher, und die zierliche, geschmackvolle Haustracht kleidete sie allerliebst. Auf dem Schooße hielt sie ihr zweijähriges Töchterchen, das der Mutter auffallend ähnelte, es war ebenso blond, ebenso zart und lieblich wie diese, während ihr Sohn, ein hübscher, lebhafter Knabe von etwa drei Jahren, der mehr dem Vater glich, auch die Wildheit geerbt zu haben schien, wodurch sich dieser in seiner Kindheit auszeichnete. Er hatte den Spazierstock des Gastes in Besitz genommen, und ihn als Reitpferd benutzend galloppirte er darauf im Zimmer umher.

Lina erzählte eben von dem Spaziergange, den sie am Nachmittage mit ihren Kindern gemacht hatte, als sie durch Otto's Ankunft unterbrochen ward. Sie eilte, die Kleine auf dem Arme, ihrem Manne entgegen, der sie und das Kind herzlich küßte und sich dann herabbeugte, um seinem Sohne die gleiche Liebkosung zu Theil werden zu lassen, die dieser etwas ungestüm forderte. Jetzt erst kam er zu der Begrüßung des Freundes, der lachend sagte:

„Man kann gar nicht zu dir gelangen vor all' den Zärtlichkeitsbeweisen, die du Glückmensch hinnimmst, als ob sie sich ganz von selbst verständen."

„Nun, das will ich meinen. wofür wäre man denn sonst in den Stand der heiligen Ehe getreten? Ich prophezeihe dir, Emil, wofern du meinem höchst nachahmungswerthen Beispiele folgst, wirst auch du diese Freuden genießen — aber nun laßt mich um Gottes willen aus dem Fracke und den Glacehandschuhen kommen, damit ich aus der offiziellen Dinerstimmung wieder zum freien Menschenbewußtsein gelange."

Lina setzte die Kleine auf das Sopha und eilte fort, um ihrem Manne den Hausrock zu bringen; sie rückte ihm den Lehnstuhl zurecht, holte Cigarren und Feuerzeug herbei und bemühte sich auf alle Weise, es ihm recht bequem zu machen, eine Sorgfalt, die sich Otto mit einer wahren Paschamiene gefallen ließ.

„Nun, wie ist dein Diner abgelaufen?" fragte Emil.

„Etwas steif, wie gewöhnlich all' die Festlichkeiten, wo die Aristokratie die Hauptrolle spielt, und wir Bürgerlichen, zumal wir jüngere Beamten, die Einladung in diesen exklusiven Kreis als eine außerordentliche Gunst betrachten müssen."

„Ja, Otto, ich begreife nicht, wie du dich so leicht und sicher darin bewegen kannst," nahm Lina das Wort. „Ich fühle mich immer befangen unter den vornehmen Leuten."

„Freilich, Linchen, du hängst noch immer an deinem Vorurtheil, daß sie eine ganz besondere Menschenklasse bilden, und wenn ich dich irgendwo vorstelle, so bist du so scheu und demüthig, daß ich all' meinen Stolz nöthig habe, um die Sache nur einigermaßen wieder gut zu machen. Ich habe es dir schon oft gesagt, wir müssen Rücksicht auf meine Vorgesetzten als solche nehmen, und ich ordne mich ihnen gewiß unter, soweit es meine Stellung erfordert; aber ob sie nebenbei noch Barone oder Excellenzen sind, das

Digitized by Google

kümmert mich nicht im Geringsten. Glaube nur, sie merken recht gut, ob man darin einen Unterschied macht, und man kommt mit etwas Stolz weit besser bei ihnen durch, als mit der Kriecherei."

„Ich theile die Ansicht der Frau Räthin!" sagte Emil. „Mir wäre es auch peinlich, durch meinen Beruf zum näheren Verkehr mit Leuten gezwungen zu sein, von denen ich überzeugt bin, daß sie auf mich herabsehen."

„Und ich sage dir, die Stellung, die du zu ihnen einnimmst, hängt einzig und allein von dir ab. Ordne dich ihnen unter, und du mußt ihren ganzen Hochmuth fühlen, tritt ihnen ohne Anmaßung, aber mit ruhigem Selbstbewußtsein gegenüber, zeige ihnen, daß du auf ihre Geburts- und Standesprivilegien gar kein Gewicht legst, und sie werden sich zuletzt bequemen, dich als ihresgleichen wenigstens zu behandeln, wenn auch nicht anzusehen. Das letztere ist übrigens ziemlich gleichgültig, denn man steht doch fortwährend mit ihnen auf einer Art von Kriegsfuß, und muß stets auf der Hut sein, um die einmal errungene Stellung auf die Dauer behaupten zu können."

„Nun, das ist gerade kein sehr angenehmes Verhältniß, — doch lassen wir das. Was gibt es Neues?"

„Nichts, wenn du nämlich nichts weißt."

„Frau Räthin, was sagen Sie zu Ihrem Manne, der aus einer großen Gesellschaft kommt und nicht eine einzige Neuigkeit mitbringt? Wovon war denn die Rede?"

„Wovon? Nun wovon denn sonst, als von dieser ewigen Signora Marani, die nun schon seit vier Wochen die ganze Residenz in Aufruhr bringt, noch ehe sie einen Fuß hierher gesetzt hat. Es ist wahrhaftig kaum mehr zum Aushalten, wohin man kommt, hört man diesen Namen!"

„Ja, du interessirst dich nun einmal nicht für Musik, aber andere Leute thun es desto mehr."

„Ach, wenn es sich nur um die Theaterenthusiasten handelte, die mögen meinetwegen das Opernhaus stürmen, um dies musikalische Wunder zu hören, aber daß in allen Kreisen, in allen Gesellschaften seit Wochen kein anderes Thema verhandelt wird, das ist denn doch etwas zu arg! Man thut wahrhaftig, als wäre der Stadt ein großes Heil wiederfahren, weil diese Italienerin sich herabgelassen hat, uns allergnädigst ein sechswöchentliches Gastspiel zu bewilligen."

„Du hast ein Vorurtheil gegen sie. Gesteh' es nur, Otto, du ärgerst dich, daß sie die M.'sche Villa gemiethet hat, und sie, wie es heißt, sogar kaufen wird, wenn das Gastspiel zu einem dauernden Engagement führen sollte."

„Nun ja, es ärgert mich auch. Ich habe wahrhaftig die Villa nicht gebaut, damit eine Theaterprinzessin darin herumwirthschaften soll. Die M.'schen Erben hätten auch etwas Besseres thun können, als die Besitzung so an All' und Jeden zu vermiethen oder zu verkaufen."

„Du solltest es lieber für dich behalten, daß du die Signora zu All' und Jedem rechnest, du könntest sonst argen Widerspruch erfahren, aber ich muß gestehen, daß ich auch höchst gespannt bin. Wenn die Marani den Ruf, der ihr vorangeht, nur einigermaßen rechtfertigt, so ist sie nicht allein ein Genie in Gesang und Spiel, sondern auch eine Schönheit ersten Ranges, und dabei eben so geistreich, als schön."

„Und ebenso anspruchsvoll und anmaßend. Kann sie nicht im Hotel wohnen, wie jede Andere? Muß sie sich für einen sechswöchentlichen Aufenthalt eine ganze Villa miethen, mit Park und Zubehör? Das ist denn doch noch nicht dagewesen!"

„Ei nun, wenn sie die Mittel dazu hat, und die hat sie gewiß, ihre Stimme bringt ihr mindestens ebenso viel Gold, als Lorbeeren ein."

„Ja es ist eine wahre Sünde, was dafür gezahlt wird. Die Summe, die sie für dies eine Gastspiel erhält, übersteigt alle Begriffe, und sie hat sie nicht einmal gefordert, aber die Theater überboten sich ja förmlich, bis das unserige den Preis davon trug. Und dann noch die Prätensionen, die die Dame macht! Im Winter konnte sie nicht kommen, in der eigentlichen Opernsaison, trotzdem sie damals durch kein Engagement gebunden war, und man Himmel und Erde in Bewegung setzte, um sie hier auftreten zu sehen. Aber nein, sie blieb in London, weil es ihr gefiel, sich noch einige Zeit von den englischen Lords die Cour machen zu lassen, und jetzt erst hat sie sich besonnen, und kommt, jetzt im Mai, wo kein vernünftiger Mensch mehr in das Theater geht, aber um ihretwillen werden alle Bade- und Vergnügungsreisen verschoben, und man schlägt sich förmlich um die Billets. Auch mit einer Gesellschaft reist sie nicht, das ist ihr zu „gewöhnlich", zu „genant", und da sie sich nicht herablassen will, die Sprache der Länder zu lernen, in denen sie auftritt, so muß das ganze Bühnenpersonal den italienischen Text einstudiren. Sogar in Bezug auf die Kostüme und die Scenerie hat sie ihre eigenen Ideen, die um jeden Preis durchgesetzt werden müssen. Sie macht den Theatern förmlich Vorschriften, und unsere sonst so herrschsüchtigen und hartnäckigen Direktoren fangen zu jeder Caprice Ja und Amen, machen Bücklinge und Complimente und sind außer sich vor Wonne, wenn die Donna sie mit einem gnädigen Lächeln beehrt."

„Wie er sich darüber ereifert! Die arme Signora Marani ahnt gewiß nicht, welchen erbitterten Feind sie hier schon hat. Woher weißt du denn aber all' diese Details?"

„Woher? Glaubst du, daß ich in den fünf Stunden etwas Anderes gehört habe, als solches Zeug? Mit Signora Marani setzten wir uns zu Tische, und mit Signora Marani standen wir wieder auf. Diese Italienerin muß wahrhaftig eine nahe Verwandte des Gottseibeiuns sein, denn sie beherzt die Leute schon aus der Ferne, das wird schön werden, wenn sie erst hier ist! Ich sage dir, es war heute bei der Tafel ordentlich lächerlich. Die ganze exklusive Gesellschaft sprach nur von der Sängerin, Menschen, die sonst ganz vernünftig und praktisch sind, wußten sich vor Entzücken darüber nicht zu fassen, daß dieser Vogel Phönix auf seinem strahlenden Fluge sich einige Wochen bei uns niederzulassen geruht; sogar mein Chef, die alte sechzigjährige Excellenz, ließ seine ganze officielle Steifheit fahren und gerieth in poetische Extase bei der Erinnerung an die Marani als Norma, die er kürzlich in Paris von ihr gesehen hat. Er verbreitete sich mit einer Ausführlichkeit und einem Feuer darüber, daß ich gegen C. die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, wenn das so fortginge, würden wir bei der nächsten Neujahrsvisite nicht blos Seiner, sondern auch Ihrer Excellenz, geborenen Marani, aufzuwarten haben. Der Witz wäre mir beinahe übel bekommen, er machte die Runde bei meinen sämmtlichen Tischnachbarn, und sie wollten sich darüber ausschütten vor Lachen, so daß von oben gefragt wurde, was es gebe, und wir in der Eile eine Nothlüge erfinden mußten."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dorfstudien.

Nach Franz Kels.

(Taf. 29.)

Ein treffliches Bild, voll individuellen Lebens, das gleich bei seiner ersten Ausstellung warmen Beifall fand und nun durch Copien und Photographien beliebt und verbreitet wurde. Ein junger Maler potraitirt in einer Scheuer einen langen robusten Bauernbuschen, der im Bewußtsein seines imponirenden Exterieurs, den dampfenden Ulmerkopf im Munde, sich in lächerlicher Selbstgefälligkeit mit gespreizten Beinen vor ihm aufpflanzt. Der Künstler hat auf dem Kasten eines Schubkarrens Platz genommen und malt, den Deckel des Farbenkastens als Staffelei benützend, wacker darauf los, da er weder weiß, ob ihm der Bursche länger halten wird, als seine Pfeife dampft, noch ob er so bald wieder ein solches Kabinetsstück vor den Pinsel bekommt. Die Farbenskizze scheint bereits auch so weit gediehen zu sein, daß das edle Modell erkennbar und die Künstlerschaft des jungen Fremden den harrenden Kunstfreunden außer Zweifel ist. Drei Bauern stehen nämlich hinter dem Maler und sehen mit Spannung, wie Freund Jörge immer lebhafter und frappanter ähnlich aus dem kleinen Rahmen hervortritt. „Meiner Treu," scheint der kleine Alte zu sagen, „er ist's! Man sollt es nicht für möglich halten!" „Ja, ja," meint schmunzelnd der Mittlere, „er ist's; er hat ihn fern hingebracht, den Hansjörg, ich muß es selber sagen." „Freilich ist er's," sagt der jüngere Bauer, „aber so geschleckt ist er nicht und so sauber." Der aufmerksamste Zuschauer ist jedoch der kleine, wohl einem der Honoratioren des Dorfes angehörige Schulknabe. So etwas hat er sein Lebenlang nicht gesehen. Er merkt sich die Sache und versucht sicher in der Schule das karrikirte Contrefait des Magisters in markigen Zügen auf der Schiefertafel zu entwerfen. Auch auf einen andern Jungen ist das Beispiel des Künstlers nicht ohne Wirkung geblieben. Der Range hat bereits Palette und Pinsel improvisirt, findet es aber leichter und gemüthlicher, seinen kleinen Kameraden selbst zu bemalen, statt zu malen, und setzt den wohlgesättigten Pinsel mit kräftigem Impasto eben an dessen Stirne an. Im Hintergrunde steht ein junges Mädchen; es scheinen zarte Beziehungen obzuwalten, und vergeblich sucht sie durch Winke die Aufmerksamkeit Hansjörgs auf sich zu ziehen.

Wie die Werke von Franz Kels überhaupt, machen seine Dorfstudien auch in wohlgelungenen Nachbildungen durch die ungekünstelte Wahrheit der Empfindung, die klare und lebendige Anordnung, vor Allem aber durch die Vertheilung des Lichts, das so effektvoll durch das offene Thor in die Scheuer dringt, eine bedeutende Wirkung. Am Original selbst wird die blühende, leuchtende Farbe, das klare Helldunkel, kurz die meisterhafte Malerei bewundert.

Franz Kels, geb. 1828 zu Derendorf, ist ein Zögling der Düsseldorfer Schule. Das Publikum hat sich von der regen Thätigkeit dieses Künstlers noch manchen Genuß zu versprechen. S.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 224.)

„Nun, deine Excellenz wäre am Ende nicht die erste hochgestellte Persönlichkeit, die aus einem Anbeter zum Bewerber wurde, und der schönen Italienerin Herz und Hand anbot. Sie soll schon verschiedene glänzende Parthien zurückgewiesen haben, und jetzt erzählt man sich allgemein, der junge Graf Wartenberg, der Sohn unseres früheren Gesandten in Paris, sei so rasend in die Signora verliebt, daß er sie seiner ganzen Familie zum Trotz heirathen wolle. Die Dame habe ihn aber fortgeschickt, mit der Weisung, er möge erst seine Frau Mama bestimmen, ihr einen Besuch zu machen, und seinen Antrag zu unterstützen, dann wolle sie allenfalls die Sache in Ueberlegung ziehen."

„Bravo!" rief Otto lachend. „Die Anekdote ist gut, wenn auch schwerlich wahr, aber der blose Gedanke, der alten hochwohnehmen Gräfin eine solche Alternative zu stellen, ist vortrefflich erfunden."

„Warum denn erfunden? Wäre es denn so ganz unmöglich?"

„Daß sich der hochgeborene Graf so in die Sängerin verliebt, daß er der Leidenschaft seine Standesvorurtheile opfert? Nein, das wäre nicht das einzige Beispiel dieser Art. Daß aber die Sängerin die Hand eines Grafen ausschlägt, der zu der ältesten und reichsten Aristokratie des Landes gehört, und ihn noch obendrein verspottet, denn ernsthaft könnte die Zumuthung an die stolze alte Gräfin doch wohl nicht gestellt sein, das halte ich für unmöglich."

„Wer weiß, bei der Marani ist Alles möglich. Sie muß in der That ein ganz eigenthümliches Wesen sein, das, nach Allem, was man davon hört, eine wahrhaft dämonische Anziehungskraft auf die Männer ausübt, trotzdem, oder vielleicht gerade weil sie sie all' zusammen mit solcher souveränen Gleichgiltigkeit behandelt. Man behauptet allgemein, daß sie sich hartnäckig der Liebe verschließe, und wohl eine Menge Anbeter, aber nicht einen einzigen Liebhaber besitze."

„Sie ist wahrscheinlich nur eine wohlgeschulte Coquette, die es etwas feiner treibt, als die andern; ich meinestheils glaube nicht an die Tugend einer Dame vom Theater. Uebrigens wäre sie nicht halb so berühmt ohne O.'s Protektion, ihm verdankt sie ihre ersten Erfolge vor drei Jahren, denn seiner Schülerin kam man natürlich auf alle Weise entgegen."

„Es ist ja wohl eine Römerin? Nicht wahr?" mischte sich Lina in das Gespräch.

„Ja, ich glaube. Wenigstens hat O. sie in Rom aufgefunden und, da er bei dem Kinde bedeutende musikalische Anlagen entdeckte, sie erziehen und ausbilden lassen."

„Ja, so erzählt er die Geschichte," sagte Otto, „ich halte jedoch die allgemeine Annahme für die wahrscheinlichere,

Digitized by Google

daß sie nämlich nicht seine Adoptiv-, sondern seine wirkliche Tochter ist, es spricht so Vieles dafür. Er hat sie selbst unterrichtet, eine Gunst, die sonst Niemandem zu Theil geworden ist, er steht in ununterbrochenem Verkehr mit ihr und besucht oder begleitet sie stets, wenn sie irgendwo einen längeren Aufenthalt nimmt. Auch hier in der Stadt hat er ihr eine Aufnahme bereitet, wie sie sonst nicht leicht einer Sängerin zu Theil wird, das habe ich heut aus den Gesprächen erfahren."

„Nun, ich meine, die wäre ihr hinlänglich gesichert durch den Ruf, der ihr vorangeht."

„Lieber Emil, der Empfang des Publikums und die Aufnahme von Seiten der Gesellschaft sind zwei sehr verschiedene Dinge. Jenes vergöttert oft Jemand, dem diese sich auf's Strengste verschließt, aber freilich die Marani braucht das nicht zu fürchten, denn O.'s Einfluß hat ihr schon im Voraus alle Kreise geöffnet. Da man ihr persönlich nichts vorwerfen kann, so schwärmen alle unsere Damen ganz öffentlich für die tugendhafte, romantische Italienerin, die schon einige Dutzend Lords, Peers und Grafen, nebst verschiedenen kleinen Fürstenthümern ausgeschlagen hat, um ihrer Kunst treu zu bleiben. Ich glaube wahrhaftig, keine Familie würde Anstand nehmen, sie bei sich einzuführen, wenn der gefeierten Dame ihr Umgang belieben sollte."

„Ausgenommen etwa die beinige," lachte Emil. „Was meinen Sie, Frau Räthin, würden Sie dieser Signora Marani wohl ihr Haus öffnen?"

„Das wollte ich mir verbitten!" rief Otto gleichfalls lachend. „Uebrigens werden weder Linchen noch ich in die Gefahr kommen, von dieser dämonischen Anziehungskraft berührt zu werden."

„Was, du willst nicht hingehen? Alle Welt freut sich darauf."

„In diesem Falle gehöre ich nicht zu aller Welt. Du weißt, ich mag die Musik, die Oper überhaupt nicht, und gegen diese unbekannte Italienerin habe ich nun vollends eine Antipathie, gerade weil man so viel davon hört. Ich habe schon neulich unter meinen Bekannten einen Sturm des Entsetzens hervorgerufen durch diese Erklärung, aber ich werde ihnen zeigen, daß man leben kann, ohne dies achte Wunder der Welt gesehen und gehört zu haben. Doch du wirst natürlich hingehen, du gehörst ja auch zu den Theaterenthusiasten."

„Leider habe ich zur ersten Vorstellung kein Billet erhalten können, trotzdem ich alle Hebel in Bewegung setzte. Es ist ja ein wahrer Kampf um die Plätze, sie werden längst vorher bestellt und mit Geld aufgewogen, aber zu ihrem zweiten Auftreten hoffe ich noch einen zu erobern."

„Das sollte mir fehlen, mich darum zu bemühen! Mir könnte man nunmehr eine Loge anbieten, wir würden uns noch sehr bedenken, ob wir sie annähmen. Nicht wahr, Linchen?"

Lina hätte zwar gerne die fremde berühmte Sängerin gehört, indessen war sie eine viel zu exemplarische Gattin, um die sehr bestimmt ausgesprochenen Ansichten ihres Mannes über diesen Punkt nicht mit einem freundlichen „Ja wohl" zu bestätigen. In diesem Augenblick trat das Mädchen ein und übergab einen Brief, der soeben gekommen war.

„Von meinem Chef? Also etwas Dienstliches," sagte Otto gleichgültig, indem er ihn erbrach, aber er machte beim Lesen ein höchst erstauntes Gesicht und brach endlich in ein lautes Gelächter aus.

„Ich glaube wahrhaftig, der alten Excellenz ist der Enthusiasmus zu Kopfe gestiegen! Linchen! Emil! wißt ihr, was der Brief enthält? Das liebenswürdige Anerbieten, übermorgen, beim ersten Auftreten der Signora Marani als Norma, mich der Loge bedienen zu wollen, über die Excellenz noch nicht verfügt hätte. Es würde sie freuen, wenn ich mit meiner Frau Gemahlin und meiner Familie davon Gebrauch machen wollte u. s. w. Was sagt ihr dazu?"

„Das ist sonderbar!" meinte Lina, während Emil den Kopf schüttelte, aber Otto rief noch immer lachend:

„Ich habe es ja gleich gesagt, dahinter steckt etwas. Alle meine Kollegen werden ähnliche Billets erhalten haben, ich vermuthe, mein Herr Chef hat den ganzen zweiten Rang gemiethet und seine sämmtlichen Beamten dorthin dirigirt, damit wir sie gleich in corpore bewundern können, unsere künftige Frau Excellenz. O die Geschichte ist köstlich!"

„Ich meine eher," sagte Emil, „daß diese außerordentliche Gefälligkeit ein Vorbote baldiger Beförderung ist. Ich gratulire."

„Höre Emil, ich weiß, aufrichtig gestanden, nicht, was ich von der Sache denken soll. Zwar stehe ich ziemlich gut mit meinem Chef, aber doch wahrhaftig nicht in solcher Vertraulichkeit, daß ich diese Gunst natürlich finden sollte. Mir eine Loge anzubieten — wahrscheinlich doch mit Uebergehung so vieler Anderer, die mir vorgesetzt sind — wie kommt er darauf? Ein Irrthum ist nicht möglich, denn hier steht ausdrücklich mein Name, und was fällt ihm denn ein, von meiner Frau zu sprechen, die ich ihm ein einziges Mal vorgestellt habe, von meiner Familie, die er gar nicht kennt? Das begreife ein Anderer!"

„Seltsam ist es allerdings. Er hätte dich ja, wenn es ihm nur um eine besondere Bevorzugung zu thun war, in seine eigene Loge einladen können."

„Nun jedenfalls werde ich mir, wenn ich meinen Dank abstatte, einige bescheidene Hindeutungen erlauben, auf meine gänzliche Unfähigkeit den Grund dieser außerordentlichen Gunst zu errathen."

„Wirst du denn hingehen?"

„Lieber Emil, diese naive Frage beweist sonnenklar, daß du nicht das beneidenswerthe Glück hast, zu den Dienern des Staates zu gehören. Glaubst du vielleicht, ich könnte jetzt nicht hingehen, nachdem sich die Excellenz herabgelassen hat, mir eine Loge anzubieten? Ich werde gehen, trotz meiner Antipathie gegen die Marani. Ich werde meine Frau Gemahlin bitten, sich in die allerhöchste Galla zu werfen, und meine Familie, d. h. Rosner's, gleichfalls einladen, denn die Kinder können doch unmöglich zur Norma invitirt sein, und da es nun einmal so ist, so wollen wir uns den Kopf nicht weiter darüber zerbrechen. Doch ich sehe es noch kommen, daß ich aus Dankbarkeit helfen muß die Lorbeerkränze, die meine Excellenz gewiß dutzendweise mitnimmt, auf die Bühne zu schleudern, und daß ich dafür in der ganzen Stadt zum ersten Anbeter der Signora gestempelt werde; aber du darfst nicht eifersüchtig werden, Linchen, es ist nicht weiter gefährlich."

„Wer weiß!" sagte Emil lachend. „Du ärgertest dich so darüber, daß die Italienerin überall das alleinige Gesprächsthema bildet, und nun haben wir eine Stunde lang von nichts Anderem gesprochen. Sie scheint es uns Allen anzuthun."

„Ja wahrhaftig! Doch nun wollen wir sie sammt der

Digitized by Google

Loge und der Excellenz bei Seite lassen. — Otto komm her, hast du nun endlich ausgetollt?"

Der junge Herr Waldau, der dem Grundsatze huldigte, daß ein ordentlicher Knabe nie fünf Minuten hinter einander still sitzen und keine Viertelstunde vergehen lassen dürfe, ohne seine Kraft, die sich für jetzt nur im Zerstören äußerte, an den verschiedenartigsten Gegenständen zu erproben, hatte bisher seine Galloppade fortgesetzt und kam nun mit der Meldung hervor, daß er im Vorbeilaufen eine von Mama's schönsten Kamelien abgebrochen habe.

„Du Wildfang!" sagte diese, und fuhr ihrem Lieblinge auf eine freilich mehr zärtliche als zornige Weise in den braunen Lockenkopf. „Meine schöne Kamelie, die einzige an dem Topfe, den mir dein Papa erst vor acht Tagen schenkte. Was sagst du dazu, Otto?"

Otto, der sich einbildete, ein exemplarischer Vater zu sein, und seinen Sohn auch wirklich auf die exemplarischste Weise von der Welt erzog, indem er ihm alle Unarten unter dem Vorwande hingehen ließ, daß man Knaben schon frühe an Freiheit und Selbstständigkeit gewöhnen müsse, machte ein ernsthaftes Gesicht, stellte dem Kleinen sein Schwesterchen zum Muster auf, das bisher still und freundlich auf dem Schooße der Mutter gesessen hatte, meinte aber dann, der Schaden sei ja nicht groß, es würde wohl eine andere Kamelie aufblühen, und wenn nicht, so wolle er seiner Frau einen neuen Blumentopf kaufen. Sein Sohn erfreute sich nämlich seiner besonderen Vorliebe, denn wenn er sein Töchterchen auch lieb hatte, so war es doch immer nur ein Mädchen, folglich nicht halb so wichtig als der Sohn und Erbe.

Das Gespräch wandte sich jetzt auf andere Dinge; die Abendmahlzeit ward eingenommen, und nach Beendigung derselben begab sich Otto mit Emil auf sein Zimmer, wo sie den übrigen Theil des Abends zubrachten, während Lina, nachdem die Kinder zu Bett waren, wie gewöhnlich mit ihrer Handarbeit allein blieb.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Gräfin Wartenberg ging mit unruhigen Schritten in ihrem Zimmer auf und nieder. Die Zeit hatte bereits angefangen, das dunkle Haar der Dame zu bleichen, aber ihre Gestalt war noch ebenso stattlich, ihre Haltung noch ebenso vornehm als sonst. In diesem Augenblick jedoch schien sie sich in einer zwar unterdrückten, aber heftigen Aufregung zu befinden; die dünnen Lippen waren fest aufeinander gepreßt, die Stirne gerunzelt. Sie ging in tiefen Gedanken verloren auf und ab, und stand nur bisweilen still, um einen Blick durch das Fenster zu werfen, oder den Brief, den sie in der Hand hielt, zu entfalten, um einzelne Stellen darin nochmals durchzulesen. Er enthielt augenscheinlich keine angenehmen Nachrichten, denn jedesmal, wenn sie ihn öffnete, wurde das Stirnrunzeln drohender, und als sie jetzt den Schluß überflog, glich es einer Gewitterwolke, während sie das Papier heftig in der Hand zerknitterte. Da vernahm man das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt.

„Endlich!" murmelte die Gräfin, und sich auf das Sopha niederlassend nahm sie ihre gewöhnliche, freundliche, kalte Miene wieder an. Gleich darauf wurde Graf Oltiz gemeldet und trat in den Salon.

„Willkommen lieber Waldemar!" sagte die Gräfin, ihm die Hand reichend. „Ich habe Sie schon erwartet und hoffte gleich, als ich von Ihrer Ankunft hörte, Sie würden mich noch heute mit einem Besuche erfreuen."

„Gewiß, gnädige Frau! Ich habe mir nur eben Zeit genommen, den Staub der Reise abzuschütteln, und eilte dann, sogleich Ihnen meine Aufwartung zu machen."

„Felix hat Sie also nicht begleitet?"

„Er denkt erst morgen Abend einzutreffen."

Es entstand eine jener kurzen, aber peinlichen Pausen, in der beide Theile sich scheuen, den Gegenstand zu berühren, der Beiden gleichwohl der wichtigste ist; endlich nahm die Gräfin das Wort und sagte rasch:

„Lassen Sie uns offen sprechen und gleich zur Sache kommen. Sie sind auf meine Bitte selbst nach Paris gereist, was bringen Sie mir für Nachrichten?"

„Es scheint, gnädige Frau, als ob Felix selbst Sie bereits mit dem bekannt gemacht hat, was ich Ihnen mittheilen kann," erwiederte Waldemar, einen Blick auf den Brief werfend, „aber zuerst wünschte ich zu wissen, wie weit Sie davon unterrichtet sind."

„O es bedarf keiner Schonung," sagte die Gräfin bitter. Felix's Rücksichtslosigkeit überhebt Sie der Mühe, mich auf diese unerhörte Geschichte vorzubereiten. Er hat es für nöthig gefunden, mir in dem Briefe seine Tollheit zu gestehen, die bei dem persönlichen Zusammentreffen doch zur Sprache kommen würde, und schreibt ganz offen, er liebe diese Marani und gedenke sie zu heirathen, wenn," hier zuckten die Lippen der Dame verächtlich, „wenn sie seinen Antrag annähme. Er geht sogar so weit, mich um meine Einwilligung zu bitten. Meine Einwilligung zur Vermählung des Grafen Wartenberg mit einer Sängerin! Was sagen Sie dazu?"

Waldemar zuckte die Achseln und schwieg.

„Es müssen sogleich Schritte in dieser Sache gethan werden," erklärte die Gräfin mit großer Bestimmtheit. „Ich habe sie bisher als eine gewöhnliche Liebesaffaire angesehen und demgemäß ignorirt, aber wenn Felix sich so weit vergißt, mir dergleichen zu schreiben, so wird er erfahren, daß meine Nachsicht ihre Grenzen hat, und ich werde genöthigt sein, mit einem Machtspruch dazwischen zu treten."

„Vor allen Dingen möchte ich Sie bitten, gnädige Frau, diese Angelegenheit nicht so leicht zu behandeln, sie könnte ernster werden, als Sie denken."

„Nun, ich dächte, sie wäre es schon hinreichend. Was verstehen Sie denn unter ernster werden?"

„Daß Felix seinen Entschluß wirklich ausführt."

Die Dame lächelte spöttisch: „Sie sehen Gespenster, Waldemar! Wenn es zum Aeußersten kommen sollte, so besitzen wir noch Mittel, ihn mit Gewalt von diesem unsinnigen Schritte zurückzuhalten, aber das eben soll vermieden werden. Es wäre mir im höchsten Grade peinlich, wegen solcher Person Scenen mit meinem Sohne zu haben; ich halte es deßhalb für das Beste, ihm gegenüber ihrer gar nicht zu erwähnen, und sie ganz einfach auf irgend eine Weise zu veranlassen, ihre etwaigen Ansprüche aufzugeben. Man könnte ihr ja eine bedeutende Summe bieten, wenn sie —"

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber ehe Sie etwas Weiteres beschließen, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie Signora Marani nicht als eine Sängerin oder überhaupt eine Frau gewöhnlichen Schlages ansehen dürfen, und noch weniger sie als solche behandeln, das würde Alles verderben."

Digitized by Google

„In der That! und wofür soll ich diese Signora denn ansehen?"

„Das gebe ich Ihrem eigenen Urtheil anheim, indem ich Ihnen mittheile, daß sie längst Gräfin Wartenberg wäre, wenn sie gewollt hätte."

„Waldemar!" sagte die Gräfin laut, „die Gräfin Wartenberg sitzt vor Ihnen und liebt es nicht, daß man ihren Namen mit dem einer Komödiantin in Verbindung bringt."

„Verzeihung, gnädige Frau, aber Sie wünschten ja die volle Wahrheit zu hören, und das ist auch unumgänglich nothwendig, wenn Sie energische Maßregeln ergreifen wollen. Ich weiß aus Felix eigenem Munde, daß er der Marani einen Heirathsantrag gemacht hat und bereit war, sich in Paris mit ihr trauen zu lassen; er wurde aber zurückgewiesen."

„Zurückgewiesen? Graf Wartenberg von der Sängerin? Sie irren sich bestimmt, Waldemar, dann müßte ja auch die Sache zu Ende sein."

„Es scheint, sie hat ihm nicht alle Hoffnung geraubt, vielmehr Bedingungen gestellt —"

Wieder zuckten die stolzen Lippen der Gräfin verächtlich. „Ah so! Natürlich, und was sind das für Bedingungen?"

„Unausführbare, gnädige Frau, zum Glück für Felix, erlassen Sie mir die Mittheilung. Ich wollte Ihnen nur den Beweis liefern, daß wenn diese Italienerin wirklich nur eine schlaue, berechnende Koquette wäre, die um jeden Preis zu Rang und Reichthum gelangen will, sie diesen Zweck längst erreicht hätte."

„Vor allen Dingen wünsche ich zu wissen, was sie denn eigentlich verlangt, das Felix, nachdem er so weit gegangen ist, ihretwegen alle anderen Rücksichten mit Füßen zu treten, ihr verfagen kann."

„Wozu das erwähnen? Ich sagte Ihnen ja, daß es unausführbar ist, Sie würden sich nur darüber alteriren."

„Gleichviel, ich wünsche es zu wissen. Was hat sie geantwortet?"

„Nun denn, sie erklärte, da sie Grund habe anzunehmen, daß die Familie des Grafen dieser Verbindung entgegen sei, so könne überhaupt von der Sache nicht eher die Rede sein, als bis — entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich die Worte wiederhole — als bis die Gräfin Wartenberg selbst zu ihr käme, um den Antrag ihres Sohnes zu unterstützen."

Die Gräfin saß erstarrt da; endlich fragte sie langsam: „Und was sagte Felix dazu?"

„Felix kam zu mir, um mich zu fragen, ob ich es für ganz und gar unmöglich halte, Ihre Einwilligung zu erlangen — Sie sehen, wie blind seine Leidenschaft ist."

Die Gräfin stand heftig auf. Zum ersten Male trug die innere Aufregung den Sieg davon über die angenommene Kälte, und ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Sie haben recht, die Sache ist ernster, als ich glaubte, und es muß energisch eingeschritten werden. Wenn er sich so weit vergessen kann, seiner Mutter eine solche Zumuthung zu machen, dann ist er in der That zu Allem fähig. — Waldemar, ich stehe allein und will nicht, daß diese Angelegenheit in unseren Kreisen noch mehr bekannt wird, als es leider schon der Fall ist. Sie waren bestimmt, mein Schwiegersohn zu werden, und wenn auch der Tod das Band gelöst hat, das uns vereinigen sollte, so weiß ich doch, daß ich auf Ihren Beistand rechnen kann, wenn es sich um die Familie handelt, der Ihre Olga angehörte."

„Bedarf es dazu noch einer Versicherung, gnädige Frau? Sie sehen mich bereit, Sie in jeder Weise zu unterstützen, befehlen Sie deßhalb ganz über mich."

„Nun denn, so unterrichten Sie mich zuerst über Ihre Reise. Wie fanden Sie Felix? wie ist er zu dieser Leidenschaft gekommen? was haben Sie überhaupt darüber erfahren?"

„Felix hat mit dem Feuer gespielt, und sich zuletzt daran verbrannt, wie so Viele, denn Feuer ist diese Italienerin durch und durch, trotz der Eiseskälte, die sie außer der Bühne zeigt. In Paris, wo sie auf eine Weise gefeiert ward, die man hier nachahmen zu wollen scheint, wurden zahlreiche Versuche gemacht, diese Sprödigkeit zu besiegen, zum Theil von den hochgestelltesten Persönlichkeiten, aber es war umsonst. In einer Gesellschaft junger Cavaliere, wo sich Felix am ersten Abend seiner Ankunft befand, wurde davon gesprochen. Er lachte darüber, wollte es nicht glauben, und übermüthig gemacht durch seine bisherigen Erfolge in solchen Affairen ging er zuletzt eine Wette ein, in Zeit von vier Wochen die Eroberung vollendet zu haben. Die Art, wie er sich damals über die Sängerin äußerte, beweist hinreichend, daß er auch nicht die entfernteste Ahnung hatte, sie könne ihm im Ernst gefährlich werden. Er ließ sich ihr am nächsten Tage vorstellen und begann auch wirklich seinen Angriff mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen, aber nach vier Wochen hatte sich die Sache umgekehrt, und Signora Marani ihn so vollständig erobert, daß er allen Neckereien in Bezug auf die verlorene Wette mit der entschiedenen Erklärung entgegen trat, er beabsichtige jetzt, sich um ihre Hand zu bewerben, einen der Herrn forderte und sich mit ihm schlug, wegen einer im Grunde ganz harmlosen Bemerkung über die künftige Gräfin Wartenberg, kurz Alles that, die Geschichte so öffentlich als möglich zu machen."

„Und das muß ich von meinem Sohne erleben! An ihm, den ich stets im Bewußtsein seines Ranges und seiner Stellung erzogen habe, von dem ich glaubte, er würde sie strenger wahren als jeder Andere."

„Aufrichtig gestanden, gnädige Frau, als ich auf Ihren Wunsch die Reise antrat, um selbst zu sehen, was an den beunruhigenden Gerüchten sei, die hier auftauchten, hegte ich keine Besorgniß, sondern hielt das Ganze für eine gewöhnliche Liebesaffaire, die vielleicht etwas leidenschaftlicher als sonst betrieben wurde. Ich glaubte, Felix hinreichend zu kennen, um die Befürchtung einer solchen Heirath als Hirngespinst zu verlachen, als ich ihn aber besprochen, und besonders nachdem ich die Signora gesehen hatte, da wurde mir der ganze Ernst der Sache klar."

„Sie scheinen ja dieser Person eine außerordentliche Wichtigkeit beizulegen."

„Leider muß ich das, sie ist in der That ein räthselhaftes Wesen. Ich gestehe, daß ich ein ungünstiges Vorurtheil gegen sie hegte, und zu ihr kam mit dem Entschluß, Felix wo möglich aus den Banden einer schlauen Koquette zu befreien. Mein erstes Benehmen war darnach eingerichtet, aber sie trat mir in einer Weise entgegen, die mich geradezu zwang, den entgegengesetzten Ton anzunehmen und sie in gleicher Weise zu behandeln, wie die Damen unserer Kreise."

Die Gräfin biß sich auf die Lippen. „Und wie ist ihr Verhältniß zu Felix?"

„Eigenthümlich genug. Sie hat ihm noch nicht die geringste Gunst gewährt, empfängt ihn nicht einmal anders als zur gewöhnlichen Besuchszeit, und behandelt ihn, selbst in Gegenwart Fremder, mit einer Kälte und einem Stolze,

Digitized by Google

den ich meinestheils nicht ertragen würde. Leider scheint sie aber gerade darin das Mittel gefunden zu haben, ihn auf's Aeußerste zu treiben, denn anstatt ihn abzuschrecken, entflammt es ihn immer mehr. Machen Sie sich auf heftige Scenen gefaßt, gnädige Frau, Felix ist durch diese Leidenschaft so verändert, so ganz seinem eigentlichen Charakter entfremdet, daß ich wirklich nicht weiß, wie wir jetzt auf ihn einwirken sollen."

„Wir werden gar nicht auf ihn einwirken," erklärte die Gräfin kalt. „Ich wollte das Aeußerste vermeiden,

Die Heimkehr vom Felde.

wenn er mich aber dazu zwingt, so werde ich ihm einfach verbieten, die Ehre unseres Hauses länger in dieser Weise auf's Spiel zu setzen."

„Bedenken Sie, daß Felix mündig ist. Wenn er nicht gehorchen will, so können Sie ihn nicht zwingen."

„Aber ich kann und werde es durchsetzen, daß er der Erbschaft meines Gemahls verlustig erklärt wird, die er nur in der Voraussetzung einer standesgemäßen Heirath angetreten hat."

„Doch nur, soweit es sich um die Majoratsgüter handelt. Glauben Sie, daß ich ihm dies und überhaupt alle Folgen seines Schrittes nicht schon vorgestellt habe?

Digitized by Google

Er antwortete mir, es bleibe ihm noch genug persönliches Vermögen, um seinem Stande gemäß zu leben, und er würde im Nothfall auf das Majorat verzichten."

„Das hat er Ihnen gesagt? Sie wissen es aus seinem eigenen Munde?"

„Mein Wort darauf!"

„So muß man sich an die Marani selber wenden, man muß ihr anbieten —"

„Gnädige Frau, ich hatte schon die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß wir es nicht mit einer Sängerin gewöhnlichen Schlages zu thun haben. Fordern Sie sie nicht zum Kampfe heraus, schon um Felix willen nicht, den sie so vollständig beherrscht, daß er sich nicht bedenken würde, ihretwegen die ganze Welt auf's Spiel zu setzen."

„In der That, Sie scheinen eine große Furcht und sogar eine förmliche Achtung vor dieser Person zu hegen."

„Wenigstens möchte ich ihr nicht mit irgend einer beleidigenden Zumuthung gegenübertreten."

„Ah so!" sagte die Gräfin, den Wink verstehend, und fuhr dann kalt und gemessen fort: „Beruhigen Sie sich, ich werde die Sache allein in die Hand nehmen, da Sie so ganz an einem glücklichen Ausgange zu verzweifeln scheinen."

„Meine größte Hoffnung beruht allerdings nicht auf Felix Nachgiebigkeit, sondern auf dem Charakter der Signora. Sie besitzt in der That einen ungewöhnlichen Stolz, der ihr nicht erlauben wird, von dem abzugehen, was sie einmal ausgesprochen. Ich glaube überhaupt nicht, daß es ihr Wille ist, sich in die Familie zu drängen, obgleich ich nicht leugnen will, daß es mir bisweilen schien, als läge ihrem Benehmen gegen Felix eine gewisse Absicht zu Grunde. — Jedenfalls möchte ich Sie, gnädige Frau, bitten, ehe Sie es zu einem Bruche kommen lassen, erst das letzte Mittel zu versuchen und mit ihm zu sprechen, um ihm noch einmal die ganze Tragweite dieses Schrittes vorzustellen. Vielleicht bewirkt die Mutter, was mir nicht gelang; er liebt Sie, es ist möglich, daß er Ihnen nachgibt."

„Aber Sie glauben das nicht?"

„Aufrichtig gestanden, nein."

„Es scheint, daß man dieser Marani eine Macht zutraut —"

„Die sie wirklich besitzt. Sie werden sie ja bei ihrem Auftreten sehen, gnädige Frau, und dann selbst den Zauber kennen lernen, den sie auf Alle ausübt, die ihr nahen. Ich fürchte, auf wen sich diese Augen richten, mit dem Willen, ihn festzuhalten, der versucht vergebens, sich loszureißen. Ich kam nach Paris in der Absicht, Felix von diesem Zauber zu befreien, und — wäre ihm beinahe selbst unterlegen. Doch das hindert nicht, daß ich diesen Heirathsplan als eine Thorheit und ein Unglück ansehe, und gerne bereit bin, Sie aus allen Kräften in Ihrem Widerstande zu unterstützen."

„Genug!" sagte die Gräfin abbrechend, „wir müssen vor allen Dingen Felix Ankunft abwarten, ehe wir etwas Weiteres beschließen. Ich will Ihrem Rathe folgen und noch einmal selbst mit ihm sprechen, ehe ich meinem Unwillen freien Lauf lasse. Folgt er aber nicht, besteht er auf seinem Trotz, so — wird er sehen, daß ihm der Entschluß theuer zu stehen kommt. Ich sehe Sie doch morgen?"

Graf Oltiz verbeugte sich, und die dargereichte Hand küssend, entfernte er sich nach kurzem Abschiede. Die Gräfin blickte ihm düster nach.

„Auch der? der ruhige, besonnene Waldemar, auch er in den Schlingen dieser Italienerin? — Und Felix! ich fürchte, es ist nicht übertrieben, was er von ihm sagt. — Nun gleichviel, der Sache muß ein Ende gemacht werden, um jeden Preis!" und die Gräfin vertiefte sich auf's Neue in den Brief ihres Sohnes, der noch auf dem Tische lag.

(Fortsetzung auf Seite 250.)

Greifgeier in Peru.

Am 20. Grade südlicher Breite liegt 3000 englische Fuß über dem Meeresspiegel Iquique, der erste Hafenplatz der Provinz Tarapaca in Peru, bekannt als der hauptsächlichste Ausfuhrort für salpetersaure Soda, die an dieser Küste in großer Menge gefunden wird.

Im Jahre 1826 bestand Iquique nur aus wenigen Hütten, die Fischern angehörten, welche dort mit ihren Familien wohnten, um ein ziemlich trostloses Dasein zu fristen; jetzt besitzt es, obgleich es in einer ganz und gar aus Salz, Muscheln und Sand bestehenden Wüste liegt, eine Bevölkerung von 5000 Seelen und — eine italienische Oper!

Kein frisches, klares Wasser entquillt dem dortigen Erdreich; deßhalb muß man sich daselbst des destillirten Wassers aus dem großen Ocean als Trinkwasser bedienen, während die Nahrungsmittel hauptsächlich aus Chile bezogen werden.

Diese unwirthliche Gegend ist von zerklüfteten und felsigen Gebirgen umgeben, welche die Scene des im Folgenden erzählten Abenteuers eines Engländers mit den daselbst sich aufhaltenden Greifgeiern bildet.

Ich — wir lassen ihn selbst reden — ich und mein alter bewährter Freund Don Jorge, der als Oberaufseher in den Silberminen von Huantajaya angestellt war, waren 1826 die einzigen Ausländer in der Provinz Tarapaca. Diese Minen sind, wie die Mehrzahl derselben in diesem Distrikte, in den wüsten Bergen der Küste, 3000 bis 6000 Fuß hoch, angelegt. Das nöthige Wasser mußte in aus Schaffellen gemachten Säcken aus einer Entfernung von 30 englischen Meilen herzugeholt werden, und dieser weite Transport unter den glühenden Strahlen der Sonne diente wahrlich nicht dazu, die Schmackhaftigkeit desselben zu vermehren. Wenn das Wasser zum Gebrauche der Menschen demnach schon spärlich war, so war es zu Zeiten geradezu eine Unmöglichkeit, solches den Thieren zu geben.

Wie groß oft die dadurch hervorgerufenen Calamitäten waren, kann sich der Leser leicht denken; unvergeßlich jedoch werden mir namentlich meine öfteren Fußtouren von Iquique nach Huantajaya bleiben: galt es doch dabei, sich sieben bis acht Meilen weit, ohne einen erfrischenden Trunk, über oder vielmehr durch brennend heißen Sand und durchglühtes Salz, meistens im Zickzack und immer bergan, fortzuschleppen, denn Huantajaya oder, wie es auch vielfach genannt wird, das „Potosi von Peru" — das eigentliche Potosi ist in Bolivia — liegt 2000 Fuß über dem Meeresspiegel.

Digitized by Google

Das daselbst von 1726 bis 1826 zu Tage geförderte Silber wird auf jährliche 15 Millionen Pfund Sterling abgeschätzt. Seit 1826 ist die jährliche Ausbeute aber auf ungefähr 6000 Pfund Sterling herabgesunken.

War der gewöhnliche Weg von den Minen nach der Küste schon beschwerlich, so war es derjenige erst recht, den man einschlagen mußte, wollte man über die Lomas von Guantaca gehen. Da wir jedoch die Gegend kennen zu lernen auch die »panizos« in Augenschein zu nehmen und nach neuen Metalladern in den Bergen zu suchen beabsichtigten, so nahmen wir uns vor, einmal auf diesem letzteren Wege nach Iquique zu gehen.

So brachen wir denn auch eines Morgens, Don Jorge mit seinem Skizzenbuche, ich mit dem geologischen Hammer und Meißel, von der aus Salz und Erde erbauten Stadt Huantajaya auf, nachdem sich ein Jeder von uns mit seinen alforjas oder Sattelsäcken, die eine Kürbisflasche voll Wasser und einigen Proviant enthielten, und die wir über unsere Schultern hingen, versehen hatten. Nicht die geringste Vegetation begrüßte uns bei unserem Ausmarsche — wir hatten das Bild einer vollständigen Einöde vor uns.

Bei dem Hohlwege von San Guillermo machten wir den ersten Halt, um die alten Silberminen und Ruinen von Coronel, sowie die dichten Lagen von einer Art fossiler Austernschalen, ungefähr 3000 Fuß über dem Meeresspiegel, welche die Silberadern sichtbar durchdrungen haben, in Augenschein zu nehmen. Dann setzten wir ein paar Stunden lang unter den sengenden Strahlen der Sonne unseren Marsch auf und nieder, und über Erdspalten springend, an sandigen Bergabhängen, die hier und da die Prüfung der zu Tage liegenden Silberadern verhinderten, fort, wobei uns das viele Salz, das wir selbst hier, meistens in kleinen Klumpen, vorfanden, aufzielt. Die Unkundigen behaupten, daß es das Meer zurückgelassen habe, welches sich einst so weit in das Land herein erstreckt habe, und mit der Zeit immer mehr zurückgewichen sei. Das ist indessen ganz unwahrscheinlich, wohl aber berechtigen viele Forschungen zu der Annahme, daß es durch Infiltration aus den Regionen der Anden hierher gelangt ist, wo ungeheure Salzflächen in einer Höhe von 14—15,000 Fuß über dem Niveau des Meeres zu finden sind.

Nach einer zweiten Ruhestation, die wir uns bei Guantaca auf den „Pflanzenplätzen der Wüste" gönnten, — so genannt, weil dort zur Zeit des Frühlings (El Tiempo de Flores) 20 bis 30 Arten, mit weißen und blauen Blumen versehene Pflanzen plötzlich aufschießen, — stand bereits die Sonne im Zenith, als wir unseren beschwerlichen Marsch wieder aufnahmen, und den steilen, mit spitzen Steinen bedeckten Hohlweg von Guantaca, dessen eine Seite eine Felswand aus Granit, dessen andere eine Felswand aus Porphyr bildete, emporzuklettern begannen. Auf der aus Granit bestehenden Seite dieses Hohlweges wuchsen hin und wieder gigantische Cacteen, um welche herum große Mengen todter, weiß aussehender Schnecken (bulimi) lagen, während sich auf ihnen selbst dergleichen lebende mit Gehäusen von brauner Farbe fanden: drei oder vier Species. Auf den Porphyrfelsen dagegen gab es keine Cacteen. Dies hat seinen Grund darin, daß dem Porphyr das lösliche Alkali fehlt, welches in so großer Menge der Granit besitzt, und durch den Nachthau und die große Hitze am Tage zersetzt wird.

Die Stille und Schweigsamkeit der Gegend war sehr empfindlich; Alles, was wir hörten, war unser Schritt, und dann und wann der schwache Ruf eines kleinen, schieferfarbenen Vogels.

Anstatt nun den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, bogen wir rechts ein und mühten uns über und durch Granitfelsmassen ab, um noch die „Lomas", d. h. die Gipfel der Küstenberge zu untersuchen, wozu uns das Bewußtsein, daß vor uns noch kein Europäer seinen Fuß dahin gesetzt hatte, Muth und Kraft verlieh.

Oben angekommen hatten wir von einigen Punkten aus die herrlichste Aussicht auf die weite Fläche des stillen Oceans. Zu unserer linken Seite lag das Ziel unserer Wanderung, Iquique, mit seiner Guano-Insel.

Um dahin aber nun zu gelangen, galt es, die steilen und zerklüfteten Felswände herabzuklettern, und dies erforderte noch mehr Kraft, als der bisher zurückgelegte Weg, der uns bereits entsetzlich angestrengt hatte. Namentlich für mich war es geradezu gefährlich, denn mir fehlte die Gewandtheit meines Begleiters, welche dieser sich durch längere Seedienste angeeignet hatte. So war ich denn ganz mit dem Ueberwinden all' der mir entgegenstarrenden Mühseligkeiten und Hindernisse beschäftigt, als ich mich durch einen Warnungsruf meines voraneilenden Freundes auf eine Masse von Condoren aufmerksam gemacht hörte, die über unseren Köpfen ihre Kreise zogen. Sie hatten uns ohne Zweifel bereits seit lange von einem ihrer Lauerplätze aus, wahrscheinlich dem Morro von Tarapaca, ungefähr 9 Meilen weit von uns und etwa 3000 Fuß höher, als wir waren, bemerkt.

Zwei der größten Condore wollten sich in kleinen Zwischenräumen meinem Freunde auf eine bedenkliche Weise nähern, als dieser ein lautes Geschrei ausstoßen und Steine nach ihnen zu werfen begann, von denen etliche auch sie trafen. Dies schien die Vögel zu erschrecken, und wir konnten sie heftig ihre Schwingen schlagen sehen.

Ich hatte mehrere über mir schweben, und einer schien, da er immer auf einem Punkte blieb, die Absicht zu haben, sich plötzlich auf mich herabzustürzen; das waren fürchterliche Augenblicke für uns Beide. Als ich nach Don Jorge sah, bemerkte ich, daß er sich auf den Stamm eines abgestorbenen Cactus gesetzt hatte: brach dieser ab, so war er unfehlbar verloren, denn vor ihm gähnte, wie hinter mir, der tiefe Abgrund.

Ich hatte meinen geologischen Hammer in die rechte Hand genommen, während meine linke sich krampfhaft in ein sich zufällig im Granitfelsen befindliches Loch einklammerte; wäre ich genöthigt gewesen, mich gegen den Angriff eines Condors mit meinem Hammer zu vertheidigen, so hätte diese Bewegung mir sicher diesen höchst mangelhaften Halt genommen, und ich wäre von Fels zu Fels gestürzt, um schließlich doch noch unseren Feinden eine willkommene Beute zu werden.

Da machte mich mein Begleiter darauf aufmerksam, daß auf dem Boden der nicht allzu tiefen Felskluft, welche uns von einander trennte, ein Haufen Sand lag, und daß ein kühner Sprung da hinunter uns allein aus der entsetzlichen Lage befreien konnte. Einmal dort, war die Vertheidigung gegen die Condore eine leichtere, indem wir sie durch wohlgezielte Steinwürfe und Schläge von uns abhalten konnten, ohne dabei jedoch der Gefahr ausgesetzt zu sein, dadurch den Halt und das Gleichgewicht zu verlieren und in den Abgrund zu stürzen.

Don Jorge war auch der Erste, der sich dieses einzigen Rettungsmittels bediente. Er wartete einen ihm günstig scheinenden Augenblick ab, um seinen stacheligen Sitz

Digitized by Google

zu verlassen, und versetzte sich durch einen schnellen Sprung glücklich auf den Sandhaufen.

Darauf machte ich mich zum Hinunterspringen bereit und vollführte es gleichfalls glücklich, da mich mein treuer Leidensgefährte zum Theil auffing.

So waren wir wirklich von einem schrecklichen Tode, Gott sei Dank, gerettet, denn als jetzt die Condore wieder gegen uns eindringen wollten, konnten wir uns so gut vertheidigen, daß sie bald zu der Ueberzeugung gelangen mußten, wir wären nicht für sie bestimmt. Sie ließen daher von ihren Angriffen ab und zogen langsam in der Richtung des Morro von Tarapaca, wo sie zweifelsohne ihre Niederlassungen während ihrer Besuche der Küste hatten, wieder ab. Von dort aus konnten sie mit ihrem wunderbar weitsehenden Auge, dessen Pupille feurig karminroth ist, gleichsam Heerschau über die ganze Gegend halten, um irgend ein Aas in Gestalt eines todten Maulesels, oder Esels, oder Wallfisches, den das Wasser an das Ufer geworfen, oder irgend eine andere noch lebende Beute zu erspähen.

Trotzdem, daß der Condor, besonders in Peru, überaus häufig ist, besitzen wir doch erst seit diesem Jahrhunderte durch die Forschungen A. v. Humboldt's, J. J. Tschudi's und d'Orbigny's genaue und wissenschaftlich festgestellte Nachrichten, denen wir noch das Folgende als eine gewiß nicht unwillkommene Zugabe zu diesen Zeilen entnehmen.

Der Condor, Kontur oder Greifgeier (Sarcoramphus gryphus) ist bekanntlich der Riese unter den Geiern und überhaupt fliegenden Vögeln. Er erreicht die Größe eines Hammels und klaftert mit ausgebreiteten Flü-

geln zwölf bis vierzehn Fuß. Sein Gefieder ist schwarz mit einem schwachen stahlblauen Glanze, die gewaltigen Fittigfedern mattschwarz, die äußersten Deckfedern, sowie die Schwungfedern haben einen schmalen weißen Saum am äußeren Fahnenbarte. Der Schnabel ist hornfarben, die Füße dunkler, die Läufe dunkelgraubraun. Der nackte Kopf und Hals, mit einer trockenen, runzeligen Haut überzogen, sind matt fleischroth, die theilweis nackte Brust blasser. Der drei Zoll lange Schnabel ist am Ende mit einem großen, weißlichen Haken versehen und überragt den Unterschnabel bedeutend. Das Männchen trägt auf der Stirne und hinteren Schnabelhälfte einen fleischigen Kamm; einen Kehllappen haben beide Geschlechter; der nackte Hals ist nach unten von einem schneeweißen, flaumartigen Kragen umgeben. Seine Brutplätze sind auf den unzugänglichen Felsen der einsamen Bergkuppen und Kämme in den Anden, und er erhebt sich noch viel höher in die Luft, als der Chimborasso hoch ist. Er besitzt Muth und große Körperstärke, so daß ihrer zwei leicht ein Llama, oder eine junge Kuh, ja sogar einen Puma besiegen können. Der Condor baut kein Nest, sondern das Weibchen legt im April, Mai oder Juni zwei große, weißliche, braungesprenkelte Eier nur in die Vertiefung eines Felsens, den die Jungen vor einem Jahre nicht zu verlassen im Stande sind.

Die Mittagsstunden und die ganze Nacht bringt er schlafend auf den Felsen der Hochgebirge zu; am liebsten fliegt er des Abends auf Beute aus, wobei er stundenlang in den unermeßlichen Höhen der Cordilleras sich aufhält und sich dann zuweilen mit Blitzesschnelle bis zum Meeresufer herabsenkt und so in kurzer Zeit gleichsam alle Klimate durchfliegt.

Ein Reisender machte den Versuch, die Spürkraft dieses Raubthieres auszuforschen. Er fand im Flusse des Pascamayothales ein todtes Maulthier und zog es mit Hülfe eines Indianers an eine abgelegene Stelle. In der

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nähe errichtete er eine Steinmauer als Hinterhalt. So weit die Blicke reichten, war kein Condor sichtbar; aber nach kurzer Zeit wogte es durch die höchsten Lüfte, erst punktartig, dann größer und größer, krächzend daher. Bald ließen sich über dreißig Condore auf die Beute nieder; eine Menge kreiste über den Köpfen der Jäger. Die Schüsse fielen, zwei Vögel lagen getroffen, die übrigen verschwanden nach allen Richtungen und erschienen nicht wieder.

Tschudi erhielt in Lima einen jungen Condor und ließ ihn an eine Kette legen, die an einem sechs Pfund wiegenden Stücke Eisen befestigt war. Als das Thier 1½ Jahre alt war, flog es mit der Kette und dem Stücke Eisen davon, und setzte sich auf den Thurm einer Kirche, von wo es nur durch das Aas eines Habichts hinweggelockt werden konnte. Beim Sichherniederlassen auf die Straße wollte es ein Neger fangen, verlor aber bei diesem vergeblichen Versuche ein Ohr. Darauf griff der Condor ein dreijähriges Negerkind an, schleifte es auf der Erde hin und her und hackte so heftig und so lange auf dessen Hirnschale ein, bis es seinen Geist aufgab.

Um sich des Condors zu bemächtigen, wenden die Eingeborenen fast nie die Büchse an. Das Gefieder, besonders auf den mächtigen Flügeln, ist so stark und dicht, daß selbst Rehposten oder schief aufschlagende Kugeln dem Thiere, das ohnedies ein außerordentlich zähes Leben hat, nichts anhaben, wenn sie nicht den Kopf oder Hals treffen. Die Indianer ziehen es daher vor, sie entweder vermittelst Steinschleudern und Wurfkugeln, wenn sie sich so voll gefressen haben, daß sie nicht schnell genug wieder aufsteigen können, oder auch mit vergifteten Bolzen, die aus Blasröhren abgeschossen werden, zu erlegen. Eine andere, sehr beliebte Fangart ist die, daß sich ein Indianer unter einer ganz frisch abgezogenen Kuh- oder Pferdehaut verbirgt, während sich die Gefährten in der Nähe verstecken. Vom Geruche des Kübers angelockt, sammeln sich die Condore auf der Haut, und alsobald werden ihre Füße von dem unter derselben versteckten Jäger mit Schnüren am Felle festgebunden, so daß sie wie in einem Beutel stecken. Nun eilen die Uebrigen herbei, werfen ihre Ponchos über die Vögel und tragen sie in das Dorf, wo sie nach mehrtägigem Fasten bei den Stiergefechten je einer jeden Stiere auf den blutenden Rücken gebunden werden, den sie dann zur Freude der Indianer weiter zerfleischen.

Nach dem über den Condor oben Gesagten ist es nicht zu verwundern, wenn diesem Vogel in den lokalen Mythologien eine wichtige Rolle eingeräumt worden ist, und wir ihn, gleich den Schlangen und anderen Thieren, unter den früheren peruanischen Gottheiten finden. Auf vielen Monumenten zu Tia-Huanaco, südlich vom See Titicaca, sind die Köpfe großer Vögel im Relief dargestellt, die ohne Zweifel Condore sind und wahrscheinlich die Bewunderung der Baumeister dieser alten Ueberreste erregt haben.

Gegenwärtig scheint der Condor noch im Arzneischatze der Indianer nicht mit Unrecht eine große Rolle zu spielen, indem seine Magenschleimhaut bei gewissen Brustkrankheiten äußerlich mit Erfolg angewendet wird; zweifelhaft ist jedoch die Wirkung des rohen oder getrocknet pulverisirten Herzens gegen Epilepsie. Dr. H. S.

Das verlorene Loch.

(Taf. 30.)

Die interessantesten Punkte der grandiosen Gebirgswelt der östlichen Schweiz bieten sich uns beim Aufsteigen von Chur im Rheinthale gegen den Spliigen. Eine hohe gewaltige Felsenpforte, aus welcher brausend der Rhein hervorbricht, ist in die Mauer der Berge gesprengt. Durch eine wunderbare Naturkraft sind die Felsen vom Scheitel bis zur Sohle gespalten und klaffen an manchen Stellen kaum 30 Fuß von einander. Dicht am Abgrunde hin, drohend von hohen cyclopischen Massen überschattet, führt hier eine der besten und berühmtesten Straßen der Schweiz, die Viamala. Sie folgt den Biegungen der Felswände, in welche sie großentheils gesprengt worden ist. Hoch und steil steigen dieselben oft mehr als 1000 Fuß über sie empor, die Vorsprünge und Terrassen von Tannen beschattet, die sich oben wie ein Heer von Titanen mit den schlanken Häuptern zu berühren scheinen. Beim Eintritt in diesen Engpaß überrascht den Wanderer vor Allem der schnelle Wechsel des heiteren Sonnenlichtes mit dem kühlen Dunkel der engen Schlucht, in welcher nur ein schmaler Streifen des blauen Himmels erkennbar ist. Aus der anfangs waldigen Halde wird allmählig eine senkrechte Felswand, die, wie die Straße selbst steigt, an Höhe zunimmt. Zerklüftete Felsen hängen an der Wand gegenüber in den seltsamsten Formen und Zacken, von denen man oft nicht begreift, wie sie sich halten können; alte Kiefern strecken ihre wunderlich verdrehten Arme aus dem grauen Gestein, das sie mit spärlichem Grün schmücken, während andere längst erstorben und halb von den Stürmen zerbrochen sind. Tief unten, oft in schwindelnder Tiefe, schäumt und braust der Rhein, von Felsenvorsprüngen und überhängendem Gezweige manchmal ganz verdeckt, so daß man nur sein hohles Brausen vernimmt.

So zieht sich die Straße eine Strecke weit langsam aufwärts. Seit 1822 mit unsäglichen Beschwerden und bedeutenden Kosten renovirt und selbst für Wagen passirbar gemacht, führt die schöne und sichere, anderthalb Stunden lange Straße jetzt ihren schlimmen Namen, schlechter Weg, mit Unrecht. Die Einsamkeit verstärkt den Eindruck der großen Umgebung, und man ist geneigt, in dieser Stille seinen Gedanken Audienz zu ertheilen. Da springt ein Felsstück vor, das nicht umgangen werden kann, und die Straße gänzlich zu sperren scheint. Hier aber öffnet sich nun ein 3000 Fuß langer finsterer Tunnel, das sogenannte verlorene Loch, eine durch die Felsen gegrabene schauerliche Passage, größer und bedeutender als die des Urnerlochs.

Früher war das verlorene Loch ganz unzugänglich. Bei dem Bau der neuen Straße wurde ein Stollen von 216 Fuß Länge, 10 bis 14 Fuß Höhe und 15 bis 18 Fuß Breite durch das feste Gestein des verlorenen Loches gesprengt und die Straße durch eine Mauer gestützt. Hinter dem Tunnel setzt sich in derselben Weise der Weg wieder fort: ein schwarzes drohendes Gebirgschaos, phantastische Felszacken in schwindelnder Höhe, zwischen ihnen im Winde sich beugende Fichten, in der Tiefe wieder die tosenden Wasser. Das seltsame Halbdunkel, welches hier herrscht,

Digitized by Google

das Rauschen aus der Tiefe herauf, die hoch herabhangenden Massen des dunkeln Gesteins wirken tief ergreifend auf jedes Gemüth, das Sinn hat für die große Natur und für die entschlossene, ausdauernde Menschenkraft, die hier den Kampf mit der gewaltigen Siegreich bestand. Seltsame Sagen, die Erinnerung an Verbrechen und Unglücksfälle knüpfen sich an manche Stelle dieser Gebirgsschlucht. Wie uns ein vorüberziehender Säumer erzählte, stürzte einst ein mit Reis beladenes Maulthier in den 500 Fuß tiefen, nur mit einem schwachen Geländer versehenen Schlund. Der Besitzer jammerte untröstlich, da in einem der Säcke eine große Geldsumme, sein ganzes Vermögen, verborgen war. Ein Mann von 60 Jahren ließ sich an Stricken in die grauenvolle Tiefe hinab und fischte mit einem Haken nach dem verlorenen Sacke. Es gelang ihm, denselben aufzufinden, und glücklich mit dem Gelde wieder das Tageslicht zu erreichen. Der Eigenthümer des geretteten Geldes belohnte den gutmüthigen Waghals großmüthig mit — zwei Gulden.

Um eine Felsenecke biegend gelangen wir plötzlich zu einer Erweiterung des Thales, und am Wege zerstreut liegen die Häuser des freundlichen Weilers Rongella. Hinter demselben verengt sich der Weg wieder, und dann beginnt erst die eigentliche, oft beschriebene Via mala mit ihren Brücken.

C. K.

Die Medici in Florenz.

Von Thaddäus Lau.

Bereits in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bildete Florenz, der rechte Arm der Kirche und das Oberhaupt der Guelfen von Mittelitalien, ein mächtiges und überaus blühendes Gemeindewesen. Die Stadt zählte 25,000 Waffenfähige zwischen 15 und 60 Jahren, unter welchen sich 1500 Edle und 65 Ritter befanden. Das Weichbild hatte 80,000 Bewohner; an Fremden rechnete man gewöhnlich 1500 bis 2000. Da man kein Civilstandsregister hielt, wurde in dem Baptisterium des heiligen Johannes eine schwarze Bohne für jedes männliche, eine weiße für jedes weibliche Kind niedergelegt, und darnach berechnete sich die Anzahl der Neugeborenen auf 5800 bis 6000 jährlich. Acht- bis zehntausend Kinder besuchten die Lese-, 1000 bis 1200 die Rechenschulen, ungefähr 600 lernten Logik und Grammatik. Obschon der Industrie die beginnende Concurrenz Englands und der Niederlande schon fühlbar geworden, waren doch über 200 Werkstätten mit der Fabrikation von Wollenstoffen beschäftigt, und lieferten 70—80,000 Stücke jährlich im Werthe von 1,200,000 Gulden; 30,000 Menschen lebten von diesem Gewerbszweige. Zwanzig Niederlagen von fremdem Tuche führten jährlich über 10,000 Stücke ein im Werthe von 300,000 Gulden, ungerechnet den Umsatz in den übrigen Städten des Gebiets. Bei den großartigen Handelsbeziehungen der Florentiner Kaufherrn begreift sich vollkommen, daß der Bankerott eines dortigen Hauses wie ein Nationalunglück empfunden werden konnte. Von dem Bankerott der Scali im Jahre 1345 bemerkt Villani, daß dieser Unfall für Florenz eine schwerere Niederlage gewesen, als eine verlorene Schlacht.

Herrliche Bauwerke, Kirchen, Brücken, Paläste schmückten die Stadt. Drei Miglien im Umkreise erblickte man die prächtigsten Villen und Gärten, so dicht an einander liegend, daß man sich noch immer in der eigentlichen Stadt zu befinden glaubte. Im Jahre 1349 war die Universität gestiftet worden, und an derselben 1360 auf Veranlassung des Boccaccio ein Lehrstuhl für griechische Sprache und Literatur, der erste im Abendlande.

Dennoch wurde die Blüthe von Florenz vielfach getrübt durch jenes Grundübel, welches an dem Maße aller italienischen Städte zehrte, durch den inneren Zwiespalt, durch blutige Parteifehden, durch fortwährende Veränderung der Verfassung. Ein französischer Abenteurer, Gauthier de Brienne, der sich Herzog von Athen nannte, hatte sich 1343 durch kluge Benutzung der Umstände zum unumschränkten Herrn der Republik aufgeworfen. Nach seiner Verjagung kämpften unter ewigem Wechsel Aristokraten und Demokraten, Guelfen und Ghibellinen um die Vorherrschaft; fast jedes Jahr brachte neue Satzungen und Einrichtungen, um sie ebenso rasch wieder umstürzen zu sehen. Um 1375, ein Jahr, welches in der Geschichte von Florenz auch insofern Epoche bildet, als damals Urban VI. sich für 230,000 Gulden die Aufhebung des Bannes abkaufen ließ, der über die Florentiner von dem apostolischen Stuhle verhängt war, weil sie unbefugte Uebergriffe der päpstlichen Inquisition mit männlicher Entschiedenheit zurückgewiesen hatten, lagen die Verhältnisse so, daß zwei Parteien, um zwei Familien gruppirt, sich die Hegemonie streitig machten. Die Albizzi standen an der Spitze der alten aristokratischen Guelfenverbindungen, welche, gestützt auf den Bürgeradel der sieben oberen Zünfte (popolo grasso), das demokratische und ghibellinische Element von dem Regiment ferne zu halten strebten; die Häupter der Gegenpartei waren die Ricci, als deren Fractionsgenossen neben den Strozzi und Alberti zum ersten Male auch die Medici genannt werden, eine wohlhabende, aber von dem Bürgeradel nicht für ebenbürtig gehaltene Familie. Ein Kompromiß, der jedoch die Entscheidung unter den Rivalen blos versagte, indem er die Frage nach der Herrschaft als eine offene in der Schwebe ließ, kam anfangs 1378 um den Preis zu Stande, daß Silvestro dei Medici zum Gonfaloniere der Justiz ernannt wurde.

Mochte die Partei der Rizzi sich die demokratische nennen und auch wirklich den Albizzi gegenüber eine solche Schattirung bezeichnen, im Grunde waren beide Parteien doch aristokratische, welche sich in dem Gedanken Eins wußten, das eigentliche Volk, die niederen Zünfte, den popolo minuto im Gegensatz zum popolo grasso, von jeder Theilnahme an Regierung und Verwaltung auszuschließen. Eben deßhalb hatten sie ihre Verständigung beeilt, als von der letzteren Seite her ihnen beiden gleichmäßig Gefahr drohte. Die Gefahr konnte jedoch durch den schwächlichen Kompromiß nicht mehr beseitigt werden. Am 20. Juli 1378 kam es in Florenz zu einer wirklich demokratischen Erhebung, zu der sogenannten Revolution der Ciompi, der Wollkämmer.

Zahlreich und groß waren die Uebelstände, unter denen die kleinen Handwerker und Fabrikarbeiter, die Taglehner und Proletarier von Florenz, zusammen natürlich die weit überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, nicht nur infe-

Digitized by Google

fern zu leiden hatten, als der popolo minuto jedes Antheils an dem politischen Regiment, an der bürgerlichen Verwaltung enthehrte, die tiefe Entrüstung dieser Volksklassen über ihre Zurücksetzung durch die Oligarchie, als welche ihnen die Partei der Ricci nicht minder wie die der Albizzi erschien, gründete sich vorzugsweise auf die Art und Weise, wie gegen sie das bürgerliche Recht gehandhabt wurde. Als nämlich die Bürgerschaft in Zünfte eingetheilt wurde, deren jede das Recht der eigenen Civilgerichtsbarkeit, ausgeübt von ihrem Prior, d. h. Vorsteher, besaß, wurden einige untergeordnete Handwerker als unzünftige anderen Zünften untergeordnet. So waren z. B. die Färber, Weber und Wollkämmer der Tuchmacherzunft zugetheilt worden. In Folge der Einrichtung kamen solche unzünftige Handwerker nicht selten in den Fall, wenn sie eine Sache gerichtlich anhängig machen wollten, ihre Herren oder Zunftgenossen des Gegners zu Richtern zu haben. Dergleichen Zustände mußten in der That unerträglich sein. An dem genannten Tage rückten die Wollkämmer, denen sich alsbald das gesammte Proletariat anschloß, in lichten Haufen vor den Palast der Signoria, lärmend und unter Androhung von Gewalt ihre Forderungen erhebend. Sie verlangten zunächst die Bildung von zwei neuen Zünften für die von den Tuchfabriken abhängigen Handwerker, ferner die Freilassung aller Verhafteten, mit Ausnahme der Staatsverräther und Rebellen, endlich auf zwei Jahre die Befreiung der Schuldner aus den unteren Volksklassen von allen gerichtlichen Zwangsmaßregeln für Schulden unter 50 Gulden. Die Signoria, bestehend aus den Prioren der Zünfte, dem Gonfaloniere, dem Volkshauptmann und zwölf sogenannten guten Leuten, bewilligte übel oder wohl die Forderungen; als nun aber die Aufständischen, durch die erlangten Konzessionen kühner geworden, mit weiteren Anträgen vortraten, als sie dem Gonfalonieré di giustizia Silvestro dei Medici zugleich mit sechzig anderen Vertrauensmännern die Ritterwürde ertheilten, legten sämmtliche Mitglieder der Signoria ihr Amt nieder. Sofort besetzten die Ciompi das Stadthaus und übertrugen Einem aus ihrer Mitte, dem Wollkämmer Michele Lando, auf ein Jahr unumschränkte Gewalt, mit dem Auftrage, die Verfassung zu reformiren. Die Wahl hatte keinen Unwürdigen getroffen. Ein redlicher und muthiger Mann, stellte Lando in kürzester Zeit die Ordnung her, indem er seine bisherigen Genossen, die wilden und trotzigen Ciompi kräftig zur Ruhe wies, und selbst Galgen auf den öffentlichen Plätzen für die Widerspenstigen und den zuchtlosen Pöbel errichten ließ. Die Regierung bildete er aus neun Mitgliedern, zu denen drei der popolo grasso stellte, drei der popolo minuto und drei die übrige Proletarierbevölkerung, die zu keiner Zunft gehörte. Nach Ablauf seines Amtsjahres trat Lando mit seltener Mäßigung von der ihm übertragenen Gewalt zurück, und ward zum Zeichen der Verehrung vom Palaste der Signoria aus unter Vorantragung der Wappen der Republik, er selber einen prächtig aufgezäumten Zelter reitend, Schild und Lanze tragend, feierlich bis an seine Wohnung geleitet. (Siehe Abbildung S. 236: Michele Lando nach abgelaufenem Amtsjahre von der Signoria aus nach seiner Wohnung geleitet.) Für seine Schöpfung war sein Rücktritt nicht vortheilhaft. Denn die Ghibellinen bemächtigten sich nun wieder des vorwiegenden Einflusses, indem sie sich auf den berüchtigten Condottierianführer Hawkwood stützten, den sie in den Sold der Stadt genommen. Aber auch ihre Herrschaft war von kurzer Dauer. Schon 1382 ergriff Moro Albizzi die Zügel der Regierung. Lando mit den übrigen Häuptern des niederen Volkes ward verbannt, die zwei neuen Zünfte der Wollkämmer und Weber nebst allen aus dem Aufstande der Ciompi hervorgegangenen Gesetzen wurden aufgehoben und die vollständige Restauration der Guelfen und der höheren Bürgerklasse bewirkt. Während 35 Jahre dauerte die Herrschaft der siegreichen Partei; die kräftige Hand des Moro Albizzi hielt jedes Parteigetriebe nieder, und die Zeit seiner Herrschaft kann in der That als eine glückliche Epoche der Blüthe und des Wohlstandes für Florenz gerühmt werden. Die Republik gewann durch Kauf von Genua den Hafen von Livorno, welcher Kauf den Florentinern die Möglichkeit gewährte, in großartige Handelsunternehmungen sich einzulassen, ohne dabei von Venedig oder Genua abzuhängen. Im Innern ward dieser erfreuliche Aufschwung durch gute Institutionen unterstützt. Jeder zum Bürger Angenommene mußte in Florenz ein Haus im Werthe von mindestens 100 Gulden erbauen; alle öffentlichen Urkunden wurden in die Bücher der Vifomagioni eingetragen, die Sammlungen der Statuten zum Gesetz erhoben. Man verbesserte die Münze, errichtete eine neue Staatsbank (monte) zur Erleichterung des Staatshaushaltes, und legte einen Kataster der Güter an, wornach jeder Eigenthümer vom Hundert Kapital einen halben Gulden Steuer zahlte. Die neue Industrie der Goldspinnerei machte in Florenz Fortschritte, wie nirgends sonst; Brokate und Stoffe aller Art wurden auf das Vollkommenste hergestellt. Nach einer Notiz bei Cäsar Cantu setzten blos die Wechsler auf dem neuen Marktplatz jährlich zwei Millionen in Gold um. Dabei wetteiferten die berühmtesten Meister, die Stadt mit ihren Werken zu verschönern. Es ward beschlossen, jede Zunft solle ihr Wappenschild und die Statue ihres Schutzheiligen in den äußeren Nischen von St. Michele aufstellen, und hier arbeiteten in Marmor und Erz Donatello, Andrea del Verocchio, Baccio da Montelupo, Nanni del Bianco, Simon da Fiesole, Lorenzo Ghiberti u. A. Von dem Letzteren lieg die Zunft der Kaufleute die herrlichen Bronzethüren des Baptisteriums fertigen, während Brunelleschi die Kuppel von Santa Reparata wölbte.

Kaum aber war Moro Albizzi gestorben, als der lang zurückgehaltene Parteihader auf's Neue sein Haupt erhob. Nicolo d'Uzzano hatte an Stelle des Todten die Führung der Guelfen übernommen, aber dem Andringen der Gegner nicht gewachsen, mußte er nach lebhaftem Widerstande geschehen lassen, daß die Partei der ghibellinischen Popolaren 1421 mit der Ernennung des Giovanni Medici zum Gonfaloniere einen entscheidenden Sieg davon trug.

Wohlhabend waren die Medici, wie wir gesehen, schon um 1375 gewesen. Ihren Reichthum verdankte die Familie eben diesem Giovanni, der in Bankgeschäften beträchtlichen Gewinn gemacht hatte, namentlich während des Konzils von Kostnitz, wo er als Bankier des Papstes sich einen unermeßlichen Kredit und einen großartigen Wirkungskreis erwarb. In seiner amtlichen Stellung zeigte er sich so gänzlich frei von persönlichem Ehrgeiz, stets von so gemäßigter Haltung inmitten der Parteien und ihres Getriebes, nach wie vor so bereit, mit dem Rath seiner Erfahrung und den Mitteln seines Vermögens Bedürftigen beizuspringen, daß nie vor ihm ein Bürger ein so hohes Ansehen und eine so hohe Verehrung genossen hatte, und in ganz Florenz nur die eine Stimme herrschte, er habe in der würdigsten Weise sein Amt verwaltet. Sterbend empfahl er 1428 seinen beiden Söhnen Cosmus und

Digitized by Google

Lorenzo, ſtets recht zu handeln, Niemand zu beleidigen und zu kränken, und in den Staatsangelegenheiten nie die von den Geſetzen und dem freien Willen der Bürger gezogene Schranke außer Acht zu laſſen.

Nach dem Tode des Vaters ging deſſen Anſehen und zugleich die Leitung des Volkes auf Cosmus über. Einſchleichelnd, ſanftmüthig, ſtets die mildeſten Mittel anwendend, und ſeinen Reichthum den Freunden zur Verfügung

Michele Lando nach abgelaufenem Amtsjahre von der Signoria aus nach ſeiner Wohnung begleitet.

ſtellend, rühmt ihm Cäſar Cantu nach, daß er im Nothfalle auch ſehr wohl energiſche Mittel zu gebrauchen wußte. Während er den Wiſſenſchaften und Künſten als beſonderer Mäcen ſich bewährte, erſchloß er zugleich, ein gewiegter und glücklicher Kaufmann, der wachſenden Thätigkeit in Handel und Gewerbe neue Wege. Der Welchſelverkehr feſſelte eine Menge von Familien durch die Bande des Vortheils und der Dankbarkeit an ſein Haus, welches die

Digitized by Google

belangreichsten Baugeschäfte machte; selbst die Condottieri legten ihre Ersparnisse in seine Kassen nieder, oder ließen sich von ihm Vorschüsse zahlen. Dabei nahm der Reichthum des Cosmus um so mehr zu, als er die Lebensweise eines einfachen Bürgers nicht aufgab, kein glänzendes Haus hielt, keinen fremden Gesandten und Staatsmännern Jahrgelder auswarf oder Truppen besoldete, so daß seine Jahresausgaben nicht 50,000 Gulden überstiegen, während

Giuliano dei Medici in der Kirche San Reparata ermordet.

Sforza, auch bevor er Herzog wurde, deren 300,000 brauchte. Es waren eben die Tugenden des Privatmannes, das Maßhalten in Allem, das volksthümliche Gebahren, das besonnene und ruhige Verhalten gegenüber dem Uebersprudeln der Parteien, die großsinnige Wohlthätigkeit, welche die Staffeln bildeten, auf denen die Medici zur Macht und Größe aufstiegen.

Ein Amt hat Cosmus in seiner Vaterstadt nie bekleidet,

Digitized by Google

dennoch stand er als einfacher Privatmann dreißig Jahre an der Spitze derselben, war er ihr Mittelpunkt nach jeder Richtung hin. Die Erfahrung von der Wandelbarkeit der Volksgunst blieb ihm freilich auch nicht erspart, doch ließ ihn ein gütiges Schicksal die Erfahrung nicht am Ende, sondern gleich beim Beginn seiner Laufbahn machen. Nicolo d'Uzzano verbündete sich mit Rinaldo Albizzi, dem Sohne des Moro, und Beide setzten alle Hebel ein, um den verhaßten Gegner zu stürzen. Als alle Fäden gesponnen waren, berief die Sturmglocke eine der außerordentlichen Volksversammlungen, zu der Alles sich drängte und an den Berathungen in tumultarischer Weise Theil nahm, wo die Vorschriften der Verfassung nicht mehr geachtet wurden und wenige Redner die leicht bewegliche Menge in dem Sinne ihrer Partei lenkten. Ohne auf die Anklage gehört zu sein, wurde Cosmus der vorher getroffenen Verabredung gemäß zum Tode verurtheilt, doch gelang ihm durch Bestechung der Masse, in den nächsten Tagen die verhängte Todesstrafe in Verbannung umwandeln zu lassen. Er wandte sich nach Padua, und hier in dem Exil zeigten sich Werth und Größe des Mannes, der, „wo er war, geschätzt, wo er nicht war, herbeigewünscht wurde." Die Signoria von Venedig ordnete eine feierliche Gesandtschaft zu seiner Begrüßung nach Padua ab, und erbat sich wiederholt seinen Rath nicht blos in Angelegenheiten der Handelspolitik. Von anderen Staaten geschah das Nämliche. Der ganze Handelsstand Italiens betrachtete ihn als sein Haupt, alle Hülfsbedürftigen wandten sich an ihn, und in Florenz erkannten Arme und Reiche, Kaufleute und Künstler, Handwerker und Arbeiter mit Reue, daß sie in dem Verbannten ihre mächtigste Stütze verloren hatten. Es verstrich kein Jahr, und Cosmus ward zurückberufen, während die neugewählte Signoria Albizzi und seinen Anhang exilirte.

Im Triumphe, als Wohlthäter des Volkes und Vater des Vaterlandes begrüßt, kehrte der Medici zurück, als ein Anderer freilich. Früher so milde und nachsichtig, verfuhr er jetzt mit Strenge gegen die Gegenpartei; seine Handlungen lassen darüber keinen Zweifel, daß er sich nicht nur gegen die Möglichkeit einer nochmaligen Wiederkehr des erlebten Schicksals zu sichern gedachte, sondern daß er auch mit Bewußtsein und Konsequenz darauf hinarbeitete, seine Familie zur Alleinherrschaft zu bringen. Verurtheilungen und Aechtungen standen auf der Tagesordnung, und als man ihm Vorstellungen machte, daß die massenhaften Verbannungen der Stadt großen Schaden brächten, entgegnete er kurz: „Besser Schaden als Untergang. Seid übrigens nicht bange, denn mit zwei Ellen seinem Tuch kann ich einen ordentlichen Mann machen," damit andeutend, daß er die Lücken aus den Reihen der unteren Volksklassen ergänzen könne. Und bei einer andern Gelegenheit, als ihm gerathen wurde, bei seinen Anordnungen und Maßregeln die Interessen der Kirche mehr zu schonen und sich nicht deren gefährliche Feindschaft zuzuziehen, wies er den Rath gleich lakonisch zurück: „Die Welt wird nicht allein durch Beten regiert." Doch vermied er in der Verfolgung seiner Pläne klug einen plötzlichen und offenen Staatsstreich; allmählig aber sicher bewerkstelligte er die Umwandlung der Verfassung zunächst in eine plutokratische Oligarchie. Durch den Handel und die Industrie hatte sich unter den Bürgern eine überaus große Ungleichheit des Vermögens gebildet, und da Gold sich leicht Clienten und Anhang verschaffen kann, beruhte die eigentliche Macht bald in wenigen Händen, obgleich das demokratische Element nominell noch fortbestand. Cosmus hatte es dahin gebracht, daß um 1452 nur fünf Bürger die Wähler der Signoria waren. Auch lieferten ihm seine Gegner selbst ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft. Die verbannten Albizzi hatten sich hülfesuchend an den Herzog Philipp Maria Visconti gewandt, gegen dessen Feldhauptmann Nicolo Piccinino nun Cosmus den berühmten Condottieri Francesco Sforza in seinen Sold nahm, und auch nach dem glücklich beendigten Kampfe in seinem Solde behielt. So mit dem eigenen Reichthum das Schwert des Sforza verbindend, hatte er die beiden Gewalten der Zeit, des damaligen Italiens zumal, in seiner Hand. Eine vortreffliche Stütze fand er ferner in Neri Capponi, von den Zeitgenossen als gewandter Diplomat und Staatsmann fast noch höher geschätzt, als Cosmus, dabei als tapfer und kriegskundig das volle Vertrauen der Soldaten genießend. Von Jugend auf mit dem Medici befreundet, bewahrte er bis zu seinem Tode 1458 die aufrichtigste Hingabe an dessen Sache. So oft es Cosmus für räthlich befand, nicht selbst und allein in den Vordergrund zu treten, ließ er die Balia, d. h. die diktatorische Gewalt eines Ausschusses, an Neri und sich von dem Volke übertragen. Wie viel er mit dem Tode des Freundes verlor, bewies die Thatsache, daß noch in dessen Todesjahr wieder ein Gonfaloniere, und zwar keineswegs ein Anhänger der Medici, in Luca Pitti aufgestellt werden konnte. Obschon er über die Mittel verfügte, falls er Gewalt anwenden wollte, der Herrschaft des Emporkömmlings ein Ende zu machen, hielt Cosmus es doch für gerathener, Pitti kein Hinderniß in den Weg zu legen. Noch einmal sollten die Florentiner, dahin ging sein Calcül, sich überzeugen, daß ihr Wohl und Vortheil ungleich besser gewahrt sei, wenn sich bei ihm die höchste Gewalt befinde. Wie er richtig vorausgesehen, war die Regierung Pitti's ein Regiment der Gewalt und des Schreckens. Alle schlechten und zweideutigen Elemente der Stadt sammelten sich um Jenen; mit den Geschenken, die ihm gemacht wurden oder die er erpreßte, erbaute er sich einen Palast zu Rusciano und einen andern überaus prächtigen im Poggio, im oberen Stadttheile, während in der unteren Stadt die Medici ihre bejahte, aber einfache Wohnung in der via larga beibehielten. Hier lebte Cosmus in Zurückgezogenheit von den öffentlichen Geschäften, allein den Künsten, wie es schien, den Wissenschaften und seinen kaufmännischen Unternehmungen. Fra Angelico, Pippo, Mahaccio weihten ihm ihre Pinsel; Donatello war sein Gehülfe bei den Sammlungen antiker Meisterwerke. Seine Correspondenten erhielten nicht blos Aufträge in Handelssachen, sie hatten auch Handschriften aufzusuchen, die er dann für sich copiren ließ; Gelehrte, besonders die aus Griechenland geflüchteten, fanden bei ihm gastliche und zuvorkommende Aufnahme, und die berühmte Laurentiana entstand aus der von ihm angelegten Bibliothek; eine zweite sammelte er in der Abtei am Fuße des Berges von Fiesole, eine dritte in San Marco. Als Architekten vollzogen seine Aufträge Philippo Brunelleschi und Michelozzo. Wohlthätigen und gemeinnützigen Unternehmungen stand seine Kasse stets offen. Er beschenkte Venedig mit vielen frommen Stiftungen, bedachte Jerusalem mit einem Hospital und Asyl mit einer Wasserleitung. Es ist daher leicht begreiflich, daß er auswärts als ein großer Fürst betrachtet wurde, während er doch in seiner Heimath als ein einfacher Privatmann lebte. Sein Reichthum läßt sich kaum annähernd schätzen. Er war Eigenthümer oder Pächter aller Alaungruben in Italien, und für eine einzige, die in

Digitized by Google

der Romagna lag, bezahlte er jährlich 10,000 Goldgulden an Pacht. Ueber Alexandria stand er mit Indien in Handelsverbindungen, und in jeder irgend bedeutenden Stadt hielt er ein Comptoir. Als Bankier der gefürchteten Condottierí standen ihm diese zur Verfügung; der Herzog von Burgund und der König von England waren seine Schuldner.

Mitten in seinen Arbeiten und in seinem thätigen Schaffen, mitten in seiner Muße und in seinen Studien überraschte Cosmus der Tod auf seinem Landhause zu Careggi im Jahre 1464, früher jedenfalls, als seine Entwürfe auf Begründung einer Dynastie hatten zur letzten Ausführung kommen können. Der einzige Sohn, den er hinterließ, der lahme und geistig schwache Piero, war nicht der Mann, die Pläne des Vaters fortzusetzen. Auch machte ihm seine eigensüchtige Habgier, die um so mehr abstach, je großartiger die Freigebigkeit des Vaters gewesen, wenig beliebt; er forderte mit Härte die ausgeliehenen Kapitalien zurück, um sie in Ländereien anzulegen, was eine Menge Bankerotte kleinerer Häuser zur Folge hatte. Ueberdies starb er bereits 1469. Seine beiden Söhne hingegen, Lorenzo und Giuliano, griffen sofort nach dem Ableben des Vaters in die öffentlichen Angelegenheiten mit einem Selbstbewußtsein und einer Energie ein, die keinen Widerspruch duldete. Aus eigener Machtvollkommenheit ernannten sie fünf Ordner mit der Befugniß, einen Rath von 200 Mitgliedern als höchste Behörde zu erwählen. Die Funktionen dieses Raths waren so weit bemessen, daß die Behörde einer permanenten Dictatur gleichkam; sie konnte nach Willkür strafen, verbannen, Steuern auflegen. Mittelst dieses Raths waren die beiden Brüder thatsächlich Herren und Gebieter von Florenz. Die Justiz und die Verwaltung hing von ihrem Wink ab, sie konnten über die öffentlichen Gelder verfügen und zogen außerdem große Summen von Solchen, die ihre Gunst oder Straflosigkeit von Bergehen erkaufen wollten. In ihren Händen wurden die Zügel des Regiments straffer angezogen, als der Großvater es gethan; für die verlorene Freiheit suchten sie dem Volke einen Ersatz zu bieten, indem sie Cosmus darin nachahmten, daß sie wieder zahlreiche Kapitalien zu geringen Zinsen ausliehen, Gelehrten und Künstlern einen hochherzigen Schutz angedeihen ließen und ihr großes Vermögen liberal zur Verschönerung der Vaterstadt durch Kunstwerke, öffentliche Anlagen und Gebäude verwandten. Lorenzo, nachmals der Prächtige zubenannt, berechnete, daß zwischen 1434 und 1470 das Haus der Medici für Bauten und Almosen 665,755 Goldgulden ausgegeben, was nach heutigen Werthen etwa 32 Millionen Franken ausmacht.

Die große Masse des Volkes fand sich in den Verlust der Freiheit und den Ersatz, der für jene geboten wurde, um so eher, als der Namen und die äußeren Formeln der Republik nach wie vor beibehalten wurden. Nicht so die alten feudalen Guelfenfamilien; in diesen Kreisen waren die Medici als Parvenüs bitter verhaßt. Guglielmo dei Pazzi, Girolamo Riario und Francesco Salviati verschworen sich zur Ermordung der Brüder. Papst Sixtus IV. war Mitwisser und Mitheifer des Mordplans. Er wollte die Medici beseitigen, weil Lorenzo seinem Lieblingsplan auf Bildung eines neuen Staats in der Romagna für seine Neffen, die Riario, entgegengewirkt und zu dem Ende ein Bündniß zwischen Florenz, Mailand und Venedig zu Stande gebracht hatte. Am 26. April 1478 wurden Giuliano und Lorenzo während der heiligen Messe in der Kirche San Reparata von den Meuchlern angefallen, aber nur der Erstere ermordet, während es Lorenzo gelang, sich durch Flucht aus der Kirche zu retten. (Siehe Abbild. S. 237: Giuliano dei Medici in der Kirche San Reparata ermordet.) Eben deßhalb ernteten die Mörder nicht die erwarteten Früchte der Unthat. Sie wurden ergriffen und mußten Alle eines schimpflichen Todes sterben; Francesco Salviati, der von Sixtus zum Erzbischof von Pisa ernannt war, wurde trotz dieser seiner Würde an einem Fenster der Signoria aufgehängt. Die Vollstreckung des letzteren Bluturtheils gab dem Papst erwünschten Anlaß, die Frevler zu verdammen, die sich an einem Geweihten des Herrn vergriffen. Im Bunde mit Siena und dem Könige Ferdinand von Neapel erklärte er den Krieg nicht an die Republik Florenz, über welche er das Interdikt auszusprechen sich begnügte, sondern dem Lorenzo dei Medici, „dem Sohne der Gottlosigkeit, verfallen der Verdammniß." Der Angriff der starken Coalition kam den Florentinern sehr unerwartet, die Mehrzahl der Bürger war durch das Interdikt in Schrecken gesetzt, und da auch die Condottieri im Solde der Stadt durch Bestechung von den Feinden gewonnen wurden, so schien die Gefahr nahe und drohend. Da führte Lorenzo einen Entschluß aus, der von dem Adel des Mannes bereites Zeugniß ablegt; er verfügte sich in Person zu dem Könige Ferdinand, sich diesem freiwillig als Opfer darbietend, da der Bund erkläre, allein gegen ihn das Schwert gezogen zu haben. Das Schreiben, in welchem Lorenzo der Signoria seine Abreise nach Neapel anzeigte, verdient gekannt zu werden. „Erlauchte Herrn," hieß es in dem Schreiben, „wenn ich nicht in anderer Weise Euch, erlauchten Herrn, die Gründe meiner Abreise kund gegeben, so geschah dies nicht aus Eigendünkel, sondern weil mir scheint, es sei unter den bedenklichen Verhältnissen, in welchen sich eure Stadt befindet, angemessener zu handeln als zu reden. Da nun nach meinem Urtheil diese Stadt den Frieden wünscht und auch dringend bedarf, schien es mir, es sei besser, wenn ich mich selber einiger Gefahr aussetzte, als daß die ganze Stadt gefährdet werde. Ich habe mich darum entschlossen, mit eurer Erlaubniß, erlauchte Herrn, aus freien Stücken mich nach Neapel zu verfügen. Da ich wirklich derjenige bin, den vornemlich unsere Feinde verfolgen, so vermag ich vielleicht, indem ich mich in ihre Hände begebe, den Frieden für eure Stadt herbeizuführen. Denn ich erachte, daß von zwei Dingen eines nothwendig eintreten muß. Entweder liebt des Königs Majestät wahrhaft die Stadt, wie er verkündigt hat, und auch von mancher Seite geglaubt wird, und er will durch diesen Begriff eher unsere Freundschaft erobern, als unserer Freiheit uns berauben, oder Se. Majestät wünscht eigentlich den Untergang dieser Republik. Ist seine Absicht eine gute, so gibt es kein besseres Mittel, dies zu erproben, als daß ich mich freiwillig in seine Gewalt begebe, und es ist dies auch, ich wage es zu behaupten, das einzige Mittel, einen Frieden zu erlangen, und zwar wo möglich unter ehrenvollen Bedingungen. Trägt dagegen des Königs Majestät sich mit dem Gedanken, unsere Freiheit zu beeinträchtigen, so dünkts mich vortheilhaft, darüber bald Gewißheit zu erlangen, und zwar besser auf Gefahr eines Einzelnen, als der Gesammtheit; daß ich nun aber dieser Einzelne, ist mir aus zwei Gründen höchst erwünscht. Zunächst weil ich als derjenige, den hauptsächlich unsere Feinde verfolgen, leichter die Absichten des Königs berichtigen kann, denn es könnte wirklich der Fall sein, daß unsere Feinde nur gegen mich erbittert sind; der andere Grund ist, daß, da ich in der

Digitized by Google

Stadt mehr Ehren erhalten und zu einer höheren Stufe gelangt bin, als nicht nur mir, sondern wohl irgend einem Bürger in gegenwärtiger Zeit zukommt, ich mich auch für verpflichtet erachte, für mein Vaterland mehr als jeder Andere zu thun, ja mein Leben für dasselbe auf das Spiel zu setzen. Und in dieser freudigen Stimmung begebe ich mich auf den Weg; denn Gott will vielleicht, daß dieser Krieg, begonnen mit meinem und meines Bruders Blute, durch mein Einschreiten ende, und ich wünsche nichts Anderes, als daß mein Leben oder mein Tod, das Gute oder das Böse, was mir wiederfährt, stets zum Heile der Stadt gereiche. Ich werde darum mein Vorhaben aufführen. Gelingt dasselbe nach meinem Wunsche und nach meiner Hoffnung, so werde ich mich höchst glücklich schätzen, meinem Vaterlande Nutzen gebracht und zugleich mein Leben gerettet zu haben. Sollte mir aber ein Unglück zustoßen, so würde ich darob minder bekümmert sein, da es der Stadt zum Vortheil gereicht, wie dies dann nothwendig der Fall sein muß. Denn in der That, wollen unsere Gegner nur mir etwas anhaben, so begebe ich mich nun freiwillig in ihre Gewalt; haben sie aber einen anderen Gedanken, so wird man es nun erfahren, und es scheint mir nicht zweifelhaft, daß alle unsere Bürger sich der Vertheidigung der Freiheit widmen werden; und mit Gottes Hilfe wird dieselbe sodann vertheidigt werden, wie es stets durch unsere Väter geschehen. Mit diesem tröstlichen Gedanken reise ich, und ohne irgend ein anderes Bedenken, als nur das Wohl der Stadt. Ich bitte Gott, er wolle mir die Gnade erweisen, daß ich thue, wozu jeder Bürger gegen sein Vaterland verpflichtet ist. Ich empfehle mich Euch, erlauchte Herrn, in aller Demuth."

Die Hochherzigkeit der Gesinnung verfehlte nicht ihres Eindruckes auf den König, dem außerdem sehr wohl einleuchtete, was ihm Lorenzo beredt vorstellte, daß der voraussichtliche Machtzuwachs der Curie auf Kosten von Florenz für Neapel keineswegs erwünscht sein könne. Ferdinand erklärte sich bereit, auf Friedensverhandlungen einzugehen, und nöthigte dadurch auch seine Verbündeten, die Feindseligkeiten einzustellen.

So war der Versuch, Lorenzo zu stürzen, nicht nur mißlungen; der Versuch hatte nur dazu gedient, sein Ansehen und seine Macht desto mehr zu befestigen. Ohne eine Opposition zu versuchen, räumte man ihm fortan willig fürstliche Gewalt ein, erwies ihm willig fürstliche Ehren, und selbst die auswärtigen Fürsten behandelten das Staatsoberhaupt von Florenz auf dem Fuße der Gleichheit. Die republikanischen Formen ließ er auch jetzt bestehen, ja scheinbar verstärkte er dieselben durch die Einsetzung einer legislativen Magistratur, die bisher gefehlt hatte. Die neue Körperschaft sollte aus 70 Bürgern bestehen und über alle öffentliche Angelegenheiten consultirt werden, bevor die anderen Behörden zur Sache beschlossen; auch wurde die Besetzung aller Staatsstellen und die Verwaltung des Staatsschatzes in ihre Hand gegeben. Das Ganze war eigentlich nichts als ein Köder, den er den alten Republikanern hinwarf, denn jene Siebenzig hingen gänzlich von ihm ab. Außer und neben seinem Willen hatte aber kein Anderer Geltung in Florenz. In der Pflege der materiellen Interessen, für die er die aufmerksamste Sorgfalt bewährte, auch nachdem er die Geschäfte seiner Firma gänzlich liquidirt und sich von allen kaufmännischen Unternehmungen zurückgezogen hatte, in der Förderung und Beschützung der Künste und Wissenschaften, denen er die reichste Gunst widmete, fuhr er fort, seinen Ruhm zu suchen, aber wie der scharfsichtige Machiavel sehr richtig hervorhebt, Beides geschah zugleich aus politischen und egoistischen Rücksichten. Wie wir in unseren Tagen durch eine noch großartigere Anwendung und Ausbeutung des nämlichen Systems den dritten Napoleon das Empire in Frankreich aufrecht erhalten sehen, so waren auch die Pflege der materiellen Interessen und die wissenschaftliche und künstlerische Protektion für Lorenzo Medici ein Mittel, seine Herrschaft über die Florentiner zu behaupten. Durch den Glanz seiner Hofhaltung, durch seine Wunder- und Prachtbauten, seine Gärten, Schulen, Bibliotheken, durch seine Feste, Theater, Spiele zog er den Blick der Bürger von dem politischen Leben im Staate ab, verweichlichte und entnervte er dieselben. „Eben daher kam es," sagt Machiavel, „daß damals die Jünglinge, sich weniger denn je Zwang anthuend, in Kleidung, Festlichkeiten und anderen Ausschweifungen einen maßlosen Aufwand machten, und stets müßig im Spiel und bei Frauen Zeit und Vermögen verschwendeten. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, sich prächtig zu kleiden, mit Geist und Feinheit sich auszudrücken, und wer im Gespräche die geschicktesten Hiebe auszutheilen wußte, ward als der Klügste am Höchsten geachtet." Die prachtvollen Maskenfeste, welche Lorenzo veranstaltete, beschäftigten Maler, Dichter, Musiker und viele Gewerbtreibende, und unterhielten das Volk; für die Frommen dichtete er Hymnen, leichtfertige Karnevalslieder, die canti carnascialeschi, für die lockere Jugend; im neuhergestellten Theater ließ er die Florentiner das Stück „Orpheus" bewundern. Dabei errichtete er neue Straßen und gab der Stadt starke Befestigungen. In den Gärten seines Landhauses zu Carreggi prangten neue Blumenarten, die er aus dem Orient hatte kommen lassen, und Büffel aus Indien weideten auf seinen mit ausländischen Futterkräutern bestellten Weiden.

Als Lorenzo 1492 starb, rühmte ihm die Leichenrede nach: „Niemals starb nicht blos in Florenz, sondern in ganz Italien ein Mann, der einen so hohen Ruf der Weisheit hinterlassen und den das Vaterland so sehr betrauert hätte." Seinen Sohn Giovanni sah er bereits als einen zehnjährigen Knaben mit dem Purpur bekleidet. Derselbe bestieg als Leo X. den päbstlichen Stuhl. Kaiser Karl V. verlieh 1530 dem Hause der Medici die herzogliche Würde.

Kleine Aussichten.

Der „Cincinnati-Enquirer" sagt den Amerikanern voraus, daß die nächste Generation eine sehr kleine sein werde. Es wird dies als natürlicher Einfluß langen Kriegs auf den menschlichen Wuchs betrachtet. Die physischen Kräfte des Volks leiden durch den Verlust seiner kräftigsten und schönsten Leute in solch' hohem Grade, daß mit Recht erwartet werden darf, daß die nachfolgende Generation um Beträchtliches kürzer ausfallen werde, als die vorhergehende Durchschnittsgröße.

Digitized by Google

1864

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Trappe.

(Taf. 31.)

Zu den Vögeln, die durch Größe und eigenthümliche Gestalt noch als Ueberreste einer ursprünglichen Fauna erscheinen und eine originelle Staffage unserer Landschaft bilden, ist auch der Trappe zu zählen. Seine stattliche Figur, seine hohe kecke Haltung, die langen Stelzbeine mit den dreizehigen Füßen, seine ganze Erscheinung stellt ihn als größten Landvogel Europas neben die riesigen, die großen Wüsten und Steppen bewohnenden Laufvögel, den afrikanischen Strauß, den südamerikanischen Nandu, den Emu Neuhollands und den ostindischen Kasuar. Indessen ist der Trappe nichts weniger als ein Strauß, sondern er wäre weit eher ein Huhn zu nennen. Der kurze, dicke Schnabel mit übergebogener Spitze, ebenso zum Verspeisen von grünen Pflanzentheilen, als von Würmern und Insekten eingerichtet, hat zwar durchaus nichts Hühnerartiges, obgleich ihn der rothgelbe, von schwarzen, welligen Querstreifen durchzogene Oberleib, der aschgraue Hals, der weiße Unterleib, die braunen Kopf- und Kehltheile, besonders aber der braune, truthahnartig aufgerichtete Schwanz mit breitgesäumten Endfedern wieder den Hühnern nahe stellen. Dieser den Hühnern und zugleich den Straußen so nahe stehende Vogel wurde deßhalb in der Classificationsreihe in die Nähe des Kranichs, in die Familie der Hühnerstelzen, Alectorides, gebracht.

Der Trappe (Großtrappe, Trappgans), Otis tarda, hat eine Länge von 3½ Fuß, 8 Fuß Flügelbreite und gegen 4 Fuß Höhe. Er wird bis 30 Pfund schwer und ist also auch der schwerste Vogel Europas. Sein Schnabel und seine Beine sind dick und kurz, und die Füße haben nur drei kurze, schwach gesäumte Zehen. Kopf und Hals sind hellgrau bis weiß, der Mantel rostfarbig, schwärzlich gebändert, die Schwingen zweiter und dritter Ordnung weiß. Das Gefieder ist bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich, dem Weibchen, das um ein Drittheil kleiner und leichter ist, fehlen der Bart und die Krause, sowie das eigenthümliche Organ am Halse, der sogenannte Wasserbeutel, der wohl zur Verstärkung der Stimme dient.

Der Trappe kommt in großen, an Getreide-, Rübsaat- und Kohlfeldern reichen Ebenen, hauptsächlich Mittel- und Süd-Europas, in kleinen Heerden vor. Wo sich solche Felder finden, ist er auch in Europa verbreitet, und sein Verbreitungsbezirk erstreckt sich daher über die ganze nordeuropäische Ebene bis Sibirien. Als größter und die reichsten Saatfelder bewohnender Landvogel, überall eifrigen Nachstellungen ausgesetzt, wählt der Trappe ausschließlich solche Gegenden, die eine weite Fernsicht bieten, und sieht und beachtet Alles, was rings um ihn her vorgeht. Die List und Ausdauer des Jägers scheitern fast immer an der Scheue und Vorsicht des Trappen, der ohne seine Klugheit vielleicht längst ausgerottet wäre. Nur selten läßt er sich täuschen. Den friedlichen Landmann, den Schäfer, die lasttragende Bäuerin scheint er gar nicht zu bemerken, und weidet unbesorgt, während sie vorübergehen; er erkennt aber den als Weib vermummten Jäger schnell, und weiß ein Schießgewehr trefflich von dem ungefährlichen Stocke zu unterscheiden.

So lange der Trappe mit seinem Weibchen zusammen lebt, ist er sehr kampflustig. Er schlägt ein Rad wie der Truthahn, bläht den Hals auf und läßt beim Balzen einen zischenden Laut hören. Erblickt er ein zweites Männchen, so sträubt sich der kriegerische Schnurrbart wild empor, und der sonst so scheue und friedliche Vogel wirft sich herausfordernd in die Brust und erwartet den Nebenbuhler mit Schnabelhieben, Fußtritten und Flügelschlägen. Stellt sich dieser, so kommt es zum Zweikampfe; sie verfolgen einander noch in der Luft und machen hiebei Schwenkungen mit der Kraft und dem Anstande eines Raubvogels. Seinen wissenschaftlichen Beinamen „der langsame Trappe" (O. tarda), der wohl von seinem schwerfälligen Fluge herrührt, verdient er wenigstens in dieser Zeit nicht mehr. Von ihren kräftigen Flügeln wie von Segeln unterstützt jagen die Trappen schneller als ein Pferd über die weite Ebene dahin, oder sie erheben sich rasch und ohne sonderliche Mühe in eine Höhe, in die weder Schrot noch Kugel reicht.

Im Herbst und Winter, ihrer Streichzeit, leben die Trappen in größeren Gesellschaften beisammen. Im März aber trennen sich die Paare von den Heerden und suchen einen für das Brutgeschäft günstigen Ort auf. Die Henne scharrt, gemeiniglich in hohen Saatfeldern, eine kleine Vertiefung, die sie dürftig mit einigen Stoppeln oder Blättern ausstattet, und legt hier zwei, bisweilen auch drei olivengrüne, braungefleckte Eier, welche fast die Größe eines Gänse-Eies erreichen, sonst aber an die Eier der Sumpfvögel erinnern. Vier Wochen lang brütet die während dieser Zeit vom Männchen bewachte und besuchte, aber weder gefütterte, noch im Brutgeschäft abgelöste Henne, sich mit dem dürftigen, in nächster Nähe vorhandenen Futter begnügend, bis sie endlich die Freude hat, ihre beiden Küchlein, denn mehr schlüpfen niemals aus, um sich zu sehen. Ein von Menschen berührtes, oder auch nur gesehenes Nest wird stets von der Henne verlassen, sind jedoch die Jungen schon etwas entwickelt, so hält die Mutterliebe dieselbe bei den Eiern zurück. Sie liebt ihre Jungen zärtlich und setzt, so scheu sie sonst ist, ihr Leben ein, die in Gefahr schwebenden Kleinen zu retten. Emsig legt und scharrt sie ihnen Larven, Käfer, besonders aber Ameisenpuppen vor, bis sie im Stande sind, Grünes zu fressen, und in der vierten Woche zu flattern und zu fliegen. Das Männchen, das bald nach dem Ausschlüpfen der Jungen die Führung der Familie übernimmt, führt dieselbe nun weiter auf fette Weide, am liebsten auf Repsfelder. Die Nahrung der Trappen besteht außer Kerbthieren in Gräsern, Blättern, Körnern, Kohl, Rüben und Getreide.

Von den 24 bekannten Arten kommen nur drei in Europa vor: der Großtrappe, O. tarda, der Zwergtrappe, O. tetrax, und die Hubara oder der Kragentrappe, O. hubara. Der bekannteste ist nach dem Großtrappen der südeuropäische Zwergtrappe, der die Größe eines Fasans, einen schwarzen, braungestreiften Kopf und einen rothbraunen Mantel hat. Die auch in Nordafrika vorkommende, durch einen ausgebreiteten Halskragen ausgezeichnete Hubara ist dort Gegenstand einer passionirten Falkenjagd. Senkrecht steigt der verfolgte Trappe auf, um stets über seinem Verfolger zu schweben, der ihm ein Auge auszuhacken oder einen Flügel zu zerbrechen und ihn aus der furchtbaren Höhe herabzustürzen sucht. Von der Flugkraft und erstaunlichen Schnelligkeit der Trappen gibt es ganz merkwürdige Beispiele. Man hat berechnet, daß ein im südlichen Algerien gejagter Trappe einen Weg von 25 Meilen in 4 Stunden

Digitized by Google

zurücklegte, und sein Flug also der schnellsten Locomotive gleichkam.

Eine alte orientalische Sage bringt den Trappen mit dem Strauße zusammen und erzählt, wie einst beide Vögel einen Wettflug zur Sonne unternahmen, denn der Strauß habe damals noch fliegen können. Inschalla! (so Gott will!) rief beim Beginne des Fluges die fromme Hubara, der unbändige Strauß aber vergaß es. Zur Strafe hiefür versengte ihm die Sonne die mächtigen Flügel, so daß er für immer an die Erde gefesselt ist, während die Hubara weite Räume durchfliegt.

C. K.

Die hyänenartigen Raubthiere.

Die hyänenartigen Raubthiere bilden eine eigene, obwohl kleine, von den Hunden durch den Mangel eines unteren Höckerzahnes wesentlich unterschiedene Gruppe, die, obgleich von widerwärtigem und abschreckendem Aeußeren und Esel erregender Lebensart, die wahren Erhalter von Leben und Gesundheit der Länder sind, die ihnen der Schöpfer zum Aufenthalte angewiesen und bestimmt hat, indem sie die zahllosen Leichen gefallener Thiere verzehren, die überall in jenen Regionen zerstrent, die Luft verpesten würden, wenn nicht die Vorsehung für deren Vertilgung Sorge getragen hätte. In jenen Ländern finden sich zwar, ebenso wie bei uns, zahlreiche Spezies fleischfressender und fleischbegrabender Insekten, die in Schaaren herbeieilen, kleinere thierische Substanzen unschädlich zu machen; die Hauptarbeit ist jedoch den Straßenreinigern der Wüste, den Hyänen, überlassen, die lebende Beute zwar nicht verabscheuen, in den Kadavern größerer Thiere aber ihre hauptsächlichste Nahrung finden. Für die halbcivilisirten Länder Asiens und Afrikas ist die überall gefürchtete und mit Ekel betrachtete Hyäne, der Leichenvertilger der Wüste und des Urwaldes, ein wahrer Wohlthäter, denn nicht nur verschlingt sie mit ihrem sich in Alles fügenden Appetit fast alle Arten thierischer Substanzen, in welchem Zustande der Zersetzung sie auch sein mögen, sondern zermalmt sogar mit ihrem eisernen Gebiß Gebeine und Knochen zu Splitter, die den Angriffen aller anderen Raubthiere widerstehen würden.

Die Hyänen, die äußerlich durch die bedeutende Erhöhung der Schultergegend und die niedrige Stellung des Kreuzes leicht kenntlich sind, bilden eine kleine, nur zwei Gattungen umfassende Gruppe, die eigentlichen Hyänen und die Zibethyäne.

Bei den eigentlichen Hyänen, von denen man bis jetzt drei Spezies, die gestreifte, braune und gefleckte, kennt, erscheinen Hals, Brust und Schultergegend ungemein stark, das Hintertheil dagegen schwach und unvollkommen, indem die Hinterfüße ziemlich kurz sind, wie eingeknickt erscheinen, und die Fersengelenke sich gegenseitig berühren. Die Bewegungen des Thieres haben daher etwas Schleppendes und Ungeschicktes, selbst während des raschen Tritts, den sie einzuschlagen fähig sind. Die Behaarung des Körpers ist grob; bei allen Arten läuft eine lange Mähne über den Rücken hin; die Vorderfüße sind vier- bis fünfzehig, die Hinterfüße vierzehig; der Schwanz nur selten ein Viertel der Körperlänge, und unter demselben liegt ein großer Drüsensack, dessen Absonderungen einen höchst unangenehmen Geruch verbreiten. Der Kopf zeigt einen auf starke Beißkraft deutenden Bau; die Schnauze ist kurz, die außerordentlich dicken und starken Jochbeine treten sehr vor und erweitern dadurch die Schläfengrube, die durch massenhafte Kaumuskeln völlig ausgefüllt wird. Das Gebiß zeigt alle Arten Zähne: Vorderzähne sind je sechs oben und unten, Backenzähne federseits oben fünf, unten vier; die Eckzähne sind konisch, spitzig und länger als die Vorderzähne. Die Ohren sind lang, aufrecht und deuten ebenso wie die längliche Pupille der Augen auf nächtliche Lebensweise. Die Halswirbel, sowie die Muskeln, welche dieselben unter einander und mit dem Hinterkopf verbinden, sind sehr stark und ganz dazu eingerichtet, das Fortschleppen gewichtiger Lasten zu erleichtern, und bisweilen findet man die Halswirbel, wahrscheinlich in Folge der dauernden Anstrengung und der Spannung der Muskeln, unter einander verwachsen, woher es auch wohl gekommen sein mag, daß die Alten geglaubt haben, die gesammten Halswirbel der Hyänen seien stets nur durch einen einzigen Knochen vertreten.

Die gestreifte Hyäne, Hyaena striata, Fig. 1 (siehe Abbild. S. 244), hat von allen Arten der Gattung den ausgedehntesten Verbreitungsbezirk, denn man findet sie vom Innern Afrikas an durch Vorderasien bis zum Kaukasus und Altai und von Marokko bis Indien. In Gemeinschaft mit den Geiern und anderen von Aas lebenden Thieren reinigt sie die Erde von den Körpern todter Thiere, besonders großer Säugethiere, die, in jenen wildreichen heißen Gegenden schnell in Fäulniß übergehend, ohne ihre Beihülfe die Luft mit den gefährlichsten Miasmen vergiften würden. Unermüdlich arbeitet die gestreifte Hyäne in dem Berufe, den ihr die Natur angewiesen; räumt von den Schlachtfeldern die Opfer barbarischer Kriege, scharrt die Leichname aus ihren flachen Gräbern heraus, folgt in der Wüste den Karawanenzügen, die stürzenden Kameele zu beseitigen, durchkirrt des Nachts die menschenleeren Straßen orientalischer Städte, um weggeworfene thierische Reste aufzusuchen, und nähert sich, vom Hunger getrieben, mit Kühnheit selbst menschlichen Wohnungen. Jedes aufgefundene Aas ist ihr ein köstliches Mahl, jeder Knochen ist ihr willkommen, und mit Leichtigkeit vermag sie mit ihrem kräftigen Gebiß den markreichen Schenkelknochen eines Ochsen zu zermalmen. — So nützlich die Hyäne sich erweist, so lange sie innerhalb der ihr von der Natur angewiesenen Grenzen bleibt und sich auf die ihr eigenthümliche Nahrung beschränkt, zu einer so furchtbaren Landplage kann sie werden, wo sie zu zahlreich vorkommt, um hinlängliches Futter an Aas und gefallenen Thieren zu finden. Getrieben von Hunger umschleicht sie die Einfriedigungen und Wälle der Dörfer und Lagerplätze, und versäumt keine Gelegenheit, eine Mahlzeit auf Kosten der Einwohner davon zu tragen. Offene Angriffe wagt sie nie, sondern bestrebt sich stets, ihre beabsichtigte Beute zu überraschen, in Furcht zu setzen und zur Flucht zu bewegen, und dann erst ihren Angriff zu beginnen. Um zahmes Vieh, das in der Nähe von Niederlassungen weidet, in Allarm zu bringen, hat sie die eigenthümliche Gewohnheit, geduckt so nahe als möglich zu demselben hinzukriechen und plötzlich vor dessen Augen aufzuspringen. Sollten die aufgeschreckten Thiere sich zur Flucht wenden, so stürzt die Hyäne auf sie los, um sie zu vernichten, sobald diese aber den geringsten Wider-

Digitized by Google

stand leisten, steht ihre Feindin still und wagt es nicht, den Angriff zu erneuern; ja, in dieser Beziehung ist sie selbst so feig, daß sie nicht einmal ein aufgeschrecktes angebundenes, oder durch Kniefesseln an der Flucht gehindertes Pferd anzufallen den Muth hat. Daher kommt es auch, daß von Hunger getriebene Hyänen in der kräftigsten Viehherde Zerstörungen anzurichten vermögen, wenn diese von Furcht erfaßt zu flüchten beginnt, sich aber vor krauken und durch Lähmung an der Flucht gehinderten Thieren zurückziehen, sowie diese, ihrer Schwäche sich bewußt, die Annäherung des Feindes erwarten. Unter den kriegerischen Volksstämmen, die den größeren Theil Afrikas bewohnen, ist die Feigheit der Thieres sehr wohl bekannt, und sie belegen die Hyäne mit einem ganzen Register der verächtlichsten Bezeichnungen. Sogar eine Waffe, welche zur zufälligen Tödtung einer Hyäne benutzt wurde, halten sie für entehrt und für unwürdig, ferner von einem Krieger benutzt zu werden. Gérard berichtet einen Vorfall bei einer Hyänenjagd, der, obwohl er gegen ihn selbst spricht, doch mit vielem Humor von ihm erzählt wird. Er hatte das Lager verlassen und verfolgte eilenden Schrittes seinen Weg, als er auf ein großes, unbehülfenes, rauhhaariges Thier stieß, das, vom Anbruch des Tages überrascht, schleunkernd den Weg nach seinem Bergeplatz mit hinkendem unsicherem Gang und unter dem Anschein verblüfften Erstaunens fortsetzte. Das Thier, eine Hyäne, lief so schnell als es konnte, und der Jäger, der sein Gewehr einem Diener überlassen hatte, welcher langsamen Schrittes folgte, war gezwungen, den Hirschfänger zu ziehen, um mit dieser Waffe das sich flüchtende Thier zu verfolgen. Doch die Hyäne war zu schnell für ihn, sie warf sich in das dichteste Buschwerk, und verschwand in einer Höhle am Fuße eines Felsens. Der Jäger, entschlossen, sich des Thieres zu bemächtigen, band sein Pferd an einen Busch und brach durch die kleine Felsenspalte. Innerhalb derselben bemerkte er, daß er sich in einem verlassenen Steinbruch befand, in welchem er aufrecht stehen und sich seiner Waffe frei bedienen konnte. Die Höhle war so finster, daß es ihm unmöglich war, die Hyäne zu erblicken, und erst als sie mit knirschendem Gebiß auf seinen Hirschfänger losfuhr und ihm denselben zu entreißen versuchte, entdeckte er ihre Gegenwart. Als nach einigen Sekunden sein Auge sich an die Finsterniß gewöhnt hatte, erkannte er die Hyäne, die noch immer bemüht war, die Spitze seiner Waffe festzuhalten. Ein plötzlicher Ruck reichte hin, die Waffe frei zu machen, und ein zweiter sie bis zum Griff in die Brust des Thieres zu stoßen und dasselbe zu tödten. Gerade als Gérard, stolz auf seinen Sieg, im Begriffe war, die todte Hyäne aus der Höhle zu ziehen, kam sein Begleiter in Gesellschaft einiger Araber und Neger an, die er in Dienst genommen; er erwartete von diesen Beifall seines Muthes wegen, einem so kräftigen Thiere mit einer Handwaffe gegenüber getreten zu sein, zu seiner großen Bestürzung fand er sich aber nicht wenig enttäuscht, als die Araber ihn aufforderten, dem Himmel Dank zu bringen, nicht seine Flinte mit dieser That entwürdigt zu haben, und ihn veranlassen wollten, sich der blutbefleckten Waffe zu entäußern, die ihm von jetzt an nur den Dienst versagen und mehr schaden als nützen würde. In der That merkte Gérard gar bald, daß er durch Tödtung der Hyäne mit einer in den Augen seiner Begleiter werthvollen Waffe einen fast unverzeihlichen Mißgriff begangen, und es bedurfte mehrerer kühnen, mit Entschlossenheit ausgeführter Thaten, um die Lästerzungen der Araber über seinen Heldenkampf zum Schweigen und seinen Ruf als Jäger wieder in die Höhe zu bringen. Später fand er, daß die Araber es verachten, die geringste Waffe gegen Hyänen anzuwenden, und daß sie dieselben, wenn in der Nähe ihrer Lager Hyänen gespürt werden, stets auf eine eigenthümliche, ihre Verachtung bezeichnende Weise zu tödten suchen. Bei solchen Gelegenheiten nehmen sie eine Hand voll Schlamm, uassen Lehm oder Sand, gehen keck an den Eingang der Höhle der Hyäne, strecken ihre Hand nach dem Thiere aus, rufen spöttlich: „Sieh' her, wie schön ich dich mit diesem Henna machen will!“ schleudern dann die feuchte Masse in des Thieres Augen, ziehen es an einer Pfote heraus und knebeln es, ehe es im Stande ist, sich von seiner plötzlichen Ueberraschung zu erholen, worauf das arme Thier den Weibern und Kindern überlassen wird, die es dann unter großen Freudenbezeugungen zu Tode steinigen.

Wo Hyänen in Menge vorkommen, richten sie unter Pferden, Schafen und Rindvieh großen Schaden an, wagen auch wohl selbst auf Menschen ihre mörderischen Angriffe, doch meistens nur dann, wenn sie solche im Schlafe beschleichen können. Den Tag verbringt die gestreifte Hyäne in Höhlen, Felsklüften und unter Ruinen, wo sie auch ihre Jungen aufzieht, sobald aber die Dunkelheit eintritt, verläßt sie ihr Lager und beginnt ihre unheimlichen Wanderungen. In Abyssinien ist sie, nach Bruce's Bericht, eine wahre Geißel des Landes, und sucht schaarenweise Städte wie Dörfer heim. In Gondar erfüllen die Hyänen des Nachts die Straßen und nähren sich von unbegrabenen Leichen. Um Kauta leben, nach Denham, die Hyänen heerdenweise und sind so frech und gierig, daß sie bei dessen Aufenthalte daselbst in Masse in ein mit einer sechs Fuß hohen dornigen Umzäunung umgebenes Dorf eindrangen und trotz des Widerstandes der Einwohnerschaft zwei Esel fortschleppten. Hundefleisch soll außer Aas die gesuchteste Nahrung der gestreiften Hyäne sein, und dieselben eine sehr sinnreiche Methode in Anwendung bringen, diesen ihren Lieblingsfraß zu ergattern; die weibliche Hyäne kommt leise herangeschlichen und verbirgt sich hinter Büschen in der Nähe eines Dorfes oder eines Lagerplatzes, während ihr männlicher Gefährte seine Rolle spielt, herzhaft und muthig vorwärts eilt und durch sein Geheul sich so bemerklich als möglich macht, um die Aufmerksamkeit der Hunde zu erregen, die stets in großer Zahl die menschlichen Wohnungen umstreichen und sichern. Sowie die Hunde den Ueberlästigen zu Gesicht bekommen, stürzen sie auf ihn los; die Hyäne entflieht so schnell sie kann, lenkt ihren Lauf aber an dem Verstecke ihrer Gefährtin vorbei, die dann hervorspringt und ein mehr oder weniger großes Blutbad unter den erschreckten, aus einander fahrenden Hunden anrichtet.

Die **gefleckte Hyäne**, Hyaena crocuta (Crocuta maculata), Fig. 2 (siehe Abbild. S. 244), von den Bauern des Kaplandes „Tigerwolf“ genannt, ist von gelblich brauner Färbung mit zahlreichen dunkleren Flecken; das Haar ist bei ihr kürzer und die Mähne weniger dicht als bei der gestreiften Hyäne. In allen Theilen Südafrikas verbreitet, wird sie, da sie weniger als die gestreifte Hyäne mit zufällig aufgefundenem Aas zufrieden ist, des Nachts in die Höfe der Ansiedlungen einbricht und die vor Eintritt der Dunkelheit nicht in Sicherheit gebrachten Hausthiere tödtet oder verstümmelt, mehr als jene gefürchtet. Wie ihre Verwandte zu offenem Kampfe zu feig, sucht sie wie diese durch allerlei Drohungen und Listen ihre Gegner zu vorzeitiger Flucht zu veranlassen, und wird dadurch gesundem kräftigem Vieh bei Weitem gefährlicher als krankem, das zur

Digitized by Google

Flucht unfähig, Widerstand zu leisten versucht und so der muthlosen Hyäne weit seltener unterliegt. Am Tage scheut sie nur selten umher, wenn aber die Dämmerung einbricht, verkündet sie durch schauerliches, Mark und Bein durchdringendes Gebrüll den übrigen Thieren, daß einer ihrer schlimmsten Feinde seine Wanderung beginne. Die grausigen, widerwärtigen Töne schrecken die Furchtsamen, und da sie von allen Seiten her erschallen, verwirren sie die Flüchtlinge so sehr, daß diese oftmals dem Feinde geradezu in den Rachen laufen, den sie zu vermeiden streben. Stardman erzählt in seinen „südafrikanischen Wanderungen" wahrhaft erschreckliche Beispiele von der Raubsucht der gefleckten Hyäne, die früherer Zeit des Nachts sogar in den Straßen der Kapstadt erschien; jetzt hört man ihr Geheul nur von dem nahen Tafelberge her erschallen. Im Kaffernlande ist sie ungemein zahlreich und kühn, nähert sich nächtlich den Dörfern und sucht durch List oder Gewalt über die Zäune zu kommen, welche ringförmig alle Häuser zum Schutze gegen wilde Thiere umgeben. Sheystone berichtet aus dem Mambo-Distrikte, daß dort die nächtlichen Angriffe dieses Raubthieres vielen Kindern und Halberwachsenen das Leben gekostet hätten, und daß er in wenigen Monaten von vierzig solchen verderblichen Ueberfällen gehört habe. Im Lande der Mambuki soll die gefleckte Hyäne Menschenfleisch jeder anderen Nahrung vorziehen, und gar häufig mit List in die wohl verwahrten Häuser eindringen, um ihr Lieblingsfutter zu erlangen. Die Häuser der Mambuki, von mit Lehm beworfenem Flechtwerk gebaut, haben die Gestalt eines Bienenkorbes und einen sehr engen niederen Eingang, sind aber im Innern von 20 bis 25 Fuß im Durchmesser. Die Flur derselben ist bedeutend erhöht und in deren Mitte wird ein Feuer fortwährend in Brand erhalten, um welches die Bewohner, mit den Füßen gegen das Feuer gerichtet, im Kreise gelagert schlafen; nur vornen am Eingange bleibt eine mit dem äußeren Boden gleiche, mithin gegen den Schlafraum erniedrigte Abtheilung, welche des Nachts zur Aufbewahrung der Kälber dient, die man weder den Stürmen der Nacht, noch den Raubthieren aussetzen will. Und selbst in diese scheinbar so wohl verwahrten und noch mit einer hohen Umzäunung umgebenen Wohnungen bringt die gefleckte

Fig. 1. Die gestreifte Hyäne (Hyaena striata).

Fig. 2. Die gefleckte Hyäne (Hyaena crocuta).

Digitized by Google

Hyäne ein, und statt die erste beste Beute zu ergreifen und solche in Sicherheit zu bringen, durchschleicht sie die Kälberreihe, umkreist das Feuer und zieht die Kinder so leise und vorsichtig unter dem Kaross (Pelze) der Mütter hervor, daß die unglücklichen Eltern den Verlust ihrer Lieben erst dann bemerken, wenn das Wimmern oder Geschrei des zwischen den Zähnen des Unthiers befindlichen Kindes aus einer Ferne zu ihnen gelangt, wo Rettung nicht mehr möglich ist. — Mit vieler Mühe gelang es Sheystone, ein paar Kinder, einen zehnjährigen Knaben und ein achtjähriges Mädchen, wieder herzustellen, die von Hyänen fortgeschleppt, zwar fürchterlich zugerichtet, den Raubthieren abgejagt worden waren. Schlingen, Gruben und Fallen, die von den Eingeborenen, Fußeisen und Selbstschüsse, die von den Colonisten in Anwendung gebracht werden, die Zahl der Hyänen zu mindern, haben sich bis jetzt als unzulänglich erwiesen, da das Thier die Gefahr zu erkennen scheint und sie zu vermeiden weiß. Regelmäßige Jagden auf Hyänen in den angesiedelten Distrikten dürften wohl ihre Menge am ehesten verringern und sie zum Rückzug in weniger bewohnte Gegenden veranlassen, und würden die eingeborenen Völkerschaften nicht ferner, wie es bisher geschah, die Leichen ihrer Verstorbenen den Raubthieren vorwerfen, würde sich auch sicherlich der Geschmack der Hyänen am Menschenfleisch verlieren.

Die **braune Hyäne**, Crocuta brunnea, ebenfalls wie die vorige eine Bewohnerin des Kaplandes, wurde schon vor mehr als sechzig Jahren von Thunberg beschrieben und ist ganz gleich mit der von A. Smith als neu aufgestellten Species H. villosa. Sie ist schwärzlich braun mit undeutlichen Querbinden und Flecken, hat längeres Haar als die vorige und ähnelt im Aeußeren mehr der gestreiften Hyäne. Von den Kaphauern wird sie „Strandwolf" genannt, weil sie vorzugsweise in der Nähe der Seeküste weilt und nur höchst selten in den Nieuweveldbergen gefunden wird. Sie ist weniger häufig als die gefleckte Hyäne, in Sitten und Lebensweise ihr aber vollkommen gleich; wie diese lebt sie von Aas, besonders von gestrandeten Walfischen, greift aber auch, wenn sie der Hunger quält, die Heerden der Ansiedler an und wird daher sehr gefürchtet. Sie ist noch listiger als ihre Gattungsgenossen; am Tage liegt sie meist in den Dickichten verborgen, die stellenweise auf dem sandigen Küstenlande vorkommen, und bricht erst des Nachts aus diesen hervor, soll sich aber nach den Berichten der Boers nach jedem Einfalle in die Heerden, nach jeder Räuberei immer weit vom Felde ihrer Thätigkeit entfernen und stets ihren Lagerplatz wechseln.

Mehr als irgend ein anderes Säugethier ist die Hyäne seit den frühesten Zeiten ein Gegenstand der abergläubigsten Sagen gewesen. Obwohl sie schon dem Aristoteles bekannt und von diesem untersucht worden war, ist sie doch erst seit Buffon, welcher die erste Originalabbildung von ihr veröffentlichte, genauer bekannt geworden. Ihr äußeres Ansehen, ihre widerliche, durchdringend krächzende, einem boshaft heulenden Gelächter ähnliche Stimme, ihr fast immer geöffneter, mit scharfem knirschendem Gebiß bewaffneter Rachen, mögen hauptsächlich beigetragen haben, sie für ein wüthendes, unzähmbares Thier zu halten; neuere Beobachtungen haben jedoch dargethan, daß sie leichter noch als andere Raubthiere zu vollständiger Zähmung gebracht werden kann. Barrow versichert, daß im Innern der Kapkolonie die gefleckte Hyäne jung eingefangen, gezähmt und als Jagdhund gebraucht wird; Bischof Heber sah in Indien eine gestreifte Hyäne, die ihrem Herrn wie ein Hund folgte, und Oberst Sykes erzog und zähmte selbst in Indien eine junge Hyäne, die er nach seiner Heimkehr der Londoner zoologischen Gesellschaft schenkte. Sie hatte sich völlig an ihren Herrn gewöhnt, erkannte seine Stimme, folgte seinen Befehlen, freute sich seiner Liebkosungen, war gutmüthig und zuthunlich, vergaß auch nach langer Trennung den Oberst nicht und gab die unzweideutigsten Zeichen von Freude zu erkennen, als er sie einst wieder besuchte.

Daß auch die Vorwelt außerordentlich reich an Hyänen gewesen sein muß, beweisen die Menge fossiler Knochen der untergegangenen **Höhlenhyäne**, H. spelaea, die in den Höhlen der „fränkischen Schweiz" mit Knochen von Höhlenbären vermengt, sonst aber auch in den Höhlen von Kirkdale und in Tibet gefunden werden. In einer Periode,

Fig. 3. Die Zibethhyäne (Proteles Lalandii).

wo Thierkolosse, wie die Mastodon, die Erde bewohnten, war sie sicherlich eines der nützlichsten Thiere.

Die **Zibethhyäne**, die zweite Gattung der hyänenartigen Raubthiere, umfaßt nur eine ebenfalls in Südafrika einheimische Species, die von den Bewohnern des Kaplandes als Erdwolf, Proteles Lalandii, Fig. 3, bezeichnet wird und den Uebergang von den Hyänen zu den Zibetkatzen zu vermitteln scheint. In der Gestalt gleicht sie der eigentlichen Hyäne, ist aber um mehr als ein Drittel kleiner, da ihre Körperlänge nur gegen drei Fuß, die Länge des Schwanzes 20—24 Zoll beträgt. Wie bei ihren Stammverwandten ist ihr Hintertheil schleppend, das Vordertheil sehr muskulös; der Rücken ist langmähnig und borstig und der Schwanz am Ende buschig. Das Haar besteht aus Grundwolle und einzeln stehenden Grannenhaaren.

Digitized by Google

Auf der gelblichen Grundfarbe des Felles verlaufen, wie bei der gestreiften Hyäne, schwärzliche Querstreifen; Mähne, Füße und die hintere Schwanzhälfte sind schwärzlich. Die Schnauze ist verlängert und spitzig, die Nase vorstehend, die Zunge rauh, die Ohren sind lang und spitzig. Das Gebiß ist von eigenthümlicher, bei keinem anderen Raubthiere vorkommender Beschaffenheit: Schneidezähne und Eckzähne sind wie gewöhnlich; Reißzahn und Hinterzähne fehlen; Backenzähne sind jederseits oben vier und unten drei, die weit von einander abstehen; die ersten drei sind einwurzelig und gleichen Lückenzähnen; der vierte ist klein und mit drei stumpfen Spitzen versehen. Die Vorderfüße sind fünfzehig; der unvollkommene Daumen steht aber bei der Zibethyäne so hoch an der Fußwurzel, wie dies beim Hund der Fall ist. Die Hinterfüße sind fünfzehig, die Krallen breit, groß, stumpf und zum Graben sehr geschickt. Einen Drüsenbeutel, wie die Zibetkatze, besitzt der Erdwolf nicht, wohl aber am After eine Drüsenspalte, die einen stark riechenden Stoff aussondert.

Wie die Hyäne ist der Erdwolf ein nächtliches, zugleich aber auch, wie es scheint, ein geselliges Thier, denn über Tags verbirgt er sich in einem selbstangelegten, tiefen Bau, welcher mit drei bis vier Zugängen versehen ist und mehrere Individuen beherbergt. Des Nachts geht er seiner Nahrung nach, die in Aas und kleineren lebenden Thieren, oft auch in Schafen und Kälbern besteht, wenn er dieser habhaft werden kann. Trotz des schwachen und schleppenden Ansehens seiner Hinterbeine läuft er mit großer Schnelligkeit, stößt dabei öfters ein widerliches Geheul aus und sträubt zähnefnirschend, wenn er gereizt wird, seine Mähne borstig empor.

P.

Die fränkische Schweiz.

Es klingt freilich etwas anmaßend, wenn man einer Gegend in der Mitte Deutschlands den Namen Schweiz beilegt, bei welchem Namen wir unwillkürlich an bis in die Wolken emporragende Bergriesen, bedeckt mit ewigem Schnee, an Gletscher, Staubbäche und wundervolle Alpenseen ꝛc. denken. Solche Dinge darf man nun natürlich in der fränkischen Schweiz nicht suchen, nicht erwarten, wie sich schon aus ihrer Lage ergibt. Denn die fränkische Schweiz liegt, wie wir schon andeuteten, in der Mitte Deutschlands, in dem bayerischen Kreise Oberfranken, zwischen den Städten Bamberg und Forchheim einerseits und Bayreuth andererseits, und wird durch den äußersten nördlichen Ausgang des fränkischen Juras gebildet, da wo dieses Gebirge von der Wiesent und ihren zahlreichen Zuflüssen in viel gewundenem Lauf durchschnitten wird.

Es ist eine schöne, ja man darf wohl sagen wunderschöne Gegend, und unendlich viel Malerisches, wild Romantisches und Liebliches ist hier in reicher Abwechslung auf einem kleinen Kreis von höchstens sechs Stunden im Durchmesser zusammengedrängt. Thäler mit dem üppigsten, saftigsten Wiesenwuchs, bedeckt und durchströmt von krystallhellen, rauschenden, schäumenden Flüßchen, eingehegt bald von schönen Waldbergen, bald von Felsen, deren Anblick so wild ist, als wären sie eben erst aus den gewaltigen Kämpfen der urweltlichen Schöpfungsperiode hervorgegangen, und die uns in ihrem Innern, in den gewaltigen Höhlen, die sie enthalten, einen Blick auf die längst untergegangenen Geschöpfe dieser Urwelt gestatten, wie man ihn sonst nirgends findet, und über diesem Allem schwebend und hängend, auf steilen Felsenklippen hoch emporragend Ritterburg an Ritterburg, Schloß an Schloß, Trümmer an Trümmer — das sind die einzelnen Elemente, aus denen dieses Landschaftsbild zusammengesetzt ist, die aber freilich noch lange keine Schweiz geben; mancher Gletscher, ein einziger See der eigentlichen Schweiz würde alle diese Schönheiten der fränkischen Schweiz zudecken.

Doch lassen wir uns durch den Namen, für welchen wir ja nicht verantwortlich sind, den Genuß jener schönen Gegend nicht verkümmern, sondern dieselbe etwas näher betrachten.

Die fränkische Schweiz ist kein Gebirge, wie das benachbarte, nördlich gelegene Fichtel-Gebirge, sondern, der Gebirgsformation entsprechend, ein unebenes, hügeliges Plateau, von zahlreichen engen und tiefen Thälern durchschnitten, welche sich alle in das Thal der Wiesent öffnen, die in westlicher Richtung der Rednitz zufließt. — Auf der Hochfläche selbst dehnen sich steinigte, kümmerliche Felder oder Heiden aus, und diese unbehagliche Einförmigkeit wird hier nur durch die meist weitgedehnte, oft prachtvolle Aussicht erträglich gemacht. Ganz anders aber ist das Bild, wenn man an den Rand dieser Hochfläche tritt und hinunter schaut oder hinunter steigt in die heimlichen Thäler. Da enthüllt sich den entzückten Augen ein wunderliebliches Gemälde. Auf abschüssigem Wege steigt man hinab, an den Trümmern einer Burg vorbei, oder zwischen den graulich-weißen Felsen hindurch unter schattigen Buchen oder dichtern Fichten, bis man unten an dem Gebirgsbächlein angelangt, das zwischen üppigen Wiesen lustig dahinrauscht, und nun rings um sich herum eine Gebirgslandschaft vor sich ausgebreitet sieht, welche freilich nicht durch Großartigkeit imponirt, aber durch ihre ungemein reiche Abwechslung auf's Angenehmste befriedigt, und dadurch immer wieder anzieht, daß man hier auf verhältnißmäßig engem Kreis Alles, wenn auch nur en miniature, beisammen findet, was zu einem solchen Bilde gehört. Wenn wir einen Ausdruck für die Bezeichnung des Charakters dieser Landschaft suchen sollten, so könnten wir keinen besseren finden, als den der Niedlichkeit, so seltsam derselbe auch gegenüber von einer Gebirgslandschaft klingen mag. Doch rechtfertigt sich diese Bezeichnung schon durch die verhältnißmäßig unbedeutende Höhe der Bergrände, die höchstens einige hundert Fuß hoch sind, die ihren Hauptreiz aber in den Felsen haben, welche bald Riesenmauern gleich ganz nackt von der Thalsohle emporsteigen, bald zwischen üppigem Laubholz oder dunkeln Nadelholz hindurch in den kühnsten, seltsamsten Formen zum Himmel emporstreben.

Diese seltsame, oft geradezu bizarre Gestaltung der Felsen ist bedingt durch die Formation, der sie angehören. Die ganze fränkische Schweiz gehört nämlich in das Gebiet des Jurakalks, welches sich in einer Länge von mehr als 100 geographischen Meilen vom Schweizer Jura an durch Schwaben bis hierher in die nordöstliche Ecke Frankens erstreckt. Die einzelnen Schichten sind der schwarze Jura, dann der braune Jura oder Oolith, sodann weißer Jura, und auf diesem lagert sich dann der räthselhafte Dolomit, der den Geologen schon so viel Kopfzerbrechens

Digitized by Google

gemacht hat. Und gerade in dieser Gegend könnten dieselben diese Formation am besten studiren, da der Dolomit hier in einer Wichtigkeit auftritt, wie sonst selten. Er streicht nämlich dem Lauf der Wiesent entgegen immer tiefer; auf dem Walburgisberge findet er sich blos auf dem höchsten Gipfel des Berges; hinter Pretsfeld bildet er schon die obere Hälfte des Thals, und noch tiefer sinkt er bei Preitberg herab, und oberhalb Muggendorf steht man den stets unter ihm geschichteten Jurakalk nicht mehr, sondern die Berge von der Thalsohle bis zum Gipfel bestehen aus Dolomit; auch sind sämmtliche Höhlen in Dolomit eingesprengt.

Was die Geschichte der fränkischen Schweiz betrifft, so erinnert an die urgermanische Zeit, da der Wiesunt, d. h. Büffel, noch durch die das ganze deutsche Land bedeckenden Wälder streifte, der Name des Flusses, der die fränkische Schweiz durchströmt, die Wiesent; von wendischen Einwanderungen finden sich Spuren bei Muggendorf; im Mittelalter fällt die Geschichte der fränkischen Schweiz im Ganzen mit der Geschichte des ehemaligen Nationalherzogthums Frankens und zwar Francia orientalis zusammen, das zuletzt hohenstaufisch war und beim Falle der Hohenstaufen unterging. Im Einzelnen ist diese Geschichte an die ziemlich verworrene Geschichte zahlloser Adelsgeschlechter geknüpft, die hier hausten, mit ihren Fehden, ihren bald mehr, bald minder wichtigen Kriegen, und ihren bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen zu dem benachbarten Bisthum Bamberg oder zu der großen Reichsstadt Nürnberg. Die Namen der edlen Geschlechter, die einst in diesem Felsengebiet herrschten, sind längst erloschen und existiren nur noch in alten Chroniken und Turnierbüchern, oder in den Namen ihrer Schlösser, deren Ruinen von den Felsenklippen herabschauen; dahin gehören die Herren von Schlüsselberg, Streitberg, Neideck, Rabenstein, Rabeneck, Gösweinstein, Wüstenstein, Tüchersfeld, Gailingen, Waischenfeld und viele andere. Immerhin sind aber noch viele adelige Geschlechter Frankens hier ansäßig oder begütert, so die Eggloffstein, Aufseß, Seckendorff, Neuffenberg, Schönborn ꝛc. — Die Reformation drang auch in diese Thäler ein, nur da, wohin der Krummstab des Bischofs von Bamberg reichte, wurde sie aufgehalten, weßhalb jetzt noch katholische und evangelische Bevölkerung dort sehr bunt gemischt ist. Auch der Bauernkrieg durchwüthete diese Gegend, wo der gemeinsame Druck so vieler kleinen Dynasten hart auf dem gemeinen Mann lastete. Und wie ein ausgetretener Strom in einem engen Bette heftiger zu brausen pflegt, als wo er sich ausdehnen kann, wie das Gewitter in geschlossenen Thälern furchtbarer rollt, als in der Ebene, so war auch der Ausbruch jener Empörung in den tiefen, von hochragenden Burgen beherrschten Thälern gewaltsamer und zerstörender, als irgendwo sonst. Die Burgen alle wurden erklimmt, erstürmt, gebrochen, herabgestürzt von ihren Klippen oder in Aschenhaufen verwandelt; dieses Schicksal traf Burg Gailenreuth, Eggiesstein, Rabeneck, Neideck, Gösweinstein, Wüstenstein, Aufseß, Greifenstein, Freienfels, Hundsbaupten, Plankenfels, Wiesenfels und noch eine lange Reihe anderer. Nur Streitberg und Rabenstein blieben aus Furcht vor dem strengen Markgrafen Casimir von Bayreuth, zu dessen Landesantheil sie gehörten, verschont. — Vom dreißigjährigen Kriege litt die fränkische Schweiz ebenfalls nicht wenig, besonders zu der Zeit, als König Gustav Adolf von Schweden in Nürnberg dem auf der Feste Zirndorf gelagerten Wallenstein gegenüberstand; die Streifcorps des letzteren, besonders die beutegierigen Croaten, drangen bis in die verborgensten Thäler und wütheten hier dergestalt, daß die Einwohner sich genöthigt sahen, Haus und Hof zu verlassen und in die Höhlen ihrer Berge zu flüchten. Die Kaiserlichen brannten ihre Dörfer nieder und schleuderten zurückgebliebene Greise und Kranke in die Flammen. Spurloser ging ein Jahrhundert später der siebenjährige Krieg an dieser Gegend vorüber, doch nicht so der Einfall der Franzosen in das Bisthum Bamberg unter Jourdan im Jahre 1796. Wilde republikanische Schaaren, eine hier nie gesehene Erscheinung, überschwemmten die Thäler der Wiesent und erlaubten sich überall die größten Erpressungen und Gewaltthaten. Sie erschossen die Bauern, und der ergrimmte Landmann suchte sich dadurch zu rächen, daß er einzelne Abtheilungen der Franzosen in die Abgründe seiner Höhlen stürzte und sie hier jämmerlich verschmachten ließ. Tagelang soll man zuweilen das Wimmern solcher Unglücklichen gehört haben.

Von diesen Stürmen, welche über diese Gegend hingebraust, zeugen nun freilich nur noch die Ruinen der Ritterburgen, sonst ist das Bild der Gegend ein durchaus feierliches und heiteres, und wer sich ein paar recht vergnügte Tage machen will, der komme hieher, und weil der Mensch freilich nicht von schönen Aussichten und Aussichten allein lebt, so dürfen wir Jedem kühnlich versichern, daß er dort in der fränkischen Schweiz noch sonst Alles finden wird, was des Menschen Herz erfreut, freundliche Menschen, gut Essen und Trinken, und dabei billige Zeche und fröhliche Gesellschaft.

Um dem Leser Lust zu machen, uns wenigstens jetzt auf einer kleinen Wanderung durch die fränkische Schweiz zu begleiten, stellen wir ihm eines der interessantesten Bilder aus derselben, welches wir in unserem Skizzenbuch fanden, vor Augen, das Bild des Schlosses Rabeneck.

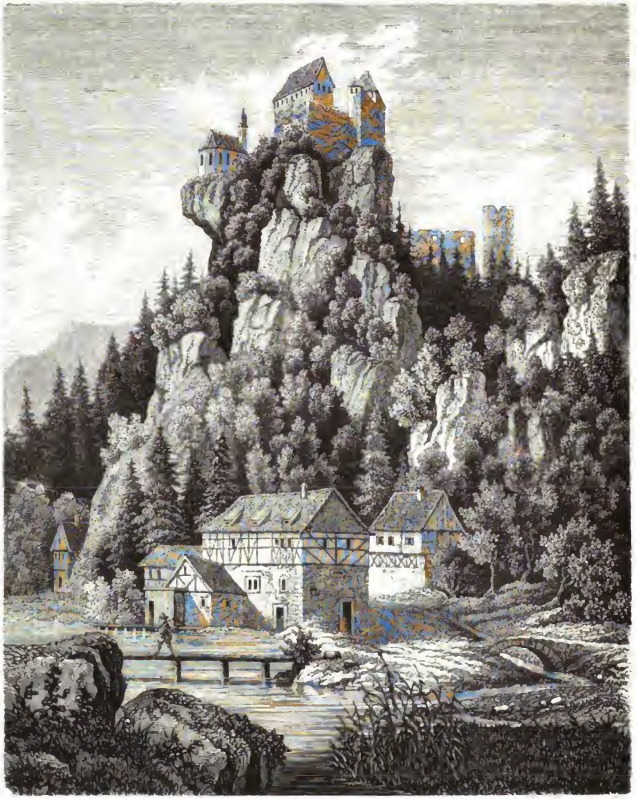
Rabeneck liegt im oberen Wiesenthale, ungefähr drei Stunden von Muggendorf entfernt, was man als den Mittelpunkt der fränkischen Schweiz betrachten kann. Der Weg von da führt zunächst durch eine prachtvolle Allee von alten Linden den Glasberg hinan, auf dessen Gipfel ein Pavillon steht. Auf der ersten Hochfläche liegt das Dörfchen Engelhardtsberg. Wir folgen einer der Wasserträgerinnen, an welche Schubert auf seiner Reise in's heil. Land erinnert wurde, als er sah, daß die Frauen von Bethlehem ihr Wasser auch von weither unten im Thale holen mußten. Sie führt uns an den Rand des Plateau's, und dann geht es wieder steil hinab in das Thal der Wiesent, bis wir vor einer kühnen Ritterburg stehen mit ragenden Zinnen und hochgesprengten Thoren; es ist die Riesenburg. Doch ist sie kein Bau von Menschenhänden gemacht, sondern ihre Thürme sind chaotisch auf einander getürmte Felsenblöcke, und ihre Hallen und Thore sind von der Naturkraft gewölbt.

Unten im Thale liegt eine einsame Mühle, zu der wir hinabsteigen, um von da das Thal weiter hinauf zu ziehen bis zu dem einzeln stehenden Tooswirthshaus, so genannt wegen des Getöses, das ein kleiner Wasserfall in der Nähe verursacht. Interessanter als dieser Wasserfall ist eine seltene Pflanze, welche im Garten des Wirths sich befindet, der sie aus dem Walde hieher versetzt hat, wo sie nun ganz gut fortkommt; es ist die sogenannte Mückenpflanze (Ophrys myodes), eine Orchideenart, nach welcher man in den Wäldern unter der sonst reichen Flora Tage lang vergebens suchen kann, während sie hier in zahlreichen Exemplaren vorhanden ist.

Beim Tooswirthshaus mündet die Aufseß in die

Digitized by Google

Wieſent; ſie kommt von Aufſeeß her, wo der Freiherr Hans von Aufſeeß ſein Schloß hat, in welchem ſich einſt die Sammlungen befanden, die den Grund des germaniſchen Muſeums bilden. Der Weg nach Rabeneck ſelbſt führt in nordöſtlicher Richtung im Wieſenthal weiter, das hier den Namen Rabenecker Thal führt und jetzt einen immer wilderen, düſteren Charakter annimmt. Der Laubwald, der bisher die Thalwände geſchmückt hatte, und aus deſſen



Rabeneck.

ſaftigem Grün die weißen Dolomitfelſen um ſo heller ſich hervorheben, verſchwindet; ſelbſt die düſtere Fichte wird ſeltener; hochgethürmte, zerklüftete Felſenmaſſen ſteigen nackt empor und Trümmer von ihnen liegen weithin zerſtreut im Thale, in deſſen vielfachen Biegungen der Weg hinzieht, bis wir bei einer neuen Wendung hoch und maleriſch auf ſteilen Felſenklippen die altersgraue Burg Rabeneck vor uns liegen ſehen. Unten am Fuße des Berges liegt auch

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

hier, um den Reiz der Landschaft zu erhöhen, eine Mühle, hinter der der steile Burgweg hinaufführt zu diesem kühnen Felsennester. Die Burg wurde im zwölften Jahrhundert von den Schlüsselbergern erbaut und war dann später eine der gefürchtetsten Raubburgen der Gegend, von wo aus die Rabenecker die Nürnberger Kaufleute, die in's Oberland nach Bayreuth zu zogen, oft überfielen.

Im Jahre 1632 wurde die Burg von den kaiserlich gesinnten Weischenfeldern angegriffen und zerstört, weil die Burgbewohner für die Schweden Partei genommen hatten. Doch wurde sie später zum Theil wieder hergestellt, nur der hintere Theil ist Ruine. Das eigentliche Schloß ist bewohnt, doch nicht mehr von raublustigen Burgherren, sondern von friedlichen Bauern. Nach dem Aussterben der Rabenecker fiel die Burg an den Lehensherrn, den Bischof von Bamberg, zurück, der sie später an die Grafen von Schönborn verkaufte, in deren Besitz sie noch ist. Neben dem Schloß steht auf einer überhangenden Klippe, welche von der übrigen Felsenmasse durch einen tiefen Riß getrennt ist, eine kleine, dem heil. Bartholomäus geweihte Kapelle kühn bis auf den äußersten Rand hinaus gebaut, so daß, wenn man von unten hinauf schaut auf diesen kecken Bau, Einem angst und bang wird für die frommen Beter, welche hier, dem Abgrund des Verderbens so nahe, den Himmel sich verdienen wollen.

Weißlinge.

(Taf. 32.)

Für die europäische Falterfauna sind die durch ihre große Verbreitung und Häufigkeit allgemein bekannten Weißlinge besonders charakterisch. Wer an einem schönen Sommertage einen Blick durch's Fenster in den Garten, oder auf die benachbarten Wiesen und Felder wirft, der wird sicher jedesmal eine Anzahl dieser weißen Luftsegler gewahr werden, welche ihren Flug in verschiedenen Richtungen durchkreuzend bald hoch, bald niedrig fortschweben, sich bald hier niedersetzen, um den Honigsaft aus einem Blumenkelche zu saugen, bald dem Kohlfelde zueilen, um dort ihre Eier abzulegen, und so den Keim zu späteren Generationen zu legen.

Wer aber alle diese weißen Schmetterlinge, welche man schlechtweg mit dem kategorischen Namen „Weißlinge" bezeichnet, nur flüchtig betrachtet, der wird nicht vermuthen, daß sich gar sehr verschiedene Arten unter ihnen befinden, von welchen jede ihre eigenen scharfen Merkmale und ihre eigene Naturgeschichte hat. Betrachten wir denn die auf unserer Tafel abgebildeten Arten, welchen noch einige verwandte, streng genommen nicht zu den Weißlingen gehörige Arten beigefügt sind, etwas näher.

Der Senfweißling (Leucophasia Sinapis *L.*), Fig. 1 a b c, hat länglichrunde weiße Flügel, die Vorderflügel mit grauer Spitze; die Hinterflügel sind unten grünlich gelb mit zwei verloschenen schwärzlichen Querbinden. Er ist über ganz Europa und einen großen Theil von Asien verbreitet, und fliegt im Mai und Juli häufig in lichten Waldungen. Die Raupe ist grün mit gelbem Seitenstreif und lebt auf Schotenklee, Lotus corniculatus und siliquosus (Fig. A). Die gelbliche, etwas zurückgebogene Puppe ist vorn sehr spitzig, mit rothbraunem Seitenstreif und rothbraun gestreiften Flügeldecken.

Fig. 2 a b c ist der Baumweißling (Pieris Crataegi *L.*), welcher auch Weißdornfalter, Lilienfalter, deutscher Weißling und Glasflügel genannt wird. Er ist gelblichweiß mit schwarzen Flügelrippen und dünn schwarz bestäubten Säumen; ist in ganz Europa, selbst auf hohen Gebirgen, zu Haus, erscheint aber nur einmal im Jahr, nämlich im Juni und Juli. Die Raupe ist grau, auf dem Rücken schwarz mit zwei braunrothen breiten Längsstreifen; sie lebt auf verschiedenen Obstbäumen, auch auf Weißdorn, öfters in verheerender Menge, überwintert gesellig in einem Gespinnst, und lebt auch im Frühjahr bis kurz vor der Verwandlung gesellschaftlich; die Puppe ist grünlichgelb, mit schwarzen und gelben Flecken schön und regelmäßig gezeichnet.

Der gemeine Kohlweißling (Pieris Brassicae *L.*), Fig. 3 a b c, hat weiße Flügel, die Spitze der Vorderflügel und ein Fleck am Vorderend der Hinterflügel sind schwarz. Das Weibchen hat außerdem noch zwei große schwarze Flecken auf der Mitte der Vorderflügel. Die Unterseite der Hinterflügel ist gelblich, dünn schwarz bestäubt. Dieser Schmetterling ist von Norwegen bis Aegypten und von England bis Japan überall gemein. Die bläulichgrüne gelbgestreifte Raupe lebt im Sommer und Herbst auf allerlei Küchenkräutern, namentlich auf Kohlarten, und richtet durch massenhaftes Auftreten öfters erheblichen Schaden an. Die Puppe ist gelblichgrün mit schwarzen Punkten, einer Kopfspitze und fünf Rückenspitzen.

Der Rübenweißling (Pieris Rapae *L.*), Fig. 4 a b, ist dem vorigen sehr ähnlich, aber bedeutend kleiner; auch ist das Schwarz der Flügelspitze weniger ausgedehnt. Die Hinterflügel sind unten gelb, schwach schwarz bestäubt. Auch dieser Weißling ist außerordentlich verbreitet und häufig und kommt auf Gebirgen bis fast zur Schneegrenze hinauf vor. Die Raupe ist sammtartig mattgrün mit feiner gelber Rückenlinie und blaßgelbem Seitenstreif. Sie lebt in zwei Generationen an Kohl und anderen Küchenkräutern. Die Puppe ist gelb oder grünlichgrau mit drei gelben Streifen.

Dem vorigen an Größe gleich und überhaupt sehr ähnlich ist der Repsweißling (Pieris Napi *L.*), Fig. 5, unterscheidet sich jedoch sehr auffallend durch die Unterseite der Hinterflügel, welche gelblich, aber an den Rippen breit grünlichgrau bestäubt ist. Die Raupe ist schmutziggrün, mit helleren Seiten, weißen Wärzchen und schwarzen Pünktchen, sowie mit einem gelben Seitenstreif; die Puppe ist grünlichgelb mit schwarzen Punkten und Flecken. Der Schmetterling ist gleich den vorigen Arten über ganz Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, verbreitet. Eine Varietät desselben (P. Bryoniae *Hb.*), bei welcher auch auf der Oberseite der Flügel die Rippen grau bestäubt sind oder gar die graue Bestäubung oben fast über die ganzen Flügel ausgedehnt ist, kommt in den Alpen und auf anderen hohen Gebirgen vor.

Seltener als die vorigen Arten, aber doch fast über ganz Europa verbreitet, ist der Resedenfalter oder Waufalter (Pieris Daplidice *L.*), Fig. 6. Die Zeichnung

Digitized by Google

des Weibchens ist aus der Abbildung ersichtlich, beim Männchen sind die Vorderflügel nur mit einer schwarzen Spitze und schwarzem Mittelfleck gezeichnet. Die Hinterflügel sind bei Beiden unten grün mit zwei Reihen breiter weißer Flecke. Der Schmetterling fliegt im April, Mai, Juli und August. Die Raupe ist blaugrün mit grünem Kopf und gelben Streifen, und lebt auf Reseden, sowie verschiedenen anderen niederen Pflanzen.

Sehr bekannt und häufig ist der reizende Aurorafalter (Anthocharis Cardamines *L.*), von welchem in Fig. 7 a ein Männchen, in Fig. 7 b ein Weibchen abgebildet ist. Das Männchen ist an der prächtigen Orangefarbe der Vorderflügel selbst im Fliegen kenntlich, während das Weibchen leicht mit den gleich großen Weißlingen verwechselt wird; an der grünen Fleckenzeichnung auf der Unterseite der Hinterflügel ist es jedoch bei näherer Betrachtung sofort zu erkennen. Der Aurorafalter ist über ganz Europa verbreitet und fliegt im April und Mai auf Wiesen und Waldblößen. Er kommt aus einer grünen, unten weißlichen Raupe, welche auf Thurmkraut, Wiesenkresse und anderen verwandten Pflanzen lebt. Die grüne Puppe ist vornen und hinten scharf zugespitzt, und hat einen gelben Seitenstreif.

Dem Aurorafalter nahe verwandt, aber durch eine hochgelbe Grundfarbe und schwarz bestäubte Flügelwurzeln ausgezeichnet ist die in Südeuropa heimische Anthocharis Eupheno *L.* (Fig. 8). Der abgebildete Falter ist ein Männchen; beim Weibchen sind die Unterflügel blässer, die oberen fast weiß mit schwarzem Mittelfleck und orangegelber, schwarzgezeichneter Spitze.

Der Citronenfalter (Rhodocera Rhamni *L.*), Fig. 9, ist als erster Frühlingsbote, der schon im März, ja bisweilen schon im Februar an sonnigen Tagen in den kahlen Laubwaldungen umherflieget, jedem Knaben bekannt. Das Männchen ist citronengelb, das Weibchen etwas grösser und grünlich weiß; Beide tragen auf der Mitte jedes Flügels ein orangefarbiges Fleckchen. Die Raupe ist mattgrün mit weißem Seitenstreif, und lebt im Juni auf dem Faulbaum; zu Ende dieses Monats verwandelt sie sich in eine höckerige grüne Puppe. Der Citronenfalter ist in ganz Europa häufig, kommt auch in einem grossen Theil von Asien und Nordamerika, sowie im nördlichen Afrika vor.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 230.)

Die berühmte Italienerin, die gefeierte Sängerin, die vergötterte Signora Marani war angekommen. Die Besitzung, die sie für die Dauer ihres Aufenthalts gemiethet hatte, gehörte zu den reizendsten und geschmackvollsten der Residenz und lag nicht allzu weit vom Thore entfernt. Ein leichtes Eisengitter trennte den großen Vorplatz von der Landstraße, die dicht daran vorüberführte, braune Kieswege schlängelten sich um den grünen weichen Rasenplatz, der mit Rosengebüschen bepflanzt war und in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte. Das Haus selbst lag auf einem kleinen Hügel; es war eine Villa, in einfachem, aber edlem Styl erbaut. Eine breite Treppe führte hinauf zu der Terrasse, die mit blühenden Gewächsen verziert war; von dort gelangte man in eine offene, auf Säulen ruhende Vorhalle, und dann durch die hohen Glasthüren in den Saal, der den Mittelpunkt des Ganzen bildete und dem sich zu beiden Seiten die übrigen Zimmer anschlossen. Die Aussicht von den Fenstern war unbedingt eine der schönsten in den gerade nicht besonders reizenden Umgebungen der Residenz. Rechts lag die Stadt, das ganze große Häusermeer, aus dem nur die einzelnen Kirchthürme emporragten, links schlängelte sich der Fluß hin, gradeaus sah man weit hinweg, über Felder und Wälder, über kleinere und größere Dörfer nach dem einige Meilen entfernten A., und rückwärts blickte man in das dunkle, schattige Grün des parkartigen Gartens, der sich hinten anschloß.

O. selbst empfing seine ehemalige Schülerin auf dem Bahnhofe. Mehrere Kunstenthusiasten, die diese von ihren Gastspielen in andern Städten her kannten, hatten glücklich die Stunde ihrer Ankunft in Erfahrung gebracht und waren gleichfalls dort erschienen; ihnen hatten sich wieder Andere angeschlossen, die die Signora noch nicht kannten, aber damit unmöglich bis zu ihrem ersten Auftreten warten konnten. Der regierende Herr des Theaters fand es unumgänglich nöthig, die schöne Italienerin noch heute zu sprechen, wegen einer Angelegenheit in Bezug auf die Oper, die so dringend war, daß sie durchaus nicht bis morgen früh Zeit hatte, wo die Sängerin in der Probe erschien; auch konnte Seine Excellenz nicht die Begleitung einiger Freunde zurückweisen, die ganz zufällig mit ihr zusammentrafen und sogleich die Gelegenheit benützten, sich der Signora vorstellen zu lassen — kurz, diese sah sich gleich bei ihrer Ankunft von allen Seiten begrüßt, umringt und gefeiert.

Leider war sie etwas angegriffen von der Reise und folglich nicht in besonders guter Laune. Sie antwortete deßhalb ziemlich kurz auf die Aufmerksamkeiten und Complimente, in denen Alles wetteifere, verabschiedete alle Herren, auch Se. Excellenz, unter dem Vorwande, daß sie äußerst ermüdet sei und der Ruhe bedürfe, und trieb die Consequenz so weit, daß sie während der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal den Schleier ihres Reiseschutes zurückschlug. Nichtsdestoweniger waren Alle entzückt von ihr, erklärten laut, sie sei in der That ein Wunder an Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit, und machten sich bereit, bei ihrem ersten Auftreten das Haus durch donnernden Beifall zu erschüttern, noch ehe sie einen Ton gesungen.

In ihrer Wohnung angekommen, warf Signora Marani kaum einen flüchtigen Blick auf die reiche, geschmackvolle Einrichtung derselben, schickte den Diener mit dem Bemerken fort, sie werde heute nicht zu Abend speisen, überließ dem Kammermädchen alle weiteren Anordnungen, und zog sich, gleich nachdem O. sie verlassen hatte und zur Stadt gefahren war, in ihr Zimmer zurück.

Dort stand sie jetzt und blickte träumerisch hinauf in die Krone der alten prächtigen Linde, die das Fenster dicht beschattete und das Gemach in eine kühle, duftige Dämmerung hüllte. Es war Abend, die rothen Strahlen der untergehenden Sonne brachen nur hier und da durch das dichte Laubdach, ringsumher war es still, der Lärm der Stadt drang nicht bis hier hinaus, auch die Landstraße

Digitized by Google

war jetzt einsam. Leise zwitscherten die Vögel, leise rauschten die Zweige, eine alte, süße, halbverklungene Melodie, die Melodie der Kindheit. Vor langer, langer Zeit, da lag ein Kind unter diesem Baume und träumte, aber nicht wie andere Kinder, von Spielen und Geschenken, sondern von all' den seltsamen, phantastischen Herrlichkeiten, die ihm die Märchen und die Bücher erzählten. Es träumte von den hohen Bergen mit den schneebedeckten Gipfeln, mit den düstern Tannenwäldern, den brausenden Strömen und den tiefen Seen; von dem Lande, wo es niemals Winter wird, wo die köstlichsten Früchte und Blumen unter dem tiefblauen Himmel blühen und duften, wo zerbrochene Marmorsäulen und Tempelruinen emporragen und Feuer aus den Bergen hervorbricht; von der weiten Welt, die so groß und schön sein sollte, daß man sein ganzes Leben lang reisen konnte, ohne an das Ende zu gelangen. Das Kind sann nach, was es wohl thun müsse, um den geheimnißvollen Talisman zu finden, der in allen Märchen die Hauptrolle spielte, die strahlende Wunderlampe oder den mächtigen Zauberring, der auf einmal die verborgenen Schätze öffnet, das herrliche Schloß aus den Tiefen der Erde hervorruft und die Herrschaft über Menschen und Geister verleiht. Es schuf sich aus all' den Märchengestalten ein Phantasiegebilde, eine schöne glänzende Fee, die in den Zweigen der Linde wohnte, ihm zulächelte, mit ihm sprach und ihm Erfüllung all' seiner Wünsche verhieß. Und jetzt, als die gefeierte Künstlerin an derselben Stelle stand und hinaufblickte, da schwebte es wieder hervor aus den Zweigen, das Traumgebilde des Kindes und winkte und lächelte ihr zu: „Habe ich mein Versprechen nicht gelöst? Jetzt hast du sie gesehen, die hohen, schneebedeckten Berge, das Land, wo es niemals Winter wird, die große, schöne Welt. Die Zaubermacht, die du außen suchtest, sie ruhte längst verborgen in deinem Innern, sie war schon dein, als du noch bitter weintest, weil die Märchenzeit und der Märchenglaube verschwunden waren. Eine einzige rechte Berührung und sie strahlte empor, die unendlich reichen Schätze des Lebens thaten sich vor dir auf, sie sind jetzt dein, und Jeder, der dir naht, beugt sich deiner Macht. Sieh', alles Wünschen ist erfüllt! alles Sehnen befriedigt! alles Träumen zur Wirklichkeit geworden! — — Warum weinst du denn noch?"

Ja, sie weinte, die stolze, schöne, gefeierte Signora Marani. Thräne auf Thräne drang aus den großen dunkeln Augen, als sie die Stimme des Baumes vernahm; dem allein war sie nicht fremd, der kannte sie noch, und leise zwitscherten die Vögel, leise rauschten die Zweige, leise flüsterten die Blätter den ersten vertraulichen Gruß: Willkommen! Willkommen in der Heimath! —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die glänzenden Räume des Opernhauses waren bis auf den letzten Platz gefüllt; die Elite aller Kreise der Residenz war erschienen, um dem ersten Auftreten der Marani als Norma beizuwohnen. Ueberall erwartete man mit Spannung und Ungeduld den Augenblick ihres Erscheinens, ein Summen und Flüstern ging durch das ganze Haus, und von allen Lippen vernahm man denselben Namen. Im ersten Range, inmitten der gesammten Aristokratie, thronte die Gräfin Wartenberg und neben ihr die Gräfin Oltiz, während Felix und Waldemar hinter den Damen Platz genommen hatten. Viele Blicke richteten sich auf die Loge, viele Bemerkungen wurden darüber ausgetauscht, denn das Gerücht von einer bevorstehenden Heirath der berühmten Sängerin mit dem jungen Grafen Wartenberg und von dem heftigen Widerstande der Familie des Letzteren war bereits überall verbreitet, aber man bemühte sich vergebens, ein Zeichen des Zerwürfnisses oder auch nur der Spannung zwischen Mutter und Sohn zu entdecken. Die Gräfin saß stolz und vornehm da, wie gewöhnlich, erwiederte würdevoll die Grüße ihrer Bekannten, unterhielt sich ruhig mit der neben ihr sitzenden Dame, und wendete sich von Zeit zu Zeit um, um Waldemar oder Felix durch irgend eine Frage oder Bemerkung in das Gespräch zu ziehen. Es hätte in der That einer genaueren und schärferen Beobachtung bedurft, als sie im Theater möglich war, um den eiskalten Ton der Dame, ihren stechenden Blick und das nervöse Zittern ihrer Lippen zu bemerken, wenn sie sich an ihren Sohn wendete. Dieser lehnte sich in seinen Stuhl zurück, bemüht, die Miene gleichgültiger Blasirtheit, die ihm sonst eigen war, wieder anzunehmen, der jedoch das unruhige Leuchten seiner Augen und die mühsam unterdrückte Aufregung seines ganzen Wesens entschieden widersprachen. Indessen wurden die Devoirs brobachtet, und Niemand ahnte, welche Scenen bereits zwischen Beiden stattgefunden und welche unendliche Mühe es der Gräfin gekostet hatte, ihren Sohn zu vermögen, daß er sie heute wenigstens in ihre Loge begleitete, um der Klatschsucht nicht neue Nahrung zu geben.

Im Parquet bildete O. den Mittelpunkt der gesammten Künstlerwelt, besonders der musikalischen, die kaum den Augenblick erwarten konnte, diesen neuen Stern zu begrüßen. Er hatte es vorgezogen, dem ersten Auftreten seiner Schülerin als unbetheiligter Zuschauer beizuwohnen, und sah sich nun mit einer Menge von Fragen bestürmt, denen er vergebens mit der Bemerkung auszuweichen suchte, daß man ja in wenigen Minuten selbst urtheilen könne. In einer Loge des zweiten Ranges, ganz nahe der Bühne, erblickte man neben dem blonden Köpfchen Lina's, die sich heute in der von ihrem Manne gewünschten Galla ganz reizend ausnahm, die Blumenhaube ihrer Mutter, deren ganzes Gesicht strahlte vor Freude über das niegeahnte Vergnügen, mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne in die Oper zu fahren. Hinter ihnen saßen Rosner, der dießmal seine Grundsätze in Bezug auf das Theatergehen verläugnet hatte um der Ehre willen, die ihm durch die schmeichelhafte Einladung der Excellenz widerfuhr, und Otto, heiter wie gewöhnlich und außerordentlich belustigt durch den Anblick seines Chefs, der in der Prosceniumsloge ein ungeheures Opernglas probirte. Jetzt erschien auch der Hof, die Ouvertüre begann und bald darauf hob sich der Vorhang.

Die erste Scene ging rasch vorüber, der römische Feldherr mit seinem Begleiter trat auf und das Duett zwischen Beiden begann. Der erste Tenorist war der erklärte Liebling des Publikums, und heute strengte er sich besonders an und trug seine große Arie meisterhaft vor, aber man hörte ihm zerstreut, fast ungeduldig zu, gab nur einige Zeichen des Beifalls und sah mit um so größerer Spannung dem Auftreten Norma's entgegen. Die Scenerie war äußerst wirkungsvoll: Der mondbestrahlte Druidenhain, ringsumher graue Runensteine, und in der Mitte unter einer mächtigen Eiche der Altar. Langsam zog die Schaar der gallischen Krieger auf die Bühne, ihnen folgten die Barden, ihre Harfen in den Händen, dann die Priester und Priesterinnen; sie alle ordneten sich zu einem großen Halbkreise, die Mitte frei lassend, der Chor, der die Seherin

Digitized by Google

begrüßt, ertönte und aus dem bläulich dämmernden Hintergrunde trat Norma hervor.

Ein lauter Applaus begrüßte ihr Erscheinen und wiederholte sich noch stürmischer, als sie langsam in den Vordergrund trat und das volle Licht auf sie fiel. Wie vorher ihrem Ruf, so huldigte man jetzt ihrer Schönheit, und es war in der That eine herrliche Erscheinung, die das einfach edle Kostüm noch mehr hervorhob. Das weiße Priestergewand umwallte die hohe, stolze Gestalt, deren Formen, deren geringste Bewegung eine wahrhaft plastische Schönheit zeigten. Der dunkelgrüne Kranz schlang sich durch die tiefschwarzen Locken, die in üppiger Fülle über Schultern und Nacken flossen und ein Gesicht umrahmten, dessen edle, bedeutende Züge allein schon das Interesse fesselten, wenn auch nicht jede Linie so den strengsten Regeln der Schönheit entsprochen hätte, wie es hier der Fall war. Das Antlitz zeigte jenen dunkeln, warmen Ton, der den Südländerinnen einen so eigenen Reiz verleiht, und der noch mehr gehoben wurde durch die dunkeln Locken und Wimpern, und vor Allem durch die großen schwarzen Augen, die so ruhig auf das Publikum blickten, als hätten sie noch nie in einem Herzen den Strahl der Leidenschaft entzündet.

Sie dankte mit dem Anstand einer Fürstin, die in diesen enthusiastischen Huldigungen nur einen schuldigen Tribut sieht, ließ den Beifall austoben, trat dann in die Mitte der Bühne, und als sie sich nun zu dem Chor wandte, da war auf einmal die Sängerin verschwunden, Norma stand in ihrer ganzen düstern Majestät vor den Galliern und gebot Frieden. Gehorsam fügte sich Alles ihrem Machtworte, die Priesterinnen knieten um sie her, und weich und süß schwebte das „casta diva" durch die hohen Räume; und wen die Schönheit dieses Antlitzes noch kalt gelassen, der beugte sich jetzt dem Zauber dieser Stimme, die mit mächtiger, unwiderstehlicher Gewalt in jedes Herz drang. Als sie geendigt hatte, herrschte im ersten Augenblick noch tiefe Stille, es war als wolle Jeder die eben gehörten Töne in athemlosem Lauschen festhalten, dann aber brach ein Beifallssturm los, der nicht endigen zu wollen schien und immer wieder von Neuem ertönte, so oft auch der Kapellmeister den Taktstock hob. Die Stelle ward allgemein stürmisch da capo verlangt, doch umsonst. Signora Marani nahm keine Notiz davon, sie blieb am Altar stehen, hochaufgerichtet, ohne auf das Publikum zu achten, ohne einen Augenblick in Stellung und Miene ihre Rolle zu unterbrechen, und als das Bravo- und Dacaporufen gar kein Ende nahm und sogar die wieder anfangende Musik übertönte, da zuckte es unwillig um ihre stolzen Lippen und mitten in dem Lärm setzte sie zum nächsten Recitativ ein. Augenblicklich legte sich ein lautloses Schweigen auf das Publikum, das zwar gewohnt war, seinen Wünschen um Wiederholung stets von den ersten und berühmtesten Primadonnen entsprochen zu sehen, und eine Weigerung derselben sehr übel aufgenommen hätte, das aber, da Signora Marani nicht geruhte sich dieser Sitte zu fügen, keinen Einwand erhob, vielmehr entzückt dem weiteren Gesange lauschte und gehorsam seinen Beifall bis zum Schluß der Scene aufsparte.

Der Auftritt zwischen Adalgisa und Pollio ging fast spurlos vorüber, man dachte nur an das Wiederauftreten Norma's im zweiten Akt. Endlich begann er, und jetzt rechtfertigte die Sängerin das Lob, daß sie nicht blos zu singen, sondern auch zu spielen verstehe, sie faßte die Rolle ganz eigenthümlich auf, ganz anders als man sie sonst zu sehen gewohnt war. Ihre Norma war keine rasende Medea, keine liebende gekränkte Frau, es war die stolze, kalte Priesterin, die vergebens mit der glühenden Leidenschaft des Weibes ringt, der sie schon zum Opfer gefallen ist und die sie doch immer noch bekämpft; die mächtige, gebietende Seherin ihres Volkes, die inmitten der allgemeinen Verehrung das furchtbare Bewußtsein ihrer Schuld im Herzen trägt; ein Gemisch von düsterer Hoheit und leidenschaftlicher Hingebung. Meisterhaft war der innere Kampf der Gefühle, womit sie ihre Kinder bald zu sich zieht, bald wieder zurückdrängt, die geheime Qual des Argwohns, der Uebergang von der finstern Strenge, mit der sie zuerst Adalgisa's Geständniß aufnimmt, bis zu dem sanften Mitleid, das die allmälig auftauchende Erinnerung an das eigene Geschick in ihr hervorruft, und dann plötzlich wieder das Aufflammen der wildesten Leidenschaft, in welcher der ganze Stolz der Priesterin, der ganze Haß des gekränkten Weibes, die ganze Verzweiflung der Mutter hervorbricht, als sie in dem Geliebten einer Andern den Vater ihrer Kinder erkennt. Sie stellte das Alles mit hinreißender Wahrheit dar. Wo war die kalte, ruhige Haltung geblieben, mit der sie auftrat? Ihr ganzes Wesen athmete Gluth und Begeisterung und riß die Zuhörer mit sich fort, und ihr Gesang, diese Töne, die in wechselnden Gefühlen auf und nieder wogten, bald leise wie in süße Erinnerung verloren erklangen, bald mit stürmischer Leidenschaft emporflutheten, sie vollendeten das großartige, erschütternde Gemälde.

Wieder fiel der Vorhang und wieder ertönte jubelnder Beifall, aber jetzt huldigte man nicht allein der Sängerin und ihrer herrlichen Stimme, es galt der Künstlerin, die aus dem an sich ziemlich werthlosen Operntext ein Drama schuf und in dem Herzen jedes Zuschauers ein glühendes Interesse für die düstere Gestalt der Heldin erweckte.

Der dritte Akt begann, und hier steigerte sich die Macht der Darstellung bis zum höchsten Gipfel. Die Kinder schlummern auf ihrem Lager, Norma naht ihnen mit dem Todeswerkzeug, sie zu ermorden. Das Recitativ, das mehr gesprochen als gesungen ward, war von furchtbarer Wirkung. Zweimal zückt sie den Dolch und zweimal läßt sie ihn wieder sinken, noch kämpft die Liebe der Mutter mit dem Haß der verrathenen Gattin. Endlich rafft sie sich gewaltsam zum Entschluß auf, sie hebt den Arm zu dem tödtlichen Stoße, den Blick starr auf ihre Opfer gerichtet, da erwachen diese, und als sie ihnen in's Auge sieht, sinkt sie in die Knee, schleudert die blitzende Waffe weit von sich, und mit einem Schrei, worin sich das ganze verzweifelnde Entsetzen des Mutterherzens über die eigene That offenbart, reißt sie die Kinder in ihre Arme. Und als ob in diesem schrecklichen Kampfe all' ihr Stolz untergegangen ist, läßt sie die Nebenbuhlerin rufen und sieht sie an, nur die Kleinen zu beschützen, nur sie zu lieben, während sie selbst entsagend sich den Tod erwählt. Noch einmal gelingt es Adalgisa, einen Strahl der Hoffnung in ihre Seele zu werfen, sie zwingt sich daran zu glauben; ihrer Kinder wegen, denen sie den Vater erhalten will, überträubt sie die innere Stimme, die ihr zuruft, daß der Treubruch unwiderruflich und die Versöhnung unmöglich ist, mit Hoffnungen und Erinnerungen. So erwartet sie die Botschaft im Tempel, und als sie nun die Weigerung erfährt, als ihr Geschick entschieden ist, da richtet sie sich auf mit finsterer, eiskalter Entschlossenheit und tritt zum Altar. Das heilige Erz ertönt und die herbeieilenden Gallier empfangen aus ihrem Munde die Losung zum Kampf, da plötzlich führt man den Feldherrn der Römer entwaffnet und gefangen in den

Digitized by Google

Tempel, zu Norma's Füßen, und er erkennt in der verrathenen Gattin seine Richterin.

Alles verlangt sein Blut und sie selbst soll den Spruch vollziehen; das Schwert entsinkt ihren Händen, aber sie rafft sich wieder empor, entfernt die Zeugen und tritt nun dem Verräther gegenüber, ein drohender Rachegeist, bereit, ihn, die Seinen und die Nebenbuhlerin zu opfern. Vergebens erfleht er Rettung für diese, sie ruft das Volk her-

Ostade, Winterlandschaft.

bei und hoch auf den Stufen des Altars stehend spricht sie mit kaltem Hohn die Anklage aus gegen die Priesterin, die ihr Gelübde vergessen, ihre Eide gebrochen und sich dem Manne, dem Feinde hingegeben. Doch in dem Augenblicke der Entscheidung, als Alles den Namen der Schuldigen verlangt, da siegt ihre edlere Natur; sie zögert, noch ein letzter Kampf des Stolzes, des Lebens, gegen die Wahrheit, die sie vernichtet, dann steigt sie langsam herab, senkt das

Digitized by Google

Haupt, und ohne den Blick aufzuschlagen, haucht sie leise in halb gebrochenem Tone das furchtbare Bekenntniß hervor: „Son io!“ Und als nun Alle mit Grauen und Entsetzen vor ihr zurückweichen, da wendet sie langsam, mit schmerzlichem Vorwurf, den Blick zu ihm, der all' dies verschuldet und jetzt erschreckt und betäubt von ihrem Geständnisse dasteht, und mit der ganzen verzeihenden Hingebung der Liebe strömen die Worte hervor:

Qual cuor tradisti, qual cuor predesti
Quest' ora arronda ti manifesti“,

bis er überwunden und reuevoll zu ihr zurückkehrt. Da athmet sie tief auf, die Schuld ist gesühnt in dem Augenblick, wo sie die Strafe erleidet; aber plötzlich schlägt der Gedanke an ihre Kinder wie ein Blitz in ihre Seele, und bebend flüstert sie dem Vater das letzte Geständniß zu: „Son madre!“ Entsetzt wendet er sich ab, aber mit Mutterliebe und Mutterangst sieht sie ihn um Erbarmen für die Schuldlosen, Verlassenen an, bis er erweicht und verzeihend sich zu ihr neigt. Dann löst sie selbst den Kranz aus den Locken, und dem Todesgefährten die Hand reichend geht sie ruhig und fest zum Scheiterhaufen.

Zum letzten Mal sank der Vorhang und jetzt gerieth das ganze Publikum in Aufruhr, die lange zurückgehaltene Begeisterung machte sich in einem Beifall Luft, wie er in diesen Räumen noch nicht gehört worden war. Von allen Lippen tönte der Name der Gefeierten, und als sie erschien, da empfing sie ein endloser Jubel. Ein Blumenregen strömte auf sie herab, Kränze, Bouquets, Gedichte sanken in verschwenderischer Fülle zu ihren Füßen, man überbot sich in leidenschaftlichen Huldigungen. Die alte Excellenz in der Prosceniumsloge, deren Glacéhandhuhe schon nach dem Applaus des ersten Aktes geplatzt waren, riß in heroischer Extase die Ueberbleibsel derselben von den Fingern, schleuderte das Opernglas hinter sich, begann das Klatschen mit erneuter Energie, und sah aus als wolle sie sich den beiden prachtvollen Camelienstrauß nachstürzen, die sie eigenhändig auf die Bühne beförderte. O. verließ mit einigen Herren das Parquet, um sich hinter die Coulissen zu seiner Schülerin zu begeben. Graf Wartenberg riß die Thür seiner Loge auf und eilte den Corridor entlang, ohne auf den drohenden Blick seiner Mutter oder auf Waldemars Vorstellungen zu achten, um wo möglich der Erste zu sein, der Signora Marani zu diesem Erfolg beglückwünschte, kurz, es war ein allgemeiner Aufstand. Und sie, der dies Alles galt, der Alles zujauchzte, sie dankte lächelnd dem entzückten Publikum. Jetzt blickte sie nicht mehr kalt und ruhig darauf hin, ihr Antlitz leuchtete von einem stolzen Triumph, dessen wahren Grund vielleicht nur Einer außer ihr kannte. Sie war hinreißend schön, als sie inmitten des brausenden Jubels das strahlende Auge emporhob zu einem bisher vermiedenen Punkte; einen Moment lang ruhten zwei Blicke in einander, Niemand sah es, Niemand ahnte, was sie sich sagten — es war nur ein einziger Moment, dann senkten sich die dunkeln Wimpern der Sängerin, sie verschwand hinter dem Vorhang und erschien nicht wieder, so oft auch das Verlangen darnach wiederholt wurde.

Nun aber gerieth das ganze Theater in Bewegung, Alles brach auf und strebte nach den Ausgängen hin, um wo möglich die Gefeierte noch einmal zu sehen, in wenigen Minuten waren die Räume leer.

In Waldau's Loge hatten die Insassen derselben während der letzten Stunden eine Stufenleiter der verschiedensten Empfindungen durchgemacht. Da sich Keines von ihnen besonders für die Oper oder für die fremde Sängerin interessirte, so sahen sie dem Auftreten derselben mit einer ruhigen Neugier entgegen, die der allgemeinen Aufregung durchaus nicht gleichkam, bis zu Anna's Erscheinen. Eine unbestimmte Ahnung, ein Augenblick starren, ungläubigen Staunens, ein plötzliches Erkennen folgten einander mit Gedankenschnelle und eine Fluth der widersprechendsten Empfindungen stürmte mit betäubender Gewalt auf sie ein; zum Glück blieb ihre Erregung in dem allgemeinen Enthusiasmus unbemerkt. Lina drückte, unfähig sich länger zu beherrschen, ihr Gesicht in das Taschentuch, um die Thränen zu verbergen, ihre Mutter machte in einem Strom von Worten ihrem grenzenlosen Erstaunen Luft, Rosner hielt seinen Kopf mit beiden Händen, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume, nur Otto lehnte scheinbar unbewegt aber todtenbleich am Pfeiler, den Blick noch immer starr auf die Bühne gerichtet; erst als Frau Rosner in ihrem Eifer Anna's Namen nannte, fuhr er heftig zusammen, blickte wie aus einem Traume erwachend umher und faßte krampfhaft den Arm seiner Frau, um sie hinauszuführen.

Keines von ihnen wußte, wie sie zu ihren Mänteln, die Treppe hinab und in's Freie gelangten, aber plötzlich geriethen sie in das Gedränge, das den Wagen der Sängerin umgab, der an einem Seitenportal wartete. Ein Ausweichen war nicht möglich, der Strom trieb sie bis in die unmittelbare Nähe der Thür, dort wurden sie in der Menge festgekeilt, ohne weder vor- noch rückwärts zu können, und nur mit der größten Anstrengung vermochte Otto seine Frau gegen das Drängen und Stoßen der hinter ihnen Stehenden zu schützen. Endlich erfolgten die Erwartete am Arme O.'s, von einem lauten Vivat der Harrenden begrüßt, das sich immer stürmischer wiederholte. Mehrere Herren folgten, und Einer von ihnen, es war der junge Graf Wartenberg, eilte voran bis zum Wagen, drängte ungestüm den wartenden Diener bei Seite, riß selbst den Schlag auf und versuchte beim Einsteigen seine Hülfe anzubieten, die jedoch mit einer kalten, flüchtigen Bewegung zurückgewiesen wurde. Noch einmal verneigte sie sich dankend und stieg dann schnell ein, von ihrem Lohrer gefolgt; Felix schloß die Thür und sah finster dem Wagen nach. Der Kutscher wollte zufahren, aber man fiel den Pferden in die Zügel, man zwang sie im Schritt zu gehen, und die jubelnde Menge begleitete die Sängerin im Triumph bis zu ihrer Wohnung.

Eine Stunde später war Rosners Wohnzimmer Zeuge einer Aufregung, wie sie diese Räume noch nie, selbst bei Anna's Flucht nicht gesehen hatten. Es war vorher ausgemacht worden, daß Waldau's, die ohnehin bei der Wohnung der Schwiegereltern vorbei mußten, dort zu Abend essen sollten, und obgleich Otto große Neigung zeigte, diesen Plan aufzugeben und mit seiner Frau sogleich nach Hause zu gehen, konnte er doch dem bestimmten Verlangen Rosners, sich erst „auszusprechen“, nicht ausweichen. Das Abendessen stand unberührt auf dem Tische, Niemand dachte daran, Alle waren einzig und allein mit dem unerhörten Ereignisse beschäftigt, das sie soeben erlebt hatten.

„Ist so Etwas wohl möglich?“ rief Frau Rosner ganz außer sich; „hat je Einer gedacht, daß die Anna es so weit bringen würde! Es war ja grade, als sollte das Haus einstürzen, so schrieen sie; habt ihr es gesehen, der ganze erste Rang klatschte und Seine Majestät selbst geruhten Bravo zu rufen, aus der allerhöchsten Loge fiel ein

Digitized by Google

Kranz, und Otto's Excellenz warf ein, nein zwei Bouquets. Nachher beim Wagen thaten sie ja, als ob eine leibhaftige Prinzeß darin säße; der junge Graf Wartenberg, der Sohn Ihrer hochgräflichen Gnaden, öffnete selbst den Schlag, und es heißt ja überall, daß er sie heirathen —" hier verstummte Frau Rosner plötzlich, der ungeheure Gedanke, daß ihre Tochter möglicherweise Gräfin Wartenberg werden könne, brachte selbst ihren Redefluß in's Stocken. Ihr Mann aber sagte mit einer angenommenen Strenge, denn die Huldigung, die seinem Kinde zu Theil ward, schmeichelte auch seinem Stolz, und er war doch zu sehr Spießbürger, als daß ihm die letzte großartige Idee seiner Frau nicht auf's Höchste imponirt hätte:

„Was geht das uns an? Anna gehört nicht mehr zu uns, sie ist ihren eigenen Weg gegangen und mag es auch ferner thun. Glaubst du vielleicht, daß sie sich noch um ihre Familie kümmert? Hat sie wohl ein Wort von sich hören lassen? Mußten wir es nicht durch einen Zufall erfahren, daß sie hinter der Signora Marani steckt? Ich sage dir, du sollst dich nicht um die Geschichte kümmern, zwischen uns und ihr ist es zu Ende seit sie davon lief!"

„O Anna hat uns gewiß nicht vergessen!" fiel Lina ein. „Sie wagte nur nicht zu kommen, weil sie glaubt, daß ihr noch zürnt, gewiß nur darum! Und wenn ich zu ihr gehe und ihr sagen dürfte" — sie zögerte und blickte bittend auf ihren Mann, der ihr aber nicht antwortete. Otto ging schweigend und finster mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, ohne an dem Gespräch Theil zu nehmen, plötzlich jedoch blieb er stehen und wendete sich dann rasch nach dem Fenster, die Stirne gegen die Scheiben drückend. Er allein vernahm und kannte den leichten Schritt, der sich jetzt draußen hören ließ, leise und zögernd, so daß ihn ein anderes Ohr wohl schwerlich auffassen konnte. Die Thür öffnete sich, die hohe Gestalt einer Dame in Mantel und Schleier stand auf der Schwelle und eine leise Stimme fragte:

„Darf ich eintreten?"

Alle im Zimmer standen wie gelähmt vor Ueberraschung und starrten Anna an, die sie noch in der Mitte ihrer Bewunderer wähnten, und es war beinahe eine Art von Scheu, womit sie auf diejenige blickten, die sie noch vor einer Stunde als den Gegenstand der begeisterten Huldigung von Tausenden gesehen hatten, und die jetzt so wohlbekannt und doch wieder so fremd vor ihnen stand. Ihr Schleier war zurückgeschlagen, sie trug ein einfaches dunkles Kleid, aber die reichen schwarzen Locken wallten noch gelöst um ihre Schultern, und das edle schöne Antlitz, die strahlenden Augen, in denen Thränen glänzten, — das Alles war so verschieden von dem bleichen finstern Mädchen, das sie sonst ihre Tochter nannten — und doch war sie es, es war ihre Stimme, die schmerzlich zitterte bei der erneuten Frage:

„Hat denn Niemand ein Wort für mich?"

Da konnte sich Lina nicht länger halten, sie vergaß alles Andere und flog auf die Schwester zu, indem sie schluchzend rief:

„O liebe, liebe Anna, kommst du denn endlich zu uns zurück!"

Anna beugte sich zu ihr nieder und sie mit beiden Armen umschlingend flüsterte sie gepreßt: „Du hast mich nicht vergessen, nicht wahr? Ich wußte wohl, daß mein Linchen mich lieb behalten würde!" Leidenschaftlich drückte sie ihre Lippen auf die Stirne der Schwester und sich dann sanft von ihr losmachend trat sie vor ihre Eltern hin.

„Vater! Mutter! Vergebt, daß ich euch gekränkt habe! Stoßt mich jetzt nicht zurück, stoßt euer Kind nicht zurück, das gekommen ist, euch um Vergebung zu bitten! Zürnt ihr mir denn noch immer?"

Es waren nur wenige Worte, aber sie wurden mit so rührender Bitte, mit so hinreißender Innigkeit gesprochen, daß die Herzen der Eltern sich weit aufthaten. Sie stand vor ihnen, die schöne, gefeierte Tochter, auf dem Gipfel des Ruhmes und Glückes und bat, mit einer Demuth, die das wilde trotzige Mädchen nie gekannt. Sie weinte, sie, in deren Auge sie früher nie eine Thräne erblickt hatten, und als sie jetzt vor ihnen niedersank, und mit diesen schönen unwiderstehlichen Augen bittend zu ihnen aufsah, da schwand der letzte Rest des Grolls, den die Jahre und Ereignisse schon längst geschwächt und die letzten Stunden vollends verwischt hatten. Die Mutter gab den Ausschlag, sie beugte sich zuerst zu der Tochter nieder, jetzt öffnete auch der Vater langsam und zögernd die Arme und mit leidenschaftlichem Schluchzen warf sich Anna an seine Brust — die Versöhnung war geschlossen.

„Nun Otto?" sagte Frau Rosner zu ihrem Schwiegersohne, der noch immer unbeweglich stand und finster auf die Versöhnungsscene blickte.

„Komm her!" fiel Rosner ein, „gebt euch die Hand, ihr habt euch ja noch gar nicht begrüßt."

„Thu' was der Vater sagt, gib ihr die Hand," bat Lina's sanfte Stimme.

Anna schien einen Augenblick zu zögern, dann trat sie auf ihn zu und die Hand auf seinen Arm legend sagte sie mit einem eigenthümlichen, fast bittenden Tone: „Bist du mir noch böse, Otto?"

Otto zog seinen Arm zurück, er vermied sichtlich, ihrem Blicke zu begegnen, und antwortete kalt: „Meine Gefühle können der Signora Marani wohl gleichgültig sein."

Anna senkte die Augen. „Und hast du kein Willkommen für deine Schwägerin?" fragte sie leise, aber diese Hindeutung auf ihre verwandtschaftliche Beziehung hatte die entgegengesetzte Wirkung, eine tiefe Bitterkeit zuckte um seine Lippen, als er schneidend entgegnete: „Ich hatte allerdings keine Ahnung von dem Glücke, in der gefeierten Künstlerin die Schwester meiner Frau zu begrüßen."

„Otto!" rief Rosner unwillig, „was soll das heißen?"

„Daß meine Gesinnungen über diesen Punkt noch dieselben sind, wie vor sechs Jahren."

Anna wendete sich verletzt ab. „Ich bedarf deiner Billigung nicht!" sagte sie stolz.

„Und ich nicht deiner verwandtschaftlichen Liebe!" gab Otto in demselben Tone zurück.

„Wahrhaftig, da geht der Streit schon wieder los!" rief Frau Rosner; „aber Otto, diesmal trägst du die Schuld."

„Ja wohl!" nahm Rosner etwas gereizt das Wort. „Wenn ich, der Vater, Amen zu der Sache sage, so hast du doch gewiß keinen Grund, länger zu grollen. Laßt doch endlich einmal die alte Feindschaft und versöhnt euch mit einander."

Aber die Beiden schienen nicht zur Versöhnung geneigt, sie standen sich noch immer feindlich gegenüber; Otto blickte finster zu Boden, und Anna warf mit ihrem ganzen früheren Trotz den Kopf zurück. Vergebens erschöpften sich die Andern in Zureden und Vorstellungen; Anna wendete sich kurz um, nahm Lina's Arm und saß im nächsten Augen-

Digitized by Google

blicke im Kreiſe ihrer Familie, die ſie jetzt mit Fragen aller Art beſtürmte. Sie antwortete, erzählte, ſchilderte ihr ganzes Leben von dem Augenblicke ihrer Flucht an; dabei ſchien ſie Otto's Gegenwart gänzlich vergeſſen zu haben, der auf die Straße blickte, dem Zimmer den Rücken kehrte und ſeinerſeits kein Wort von dem zu hören ſchien, was dort geſprochen ward.

(Fortſetzung folgt.)

Johann Jacob Berzelius,
geboren den 20. Auguſt 1779 in dem Dorfe Backersunda bei Linköping in Oſtgothland, geſtorben 1848.

Eine große Stadt.

Im Jahre 1859 zählte Paris 1433 Straßen, Boulevards und Avenuen, 84 Sackgaſſen, 36 Quais und 141 Plätze. Durch die Erweiterung der Baulinie im Jahre 1860 kamen 1230 Straßen, 146 Sackgaſſen, 13 Quais und 103 Plätze dazu; da aber die neu zu der Stadt gefügten Theile bisher aus verſchiedenen Gemeinden beſtanden, ſo kommen ſehr häufig die nämlichen Namen mehrere Mal vor, und iſt in Folge deſſen die Verwirrung auf einen ſolchen Grad geſtiegen, daß man mit dem Gedanken umgeht, alle Straßen neu zu benennen. Es gibt jetzt 18 places de l'Eglise, 16 rue Notre Dame, und mehr denn 60 Straßen, welche die Namen Saint-Viene, Saint-Jacques, Saint-Denis und Saint-Martin führen!

E. W.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Dorfarzt.

Nach J. B. Kirner.

(Taf. 33.)

Kirner, Johann Baptist, Maler, geboren zu Furtwangen in Baden im Jahr 1806. Er bezog im Jahr 1822 die Akademie in München, und widmete sich anfangs der Historienmalerei, wozu ihn besonders Hebels Gedichte veranlaßten, später aber wendete er sich der Genremalerei zu. Im Jahr 1832 begab er sich nach Rom, um sich weiter auszubilden. Mit innigstem Gemüthsausdruck führte er viele reizende Bilder aus; eines derselben: Römische Frauen, die vor einem Madonnabild von ihrer Wallfahrt ausruhen, begründete seinen Ruf. Unter seinen vielen Scenen aus dem gewöhnlichen Leben sind namentlich der Tabuletkrämer in einer Wirthsstube, und ein von der Julirevolution in Paris heimkehrender Schweizergardist mit köstlichem Humor dargestellt. Besonders gut weiß er auch das süddeutsche Volksleben darzustellen, wofür wir als Beweis seinen höchst komischen Landarzt im Bilde geben. Von seinen Arbeiten nennen wir noch eine Kartenschlägerin im Schwarzwalde, von A. Fleischmann in Stahl gestochen, eben so gut angeordnet als durchgeführt, und verschiedene mit der Erfindung der Eisenbahnen zusammenhängende Skizzen. Im Jahr 1840 ernannte ihn der Großherzog von Baden zu seinem Hofmaler. Sein Aufenthaltsort ist München.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 256.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am Nachmittag des ersten Tages befand sich Signora Marani bei ihrem Lehrer; beide waren im Musikzimmer, dessen geöffnete Balkonthüren die Aussicht über eine Menge von Gärten zeigten. O. saß am Flügel, seine Schülerin stand neben ihm.

„Gut, daß du heute nicht auftrittst," sagte er unzufrieden. „Es ist heute nichts mit deiner Stimme!"

„Ich fühle es auch!" entgegnete Anna unmuthig, indem sie das Notenblatt niederlegte.

„Der Ton ist matt, verschleiert," fuhr O. unzufrieden fort, „aber dießmal scheinst du selbst die Schuld zu tragen, du bist aufgeregt und verstimmt."

„Durchaus nicht."

Das Wiedersehen mit deiner Familie scheint dich doch außerordentlich erschüttert zu haben. Ist vielleicht noch nicht Alles so, wie es sein sollte?"

„Nicht doch, wir sind vollkommen ausgesöhnt. Meine Eltern nahmen mich mit einer Freundlichkeit auf, die ich kaum zu hoffen wagte; daß ich von gestern Abend her noch etwas angegriffen bin, ist wohl natürlich." Sie stützte den Kopf in die Hand und begann in den Noten zu blättern, O. beobachtete sie ruhig, aber scharf.

„Du bist also fest entschlossen, die Italienerin aufzugeben und dich öffentlich als Deutsche zu bekennen?"

„Ja, mein wahrer Name kann ja doch nicht verborgen bleiben, wenn ich mit meiner Familie wieder in Verbindung trete."

„Gut, ich habe nichts dagegen; wir werden höchst geistreiche Physiognomien und noch geistreichere Bemerkungen von Seiten deiner Verehrer erleben, wenn sie in Signora Marani ihre Landsmännin begrüßen sollen. Mache dich aber darauf gefaßt, daß diese Entdeckung den poetischen Nimbus zerstört, der jetzt noch die Römerin umgibt, über deren Jugend und Herkunft man allerlei geheimnißvolle Geschichten erfunden hat."

„Das gilt mir gleich. Ich habe jetzt, wo ich mit den Meinigen ausgesöhnt bin, keinen Grund mehr, die Wahrheit zu verbergen, doch habe ich meine Eltern gebeten, noch einige Tage über unsre verwandtschaftlichen Beziehungen zu schweigen. Es liegt mir daran, noch für kurze Zeit als Italienerin zu gelten."

O. blickte sie forschend an. „Es scheint, du hast Geheimnisse?"

„Allerdings," entgegnete Anna lächelnd und fragte dann ablenkend: „Wie gefiel Ihnen gestern meine Norma?"

„Sie war gut," antwortete O. ruhig. „Uebrigens kannst du dich über den Empfang deiner Vaterstadt nicht beklagen; selbst du, die du durch den Enthusiasmus der Italiener verwöhnt bist, wirst damit zufrieden sein. Die improvisirte Scene bei unserem Wagen war so feurig, wie ich sie dem weltberühmten Phlegma unsrer lieben Residenz kaum zugetraut hätte, und heute Vormittag hat man ja, wie ich höre, deinen Salon fast gestürmt und deine Zimmer in förmliche Treibhäuser verwandelt."

„Ja wohl," sagte Anna gleichgültig, ohne das Auge von den Noten zu erheben, in denen sie eifrig etwas zu suchen schien.

„Es scheint beinahe, als wären dir diese Huldigungen lästig," bemerkte O. mit leisem Spott.

Sie blickte rasch auf. „Nein, ich bin nie unempfänglich für den äußern Erfolg gewesen. Sie haben mich oft dießwegen getadelt, aber es gewährt mir nun einmal eine Genugthuung, die ich um keinen Preis entbehren möchte, so Gegenstand des Interesses und der Begeisterung einer ganzen Stadt zu sein, wäre es auch nur auf kurze Zeit. Besonders hier an meinem Geburtsorte, wo ich so manche Unterdrückung, so manche Demüthigung ertragen mußte, hier gelten mir die Triumphe doppelt so viel. Kann ich ihnen doch endlich zeigen, daß auch ein Weib die Kraft und das Recht hat, sich frei zu machen und Etwas zu werden, mehr vielleicht, als" — sie brach plötzlich ab und preßte die Lippen zusammen, augenscheinlich unwillig, daß sie sich von ihrer leidenschaftlichen Erregung hatte fortreißen lassen; O. jedoch schien das nicht zu bemerken, sondern sagte leicht:

„Jedenfalls wirst du überall für unempfindlich und hochmüthig gelten, weil du den Sängern nicht dankest, die

Digitized by Google

dir gestern Abend um elf Uhr noch ein Ständchen brachten. Die Herren ahnten nicht, daß ihre rührenden Serenaden nur zu deinem Kammermädchen emporschwebten, während du bei deinen Eltern warst; Graf Wartenberg, der das Ganze veranstaltete und selbst seine aristokratische Person der Nachtluft auszusetzen geruhte, wird untröstlich darüber sein."

Anna zuckte die Achseln. „Es wäre nicht das erste Mal, daß der Herr Graf seine Artigkeiten umsonst verschwendete!" sagte sie nachlässig und trat auf den Balkon hinaus. O. blieb am Flügel sitzen und schlug einige Akkorde an, aber er achtete nicht auf die Tasten, sein Blick haftete unverwandt auf ihrem Antlitz, das ihm halb zugekehrt war. Sie ahnte nicht, daß sie beobachtet ward, sondern blickte sinnend hinaus auf die Gärten, die vor ihr lagen; ihr Auge hatte einen eigenen, weichen, träumerischen Ausdruck, um ihre Lippen zuckte es wie unterdrückte Wehmuth, und ein schmerzlicher, schwermüthiger Zug trat immer deutlicher in ihrem Gesichte hervor. O. stand auf und trat neben sie, sie bemerkte es nicht, er legte die Hand auf ihren Arm.

„Woran denkst du jetzt, Anna?"

Sie fuhr auf. „Ich?"

„Ich habe dich wohl erschreckt, so versunken warst du. Worin denn?"

Sie lächelte, nicht ganz ohne Zwang. „In Erinnerungen! Dort unten an jener Hecke vernahm ich zum ersten Mal den Ton Ihres Flügels; wie manchen Abend habe ich dort gestanden, oft in Regen und Wind, um der Musik zu lauschen, und war unglücklich, wenn ich sie nicht vernahm. Damals ahnte ich nicht, daß ich eines Tages in Ihr Allerheiligstes würde eintreten dürfen, wie die Glücklichen, die ich so oft beneidete, daß ich vom Balkon aus auf die Orte herabblicken würde, wo ich so einsam und verlassen stand."

„Und darüber grämst du dich?"

„Grämen! Wer sagt das?"

„Dein eigner Gesichtsausdruck jetzt eben."

„Sie irren sich," sagte Anna heftig. „Grämen! Ich weiß den Werth meines jetzigen Lebens zu gut zu schätzen, als daß ich mich nach jenem zwangvollen, gehaltlosen und unglücklichen Dasein zurücksehnen sollte, das meine Jugend ausfüllte. Ich wäre darin zu Grunde gegangen, das weiß ich."

„Und ich weiß nicht, wonach du dich jetzt, nachdem die Spannung mit deiner Familie ausgeglichen ist, noch sehnen solltest."

„Ich auch nicht!" Anna wendete sich hastig ab und pflückte eine der blühenden Ranken, die sich durch das Gitterwerk des Balkons schlangen.

O. schwieg und blickte auf die Baumwipfel, nach einer Pause begann er in gleichgültigem Tone: „Sind dir vielleicht schon Anträge in Bezug auf das Engagement für den Winter gemacht? Ich hörte, man sei bereit, es nach dem Erfolg der Norma sogleich abzuschließen und sich deinen Bedingungen zu fügen."

„Es war allerdings heute Vormittag die Rede davon."

„Du hast es doch abgelehnt?"

„Noch nicht, ich habe erklärt, daß ich mich erst nach Beendigung des Gastspiels darüber entscheiden würde."

„So hast du also deinen Plan geändert? Ich dachte, du wolltest das Anerbieten annehmen, das du von Mailand erhieltest, es war ja schon beschlossen."

„Ich habe mir die letzte Entscheidung noch vorbehalten."

„Ich würde dir rathen, wieder nach Italien zu gehen," sagte O. ruhig. „Das Leben dort sagt dir entschieden mehr zu als hier, wo Alles von Formen und Rücksichten eingezwängt ist. Jetzt kannst du dich noch darüber hinwegsetzen, bist du aber auf längere Zeit hier, so wird man auch von dir verlangen, dich darein zu fügen, wenn du anders mit der Gesellschaft auf einigermaßen gutem Fuße stehen willst. Auch der Enthusiasmus wird mit dem Reiz der Neuheit abnehmen, man liebt hier die Musik mehr weil sie Mode ist, als um ihrer selbst willen; in Italien hast du das Alles nicht zu fürchten."

„Bis jetzt weiß ich noch nicht, wozu ich mich entschließen werde, vor sechs Wochen ist ja keine Entscheidung nöthig," sagte Anna ausweichend.

„Ich glaubte, es war von Anfang an deine Absicht, gleich nach Beendigung des Gastspiels wieder abzureisen."

„Wahrscheinlich bleibe ich den Sommer über hier. Der vergangene Winter und das Auftreten in London und Paris haben mich einigermaßen ermüdet, so daß ich mir wohl etwas Ruhe gönnen werde."

„Hm!"

„Was meinten Sie?"

„Ich meine, es ist das erste Mal, daß du das Bedürfniß der Ruhe empfindest, du scheinst grade hier zu ermatten," — er hielt den Blick unverwandt auf ihr Gesicht gerichtet und fuhr dann langsam und jedes Wort betonend fort — „aber vielleicht ist es dir wünschenswerth, in der Nähe deiner Familie zu leben?"

„Vielleicht!" sagte Anna ungeduldig, und bemüht, dem für sie peinlichen Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte sie abbrechend: „Sie begleiten mich doch heute Abend in die Soiree?"

„Gewiß! Wann soll ich dich abholen?"

„Ich denke nach acht Uhr. Auf Wiedersehen also!" Sie reichte ihm die Hand, er begleitete sie bis zur Thür, trat dann wieder zum Flügel und blickte nachsinnend vor sich hin:

„Ich habe es gleich gefürchtet, sobald sie ihre Vaterstadt wiedersieht, taucht auch diese Erinnerung wieder auf, die sich damals so schwer besiegen ließ und sie auf der ganzen Schweizerreise blind und unempfindlich gegen alles Andere machte. Das darf nicht sein, sie darf nicht hier bleiben!" Er ging unruhig im Zimmer auf und nieder. „Wenn ich nur eine Ahnung hätte, an wen es sich knüpft, sie ist undurchdringlich, die Familie wird es schwerlich wissen, und doch muß ich es erfahren, um mit Erfolg dagegen zu kämpfen. Wenn die Liebe sie wieder in Besitz nimmt, dann ist sie für die Kunst verloren. Anna wäre nicht die Erste, die einer thörichten Neigung ihre ganze Zukunft opfert und dann an den engen beschränkten Verhältnissen zu Grunde geht, für welche sie nicht geschaffen ist. Einmal hat sie sich losgerissen, ob sie es zum zweiten Mal vermag? — Wer kann dafür stehen? Ich muß dieser Jugendliebe auf die Spur kommen, um jeden Preis!"

Bei Otto Waldau's Chef war heute große Gesellschaft. Seine Excellenz liebte es, als Beschützer der Künste und Wissenschaften angesehen zu werden, wie es schon seine Stellung mit sich brachte, und galt überhaupt für einen Mann von liberaler Gesinnung. Deßhalb pflegte er auch außer den großen offiziellen Diners, zu denen nur seine Standesgenossen und ein Theil seiner Beamten gezogen ward, alle vier Wochen eine Soiree zu geben, wo Alles

Digitized by Google

Zutritt hatte, was auf irgend einem Gebiet eine hervorragende Stellung einnahm, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt. Der Ton dieser Gesellschaften war, wie überall wo verschiedene, zum Theil bedeutende Elemente sich zusammenfinden, leicht und ungezwungen, die Unterhaltung immer belebt, meist interessant und der Kreis der Besucher mannigfaltig und wechselnd. Diese Soireen galten gleichsam für neutrales Gebiet, wo die edeln Hochwohlgeborenen mit den einfachen Wohlgeborenen zusammentrafen und, äußerlich wenigstens, als Gleichberechtigte mit einander verkehrten; sie waren der Stolz der Excellenz, wurden viel und gern besucht, und eine Einladung dazu galt für einen besonders schmeichelhaften Vorzug. Heute nun war die Gesellschaft besonders zahlreich und glänzend, Alles, was nur irgend die Berechtigung dazu hatte, war erschienen, denn Signora Marani sollte dort sein, und Signora Marani war gegenwärtig der Abgott der Residenz, vor dem alles Andere in den Hintergrund trat. Ihre gestrige Darstellung der Norma, ihr Gesang und Spiel, ihre Persönlichkeit waren ausschließlich Gegenstand des Gespräches, man fand Alles entzückend und erwartete mit Ungeduld ihre Ankunft. Excellenz waren in der rosenfarbensten Laune, begrüßten Jeden mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit, und verfehlten nicht, Jeden auf den außerordentlichen Genuß aufmerksam zu machen, den die Gegenwart der Signora diesem Abende verlieh.-

„Ah, lieber Waldau!" sagte der alte Herr freundlich zu diesem. „Da sind Sie ja, freut mich, Sie zu sehen; nun wie fanden Sie gestern die Norma? Unvergleichlich, nicht wahr? Ein Wunder von Stimme, ein immenses Genie! Wir werden bald die schöne Signora in unsrer Mitte sehen, Alles freut sich darauf."

Otto verbeugte sich. „In der That, Excellenz, ich weiß nicht, wodurch ich so viel Güte verdient habe. Kaum finde ich Gelegenheit, meinen Dank für die erste Gunst auszusprechen, so erhalte ich schon diese Einladung, die, so viel mir bekannt ist, nur besonders Bevorzugten zu Theil wird."

Die Excellenz lächelte geheimnißvoll. „Sie gehören auch zu den Bevorzugten, aber von einer Seite, wo Sie es nicht ahnen; man interessirt sich ganz bedeutend für Sie, oder vielmehr für Ihre Frau Gemahlin. Apropos, wie befindet sie sich? Gut? Das freut mich. Sagen Sie, war die Frau Räthin früher vielleicht in Paris oder in London?"

„Nein," antwortete Otto, dem jetzt der Zusammenhang mit der Loge und der heutigen Einladung klar ward, den er längst geahnt hatte.

„Nicht? Sonderbar! Doch nun machen Sie sich ein wenig mit der Gesellschaft vertraut, Sie werden wohl Bekannte finden, Professor W. z. B., er ist kürzlich gekommen;" und Excellenz wendete sich von Waldau zu dem Grafen Wartenberg, der soeben eintrat und den Otto mit einer Art finstrer Neugierde betrachtete. Fritz war wirklich ein schöner Mann, und jetzt, wo die gleichgültige Blasirtheit eines Lions, die ihm früher eigen war, einer Leidenschaft, vielleicht der ersten und einzig wahren seines Lebens, gewichen war, traten die Vorzüge seines Aeußern noch mehr hervor. Die schlanke elegante Gestalt, die edlen regelmäßigen Züge, die leichte vornehme Sicherheit des Benehmens verliehen auch ihm jenes ächt aristokratische Ansehen, das seine Mutter in so hohem Grade besaß. Er erwiederte die zuvorkommende Begrüßung des Wirthes, machte den Damen sein Compliment und mischte sich dann unter die Gesellschaft, bald gleichgültig, bald lebhaft an der Unterhaltung der einzelnen Gruppen Theil nehmend, aber dabei verließ sein Auge nicht die Thür, es flammte unruhig auf, so oft sie geöffnet ward, und jedesmal glitt ein düsterer Schatten über seine Stirn, wenn gleichgültige Personen eintraten. Otto fühlte wohl, daß Anna's Macht hier unumschränkt war. —

Die Gesellschaft war jetzt vollständig versammelt, bis auf O. und Signora Marani, die Einladung lautete auf sieben Uhr, es war bereits halb neun und noch immer erschienen sie nicht. Wahrscheinlich liebte es Signora, auf sich warten zu lassen, es fiel auch Niemandem ein, ihr das übel zu nehmen, man hegte nur die eine Furcht, sie könne am Ende die Laune haben, gar nicht zu kommen, und überlegte eben, was im Fall eines solchen Unglücks zu thun sei, als die Flügelthüren sich auf's Neue öffneten und die Erwarteten eintraten. Nur einen Augenblick waren sie sichtbar, im nächsten verschwanden sie gänzlich in einer Woge von Herren, die herbeiliten, sie zu begrüßen, und von denen Jeder der Gefeierten zuerst seine Huldigung darbringen wollte; erst nach geraumer Zeit tauchte die hohe Gestalt der Signora Marani daraus hervor, aber wie ein Kometenschweif folgte ihr die Schaar ihrer Bewunderer durch den ganzen Saal. Anna schritt ruhig und stolz dahin, im Gespräch mit der Excellenz, die ihr mit beflügelten Schritten entgegeneilt war, und ließ dabei einen flüchtigen Blick über die Gesellschaft gleiten. Plötzlich fühlte O., wie ihre Hand, die auf seinem Arme lag, krampfhaft erzitterte, er sah sie an, sah eine fliegende Röthe in ihrem Gesicht auftauchen und verschwinden, und folgte der Richtung ihres Auges; in demselben Moment richtete die Excellenz ein Compliment an sie, sie wendete sich um und antwortete lächelnd mit einem Scherz, weder der Ton ihrer Stimme noch der Ausdruck ihrer Züge verrieth irgend eine Bewegung, dennoch lag eine finstre Wolke auf O.'s Stirn. —

Sie traten jetzt in den kleinen Salon, wo eine Verwandte des Wirthes, ein altes adliges Fräulein, die seinem Haushalte vorstand, die Honneurs machte; sie war von einem Kreise von Damen umgeben, die ausschließlich der Aristokratie angehörten und sich deßhalb in einiger Entfernung von der übrigen „etwas gemischten" Gesellschaft hielten. Alle blickten mit unverhohlener Neugierde der Sängerin entgegen, bereit, sie mit herablassender Impertinenz zu behandeln und sie fühlen zu lassen, daß all' die Erfolge, die sie ihrem Genie verdankte, und selbst die Möglichkeit, Gräfin Wartenberg zu werden, nicht im Stande seien, die unendliche Kluft auszufüllen, die sie von diesem hochadligen Kreise trennte. Aber Anna schlug den Feind mit seiner eignen Waffe und zeigte dem hochmüthigen Cirkel gegenüber einen Hochmuth, der den seinigen noch übertraf, ohne gleichwohl durch ein Wort oder eine Miene den geringsten Mangel an Bildung zu verrathen. Die Art, wie sie sich verbeugte, die Anrede des alten Fräuleins erwiderte, den angebotenen Platz einnahm und sich an der Unterhaltung betheiligte, zeigte nicht nur eine vollendete Tournüre, um die sie manche der Damen hätte beneiden können, sondern auch eine so ruhige Sicherheit, einen so unnahbaren Stolz, daß jeder Versuch, ihr die Stellung streitig zu machen, die sie für sich in Anspruch nahm, gleich von vornherein vereitelt ward. Sie benahm sich auf eine Art, die die Gesellschaft geradezu zwang, das vornehme Air fallen zu lassen und sie mit achtungsvoller Höflichkeit zu behandeln, denn sie schien von dem Standesunterschiede gar keine Notiz zu nehmen, vielmehr ihre Gleichberechtigung als eine Sache anzusehen, die sich von selbst verstand, und gerade dies

Digitized by Google

imponirte dem vornehmen Cirkel um so mehr, je weniger er daran gewöhnt war. Einer schüchternen Bescheidenheit, einer sanften Würde hätte man jedenfalls versagt, was dem Stolze, der so entschieden und bestimmt forderte, ohne Weiteres gewährt ward. Die kalte Zurückhaltung, welche Signora Marani gegen Graf Wartenberg beobachtete, der nicht aus ihrer Nähe wich und dessen Benehmen all' die Gerüchte rechtfertigte, die über seine Leidenschaft in Umlauf waren, befestigte noch mehr in allen Damen die Ueberzeugung, daß man es hier mit einem Phänomen zu thun habe. Eine Sängerin, die eine der ersten Parthien des Landes auf solche Weise zurückwies, war etwas Unerhörtes, dem gegenüber man schon einmal eine Ausnahme machen konnte, und die Ausnahme wurde auch gemacht, von den Meisten unwillkürlich, aber sie Alle erkannten thatsächlich die Ueberlegenheit der stolzen Italienerin an und bequemten sich allmälig, sie mit Rücksicht, ja mit Zuvorkommenheit zu behandeln.

Während dessen hatte sich O., nachdem er die Dame des Hauses begrüßt, unter die Gesellschaft gemischt, einige Bekannte aufgesucht und hier und da kurze Unterhaltungen angeknüpft. Im Laufe eines Gespräches warf er leicht die Frage hin: „Wer ist der Herr dort, der soeben mit Professor B. spricht?"

„Ah der? Der junge Baurath Waldau; er scheint ein besonderer Liebling unsres Wirthes zu sein, denn für gewöhnlich haben dessen Beamte keinen Zutritt zu diesen Soiréen."

„Ein intelligentes Gesicht! Kennen Sie ihn näher?"

„Einigermaßen; er soll in der That eine ungewöhnliche Begabung für seinen Beruf besitzen. Der beste Beweis dafür ist wohl, daß er in diesem Alter schon solche Carrière gemacht hat; unser neues —Gebäude ist sein Werk, auch habe ich kürzlich Zeichnungen und Entwürfe von seiner Hand gesehen, die bedeutendes Talent verrathen."

„Waldau? Ich glaube den Namen schon gehört zu haben; er ist wohl bereits vertheirathet?"

„Allerdings! Er hat eine allerliebste kleine Frau, blond, zart, ein wahres Madonnengesichtchen, aber sehr schüchtern und nicht besonders geistreich. Er führt sie aber nie in Gesellschaft, ich glaube der Herr Gemahl ist etwas eifersüchtiger Natur."

Sie wurden unterbrochen, denn die ganze Gesellschaft gerieth jetzt in Bewegung, Signora Marani hatte den allseitigen Bitten nachgegeben und trat an den Flügel. Graf Felix öffnete denselben, rückte den Stuhl zurecht und nahm dicht dahinter seinen Platz ein, Alles drängte sich in den Salon und lauschte in athemloser Stille dem Gesange. Es war ein italienisches Lied von »amare und soffrire«, das mit hinreißendem Zauber gesungen ward; Anna's Stimme tönte nicht so voll und mächtig wie gestern in der Norma, sie war noch immer etwas verschleiert, aber sie hatte jetzt einen eignen weichen und rührenden Klang, der O. bei seiner Schülerin ganz neu war. Scheinbar gleichgültig stand er inmitten der übrigen Zuhörer, doch entging Nichts seinem gespannten Blicke; Anna hob das Auge nicht ein einziges Mal von den Tasten empor, aber immer, immer deutlicher trat während des Gesanges der schmerzlich träumerische Ausdruck in ihrem Antlitz hervor, der vor einigen Stunden O. so beunruhigt hatte. Jetzt war ihm das Räthsel gelöst, er allein sah, wie sich dieselbe Empfindung in einem andern Gesichte abspiegelte, wie ein unwillkürliches Zucken um die festgeschlossenen Lippen bebte, wie Jemand, als das Lied endigte und ein begeisterter Beifall von allen Seiten losbrach, sich heftig abwendete und rasch hinter einen Pfeiler trat.

Jetzt eilte die Excellenz herbei und überreichte der Sängerin ein prachtvolles Rosenbouquet; sie wollte sich erheben, aber dagegen ward eine allgemeine stürmische Opposition laut. Man wollte durchaus noch ein Lied hören, nur ein einziges noch, sogar die Mitglieder des „ungemischten Cirkels" ließen sich zu Bitten herab, doch umsonst — Signora erklärte kurz und bestimmt, sie würde heute Abend nicht mehr singen, stand auf, trat vom Flügel zurück und ließ sich mit der Excellenz in ein Gespräch über die Rosen ein. Sie äußerte unverhohlen ihre Bewunderung über den herrlichen Strauß und erklärte, dies seien gerade ihre Lieblingsblumen; Graf Felix, dessen Bouquet heute Morgen sich keiner so gnädigen Aufnahme erfreut hatte, trotzdem es aus den ersten Treibhäusern der Residenz kam, trat heran, um gleichfalls den Strauß zu bewundern; Signora hielt ihn ihm nachlässig hin und setzte zu der Excellenz gewendet hinzu, sie habe in Italien in allen Gesellschaften meist nur Rosen im Haar und am Kleide getragen, dunkelrothe Rosen, von einer Art, die sie besonders liebe, die aber hier leider nicht zu existiren schienen. Excellenz erkundigte sich eifrig, was das für eine Art sei, vielleicht habe er sie doch in seinen Gärten; Signora wußte den Namen nicht, aber es waren Centifolien gewesen von dunkelstem Purpurroth und wahrhaft berauschendem Duft; sie hatte nirgends ähnliche gefunden und glaubte überhaupt nicht, daß sie hier im Norden bekannt seien. Excellenz war in Verzweiflung, daß sie ihr kein Exemplar davon zu Füßen legen konnte, und ergrimmte über seinen Gärtner, der diesen Fall nicht vorhergesehen hatte. Die andern Herren, die der ganzen Verhandlung mit einer Andacht lauschten, als ob sie die tiefsten und erhabensten Offenbarungen der Kunst enthielte, schworen jetzt wie mit einem Munde, sie würden gleich am nächsten Morgen die ganze Stadt umkehren und einen Streif- und Eroberungszug durch alle Gärten und Treibhäuser anstellen, um wo möglich die gewünschten Blumen zu entdecken. Signora lächelte, verbat sich diese heroischen Bemühungen, und bemerkte es durchaus nicht, daß Graf Wartenberg plötzlich verschwand. In der nächsten Minute vernahm man das Rollen eines Wagens, der in vollem Galopp davonjagte.

Die Soiree nahm ihren Fortgang und Signora blieb nach wie vor der Mittelpunkt der Gesellschaft, Alles drängte sich um sie, Alles wetteiferte in Huldigungen und Aufmerksamkeiten. Phrasenhafte Complimente und warme Anerkennung, übertriebene Schmeicheleien und aufrichtige Bewunderung wechselten mit einander ab, selbst die schärfsten und anspruchsvollsten Kritiker sprachen sich mit Begeisterung über ihren Gesang aus. Man war entzückt über ihre Erscheinung, ihre Toilette, ihr Benehmen, es hätte überhaupt schwer gehalten, irgend Etwas an Signora Marani zu finden, worüber man nicht entzückt war. Alles verkündete die Südländerin, die Römerin, nur das Kind Italiens, nur die Tochter der ewigen Roma konnte diese imponirende Haltung, diese rein klassischen Züge, diese südliche Gluth der Augen besitzen, die niemals unter dem kalten Himmel des Nordens gefunden ward. Man verglich sie mit allen möglichen antiken Statuen und weltberühmten Gemälden, Alles, was sie sagte, war interessant, genial, geistreich, von ihrem Urtheile über Bellini an bis zu der Aeußerung, daß es im Saale etwas heiß sei. Die Unterhaltung wurde ausschließlich französisch geführt, da Signora des Deutschen nicht mächtig war; einige Herren, die Italienisch verstanden,

Digitized by Google

redeten sie darin an, und man war auf's Neue bezaubert von dem melodischen Tonfall, womit sie sich in der Sprache ihrer Heimath ausdrückte. Wo sie saß und stand, war sie von dem Schwarm der Bewunderer umgeben, Jeder strebte ein Lächeln, ein Wort aus ihrem Munde zu erhaschen, und der nichtgemischte Cirkel sah mit Entsetzen, wie sämmtliche Herren seines eigenen Kreises sich nur auf die nothwendigsten Höflichkeitsformen beschränkten, keiner längeren Unterhaltung Stand hielten und sich so bald als möglich zu der übrigen Gesellschaft gesellten, die sich wie ein Planetensystem um diese eine Sonne drehte.

Diese war eben wieder im Gespräch mit der Excellenz, die sie unaufhörlich umkreiste, als Felix Wartenberg hinzutrat und beinahe athemlos sagte: „Verzeihung, wenn ich störe. Sind dies vielleicht die gewünschten Rosen, Signora?“ Dabei überreichte er ihr drei wirklich prachtvolle dunkelrothe Centifolien.

Es blitzte wie Hohn in dem Auge der Angeredeten

und ein ganz eigenthümliches Lächeln schwebte um ihre Lippen, als sie mit flüchtigem Dank die Blumen in Empfang nahm und in dem Tone leichter Ueberraschung antwortete: „Es ist in der That die Art, die ich meinte. Woher haben Sie diese seltnen Blumen, Herr Graf?“

„Ich bin so glücklich, sie in meinem eignen Park zu besitzen; leider waren nur drei davon aufgeblüht, indessen hängt der ganze Baum voller Knospen, so daß Signora's Wunsch, sich täglich mit ihren Lieblingsblumen zu schmücken, im vollsten Maße erfüllt werden kann.“

„Was?“ rief die Excellenz, „Sie sind doch nicht etwa in dieser Viertelstunde nach Ihrem Palais und wieder zurück gefahren? Das ist ja beinahe unmöglich.“

Felix lächelte. „Meine Ungarn greifen gut aus!“ sagte er leicht und blickte Signora Marani an, als erwarte er noch irgend ein Zeichen des Dankes; sie äußerte aber nur: „Ich bedaure, Herr Graf, daß ich die Ursache ward, Sie auf einige Zeit der Gesellschaft zu entziehen,“ und setzte dann das angefangene Gespräch fort. —

„Sie bewundern wohl auch den Ritterdienst des Grafen

Digitized by Google

Wartenberg?“ tönte eine Stimme neben Otto, der mit gemischten Empfindungen der Scene zusah und sich jetzt rasch umwendete.

„Ich bitte um Entschuldigung wegen meiner Störung,“ fuhr O. fort, „da ich aber augenblicklich keine Bekannten in der Nähe sehe, so bin ich genöthigt, mich Ihnen selbst vorzustellen.“ Er nannte seinen Namen.

Otto verneigte sich. „Ich habe bereits die Ehre, unsern berühmten Componisten zu kennen.“

„Und ich möchte die Gelegenheit ergreifen, um“ — er warf einen Blick umher, und da Niemand in der Nähe war, setzte er hinzu: „den Schwager meiner Schülerin kennen zu lernen.“

„Sie wissen also? —“

„Ich hörte vorhin Ihren Namen nennen, und da ich vor einigen Tagen indirekt mit Herrn Waldau verkehrte, so war die Combination leicht.“

„Wahrscheinlich verdanken wir also Ihnen die Gefälligkeit in Bezug auf die Loge, die wir anfangs meinem Chef zuschrieben?“

„Allerdings. Anna wünschte bei dem ersten Auftreten in ihrer Vaterstadt die Gegenwart ihrer Familie, ohne sich dieser zuvor zu entdecken; ich nahm deßhalb die Vermittlung Sr. Excellenz in Anspruch, da ich voraussetzte, daß eine Einladung von dieser Seite nicht abgelehnt werden würde.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür.“

O. ließ sich durch den kalten Ton nicht stören. „Ich weiß, daß Anna mit den Ihrigen übereingekommen ist, noch einige Tage über die verwandtschaftlichen Beziehungen zu schweigen, und begreife, daß Sie hier einander ignoriren; wenn Sie indessen wünschen, Ihre Schwägerin zu begrüßen, so kann ich —“

„Ich danke!“ unterbrach ihn Otto rasch. „Wir haben uns erst gestern gesprochen und ich möchte Anna's Wunsch in keiner Weise durchkreuzen.“

„Wohl, indessen bitte ich Sie, meinem Wunsche einer genaueren Bekanntschaft mit einem so nahen Verwandten meiner Schülerin zu genügen, falls es Ihnen nicht unangenehm sein sollte,“ fuhr O. fort und setzte auf die artige Verneinung hinzu: „Ich schlage vor, in eins der Nebenzimmer zu gehen, hier ist es doch unmöglich, ein längeres Gespräch anzuknüpfen.“

Otto war dies nicht gerade erwünscht, da sich indessen kein Vorwand fand, die Einladung auszuschlagen, so willigte er höflich ein; die Beiden schritten durch den Saal und gelangten in ein Nebenzimmer, das, sowie der dorthin führende Vorsaal, ganz leer war. Otto fühlte sich unwillkürlich von der geistvollen, wenn auch sarkastischen Art angezogen, mit der sein Begleiter die Gesellschaft und einzelne Mitglieder derselben charakterisirte, ohne eine Zeitlang seiner Schülerin zu erwähnen; plötzlich jedoch fragte er abbrechend: „Was denken Sie von Anna's Verhältniß zu Wartenberg?“

Die Frage kam so unerwartet, daß Otto, trotzdem er auf seiner Hut war, dennoch erbleichte; in der nächsten Minute jedoch hatte er seine Fassung wiedergewonnen und antwortete ruhig: „Ich habe kein Urtheil hierüber, da ich den Grafen heute zum ersten Mal sehe.“

„Sie haben aber doch wahrscheinlich von den Gerüchten gehört, die im Umlauf sind?“

„Allerdings! Es ist, wie ich glaube, von einer Verbindung die Rede?“ Otto sprach diese Worte möglichst unbefangen, aber er vermied dabei, O.'s Blick zu begegnen.

„Von einer Heirath, ja wohl. Ich muß gestehen, daß ich darüber eben so wenig unterrichtet bin, als irgend ein Anderer. Anna ist in dieser Hinsicht sehr verschlossen und ich dränge mich nicht gern in ihre Privatangelegenheiten, aber ich glaube beinahe, sie ist gesonnen, Gräfin Wartenberg zu werden.“

„Niemals!“ fuhr Otto auf. „Ich meine,“ setzte er sich verbesserend hinzu, „ich meine Anna hinlänglich zu kennen, um Ihrer Vermuthung zu widersprechen.“

„Und warum das? Der Graf liebt sie bis zur Narrerei; diese Verbindung wäre am Ende keine Unmöglichkeit, und ich sehe nicht ein, was sie davon abhalten könnte, wenn sie nicht wollte.“

„Sie wird aber nicht wollen.“

„Glauben Sie?“

„Sich in eine Familie drängen, die sie nur mit Widerwillen aufnehmen und im besten Falle nur dulden würde! Den hochadligen Damen das Recht geben, auf sie herabzusehen und einen Mann wie diesen Wartenberg zu heirathen, nur um des Grafentitels willen? Nein, das liegt nicht in Anna's Charakter!“

O. wußte dies ebensogut, aber er sah auch, daß dieser scheinbare Zweifel an ihrem Stolz der einzige Weg war, Otto aus seiner Verschanzung von Kälte und Gleichgültigkeit zu treiben, deßhalb sagte er nur: „Vielleicht haben Sie darüber ein besseres Urtheil als ich, denn mir ist Anna's eigentliches Wesen noch immer so fremd, wie am ersten Tage unsrer Bekanntschaft. Ich kenne nur die Künstlerin, Sie dagegen — Sie sind ja wohl von Jugend auf mit einander bekannt?“

Otto bejahte die Frage, die nur eine bloße Vermuthung O.'s war, denn Anna hatte niemals davon zu ihm gesprochen.

„Nun also, dann kennen Sie sie genauer als ich, aber die Sache mit Wartenberg scheint mir doch von einiger Bedeutung. Jedenfalls liegt ihrem Benehmen gegen ihn eine ganz bestimmte Absicht zu Grunde.“

Otto schwieg, O. fuhr langsam und nachdrücklich fort: „Sie zeigt ihm allerdings nur Stolz und Kälte, aber nur um ihn noch mehr zu entflammen; eine entschiedene Erklärung ihrerseits hätte längst seinen Bewerbungen ein Ende gemacht, doch sie scheint das nicht zu wollen.“

Mit gewaltsam unterdrückter Bewegung wendete sich Otto ab, und mit einer Bitterkeit, die Alles verrieth, sagte er: „Signora Marani langweilt sich wahrscheinlich und sucht sich mit Kokketterien die Zeit zu vertreiben!“

O. hatte jetzt seinen Zweck erreicht, er wußte, was er wissen wollte; deßhalb ließ er seine Rolle fallen und sagte ernst: „Sie irren, Anna ist keine Kokette; sie hat edlere Zeitvertreibe kennen gelernt, als das Spiel mit Männerherzen, und wenn mir ihr Benehmen gegen Wartenberg auch unerklärlich ist, so bin doch überzeugt, daß sie einen ganz bestimmten Grund dafür hat, übrigens“ —

Hier vernahm man Anna's Stimme. „Sie würden mich verbinden, Herr Graf, wenn Sie es mir allein überließen, Herrn O. aufzusuchen.“ Damit trat sie, von Felix gefolgt, in den Vorsaal, den man vom Zimmer aus übersehen konnte.

„Signora, können Sie mir diese kleine Bitte versagen? Nur eine einzige von den Rosen, die Sie von mir empfingen und die Sie den Abend über trugen! Ich bitte Sie darum.“

„Und wenn ich es versage?“

„So werde ich flehen.“

„In der That, Herr Graf, ich bewundere Ihre Geduld!

Digitized by Google

Waren Sie immer so bescheiden, nur zu flehen, wenn man ihnen die Erfüllung eines Wunsches, z. B. einer Rose, versagte?"

„Signora, so klein auch der Dienst war, den ich Ihnen zu leisten das Glück hatte, so hoffte ich doch, er würde wenigstens Ihre Theilnahme erregen."

„Gewiß! Ich bedaure aufrichtig Ihre Ungarn, die um meinetwillen so angestrengt wurden."

„Haben Sie denn nur Spott für alle meine Bemühungen?" rief Felix in bitterem Tone. „Sie wissen ja, Signora, daß ich um ihretwillen das Unmögliche gewagt habe und meiner Mutter" —

„Die Blumen sind also aus Ihrem eignen Park? Haben Sie dort viele Rosenanlagen?"

„Nein," sagte Felix ungeduldig, „der Baum steht im Privatgarten des Kastellans, der ihn auf eigne Hand gezogen hat. Als ich neulich in den Park ging, fiel mir die ungewöhnliche Schönheit der Rosen auf, und ich dachte sogleich daran, als ich Ihren Wunsch vernahm."

„So sind die Blumen also Eigenthum des Kastellans? Hat er sich denn gleich bereit finden lassen, seine Prachtexemplare herzugeben?"

Felix sah sie erstaunt an. „Wie meinen Sie, Signora?"

„Nun, Sie werden ihn doch gefragt haben?"

„Gefragt?" sagte der junge Graf in verächtlichem Tone. „Ich pflege meinen Dienern nur Befehle zu ertheilen, und in diesem Falle habe ich es nicht für nöthig erachtet, ein Wort darüber zu verlieren."

Wieder trat der kalte Hohn auf Anna's Antlitz, wieder zuckte das eigenthümliche Lächeln um ihre Lippen, und fast drohend blitzte es in ihrem Auge, als sie erwiederte: „Sie haben ohne Zweifel Recht, Herr Graf, aber die Ansichten sind bisweilen verschieden. Ich zum Beispiel würde es nicht ertragen, wenn mir die Herrschaft ohne Weiteres über die Frucht so vieler Mühe, die Freude so mancher Stunde verfüge; ehe ich mir meine Lieblingsblumen nehmen ließe, würde ich sie zertreten."

„Signora —"

„Freilich würden Sie den Widerspenstigen hinauswerfen lassen, der es wagte, Ihrem Willen zu widerstreben; so macht man es ja wohl mit dem gemeinen Volk? Nicht wahr, Herr Graf Wartenberg?"

Felix stand in peinlicher Verlegenheit vor ihr; das war wieder eine von den Scenen, die Signora Marani bisweilen herbeizuführen liebte, die er sich nicht erklären konnte und hinter denen er dennoch eine geheime Bedeutung ahnte. Manchmal war es ihm in solchen Augenblicken, als tauche eine dunkle, unbestimmte Erinnerung in ihm auf, aber er vermochte nie sie festzuhalten und überredete sich stets, das Ganze sei eine von den Launen der schönen Italienerin, denen sie ihm gegenüber vollen Spielraum ließ. Dießmal aber war ihr Ton, besonders bei den letzten Worten, so eigen, daß er sie unruhig und forschend anblickte, doch vermochte er nicht den Ausdruck ihres Gesichts zu enträthseln.

„Geben Sie mir die Rose!" bat er nochmals.

„Sie bestehen also noch immer darauf?"

„Ich bitte noch immer darum."

„Sie stehen Ihnen alle zu Befehl!" sagte Anna plötzlich in eiskaltem Tone. „Ich bedarf ihrer nicht mehr, hier sind sie, Herr Graf!" Dabei warf sie nachlässig die Rosen auf den Divan, machte dem Grafen, der ganz erstaunt stand, eine Verbeugung, trat rasch in das Zimmer, wo sich die beiden Herren befanden, und ließ die Portiere hinter sich fallen. Sie ging auf ihren Lehrer zu. „Ich wollte Sie fragen, ob —" aber sie brach mitten im Satze ab und blieb wie angewurzelt stehen, als sie Otto erblickte, der sich kalt und förmlich vor ihr verneigte.

„Ich habe soeben die Bekanntschaft deines Schwagers gemacht," sagte O., der vergeblich wartete, daß eines der Beiden spräche; Anna neigte leicht das Haupt, ohne zu antworten.

„Es wird dir angenehm sein, Herrn Waldau hier zu begrüßen, da es öffentlich noch nicht geschehen soll."

Die Beiden standen sich noch immer stumm gegenüber, endlich nahm Anna das Wort und fragte, indem sie angelegentlich auf ihr Bouquet blickte: „Wie befindet sich Lina?"

„Ich danke, gut!" antwortete Otto, der ebenfalls dem Strauße seine ganze Aufmerksamkeit widmete.

Nach einer kurzen, aber peinlichen Pause begann sie wieder: „Die Eltern haben versprochen, mich morgen Nachmittag zu besuchen; wenn du nichts dagegen hast, so möchte ich Lina bitten, mitzukommen."

„Wie du wünschest. Ich werde sie benachrichtigen."

Anna wendete sich zu O. „Ich möchte nach Hause und wollte fragen, ob Sie mich begleiten, oder ob ich den Wagen zurückschicken soll."

„Nein, ich fahre mit dir —"

„Endlich gefunden!" tönte die Stimme der Excellenz, die mit einem Theile der Gesellschaft in das Zimmer drang. „Welche Grausamkeit, Signora, uns so lange Ihre Gegenwart zu entziehen! Drinnen im Saal ist Alles in Verzweiflung darüber, und Sie sehen die Abgesandten vor sich, die Sie um jeden Preis zurückbringen sollen."

Anna lächelte. „Ich fürchte, meine Rückkehr wird nicht von langer Dauer sein; soeben bat ich, den Wagen zu bestellen."

Bei dieser Erklärung vereinigte sich Alles zu einem lauten Protest, der, als er keinen Erfolg hatte, sich in stürmische Bitten verwandelte, aber Signora beharrte auf ihrem Willen. Sie kehrte nur in die Gesellschaft zurück, um Abschied zu nehmen, und verließ gleich darauf mit O. die Gesellschaft.

„Du scheinst keine besondere Vorliebe für deinen Schwager zu hegen," sagte dieser im Wagen zu ihr.

„Nein, durchaus nicht."

„Weßhalb? Er scheint mir ein intelligenter und auch liebenswürdiger Mann zu sein."

„Das mag sein, wir sind aber zu verschieden, um uns je verstehen zu können."

„Und deßhalb ist dir das Zusammensein mit ihm peinlich?"

„Gewiß, und ich glaube, er theilt diese Empfindung."

„Es schien wenigstens so. — Du hast ja heute ganz eigenthümlich gesungen."

„Wie so?"

„In einer Weise, die ich bisher noch nicht an dir kannte. Man sollte meinen, du hättest plötzlich eine Offenbarung über das »amare und soffrire« erhalten."

„Schwerlich! Aber ich bin sehr ermüdet, solche Gesellschaften sind im höchsten Grade abspannend!" Damit warf sich Anna in die Wagenecke zurück und sprach auf dem ganzen Wege kein Wort mehr. —

„Nun?" fragte Lina, als ihr Mann nach Hause kam, „war Anna dort? Hast du sie gesehen, mit ihr gesprochen?"

Digitized by Google

„Wie kannst du nur fragen, Linchen! Wir gewöhnliche Menschen verschwinden so ganz und gar neben diesem glänzenden Meteor, daß Niemand von uns Notiz nimmt. Nur durch Zufall wurde mir das Glück einzelner Worte aus ihrem Munde zu Theil, — du kannst übrigens morgen mit den Eltern zu ihr hinausfahren."

Lina senkte das Köpfchen. Der bittere Ton, womit die Erlaubniß ertheilt wurde, verdarb ihr die Freude daran, schüchtern fragte sie: „Hast du dich überhaupt nicht gut unterhalten? Willst du mir nicht erzählen, wie es dort war?"

„Morgen! Jetzt bin ich zu müde, diese Soireen spannen doch gar zu sehr ab!" Damit nahm Otto das Licht und ging ohne ein Wort weiter zu äußern in das Schlafzimmer.

(Fortsetzung auf S. 273.)

Aus dem heiligen Lande.

Von Jaffa nach Jerusalem.

(Taf. 34.)

Noch immer ist es der sehnlichste Wunsch Unzähliger, den Boden jenes Landes zu betreten, an welches sich die ersten Erinnerungen der Kindheit knüpfen, das die Wiege unserer Religion und, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, die Heimath des Erlösers war. Jerusalem sieht noch immer, zumal an Ostern, zahlreiche Schaaren abendländischer Pilger, und durch die Schilderungen, welche uns die Zurückgekehrten von dem Geschauten gegeben haben, sind Viele schon in den Schuljahren mit Palästina bekannter, als mit der Geschichte und Geographie des deutschen Vaterlandes geworden.

Das nach der alttestamentlichen Erzählung den Stammvätern der Israeliten gelobte oder verheißene Land ist das Land nicht mehr, wo Milch und Honig fließt, dem der Herr Regen gab zu seiner Zeit, Frühregen und Spatregen, einzusammeln Getreide, Most, Oel und Gras des Feldes, und auf das die Augen des Herrn sahen vom Anfang des Jahres bis zum Ende (5. Mos. 11, 12.). Die Wälder, der Reichthum und Schutz der Länder, die immergrünen Eichen und Terpentinbäume, die hohen Buchsbäume, die gewürzigen Myrten, die schlanken ernsten Cypressen und die berühmten Cedern sind fast überall von den Gebirgen und Abhängen verschwunden, die Quellen und Bäche des steinigen, schattenlosen Landes großentheils versiegt und viele der uralten Cisternen vertrocknet. Das Land, in dem einst Jeder friedlich unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnte, ist jetzt der Tummelplatz verschiedener Völkerschaften, Türken und Araber, morgenländischer und abendländischer Christen, Juden und syrischer Völkerreste.

Wenn auch der Reisende nicht mehr wie im sechzehnten Jahrhundert drei bis vier Monate bedarf, um von Venedig nach dem Gestade von Jaffa oder Akka zu gelangen, so darf derselbe gleichwohl unter den Dingen, mit denen er sich auszurüsten hat, den Geduldsack nicht vergessen. Da man Alexandrien in weniger als fünf Tagen erreicht, glaubt man in zwei weiteren Tagen die Küste Palästina's begrüßen zu können, aber der Dampfer bringt uns erst nach Syra und Smyrna, was einer Reise von Berlin nach Paris über Petersburg zu vergleichen ist, und es gehen zwei volle Wochen mit der Seereise hin, gerade so viel Zeit, als man braucht, um von Bremen nach Newyork zu kommen. Die türkischen Hafengesetze halten jedes Schiff, das von Aegypten kommt, zu einer fünftägigen Quarantäne an, und die europäischen Dampfer sind deßhalb zu dieser, die Ankunft in Palästina um sieben Tage verzögernden Zickzackreise genöthigt.

In der Regel landen die abendländischen Pilger in Jaffa und kehren nach Vollendung ihrer Wallfahrt dahin zurück. Da überall und auch im heiligen Lande der Mensch der interessanteste Gegenstand der Beobachtung ist, wenden wir uns, nachdem wir das Auge an dem tiefblauen Meere mit den weißen Kämmen seiner Wogen, an dem Grün der Orangenhaine mit ihren Landhäusern und an den fernen Gipfeln des Gebirges Juda geweidet, dem Volksleben der Hafenstadt zu. Vom Thore her bewegt sich, wie ein ruhiger Strom durch einen tobenden See, der in der Osterzeit fast ununterbrochene Zug der Pilger von Jerusalem durch das Gedränge der Bazars. Gelben Staub aufwühlend kommen, eins hinter dem andern, breithinwandelnde Kameele mit ganzen Familien in Körben oder Tragsesseln auf dem Rücken. Hinter ihnen kommen Gesellschaften zu Pferd oder Esel, andere zu Fuße, manche sogar noch Kinder auf dem Rücken. Alle sind müde, viele aber mit dem frohen Bewußtsein auf dem Gesichte, das ewige Leben verdient zu haben. Sie tragen in Bündeln von Stöcken Andenken vom Jordan, in langen Blechkapseln Heiligenbilder aus den Klöstern Jerusalems, Einige auch an verbundenen Köpfen Erinnerungen an die großartige Schlägerei, die in Jerusalem zu jedem Osterfeste wie in Deutschland zu jeder ächten Kirchweihe gehört. Händler preisen ihre Waaren, Bettler murmeln von ihrer Noth, und von fern und nah mischen die vierfüßigen Besucher des Marktes ihr Gebläk, Gemecker und Gewieher drein. Alle Völker der Levante sind hier vertreten, alle Inseln und Küsten der östlichen Meere weit über Stambul hinauf, Araber, Syrer, Kopten und Maroniten, Griechen und Bosniaken, Armenier, Bulgaren und Südrussen. Alles gestikulirt, schreit, zankt, summt und gurgelt mit semitischer Lebhaftigkeit durcheinander. Dieses betäubende Stimmengewirr der arabischen Stadt, das Rufen und Kreischen, der näselnde Gesang, das Wiehern der Hengste, das Yaha gepeitschter Esel und das Gebrüll ankommender Kameelkaravanen treibt uns nach kurzer Umschau in unsere Lokanda zurück.

Die Entfernung von Jerusalem beträgt nicht über zwölf Stunden, man braucht aber des schlechten Weges halber anderthalb Tage, wenn man ohne Aufenthalt reist. Wer sich längere Zeit im Lande aufzuhalten beabsichtigt, versieht sich in der Regel hier oder in Beirut mit der im Innern des Landes üblichen und dem Klima angemessenen volksthümlichen Tracht. Zuerst wird der Kopf geschoren, dann legen wir ein Hemd von weichem Seidenzeug an, das Brust und Arme unbedeckt läßt. Weite Pantalons werden um den Leib mit einer herabhängenden Schleife befestigt. Ueber diese Beinkleider ziehen wir den Sombos, ein Gewand mit langen Aermeln, das fast bis auf den Boden reicht und mit einem Gürtel befestigt wird, in welchen

Digitized by Google

1864 Lith. A. & E. Hanhart 51

Digitized by Google

Digitized by Google

wir Dolch und Pistolen stecken. Unserem Kleidervorrathe fehlt auch das übliche Obergewand von leichtem Stoffe und lebhafter Farbe nicht, das zuweilen statt des Mantels getragen wird, noch der Burnus, ein langer und weiter weißer Rock von Seide und Kameelhaaren, mit seidenen Fransen besetzt. Dieser Anzug ist kleidsam, leicht und, wie wir später gefunden haben, so bequem als zweckmäßig. Den Kopf bedeckt ein Turban, der aus dem rothen, mit seidener Quaste verzierten Fez besteht, um das noch ein Shawl gewickelt wird. Die Farbe dieses Shawls ist beliebig, nur dürfen wir die grüne nicht wählen, weil es uns schwer werden dürfte, uns als Nachkommen des Propheten Mohamed auszuweisen, welchen allein der grüne Turban zukommt.

Wir schließen uns einer der kleinen, meist aus morgenländischen Christen bestehenden Karawanen an und brechen in den Vormittagsstunden von Jaffa auf. Die Unsicherheit der Straße macht es räthlich, eine Begleitung von wohlempfohlenen Beduinen anzunehmen, welche für uns die interessantesten Personen unserer Reisegesellschaft sind. Wir kommen in die große wellenförmige Ebene Saron, die sich vom Berge Karmel bis gegen Gaza erstreckt, im Ganzen ein fruchtbares Gelände, zum Theil angebaut und, wo der bewaffnete Ackerbauer es nicht mit dem Pfluge furcht, mit blühenden Pflanzen, Rosen, Lilien, Narcissen und Nelken geschmückt. In den Nachmittagsstunden lagern wir uns an einer Quelle, einem gewöhnlichen Lagerplatze der Karawanen. Die orientalischen Städte, denen bekanntlich die Einrichtung unserer Gasthöfe abgeht, bieten nur wenige, leicht zu erhaltende Erfrischungen. Viele derselben stehen dazu noch in dem Rufe der Ungastlichkeit, weßhalb man gerne vermeidet, sie zu betreten, und von den mitgebrachten Vorräthen zehrt. Vortrefflich nahmen sich auf der weiten Fläche die Pilgerkarawanen aus, die sich uns während unserer Rast entgegenschlängelten. Neben uns lagerte sich ein gleichfalls von Beduinen geführter Zug von Pilgern, welche die Sprache der Heimath redeten. Es war die östreichische Pilgerkarawane, die, meist aus Böhmen bestehend, von einer Tour aus dem heiligen Lande zurückkehrte. Kaum haben unsre Beduinen eine Weile geruht, so beginnen sie mit einander zu spielen und sich zu necken. So ernst und träge sie zu Fuße umherschleichen, so lustig und ausgelassen sind sie zu Pferde. Ihr Spiel besteht hauptsächlich im Werfen des Dscherid, in dessen Ermangelung sie sich wohl auch eines Stockes bedienen. Einer sprengt voraus, nimmt das Gewehr und thut, als ob er auf den Andern schösse. Ein Anderer folgt ihm und sucht ihn mit dem Dscherid über den Rücken zu schlagen. Jener parirt jedoch den Schlag mit seiner Waffe oder er wirft sich in diesem Augenblick auf die Seite des Pferdes, daß der Sattel wie leer aussieht, der Schlag fehlgeht und der Angreifer zugleich das Gleichgewicht verliert, worauf er dann von dem Gegner sogleich am Arme gefaßt und wo möglich vom Pferde gezogen wird. Bald drehen sie sich mit solcher Gewandtheit im Sattel, daß es scheint, als säßen sie verkehrt zu Pferde, nehmen das Gewehr, laden es während des sausenden Galopps und schießen nach dem Gegner; bald läßt Einer unversehens die Steigbügel los, springt mit den Knieen auf den Sattel und versetzt nun dem Angreifer von oben einen Schlag mit dem Dscherid, worüber dann die Uebrigen lachend in ein beifälliges Maschallah ausbrachen. Nachdem unsere Araber das Backschisch erhalten hatten, auf das es jedenfalls abgesehen war, brachen wir auf. Die Gegend wurde weiterhin wilder und kahler; bald war kaum noch ein Baum, ein Strauch in der Ebene und auf dem Rücken der nahen Berge zu sehen. Gegen Abend erreichten wir Ramleh, das anmuthig auf einer sanften Anhöhe von Olivengärten umgeben ist. Vor dieser kleinen und ziemlich verödeten Stadt trafen wir Kaufleute aus Damaskus mit einigen Frauen, die sich unter einer, spärlichen Schatten gewährenden Palme gelagert hatten. Die Männer rauchten, behaglich auf den von der Natur ausgebreiteten Teppich gelagert, ihren Tschibuk. Die Frauen waren verschleiert, indem ihnen vom Stirnbande ein Stück Cattun unter den Augen und ein breiteres vom Kopfe über den Nacken herabhing. Sie waren im Uebrigen nicht sonderlich verhüllt und wandten sich vielleicht nur deßhalb zur Seite, um uns gerade durch diese Wendung ihre hübschen runden Gesichter zu zeigen. Jedenfalls schien ihnen, nach ihrem Kichern zu urtheilen, das Gespräch, das unsere Araber mit ihren Herren anknüpften, einige Unterhaltung zu verschaffen. Sie waren von einigen türkischen Reitern geführt, unter welchen wir einen Offizier mit Epauletten und einen Dragoman sammt einem Kavaschen bemerkten. Die ganze Gruppe, die Kameele, die orientalischen Kostüme boten in dieser Umgebung einen sehr malerischen und wirklich charakteristischen Anblick.

Wir ritten so schnell vorwärts, als es der schlechte Weg erlaubte. Die Nacht brach herein, und wir sahen uns der Dunkelheit und der Ermüdung der Menschen und Pferde wegen nach einem Orte um, wo wir einige Stunden bis zum Aufgang des Mondes verweilen könnten. Unter den Trümmern eines zerstörten Klosters machten wir Halt. Es fand sich genügend dürres Gesträuch, ein Feuer zu unterhalten. Kaum hatten die Araber eine Viertelstunde an demselben geruht, so hielten sie es bei ihrem unruhigen Temperamente nicht länger aus, so ruhig zu sitzen, und sie begannen wiederum auf Backschisch spekulirend einen Tanz, den sie mit einem eigenthümlichen Gesange begleiteten, in welchen nur der Takt neues Leben brachte. Indessen hatte doch die Gruppe der Tanzenden im Scheine des flackernden Feuers etwas ungemein Phantastisches und Malerisches. Bald stieg im Osten hinter den Gebirgen der volle Mond auf und beleuchtete fast taghell den Weg, den wir vor uns hatten. Es wurde also aufgebrochen und wir zogen weiter. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als wir an einer Art Hohlweg ein Beduinenzelt und vor demselben mehrere Bewaffnete in Beduinentracht gewahrten, die offenbar einem im Thale unten lagernden Trupp Zeichen gaben, worauf sie sich zu Pferde setzten und zu beiden Seiten des Defilé's Stellung nahmen. Wenn die Beduinen einen Angriff beabsichtigten, so war von unserer Seite trotz unserer Revolver an Widerstand nicht zu denken, sie waren uns um das Dreifache überlegen, gut beritten und mit Lanzen und Flinten bewaffnet. So ritten wir also mit der Gelassenheit, die sich dem Unvermeidlichen gegenüber ziemt, dem Hohlwege zu. Als wir ihnen näher kamen, stürmten sie in voller Carrière die Höhe herab, und wir sahen nun, daß die vermeintlichen Beduinen Bachibofuks waren. Sie lieferten, in zwei Hälften getheilt, mit Lanzen und Säbeln Scheingefechte, dann ritten sie wieder vor oder neben uns her und begleiteten uns eine gute Strecke Wegs, was wiederum auf Bakschisch berechnet war.

Von Ramleh nach Jerusalem reitet man im gewöhnlichen Karawanenschritt in etwa sieben Stunden, und der Weg führt zunächst noch über ebenes Land. Längst war der neue Tag heraufgestiegen, als wir Bethanien erreichten. Unter einem halbverfallenen Hause in der Nähe der Moschee

Digitized by Google

zeigt man ein schachtähnliches Gewölbe als das Grab des Lazarus. Ein griechischer Pilger, der auf seinem raschen Pferde vorangeritten war, rief plötzlich begeistert: „Hagiopolis!“ (die heilige Stadt!) sprang vom Pferde, warf sich auf die Kniee, und sein Haupt entblößend heftete er seine Augen auf die Thürme und Zinnen der Stadt, welche im Glanze der Morgensonne vor uns lag. Rechts liegt der Oelberg, links das Kidronthal, vor uns das Thal Josaphat mit dem Garten von Gethsemane.

K.

Bilder aus dem Wolfsleben.

Gezeichnet und erzählt von Guido Hammer.

III.

„Aufgestanden, Jagdjoke!! — Heute wollen wir einmal auf einen starken Keiler Jagd machen, der hinten in den Oberschützer Brüchen wechselt und hoffentlich dort im Rohre sich eingebrochen hat.“

So redete mich mein Wirth, der alte Pürschjäger Greifing, so hieß unser origineller Waidmann, eines Frühmorgens, als ich noch im Bette lag, an, dabei nach dem Fenster zeigend, durch welches eine, die Nacht über gefallene und vom abnehmenden Monde hell beschienene „Neue“ dem erwachenden Auge entgegenleuchtete. Donnerwetter, wie flog ich aus den Federn in's Zeug! Er aber, der unermüdliche Nimrod, der stets schon am frühesten Morgen wach und auf den Beinen war, wobei er dann gewöhnlich Selbstgespräche führte, war bereits gerüstet und gesport. Deßhalb brachen wir sehr bald auf, nachdem ich nur noch rasch einen „blinden Hund“, wie mein Gewährsmann eine magere Brodsuppe zu nennen pflegte, die er jeden Morgen für sich, mich und die Hunde in gleicher Qualität zum Frühstück bereitete, eingenommen hatte. Dann wurden auf dem Hofe erst noch ein Paar Dachshunde, sowie eine mächtige Hatzrüde zur bevorstehenden Jagd angekoppelt; erstere zum „Stellen“ des aufzusuchenden Schweines, die letztere aber, um sie bei einer etwa vorkommenden Hatzjagd verwenden zu können. Die Hunde überkam ein Waldaufseher, der in einem Häuschen neben der Försterei wohnte und bereits im Hofe unserer wartete, zur Führung; dann ging's hinaus in den schweigsamen Wald.

Es hatte einen tüchtigen Schnee herausgeworfen, so daß der sonst dunkle Forst einen wundersam leuchtenden Anblick gewährte, denn auf Zweig und Stamm, auf Nadel und Halm lastete die massige Schneefülle, und der Mond, der noch in klarer Pracht hoch am wolkenlosen Himmel stand, überstrahlte die jungfräuliche Reinheit der frischen Winterlandschaft mit seiner mystischen Helle. Diesem Eindrucke folgten andere, als wir lautlosen Trittes in das Innere des Waldes einschritten. Hier umfing uns, trotz des hellen Mondscheines, doch tiefe Dämmerung, und nur die Streiflichter, die sich zwischen Gezweig und Stämmen hindurch Bahn brachen, erhellten einigermaßen das Dunkel. Wie vom Himmel gefallene und nun am Boden hinhuschende cometengeschweifte Meteore erschienen die geisterhaft blendenden Lichtstreifen und Punkte, indem sie sich bei unserem Weiterschreiten zu verändern schienen. Dann kamen wir wohl einmal in so dicht geschlossene Bestände, wo völlige Nacht darin herrschte, so daß, führten uns unsere Schritte wieder hinaus auf weite Blößen, das Auge fast geblendet wurde von der bläulich überstrahlten glänzenden Fläche. So führte uns unser Weg weiter und weiter, die Hunde dicht hinter uns her, immer in unsere Fährte tretend. Hierbei konnten die krummbeinigen Dächsel unserem scharfen Gange nur hopsend folgen, weßhalb diese, um sie nicht vorzeitig ermüden zu lassen, der alte Pürschjäger und sein Waldaufseher, jeder einen in ihre Büchsenranzen steckten, von wo aus die klugen Geschöpfe gemüthlich mit den hervorlugenden Köpfen in's Freie schauten. Jetzt konnten wir ungehindert um so rascher vorwärts schreiten, so daß wir bereits an Ort und Stelle ankamen, als sich nur erst der Himmel im Osten zu röthen begann.

In weiter Ausdehnung lag das Terrain, welches wir „umkreisen“ wollten, vor uns. Die einförmigen Linien desselben wurden nur durch niedriges Wachholdergebüsch, verworrene Schilfkaupen und dichtes Gerührigt unterbrochen, worüber hier das Auge bis zum fernen Waldessaum schweifte, der in tiefer Bläue die todte Ebene vom goldigflammenden Himmel schied. Aber bald verschwand diese Fernsicht den Blicken, indem jetzt dem Bruchlande dichte Nebel entquollen, die, zuerst in langen Streifen am Boden hinziehend, höher und höher aufschwebten, bis sie Wald und Himmel verschleierten und selbst die unterdessen dem Horizont entstiegene Sonne nur in mattem Purpurglanz erscheinen ließen. Ja bald verdichteten die eisigen Dünste sich so sehr, daß die Gluthfarbe des Tagesgestirns zum fahlen Schimmer bleichte, wobei eine schneidende Kälte eintrat, bis endlich die mächtige Lichtfyndenin die verhüllende Atmosphäre durchbrach und siegreich die wogenden Nebel ballte und niederdrückte. Als Millionen glitzernde Krystalle legten sie sich nun getrennt an Strauch und Gräser an, wo sie dann im funkelnden Sonnenlichte mit wunderbarfabenprächtigem Edelsteinschimmer das Auge entzückten. Aber dennoch durften wir jetzt solchen Anblick, wenn auch nicht unbeachtet, nur nebenbei genießen, denn es ging nun an's Absuchen.

Nachdem wir uns deßhalb vertheilt und den Ort des Zusammentreffens besprochen, ging ein Jeder seinen Pfad, mit Aufmerksamkeit alle vorkommenden Fährten, besonders aber die vom Schwarzwild, in's Auge zu fassen. Kein Tritt, und wenn er von einer Waldmaus herrührte, konnte dem Spähenden entgehen, so rein und gleichmäßig bedeckte der ruhig gefallene Schnee den Boden. Bald kam ich denn auch, nachdem ich bereits über mehrere Rehfährten geschritten, auf die Fährte eines starken Schweines, jedenfalls des vermutheten Keilers, die in das Gerührigt hineinführte. Wie schlug mir bei diesem Anblick das Herz, denn möglicher-, ja wahrscheinlicherweise steckte hiernach der schwarze Geselle im Schilfe! Aber bald sollte mir diese Hoffnung wieder schwinden, indem kurz vor dem Rendezvous dieselbe Fährte wieder heraus und der nahen Grenze zu ging. Freilich konnte das Schwein in einem Bogen nach seinem Lieblingsaufenthalt zurückgekehrt sein, was die Beobachtungen meiner Kameraden ausweisen mußten. Und richtig! Als wir zusammengekommen waren und die von uns angetroffenen Fährten des borstigen Recken zusammenzählten, stellte

Digitized by Google

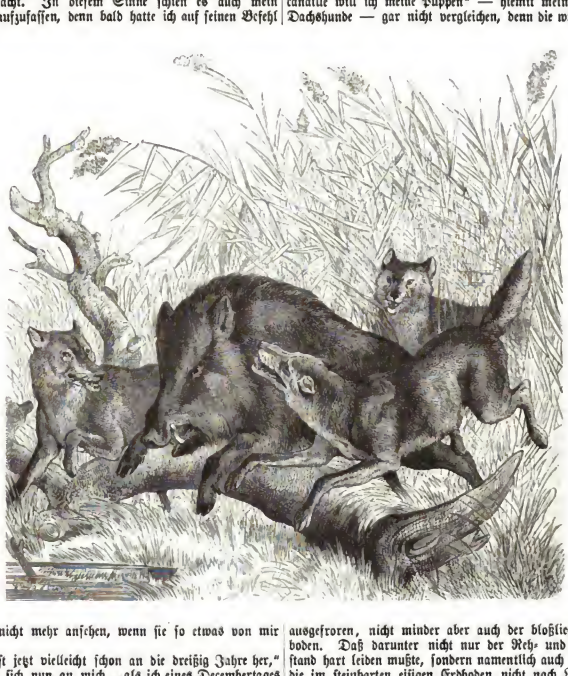
es sich heraus, daß er zweimal hinein und nur einmal — da, wo ich darauf gestoßen — heraus war, also im umkreisten Bruche steckte. Da wir, um sicher zu gehen, den Umkreis um die Kaupen und das Gerührigt ziemlich weit genommen hatten, stand uns noch genugsame Mühe bevor, ehe wir hoffen durften, eine glückliche Jagd zu machen. Aber daran dachte jetzt Keiner! Zunächst wurde auf des Pürschjägers Anordnung noch einmal enger gekreist, wobei wir abermals ein glückliches Resultat erzielten, so daß nun unverzüglich ein Dächsel auf die Fährte gesetzt wurde, um den einsiedlerischen Insassen des Bruches zu stellen. Es dauerte auch gar nicht lange, so wurde der Hund laut und, wie sich erwarten ließ, hielt auch Stand. Um dem kleinen Köter seine gefährliche Stellung zu erleichtern, wurde ihm sein Kamerad zum Sekundiren nachgesandt, da so die Aufmerksamkeit des Schweins sich theilen mußte, was jedenfalls für die kleinen muthvollen Kämpen, die Dächsel, ein großer Vortheil war. Außerdem mußte es unser Herankommen begünstigen, wenn das gestellte Thier durch zwei Hunde vollständig beschäftigt wurde. Daß aber der Keiler deßhalb vorzeitig flüchtig werden möchte, stand nicht zu befürchten, da ihm die kleinen Kläffer kaum wirkliche Furcht einzuflößen im Stande waren. Jedenfalls wurden sie von jenem nur als lästige Eindringlinge in sein Revier betrachtet und als solche von ihm gebührend zurückgewiesen.

In gemessener Entfernung von einander, um uns immer gegenseitige Hülfe leisten zu können, drangen wir nun, die gespannten Büchsen zur Hand, behutsam vor, was namentlich für den Waldaufseher eine schwierige Aufgabe war, da dieser auch noch die vor Gier zitternde Hatzrüde am Riemen zu leiten hatte. Dann und wann rutschte die Sau mit den Hunden eine Strecke vorwärts, wenn sie unwillig auf die dann jedesmal stiebenden Hunde zufahren mochte; doch das war nicht von Belang, denn im Ganzen hielten Schwein und Hunde prächtig Stand. So kamen wir denn auch näher und näher, und schon hatte ich einmal, vom höhern Standpunkte einer Kaupe aus, Gelegenheit gehabt, den Keiler auf einen Moment zu sehen, doch ohne darauf schießen zu können. So viel hatte ich aber dabei wegbekommen, daß „Herr von Borstkamm" als ein Hauptschwein angesprochen werden mußte. Um so mehr erheischte es doppelte Vorsicht, da besonders das Fortkommen in dem Gerührigt und auf den gefrorenen Wasserlachen, die oft plötzlich unter Einem einbrachen, daß man bis an die Kniee im Schlamm versank, ein höchst beschwerliches war. Aber rüstig, wenn auch nur Schritt um Schritt, ging's dem Ziele zu. Schon hörten wir das wüthend gewordene Thier mit dem Gewehre knappen, als der Waldhüter seine Büchse hob und gleich darauf Feuer gab. Wie im Sturmwind wurde die Sau auf den Schuß flüchtig, oder vielmehr sie nahm uns an. Direkt kam das erboste Thier auf uns los und brach zwischen dem Pürschjäger und mir durch. Zwar nur einen Augenblick bekamen wir den schäumenden Keiler zu Gesicht, schossen aber doch beide darnach, jedoch ohne Erfolg. Hingegen der erste Schuß des Waldwärters saß waidwund, das hatte der Pürschjäger, dem die Sau ziemlich nahe gekommen war, deutlich gesehen. Da sich das Schwein sehr bald den verfolgenden Dachshunden stellte, so hofften wir noch einmal schußgerecht hinanzukommen, auch ohne den nun von Streitgier heulenden Hatzhund zu Hülfe nehmen zu müssen. Doch kaum daß wir uns etwa auf hundert Schritte hinangepürscht hatten, machte der rege gewordene Kämpfer wieder rechtsumkehrt und nahm uns wüthend an. Dießmal hatte das angeschossene Thier mehr auf Persönlichkeiten gezielt und zwar auf meine Wenigkeit, die sich etwas keck und voreilig vorgeschoben hatte. Da ich auf ganz geringe Entfernung, dicht vor mir, Feuer auf das in Sturmesrile anbrausende Thier geben mußte, indem es ganz spitz auf mich zukam und ich im Gewirre des Schilfs nicht eher darauf abkommen konnte, so überschoß ich es, und es blieb mir nun nichts Anderes übrig, als schleunigst auf die Seite zu springen. Dabei stürzte ich, indem ich auf einer glatten Eisstelle ausglitschte, zwischen zusammengefilzte Schilfkaupen hinein, und hätten mich diese nicht geschützt, würde mir dieser Fall höchst wahrscheinlich sehr schlecht bekommen sein, denn das wüthende Thier rauschte dicht an mir vorüber, wobei es durch einen nach mir geführten Schlag die um mich stehenden Schilfstumpfe wie wegrasirt hatte. Diese meine gefährliche Lage war von meinen Jagdgenossen auch recht wohl erkannt worden, weßhalb, da sie um meinetwillen nicht zu schießen vermocht, augenblicklich der Hatzhund vom Riemen gelöst worden war. Wie ein Pfeil hatte er sich auf das Schwein, für mich natürlich unsichtbar, zugestürzt und war hinter ihm im Gerührigt verschwunden. Jetzt ging die Jagd, nachdem ich mich wieder aufgerafft und meine Büchse geladen hatte, ungestüm weiter, da das Schwein sich vor dem mächtigen Hinderniß stellen wollte, dieser aber im Rohre nicht ohne Gefahr für sich packen konnte, um es fest zu bannen. Sowie der Keiler aber die Blöße, da er dem nahen Walde zuflüchtete, erreichte, verrannte ihm der gewandte Hund den Paß, indem er hier das Schwein faßte und zur Vertheidigung zwang. Natürlich hatten wir der Hatze nicht so schnell folgen können, eilten aber nun, den Wahlplatz zu erreichen, besonders da die Dachshunde ebenfalls schon wieder an der Sau hingen und ihrem mächtigen Kameraden nach Kräften beistanden. Halb laufend, halb stürzend war ich der Erste am Orte, um wieder schießen zu können. Doch das war dießmal eine höchst mißliche Aufgabe, da die drei Hunde, welche jeden Augenblick ihre Stellung wechselten und dann in die Schußlinie sprangen, berücksichtigt werden mußten. Es war eine wahre Marter, unter solchen Umständen auf das kämpfende Wild im Feuer zu liegen. Dabei gerieth mein ehrlicher Pürschjäger in die größte Angst um seine Hunde, die er durch meine Hitze gefährdet glaubte, weßhalb er schon von fern — das Laufen wurde ihm, wie dem alten Waldaufseher, verteufelt schwer — mir mit aufgeregter kreischender Stimme zurief: „Die Hunde in Acht genommen, die Hunde geschont! Beim Teufel!" fügte er hinzu, „'s setzt eine Kugel auf Eure springigen Knochen, wenn Ihr mir einen Hund todtschießt!" Das war freilich kein aufmunternder Zuspruch, um unbesangen und sicher schießen zu können. Doch mein Eifer, das Schwein erlegt haben zu wollen, noch ehe meine Kameraden herangekommen sein würden, ließ mich auf's Rascheste handeln. Sowie ich also das Blatt nur für einen einzigen Moment frei werden sah, machte ich „den Finger krumm". Aber zu meinem Aerger rührte sich der borstige Streiter nicht und glaubte ich ihn gefehlt zu haben. Angesichts des sich mit den Hunden herumschlagenden Keilers lud ich nun rasch meine Büchse wieder, doch ehe ich noch damit fertig werden konnte und ehe noch die beiden Jäger sich durch das Schilf herangearbeitet hatten, fiel das angegriffene Wild wie vom Schlage gerührt auf die Seite und war verendet. Als nun auch der Jagdgeber mit seinem Untergebenen vollends herangekommen war und die Beute genau besichtigt wurde, da stellte es sich heraus, daß

Digitized by Google

meine Kugel richtig auf dem Blatte, nur etwas hoch saß. Jedenfalls war die Aufgeregtheit des Schweines, sowie dessen Aufmerksamkeit auf die Hunde Ursache gewesen, daß es auf meinen Schuß nicht einmal gezeichnet, sondern bis zum letzten Lebensfunken muthig fortgekämpft hatte. Wer war nun froher als ich! Denn durfte ich mich auch nicht als den eigentlichen Erleger des ritterlichen Thieres betrachten, da bekanntlich bei der hohen Jagd der erste Anschuß, ob tödtlich oder nicht, ist einerlei, als der maßgebende angenommen wird, so hatte ich doch eine höchst interessante Jagd gemacht. In diesem Sinne schien es auch mein Jagdherr aufzufassen, denn bald hatte ich auf seinen Befehl einen Fichtenbruch auf meinem Hute stecken, der eigentlich nach gutem Waidmannsrechte dem Waldhüter als Trophäe zugekommen wäre, mir aber von diesem bereitwilligst und freundlichst abgetreten wurde.

Nachdem der alte Grünrock, mein biederer Wirth, die Hunde, die alle drei noch mit giftiger Wuth dem erlegten Recken in den Borsten lagen und keifend daran herumzerrten, belobt hatte, hub er wie im Selbstgespräche an: „Was ist doch so'n braver Hund für ein respektabler Kerl gegen eine solche feige Bestie von Wolf! Mit der elenden Fuchscanaille will ich meine Puppen" — hiemit meinte er seine Dachshunde — gar nicht vergleichen, denn die würden mich

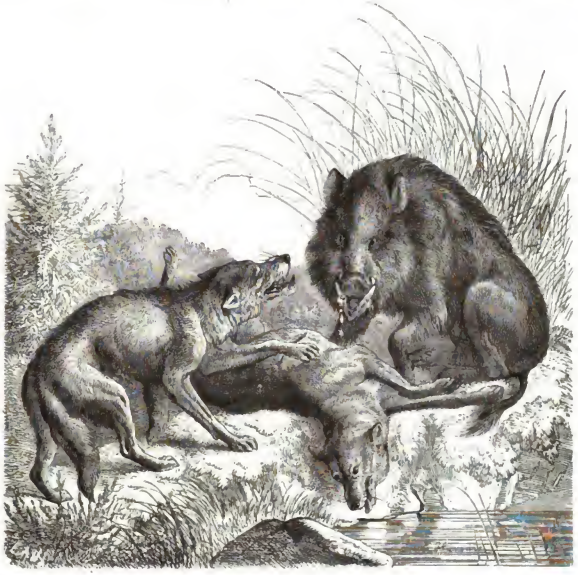


dann gar nicht mehr ansehen, wenn sie so etwas von mir merkten.

„'s ist jetzt vielleicht schon an die dreißig Jahre her," wendete er sich nun an mich, „als ich eines Decembertages dort drüben auf der übergehaltenen alten Tanne, die jenes Stangenholz, das aber freilich damals noch nicht stand, wie ein Riese überragt, in einer Schießhütte, die ich mir hinangebaut hatte, auf einen Keiler auf dem Anstand saß; denn vom Abspüren und eine Jagd auf den Burschen machen konnte keine Rede sein, weil dem schon zeitig eingetretenen scharfen und anhaltenden Froste auch nicht eine Flocke Schnee gefolgt war. In Folge dessen waren alle Gewässer fest ausgefroren, nicht minder aber auch der bloßliegende Erdboden. Daß darunter nicht nur der Reh- und Rothwildstand hart leiden mußte, sondern namentlich auch die Sauen, die im steinharten eisigen Erdboden nicht nach Larven und Wurzeln zu brechen vermochten und, da der vorhergegangene Herbst gänzlich arm an Eicheln und Bucheckern gewesen war, überhaupt keine Aeßung zu heben hatten, ungemein schlimm daran sein mußten, war natürlich. Deßhalb waren sie auch höllisch mürbe geworden, was auch die damals noch zahlreichen Wölfe — die Schinäser — nach besten Kräften benutzten. Namentlich waren die Frischlinge, Bachen und schwachen Keilerchen ihrer Raubgier verfallen, wie man aus

Digitized by Google

den Ueberresten, die im Walde umherlagen, deutlich ersehen konnte. Aber auch starke Keiler und selbst Hauptschweine griffen die neunmal verdammten Bestien, rudelweise sich zusammenrottend, an. Hierbei zogen sie freilich zuweilen den Kürzeren, wovon ich einstens Augenzeuge zu werden in erwähnter Schießhütte Gelegenheit fand. Ich befand mich nämlich eines Tages, wie schon einmal erwähnt, dort auf dem Anstand, um endlich einen schon lange von mir nachgestellten Hauptkeiler zu erwischen, der fast täglich dort wechselte. Da dies aber zu so unregelmäßiger Zeit geschah, war mir es bis dahin noch nicht geglückt, und deßhalb hatte ich mich dießmal schon zeitig Nachmittags hinausgemacht, wo ich bis nach Mitternacht — im hellen Vollmond — auszuhalten gedachte. Eingepackt in meine Wildschur und außerdem ganz im Heu sitzend, konnte ich der Kälte schon die längste Zeit trotzen. Für den Heimweg aber hatte ich mir mein Geschirr mit dem Burschen und dem Knechte herausbestellt, da es zu jener Zeit sehr gefährlich gewesen sein möchte, Nachts allein die weite Strecke Weg durch den Wald zurückzulegen. Jedenfalls würde man es mit der fuchsschlechten Sippschaft, den Wölfen, zu thun bekommen haben. Aus diesem Grunde hatten meine Leute auch den



Befehl, trotz heller Mondnacht brennende Kienfackeln auf dem Wagen zu führen. Doch zur Sache. Als ich bereits eine Weile in meinem Versteck gesessen, während ich mir, da ich über dem Wind saß, eine Pfeife Tabak in's Gesicht gesteckt hatte, hörte ich's im Gröhrigt rauschen, als käme ein ganzer Trupp Wild durch dasselbe gebrochen. Doch gleich darauf hielt die Jagd wieder inne, wobei ich nun an den verschiedenen Lauten wahrnahm, daß Wölfe irgend ein Stück Wild gestellt oder gar schon niedergezogen haben mußten. Doch letzteres war nicht der Fall, denn brechend ging die Teufelsfuhre wieder weiter. Gespannt lugte ich nun aus, wohin die wilde Jagd sich wenden würde. Schon an der Bewegung des über mannshohen Rohres konnte man die Richtung der Hatze verfolgen, und da saß ich denn endlich meinen erwarteten Burschen, den Keiler, freilich auf bedeutende Entfernung, aus dem Schilfgewirr hervorstürzen, hinter und neben sich aber drei Wölfe, die Moose Schwarzrock wie toll verfolgten. (Siehe Bild auf S. 268.) Im Gröhrigt aber, wo sich das Schwein dem verruchten Gesindel gestellt gehabt hatte, war bereits ein Wolf, wie sich später erwies, todt auf dem Wahlplatze geblieben. Da die Jagd nun über dieselbe Blöße ging, worauf wir jetzt stehen, so konnte ich's mit ansehen, wie das vermaledeite Raubviehzeug, hol' es der Teufel! so gierig wurde, daß

Digitized by Google

sich Meister Hauzahn wieder stellte und zu meiner Wonne dem einen Racker, der ihn zuerst fassen wollte, einen solchen Schlag versetzte, daß er sofort kopfüber in das Riedgras flog und auch nicht wieder aufstand. Dadurch bekam das Schwein wieder Flucht und kam nun direkt auf die Tanne, in deren Aesten ich saß, zu. Mit ihm aber auch die noch übrigen zwei Camaillen des lecken Gelichters, so daß sich das mißgehetzte Thier abermals dem verfolgenden schuftigen Raubgesindel stellen mußte, und zwar keine vierhundert Schritte von meiner Kanzel. Hefftig und alle Vorsicht vergessend fuhr nun sofort der vorderste der Halunken dem wiederum kampfbereiten Keiler auf's Leder, aber mit nicht mehr Glück als sein im Grase liegender Raubgenosse; denn er bekam ebenfalls einen so gewichtigen Schlag, daß er heulend zusammenbrach und dicht vor seinem Gegner liegen blieb. Mit eingezogener Ruthe, die eine Vordertatze auf den erschlagenen Kumpan gestützt, schnauzte das noch überlebende Raubvieh boshaftsig den verteufelt giftig gewordenen Keiler an, der sich gegen Ueberrumpelung den Rücken durch dichtes Schilfgewirr gedeckt hatte. (Siehe Bild auf S. 269.) Fuhr aber das Schwein dann und wann auf den erbärmlichen Schuft ein, um ihm eins zu versetzen, dann nahm die dreckige Bestie Reißaus. Freilich kehrte sie immer wieder zurück, um das angejagte Wild zu ermüden, denn der gefräßige Räuber mochte höllischen Appetit auf einen Schweinebraten haben, den er nun nicht einmal mehr mit seiner Rotte zu theilen gehabt hätte. Gern wäre ich jetzt aus meiner Hütte hinabgestiegen, um mich an der Jagd zu betheiligen, hätte das Terrain nur nicht gar so frei zwischen mir und dem Kampfplatze gelegen. Außerdem stand der Wind scharf nach mir herüber, so daß ich unbemerkt nimmer herangekommen wäre. So sah ich mir nothgedrungen den Spaß ruhig mit an, der endlich, wie vorauszusehen war, damit endete, daß das Hundsvieh von Wolf noch einen gehörigen Wischer bekam und dadurch vollends den Muth verlor, das Schwein zu bewältigen. Heulend entfernte sich nun das erbärmliche Beest und ließ den Keiler ungehindert zurück in das Gerührigt brechen. Der Wolf selbst- aber kam hinkend auf ungefähr hundert und zwanzig Schritte an meinem Sitze vorüber, um den Wald zu gewinnen. Doch ehe er diesen erreichen konnte, spritzte ich den kranken Racker — obgleich es ein bischen weit hin war — an, daß er ein Rad schlug wie ein „Krummer" *).

„So war's denn wieder still geworden. Daß ich aber die Stunden über — bis Mitternacht —, wann ich mein Geschirr erst erwarten durfte, vergeblich sitzen würde, ließ sich vorausdenken; denn dem Schweine war der Wechsel vergangen. Endlich kamen meine Leute mit dem Fuhrwerk an. Nachdem wir meinen erlegten Wolf und seine beiden erschlagenen Kameraden — vom vierten, im Schilfe liegenden, den andere Wölfe oder auch wohl Sauen angeschnitten hatten, fanden wir des andern Tages nur noch die Ueberreste vor — auf den Wagen geworfen hatten, ging's ohne Aufenthalt nach Hause. —

„Ja," seufzte der alte Grünrock seiner Erzählung nach, „das waren noch andere Zeiten! Damals gab es doch, bei allem Aerger, den Einem das Raubgesindel, die Wölfe, brachten, noch manche Jägerfreude! Hätte Gott gewollt, man wäre schon zu jener Zeit verendet!"

*) „Krummer" — so nannte mein Gewährsmann scherzweise einen Hasen.

Ein Dorf von Arsenikessern.

Das Flüßchen Whitbeck, in dem Blackcombeberge in Westcumberland entspringend, enthält Arsenik in bestimmbarer Quantität, das wahrscheinlich von arsenikalischen Kobalterzadern herkommt, durch welche es durchsickert; denn wenige Ellen oberhalb der Quelle ist eine sehr reiche Arsenikgrube. Das arsenikalische Wasser wird von den Bewohnern des Dorfes Whitbeck für alle möglichen Zwecke und mit so gutem Erfolg gebraucht, daß man geneigt wäre, Arsenik für ein sehr wohlthätiges Gift zu erklären, da dessen tödliche Elemente in der Auflösung die heilkräftigsten Erfolge hervorbringen, wie man dergleichen schon in Steiermark bemerkt hat. Enten, wenn sie nur auf den Whitbeck beschränkt sind, gedeihen nicht, und Forellen, so häufig in allen Bächen der Umgegend, fehlen in dem Arsenikwasser gänzlich. Als die Eisenbahn über Whitbeck geführt wurde, empfanden die Arbeiter und Pferde anfangs die gewöhnlichen übeln Folgen in Mund und Kehle von dem Genusse desselben; diese verschwanden aber bald ganz und gar, und die Pferde namentlich bekamen jene glatte, glänzende Haut, welche man durch kleine, aber fortgesetzte Arsenikdosen hervorbringt. Man fragt mit Recht, wie weit die Rosenwangen der Kinder zu Whitbeck und das hohe Alter, wozu die Dörfler gelangen, dem Arsenikwasser zuzuschreiben sind. B—e.

Gefährliche kosmetische Mittel.

In einer der letzteren Sitzungen der medicinischen Akademie zu Paris sprach Doktor Réveil über die Nothwendigkeit, den Parfumeriefabrikanten den Verkauf giftiger oder gefährlicher Artikel zu verbieten oder wenigstens unter genaue ärztliche Aufsicht zu stellen. „Ich brauche nur," sagt er unter Anderem, „anzuführen, daß Arsenik, salpetersaures Quecksilber, Brechweinstein, spanische Fliegen, Zeitlose, kaustische Potasche unter die Ingredienzien davon gehören. Die sogenannte Lattichseife, welche angeblich mit Approbation der Akademie verkauft wird, enthält nicht eine Spur von Lattich. Diese und andere Seifen erhalten eine grüne Farbe durch Chrom-Sesquioxyd, eine rosenrothe durch Zinnober. Andere, welche wohlfeiler sind, enthalten 30 Procent eines unauflöslichen Stoffes, wie Lehm oder Gyps; dieser entgeht dem Verseifungsprocesse und erzeugt, wenn feine Lösung der Luft ausgesetzt wird, einen schlechten Geruch.

Digitized by Google

Die sogenannten Toiletten-Essige sind insofern schädlich, als sie bei Anwendung auf die noch mit Seife und Wasser gesättigte Haut eine Zersetzung bewirken, in deren Folge die im Wasser unauflösbaren fettigen Seifensäuren durch das Waschen nicht entfernt, sondern ranzig werden und eine chronische Entzündung der Haut verursachen. Die für Färben der Haare angewandten Präparate unter dem Namen von ‚Afrikanischem Wasser', ‚Florida-Wasser' ꝛc. enthalten alle salpetersaures Silber, Schwefel, eisensaures Blei, Kupfervitriol und andere schädliche Substanzen. Alle kosmetischen Mittel für Entfernung von Haaren oder Sommersprossen sind gefährlich; so enthält z. B. die Lait antephelique Bleisublimat und Bleioxyd. Würde ein Chemiker ein solches Mittel ohne ärztliche Anweisung abgeben, so verfiele er einer Strafe von 6000 Fr." Doktor Révéil schließt seinen Vortrag mit einem strengen Tadel gegen gewisse Aerzte, welche die Würde ihres Berufs so weit vergessen, daß sie ihren Namen zu solchen schädlichen Erfindungen hergeben.

B—e.

Pflanzenformen am Colorado.

Der Colorado, jener gewaltige Strom in Neu-Mexiko, welcher in den Meerbusen von Californien mündet, gehört zu denjenigen großen Wasserläufen, welche, obgleich das von ihnen durchströmte Gebiet seit einer Reihe von Jahren civilisirten Regierungen zugehört, gleichwohl ziemlich lange fast ganz unbekannt geblieben sind, und es mag dazu nicht wenig beigetragen haben, daß seine Mündung durch die lange Halbinsel Californien von einer direkten Verbindung mit dem großen Ocean abgesperrt ist. Wenn man ferner erwägt, daß der ganze Lauf dieses Stromes, einzelne schmale Uferstreifen ausgenommen, größtentheils durch eine unfruchtbare, steinige Gegend führt, so wird es um so erklärlicher, daß erst vor einigen Jahren die nordamerikanische Regierung eine Expedition ausrüstete, um den Lauf dieses Stromes genauer zu erforschen. Selbst hierbei war es der Hauptzweck, die Schiffbarkeit dieser Wasserstraße, beziehentlich deren Grenze zu erkunden, da man schon damals den Hauptwerth dieses Stromes in seiner Eigenschaft als Verbindungsweg zu den nördlichen Gegenden der Vereinigten Staaten suchen zu müssen glaubte.

Aber selbst hierin hat man sich ziemlich getäuscht gefunden, denn das Strombett hat sich, wegen seiner vielen, noch dazu immer wechselnden Sandbänke, als ein der Schifffahrt weniger günstiges erwiesen, und die Grenze dieser Schiffbarkeit zeigte sich bereits an einer Stelle, wo man sie der Wassermasse des Stromes nach noch nicht hätte suchen können.

Indessen ist trotzdem diese Erforschungsreise keine resultatlose gewesen. Denn abgesehen davon, daß zunächst die Geographie in Bezug auf die genauere Feststellung des Stromlaufs gewonnen hat, so haben auch die übrigen hierbei interessirten Wissenschaften, da sie insbesondere durch thätige Gelehrte vertreten waren, nicht unwichtige Bereicherungen erfahren.

Werfen wir nach diesen Worten einen Blick auf die diesen Zeilen beigefügte Abbildung aus dem niederen Laufe des Colorado.

Wir sehen im Hintergrunde die zackigen und scharfen Felsformen aufsteigen, welche den felsigen Charakter dieses Stromgebiets schon hinreichend bezeichnen. Geschähe dies aber auch nicht, so könnten wir uns doch nicht darüber täuschen, denn auch die Pflanzenformen sind es, welche uns darauf hinweisen. Vor Allem gelten hierbei die Cacteen, jene sonderbaren, nur auf trockenen Felsenboden gedeihenden Pflanzengebilde, welche auch das Auge des Nichtforschers zunächst auf sich lenken. Gleich riesigen Armleuchtern ragt der Riesencactus vom dürren Boden empor, in den verschiedensten Erscheinungen seiner Entwickelung und seines Verfalls. Schon er allein, in seiner starren Unbeweglichkeit, würde hinreichen, da, wo er nicht ganz einzeln auftritt, der Gegend ihr Gepräge aufzudrücken, und seine Gestalt, wenn am schroffen Felsenrande haftend, ragt dann wie ein aufgerichtetes Malzeichen in die Ferne.

Aber auch sein Verwandter, der Kugelcactus, ist kaum minder auffallend, wenn er gleich gigantischen Bällen, manchmal umgeben von kleineren Schößlingen, sich auf dem Felsen verstreut findet; und diese beiden Formen sind es, welche, statt wie es sonst die Eigenschaft der Pflanze ist, durch ihr Blattspiel die Gegend zu beleben, dieselbe im Gegentheil ihre massigen Formen nur noch starrer erscheinen lassen.

Es liegt in der Natur des Bodens begründet, daß eine Gegend, welche für Cacteen eine gedeihliche ist, keinen großen Reichthum an eigentlichen Baumformen haben kann, und so ist es auch hier in der That. Zwei Arten sind es hauptsächlich, welche genannt zu werden verdienen: der Baumwollenbaum (eine Pappelart) und der Mezquitbaum, eine Schoten tragende Mimosenart. Die erste, als wasserliebende, säumt vorzugsweise die Ufer des Stromes ein und tritt oft ziemlich gesellig in kleinen Gehölzen auf, während der Mezquitbaum, mit gebogenem Stamm und Aesten, mehr die höhergelegenen Stellen aufsucht. Um so tiefer senkt er aber zur Erlangung der nährenden Feuchtigkeit seine mächtigen Wurzeln zwischen den Felsenspalten hinab, und ihm und seinen Verwandten gilt daher ein mexikanisches Sprüchwort, welches sagt, daß in Neu-Mexiko die Bäume unter der Erde wachsen. Sein knorriges, schweres Holz, wegen seines ‚krummen Wachsthums' als Bauholz nicht verwendbar, erzeugt hingegen beim Brennen eine viel größere Hitzkraft, als das leichtere, schwammige Holz des Baumwollenbaums, und war deßwegen auch jener Erforschungsexpedition als Brennmaterial für den Dampfkessel ihres kleinen Dampfbootes das willkommenste.

Diese beiden Baumarten, vorzugsweise aber der Baumwollenbaum, sind es denn auch, deren in den Strom gestürzte Stämme und Aeste das Treibholz des Colorado in dessen untern Lauf vermehren helfen, welches, oft im Sande sich festsetzend, die Schifffahrt gleichfalls sehr erschwert. Bekanntlich ist dies eine Eigenschaft aller Ströme, deren Lauf mehr oder weniger durch uncivilisirte Gegenden geht, wenn dieselben zugleich bewaldet sind. Der Mississippi z. B. war schon im vorigen Jahrhundert durch die Massen seines Treibholzes berüchtigt, und erst in den letzten Jahrzehnten hat man angefangen, ihn davon zu befreien,

Digitized by Google

wozu neben der Absicht, die Schifffahrt zu erleichtern, auch der bereits auch dort gesteigerte Werth des Holzes nicht wenig beigetragen hat.

Eine Baumform ist es noch, welche das Charakterbild der Coloradogegend mit vollenden hilft, und welche gleichfalls in ihrem Busen das Gepräge des starren Felsenbodens trägt, welchem sie entsprießt. Es ist dies der Yuccabaum. Hart und fast unbeweglich stehen seine steifen und geraden, lanzettförmigen Blätter rings vom Stamme ab, um sich, erst wenn sie abgestorben sind, zu senken und anliegend für Stamm und Aeste eine schützende Hülle zu bilden. Er ist zugleich fast die einzige Pflanze, welche auch am oberen, durch das Hochgebirge gehenden Laufe des Stromes sich findet, da hier statt der vorher genannten Pflanzenform vor Allem die Nadelholzwaldung sich geltend macht.

Wie überall, wo die Natur noch nicht der Cultur gehorchen muß, der Pflanzenwuchs im engen Zusammenhang mit der Thierwelt steht, so kann auch hier, wo der Boden ein hauptsächlich felsiger ist, von einem großen Wildstande nicht die Rede sein. Der Büffel insbesondere, jene Nahrungsquelle so vieler Indianerstämme, findet hier keine Stätte, da die Bedingung seines Daseins, große Grasflächen, fast ganz fehlt. Deßwegen können auch die Indianer

Pflanzenformen am Colorado.

dieser Gegend, unter welchen die Mohacs durch schöne Gestalt und biederes Wesen sich auszeichnen, keineswegs blos von der Jagd leben, und in der hier geschilderten Gegend ist es daher der Anbau von Bohnen und ähnlichen Früchten, welchem sie obliegen, wo fruchtbare Uferstreifen solche Cultur zulassen. Andere freilich, wie die mehr nach dem Gebirge zu umherstreifenden Apaches, machen auch den Raub zu ihrem Gewerbe und leben dann in steter Feindschaft mit ihren Nachbarn, von denselben gehaßt und verachtet.

Daß die große Niederlassung der Mormonen am großen Salzsee, also in der Nähe der Coloradoquellen, dazu beitragen wird, diesen Strom für die Vereinigten Staaten wichtiger zu machen, dürfte außer Frage liegen; ob aber, da, wie wir gesehen, die Gegend seines Laufes keineswegs für den Anbau sehr verlockend ist, die Cultur dort eben so schnell vorwärts schreiten wird, wie in andern Staaten der großen Republik, ist wohl sehr zu bezweifeln. Und so werden es wahrscheinlich die dort lebenden Indianerstämme dem öden, felsigen Boden ihrer Heimath zu verdanken haben, wenn sie ihr Dasein länger fristen, als viele ihrer rothen Brüder, welche erbarmungslos von der Civilisation hinweggerafft werden.

L.

Digitized by Google

Digitized by Google

Afrikanische Säugethiere.

(Taf. 35.)

Beiliegende Tafel zeigt eine kleinere afrikanische Katzenart, die am Senegal vorkommende, auch als gestiefelter Luchs bekannte nubische Katze, von der unsere Hauskatze abstammen soll, und eine der schönsten und zierlichsten Meerkatzen, den Nonnenaffen.

Die allgemeine Charakteristik der Katzen ist zum Oeftern in diesem Werke gegeben worden. Die Katzenarten sind leicht an der kurzen Schnauze, an den schönen runden Formen aller Körpertheile und an ihren leichten und anmuthigen Bewegungen zu erkennen. Das kurze, kräftige Gebiß zeugt von Mordlust. Ihre Eckzähne sind große, starke, nur schwach gekrümmte Kegel mit einer Längsfurche, einem allen Katzenarten eigenthümlichen Merkmale. Ihre krummen und furchtbaren Krallen haben eine lösch erne Scheide und richten sich bei jeder Streckung des Fußes von selbst nach vorn, wodurch die auch beim Spielen kratzende Hauskatze in den Ruf der Falschheit gekommen ist.

Die nubische Katze oder der gestiefelte Luchs, Felis caffra oder caligata, ist etwas größer als unsere wilde, welcher er sich besonders durch den langen, dichtbehaarten Schwanz nähert. Die Ohren sind ziemlich lang und zugespitzt und tragen kleine bürstenförmige Pinsel. Die Färbung des Haarkleides variirt. Sie ist bei den Männchen gewöhnlich dunkler, bläulichgrau mit schwärzlichen Streifen, die Unterseite röthlichweiß oder ockergelb, Schwanz und Beine geringelt. Die Weibchen sind mehr gelblichroth. Die Körperlänge beträgt 2 Fuß, die des Schwanzes 1 Fuß. Die nubische Katze hat ganz das Naturell der wilden Katze, nährt sich von Nagethieren und jungem Wild und geht des Abends auf die Vogeljagd. Sie ist fast in ganz Afrika verbreitet und kommt in den Gebirgswäldern des Westens, wie in Aegypten und am Kap, vor. In Südafrika wird sie geradezu die graue oder wilde Katze genannt, und mehrere Naturhistoriker, worunter Rüppel, glauben, daß sie von den alten Aegyptern gezähmt, nach Europa gebracht worden und unsere Hauskatzen ihre Abkömmlinge seien.

Der Nonnenaffe, Cercopithecus mona, welcher auf unserer Abbildung der nubischen Katze, die ihm bisweilen seine niedlichen Jungen raubt, Gesichter schneidet, gehört zu den Meerkatzen, deren man etliche und zwanzig, sämmtlich afrikanische Arten, kennt. Dieselben haben Daumen an den Vorderhänden, einen langen Schwanz, einen Gesichtswinkel von 45 bis 60 Grad, und sind in zoologischen Gärten und Menagerien zahlreich vertreten. Der Nonnenaffe oder bunte Affe ist oben und an den Seiten kastanienbraun mit feiner Sprengelung, an den Armen und Beinen in's Schieferfarbige übergehend, der Unterleib und ein Fleck an der Schwanzwurzel ist rein weiß. Am originellsten ist der Kopf gezeichnet. Derselbe ist gelbgrün, der lange Backenbart strohgelb. Unter den Augen liegt ein grauer, zwischen Auge und Ohr ein schwarzer Streifen, während das Gesicht selbst eine purpurblaue, die Ohren und die Schnauze eine fleischfarbige Färbung haben. Er lebt am Senegal und in Abyssinien, wo man oft ganze Schaaren derselben sieht. Sein buntes Haarkleid soll Aehnlichkeit mit der Tracht abyssinischer Nonnen haben. Er wird häufig gezähmt und sehr zutraulich, ist aber ein arger Dieb, der nicht nur sehr leise eine Tasche auszuleeren, sondern auch einen Knoten zu lösen und die Schlüssel der Schränke umzudrehen versteht. Er frißt Früchte, Brod, gekochtes Fleisch, Spinnen und Ameisen, dreht jeden Stein um und läßt sich die darunter steckenden Würmer schmecken. Im Ameisenhaufen steckt er die Hand und leckt von derselben behaglich die Ameisen ab. Er läßt sich gerne streicheln und liebkosen und gibt seine Freude durch schwaches Beißen und ein sanftes Wimmern zu erkennen. Im Uebrigen ist er für einen Affen ein sehr anständiger Bursche und macht, wenn es nicht nach seinem Willen geht, höchstens mit gleichen Füßen einige komische Luftsprünge. C. K.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Fortsetzung zu S. 261.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eines Morgens, zu noch ziemlich früher Stunde, schritt eine Dame die Allee entlang, die zu der Villa der Signora Marani führte. Sie war zu Fuß, ganz allein, und hatte den Schleier dicht über das Gesicht gezogen; ihre Kleidung sollte augenscheinlich die größte Einfachheit ausdrücken, dennoch verriethen die schweren dunkeln Stoffe und die stolze Haltung, daß sie den höheren Ständen angehörte. Sie trat in den Vorgarten, ging an dem Gärtner vorüber, dessen Gruß sie kurz und vornehm beantwortete, und schritt die Terrasse hinauf, durch die geöffneten Glasthüren in den Salon, wo sie ein Diener in Empfang nahm und nach ihren Wünschen fragte.

„Ich wünsche Signora Marani zu sprechen."

„Signora empfängt zu dieser Stunde noch keine Besuche."

„Sie wird eine Ausnahme machen, es handelt sich um eine dringende Angelegenheit."

„Ich werde fragen. Dürfte ich um die Karte bitten?"

„Das ist nicht nöthig. Melden Sie der Signora, eine Dame wünsche sie in einer wichtigen Sache zu sprechen."

Der befehlende Ton besiegte das Zögern des Dieners, er entfernte sich, erschien jedoch schon nach einigen Minuten wieder und öffnete eine Seitenthür. „Signora bittet, einstweilen hier einzutreten, sie wird sogleich erscheinen."

Die Fremde trat in das Zimmer, das augenscheinlich zum Wohngemach diente, aber nichts von der zierlichen Eleganz und dem übertriebenen Luxus eines modernen Boudoirs zeigte. Es war in edlem, aber durchaus einfachem Geschmack eingerichtet, das dichte Laub einer Linde beschattete die Fenster, ein prachtvoller Flügel, der geöffnet stand und mit Noten überdeckt war, ein Schreibtisch mit reichem

Digitized by Google

Schnitzwerk und einer Anzahl von Büchern, wenige, aber gute Gemälde und einige Büsten von Dichtern und Componisten bildeten den Schmuck des Zimmers, das durchaus Nichts von dem Boudoir einer Sängerin an sich hatte. Auch die Dame schien dies zu bemerken, doch machte es ihr augenscheinlich keinen angenehmen Eindruck, vielmehr ward der Blick, den sie durch den Raum gleiten ließ, finster und sorgenvoll.

Jetzt öffnete sich eine Seitenthür, Signora Marani trat ein, begrüßte ihren Besuch mit dem leichten, aber vollendeten Besuch einer Weltdame, und sagte verbindlich in französischer Sprache: „Ich bitte, meine Morgentoilette zu entschuldigen; ich bin nicht gewohnt, so früh Besuche zu empfangen."

Die Fremde verbeugte sich kalt. „Ich bedaure, Signora zu stören —"

„Nicht doch!" unterbrach sie diese höflich, „eine Dame hat jedenfalls auf eine Ausnahme von der Regel Anspruch. Bitte!" Eine graziöse Handbewegung lud den Besuch zum Sitzen ein, während Signora Marani ihm gegenüber Platz nahm.

Die Dame schlug den Schleier zurück. „Kennen Sie mich vielleicht, Signora?"

„Ich habe nicht das Vergnügen."

Die kalten grauen Augen der Fremden hafteten scharf und forschend auf dem Antlitz der Sängerin, als wolle sie die Wahrheit oder Falschheit der Antwort daraus lesen, aber sie entdeckte Nichts als den Ausdruck vollkommener Unbefangenheit, und augenscheinlich zufrieden mit diesem Resultate richtete sie sich zu ihrer ganzen stattlichen Höhe auf und sprach in einem Tone, womit Alles gesagt war oder doch gesagt sein sollte: „Ich bin die Gräfin Wartenberg!"

Doch diese Erklärung hatte nicht die geringste Wirkung. Signora Marani blieb ruhig sitzen, neigte leicht das Haupt und erwiederte artig: „Ich freue mich, die Frau Gräfin kennen zu lernen."

Diese war einigermaßen aus der Fassung gebracht. Sie hatte einen bedeutenden Effekt ihrer Eröffnung, ein erschrockenes Zusammenfahren oder ein triumphirendes Aufspringen erwartet und für beide Fälle ihr Benehmen gerregelt, und nun zeigte diese Italienerin weder Erstaunen noch Verwunderung, that vielmehr, als sei der Besuch der Gräfin Wartenberg bei ihr die einfachste und natürlichste Sache von der Welt. Es dauerte einige Sekunden, ehe die Dame sich so weit sammelte, das Gespräch fortzusetzen.

„Sie errathen ohne Zweifel, welche Angelegenheit mich herführt?"

„In der That, nein!" war die im unbefangensten Tone ausgesprochene Erwiederung.

Die Lage der Gräfin wurde immer peinlicher, sie ward auf diese Weise gezwungen, die Leidenschaft ihres Sohnes zuerst zur Sprache zu bringen; indessen faßte sie einen raschen Entschluß, und nicht gewohnt mit, ihrer Meinung nach, untergeordneten Personen viel Umstände zu machen, sagte sie kurz und entschieden: „Lassen wir die Umschweife und Präliminarien bei Seite, Signora. Sie wissen so gut wie ich, daß es sich um die beabsichtigte Verbindung zwischen dem Grafen Wartenberg und Ihnen handelt."

Signora Marani stützte leicht das Haupt auf die Hand und erwiederte in dem gleichgültigen höflichen Tone einer gewöhnlichen Unterhaltung: „Erlauben Sie mir, gnädige Frau, Ihre Worte zu berichtigen. Sie scheinen sich in dem Irrthum zu befinden, daß diese Verbindung von beiden Seiten beabsichtigt wird, das ist jedoch nicht der Fall. Der Herr Graf hat mir allerdings einen Antrag gemacht, doch bis jetzt mein Jawort noch nicht erhalten, auch habe ich ihm keine bestimmten Hoffnungen darauf gegeben."

Die Gräfin saß fast erstarrt da, dergleichen wagte man ihr zu sagen! Zwar war es im Grunde dasselbe, was sie schon von Waldemar vernommen hatte, aber es aus diesem Munde zu hören, in diesem gleichgültigen Tone, das ertrug sie nicht, und mit höhnischer Bitterkeit erwiederte sie: „Es ist wohl gleichgültig, Signora, wie weit Sie Ihre Schlingen schon um meinen Sohn geworfen haben, die Hauptsache ist —"

Anna stand plötzlich auf und trat ihr gegenüber, die Augen so fest und drohend auf sie gerichtet, daß die stolze Dame unwillkürlich diesen Blicke auswich. „Vor allen Dingen, gnädige Frau, erinnere ich Sie daran, daß Sie sich in meinem Hause befinden, und daß ich nicht gesonnen bin, Beleidigungen zu ertragen, vielmehr die Achtung verlange, an die ich gewöhnt bin und die ich fordern darf!"

Es lag eine so kalte, stolze Würde in diesen Worten und in ihrer ganzen Haltung, daß sie selbst der Gräfin imponirte. Eine Ahnung, daß ihre bisherige Auffassung des Charakters der Sängerin, an der sie trotz Waldemars Bericht hartnäckig festhielt, doch vielleicht falsch sein könne, ergriff sie, und fast entschuldigend antwortete sie: „Wenn meine Aeußerung sie beremdet, Signora, so schreiben Sie dies der eigenthümlichen Stellung zu, in der wir Beide uns zu einander befinden."

Ein unmerkliches Lächeln spielte um Anna's Lippen, die stolze Dame hatte sich bequemt, von ihrer majestätischen Höhe herabzusteigen. Der ganz veränderte, rücksichtsvolle Ton und das „wir Beide" legten Zeugniß davon ab.

„Ich wüßte nicht, worin dies besonders Eigenthümliche läge," erwiederte sie ruhig.

„Ich dächte doch!" sagte die Gräfin wieder gereizt, und in ihrem unterdrückten Aerger alle Ueberlegung vergessend fügte sie rasch hinzu: „Die Bedingung, die Sie dem Grafen Felix in Bezug auf mich stellten, war sonderbar genug —" sie brach plötzlich ab, denn in dem Augenblicke erinnerte sie sich, daß sie in der That hier war und welchen Fehler sie durch diese Erwähnung begangen hatte.

Signora Marani schien dies jedoch nicht zu bemerken, sondern sagte mit einer Gleichgültigkeit, welche die Dame weit tiefer verwundete, als ein offener Triumph: „Verzeihung, gnädige Frau, von einer Bedingung kann nicht die Rede sein, weil sich daran ein bestimmtes Versprechen knüpfen würde, und ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu sagen, daß dies nicht gegeben ist. Ich habe nur erklärt, bevor ich überhaupt auf diese Angelegenheit weiter eingehen könne, würde ich das Entgegenkommen verlangen, das jede Dame von der Familie ihres Bewerbers zu fordern berechtigt ist."

Die Gräfin war kaum noch im Stande, ihre Aufregung zu beherrschen. „In der That!" rief sie spöttisch, „Sie scheinen die Standesunterschiede nicht im Geringsten zu berücksichtigen."

Anna zuckte die Achseln. „Die Standesvorurtheile existiren in unserer Zeit nur noch für Diejenigen, die sie anerkennen; ich gehöre nicht dazu und würde jedenfalls von meinem künftigen Gemahl eine gleiche Aufklärung über diesen Punkt verlangen. Ihre Ansichten darüber, gnädige Frau, kenne ich freilich nicht, doch verlangen die meinen,

Digitized by Google

daß ich ganz dieselbe Rücksicht beanspruche, die unter gleichen Verhältnissen in Ihren Kreisen Sitte ist."

Das war der Gräfin zu stark und ihre Stimme zitterte vor Zorn, als sie fragte: „Glauben Sie vielleicht, daß ich gekommen bin, diese Verbindung zu segnen?"

Anna lächelte. „Nein, Sie sind gekommen, weil, nachdem alles Andere erschöpft ist, Sie in einer persönlichen Unterredung das letzte Mittel sehen, diese Heirath zu verhindern."

„Signora!" unterbrach sie die Gräfin hochmüthig, „erinnern Sie sich gefälligst, daß Sie mit der Gräfin Wartenberg reden!"

„Ich wüßte nicht, Frau Gräfin, daß meine Worte gegen die Regeln der Höflichkeit gefehlt hätten. Es ist nicht meine Schuld, wenn die Wahrheit Sie verletzt."

Die Gräfin hatte, als sie sich zu dem Besuch bei der Italienerin entschloß, auf die leidenschaftliche Natur derselben, auf heftige Scenen gerechnet, und so peinlich ihr diese Aussicht auch war, so hielt sie sich doch überzeugt, daß ihre vornehme aristokratische Würde genügend wäre, „die hochmüthige Person in den nöthigen Schranken zu halten", aber schon im Anfange des Gesprächs hatten beide Damen die Rollen getauscht. Die Sängerin war es, die ihre ruhige Haltung, ihre stolze Ueberlegenheit bewahrte, während die Gräfin jede Minute mehr von ihrer Selbstbeherrschung verlor und dadurch der Gegnerin immer neue Vortheile einräumte.

„Genug!" sagte sie endlich. „Ich kam hierher, Signora, um Ihnen zu erklären, daß, wie weit die Verbindung meines Sohnes auch gehen mag, ich fest entschlossen bin, diese Verbindung um jeden Preis zu verhindern."

„An Ihrem Willen, Frau Gräfin, zweifle ich durchaus nicht, es frägt sich nur, ob Sie die Macht besitzen, ihn geltend zu machen."

„Signora!"

„Ich weiß nicht, ob ich recht berichtet bin," fuhr Anna mit unerschütterlicher Ruhe fort, „aber als Graf Wartenberg mir seinen Antrag machte, erklärte er zugleich, daß er mündig sei und vollkommen frei über seine Zukunft bestimmen könne. Er fügte hinzu, daß er versuchen wolle, die Einwilligung seiner Familie zu erlangen, daß er jedoch, wenn dies unmöglich sei, ohne dieselbe mir seine Hand bieten und auf verschiedene Güter und Privilegien verzichten würde, die ihm in diesem Falle entgingen."

Es war eine bittere Demüthigung für die stolze Gräfin Wartenberg, die Alles, was nicht sechzehn Ahnen zählte, für eine untergeordnete Menschenklasse hielt, nur geschaffen um dem eigentlichen Crême der Menschheit zu dienen, dergleichen anzuhören. Sie wußte nur zu gut, daß jedes Wort Wahrheit war, daß sie dem entschiedenen Willen ihres Sohnes gegenüber keine Macht besaß, und sie hatte nicht einmal den Trost, die Gegnerin mit souverainer Verachtung behandeln zu dürfen, denn das Benehmen derselben wich nicht einen Augenblick von den Regeln gesellschaftlicher Höflichkeit. Es lag Etwas darin, das selbst die Gräfin zur Anerkennung zwang, und sie hatte sich längst durch die eifrigsten Nachforschungen überzeugt, daß man in der That der Signora Marani keinen andern Vorwurf machen konnte, als den, daß sie eben Sängerin war. Sie erhob sich und sagte kalt: „Gut, Signora, Sie scheinen es also auf einen Kampf ankommen lassen zu wollen. Ich rechnete auf Ihren Stolz, den man mir rühmte, und der, wie ich hoffte, Ihnen das Unpassende dieser Verbindung zeigen sollte, sehe jedoch, daß Sie vorurtheilsfrei genug sind, nicht allein die Hand des Grafen Wartenberg anzunehmen, sondern auch dessen Rang und Reichthum so gering anzuschlagen, wie man es von Ihrer edlen Uneigennützigkeit erwarten kann."

Anna war gleichfalls aufgestanden. „Allerdings! und dies um so mehr, als, vorausgesetzt daß meine Wünsche mit denen Ihres Sohnes übereinstimmten, das größere Opfer jedenfalls auf meiner Seite wäre. Der Herr Graf hätte nur einige Standesrücksichten und Vorurtheile zu übersehen, die in unsrer Zeit nicht mehr von großer Bedeutung sind, ich dagegen müßte meinem Beruf, meiner Freiheit, meinem Künstlerruhm entsagen, um eines Titels willen, der in meinen Augen gar keinen besondern Werth hat."

Die Gräfin war fast versteinert ob dieser Verwegenheit, einen Augenblick schien sie Etwas erwiedern zu wollen, aber sie bezwang sich und machte, ohne ein Wort weiter zu äußern, Miene, das Zimmer zu verlassen.

Anna begleitete sie bis zur Thür; dort angelangt legte sie plötzlich die Hand auf den Griff derselben und sagte: „Noch ein Wort, gnädige Frau! Ehe Sie gehen, möchte ich Ihnen die beruhigende Versicherung geben, daß ich niemals, weder jetzt noch früher, die Absicht hegte, die Gemahlin Ihres Sohnes zu werden."

Wie angewurzelt blieb die Dame stehen; das Ueberraschende dieser Erklärung ließ sie für den Augenblick das Hochmüthige derselben übersehen, aber ehe sie noch antworten konnte, trat der Diener ein:

„Der Herr Graf Wartenberg wünscht seine Aufwartung zu machen."

Die Gräfin biß sich auf die Lippen; hier ein Zusammentreffen mit ihrem Sohne, das war das Schlimmste, was ihr begegnen konnte; Signora Marani aber erwiederte ruhig:

„Ich empfange zu dieser Stunde keine Besuche."

„Das habe ich bereits gesagt, aber der Herr Graf besteht darauf, Signora in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen."

„Vor eilf Uhr nehme ich Niemand an, am wenigsten Herren. Der Herr Graf möchte sich bis dahin gedulden."

Der Diener entfernte sich mit diesem Bescheide.

„Signora!" rief die Gräfin, empört darüber, daß Graf Wartenberg in ihrer Gegenwart abgewiesen wurde; Anna wendete sich gelassen zu ihr:

„Sie wünschen, gnädige Frau?"

Doch jetzt wurde die Thür rasch und heftig geöffnet, und Felix selbst, augenscheinlich in größter Aufregung, trat ein.

„Verzeihung, Signora, daß ich —"

Anna richtete sich stolz auf. „Wer gibt Ihnen das Recht, Herr Graf, ohne Erlaubniß mein Zimmer zu betreten?" Ich verlange, daß Sie sich auf der Stelle entfernen!"

„Signora, ich bitte —"

„Sie werden sich entfernen, Herr Graf, sogleich!" es lag ein energischer Befehl in diesen Worten.

„Felix!" rief die Gräfin fast außer sich, als sie sah, daß er wirklich im Begriff stand, zu gehorchen.

„Wünschen Sie vielleicht die Gegenwart Ihres Sohnes, gnädige Frau? Das ist etwas Anderes, dann mag Graf Wartenberg bleiben."

Die Gräfin stand da, von streitenden Gefühlen bestürmt. Ihr Stolz trieb sie an, zu gehen und sich nicht neuen Demüthigungen auszusetzen, aber sie bebte vor dem

Digitized by Google

Gedanken, ihren Sohn mit dieser Frau allein zu lassen, deren unumschränkte, dämonische Gewalt über ihn sie jetzt eben in ihrem ganzen Umfang kennen gelernt hatte. Noch ehe sie einen Entschluß fassen konnte, war Felix vorgetreten.

„Verzeihung, Mutter, daß ich hierher kam; ich erfuhr Ihren Entschluß und wollte um jeden Preis Zeuge dieser Unterredung sein; und Sie, Signora, zürnen mir nicht, daß ich Ihren Wünschen ungehorsam war und einen Augenblick die gesellschaftlichen Formen vergaß, wo es sich um die Entscheidung meines Lebensglücks handelt. Ich weiß nicht, in welcher Absicht meine Mutter diesen Schritt gethan hat, und wollte eine vielleicht feindliche Begegnung verhindern —"

„Sie irren sich, Herr Graf," sagte Anna mit unerschütterlicher Ruhe. „Die Frau Gräfin und ich sind im vollkommensten Einverständniß; nicht wahr, gnädige Frau?"

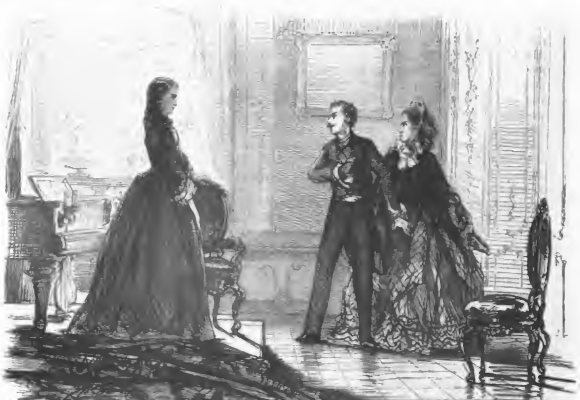
Diese antwortete nicht, Felix blickte sie ungewiß zweifelnd an.

„Ihre Frau Mutter," fuhr Anna fort, „eröffnete mir soeben, daß sie niemals in die von Ihnen gewünschte Verbindung willigen würde, und ich war im Begriff, ihr zu erklären, daß ich von Anfang an entschlossen war, sie zurückzuweisen."

„Signora!" rief Felix außer sich.

Doch jetzt hatte die Gräfin ihre volle Fassung wiedergewonnen. „Felix," sagte sie kalt und streng, „ich hoffe von deiner Ehre, daß du nach dieser Erklärung nicht länger hier verweilst. Ich befehle dir, mich augenblicklich zu begleiten."

„Signora," sagte Felix, kämpfend zwischen seiner Leidenschaft für sie und dem Zorn über ihre beinah verächtliche Abweisung, „ich hoffe noch immer, daß es sich nur um ein Mißverständniß handelt, sonst —"



Anna achtete nicht auf seine Worte, sie wandte sich zu der Gräfin und trat dicht vor sie hin: „Erinnern Sie sich meiner gar nicht mehr, gnädige Frau?"

Zum zweiten Mal standen sich die Beiden gegenüber, zum zweiten Mal begegneten sich diese schwarzen glühenden Augen und dieser kalte scharfe Blick. Damals war es das arme, häßliche, unbedeutende Kind, die Tochter des Handwerkers und der ehemaligen Dienerin, die vor die hochgeborene Gönnerin und Pathe geführt ward, um ihr demüthig die Hand zu küssen; damals fühlten Beide dieselbe Abneigung, denselben unerklärlichen, aber unbezwinglichen Widerwillen gegen einander — jetzt wußten sie, warum sie sich haßten. Jetzt zitterte die Gräfin vor der stolzen, schönen, gefeierten Signora Marani, die das Geschick ihres Sohnes in Händen hielt, die sie zur ersten, aber bittersten Demüthigung ihres Lebens gezwungen, und jetzt blitzte auch die Erinnerung in ihr auf. Sie erkannte diese Augen wieder, von denen sie selbst einmal prophezeit hatte, „man würde Etwas daran erleben", und wenn irgend Etwas ihre Bestürzung vermehren konnte, so war es diese Entdeckung.

Außer Stande, diese stumme Scene zu begreifen, blickte Felix bald seine Mutter, bald Anna an, bis diese sich zu ihm wendete.

„Es thut mir leid, Herr Graf," sagte sie plötzlich in deutscher Sprache, „daß ich den poetischen Nimbus zerstören muß, der die Römerin umgibt, doch der Wahrheit die Ehre. Ihre Frau Mutter hat, wie mir scheint, bereits in Signora Marani Anna Rosner erkannt, die die Ehre hat, ihre Pathe zu sein, und die auch Ihnen nicht ganz fremd ist."

Felix stand wie betäubt. Jetzt erinnerte auch er sich des Kinderstreites, des Auftritts in Olga's Zimmer, und jetzt auf einmal ward ihm die neuliche Scene mit den

Digitized by Google

Roſen klar; die Gräfin aber rief mit mühſam beherrſchter Aufregung und einem Verſuch, verächtliche Kälte in ihren Ton zu legen: „In der That, es gereicht Ihnen zur Ehre, ſo offen zu bekennen, daß Sie nur ein unwürdiges Spiel mit uns getrieben haben!“

Ein finſteres Lächeln glitt über Anna's Antlitz. „Ich

Gösweinſtein. (Siehe S. 278.)

habe nur eine alte Schuld ausgeglichen, Sie, gnädige Frau, aber haben mich, die Ihnen niemals etwas zu Leide gethan, mit dem ganzen verletzenden Hochmuth Ihres Standes behandelt, ohne zu fragen, ob ich auch Empfindung und Stolz beſitze. Sie konnten nicht erwarten, daß jetzt, wo die Vergeltung in meine Hand gelegt war, ich aus Schonung für

Digitized by Google

Sie auf das verzichten würde, was ich mit Ihrem Sohne abzumachen hatte. Sie, Herr Graf, haben mich schon als Kind durch den Uebermuth gekränkt, womit Sie mir mein Eigenthum streitig machten. Sie haben mich als junges Mädchen durch die rohe Zudringlichkeit beleidigt, mit der Sie mich verfolgten. Sie haben mich noch vor Kurzem beschimpft, indem Sie, ohne mich zu kennen, eine Wette eingingen, deren Preis meine Ehre war. — Freilich bieten Sie mir die glänzendste Genugthuung dafür, Ihre Hand und den Rang und Titel einer Gräfin Wartenberg, doch ich verzichte auf diese Ehre, die in meinen Augen den Künstlerruhm nicht aufwiegt. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, gnädige Frau, daß ich niemals auch nur einen Augenblick daran dachte, mich in Ihre Familie zu drängen, und wenn ich es bis zu dieser Begegnung kommen ließ, so geschah es nur, weil ich wünschte, Sie zu überzeugen, daß es noch eine andere Macht als die der Geburt gibt. Jetzt habe ich die Genugthuung erreicht, die ich begehrte — jetzt sind wir quitt!"

Sie verbeugte sich kalt, wendete sich dann rasch ab, und ehe eines von den Beiden ein Wort erwiedern konnte, hatte sie das Zimmer verlassen. —

O. schritt die Allee hinauf, die zu der Villa führte, im Gespräch mit der Excellenz, die ihm begegnet war und das glückliche Zusammentreffen sogleich benützte, um in dieser Begleitung schon heute Morgen der schönen Signora die Aufwartung zu machen. Plötzlich jedoch verstummte O. und die Excellenz wich drei Schritte zurück, öffnete Augen und Mund auf eine ganz unnatürliche Weise und rief mit dem Ausdruck grenzenlosen Erstaunens: „Gräfin Wartenberg!"

Die Gräfin zuckte zusammen, in der Verwirrung hatte sie vergessen, ihren Schleier herabzulassen; das war der letzte Schlag, die Excellenz, die Alles, was sie wußte, gleich den vier Winden preisgab, hatte sie hier bei der Sängerin gesehen! Ganz fassungslos erwiederte sie die Verbeugung der beiden Herren, und krampfhaft den Arm ihres Sohnes ergreifend eilte sie mit ihm davon.

„Oh!" rief die Excellenz noch ganz außer sich, „die Gräfin hier, das ist ja ganz unerhört! Da werden wir wohl in der That der jungen Gräfin Wartenberg gratuliren müssen!"

O. lächelte spöttisch. „Das fürchte ich nicht, Graf Felix sah nicht aus wie ein glücklicher Bräutigam."

Sie traten ihr das Haus; von O.'s Ankunft benachrichtigt erschien Signora Marani, freundlich und liebenswürdig wie immer. Zwar verweigerte sie jede Auskunft über den Besuch, der sie soeben verlassen, und wußte allen Fragen und Anspielungen geschickt auszuweichen, dagegen erfuhr die Excellenz etwas Anderes, was sie anfangs vor lieberraschung verstummen machte und dann in laute Extase ausbrechen ließ, womit sie in der schönen Italienerin eine Landsmännin begrüßte.

Am Abend erzählte man sich im Theater zwei überraschende Neuigkeiten, die sich im ganzen Publikum verbreiteten und am folgenden Tage das allgemeine Stadtgespräch bildeten. Erstens, daß Signora Marani, die man für eine Römerin gehalten, eine Deutsche und zwar die Tochter eines Handwerkers aus der Residenz sei, und zweitens, daß die Gräfin Wartenberg die Bedingung der Sängerin erfüllt und ihr einen Besuch gemacht habe, um den Antrag ihres Sohnes persönlich zu unterstützen, daß diese aber unbewegt geblieben sei und die Hand des jungen Grafen ausgeschlagen habe, weil sie nur ihrer Kunst leben wolle.

(Schluß auf S. 281.)

Aus der fränkischen Schweiz.

Gösweinstein.

(Mit Abbildung auf Seite 277.)

Der am liebsten und häufigsten besuchte Punkt der fränkischen Schweiz ist Gösweinstein, und in der That bietet Gösweinstein selbst und besonders der Weg dahin einen Einblick in alle Reize dieser lieblichen Gegend, so daß wir nicht umhin können, den Leser aufzufordern, uns auf diesem reichlich lohnenden Ausfluge zu begleiten.

Wir wollen die Wanderung von Streitberg aus antreten, das ja gewöhnlich die erste Station ist für den Reisenden, wenn er bei der alten Veste Forchheim die Eisenbahn verlassen hat, um dem Lauf der hellen Wiesent entgegen in die schönen Thalgründe, in die schauerlichen Felsenhöhlen der fränkischen Schweiz einzudringen.

Bei Streitberg fängt dieselbe an; Streitberg bildet die Vorhalle zu dieser lieblichen Gebirgswelt, und es ist nicht zu läugnen, diese Vorhalle macht schon einen so reizenden Eindruck, daß man gerne dort weilt und doch sich auch angezogen fühlt, weiter zu forschen, was hinter diesen vielversprechenden Propyläen liegen mag.

Streitberg selbst ist ein kleines Dörfchen, am Fuße des rechten Bergabhangs hinauf gebaut; vor 20—30 Jahren kamen nur die Musensöhne von Erlangen auf ihren „Spritzfahrten" hieher, um sich hier billig zu vergnügen; jetzt aber ist es ein Kurort, wo sich vom Mai bis October eine fashionable Gesellschaft herumtreibt, um saure Molken zu trinken und süße Lüfte einzuathmen. Die Städte Nürnberg, Bamberg, Bayreuth liefern das stärkste Contingent zu dieser übrigens immer noch sehr gemüthlich zusammenlebenden Badewelt.

Unter dem Dorfe erheben sich auf einer gewaltigen Felsenmasse die Ruinen der Streitburg. Der schönste Weg hinauf zieht sich durch das sogenannte Scheuerthal, das von einer gewaltigen Felsenwand abgeschlossen ist, deren linken Eckpfeiler ein 80 Fuß hoher Felsenkegel bildet, der „große Marktstein", so genannt, weil auf seiner Spitze die ehemalige Grenze zwischen der Markgrafschaft Bayreuth und dem Bisthum Bamberg verzeichnet war; auf der rechten Seite des Wegs, auf halber Höhe des Burgbergs, sehen wir das Wahrzeichen von Streitberg, „den hängenden Felsen", eine unförmliche Dolomitmasse von einigen tausend Centnern Gewicht, die schräg auf einem dünnen Halse ruht und das Ansehen gewährt, als ob sie jeden Augenblick herabfallen wollte. Nach alten Urkunden und Abbildungen droht dieser Sturz schon seit vielen hundert Jahren, nach den Versicherungen der Geologen schon seit vielen tausend

Digitized by Google

Jahren; deßhalb wird die Drohung auch nicht mehr beachtet; hart unter dem hängenden Felsen haben die Streitberger ihre Hütten erbaut. An diesem Felsen vorbei zieht nun der Fußweg auf die Burg, in welche wir durch ein noch ziemlich gut erhaltenes Thor, an dem das brandenburgische Wappen prangt, einziehen. Doch innen ist, mit Ausnahme eines elenden Söldnerhäuschens, Alles Schutt und Trümmerhaufen. Die Burg wurde von den Edlen von Schlüsselberg erbaut, welche vom 12—14. Jahrhundert den größten Theil der fränkischen Schweiz beherrschten und deren Dienstmannen die Streitberge waren. Diese führten offenbar ihren Namen nicht umsonst, denn sie waren ein streitbares und streitsüchtiges Geschlecht, das in beständiger Fehde mit den Nachbarn lebte und die vorbeiziehende Straße von Nürnberg nach Baireuth stets unsicher machte. Im Jahr 1507 verlaufte ein Streitberg die Burg, welche früher unter bambergischer Hoheit gestanden hatte, an Brandenburg-Culmbach; der Bischof von Bamberg fing deßhalb einen Prozeß an, der nach dem gewöhnlichen Gang dieser Prozesse beim Reichskammergericht noch nicht beendet war, als diese Duodezstaätchen selbst ein Ende nahmen. Der letzte Sprosse der Streitberg starb im Jahr 1690 im Elende. Doch scheint sich ihre Streitsucht auch auf die nachmaligen Bewohner der Burg vererbt zu haben. So war besonders gleich der erste Vogt, welchen der Markgraf Kasimir von Baytreuth auf die Streitburg gesetzt hatte, Konrad Schott, ein Raubritter von ächtem Schrot und Korn, der übrigens seine Streitlust schwer büßen mußte. Er hatte einmal einen Nürnberger Kaufherrn im Walde bei Erlenstein niedergeworfen, und nachdem er ihn ausgeplündert, hieb er ihm auf einem Baumstumpf die rechte Hand ab, stieß sie ihm in den Busen und ließ ihn so laufen. Da wandte sich Nürnberg an den schwäbischen Bund, und dieser bedrohte den Markgrafen mit Krieg, wenn er seinen Vogt nicht bestrafe. Der Markgraf ließ den Konrad Schott auf sein Schloß Kadolzburg entbieten und ihm in kurzer Weise den Prozeß machen. „Es ist besser, du stirbst," sprach er zu ihm, „als daß ich und mein Land deinetwegen verderbe," und, heißt es in der Chronik: „hat also der Vogt in der Nacht auf einen Teppich in einem schwarzverhangenen Zimmer niederknieen und den Kopf hergeben müssen." Die Burg selbst blieb übrigens bis zum Jahr 1811 in gutem Stand, und nach alten Bildern und den Ueberresten zu schließen, war sie ein sehr stattliches Gebäude. Sie wurde, nachdem die Gegend bayrisch geworden war, als Getreidespeicher benützt; aber dem in Ebermannstadt residirenden Rentamtmanne war der Weg zu seinen Getreidekästen zu weit; er berichtete, die Burg sei baufällig, und so wurde sie damals auf Abbruch verkauft, wie das das Schicksal noch manches andern alten, interessanten Baues gewesen ist, ehe man das Institut der Landes-Conservatoren erfunden hat.

Die Aussicht von der Streitburg aus ist in jeder Beziehung lohnend. Zu unsern Füßen liegt Streitberg, wir können fast senkrecht unter uns die Kurgäste beobachten, wie sie sich auf dem Platze vor dem Kurhause oder vor der Post herumtreiben. Das Geläute der Heerden, die an den Bergabhängen weiden, und das Rauschen der Mühlräder unten im Thale tönt melodisch herauf zu unserem Sitz auf dem Schutt vergangener Jahrhunderte. Weiterhin erblicken wir thalaufwärts, links von unserem Standpunkte aus, am Horizont zwei über den Bergrand sich erhebende Punkte; das eine das Quekenschloß, eine vielfach durchlöcherte Felsenmasse aus Rauhwacken bestehend, das andere ist der Adlerstein, ein hoher, mit einer Altane versehener Felsen in der Nähe von dem Dorfe Engelhardsberg, welcher eine prachtvolle Aussicht gewährt. Uns gerade gegenüber erhebt sich auf schroffer Klippenwand die Ruine Neideck mit ihrem noch ziemlich hohen, auf den äußersten Rand des Felsens hinausgebauten Wartthurm; derselbe war ehemals fünf Stockwerke hoch; die ganze Burg muß großartig gewesen sein, denn sie enthielt drei weite Höfe. Dort starb 1347 der letzte Ritter aus dem Geschlechte der Schlüsselberg, Konrad, der treue Waffengenosse des Kaisers Ludwig des Bayern. Der hatte sich nach der Sitte jener Zeit allerlei ihm nicht Zukommendes herausgenommen; unter Anderem hatte er am Fuße seiner Burg Neideck eine Mauth angelegt und verlangte von den vorüberziehenden Kaufleuten Zoll. Dagegen erhoben sich der Burggraf von Nürnberg, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und zogen wider den greisen Ritter. Bei der Belagerung des Schlosses traf nun diesen ein Steinwurf aus einer Schleudermaschine und tödtete ihn; er starb in demselben Jahre wie sein Freund der Kaiser Ludwig. Seine Besitzungen fielen in die Hände seiner Feinde, die sich darein theilten; Bamberg erhielt die Neideck. Im Jahr 1553 wurde dieselbe von Streitberg aus im Kriege des wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades gegen den Bischof von Bamberg zerstört und liegt seither in Trümmern. Zu der Zeit, als die Ritterromane Mode waren, gehörte der Roman von Rebmann „Heinrich von Neideck" zu den beliebtesten Erzeugnissen dieser phantastisch verschrobenen Literatur.

Von der Neideck aus wenden wir unsern Blick abwärts in das sich erweiternde Thal, das auf beiden Seiten von nie rigerwerdenden Höhenzügen begleitet ist. In der Mitte ragen die Thürme des Städtchens Ebermannstadt empor, weiterhin zeigt sich Pratsfeld mit seinem Schloß und Kirchrenbach, und drüberhin liegt in duftender Ferne das Rednitzthal.

Doch machen wir uns jetzt auf den Weg, um die Schönheiten der fränkischen Schweiz in der Nähe zu betrachten.

Wir gehen das Wiesenthal aufwärts zunächst nach dem nahegelegenen Muggendorf. Der Weg führt auf lieblichem Wiesenpfade am Fuße der Neideck vorüber. In kleiner Entfernung von Muggendorf liegt links vom Wege ab, von Felsenränden umkränzt, die „stille Wiese", wo der Sage nach Luther im Jahr 1540, als er auf einer Reise zu dem berühmten Nürnberger Theologen Veit Dietrich auf der alten Straße über Mistelgau am Kirchweihfeste in diese Gegend kam, an das lärmende und tanzende Völkchen eine Anrede hielt, worauf tiefe Stille auf dem Volksfestplatze eintrat; daher der Name „stille Wiese". Muggendorf ist ein ziemlich ansehnlicher Marktflecken mit guten Wirthshäusern, in welchen man besonders ausgezeichnete Forellen bekommt. Es liegt in der weitesten Ausdehnung des Thals und hat Raum genug, seine friedlichen und zierlichen Wohnhäuser auszubreiten. Es soll eine wendische Colonie sein, und einzelne Bergspitzen und Bäche führen auch noch wendisch klingende Namen. Auch findet man in der Nähe alte Gräber, aus denen Urnen, Gefäße, Arm- und Ohrringe u. dgl. ausgegraben wurden; der Platz heißt beim Volke heutzutage noch die Heidenstadt. Auch eine Türkei gibt es in dem sonst gut protestantischen Muggendorf; es ist dies eine in früherer Zeit vielfach von den Erlanger Studenten besuchte Kneipe, wo alte Fremdenbücher voll guter und schlechter Witze aufbewahrt werden. Jetzt hält man sich lieber an die am Marktplatz gelegenen Gast-

Digitized by Google

höfe, wo man denn auch Gelegenheit hat, neben den landschaftlichen Schönheiten der Gegend auch die Schönen von Muggendorf zu betrachten, die sich besonders in ihren zierlich gebundenen rothen Kopftüchern nicht übel ausnehmen. Die Hauptmerkwürdigkeit Muggendorfs, welche den Namen dieses kleinen Orts in ganz Europa berühmt gemacht hat, die nahegelegenen Höhlen, wollen wir uns für einen spätern Besuch aufsparen, wir haben jetzt keine Zeit zu unterirdischen Wanderungen, unser Wandel geht dießmal himmelan nach dem etwa zwei Stunden von Muggendorf entfernten Gösweinstein. Der Weg führt durch das immer enger werdende Thal der Wiesent und ist in der That höchst lieblich. Unten am Flusse zeigt sich hie und da als einzige Spur von Cultur und Menschenbesiedlung eine alte schöne Mühle, so z. B. bald hinter Muggendorf die Baumfurtermühle, in deren nächster Nähe die sogenannte Polypenquelle ist. Sie enthält Steinforellen, eine dunklere Art von Forellen, und hat ihren Namen von einem seltenen, äußerst zarten Pflänzchen, das darin wächst, der Froschlaichalge (Batrachospermum maniliforme), welches Pflänzchen man früher für Polypen hielt. Die Felsenwände werden immer schroffer und treten oft so hart an den rauschenden Fluß, daß kaum Raum für den Weg übrig bleibt. Im Herbste sind die untern Abhänge der Thalwände ganz roth durch die hier häufig vorkommende Judenschlütte (Physalis Alkekengi), der ihre hellrothen, aufgeblasenen Kelche ein eigenthümliches Ausehen geben; beim Volk heißt die Pflanze „Güdeubodele“, denn in der fränkischen Schweiz werden die dort in einigen ehemals ritterschaftlichen Dörfern angesiedelten Kinder Israel „Güden“ genannt.

Von einer der Felsenwände, welche das Wiesenthal einschließen, schaut das Schloß Gailenreuth herab, das erst in neuerer Zeit wieder von dem gegenwärtigen Besitzer Freiherrn von Horneck wohnlich eingerichtet worden ist. Ehedem war es auch ein gefürchtetes Raubnest, auf welchem der berüchtigte Eppelein (Apollonius) von Gailingen, „der Nürnberger Feind“, hauste, welcher diesen den bekannten Streich spielte, daß er, als er schon zum Galgen geführt werden sollte, noch um die Gnade bat, diesen letzten Weg auf seinem treuen Pferde, das mit ihm gefangen worden war, machen zu dürfen, und dann, als ihm diese Bitte gewährt wurde, mit demselben über die Mauer und den Burggraben von Nürnberg setzte und entfloh. Doch fingen ihn die Nürnberger später wieder bei Poftbauer, und im Jahr 1381 wurde er von ihnen gerädert.

Von Gailenreuth aus erblickt man schon das Schloß Gösweinstein, und auch der Weg im Thal führt uns nach kurzer Wanderung an unser Ziel.

Wir haben versucht, den wundervollen Anblick, welchen Gösweinstein gewährt, nach einem Bilde aus unserem Skizzenbuche darzustellen. (Siehe Seite 277.)

Im Vordergrunde ist die sogenannte Stampfermühle; sie wird nicht von der hart daran vorbeifließenden Wiesent getrieben, sondern von drei Quellen, wovon zwei in der Stärke eines Bachs ganz in der Nähe aus dem Felsen hervorbrechen, während die dritte aus einem tiefen Loch in der Mitte einer Wiese leise emporsteigt. Zu diese dritte Quelle hat der Müller Forellen eingesetzt und so gewöhnt, daß sie auf den Klang eines Glöckleins leicht aus der blauschimmernden Tiefe heraufeilen, um ihr Futter in Empfang zu nehmen. Poetische Reisende, welchen der Name Stampfermühle nicht recht gefallen hat, haben sie die Dreiquellen-Mühle genannt. Hinter der Mühle erhebt sich auf steiler schwindelnder Höhe das Schloß Gösweinstein, das von unten den Anblick gewährt, als würde es jeden Augenblick von den Klippen in das Thal herabstürzen. — Wir erklimmen im Schweiß unseres Angesichtes den Pfad, welcher unmittelbar hinter der Mühle zwischen Felsen steil aufwärts führt, und finden dann zu unserer Ueberraschung, daß hinter dem Schloß, welches vom Thal aus allein sichtbar war, ein hübscher Marktflecken sich ausbreitet, in dessen Mitte sich eine stattliche doppelthürmige Kirche erhebt. Die Kirche selbst ist im vorigen Jahrthundert erbaut, bietet also natürlich in künstlerischer Beziehung nichts Merkwürdiges dar; sie ist der heil. Dreifaltigkeit geweiht, hat ein wundertätiges Bild, und wird besonders zwischen Himmelfahrt und Pfingsten von zahlreichen Wallfahrern besucht. Auch ein Franziskanerkloster ist auf dieser Höhe, in dessen gastfreundlichen Mauern ich früher öfters eingekehrt bin, um mich an einem Trunk frischen Biers, das diese Mönche damals selbst und zwar gut brauten, zu laben. Damals war der Frater Manfuetus Pförtner, ein feiner, liebenswürdiger Mann, der, nachdem er früher als reisender Kaufmann sich viel und weit in der Welt herumgetrieben hatte, zuletzt hinter den Klostermauern Ruhe suchte für seine Seele und sich ausdrücklich den härtesten Dienst, den Pförtnerdienst, ausgebeten hatte. Auch der Pater Guardian des Klosters war ein freundlicher Mann, der gerne andere Menschen sah und hörte, auch wenn sie keine Tonsur hatten oder nicht einmal ein Kreuz schlagen konnten. Er hatte ein steifes Bein, und seine Brüder flüsterten einem zu, er habe als früherer Offizier ein Duell gehabt wegen einer ziemlich weltlichen Affaire, habe seinen Gegner getödtet, sei selbst aber in's Knie geschossen worden; dieses Unglück habe ihn in's Kloster getrieben. Als ich übrigens das letzte Mal, es ist jetzt freilich nahezu zehn Jahre, an des Klosters Pforte anklopfte, wurde sie mir zwar nicht mit einem Donnerworte aufgethan, aber doch öffnete sie nicht mehr Frater Manfuetus mit seinem freundlichen Lächeln, sondern ein fremdes Gesicht schaute uns ziemlich mißtrauisch, inquisitorisch entgegen. Es war inzwischen eine von Rom aus befohlene Reform der Franziskanerklöster vorgenommen worden; alle frühreren Insassen des Klosters in Gösweinstein waren weithin in fremde Lande zerstreut, und fremde Mönche, man sagte uns zum Theil Italiener, waren dort eingezogen und der neue Guardian hielt eine strenge Clausur.

Wir wollen es nicht wagen, sie zu durchbrechen, sondern eilen lieber hinaus auf das Schloß Gösweinstein, zu welchem man vom Ort aus auf einer überdeckten hölzernen Treppe von 120 Stufen hinansteigt. Das Schloß selbst ist jetzt Sitz eines Rentamts; es soll als Geschenk Friedrich Barbarossa's an Bamberg gekommen sein, das es auf kurze Zeit wahrscheinlich pfandweise den Herren von Schlüsselberg überließ. 1801 gelangte es in Folge des Lüneviller Friedens an Pfalzbayern. Im Schlosse selbst ist lediglich Nichts zu sehen, dagegen bietet die vor dem Schlosse gegen das Thal zu gelegene Altane einen wirklich prachtvollen Anblick dar. Von hier aus sieht man den unseren Adlerstein, weiter rechts den Klaustein, und auch Schloß Pattenstein ist sichtbar. Den schönsten Blick aber hat man im Vordergrunde, oder vielmehr fast unmittelbar zu seinen Füßen; denn hart unter Gösweinstein bei der Beringermühle vereinigen sich vier Thäler, das Gösweinsteinerthal und das Engelhardsbergerthal, beide von der Wiesent bewässert, welche hier einen sehr starken Bogen macht, und dazu kommt dann noch das Ahorn- und das Tüchersfelderthal. Und dieser grüne

Digitized by Google

Digitized by Google

Thalfrieden ist umringt von prächtig bewaldeten, felsengekrönten Bergen; mit Recht sagt daher Ludwig Storch: „Der Gebirgscharakter ist hier zum vollsten Bewußtsein seiner Schönheit gesteigert; auf diesen Ort sind alle Zauber ausgegossen, die ein schwelgendes Auge, ein glühendes Herz in der freien Natur berauschen."

Stanhopea radiosa.

(Taf. 36.)

Unter den Wundergebilden der tropischen Vegetation nehmen die Orchideen eine sehr hervorragende Stellung ein, denn sie vereinigen Alles in sich, was das Auge des Kenners und des Laien sogleich auf sie zieht: eine unvergleichliche Blüthenpracht vieler Gattungen und Arten, herrlichen Wohlgeruch (dessen Gipfelpunkt wohl die auch zu den Orchideen gehörende Vanille bildet), und das eigenthümliche Wachsthum mancher Gattungen, das in einer ganz merkwürdigen Harmonie mit den Formen ihrer Blüthen steht, welche, Schmetterlingen und andern lebenden Geschöpfen täuschend ähnlich, wie diese die Luft zu ihrem Aufenthalt gewählt haben, aus welchem sie gleichsam schwebend auf den im dichten, mysteriös dämmerigen Urwalde befindlichen Wanderer herabblicken, indem die schmarotzenden Pflanzen wie angeklebt an der Rinde großer Bäume sitzen und weitaus in die Luft ihre Wurzeln ausbreiten, um nährende Stoffe und Feuchtigkeit aus derselben einzusaugen. Manche Gattungen bilden ihre Blüthentriebe wie die meisten andern Pflanzen mehr oder minder senkrecht nach Oben, manche bilden einen hübsch geschwungenen, oft ziemlich weit ausgedehnten Bogen, und wieder andere senden ihre Blüthentriebe vom Grunde der Pflanze aus ganz senkrecht nach Unten, die prachtvollste Blüthenquaste bildend. Zu der letzteren Form gehört die auf der beiliegenden Tafel abgebildete Stanhopea radiosa. Diese prachtvolle, köstlich duftende Art ist in Mexiko einheimisch, von wo aus sie in Originalpflanzen nach Europa eingeführt wurde. Die Pflanze selbst bildet, wie überhaupt alle Stanhopeen, eine Art von Knollen, deren jede auf ihrer Spitze ein saftig grünes, großes, gefaltetes Blatt trägt. Der Blüthentrieb entwickelt sich aus der Basis der Knollen und richtet sich, wie schon erwähnt, ganz senkrecht nach Unten. Ueber die Form und Färbung der Blüthen etwas Weiteres zu sagen, wäre bei der sehr gelungenen Abbildung ein Ueberfluß. Die drei uncolorirten Einzelnfiguren zeigen das merkwürdig geformte Centrum der Blüthe, in welchem die Befruchtungswerkzeuge eingeschlossen sind.

Ihrem natürlichen Standorte gemäß dürfen diese Pflanzen nicht in Töpfe und gewöhnliche Erde eingesetzt, sondern müssen an Stücke Holz mit rauher, rissiger Rinde, welche noch mit Moos belegt wird, befestigt werden, um hier wie in der Heimath anwurzeln zu können. Ebenso dürfen sie nicht der vollen Sonne und trockener Luft ausgesetzt, sondern müssen in feuchtwarmem Raume halbschattig gehalten werden, wenn sie üppig gedeihen und blühen sollen.

Beim Besuche größerer Pflanzensammlungen bildet das Orchideenhaus stets einen Hauptanziehungs-, aber auch einen Sehnsuchtspunkt, weil die Meisten der Meinung sind, diese sonderbaren und prachtvollen Pflanzen können nur in solchen besondern Häusern cultivirt werden, was jedoch in neuerer Zeit dadurch widerlegt wurde, daß Privatliebhaber nicht unbedeutende Sammlungen im gewöhnlichen Wohnzimmer, unter Benützung einiger nothwendigen Einrichtungen und sorgsamer Pflege, zu erfreulichstem Gedeihen gebracht haben, und sicher wird es nur noch der genaueren Beobachtung der einzelnen Gattungen und Arten bedürfen, um diejenigen herauszufinden, welche in nicht zu ferner Zeit zu keinen seltenen Bewohnern unserer Wohnungen gehören.

W. Neubert.

Die Sängerin.

Erzählung von Elise Binder.

(Schluß zu S. 278.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die sechs Wochen, die für das Gastspiel der Signora Marani bestimmt waren, gingen rasch dahin, sie blieb nach wie vor der Abgott der Residenz und ihr Aufenthalt dort war ein fortgesetzter Triumph. Dießmal hatte sich O. in seiner Voraussetzung geirrt, daß die Verwandlung der Italienerin in eine Deutsche das Interesse für sie schwächen würde, im Gegentheil, man fand diese Entdeckung so überraschend, so interessant und so schmeichelhaft für die Vaterstadt der berühmten Sängerin, daß der Enthusiasmus nur noch zunahm. Der Umstand, daß die Gräfin Wartenberg mit ihrem Sohne die Residenz verlassen und eine größere Reise angetreten hatte, diente nur dazu, den Gerüchten, die darüber umliefen, noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, und dies hob Anna in der öffentlichen Meinung noch bedeutender. Man begeisterte sich immer mehr für sie; jede neue Rolle, in der sie auftrat, wurde mit neuem Beifall aufgenommen; trotz der schon ziemlich fühlbaren Hitze war an den Abenden, wo sie sang, das Opernhaus bis auf den letzten Platz gefüllt und die Billets nur mit großer Mühe zu erlangen. Jubelnder Empfang bei ihrem Erscheinen, stürmischer Applaus nach jedem Akt und ein Regen von Blumen und Kränzen am Schluß verstanden sich ganz von selbst. Die verschiedensten und glänzendsten Cirkel der Gesellschaft stritten sich um das Vergnügen, sie in ihrer Mitte zu sehen, von allen ward sie mit Auszeichnung und Zuvorkommenheit aufgenommen; in den Stunden, wo sie Besuche empfing, stürmte man fast ihren Salon; sämmtliche Gärten der Stadt wurden geplündert, um ihr täglich das Schönste, was an Blumen zu finden war, zu Füßen zu legen, und wo sie nur erschien, war sie Gegenstand und

Digitized by Google

Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Zeitungen flossen über von Lob und Bewunderung; man machte Gedichte auf sie, widmete ihr Compositionen, brachte ihr Ständchen und focht um ihretwillen Duelle aus, ein förmlicher Taumel schien in die ganze Residenz gefahren zu sein. Anna jedoch war seit den drei Jahren, wo sie der Bühne angehörte, allzusehr an solche Erfolge gewöhnt, als daß sie besonderes Gewicht darauf hätte legen sollen.

Die Versöhnung mit ihrer Familie war eine vollständige. Rosner hatte bereits einige Tage nach ihrer Ankunft all' seinen Verwandten die offizielle Mittheilung gemacht, daß seine älteste Tochter zurückgekehrt sei, daß er das Vergangene vergeben und vergessen habe, und sie bei Gelegenheit eines Familienfestes wieder in den Kreis eingeführt, dem sie vor sechs Jahren entflohen war. Es ist unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den die Entdeckung machte, daß die schöne, glänzende, gefeierte Signora Marani, die von der ganzen Residenz vergöttert ward, die die prachtvolle M.'sche Villa bewohnte und dem Grafen Wartenberg einen Korb gegeben hatte, die verschwundene Anna war. Als man aber erst einmal so weit gekommen war, diese unerhörte Thatsache zu begreifen, verwandelte sich die ganze Familie urplötzlich in leidenschaftliche Kunstenthusiasten, ging noch denselben Abend in das Opernhaus, wo eben die Norma zum zweiten Mal gegeben ward, starrte, staunte, klatschte zuletzt aus Leibeskräften, und kam zurück ganz außer sich vor Entzücken über dies Genie, das in ihrer Mitte aufgewachsen war, von ihr ohne Zweifel die ersten Anregungen zur Kunst empfangen hatte und jetzt von unwiderstehlicher Sympathie getrieben zu ihr zurückkehrte.

Schon Otto war eine Respektsperson geworden, denn man hielt es natürlich für eine ausgezeichnete Ehre, einen Verwandten zu besitzen, der „Herr Baurath" hieß, eine so elegante Wohnung besaß und zuweilen sogar mit Excellenzen verkehrte; doch all' dieser Glanz erlosch jetzt vor dem strahlenden Schimmer, den Anna's Berühmtheit verbreitete. Man hatte selbst gesehen, wie ihr von allen Seiten gehuldigt ward, über ihren Reichthum und die Pracht ihrer Wohnung erzählte man sich die fabelhaftesten Geschichten, und der Umstand, daß es in ihrer Macht gelegen hätte, Gräfin Wartenberg zu werden, hob sie zu einer ganz unerreichbaren Höhe. Schon beim bloßen Hinaufblicken dazu ward den guten Leuten schwindlich und sie zeigten sich einigermaßen verlegen, dieser gefeierten Größe gegenüberzutreten, wie es an Rosners Geburtstag geschah. Es war dies der einzige Tag, an dem sich die Verwandtschaft vollzählig versammelte, denn Otto, der nie eine große Vorliebe dafür gezeigt, hatte mit Ausnahme seiner Schwiegereltern fast gar keinen Umgang mit ihr, und wußte seine Frau und seine Häuslichkeit gleich anfangs vor den sonst so häufigen und unvermeidlichen Besuchen alter Tanten und Basen zu schützen, ohne sich gleichwohl mit diesen zu erzürnen. Dies Fest war fast die einzige Gelegenheit, wo er mit Lina in ihrer Mitte erschien und wo auch Anna das erste und letzte Mal mit ihnen zusammentraf. Welch' ein mächtiger Zauberer der Erfolg ist, davon lieferte dieser Abend einen Beweis.

Vor sechs Jahren, als man zufällig Anna's heimliche Lektüre entdeckte, da fielen all' die Vettern und Basen, die Gevattern und Tanten mit Vorwürfen und Schmähungen über das Mädchen her, da erschöpfte man sich in Bitterkeiten und Strafandrohungen, da überbot Eines das Andere an schrecklichen Prophezeiungen über das schlimme Ende, welches dies „abscheuliche Mädchen" ohne Zweifel nehmen würde. — Jetzt drängte sich Alles mit Complimenten und Schmeicheleien um sie, jetzt konnte man nicht Worte genug finden, um das Entzücken über das Glück auszusprechen, daß man sie zur Familie zählen durfte, jetzt erinnerte man sich mit Rührung, daß doch immer etwas ganz Besonderes an ihr gewesen sei. Damals freilich nannte man es „unausstehlichen Hochmuth", jetzt war es die „Macht des Genies", der sich Alles beugte; und wenn es Anna auch hier um eine Genugthuung für früher erlittene Demüthigungen und Vernachlässigungen zu thun gewesen wäre, so hätte sie mit den Triumphen, die sie jetzt dafür erntete, zufrieden sein können. —

Von Seiten des Hoftheaters wurden die größten Anstrengungen gemacht, Signora Marani für die nächste Wintersaison zu gewinnen; sie schien auch von der Aufnahme in ihrer Vaterstadt vollkommen befriedigt und gewillt, den Wünschen des Publikums nachzugeben. Zwar behielt sie sich die Entscheidung bis zur Beendigung ihres Gastspiels noch vor, traf jedoch verschiedene Anstalten und Einrichtungen in ihrer Wohnung, die auf ein längeres Bleiben schließen ließen, und hatte ihren Eltern bereits halb und halb versprochen, wenigstens den Sommer über hier zu bleiben.

Rosners sonnten sich in dem Glanze ihrer Tochter, und Lina schloß sich wieder mit der ganzen früheren Innigkeit an die Schwester an, zu der sie gleichwohl nur mit schüchterner Bewunderung emporzublicken vermochte. Auch ihre beiden Kinder faßten eine immer größere Neigung zu der Tante; die Kleine jauchzte und streckte ihr die Aermchen entgegen, so oft sie sie erblickte, und Otto hegte eine leidenschaftliche Zärtlichkeit für seine Tante Anna, die ihm bald genug über Eltern und Schwester ging und um die sich all' seine Gedanken und Gespräche drehten. Die beiden Kleinen waren in dem Garten der Villa bald ebenso zu Hause wie in ihrer eigenen Wohnung, es gab heftige Scenen, Thränen und Drohungen fortzulaufen von Seiten des jungen Herrn Otto, wenn er nicht oft genug hinaus durfte, so es kam so weit, daß er eines schönen Tages seinen Eltern mit großer Feierlichkeit erklärte, er würde das nächste Mal gar nicht wiederkommen, sondern bei Tante Anna bleiben. Dieser Vorliebe des Sohnes gegenüber fiel die Abneigung des Vaters nur um so mehr auf. Otto runzelte bei solchem Geplauder des Kleinen oft genug finster die Stirn, äußerte aber niemals etwas darüber und legte überhaupt dem Umgang der Schwestern kein Hinderniß in den Weg. Doch betrat er nie ihre Wohnung, und sie kam nur dann in die seinige, wenn er durch seinen Beruf vom Hause entfernt gehalten wurde, so daß sie einander dort niemals begegneten. Sie trafen sich während der ganzen Zeit nur bisweilen bei Rosners und verkehrten dann in höflich kalter Weise mit einander.

Uebrigens war mit Otto in den letzten Wochen eine Veränderung vorgegangen; er zeigte sich fortwährend verstimmt, launisch, reizbar im höchsten Grade, so daß es all' der Sanftmuth und Nachgiebigkeit Lina's bedurfte, um das geduldig und freundlich zu ertragen, denn gerade in seinem Benehmen gegen sie war er so ungleich und wechselvoll, daß sie nicht wußte, was sie davon denken sollte. Bald schien er sie mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit zu umfassen, die ihm sonst ganz fremd war, und suchte fast ängstlich ihre Nähe, bald wies er ihre Liebkosungen ungeduldig, beinahe rauh zurück, und als ob ihre Gegenwart ihm peinlich sei, brachte er ganze Abende außer dem Hause zu. Seine sonst so heitere, lebensfrohe Laune war einer

Digitized by Google

düstern Verstimmung gewichen, die von Tag zu Tag zunahm, und so sehr er sich bemühte, im Beisein Fremder, besonders wenn er bei den Schwiegereltern mit seiner Schwägerin zusammentraf, munter und liebenswürdig wie sonst zu erscheinen, so wenig Zwang legte er sich in der Häuslichkeit auf. Bald war er unwohl, bald hatte er Unannehmlichkeiten in seinem Berufe, bald sonstige Verdrießlichkeiten, an Vorwänden fehlte es ihm nie, aber sie waren nicht stichhaltig, das fühlte auch Lina, die sich heimlich über diese Veränderung grämte und sich vergebens bemühte, den Grund derselben zu errathen. Sie kannte ihren Otto gar nicht wieder, er war finster gegen sie, launenhaft gegen die Kinder, unzugänglich für seine Freunde, zerstreut bei seinen Arbeiten, Alles schien ihm gleichgültig geworden zu sein. Seine junge Frau that Alles, was in ihren Kräften stand, um ihn zu erheitern und zu zerstreuen, aber ihre Bemühungen machten die Sache nur noch ärger, und ganz rathlos beschloß sie endlich, Anna ihre Noth zu klagen.

Zwischen den beiden Schwestern hatte trotz der gegenseitigen aufrichtigen Liebe doch nie die geringste Vertraulichkeit geherrscht; die ältere war stets zu ernst, zu verschlossen und zurückhaltend, und die jüngere viel zu schüchtern dazu; auch nach Anna's Rückkehr blieb das Verhältniß ziemlich dasselbe. Die schöne, gefeierte Signora Marani war Lina eben so fremd, als das jetzige Auftreten derselben der früheren Anna Rosner. Schien es doch, als habe sie eine Hülle abgeworfen und zeige sich jetzt erst in ihrer wahren Gestalt, so vollständig war ihr ganzes Wesen umgewandelt, und dies reiche, schimmernde und wechselvolle Leben flößte dem stillen, bescheidenen Sinne Lina's mindestens eben so viel Scheu als Bewunderung ein. Doch sie hatte Niemand, dem sie ihre Besorgnisse sonst anvertrauen konnte, die Mutter war nicht im Stande, dergleichen zu begreifen, Freundinnen besaß sie nicht, weil Otto das nicht liebte, so blieb ihr also nur Anna, und das Bedürfniß aller weichen, unselbstständigen Naturen, ihre Sorgen und Leiden mitzutheilen, überwog die Scheu, die sie insgeheim vor der Schwester hegte, deren Charakter dem ihrigen so entgegengesetzt war. Doch trat ihr diese in der letzten Zeit ganz unmerklich näher, denn auch sie schien anders als zur Zeit ihrer Ankunft. Vor Fremden, bei ihren Eltern, besonders in Gegenwart Otto's, war sie noch immer die stolze, feurige Künstlerin, aber Lina und deren Kindern gegenüber zeigte sie sich von einer ganz andern Seite. Es lag dann etwas Weiches, Träumerisches in ihrem Wesen, sie war hier so einfach und anspruchslos, so kindlich, wenn es galt, die Kleinen zu unterhalten, daß Lina sie kaum wieder erkannte und unendlich bedauerte, daß Otto sie nie in solchen Augenblicken sah, er würde dann gewiß sein ungerechtes Vorurtheil aufgeben. Sie konnte aber gar nicht begreifen, warum Anna von Tag zu Tag immer ernster und trüber wurde, es war ja gar kein Grund dazu vorhanden, der gefeierten Signora Marani blieb gewiß kein Wunsch versagt. Anna wollte auch nie ihren Trübsinn zugeben und lachte und scherzte im nächsten Augenblicke darüber, dennoch überraschte sie Lina einigemal in Thränen, und gerade dies war es, was sie der Schwester näher brachte, weil sie selbst bekümmert war.

Die junge Frau faßte sich also in einer Stunde, wo Beide sich allein befanden, ein Herz und vertraute Anna all' ihre Sorgen und Befürchtungen. (S. Bild auf S. 284.) Sie erzählte ihr von der Veränderung in Otto's Wesen, die er niemals eingestehen wollte und die sich doch bei jeder Veranlassung zeigte, sie gerieth immer mehr in's Erzählen und gab der so lange entbehrten Erleichterung sich mitzutheilen im vollsten Maße nach. Anna erfuhr alle kleinen häuslichen Scenen, Alles, was Otto in der letzten Zeit gesagt und gethan, wie oft er die Stirn gerunzelt, wie oft er zerstreut und nachdenklich dagesessen hatte, auch nicht das Kleinste war Lina's Aufmerksamkeit entgangen und sie grämte sich darüber mit all' der Aengstlichkeit einer liebenden Gattin, für die ihr Mann Alles ist.

„Ach!" sagte sie endlich mit Thränen in den Augen, „wir waren so glücklich, aber seit einigen Wochen scheint es, als ob ein böser Geist dazwischen getreten ist, der all' unsere häuslichen Freuden stört und Otto immer mehr von mir und den Kindern entfernt. Wenn ich nur erfahren könnte, was ihm eigentlich fehlt, so wäre ich schon zufrieden, aber ich wage gar nicht mehr zu fragen, denn er weicht mir stets aus und wird jedesmal heftig, wenn ich dringender bitte. Ach, liebe Anna, du weißt und verstehst ja Alles besser als ich, hast du keine Ahnung, was es sein könnte, oder was ich thun muß, damit er wieder heiter wird?"

Anna hatte schweigend zugehört, ohne durch ein Wort oder eine Bemerkung die lange Erzählung zu unterbrechen, sie stützte nur im Lauf derselben das Haupt auf den Arm, so daß die Hand ihr Gesicht beschattete, und bei den letzten Worten stand sie plötzlich auf und trat an das Fenster. Erst nach einigen Minuten wendete sie sich wieder um und sagte leicht, beinahe scherzend: „Beunruhige dich darüber nicht, Linchen. Es ist wahrscheinlich weiter nichts als eine von den gewöhnlichen Launen der Männer, sie wird wohl vorübergehen, und glaube mir, der böse Geist" — hier zuckte es einen Augenblick lang wie gewaltsam unterdrückter Schmerz in ihrem Antlitz — „verschwindet so schnell und spurlos, wie er gekommen ist. — Doch du wolltest mir ja von den Kindern erzählen, was machen sie?"

Lina faß bestrembet und niedergeschlagen da, das war wieder eine jener Gelegenheiten, bei der sie die Schwester nicht begriff. Sie hatte erwartet, daß diese ihr mit innigster Theilnahme, mit Rathschlägen und Trostgründen entgegenkommen würde, und nun behandelte sie die Sache so obenhin, legte ihr so gar keine Wichtigkeit bei. Mühsam bezwang die junge Frau ihre Thränen, und nur halb vermochte sie auf das Gespräch über die Kinder einzugehen, das Anna jetzt rasch und lebhaft einleitete. —

Am folgenden Tage erklärte Signora Marani plötzlich, sie habe den Contrakt mit der Oper in Mailand unterzeichnet, werde den ganzen nächsten Winter dort zubringen und gleich nach ihrem letzten Auftreten abreisen, um sich nach Rom zu begeben. Alles gerieth in Erstaunen und Unwillen über diesen unerwarteten Entschluß und bemühte sich vergebens, irgend einen Grund dafür zu finden. Noch am Vormittag des gestrigen Tages war von ihrem Bleiben als von einer so gut wie ausgemachten Sache die Rede gewesen, sie hatte selbst davon gesprochen, und nun mit einem Mal wollte sie fort!

Ihre Verehrer waren außer sich darüber und ihre Familie gleichfalls. Rosners schalten, Lina weinte, sie Alle erschöpften sich in Bitten und Vorstellungen, doch Anna beharrte jetzt wie immer auf ihrem Willen, ließ die Abschiedsvorstellung feststetzen und traf Anstalten zur Abreise. O. war der Einzige, der keinen Versuch machte, sie zum Bleiben zu bestimmen. Er äußerte, als sie ihm die Nachricht mittheilte, nur: „Es freut mich, daß du einen Entschluß gefaßt hast, dessen Nothwendigkeit ich gleich anfangs einsah!" Damit war diese Angelegenheit zwischen ihnen

Digitized by Google

abgethan und er wies jede Vermittlung bei seiner Schülerin, die man ihm oft genug zumuthete, mit der Bemerkung zurück, er selbst habe ihr gerathen, nach Italien zu gehen. So blieb denn nichts übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen und der Signora Marani beim Abschied zu zeigen, wie ungern man sie verlor. Ihr letztes Auftreten gestaltete sich daher zu einem Triumph, der alle vorhergehenden übertraf, und gerade der Umstand, daß man für's Erste keine Hoffnung hatte, sie wieder zu sehen, und sie wie ein glänzendes Meteor auftauchte und wieder verschwand, entflammte die allgemeine Begeisterung noch mehr. Alles überbot sich wie das erste Mal in leidenschaftlichen Huldigungen, begleitete sie am Schlusse der Vorstellung jubelnd bis zu ihrer Wohnung, brachte ihr ein Ständchen und hätte ihr wahrscheinlich noch mehr Beweise des Enthusiasmus gegeben, den sie Jedem einflößte, aber die Hauptdemonstration sollte erst bei ihrer Abreise stattfinden, die auf den dritten Tag festgesetzt war und wozu man bereits Vorbereitungen traf.

Der Lärm und Jubel des Abends war verstummt, die Menge, die das Ständchen herbeigelockt, hatte sich zerstreut, O. und einige genaue Bekannte der Signora Marani, die sie nach Hause begleitet, waren wieder zur Stadt gefahren, und still und einsam lag die Villa da. Doch trotz der späten Stunde brannte noch Licht im Salon, und in den hinteren Zimmern liefen der Diener und das Kammermädchen geschäftig hin und her, bemüht, eine Menge von Reiseeffekten in Ordnung zu bringen.

(Zu Seite 283.)

Anna stand allein draußen auf der Terrasse, es war in den letzten Tagen des Mai, ein warmer, schöner Abend. Klar schien der Mond herab auf den großen, freien Rasenplatz, auf die dunkeln Häusermassen der Stadt, die sich seitwärts ausdehnte, silbern glänzten seine Strahlen in den dunkeln Fluthen des Stromes, der langsam dahinzog, und hell beleuchtete er die Felder und Wiesen, während die Ferne in einen weißen, schimmernden Nebel zusammenfloß. Balsamisch dufteten die Blumen, leise plätscherte der Springbrunnen, leise rauschte der Nachtwind in den Bäumen und Gebüschen. Anna stand unbeweglich, sie hatte wohl schönere Nächte in Italien gesehen, aber dieser Maiabend — es war ja der letzte in der Heimath, die sie nie wiedersah — deßhalb blickte sie immer wieder hinaus und konnte sich von dem Anblick nicht losreißen. So versunken war sie, daß sie nicht die hohe Männergestalt bemerkte, die jetzt die Allee heranschritt, und fast erschreckt fuhr sie auf, als der Diener die Balkonthür öffnete.

„Herr Waldau wünscht Signora einen Augenblick zu sprechen."

Anna bebte zusammen, es war das erste Mal, daß er ihre Wohnung betrat; mühsam brachte sie die Worte hervor: „Mein Schwager? — jetzt? —"

„Entschuldige, daß ich dich zu dieser Stunde störe," sagte Otto, der jetzt gleichfalls in die Thür trat. „Im Vorbeigehen sah ich noch Licht in deinem Salon und schloß daraus, daß du noch nicht zur Ruhe wärst, und da ich eine Angelegenheit mit dir zu besprechen habe, die keinen Aufschub leidet, so bitte ich dich um die Gefälligkeit, mich jetzt anzuhören."

„Wie du wünschest." Sie fragte nicht, wie er dazukam, jetzt, am späten Abend an ihrer Villa vorbeizugehen, die ganz abseits von der Stadt lag und an der nur die Landstraße vorbei nach den nächsten Dörfern führte; rasch trat sie mit ihm in den erhellten Salon.

„Willst du nicht Platz nehmen?"

„Danke. Ich werde dich nur wenige Minuten aufhalten."

Der Diener schloß die Thür, sie waren allein, zum ersten Mal seit jenem verhängnißvollen Abend vor ihrer Flucht. Das Lampenlicht fiel voll auf das Antlitz Beider, es war kalt und unbeweglich, keine Wimper zuckte, keine Miene veränderte sich, sie vermieden es nur, sich anzublicken. Es entstand eine lange, drückende Pause, Jedes wartete darauf, daß das Andere reden solle, endlich sagte Otto mit einer Stimme, die trotz aller Versuche, sie fest zu machen, doch vor verhaltener Aufregung bebte:

„Ich wollte dich um Auskunft über eine Sache bitten, die ich heute Mittag erfahren habe."

„Gern, wenn ich vermag. Was ist es?"

„Du hast diese Besitzung gekauft?"

„Ja."

„Und in welcher Absicht?"

Digitized by Google

„Ich wünsche sie zu besitzen."

„Wenn du die Stadt und überhaupt Deutschland verlassen willst?"

„Gleichviel, ich habe nun einmal den Wunsch."

„Oder vielmehr, du hast den Wunsch, meiner Frau ein Geschenk damit zu machen."

Anna runzelte die Stirn. „Woher weißt du das?"

„Durch den Justizrath N., der dir die betreffenden Dokumente aufgesetzt hat und den ich heute Mittag sprach. Du hattest wahrscheinlich vergessen, ihm Schweigen darüber aufzuerlegen, denn er setzte voraus, daß ich bereits von der Sache unterrichtet sei."

Sie sah vor sich nieder. „Ich hatte es vergessen, allerdings. Auch konnte ich unmöglich ahnen, daß du ihn gerade heute sprechen würdest, denn morgen hätte es Lina ohnedies erfahren; es ist mir sehr unangenehm, doch gleichviel — hast du Etwas dagegen?"

„Ich wollte dir nur mittheilen, daß ich und meine Frau dir für deine Güte sehr verbunden sind, daß wir aber so verschwenderische und großmüthige Geschenke nicht annehmen können und wollen."

„Wie? Erinnere dich gefälligst, daß die ganze Sache Lina allein betrifft und dich nicht im Geringsten angeht."

„Ich bitte dich, mir die Beurtheilung zu überlassen, wie weit die Sachen, die meine Frau betreffen, mich angehen. Genug, ich danke dir in Lina's Namen für das Geschenk, das sie nicht annehmen wird."

„Hast du mit ihr darüber gesprochen?"

„Nein, aber —"

„Aber sie hat allein darüber zu entscheiden."

„Das werden wir sehen!"

„Du wirst mir hoffentlich nicht verwehren, meiner Schwester ein Geschenk zu machen?"

„Aber ich werde meiner Frau verwehren, dies Geschenk anzunehmen."

„Das kannst du nicht!"

„Nicht?" rief Otto, plötzlich aufflammend. „Meinst du vielleicht, ich wäre nicht Herr in meinem Hause, oder glaubst du, ich müßte mich auch deinen Launen fügen, wie all' die andern Männer, die sich deinetwegen zu Narren machen? Ich sage dir, Lina soll und wird nein sagen."

„Und ich erkläre dir," rief Anna, sich erhebend, „daß ich mich nicht darum kümmere, ob du —" sie hielt inne, denn in diesem Augenblicke begegneten sich ihre Augen. Es sprühte bei Beiden so viel Stolz und Zorn daraus, aber jetzt ging das Alles unter in einem ganz, ganz andern Ausdruck; lange ruhten ihre Blicke ineinander, endlich sagte Anna leise: „Otto, ich reise morgen ab!"

Otto erbleichte. „Morgen schon?"

„Mit Tagesanbruch."

„Ich ahnte es!" sagte er dumpf. „Ich wußte, daß ich dich morgen nicht mehr finden würde."

(Zu Seite 286.)

„Und darum kamst du heute noch?"

Otto antwortete nicht, finster blickte er vor sich nieder, plötzlich aber trat er dicht vor sie hin und flüsterte mit gewaltsam gepreßter Stimme:

„Anna, mußt du fort?"

„Ja," erwiederte sie fest. „Ich muß fort, um Lina's willen, um deinetwillen — und um meinetwillen!" setzte sie kaum hörbar hinzu.

Er hatte mit düsterer Spannung zugehört, bei ihren letzten Worten leuchtete es auf in seinem Antlitz wie ein Strahl von Glück, aber nur einen Augenblick lang, im nächsten legte sich wieder der dunkle Schatten über seine Züge.

„Und du gehst für immer?"

„Ja," war die leise, aber entschiedene Antwort.

„Anna, du versprachst ja —"

„Ich sagte meinen Eltern und Lina, was nothwendig war, um ihnen die Trennung zu erleichtern. Otto! zwischen uns bedarf es keiner Täuschung, du fühlst wohl so gut wie ich, daß ich nicht wiederkommen darf!"

„Glaubst du," fragte er ernst, „ich könnte jemals vergessen, was ich meiner Frau, meinen Kindern schuldig bin?"

Sie lächelte trübe. „Nein, die Gefahr fürchte ich nicht — aber, Otto, wir haben es in den letzten Wochen Beide empfunden, daß es nicht gut für uns ist, einander nahe zu sein."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. „Du hast Recht, es ist nicht gut und wird nicht gut werden, so lange du bleibst."

Digitized by Google

„Darum gehe ich. Wir müssen uns trennen — für immer!“

„Wer trägt die Schuld, daß wir es müssen?“ fragte Otto düster.

Anna wendete sich ab. „Laß das, es ist geschehen. Wir haben Beide freiwillig unsern Lebensweg gewählt, und wenn die Entscheidung nochmals an uns heranträte, wir würden dasselbe wählen. Glaube mir, es ist besser so; Lina ist für dich geschaffen — ich, Otto, ich hätte dich nur unglücklich gemacht und wäre unglücklich geworden an deiner Seite. Du bereust deine Wahl nicht, ich weiß es, so wenig wie ich die meine, laß uns also tragen, was wir tragen müssen.“

„Ja wohl,“ murmelte er bitter, „wir müssen es tragen und scheiden.“

„Und mein Geschenk an Lina?“ hob Anna jetzt wieder an. „Ich weiß, daß es nur eines Wunsches von dir bedarf, um sie zu bestimmen, es auszuschlagen, doch das würde mich schmerzen. Laß sie es annehmen — ich bitte dich!“

Zum ersten Mal bat sie, zum ersten Mal sprach sie zu ihm in jenem weichen, rührenden Tone, der ihr, wenn sie wollte, so zu Gebote stand, und dabei blickte sie ihn an mit jenem Auge, dem noch Keiner widerstanden hatte — er gab nach:

„So mag es denn sein.“ —

Die Trennungsstunde war gekommen, und doch zögerte Jedes, das Abschiedswort auszusprechen. Anna wendete sich nach dem Fenster und kämpfte gewaltsam die hervorbrechenden Thränen nieder, Otto schritt heftig im Zimmer auf und ab, aber plötzlich trat er zu ihr und sagte mit bebender Stimme:

„Anna, ich möchte dich auch um Etwas bitten!“

„Was ist es?“ fragte sie kaum hörbar.

„Dein Gesang war es, der uns trennte, ich habe ihn bisher nur im Theater gehört, in Gegenwart Fremder. Jetzt sind wir allein, laß mich noch einmal deine Stimme hören.“

Sie erhob sich rasch und öffnete die Thür ihres Wohnzimmers, wo der Flügel stand. „Komm’!“

Sie traten in das Gemach, es war nicht erleuchtet, aber die Strahlen des Mondes fielen klar und voll hinein und ein berauschender Duft wehte ihnen entgegen. Draußen vor dem geöffneten Fenster duftete die alte Linde, mit Tausenden und aber Tausenden von Blüthen bedeckt, und rauschte ihnen den Willkommengruß, den Scheidegruß entgegen, und hier, vor dem alten Freunde ihrer Kindheit, dem Zeugen ihrer Spiele, dem letzten, einzigen Ueberreste jener Zeit tönte das Abschiedslied:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.
Wiewohl doch Nichts auf dieser Welt
Dem Herzen auch so sauer fällt,
Als scheiden!

Und hat Gott Liebes dir bescheert,
Und hättst du es recht innig werth,
Das Deine.
Es wird nur kurze Zeit so sein,
Dann läßt es dich so ganz allein,
Dann weine.

So hatte Anna noch nie gesungen. Nicht als sie mit diesem Liede die erste, entscheidende Probe ihres Talents ablegte, nicht als sie zum ersten Mal die begeisterte Huldigung des Publikums empfing, nicht als sie, in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, mit stürmischem Jubel begrüßt ward. Damals war es Stolz, Ehrgeiz, Begeisterung, was sie beseelte — jetzt sang sie das eigne Lied, das Lied vom Scheiden in der Trennungsstunde.

Der Gesang war zu Ende, leise verklang der letzte Ton. Anna faß tief auf die Tasten herabgebeugt, Otto verbarg das Gesicht in den Händen, das Lied, das er einst Empfindelei nannte, hatte sich nur zu sehr an ihm gerächt, jetzt empfand er den ganzen Ernst, die bittere Wahrheit desselben. Sie wußten es Beide, daß es für sie kein Wiedersehen gab, Scheiden hieß die Losung, und Nichts blieb ihnen, als der schmerzliche Trost des Liedes: Dann weine, ja weine!

Stärker rauschte und duftete die Linde vor dem Fenster und flüsterte von der alten Zeit, wo statt der prächtigen Villa mit den Säulen und Terrassen, statt des herrlichen Parks mit den plätschernden Fontainen und dem reichen Blumenflor nur ein Wiesengrund hier lag, mit wildem Gebüsch bewachsen und von uralten Bäumen beschattet; der Spielplatz einer fröhlichen Kinderschaar, die sich frei und lustig dort umhertummelte; wo die Anführer derselben, ein Knabe und ein Mädchen, die es allen Uebrigen zuvorthaten an Wildheit, Kühnheit und Feuer, sich niemals vertragen konnten, sondern sich immer verfolgten und stritten, immer einander höhnten und reizten, und keine Gelegenheit vorübergehen ließen, sich gegenseitig wehe zu thun. Wie oft hatten die Kinder unter dem Lindenbaume ihre Spiele geordnet, ihre Märchen erzählt, ihre Luftschlösser gebaut, aber immer standen sie sich feindlich gegenüber und konnten doch nicht von einander fern bleiben, sie suchten sich auf nur um mit einander zu streiten. Jahre lagen dazwischen, Jahre voll Freud’ und Leid, die Spiele waren vorüber, die Luftschlösser hatten sich verwirklicht, schöner, glänzender als sie je geträumt. Jetzt saßen sie wieder bei einander, zum ersten Mal ohne Streit, zum ersten Mal in Frieden — es war auch das letzte Mal!

Endlich richtete sich Otto empor und trat zu ihr: „Anna!“

Sie sah zu ihm auf, klar beleuchtete der Mond Beider Antlitz. Er beugte sich herab zu ihr und blickte sie lange, lange an, als wollte er sich ihr Bild einprägen, um es auf ewig festzuhalten. Er blickte in ihre Augen, in diese großen dunkeln Augen, die ihn so oft verwirrt, gequält und gepeinigt hatten, jetzt waren sie nicht mehr durch Kälte und Stolz verschleiert, jetzt leuchtete es in ihren Tiefen mit zauberischem Glanze, jetzt begegneten sie den seinigen mit demselben Gefühle, das aus diesen hervorbrach, mit der ganzen Gluth und Innigkeit der Liebe. Es war einer jener Momente, wo Erdenglück und Erdenweh zusammenfließen in ein einziges, unaussprechliches Gefühl, süß und schmerzlich wie kein anderes, wo man ein langentbehrtes, langersehntes Gut nur erreicht, um es in demselben Augenblicke wieder zu verlieren.

„Lebe wohl, Anna!“

„Lebe wohl!“

Er wendete sich nun und ging, ohne ein Wort weiter, ohne einen Blick zurückzuwerfen, die Thür schloß sich hinter ihm, sie war allein. — Klar schien der Mond herab, leise rauschte das Laub, berauschend wehte der Lindenduft durch das Gemach — Anna lag auf den Knieen, das Gesicht in die Kissen des Sopha’s gedrückt, jetzt stürzte der heiße Thränenstrom unaufhaltsam aus ihren Augen; Otto eilte

Digitized by Google

fort, hinein in die dunkelsten Gänge des Parks; sie wußten, sie fühlten Nichts als nur das Eine:

Scheiden, ja Scheiden!

Am andern Morgen ganz früh hielt O.'s Wagen vor der Villa. Er stieg aus und trat in das Haus, an der Thüre des Salons begegnete ihm Anna's Kammermädchen.

„Ich komme eine halbe Stunde früher, als es nothwendig ist, damit wir den Zug nicht etwa versäumen; Signora ist doch schon auf?“ sagte er flüchtig.

„Gewiß!“ erwiederte das Mädchen und setzte leise hinzu: „Ich glaube, Signora ist diese Nacht gar nicht zur Ruhe gegangen, wenigstens hat sie ihr Schlafzimmer nicht betreten.“

O., der im Begriff war vorbeizugehen, stand plötzlich still. „Nicht? Warum nicht?“

„Das weiß ich nicht; Signora schickte mich gestern gegen zwölf Uhr zu Bett und schloß sich dann in ihr Wohnzimmer ein. Heute Morgen fand ich sie noch angekleidet, ich glaube fast sie befindet sich nicht ganz wohl.“

Sie blickte besorgt O. an, der einen Augenblick die Stirn gerunzelt hatte, jetzt aber gelassen sagte: „Das ist wohl möglich, nehmen Sie lieber noch einen Mantel mit in den Wagen, damit die Morgenkühle der Signora nicht schadet. Es ist doch Alles bereit?“

„Alles, Franz ist schon mit dem Gepäck nach dem Bahnhof.“

„Gut!“ Er wendete sich rasch um und ging hinein, an der Thüre ihres Zimmers trat ihm Anna entgegen, in Reisekleidung. Sie war bleich, aber vollkommen gefaßt, und in ruhigem Tone erwiederte sie seine Begrüßung.

„Ich komme etwas früh, um dir Zeit zu lassen, falls du noch nicht fertig bist. Wir haben keine Eile, und wenn du noch irgend Etwas zu thun hast —“

„Nicht doch, ich wartete schon auf Sie. Wir können sogleich fahren.“

O. blickte sie forschend an. „Ich würde dir rathen, heute lieber nicht die ganze Tour zu machen, die du dir vornahmst, sondern nur bis C. zu fahren und dort die Nacht zu bleiben. Du scheinst nicht wohl zu sein, wenigstens siehst du bleich und angegriffen aus.“

„Ich befinde mich vollkommen wohl!“ sagte Anna mit Bestimmtheit.

„Das freut mich. Es wäre freilich kein Wunder, wenn die Aufregung gestern bei deiner Abschiedsvorstellung und nachher der Lärm hier bei dem Ständchen dich ermüdet hätten. Du bist doch hoffentlich gleich zur Ruhe gegangen, nachdem wir abgefahren waren?“

„Nein,“ sagte Anna ruhig. „Ich hatte noch zu schreiben und blieb deßhalb noch eine Weile auf. Sie wissen ja, daß ich den Meinigen nur schriftlich Lebewohl sagen wollte. Hier liegen die Briefe, Sie versprachen mir, die Besorgung zu übernehmen —“

„Gewiß, sobald ich vom Bahnhofe zurückkomme, schicke ich sie hin. Uebrigens wird das Publikum sehr ungehalten sein über deine Idee, so in aller Stille und Heimlichkeit abzureisen, und deine Familie gleichfalls.“

„Ich will uns Allen die peinlichen Abschiedsscenen ersparen, die Eltern und meine Schwester haben sich bereits an den Gedanken der Trennung gewöhnt, sie wird ihnen wie mir leichter werden, wenn sie in dieser Weise geschieht. Auch möchte ich den Aufmerksamkeiten entgehen, womit man mich bei der Abreise zu überhäufen gedenkt.“

„Wie du willst. Aber, Anna, ich bitte dich jetzt ernstlich, fahre heute nicht weiter als bis nach C., und schone dich überhaupt mehr, als du es in der letzten Zeit thatest. Solche Aufregungen, wie du sie in diesen Wochen zum Theil selbst hervorgerufen oder doch genährt hast, müssen auf die Dauer deine Gesundheit und besonders deine Stimme angreifen, bedenke das!“

Anna lächelte trübe. „Fürchten Sie nichts, das ist vorbei. Es ist wahr, ich war in der letzten Zeit etwas — verstimmt, aber jetzt ist das vorüber, für immer.“

O. blickte sie ernst an, aber ruhig und fest begegnete ihr Blick dem seinigen. Schweigend reichte er ihr die Hand.

„Lassen Sie uns gehen,“ nahm Anna wieder das Wort, „es wird Zeit sein.“

Er bot ihr den Arm, sie gingen. Auf der Schwelle blieb sie noch einmal stehen und ließ langsam den Blick durch das Zimmer gleiten, bis er zuletzt auf der alten Linde vor dem Fenster haften blieb, dann ließ sie mit einer schnellen Bewegung den Schleier ihres Reisehutes über das Gesicht fallen und schritt rasch mit ihm hinaus zu dem Wagen. Während der Fahrt wurden nur wenige, gleichgültige Worte gewechselt, denn das Kammermädchen, die auf dem Rücksitze saß, war Zeuge des Gespräches; bald hatten sie den Bahnhof erreicht, und eine halbe Stunde später saß Anna im Waggon. Sie reichte ihrem Lehrer, der vor dem Wagenfenster stand, die Hand zum Abschied.

„Ich sehe Sie also im Herbst wieder?“

„Gewiß. Im September denke ich nach Rom zu kommen, du gehst vor Mitte October nicht nach Mailand, wir treffen uns also bestimmt.“

„Auf Wiedersehen denn!“

„Auf Wiedersehen!“

Das Zeichen ward gegeben, die Wagenreihe setzte sich in Bewegung. Noch einmal grüßte Anna aus dem Fenster, dann ertönte die Glocke zum letzten Mal und dahin brauste der Zug, in die Ferne! nach dem Süden!

„Ich habe mich so sehr deinetwegen geängstigt,“ sagte Lina schüchtern zu ihrem Manne, als dieser zur Frühstückstunde in das Wohnzimmer trat, weil du so spät nach Hause kamst. Ich wußte nicht, wo du warst, und fürchtete, dir könnte ein Unglück zugestoßen sein.“

„Du mußt nicht so ängstlich sein, Linchen. Ich hatte noch spät Abends einen Gang zu thun, der mich länger aufhielt als ich dachte, und um beim Nachhausekommen deinen Schlaf nicht zu stören, ging ich in mein Zimmer hinüber.“

„Ich habe nicht geschlafen,“ erwiederte Lina leise. „Ich lag wachend, bis ich dich kommen hörte, und wäre gern aufgestanden, um zu fragen, ob dir auch nichts fehle, aber du schlossest dich ein —“ sie bemühte sich vergebens, die hervorquellenden Thränen zu unterdrücken.

„Mein liebes Linchen, wer wird über solche Kleinigkeit gleich weinen! Es thut mir leid, daß du dich meinetwegen so geängstigt hast; es soll nicht wieder vorkommen, daß ich fortgehe, ohne dir zu sagen wohin und wann ich wiederkomme, damit du künftig beruhigt bist, aber nur laß die Thränen.“

„Ach!“ sagte Lina entschuldigend, „ich habe auch eben so geweint, weil — — vor einer Viertelstunde erhielt ich einen Brief von Anna. Denke nur, sie ist abgereist, ganz plötzlich, um, wie sie schreibt, uns den Abschied leichter zu machen. Sieh', das hat sie mir geschrieben!“

Digitized by Google

Sie reichte ihm den Brief, er enthielt nur ein kurzes, herzliches Lebewohl, Grüße an die Kinder, und die Bitte, Anna's bisherige Wohnung, die Villa mit der ganzen Einrichtung und dem Park als ihr Eigenthum anzusehen. Das Geschenk war auf eine so warme und dabei so zarte Weise angeboten, daß eine Zurückweisung in der That unmöglich schien. Otto überflog rasch den Inhalt, aber seine Augen blieben auf der Unterschrift haften: „Deine Anna." Unverwandt starrte er darauf hin, bis Lina, die vergeblich eine Aeußerung erwartete, ihn fragte: „Nun, was meinst du dazu?"

Otto legte den Brief zusammen und reichte ihn seiner Frau zurück. „Das sieht ihr ähnlich!" sagte er ruhig. „Du solltest deine Schwester doch genug kennen, um zu wissen, daß Alles, was bei Andern überraschend und unerklärlich wäre, bei ihr nur natürlich ist."

„Mir ist es unbegreiflich!" meinte Lina niedergeschlagen. „Erst entschloß sie sich, zu bleiben, dann mit einem Mal wollte sie fort, und nun reist sie gar ohne Abschied, ohne daß Jemand eine Ahnung davon hat. Was werden die Eltern sagen und all' die Andern!"

„Sie werden sich wohl darein finden müssen."

„Hast du den Brief zu Ende gelesen?" fragte Lina zögernd. „Erlaubst du, daß — daß ich —"

„Du meinst wegen des Geschenkes, das sie dir machen will? Liebes Kind, darüber hast du allein zu entscheiden."

„Ich?" sagte die junge Frau, die nicht gewohnt war, in irgend einer Sache einen eigenen Willen zu haben, und sich vergeblich bemühte, in dem Gesichte ihres Mannes zu lesen, was seine Meinung war, „ich möchte wohl, aber wenn du es nicht wünschest —"

„Ich meinestheils habe Nichts dagegen. Es war schon längst dein Wunsch, ein Landhaus und einen Garten zu besitzen, und den Kindern wird es auch wohl thun, den ganzen Sommer lang im Freien zu sein."

„So darf ich es also annehmen?"

„Ja, und ich rathe dir, möglichst bald mit den Kleinen hinauszuziehen, denn der Sommer macht sich hier in der Stadt schon recht fühlbar, und ich werde in den nächsten Monaten nicht viel freie Stunden für euch übrig haben. Ich werde mich bei der Bewerbung um den Bau der —Kirche betheiligen, und da der Termin zur Einsendung der Entwürfe nur noch kurz ist, so muß ich mich mit dem meinigen beeilen."

„Willst du das wirklich?" fragte Lina besorgt. „Du hattest ja anfangs nicht die Absicht, und es ist gewiß nicht gut, daß du dich jetzt so anstrengst, jetzt, wo du nicht ganz wohl bist."

„Mir fehlt nicht das Mindeste."

„Ach, Otto, das sagst du immer, und doch siehst du heute gerade so bleich aus —"

„Kleinigkeit! das geht vorüber. Ich habe die Nacht nicht ordentlich geschlafen, das ist Alles. Beunruhige dich darüber nicht, Linchen, und rede mir nicht zu, mich bei der Arbeit zu schonen, sie ist mir nothwendig, jetzt mehr als je. Ich habe in der letzten Zeit zu wenig gethan, ich war etwas — verstimmt, aber das ist jetzt vorüber."

„Das gebe Gott!" sagte Lina leise.

„Wo sind die Kinder?" fragte Otto abbrechend.

„Sie wurden eben angekleidet, ich will sogleich nachsehen."

In diesem Augenblicke trat das Mädchen mit den beiden Kindern ein, deren Erscheinen dem Gespräch ein Ende machte und deren Morgengruß heute von beiden Eltern noch zärtlicher als sonst erwiedert wurde. Lina hatte sich niedergesetzt, die Kleine auf dem Schooß, die die Aermchen um den Hals der Mutter schlang, während der Knabe an ihr emporzuklettern versuchte. Schweigend blickte Otto auf die liebliche Gruppe, dann trat er rasch hinzu und legte sanft und innig den Arm um Weib und Kinder. Hell und klar schien die Morgensonne in das schöne, freundliche Gemach, auf das zarte, sanfte Gesicht Lina's, auf die rosigen Wangen der Kinder. — Mondscheinnächte mit berauschendem Lindenduft, mit süßen, zauberischen Liedern und tiefen, unergründlichen Sirenenaugen, die kann man wohl träumen, aber das Leben ist nicht zum Träumen geschaffen, und die Wirklichkeit ist nicht so leer und trostlos, wie man sie immer malt. Sie kann auch heiter und freundlich sein, sie kann beglücken — — wenn man die Träume vergessen kann!

Eisenbahnen in Frankreich.

Nach der Revue Contemporaine gehen täglich auf der nördlichen (Straßburger-), westlichen (Orleans-) und Mittelmeer-Eisenbahnlinie 2130 Züge und legen einen Raum von 192,000 Kilometer zurück; dies macht für das Jahr 777,450 Züge und über 70 Millionen Kilometer. Die Zahl der Passagiere auf diesen Linien betrug von 1850—60 an 310 Mill., und der Verlust an Menschenleben für diese Zeit 44, oder 1 auf 7 Mill. Wo gibt es ein menschliches Unternehmen, wo materielle Kräfte verwendet und so viele Menschen in Mitwirkung gesetzt werden, das nicht mehr Opfer forderte? Im Jahr 1860 kamen z. B. nach statistischen Ausweisen zu Paris mit Fuhrwerken 920 Unglücksfälle vor, wobei 30 Personen den Tod fanden, 579 schwere Verletzungen davontrugen. So hat also die Cirkulation der Fuhrwerke zu Paris in einem Jahre fast eben so viele Todesfälle, als die Cirkulation der französischen Eisenbahnen in zehn Jahren zur Folge gehabt. B—t.

Alpaca's in Australien.

Ein Mr. Ledger hat vor einigen Jahren Alpaca's von Chile nach Australien eingeführt; die Thiere gediehen im Innern vortrefflich und sind jetzt zu einer zahlreichen Heerde angewachsen; schon sind viele Ballen Alpaca-Wolle nach London verschickt worden. B—t.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Schwestern

Digitized by Google

Das verlorene Kind.

Nach Julius Weyde.

(Taf. 37.)

Dieses liebenswürdige Bildchen hat schon bei seiner ersten Ausstellung in Berlin nicht nur durch die correcte Zeichnung und den feinen Farbensinn, mit dem es ausgeführt ist, sondern allermeist durch den anspruchslosen und ungesuchten Ausdruck und seine rührende Naivetät allgemeinen Beifall gefunden, und wurde Seitens eines Kunstvereins zu ansehnlichem Preise erworben. Die Scene ist ächt aus dem Leben gegriffen. Jeder Betrachter weiß sich ähnlicher Auftritte zur Genüge zu erinnern, und man freut sich der glücklichen Auffassungsgabe des Künstlers.

Eine arme Kleine hat den Weg verloren und wird in dieser betrübten Lage von zwei jungen Damen gefunden und getröstet. Die Angst und Verzweiflung, die sich eines verirrten Kindes bemächtigt, scheint durch freundliche Zusprache etwas gemildert, wenn auch dieselbe fast nur durch ein wiederholtes „Ich will eben zu meiner Mutter!" erwiedert werden sollte. Eine der beiden Damen, die den Kummer, der ein zartes Herz erfassen kann, zu kennen scheint, hat sich zu der Kleinen niedergelassen, sie theilnehmend an der Hand genommen und verspricht ihr nun wohl, daß sie ganz gewiß und recht bald die Ihrigen wiederfinden werde. Es ist jedoch Abend und das Kind kann sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, eine Nacht unter fremden Leuten zubringen zu müssen. Gewiß werden die Damen nöthigenfalls das Gastrecht üben; alle Güte jedoch, die sie ihrem kleinen Gaste erweisen, wird diesen nicht vollständig zu trösten vermögen, und je größer die Pracht und der Ueberfluß ist, worein sich die Kleine versetzt sieht, desto lebhafter sehnt sie sich nach der dürftigen Heimath zurück.

Julius Weyde ist 1822 zu Berlin geboren und in der Akademie daselbst gebildet worden. Die Wahrheit des Ausdrucks seiner fleißigen und sorgfältigen Darstellungen und seine Leistungen in Zeichnung und Farbe überhaupt sind von allen Kennern anerkannt worden. Besonders geschätzt sind Weyde's Schilderungen von Land und Leuten in Italien, seine malerischen Ansichten römischer Bauten und seine Kostümbilder, von welchen wir das Mädchen von Pola im Album des Berliner Künstlervereins, seine Tabulettkrämerin, sein Gasthaus bei Triest und seine Bäuerinnen aus der Umgegend von Spezzia anführen.

C. S.

Gustav Adolph in Nürnberg.

Es war im Jahr 1632, also im vierzehnten Jahre jenes unseligen Krieges, den man den dreißigjährigen nennt. Der deutsche Kaiser hatte soeben den hochberühmten Kriegsfürsten Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, unter den drückendsten Bedingungen — denn die Noth zwang ihn dazu — zu seinem Generalissimus ernannt, und diesem außerordentlichen Manne war es gelungen, binnen ganz kurzer Zeit ein mächtiges Kriegsheer von mehr als sechzigtausend Mann auf die Beine zu bringen. Mit dieser Armee nun zog der Friedländer, nachdem er sich Böhmen vollständig unterworfen, gegen Süddeutschland heran und gedachte sich desselben mit Leichtigkeit zu bemächtigen, denn der oberste Heerführer der Protestanten, König Gustav Adolph von Schweden, dessen Heer durch den Krieg bedeutend geschwächt worden war, konnte ihm damals nur zwanzigtausend Mann entgegenstellen. Lustig ging's also vorwärts, die Oberpfalz hinunter der Donau zu, woselbst Gustav Adolph stand, und überall bezeichneten brennende Dörfer und Städte den Weg, welchen der kaiserliche Oberfeldherr genommen.

Allein nicht blos darum war es dem Letzteren zu thun, den tapfern Schwedenkönig zu vernichten, sondern noch mehr darum, die reiche und große Stadt Nürnberg zu nehmen, um ihr dasselbe Schicksal zu bereiten, welches vordem der grausame Tilly der Stadt Magdeburg bereitet hatte, und gewißlich wäre dies die einträglichste Eroberung gewesen, welche nur je hätte gemacht werden können. Ja nicht blos merkwürdig einträglich wäre diese Eroberung gewesen, sondern auch äußerst wichtig in politischer Beziehung, indem jene herrliche Stadt als das Hauptbollwerk der Protestanten in ganz Süddeutschland angesehen werden mußte! Somit wandte sich Wallenstein auf seinem Zuge nach der Donau urplötzlich rechts, ließ Regensburg da liegen, wo es lag, und erschien am 18. Juni in Neumarkt, welches nur noch wenige Stunden von Nürnberg entfernt ist. Dort musterte er sein Heer, das inzwischen noch täglich Zuzug erhalten hatte, und siehe da, es zählte 300 Cornet Reiter, jedes Cornet zu 80 Mann, und 200 Compagnien zu Fuß, die Compagnie zu 250 Mann, nebst einem Artilleriepark von 80 großen Kanonen. Das war für die damalige Zeit eine furchtbare Macht, und man wird es also dem Friedländer kaum verübeln können, wenn er beim Anblick dieser seiner prächtig ausgerüsteten Truppen stolz ausrief: „Nun soll es sich innerhalb vier Tagen zeigen, wer von uns Beiden Herr ist in Deutschland, ich oder der Schwede!"

Inzwischen überzeugte sich Gustav Adolph gar bald, mit welchen Absichten der Wallenstein umgehe, und demgemäß marschirte er eiligst auf Nürnberg zu. Eine offene Feldschlacht, das wußte er wohl, konnte er gegen seinen Gegner nicht wagen, weil dieser ihm um's Dreifache überlegen war, dagegen aber mußte die besagte Reichsstadt um jeden Preis gerettet werden, und überdem gebot ihm seine eigene Sicherheit, sofort auf so lange eine feste Stellung einzunehmen, bis er von seinen übrigen in Deutschland zerstreuten Truppen so viele an sich gezogen haben würde, daß er dem Friedländer die Spitze bieten konnte. Eine Tagreise von Nürnberg entfernt, ritt er also seinem Heere voraus, versammelte, nachdem er am 17. Juni Abends in der Stadt angekommen war, augenblicklich den hohen Magistrat auf dem Rathhause, und eröffnete diesem, daß er sein Gut und sein Blut an die Vertheidigung Nürnbergs wagen wolle. Um dieses übrigens bewerkstelligen zu können, müsse rings um die Stadt herum ein stark befestigtes Lager mit Schanzen, Gräben und sonstigen Fortifikationen

Digitized by Google

angelegt werden, und da hier die größte Eile noththue, so habe natürlich die gesammte Einwohnerschaft ohne irgend eine Ausnahme mitzuhelfen. Nicht minder müßten in aller Eile Vorräthe, so viel man deren auftreiben könnte, ohne Schonung des Geldbeutels herbeigeschafft werden, und ebensowenig dürfe der Stadtrath etwas dagegen haben, wenn im Interesse der Vertheidigung ganze Häuserreihen der entfernteren Vorstädte abgerissen würden. Kurz also, Gustav Adolph verlangte große Opfer von der Stadt, allein er hätte noch weit mehr verlangen dürfen, so wären die Nürnberger doch mit größter Bereitwilligkeit darauf eingegangen. Das furchtbare Schicksal Magdeburgs drückte gar schwer auf ihre Gemüther, und daß es der Friedländer nicht besser mit ihnen im Sinne habe, davon durften sie fest überzeugt sein! Deßwegen sagten sie nicht blos Alles freudigst zu, was der König von ihnen begehrte, sondern sie hielten auch, was sie versprachen, und gleich am andern Morgen arbeiteten ihrer Zehntausende an den Schanzen und Gräben, so daß das Werk innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden ganz überraschend schnell gefördert wurde. Inzwischen rückten die Truppen des Königs zum Theil schon am 19. Juni vor der Stadt an, und da dieselben natürlich sogleich an der Arbeit mithalfen, so gelang es, die Befestigungen in kürzester Zeit vollständig herzustellen. Ja am Ende des Monats Juni konnte sich der König sagen, daß er ein Lager geschaffen habe, welches beinahe unangreifbar sei, und daß also sein großer Endzweck: „Schutz der Stadt Nürnberg“ wohl erreicht werden würde!

Und in der That — man mußte staunen, wenn man das Werk betrachtete. In einem ungeheuren Kreise, der wohl eine Länge von zwei Stunden hatte, zogen sich die Schanzen rings um Nürnberg herum, und diese Schanzen umgab wieder ein 12 Schuh breiter, sowie 8 Schuh tiefer Graben; an den Eingängen in die Schanzen aber, sowie an den Brücken, welche über die Pegnitz (diese fließt bekanntlich durch Nürnberg) geschlagen werden mußten, hatte man sogenannte Halbmonde oder Hornwerke errichtet, die — wie auch die Schanzen selbst — dicht mit Kanonen bespickt wurden. So konnte man einem etwaigen Sturme getrost entgegensehen, insbesondere da auch die Bürger Nürnbergs zu den Waffen griffen, um dem Heere Gustav Adolphs in der Vertheidigung ihrer Wälle beizustehen. Ja sogar vor einer langen Belagerung hatte man sich nicht zu fürchten, denn von einem hohen Magistrat war noch zu rechter Zeit so viel Korn in die Stadt geschafft worden, daß man fast auf ein ganzes Jahr damit ausreichen konnte, wenn man sparsam damit umging. Freilich — schlimmer sah es mit dem Heu und Haber für die Rosse, sowie überhaupt mit den Futtervorräthen aus, und da sich große Massen von Landvolk aus den der Stadt zunächst gelegenen Dörfern mit allen ihren Habseligkeiten, absonderlich auch ihrem Vieh, nach Nürnberg geflüchtet hatten, um allda vor der Wuth des Feindes Schutz zu suchen, so war vorauszusehen, daß in dieser Beziehung der Mangel nicht ausbleiben werde. Dessenungeachtet war die Stimmung sowohl im Lager als in der Stadt eine äußerst gehobene, und Jedermann sah voll Vertrauen zu dem Helden Gustav Adolph auf, wie denn dies schon aus dem Liede, das man damals alle Tage von den Bürgern singen hören konnte, ganz deutlich ersichtlich ist. Es heißt in diesem Liede:

„Nürnberg, des Reiches Zier auserkoren —
Der Feind hat dir den Tod geschworen,
Doch Gott sich gnädig zu dir wendt,
Aus Schweden dir einen Vater sendt,
Der für dich unter dem Himmelssaal
Wacht mit aller seiner Heldenzahl.
Drum hilf, daß ihnen nichts gebricht,
Ihr Wohlstand dein' Erlösung ist.
Gern Magdeburg jetzt Alles thät,
Wenn nicht nach Schad' der Rath zu spät.“

Also stand es im Lager der Schwedischen, sowie in der Stadt Nürnberg selbst; allein was that denn inzwischen der Friedländer? Legte er ganz ruhig die Hände in den Schooß und ließ den Gustav Adolph machen, was er wollte? Man sollte es fast vermuthen, weil der Schwedenkönig alle seine Verschanzungen fertig bringen konnte, ohne je angegriffen worden zu sein; aber die Sache verhielt sich doch anders und Wallenstein blieb keinen Augenblick lang müssig. Nur ging er, wie er gewohnt war, mit äußerster Vorsicht zu Werke, und alle seine Schritte zeugen davon, daß er nicht sowohl durch Ueberraschung, Kühnheit und Gewalt, als vielmehr durch Klugheit, List und Ausdauer zum Ziele zu gelangen hoffte. Auch erreichte er in der That schon gleich im Anfang mehrere nicht geringe Vortheile, und die Hälfte von Europa, welches natürlich mit ungeheurer Aufmerksamkeit nach den Vorgängen von Nürnberg hinsah, zweifelte nicht daran, daß er schließlich die Oberhand behalten werde. Kaum nämlich hatte Gustav Adolph die ersten Schanzen seines Lagers fertig, so sandte er seinen Liebling, den Obersten Taupadel, mit einem starken Haufen Reiterei gegen Neumarkt hin, um da die Bewegungen des Friedländers zu überwachen; der Taupadel aber ließ sich dazu verleiten, ein ihm entgegengeschicktes Geschwader Kroaten, das sich schnellstens von ihm schlagen ließ, gar hitzig zu verfolgen, und fiel nun in einen Hinterhalt, dem er, so tapfer er sich auch wehrte, doch in die Länge nicht zu widerstehen vermochte. Im Gegentheil wurden die Meisten seiner Leute niedergemacht, und er selbst mußte sich, nachdem er eine schwere Wunde erhalten, mit dem Reste seines Corps gefangen geben, so daß auch nicht Einer von ihnen Allen nach Nürnberg zurückkam, um das große Unglück zu verkünden. Darüber war nun, wie man sich wohl denken kann, großer Jubel im Wallenstein'schen Heere, und der Feldherr selbst beschloß, den Augenblick zu nützen, um dem Feinde näher auf den Leib zu rücken. Alsobald brach er daher mit allen seinen Scharen von Neumarkt auf, ging bei Schwabach über die Rednitz, welche ein starker Nebenfluß der Pegnitz ist, zog dann am linken Ufer des Flusses hinab und schlug endlich auf den schroffen Anhöhen über dem Thale zwischen den Dörfern Stein und Dombach, in einer Entfernung von etwa dreiviertel Stunden von Nürnberg, ein Lager. Dieses ließ er sogleich überaus stark mit Schanzen aller Art befestigen, was bei der ausgezeichneten Lage, die er gewählt hatte, ganz und gar nicht schwer war, und nun konnte er in der größten Gemüthsruhe auf Nürnberg und das Schwedenlager hinabsehen, denn obwohl sich zwischen ihm und dem Feinde nur der Rednitzfluß nebst der schmalen Thalebene befand, so durfte er doch vor jedem Angriffe ganz sicher sein. Gustav Adolph war ja viel schwächer, und man hätte es also Wahnsinn nennen müssen, wenn derselbe einen Sturm die Anhöhen herauf gewagt haben würde! Doch hierin lag noch nicht einmal der Hauptvortheil des Wallenstein'schen Lagers, sondern ein weit größerer Werth war darin zu suchen, daß sich Gustav Adolph nunmehr von allen Zuführen und Zuzügen von Schwaben und Bayern her abgeschnitten sah. Freilich die nördliche und östliche Seite, also die nach Bamberg und Würzburg, blieb ihm offen; aber diese durch leichte Reiterei, an welcher

Digitized by Google

Wallenstein einen großen Ueberfluß hatte, ebenfalls abzusperren, konnte nicht allzu schwer fallen, und wenn dies gelang, so mußte sich Nürnberg mit allen seinen Vertheidigern nothwendigerweise mit der Zeit, wenn der Proviant zu Ende ging, auf Gnade und Ungnade übergeben. So fpekulirte der Friedländer, und ebendeßwegen fiel es ihm gar nicht ein, das schwedische Lager auch nur ein einziges Mal ernsthaft anzugreifen, denn wozu sollte er denn so viel Blut und Kraft auf eine Sache verwenden, die ihm ja doch schließlich so zu sagen umsonst zufallen mußte?

Viele Tage und Wochen standen sich nun die beiden Heere gegenüber, ohne daß etwas Abfonderliches geschehen wäre. Natürlich — der Wallenstein wollte nicht und Gustav Adolph konnte nicht! An eine eigentliche Ruhe darf man aber deßwegen doch nicht denken, indem Jeder dem Andern so viel als möglich zu schaden suchte und ebendeßwegen fast tagtäglich kleine Scharmützel vorfielen, in welchen bald dieser, bald jener den Vorrang erstritt. Ueberdieß verabsäumte es Gustav Adolph nicht, allüberall hin Boten auszusenden, um die protestantischen Fürsten, sowie seine Generale, die an andern Orten Deutschlands standen, aufzufordern, so schnell als möglich und mit so viel Macht als thunlich zu ihm zu stoßen; umgekehrt aber suchte Wallenstein alle Zuzüge, sowie alle Zufuhren in's schwedische Lager abzuschneiden, und seine Kroaten, die wilden Burschc, streiften deßhalb das ganze Land auf und ab. Da gab's denn viele böse und schlimme Tage für die Umgebung Nürnbergs, und es wurde, wie sich eine alte Chronik ausdrückt, „dem ganzen Land und dessen Inwohnern daherumb mit Zünden, Rauben, Plünderen und anderem Ungemach ein ganz unglaubliicher Schaden und Ueberdrang zugefüget, weßwegen auch überall eine große Theuerung nebst Hunger und Seuchen entstand". Man weiß ja, wie es der Friedländer zu halten pflegte! Auf den Dienst und auf die genaue Befolgung seiner Befehle hielt er strengstens, und der Soldat, der nicht seine Pflicht als tapferer und gehorsamer Krieger that, durfte auf äußerste Bestrafung rechnen; dagegen aber gestattete der Feldherr in allem Anderen die größte Ungebundenheit, und sogar den schlimmsten Leidenschaften ließ er, was man sagt, die Zügel schießen; Leben und Eigenthum der Einwohner in den Ländern, die er durchzog, wurde der Willkür der Soldateska — also der Offiziere wie der gemeinen Soldaten — überlassen, und selbst Bischöfe, Grafen und Fürsten mußten sich eine solche Behandlung gefallen lassen. Daß aber Bürger und Bauern ohnehin nach Herzenslust gehudelt und geschunden wurden, versteht sich von selbst, und ebensowenig kannten die Friedländischen irgend eine Schonung gegen Frauen oder Jungfrauen. In der That — es war eine grausige Wirthschaft, wo der Wallenstein mit seinen Schaaren einfiel, und einen großen Theil der schrecklichen Verwüstung, die unser Vaterland im dreißigjährigen Kriege zu erdulden hatte, verdankt man nur allein ihm! Da hielt denn doch Gustav Adolph eine andere Mannzucht, und so lange er lebte, durften seine Schweden keinerlei Art von Excessen begehen. „In Freundesland" — das waren seine Grundsätze — „muß man die Einwohner ohnehin wie Brüder behandeln, das eroberte feindliche Land aber gehört mit dem Tage der Eroberung zu Schweden, und seine Bewohner müssen deßhalb wie schwedische Unterthanen angesehen und behandelt werden." Das war edel und christlich gedacht, und ganz Europa staunte auch deßhalb den nordischen Helden an; allein die Durchführung seiner vortrefflichen Grundsätze machte ihm doch oft große Schwierigkeiten, und diese Erfahrung sollte er insbesondere auch in dem Lager vor Nürnberg machen.

Man wird sich nämlich wohl denken können, daß die Soldaten, welche unter Gustav Adolph dienten, nicht lauter schwedische Landeskinder waren, oder vielmehr, daß nur der geringere Theil derselben in Schweden das Licht der Welt erblickt hatte. Dieses Land litt eben damals (wie auch jetzt noch) an großer Entvölkerung, und es wurde also seinem König nicht möglich, daselbst eine große Armee auf die Beine zu bringen, sondern er sah sich in dieser Beziehung auf Deutschland angewiesen, wo es alte und junge Söldner im Ueberflusse gab. Anfangs nun war er in diesen seinen Anwerbungen sehr wählerisch und ausschweifende Burschc wurden sogleich wieder fortgejagt, damit der Geist seiner einheimischen Truppen, welche sämmtlich ganz vorzüglich disciplinirt waren, gar nie in Gefahr käme, angesteckt zu werden. Nach und nach jedoch zwang ihn die Noth, seine heillen Ansichten etwas zu modificiren, denn der Krieg verschlang eine Masse von Leuten, und überdieß wurden die Ueberlebenden durch die lange Kriegsgewohnheit mit Nothwendigkeit gegen Menschenleben gleichgültig, so daß es mit der Zeit keine anderen als ziemlich verwilderte Soldaten mehr gab. Doch auch jetzt noch versäumte es Gustav Adolph nie, den fremden, in Deutschland geworbenen Truppentheilen seines Heeres die regelmäßige und von der vortrefflichsten Zucht zeugende Aufführung seiner schwedischen Veteranen als Vorbild vorzuhalten, um so den Wetteifer und den Nachahmungstrieb zu wecken. Auch gelang ihm dies nicht selten, besonders beim gemeinen Mann, allein als er nach den Schlachten bei Breitenbach und am Lech, die besonders für die Offiziere sehr mörderisch ausfielen, sich in die Lage versetzt sah, eine Menge von deutschen Adeligen in seinem Heere anzustellen, da wankte bald die alte Ordnung in seinem Heere und er mußte sich zu seiner tiefsten Betrübniß gestehen, daß viele seiner Leute, ja sogar sehr viele, nicht mehr werth seien als die wallensteinischen Truppen. Wohl ließ er es an Tadel und Mahnungen nicht fehlen und selbst Drohungen der schärfsten Art fügte er hie und da bei, während umgekehrt die Geordneten und Mannzucht Haltenden mit Lobsprüchen und Geldbelohnungen beehrt wurden; aber — was half es? Die angeworbenen, also nicht schwedischen Truppentheile — Menschen, die oft schon unter drei, vier verschiedenen Feldherren gedient hatten und aus aller Herren Ländern zusammengelesen waren — wollten es nicht schlimmer haben wie die Friedländischen, und insbesondere wollten die adeligen Offiziere so fortleben, wie sie es bisher gewohnt gewesen waren, das heißt mit andern Worten, sie wollten das Recht haben, eben so furchtbar zügellos zu hausen, wie die Offiziere im entgegengesetzten Feldlager hausen durften. Das war ein schlimmer Geist, der sich da breit machte, und leider fand dieser Geist gerade im Lager vor Nürnberg nur zu viel Unterschleif und Nahrung! Man muß nämlich wissen, daß sich daselbst schon nach wenigen Wochen ein gewisser Mangel, verbunden mit einer fast außerordentlichen Theurung vieler zum täglichen Bedarf gehörigen Gegenstände, einstellte, und wo in aller Welt hätte sich ein Soldat, besonders ein durch langen Krieg verwilderter, in einem solchen Falle je abhalten lassen, sich durch feine eigene Faust zu helfen? Freilich lag durch die Fürsorge des Magistrats der Stadt (wie ich schon früher bemerkte) Korn in solcher Menge aufgehäuft, daß man erwarten durfte, der Vorrath werde auf ein ganzes Jahr reichen, aber leider fehlte es an der gehörigen Anzahl von Mühlen, um so viel Mehl

Digitized by Google

zu bekommen, als man täglich zum Brodbacken nöthig hatte. Ueberdieß wurde der Wein nebst dem Getränke überhaupt bald sehr rar, und Eier, Butter, sowie eine Menge von andern Dingen stiegen ohnehin auf eine enorme Höhe; Futter für das Vieh aber und Fourage für die Pferde konnte man kaum mehr auftreiben. Gustav Adolph suchte nun allerdings zu helfen, wo und wie es nur irgend ging, und namentlich sorgte er dafür, daß alle Tage fünfsigtausend Pfund Commisbrod in's Lager kamen, sowie er auch fast täglich Streifcorps aussandte, um Fourage und Proviant von außen zu holen. Aber — das Brod allein wollte den Soldaten nicht genügen, und ein Theil von ihnen fing also an, sich das Fehlende, sei's durch heimliche List, sei's durch offene Gewalt, bei den Nürnberger Bürgern oder den Bauern, die in die Stadt geflüchtet waren, zu holen. Dies wirkte gleichsam ansteckend, und in Kurzem griff das Uebel wie eine pestartige Krankheit so um sich, daß das Rauben und Plündern so zu sagen etwas Alltägliches wurde. Kein Vermöglicher, oder vielmehr Keiner, der etwas besaß, konnte sich also mehr sicher fühlen, sondern mußte jeden Augenblick gewärtig sein, einen diebischen Besuch zu bekommen. Ja noch weit schlimmere Thaten wurden von der Soldateska verübt, und Viele schreckten sogar vor Mord und Brandstiftung nicht zurück! Wenn es nun aber in Nürnberg selbst so zuging, wie werden erst die ausgesandten Streifcorps im Lande außen gehaust haben! „Die thaten," so schreibt hierüber eine alte Chronik, „wo sie hinkamen, insbesondere in der Oberpfalz an den Inwohnern die gröbsten Excesse und machten es im Rauben und Plündern, in der Gewalt an Frauen und Jungfrauen, im Niederschießen, Brandlegen und Anderem fast noch ärger als der Feind selbst." Mit Einem Worte also, die Armee Gustav Adolphs war auf dem Punkte, gerade eben so zügellos zu werden, wie die Friedländische, und nichts schien sie mehr von diesem ihrem Sturze in den Abgrund abhalten zu können!

Und dennoch geschah es, aber auch nur ein Gustav Adolph war fähig dazu. Sowie ihm nämlich von verschiedenen Seiten und fast täglich Meldungen zukamen, daß die Soldaten sich da und dort die gröbsten Ausschweifungen erlaubten und daß die Offiziere sich solchem schändlichen Treiben nicht nur nicht mit dem Säbel in der Faust widersetzten, sondern den Soldaten vielmehr meistens mit schlimmem Beispiel vorangingen, beschloß er auf alle Gefahr, selbst auf die einer offenen Empörung hin, das Uebel an seiner Wurzel zu packen und bei der nächsten Gelegenheit ein recht in die Augen fallendes Exempel zu statuiren. Nun befand er sich eines Morgens — es war am Feiertage Petri und Pauli — eben auf dem Rathhause zu Nürnberg, um seinem Geheimschreiber und Vertrauten Chemnitz verschiedene Aufträge zu ertheilen, als plötzlich auf der Straße ein großer Tumult entstand und gleich darauf mitten durch die Wachen hindurch eine Bürgersfrau mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm in das Zimmer stürzte, um sich hülfeflehend dem Könige zu Füßen zu werfen. Die Frau war jung und schön, aber ihre Gesichtszüge wurden im gegenwärtigen Augenblicke durch die furchtbarste Angst verzerrt, und eben diese Angst machte sogar, daß sie lediglich kein Wort hervorbringen konnte, sondern nur ihre Hände flehend gegen den Monarchen ausstreckte. Inzwischen vermehrte sich der Lärm auf der Straße, und man hörte zugleich, wie eine große Masse von Bewaffneten die Rathhaustreppe heraufstürmte. Nun winkte der König seinem Geheimschreiber, daß er nachsehe, was es gebe; allein ehe dieser noch seinen Platz verlassen hatte, ward die Thür aufgerissen, und es traten sofort Einige von der Leibwache Gustav Adolphs herein, einen Gefangenen in ihrer Mitte führend. Dieser übrigens, wie sich's sogleich herausstellte, ein Wachtmeister von den deutschen Kürassieren, sah keineswegs wie ein Schuldbewußter, sondern vielmehr wild und trotzig drein, und sogar die Gegenwart des Königs schien durchaus keinen niederschlagenden Eindruck auf ihn zu machen.

„Was gibt's?" rief jetzt der König. „Was will die Frau und warum hat man den Kürassier gefangen genommen?"

„Ich geb' keine Antwort, bis man meine gebundenen Hände wieder frei gemacht hat," schrie der Gefangene, „und wenn dies nicht gleich geschieht, so werden Euch meine Kameraden zeigen, was rechtens ist im Kriege."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, haltet ihn fest," jammerte dagegen die Frau, die bei dem Anblick des Gefangenen auf einmal ihre Sprache wieder fand; „er hat uns ausgeplündert und dann meinen Mann, der ihm wehren wollte, niedergestoßen. Ja ich selbst konnte mich mit meinem Kinde nur durch die schleunigste Flucht vor seiner Wuth retten, und er verfolgte mich bis hierher vor das Rathhaus."

Während dieser Rede hatte sich ein dem Könige wohl bekannter Rathsherr Nürnbergs ebenfalls im Gemache eingefunden und hinter der bittenden Frau so Posto gefaßt, daß man wohl sah, wie er gewillt sei, als ihr Advokat oder Beistand aufzutreten. Demgemäß forderte ihn der König auf, Alles zu sagen, was er von der Sache wisse, und diesem Befehle kam der Rathsherr augenblicklich nach. Seine Erzählung aber bestätigte die Angabe der Frau so vollkommen, daß über das Verbrechen des Wachtmeisters gar kein Zweifel mehr obwalten konnte. Ohne irgend eine Veranlassung, sondern nur allein von seinen bösen Leidenschaften getrieben, war dieser in das Haus der klagenden Frau eingedrungen, hatte dort geraubt, was ihm anstand, drauf den Eigenthümer des Anwesens ermordet, und schließlich es versucht, der Gattin desselben ebenso mitzuspielen.

„Was kannst du zu deiner Entschuldigung anführen?" wandte sich nun der König an den Gefangenen, welcher immer noch den gleichen Trotz zeigte. „Du kennst die Kriegsgesetze, die ich verkünden ließ, und weißt also, daß auf Mord und Plünderung der Tod steht."

„Wagt es," schrie der Gefangene mit einem Muthblick auf den Monarchen, „wagt es, mich zu verurtheilen, und Ihr werdet sehen, was daraus entsteht. Was ist's denn weiter, wenn man solch' einen lumpigten Bauer seine Klinge fühlen läßt?"

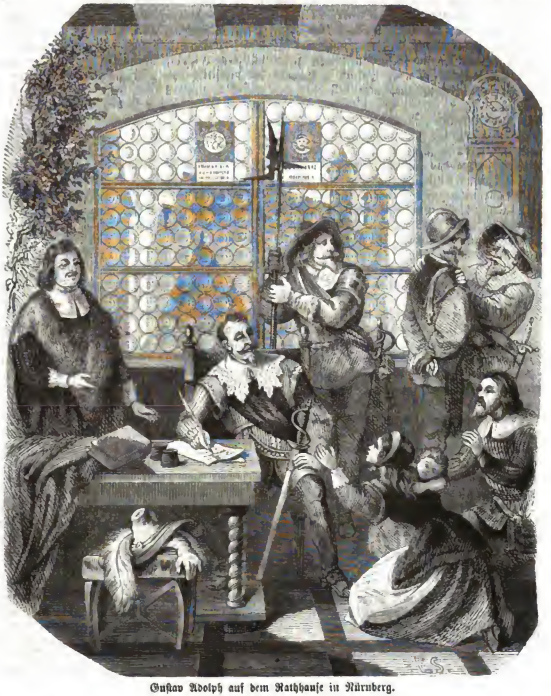
Eine tiefe Stille trat ein, als der Kürassier diese frechen Worte fallen ließ, und mit verhaltenem Athem schauten alle Anwesenden auf den König, was dieser nun beginnen werde; Gustav Adolph aber veränderte keine Miene, sondern schaute den verwilderten Krieger nur stumm an. Eine Minute später jedoch griff er zu dem vor ihm liegenden Schreibzeug und brachte einige wenige Worte zu Papier, die er sofort mit fester Hand unterzeichnete.

„Hier, nimm dies," sprach er darauf zu Einem von der Leibwache; „es ist der Befehl an den Generalprofoß, den Gefangenen hier sogleich vom Leben zum Tode zu bringen. Fort mit dem Burschen ohne irgend welchen Aufenthalt, denn in einer Viertelstunde darf er der Sonne nicht mehr in's Antlitz sehen. Ihr aber, Frau," wandte er sich dann an diese, „begebt Euch jetzt ruhig nach Hause;

Digitized by Google

ich werde Euch zu entschädigen suchen, so gut ich's vermag, obwohl ich Euch natürlich den ermordeten Gatten nicht ersetzen kann."

Also befahl Gustav Adolph, und seinem Befehle wurde alsobald Folge geleistet. Die Frau erhob sich dankend und des Himmels Segen auf den König herabflehend, den Kürassier aber brachte man, ohne irgend Rücksicht auf seine wild en Flüche zu nehmen, zum Generalgewaltigen, der denselben sofort aufknüpfen ließ. Alles dies übrigens, was ich hier erzählt habe, ging bei weitem schneller vorüber, als ich zum Niederschreiben Zeit brauchte, oder vielmehr, der ganze Vorgang war in einigen wenigen Minuten abgemacht; allein nun kam ein Nachspiel, das noch viel wichtiger war als das Vorspiel selbst. Kaum nämlich hörte man die Flüche des Delinquenten nicht mehr, so stürmten zwei Rittmeister unangemeldet in das Zimmer herein und



Gustav Adolph auf dem Rathhause in Nürnberg.

stellten sich in drohender Haltung vor dem Könige auf. Diese Rittmeister waren ebenfalls von den deutschen Kürassieren, und offenbar hatten sie Kunde von dem Vorfall und kamen wegen des Wachtmeisters, den man soeben zum Tode führte.

„Wir dulden's nicht," rief der Erste, ohne auch nur vor dem Könige zu salutiren.

„Nein," schrie der Zweite in noch unverschämterem Tone, „nein, wir dulden's nicht und der Befehl muß augenblicklich zurückgenommen werden."

Das war offenbare Meuterei, und als solche sah Gustav Adolph auch die Sache an. Voll Majestät erhob er sich, und den beiden Offizieren ein paar Schritte entgegentretend, befahl er ihnen, sofort ihre Degen abzugeben. Verdutzt gehorchte der Eine von ihnen, der Andere aber that es nicht nur nicht, sondern versuchte es vielmehr, sein

Digitized by Google

Schwert zu ziehen und auf den König einzudringen. Das bekam ihm aber schlecht, denn ehe er nur die Klinge halb heraus hatte, ergriff ihn Gustav Adolph, in welchem nun auf einmal ein furchtbarer Grimm erwachte, am Collet und schleuderte ihn mit solcher Gewalt zu Boden, daß ihm die Rippen im Leibe krachten.

„So also sieht's in meiner Armee aus!“ donnerte er jetzt mit seiner gewaltigen Schlachtenstimme. „Aber beim Himmel, ich will Ordnung schaffen und wenn es mich das Leben kosten sollte. Man bringe diese beiden Meuterer in sichern Gewahrsam,“ herrschte er sofort dem inzwischen herbeigeeilten Offizier seiner Leibwache zu, „denn über sie muß ein Kriegsgericht das Urtheil fällen; mir aber führe man mein Pferd vor, dieweil ich mich sogleich in's Lager begeben werde, und meine ganze Leibwache soll mich begleiten.“

Fünfzehn Minuten später befand sich der König bereits in seinem Zelte mitten im Lager, und abermals einige Minuten nachher ward durch Trommeln und Trompeten allen Offizieren der Armee das Zeichen gegeben, daß sie sich insgesammt vor ihm einzufinden hätten. Selbstverständlich gehorchten sie unverweilt und im Nu füllte sich der große freie Platz vor seinem Zelte mit Generalen, Obristen, Hauptleuten, Lieutenanten und sonstigen Chargen an, so daß es ihrer im Ganzen wohl gegen tausend sein mochten. Sowie sie nun aber Alle versammelt waren, da trat Gustav Adolph aus seinem Zelte heraus, stellte sich auf einen etwas erhöhten Platz und begann sofort zu ihnen zu sprechen, wie wohl noch nie zu ihnen gesprochen worden war. Ja seine Worte donnerten so furchtbar, daß — wie eine alte Chronik sich ausdrückt — „männiglich darüber erschrocken zusammenfuhr und sich zum Höchsten entsetzte, denn Ihre Königliche Majestät war niemals zuvor in solch' cholerischem Zorn gesehen worden“! Insbesondere wandte sich der Monarch an die deutschen Offiziere und hielt ihnen ihr bisheriges übel geführtes Regiment mit dem schärfsten Tadel vor, indem er ihnen unter Anderem Folgendes sagte: „Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Herren, Ihr Edelleute, Ihr seydt diejenigen, die ihre Untreu und Frewel an Eurem selbsteigenen Vaterlande beweiset, welches Ihr selbsten ruiniret, verderbet und verheeret. Ihr, vom höchsten bis zum niedrigsten, Ihr seydt diejenigen, die Ihr stehlet und raubet, ohne Unterschied, keinen ausgenommen. Eure Zuchtlosigkeit ist so groß, daß ich einen Eckel an Euch hab', und Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gället, wenn ich Eurer einen anschau', denn Ihr seydt allesammt Frevler und Verbrecher gegen meine Gesetze und gebt Ursach', daß man öffentlich sagt: der König als unser Freund thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde. Ich spendire taglaglich meinen Leib und mein Leben für Euch und Eure Freiheit; ich habe Euretshalb meine Kron' ihres Schatzes entblößet und in die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; dagegen hab' ich von Euch und Eurem deutschen Reich nicht so viel bekommen, daß ich mich damit schlechtlich bekleiden könnte, und ich wollte auch eher nackt geritten sein, als mit dem Eurigen meine Blöße zu decken. Ich habe Alles mit Euch getheilet, was mir Gott in meine Hand gegeben, und keiner unter Euch hat mich jemals um etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte, denn mein Gebrauch ist es, Niemanden eine Bitte vergeblich thun zu lassen. Aber Euer Sinn stehet allein nach Raub und unrecht Gut, und jeder von Euch möchte sich gern ein Stück Landes erobern. Wollt Ihr nun fortfahren Gott zu vergessen und Eure Ehr' nicht zu bedenken; oder wollt Ihr gar Euch von mir setzen und mir mit dem Entlaufen drohen, so versucht das nur; aber die ganze Christenheit wird dann erfahren, daß ich mein Leben vor Euch als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehret, auf dem Platz lassen will; wollet Ihr aber rebelliren, so will ich mich zuvor neben meinen Schweden und Finnen mit Euch herumhauen, daß die Stück von uns fliegen sollen. So wählet nun! Nicht wegen Eures Fechtens handle ich mit Euch, denn darin habt Ihr jederzeit gethan, wie redliche und rechtschaffene Offizier', und ich Euch dafür stäts dankbar und verbunden bin. Aber wegen Eurer Disciplin handle ich mit Euch und wegen Eurer schlimmen Aufführung, und also entweder rebelliret oder aber gehet in Euer eigen Herz und Gewissen und haltet nicht mehr so Haus, daß mir die blutigen Thränen in den Augen stehen mögten.“

Auf solche Art sprach der König zu den versammelten Offizieren, und man kann sich nun wohl denken, welchen Eindruck seine Rede gemacht haben wird. Mit leuchtenden Augen standen die Schweden und Finnen da, denn sie traf der harte Tadel nicht; die Deutschen dagegen sahen entweder beschämt zu Boden, wie denn Vielen sogar die Augen übergingen, oder aber erstarrten sie fast vor Furcht und vermeinten das Schwert des zornigen Regenten bereits im Leibe zu fühlen. Vom Rebelliren war übrigens natürlich keine Rede, sondern Alle versprachen vielmehr hoch und theuer, von nun an sich jeder Unordnung zu begeben, sowie strengstens darauf zu halten, daß auch der gemeine Soldat in Zucht und Ehren lebe, und es erreichte also König Gustav Adolph seinen Zweck vollständig. Auch muß ich noch hinzusetzen, daß die beiden Rittmeister, welche sich so gar frech und meuterisch benommen hatten, vom Kriegsgerichte einstimmig zum Tode verurtheilt wurden und daß man sie dem Nachrichter sofort zur Vollziehung des Urtheils übergab, ohne daß es auch nur Einem in der ganzen Armee eingefallen wäre, für sie die Hand zu erheben oder eine Fürbitte zu thun.

Trotzdem nun aber die Mannszucht sowohl im Lager vor Nürnberg als auch in der Stadt selbst völlig wieder hergestellt war, kam Gustav Adolph dem Wallenstein gegenüber doch um keinen Schritt vorwärts, sondern es blieb in dieser Beziehung Alles viele Wochen lang beim Alten. Allerdings kleine Balgereien gab es, wie ich schon weiter oben andeutete, jeden Tag, besonders zwischen den Streifpartien, welche beide Theile aussandten, um Viehfutter zu holen, und hie und da kam es sogar zu einigen bedeutenderen Gefechten, in welchen bald die Schwedisch-Deutschen, bald die Friedländisch-Kaiserlichen obsiegten; allein in der Hauptsache änderte sich lediglich gar Nichts, indem der Wallenstein sich wohl hütete, einen ernstlichen Angriff auf das schwedische Lager zu machen, und Gustav Adolph selbst zu schwach war, ein Aehnliches gegen den Friedländer zu wagen. Nun habe ich aber bereits gesagt, daß der Schwedenkönig gleich zu Anfang an seine in Deutschland zerstreuten Heeresabtheilungen die dringendste Weisung erließ, sich gegen Nürnberg zu in Bewegung zu setzen, um sich allda mit ihm zu vereinigen, und dieser Weisung mußten natürlich die Heerführer sofort gehorchen. Demgemäß zog sich der tapfere Herzog Bernhard von Weimar, der bisher im Tyrolischen operirt hatte, mit seinen 20,000 Mann über Augsburg und Donauwörth nach dem fränkischen Städtchen Windsheim hin, vereinigte sich dort Mitte August mit dem berühmten General Banner, sowie mit den Truppen des Kanzlers Oxenstierna, und marschirte nun 50,000 Mann

Digitized by Google

stark auf Nürnberg zu. Dieses große Heer anzugreifen, wagte der Herzog von Friedland nicht, ohne Zweifel weil er fürchtete, Gustav Adolph möchte ihm dann in den Rücken fallen, und somit erfolgte die Vereinigung der neuen Truppen mit den vor Nürnberg stehenden; ohne daß ihnen das geringste Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre; der Gustav Adolph aber — ei wie froh war der jetzt! Gebot er ja doch nunmehr über eine Streitmacht, welche den Wallensteinischen um nichts mehr nachstand! Wurde es ihm doch hiedurch möglich, von dem ruhmlosen Liegenbleiben im Lager nach gewohnter Art zum Angriff überzugehen und dem Kriege eine andere Wendung zu geben! Daß er übrigens dies sogleich thun würde, daran zweifelte Wallenstein selbst am allerwenigsten, und deßwegen ließ er nicht nur sofort die Schanzen seines Lagers vergrößern und die Gräben vertiefen, sondern er zog auch alle kaiserlichen Truppen an sich, welche unter dem General Fugger und andern Offizieren in Bayern und Böhmen stationirt waren, sich also auf alle nur irgend erdenkliche Weise verstärkend.

In der That ging es auch ganz so, wie Wallenstein vermuthet hatte. Am 21. August nämlich rückte der König Gustav Adolph mit allen seinen Truppen aus seinen festen Linien heraus und bot dem Feinde die Schlacht an; allein dieser blieb ganz ruhig hinter seinen Schanzen und rührte sich nicht. Nun errichtete der König den Tag darauf drei Batterien auf dem rechten Ufer der Rednitz und suchte den Friedländer mit Kanonenkugeln aus seinem Lager zu vertreiben. Doch die Entfernung war zu groß, als daß das Feuern hätte Schaden thun können, und somit war dies Unternehmen wiederum ohne Erfolg. Da faßte der König den Entschluß, das friedländische Lager, so eine feste Stellung dasselbe auch hatte, im Sturme zu nehmen, und auf diesem Entschlusse blieb er stehen, obwohl alle seine Generale und Obristen die Ausführung desselben als eine unmögliche auf's Dringendste widerriethen. Am 24. August, dem Feiertage Bartholomäus, in aller Frühe begann der Angriff, und mit aller Macht stürmten die Schweden die steilen Anhöhen hinan, hinter welchen sich die Friedländischen verschanzt hatten. Insbesondere wichtig war es, die Hauptveste Wallensteins, die sogenannte alte Veste, welche, auf ganz steilem Berge liegend, den höchsten Punkt seines Lagers bildete, wegzunehmen, denn wenn sich diese einmal in den Händen der Schweden befand, so konnten die übrigen, niedriger gelegenen Verschanzungen keinen langen Widerstand mehr entgegensetzen, und eben aus diesem Grunde beorderte auch Gustav Adolph seine besten Truppen gegen dieses Hauptbollwerk des Feindes. Aber der Friedländer war auch nicht müssig gewesen, sondern hatte die Bergveste vom Fuße bis zum Scheitel mit starken Verhauen und einer Menge von Kanonen bespickt, während er zugleich seine trefflichsten Musketiere dorthin postirte, und man kann sich daher wohl denken, welch' furchtbarer Widerstand den Anstürmenden entgegengesetzt wurde. Ja es verwandelte sich die ganze Anhöhe beim Anrücken der Schweden geradezu in einen feuerspeienden Berg, der zu gleicher Zeit Tausende von Kugeln in die Tiefe hinabsandte! Zerschmettert und furchtbar gelichtet ward die erste Sturmkolonne zurückgeschlagen, und ebenso eine zweite, eine dritte, eine vierte; allein Gustav Adolph ließ deßwegen doch nicht nach, sondern — Angriff folgte auf Angriff, bis endlich bei Sonnenuntergang alle Fußregimenter an die Reihe gekommen waren. Nun natürlich mußte von weiterem Streite abgestanden werden und der König zog seine Truppen in's sichere Lager zurück, aber über zweitausend seiner tapfersten Krieger deckten das Wahlfeld, und gewonnen war nichts als die Ehre, eine der furchtbarsten Kriegsscenen, die man je gesehen hat, aufgespielt zu haben.

Der Schwedenkönig sah nun ein, daß das Lager des Wallensteins unmöglich erstürmt werden könne, selbst nicht einmal mit den größten Opfern; aber ebensogut überzeugte er sich, daß er mit seiner großen Armee nothwendig das Lager von Nürnberg verlassen müsse, wenn nicht diese Stadt gänzlich dem Elende verfallen solle. Die Vorräthe nämlich schmolzen außerordentlich zusammen, und wenn auch eine kleine Besatzung noch Monate lang erhalten werden konnte, so mußte dagegen eine große Armee von 70,000 Mann. in ganz kurzer Zeit vollends Alles aufgezehrt haben. Ueberdieß — von was sollten denn die Bürger Nürnbergs, sowie das Landvolk, das sich zu vielen Tausenden dahin geflüchtet hatte, leben, und womit sollte man vollends die 30,000 Pferde der Artillerie und Kavallerie bei dem schrecklichen Mangel an Fourage ernähren? Ach, von den ärmeren Landleuten starben ja jetzt schon täglich ihrer Dutzende am Hunger, und was noch ärger war — das dichte Zusammenwohnen so vieler Menschen, verbunden mit den schlechten Nahrungsmitteln, sowie mit dem Gestank so vieler gefallener Thiere, die bei dem heißen Wetter augenblicklich in Fäulniß übergingen, brachten schreckliche Seuchen hervor, welche unter den Soldaten des Königs so gut als unter den Bürgern Nürnbergs aufräumten. So beschloß denn der König, nachdem er noch vierzehn Tage lang nach dem abgeschlagenen Sturm seine bisherige Stellung behauptet hatte, von Nürnberg abzuziehen, und führte diesen seinen Entschluß mit der Uebereinstimmung seiner Offiziere und Generale auch richtig aus. Natürlich aber that er dies nicht, ohne den Nürnbergern eine starke Hülfe von 6000 Kriegern unter dem tapfern General von Knyphhausen zurücklassen und überdieß auch noch durch sonstige Maßregeln auf ihre Wohlfahrt bedacht zu sein. Ja er hoffte sogar, durch diesen seinen Abzug den Wallenstein aus seinen Verschanzungen herauslocken zu können und ihn so zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen! Demgemäß brach er am 8. September, also am 76. Tage seit Beziehung des Lagers, mit all' seinen Mannen und zog unter klingendem Spiele, mit lautem Trommelschlag und Trompetenschall in Schlachtordnung unter den Schanzen des Friedländers vorüber, diesen hiedurch geradezu herausfordernd, einen Ausfall zu machen; aber — der Friedländer rührte sich nicht und zog sogar seine äußeren Wachposten zurück, damit nicht einmal ein Scharmützel entstände. Die Hoffnung Gustav Adolphs erwies sich also als eine vergebliche; allein nunmehr schmeichelte er sich, der Wallenstein werde sofort gleich nach dem Abzug der Schweden die Stadt Nürnberg mit Uebermacht angreifen, und deßwegen machte er schon nach einem Tagesmarsch in Neustadt an der Aisch mit seiner ganzen Armee Halt, um im Sturmschritt zurückzueilen, sobald der Angriff geschehe. Doch auch dieser Wunsch wurde zu Wasser. Im Lager des Friedländers herrschte nämlich zu möglich noch eine ärgere Noth als bei den Nürnbergern und ihren Verbündeten, indem außer dem Hunger und den Seuchen der Soldat von unzähligem Ungeziefer, das sich ihm in die Haut fraß, heimgesucht wurde, und somit war Wallenstein ungemein froh, als Gustav Adolph endlich abzog, dieweil er dadurch Luft bekam, ungestraft zu retiriren. Also zündete er schon am 13. September in der Früh sein Lager an, verwüstete Alles ringsum, was noch zu verwüsten war, und eilte dann so schnell er konnte nach Forchheim,

Digitized by Google

welches in ganz entgegengesetzter Richtung von Neustadt an der Aisch liegt, — zum besten Beweise, daß ihm Alles daran lag, mit dem Schwedenheere für dießmal nicht zusammenzutreffen. Ja, seine Eile war so groß, daß er eine Menge von Vorräthen, Waffen und sonstigem Material, wie z. B. Korn, Zinn, Kupfer, Eisen, Kugeln, Harnische, Musketen, Wägen u. dergl. zurückließ, was Alles nachher von den Nürnbergern als gute Beute geholt worden ist.

So endete dieser Sommerfeldzug vor Nürnberg. Zwei der mächtigsten Heere, welche Deutschland seit geraumer Zeit gesehen, lagen einander Monate lang gegenüber, ohne daß es zu irgend einer Entscheidung gekommen wäre; der Verlust an Menschen aber war deßwegen doch auf beiden Seiten ein größerer, als die blutigste Feldschlacht gekostet haben würde, denn er betrug bei den Friedländischen ein vollständiges Drittheil der Armee, während vor und in Nürnberg genau gerechnet 29,406 Bürger und Soldaten dahingerafft wurden. Der beste Beweis übrigens, wie es zuging, liegt darin, daß das Lazareth im schwedischen Lager einmal so mit Kranken überhäuft war, daß man die Todten im Hof wie Holzscheiter auf einander schichtete, bis man endlich Zeit fand, eine große Grube zu machen, wo man Alle über einander hineinwarf. Braucht man da noch weiteres Zeugniß?

Th. Gr.

Das Djikijunka (Oreas Derbianus).

In Europa gibt's nur zwei Antilopen-Arten, in Amerika fünf oder sechs, und in Asien das Doppelte; in Afrika aber zählt man deren siebzig, und die Thiere weiden da oft in Heerden von mehreren Tausenden. Am zahlreichsten finden sie sich im Süden jenes Welttheils, wo die großen fleischfressenden Raubthiere meist nur von ihnen leben, und überdieß trifft man sie auch dort zwischen dem Senegal- und Gambiaflusse im Lande der Mandingo's. Die größte Species von allen zusammen, nämlich das von den Eingeborenen so genannte Djikijunka. Von diesem Thiere nun erzählt der berühmte Reisende Winwood Reade, welcher dessen Existenz erst neuerdings constatirte, folgende interessante Einzelnheiten.

In der französischen Niederlassung Goree in Senegambien traf ich — so schreibt er — einen Händler von Sedhu, einer aufblühenden Handelsstation am Casemanche (dieser Fluß liegt südlich vom Gambia), und derselbe beschrieb mir seine Heimath so außerordentlich reizend, daß ich seine Einladung, mit ihm dahin zu reisen, nicht ausschlagen konnte. Der Mann hatte Recht — Sedhu ist ein prächtiger Ort und scheint eine bedeutende Zukunft zu haben. Was jedoch für mich den meisten Werth hatte, ist das, daß ich hier zum ersten Mal vom Djikijunka sprechen hörte, dessen Existenz bis jetzt von Vielen bezweifelt wurde. „Es sei, sagte man mir, größer als ein amerikanischer Büffel und übertreffe den afrikanischen Stier an Umfang und Gewicht um's Doppelte. Dazuhin habe es eine lange schwarze Mähne, große spiralförmig gewundene Hörner und weiße Streifen auf den beiden Seiten seiner braunen Haut; finden aber könne ich es in dem ausgedehnten Bambuswalde von Bambouka, der zwanzig Stunden weiter landeinwärts beginne." Auf dieses hin beschloß ich natürlich, sogleich nach dem Bambouka zu reisen, und führte auch diesen Entschluß in Begleitung eines Mandingonegers, der von Gambia kam und etwas Englisch verstand, sofort aus.

Die ganze Gegend, durch die wir kamen, war sehr

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

bevölkert, und alle paar Stunden berührten wir ein kleineres oder größeres Niggerdörfchen, dessen Insassen einen kleinen Theil des fruchtbaren Bodens urbar gemacht hatten. So ging die Reise ohne irgend eine Entbehrung von Statten, und schon am dritten Tage erreichte ich das Dorf Missera, hinter welchem der besagte dichte Bambuswald beginnt. Natürlich erkundigte ich mich hier augenblicklich nach den vorzüglichsten Jägern des Orts, lud dieselben zu mir ein und befragte sie über das Aussehen des Djikijunka, sowie über die Möglichkeit, ein solches zu erjagen. Sie beschrieben mir nun das Thier ganz genau, und diese Beschreibung stimmte mit der, welche mir in Sedhu gemacht worden war, vollkommen überein. Weiter setzten sie noch hinzu, daß die besagte Antilopen-Art, welche stets in großen Trupps zusammenlebe, nur im dichtesten Waldesschatten ihren Aufenthalt nehme und sich da nicht vom Grase, sondern von den jungen Sprossen der Bäume ernähre. Was jedoch, meinten sie zum Schlusse, die Jagd auf das Djikijunka anbelange, so sei das Erlegen desselben eine sehr schwierige Sache, denn es sei eben so scheu als flüchtig; allein deßwegen solle ich doch verschiedene Exemplare desselben erhalten, sobald ich den klugen Entschluß fasse, zu warten, bis die trockene Jahreszeit eintrete. Dann nämlich sammle sich die männliche Einwohnerschaft der ganzen Runde in einem großen Halbcirkel des Thales, jeder mit einem Spieße, einer Keule oder einem andern Mordinstrumente bewaffnet, und sowie das geschehen sei, setze man das dürre Gras und das verwachsene Gestrüppe oder Unterholz des Waldes in der Ausdehnung von wohl einer Stunde in Brand. Je weiter nun das Feuer vorwärts schreite, um so mehr versuchen es die Thiere, ihm zu entrinnen, und so werden endlich Alle zusammen, also Antilopen, Gazellen, Stachelschweine, Wildeber und Andere, im buntesten Gemisch in den Halbcirkel der Männer hineingetrieben, um da in einer großen Feldschlacht vernichtet zu werden. Natürlich aber fänden sich unter den Erschlagenen immer auch mehrere Djikijunka's, und darauf stütze sich das Versprechen, meinen Wunsch in ganz kurzer Zeit erfüllen zu können.

So belehrten mich die Jäger in Missera, und was blieb mir nun anders übrig, als ihren Rath zu befolgen und in Sedhu auf die trockene Jahreszeit — sie trat zum Glück schon in weniger als anderthalb Monaten ein — zu warten? Die schwarzen Nimrode hielten übrigens Wort und lieferten mir drei schöne Exemplare, deren Balg später nach England wanderte. Auch stellte es sich jetzt durch den Augenschein heraus, daß das Djikijunka oder der Oreas Derbianus, wie man das Thier dem Grafen von Derby zu Ehren in England nannte, die größte Antilope der Welt ist, und daß sie ganz das Aussehen hat, wie mir es von den Eingebornen beschrieben wurde. Th. Gr.

Im Lande der Kirgisen.

(Taf. 38.)

Je mehr sich in den civilisirten Ländern Europa's und Amerika's die Verkehrsmittel vervollkommnen, je zahlreicher die Eisenbahnen auf dem Lande, die Dampfschiffe auf dem Wasser werden, um so greller wird auch der Abstand, welcher sich zwischen der Leichtigkeit zu reisen bei uns, und der Schwierigkeit oder, richtiger, Gefährlichkeit der Reisen in weniger bevölkerten und cultivirten Ländern der Erde bildet. Noch liegt die Zeit nicht allzufern hinter uns, und man braucht nicht gerade alt zu sein, um sie erlebt zu haben, wo man bei uns in Deutschland feierlichen Abschied nahm, ja selbst sein Testament machte, wenn es eine Reise von nur 10 Meilen oder noch weniger galt. Der Weitgereiste war damals mit Recht ein angesehener Mann, denn er konnte ja „Etwas erzählen", was in der Regel allen seinen Zuhörern neu war, und etwas Aufschneiden war daher gar nicht sehr gewagt.

Jetzt ist das freilich bei uns ganz anders, wie Jedermann weiß; und man muß jetzt schon sehr, sehr weit, oder nach einem ganz besonders versteckten Winkel unseres Vaterlandes gereist sein, um, wenn man zurückgekehrt ist, unter seinen Zuhörern keinen zu haben, der nicht auch schon da gewesen ist und vor dem man sich also nicht zu hüten hat. Alles die Folge der Billigkeit, Schnelligkeit und Bequemlichkeit, mit welcher man jetzt bei uns reisen kann.

Da durch diesen so außerordentlich gesteigenen Verkehr die Eigenthümlichkeiten der Bevölkerungen nicht nur immer mehr sich abschleifen müssen und daher an Reiz verlieren, sondern auch die Natur selbst ihren ursprünglichen Charakter immer mehr einbüßt, weil jetzt überall ein Gasthaus, eine Eisenbahn, ein Telegraph, ein Wegweiser, ein Geländer oder eine Warnungstafel u. dgl. dem Reisenden aufstößt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß jetzt diejenigen Reisenden zahlreicher werden, welche, von solchen durch die Cultur „beleckten" Gegenden unangenehm berührt, diese fliehen und nach Gegenden sich wenden, wo sie vorläufig davon noch nichts zu befürchten haben.

Glücklicherweise wird die Erde an solchen Ländern noch lange keinen Mangel haben, und zu diesen dürfte auch für einige Zeit noch Sibirien, jenes Land, vor dem uns schon in der Schule bange gemacht wird, gehören. Unter denen, für welche entweder der Schrecken, welcher dieses Land bisher umgab, nicht mehr vorhanden oder gerade der Reiz zum Besuch wurde, war auch der englische Maler T. W. Atkinson, und wenn man seine Reiseschilderungen liest, so begreift man um so besser den obenerwähnten Unterschied zwischen unsrer und dortiger Reiseweise. Denn wenn auch diese fernen Gegenden uns nicht mehr durchgängig von Eis und Schnee starrend erscheinen und im Gegentheil die Schönheit der Natur selbst dort manchmal in tropischer Fülle sich entwickelt, so bleibt doch Eines, der fast gänzliche Mangel an Verbindungswegen, ungemindert. Am meisten ist dies natürlich da der Fall, wo die eingeborne Bevölkerung noch allein das Land bewohnt, und zu dieser gehören vor allen die Kirgisen, jenes ächte Nomadenvolk, dessen Sultane sich noch jetzt rühmen, von Tamerlan und Dschingis-Chan abzustammen. Wozu brauchen sie auch bequeme Wege? Als Nomaden kennen sie keine andere Ortsbewegung, als von einem Weideplatz zum andern, und bei der Massenhaftigkeit ihrer Heerden, wo Tausende von Pferden oft einem Einzigen gehören, würden europäische Wege auch nicht hinreichend sein.

Man darf sich das Kirgisengebiet, d. h. das, was ihnen ungehindert zur Verfügung steht, nicht als eine ununterbrochene Steppe vorstellen, wie dies häufig geschieht.

Digitized by Google

Denn die beiden Gebirgszüge des Altai und Ala-Tau, deren nördliche und westliche Abdachungen zum Kirgisengebiet gehören, erheben sich in ihren Spitzen weit in die Schneegrenze hinein, und ihre Alpenweiden sind es, auf welche im Sommer die Kirgisen gern ihre Heerden treiben. Da sie dadurch mit den verschiedenen Gebirgspässen sehr vertraut werden, so kommt es oft vor, daß sie den Kosacken, welche oft allein die Verbindungen zwischen den dort gelegenen russischen Stationen unterhalten, öfters als Führer beigegeben werden. Aber es ist dies ein schwereres Amt als das eines Führers in den romantischen Gegenden unseres Vaterlandes.

Unser Bild stellt ein Ereigniß dar, welches vor einigen Jahren in den dortigen Gegenden stattfand. Einige Kosacken waren mit einer Depesche von Bijsk abgeschickt worden, um sie dem Befehlshaber einer erst kürzlich angelegten Station jenseits des Altai zu überbringen. Es war gerade nach der Schneeschmelze, welche fast überall in den Gebirgen die gefährlichste Zeit zum Reisen ist. Gleichwohl entschlossen sich gegen hohen Lohn zwei Kirgisen, wovon der Eine früher einer gefürchteten Räuberbande im Gebirge angehört hatte und alle Schlupfwinkel und Wege kannte, ihnen als Führer zu dienen. Viele Horden der Kirgisen hatten sich bereits gerüstet, die Alpenweiden aufzusuchen, und waren den Pässen näher gekommen. Bei ihnen fanden die Kosacken nebst ihren Führern gastlich Aufnahme. Weiter oben aber im Gebirge begannen die Schwierigkeiten. Ihr weniger Proviant war bald verzehrt, und nur selten wollte es ihnen gelingen, einen Rehbock oder einen Maral (Berghirsch) zu erlegen. Mehr als einmal waren sie nahe daran, von den furchtbaren Stürmen, welche oft unerwartet losbrachen, in die Tiefe geschleudert zu werden. Dennoch drangen sie muthig vorwärts; die Nächte in einer Höhle oder auch nur unter dem Schutze eines Felsen verbringend, bestiegen sie jeden Morgen mit neuem Muthe ihre ausdauernden, genügsamen Pferde. Schon hatten sie mehrere reißende Bäche glücklich passirt, als sie plötzlich an einem Gebirgswasser Halt machen mußten, welches brausend und schäumend von der Höhe herabstürzte. Die beiden Kirgisen kannten dieses Bergwasser nicht, da es eines von denen war, welche sich nur bei massenhaftem Schnee und sehr schnellem Schmelzen desselben bilden, nachher aber gänzlich versiegen. Gleichwohl aber galt es, nicht zu zaudern, denn mit jeder Minute schwoll die reißende und wirbelnde Fluth höher und es blieb sonach keine Zeit zum Ueberlegen.

In solchen Fällen ist es dort Sitte, daß die Reiter sich dicht neben einander halten und, indem jeder die Zügel des Pferdes seines Nachbars faßt, alle gleichzeitig das Bergwasser passiren.

Auch hier suchten die furchtlosen Reiter der Gefahr auf diese Weise zu begegnen. Muthig trieben sie die zögernden und schnaubenden Pferde in die reißenden Fluthen, daß der Schaum ihnen in's Gesicht spritzte und der Andrang der Wogen sie fast zu Boden warf. Schon waren sie fast bis in die Mitte der riesigen Fluthen gelangt, als plötzlich das Pferd des einen Kirgisen, welcher an der einen Seite ritt, den Boden unter sich verlor und von der Strömung des Wassers sofort niedergerissen wurde. Krampfhaft hielt sich der unglückliche Reiter noch an dem Zügel seines Nachbarpferdes, aber dieser riß, und sein Gefährte ließ im Schreck darüber das seinige los, so daß Pferd und Reiter im Augenblick von der Wuth des eisigen Wassers erfaßt und wie wehrlos fortgerissen wurden. Die eigene Gefahr machte es den Uebrigen unmöglich, zur Rettung des Unglücklichen auch das Geringste zu thun, und als sie nach hartem Kampfe das Ufer endlich erreicht hatten, war von dem Verunglückten Nichts mehr zu sehen, die rasende Fluth hatte ihn bei ihrem Sturz in den Abgrund bereits mit fortgerissen.

Zwar kamen die Uebrigen nach vielen Mühen endlich an ihrem Ziele an und der Zweck der Sendung wurde sonach erreicht, die Erzählung des Vorgefallenen wirkte aber doch so weit, daß Befehl gegeben wurde, in dieser Jahreszeit keine Depeschen über das Gebirge zu befördern, wenn es nicht ganz unaufschiebbare seien.

Bekanntlich gibt sich seit einer Reihe von Jahren die russische Regierung große Mühe, die Schätze und Hülfsquellen Sibiriens aufzuschließen und das Land der Bedeutung zuzuführen, welche ihm jetzt noch so sehr mangelt. Die Erleichterung des Verkehrs durch gangbare Straßen, durch Ueberbrückung der Ströme, sind dazu wesentliche Bedingungen. Daher kann es leicht kommen, daß, wenn einer von den kürzlich dort Gereisten wieder hinkommen sollte, er da bequem im Wagen fahren kann, wo er früher nur mühsam zu Pferd fortkam. Denn zu einem sichern Zeichen eines lebhaften Verkehrs gehört in unsrer Zeit die Gelegenheit zum Fahren.

L.

Etwas über Spinnen.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man voraussetzen wollte, eine vollständige Naturgeschichte der Spinnenthiere oder Arachniden in einem beschränkten Aufsatze erhalten zu können. Nein, Bände würde es erfordern, wollte man Alles niederschreiben, was über Spinnen berichtet werden könnte: von ihren Verschiedenheiten, ihren Veränderungen, Sitten, Gewohnheiten, Kunstgriffen; ihrem wunderbaren Instinkte, mit welchem sie sich augenblicklichen Zufälligkeiten zu unterwerfen und sie zu benützen wissen; von ihrer Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit, mit welcher sie in der Freiheit ihr Leben genießen, und der Resignation, Ruhe und Geduld, die sie zu zeigen vermögen, wenn sie auf irgend eine Art in Gefangenschaft gerathen; von der mütterlichen Zärtlichkeit und Aufopferung, die sie ihren Jungen widmen, ihrer Thätigkeit beim Bau ihrer Nester und Fangnetze, ihrem Scharfsinne, ihren Vereinigungen und ihrem wirklich Verstand verrathenden Takte. Die Erscheinung einer fast an Ueberlegung grenzenden Kraft in dieser immer noch zu wenig gekannten Thierklasse ist für den genaueren Beobachter ihrer Sitten und Lebensweise wahrhaft überraschend. — Von allen niederen Thieren scheinen die Spinnen allein in alle Lagen, in alle Zufälligkeiten und Umstände sich schicken zu können, und während die Bienen ihre Zellen und Waben genau noch so bauen, wie vor Tausenden von Jahren, die Ameisen ihre unterirdischen Straßen und Niederlassungen, die Termiten ihre mehrere Fuß hohen Thonhügel noch immer so errichten, wie sie es thaten, als die Welt noch jung war, die Wespen mit der

Digitized by Google

gleichen Geduld und Emsigkeit das Papier zu ihren stockwerkreichen Nestern kauen und rollen, als zu der Zeit, wo die Ersten von ihnen ihre Wohnungen unter dem Baldachin des Himmels aufhingen, die Motten und Schaben noch die gleichen Blumen und Pflanzen begehren, die sie aufsuchten, als das erste Moudenlicht auf ihren goldenen Schwingen glitzerte, die Schmetterlinge noch immer beim Beginn des Tages den gleichen Nektar saugen, den sie zu nippen liebten, als die Blumen zum ersten Male ihre Kelche öffneten, den Thau des Himmels aufzunehmen, und wir überhaupt nirgends einen Wechsel, eine Aenderung in den Gebräuchen, Sitten und der Lebensart jener, den Spinnen so nahe verwandten wirbellosen Thiere erblicken, sehen wir nur diese allein sich einer gänzlichen Aufhebung aller alten Sitten und Gewohnheiten zu unterwerfen fähig, und was noch mehr ist, sich mit Leichtigkeit, Geduld und Ergebung in jede Lage zu fügen. Kein auch noch so unerwartet kommender Zufall bringt sie in Verlegenheit, aus jeder Noth und Gefahr wissen sie sich herauszuziehen, nie werden sie muthlos, unthätig oder verdrossen, und nie verlieren sie Zeit, Gefahren und Widerwärtigkeiten mit Muth, Ausdauer und Kraft zu bekämpfen und ihnen im Wiederholungsfalle zu entgehen.

Die eigentlichen Spinnen, mit denen wir es hier allein zu thun haben, besitzen meist dünne, häutige Bedeckungen und einen ungegliederten, mannigfach gestalteten, doch immer der Eiform sich nähernden Hinterleib, der mittelst eines kurzen Stieles an das Kopfbruststück angeheftet ist; zweigliederige Oberkiefer, deren klauenförmiges Endglied gegen den Vorderrand des Wurzelgliedes herumgeschlagen werden kann, und zwei nach der Gattung verschieden gestaltete plattförmige Unterkiefer, mit fünfgliedrigem Taster und einer Unterlippe. Um das Bruststück stehen im Kreise acht siebengliedrige, mit zwei oder drei Endkrallen bewaffnete Füße, und gegen den Vorderrand des Kopfbruststücks in Gruppen sechs bis acht einfache, des Nachts leuchtende, oft ungleich große Augen, die in ihrer Anordnung wechseln und für die verschiedenen Gattungen gute Kennzeichen der Unterscheidung abgeben. Bezeichnend für die eigentlichen Spinnen sind ferner die am Ende des Hinterleibes befindlichen Spinnwarzen, deren Löcher sie willkürlich öffnen können und durch welche ihnen das Weben ihrer Fangnetze ermöglicht wird.

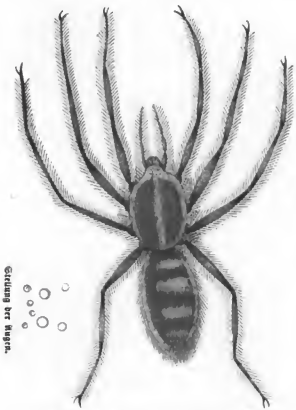
In der Gestalt kommen die eigentlichen Spinnen ziemlich überein, und die typische Form der bekannten Kreuzspinne wiederholt sich mit unerheblichen Abänderungen bei den meisten Gattungen. Nur bei einigen Spinnen der Tropenländer treten Abweichungen hervor; die Bedeckungen dieser sind sehr hart und die beiden Körperhälften auch oft in sonderbare Stacheln und Vorsprünge ausgezogen. Bezüglich der Größe herrscht bei ihnen mehr Verschiedenheit: die sogenannten Vogelspinnen in Westindien und Südamerika messen ausgebreitet oft 5 Zoll, die kleinen Spinnen bei uns zu Lande nur 2 — 3 Linien. Nur wenige zeichnen sich durch lebhafte Färbung aus, doch ist der Hinterleib einiger oft durch zarte, gleichsam getuschte Zeichnungen geziert, und die Mehrzahl trägt, wenn auch bei vielen nur auf dem Bruststück, eine kurzanliegende oder abstehende Behaarung.

Bei der Furcht und dem Abscheu, den die meisten Menschen gegen Spinnen äußern, geben nur Wenige sich im gewöhnlichen Leben die Mühe, diese merkwürdigen, mit Unrecht gehaßten Thiere zu beobachten, und doch ist die genauere Betrachtung und Zergliederung derselben nicht ohne Interesse. Die an der Unterseite des Kopfbruststücks angebrachten Freßwerkzeuge, die genau der Bestimmung des Raubthieres entsprechen, stehen durch gewaltige Entwickelung oft kaum im gewöhnlichen Verhältniß zu dem übrigen Körper. An der Wurzel des Oberkiefers befindet sich ein giftbereitendes Säckchen, dessen Ausgangskanal sich bis in das sehr harte und spitzige Endglied fortsetzt, hinter dessen Spitze eine feine Oeffnung ist, durch welche das Spinnengift in den Körper des erfaßten Insekts dringt. Von seiner lähmenden und betäubenden Wirkung gibt die, nach dem Bisse fast sogleich eintretende Regungslosigkeit des gefangenen Thieres den besten Beweis; bei den Menschen bringt das Spinnengift in den meisten Fällen nur eine kleine, bald vorübergehende örtliche Entzündung hervor. Die Verdauungswerkzeuge der Spinnen sind nur wenig concentrirt: der Nahrungskanal zeigt nicht die bei den meisten anderen Gliederthieren gewöhnlichen Erweiterungen und ist durch Kürze und gerader Verlauf der Nahrung des Thieres angemessen, welche aus ausgesogenen thierischen Säften besteht, die nur geringer Verdauung bedürfen. Im Kopfbruststück liegt der erste Magen, der in der Mitte gespalten und von einem Muskel durchzogen, im Umfang mit mehreren Anhängen versehen ist; am Vordertheile des Hinterleibs zeigt sich ein zweiter, weit kleinerer Magen, und von diesem aus läuft der Darm geradlinig bis zum Ende aus und nimmt kurz vor diesem einen Blinddarm auf, in den sich vielverzweigte Gallengefäße ergießen. Trotz der Leichtigkeit und Schnelligkeit der Verdauung und der außerordentlich großen Gefräßigkeit der Spinnen vermögen sie doch geraume Zeit Nahrungsmangel zu ertragen, denn einen großen Theil des Hinterleibs erfüllt bei ihnen ein zelliges Gewebe, der sogenannte „Fettkörper", in welchem der zum Verbrauch augenblicklich nicht nöthige Nahrungsstoff sich ansammelt. Tritt nun aus irgend einer Ursache Mangel an Beute ein, so werden jene dort angehäuften Massen langsam vom Organismus aufgesogen, und daher kommt es auch, daß Spinnen in der Gefangenschaft längere Zeit ohne alle Nahrung auszudauern vermögen, dabei aber endlich bis zum vierten Theil ihrer Körpergröße abmagern. — Gesättigt ziehen sie sich stets in den Mittelpunkt oder die röhrige Zelle ihres Gespinnstes zurück und verweilen dort meist ganz gleichgültig gegen die sich im Netze fangenden Insekten, oder begnügen sich, sie zu tödten und zu umspinnen, um sie bei Wiederkehr des Hungers mit Bequemlichkeit auszusaugen. Bei Eintritt des letzteren entwickeln die Spinnen stets die höchste Energie und verbinden dann mit äußerster Geschicklichkeit, mit der lauernden Geduld der Katze den schnellen, überraschenden Sprung des Tigers und den kühnen Angriff des Löwen, um ihrer Beute Herr zu werden.

Die Athmung der Spinnen geschieht durch eigenthümlich gestaltete Lungensäcke, deren Wände vielfach gefäßreiche Falten darbieten, und zu welchen durch vier, am Vordertheile des Hinterleibes liegende Löcher die Luft einströmt. Das Herz ist langgedehnt, steht mit verschiedenen Gefäßen in Verbindung, deren Bestimmung noch nicht ermittelt ist, und liegt in der Mitte des Hinterleibes. Das Nervensystem, bei den Spinnen in höherem Grade centralisirt als bei den Krustern, ist ungemein empfindlich, und die Muskelfasern, deren Bewegungen oft mit wahrhaft erschreckender Plötzlichkeit eintreten, sind ungemein reizbar. Ein großer Nervenknoten, dessen vorderer Theil Zweige für die Augen und Freßwerkzeuge abgibt, während der hintere Theil weit größere Zweige nach den Füßen sendet,

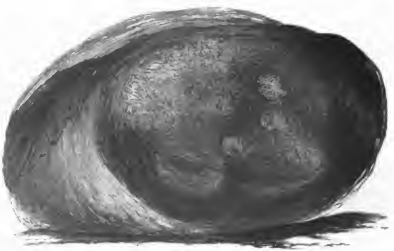
Digitized by Google

liegt im Bruststücke; nach hinten verlängert sich derselbe in zwei Stränge, die nach dem Uebertritt in den Hinterleib in viele kleine Aeste zerfallen. Den ganzen Körper durchziehen unendlich fein getheilte Nervenfäden, die bis in die Füße verlaufen und dem Thiere eine ungemein scharfe Tastfähigkeit und Empfindlichkeit verleihen: die leiseste Berührung des entferntesten Fadens des Gewebes wird von der Spinne, und zwar nur durch die Endglieder der ausgespreizten Füße empfunden, wie denn überhaupt kein durch die Sinne wahrnehmbarer Eindruck, sei er auch noch so schwach, unempfindlich an ihnen vorübergeht. Ihr berühmt gewordenes Vorgefühl für Witterungswechsel, das schon den Alten



Stellung der Augen.

Flechten-Wolfspinne, Lycosa gyrophora. (Fig. 1.)



Nest der Flechten-Wolfspinne. (Fig. 2.)

Theridie, Thoridion schizopods. (Fig. 3.)

A

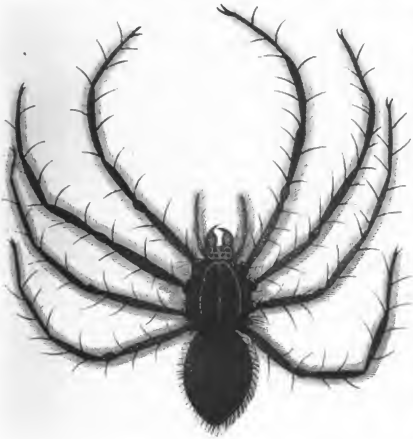
Nest der Theridie. (Fig. 4.)

bekannt war und dessen schon Aristoteles und Plinius Erwähnung thun, kann wohl als Ausdruck feinster Empfindung gelten, und die Stellung der Spinnen im Netze, ihre Thätigkeit oder Zurückgezogenheit, steht, wie die genauen Beobachtungen Quatremère d'Isjouval, eines Offiziers der ersten französischen Republik, der während einer längeren Kriegsgefangenschaft im Kerker zu Utrecht aus Langeweile sich mit den Spinnen beschäftigte, dargethan haben, offenbar mit der Temperatur in Verbindung.

Feindselig und unverträglich unter einander, ist Geselligkeit dem Charakter der Spinnen völlig fremd; nie vertragen sich zwei Spinnen in einem Gewebe. Zwischen

Digitized by Google

männlichen und weiblichen Individuen finden selbst während der Paarungszeit, die vom Frühjahr bis zu Ende des Sommers dauert, nur kurze vorübergehende Berührungen statt, und nur mit vieler Vorsicht nähert sich das Männchen dem größeren Weibchen, da es von diesem leicht umgebracht und ausgesogen wird. Nur die eben ausgekrochenen Jungen sind einigermaßen zur Geselligkeit geneigt, bleiben eine kurze Zeit lang bei einander und bilden einen mit sehr feinen Fäden überzogenen Klumpen, der bei der leisesten Berührung durch Menschenhand sich durch allgemeine Flucht auflöst, bald aber sich von Neuem wieder zu einer Masse formt.



Farrn-Clubione, Clubiona filices. (Fig. 5.)

Nest der Farrn-Clubione. (Fig. 6.)

Alle Spinnen legen Eier, manche oft mehrmals im Jahr, und hüllen dieselben in ein dichtes Gespinnst, welches, dick genug um Feuchtigkeit und Kälte abzuhalten, meist kugel-, glocken- oder paukenförmig ist, zuweilen aber auch auf einem Stiele steht oder in eine Keule endigt, und von ihnen entweder irgendwo angeklebt oder an Grashalmen, Pflanzenstengeln ꝛc. mittelst des Stiels angehängt, in Spalten und Erdlöchern verborgen, oder auch wohl von der Mutter herumgetragen wird. Letzteres ist der Fall bei der in unsern Gärten sehr gemeinen Wolfspinne (Lycosa saccata), die den kugeligen, mit vielen Eiern angefüllten Sack oder Cocon mit den Hinterfüßen erfaßt, ihn überall mit sich herumschleppt, denselben nicht ohne Widerstand zu leisten hergibt, in seiner Nähe bleibt, und ohne die sonstige, allen Spinnen eigene Scheu und Furchtsamkeit zu verrathen, bei erster Gelegenheit zurückkommt, um ihn schnell zu erfassen und eiligst mit ihm zu entfliehen. Sogar die ausgeschlüpften Jungen trägt diese Spinnenart noch eine Zeit lang auf dem Rücken herum, bis sie sich selbst auf immer von einander trennen, um jedes für sich besonders seine eigene Wirthschaft anzulegen. Eine andere, in Südfrankreich und Dalmatien lebende Spinne, die Zeltspinne (Clotho maculata), die erst im December und Januar ihre Eier legt, verfertigt mit bewundernswürdiger Kunst in Felsspalten, Ritzen oder unter Steinen eine Art von Zelt, mit 7—8 Einschnitten am Rande, das mittelst feiner Fäden an den Seiten befestigt ist, um seine Jungen in der ersten Lebensperiode zu schützen. — Die Eier sämmtlicher Spinnen sind rund, haben eine pergamentartige Schale und widerstehen mäßigen Kältegraden; bei starker Vergrößerung erscheinen sie nicht immer glatt, sondern gekörnt, gestreift, kantig und oft auch verschieden gezeichnet. Die Jungen der zuerst gelegten Eier schlüpfen im Herbst, die der später gelegten erst im nächsten Frühling aus und sind, ehe sie ihre vollkommene Größe erreichen, mehreren Häutungen unterworfen, bei welchen sie sich stets an einen Faden hängen. Bei der Häutung selbst springt die Brust der Länge nach auf, und der Leib zieht sich bald sammt den Füßen heraus. Die meisten Spinnen bringen den Winter über im Erstarrungszustande zu und erreichen ein Alter von drei bis vier Jahren, andere sterben schon im ersten Herbste und lassen ihre Eiersäcke an geschützten Orten zurück.

Das interessanteste und eigenthümlichste Organ der Spinnen bilden die am Ende des Hinterleibes befindlichen vier oder sechs walzen- oder kegelförmigen Spinnwarzen,

Digitized by Google

die zum Durchgang der außerordentlich zarten Seidenfäden mit unzähligen feinen Poren versehen sind. Die Spinnflüssigkeit, der zur Bereitung jener Fäden dienende Stoff, ist ein leim- oder gummiartiger Saft, der sich weder in Wasser noch in Weingeist auflöst und in einigen spiralförmig gewundenen, darmförmigen Drüsen abgesondert wird, die im Hinterleibe liegen und mit den Spinnwarzen durch feine Kanäle in Verbindung stehen. Wollen die Spinnen einen Faden ziehen, so drücken sie die Warzen irgendwo an und laufen dann fort, wodurch die Spinnflüssigkeit zu mikroskopisch feinen Fäden ausgezogen wird, die durch Anwendung der Hinterfüße zu einem einzelnen dickeren Faden zusammengedreht werden. Das Endglied trägt, wie wir in unserer Abbildung sehen, immer zwei Klauen, mit kammartig gestellten Zähnen, bisweilen auch noch einen entgegengestellten, unpaarigen, ebenfalls gezähnten Sporn, und außerdem viele Haare und Stacheln, zwischen welchen, natürliche Vorrichtungen bildend, die einzelnen Fäden hindurchlaufen und zumal beim Weben die nöthige Richtung und Stärke erhalten. Die Gewebe selbst bestehen, wie dicht sie auch bei den einzelnen Spinnengattungen erscheinen mögen, stets nur aus zahlreichen, sich kreuzenden oder übereinanderlagernden Fäden, die, obwohl meist aus mehreren zusammengesetzt, häufig so dünn und fein sind, daß man sie im Schatten gar nicht, im Sonnenschein nur durch ihren Silberglanz zu unterscheiden vermag. Von der Zartheit des Gespinnstes kann man sich vielleicht einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß oft erst 14,000 Fäden desselben zusammengedreht die Dicke eines starken Zwirnfadens erreichen. Jede Spinnenfamilie befolgt beim Weben einen eigenthümlichen und besondern Plan, der aber zuweilen durch Zufälligkeiten der augenblicklichen Lage angemessen geändert wird. Bei den geometrischen oder Radspinnen, zu denen unsere Kreuzspinne gehört, besteht das Gewebe aus concentrischen, über ausgespannte Strahlen laufenden Kreisen; bei den Netzspinnen ist es scheinbar unregelmäßig, erreicht aber einen bedeutenden Umfang; bei den Webspinnen ist es dünn, horizontal und aus sehr engen Maschen zusammengesetzt; bei den Röhrenspinnen gleicht es seidenartigen Röhren; bei den Trichterspinnen hat es eine kegel- oder glockenförmige Gestalt; bei den Zellenspinnen ähnelt es kleinen, engen Säckchen, die zum Aufenthalte dienen; bei den Tapezierspinnen bildet es die seidenartige Bekleidung des Innern der Felsspalten und Erdlöcher, in welchen die Spinnen ihre Wohnung aufgeschlagen haben; und bei den vor- und seitwärts laufenden Krabbenspinnen besteht es nur aus einzelnen sehr langen und starken unverbundenen, wie auf's Gerathewohl ausgespannten Fäden. Die unterscheidenden Lauf- und Jagdspinnen weben niemals.

Der Nestbau und das Gewebe der einzelnen Spinnengattungen ist wahrhaft bewundernswürdig, und ist nur zu bedauern, daß den gefürchteten Thieren selbst und ihrem Fleiße so wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird. Sind auch die Kunstbauten dieser Thiere, die wir hier geben, in manchen Stücken von denen verschieden, die sie in den Einöden dichter Waldungen oder in den Spalten einzelnstehender Felsen ausführen, so weichen sie doch nicht von der ursprünglichen, dort vorgezeichneten Architektur ab, sondern bewahrheiten die bereits oben ausgesprochene Andeutung, daß sämmtliche Webspinnen die Fähigkeit besitzen, sich in alle Umstände und Lagen zu fügen und alle Zufälligkeiten des Lebens auf's Beste zu benützen.

Die in Fig. 1 (pag. 300) bedeutend vergrößert abgebildete Flechten-Wolfspinne, Lycosa gyrophora, die in der Freiheit ihr Gewebe über einen Raum von mehr als einem Quadratfuß ausspannt, dasselbe dicht über das Moos oder die Flechten zieht, die sie zum Niederlassungsorte erwählt, nach allen Seiten gut befestigt und im Centrum desselben ihren Schatz, den Eiersack, birgt, den sie beim Umherstreichen mit sich trägt und mit den Hinterfüßen festhält, ändert ihre Bauweise, sowie sie in Gefangenschaft gerath. Die Weberin des Nestes, das Fig. 2 zeigt, fügte sich, unerwartet eingefangen und unter ein Zuckerglas gebracht, in welchem sich großblätterige Flechten befanden, ungemein schnell in ihre neue Lage. Im gleichen Glase befand sich eine wundernette kleine Epeira (Kreuzspinne), die im Begriff war, aus zwei vertrockneten Blättern ihr Nest zu bilden. Die erste Beschäftigung der Lycosa war, nachdem sie die Vorbereitungen ihrer Gegnerin untersucht, ihre Toilette zu machen und sich zu putzen, dann ihrer wahren Lage sich zu gewissern und die arme kleine Epeira zu verzehren. Als dies geschehen, zerriß sie die ganze Arbeit ihrer vernichteten Feindin und begann bis zum Mittag des nächsten Tages, als hätte sie übertegt, daß es ihr doch unmöglich sein würde, ihren Eiersack herumzuschleppen oder unter eine breite Decke zu bergen, ein Nest zu vollenden, wie es unsere Figur zeigt.

Die in Fig. 3 ebenfalls sehr vergrößert abgebildete Theridie, Thoridion schizopods, nach ihren eigenthümlich getheilten Klauen so benannt, bedeckt bei völlig ausgewachsener Größe, einschließlich ihrer Füße, von denen das erste und vierte Fußpaar am längsten sind, eine Fläche von 3 Zoll im Umkreis, während andere Arten desselben Geschlechts nur eine Körpergröße von 2—3 Linien haben. Im Freien spannt sie nur wenige Fäden zu einem unordentlichen Gewebe und hüllt ihre Eier in einen runden Flocken von losem, seidenartigem Gespinnst ein; viele fügen auch durch Fäden die Seiten sich berührender Blätter zusammen und schaffen sich so ein Asyl, das sie innen wie mit Seide überziehen, und in demselben ihre Eierhülse bergend, bewachen sie diese mit so wahrhaft mütterlicher Liebe, daß sie sich damit aus dem Blatte ziehen lassen, wenn man sie herauszutreiben sucht. Gefangen und in ein Zuckerglas gebracht, wob die Theridie oder Kranzspinne während einer Nacht das in Fig. 4 dargestellte, einer kleinen Börse gleichende, völlig wasserdichte, starke und elastische Nest, das nach allen Seiten durch starke Fäden mit dem Glase fest verbunden, und dessen sichtbare Oeffnung mit einem Rande von grober brauner Seide dicht umschlossen war.

Die Farrn-Clubione, Clubiona filices, Fig. 5, ist eine der grimmigsten Spinnen und findet sich am häufigsten unter den abgefallenen Zweigen und Blättern der Farrnkräuter, wo sie sich gegen jede Störung zur Wehre setzt, und wenn ergriffen so fest ihre Krallen einhakt, daß man fast ihre Beine ausziehen muß, ehe sie loslässt. Sie macht sich ein kugeliges, einem seidenen Balle gleichendes Gewebe, Fig. 6, mit einer Oeffnung, um welche sie verwirrte, klebrig bleibende Fäden zieht und sich ganz still hineinsetzt. Kaum berührt eine Fliege einen dieser Fäden, so bleibt sie hängen, wird hierauf von der lauernden Spinne gepackt und nicht eher losgelassen, als bis sie ganz todt ist; dann wird die Beute in's Loch gezogen, aber nicht überspunnen, wie dies zuweilen bei andern Gattungen der Fall ist. Für Insekten ist der Biß dieser Spinne giftig, und selbst große Fliegen sterben, wenn ihnen nur ein Fuß verletzt wird. In der Gefangenschaft stirbt die Clubione schon nach einigen Stunden, entweder in Folge ihrer unbändigen

Digitized by Google

Wuth, oder weil sie beim Fangen immer mehr oder weniger verletzt wird.

Die allgemein bekannte, ungemein verbreitete Kreuzspinne, Epeira diadema, die in mehr als hundert Arten in Europa gefunden wird, gilt überall als das Musterbild der Spinnen, und auf sie beziehen sich die Mythen der Alten. Viele bisher ganz übersehene Spinnen stehen ihr zwar an Kunsttrieb nicht nach, doch fesselt gerade sie vor allen andern den gewöhnlichen Beobachter durch die Größe und Regelmäßigkeit ihres fast immer senkrechten Gewebes, das übrigens, wie es scheint, nur vom Weibchen verfertigt wird. Meistens sitzen sie am Mittelpunkte desselben, das Bruststück nach unten gerichtet; indessen befolgen nicht alle den gleichen Plan, sondern fügen sich, mit weiser Berechnung der Lokalitäten, allen Zufälligkeiten und Umständen, und viele Arten legen in der Nähe des Netzes, das sie nur als Jagdrevier und nicht als Aufenthaltsort zu betrachten scheinen, eine aus grobem Gespinnst bestehende Wohnung an, welche die Gestalt eines flachen Vogelnestes hat. Die meisten Kreuzspinnen-Species leben nur einen Sommer lang, und nur wenige, denen besonders günstige Lokalitäten zu Theil wurden, erreichen ein Alter von zwei und mehr Jahren. Im Spätjahr legen sie gegen 100 Eier, die sie mit Seide zu einer dichten Kugel überspinnen. Die Jungen kriechen im nächsten Frühjahre aus, trennen sich sehr bald, häuten sich öfters, und erreichen schon in einigen Monaten eine so bedeutende Größe, daß der Hinterleib einer großen Haselnuß an Umfang nichts nachgibt. Vorzugsweise legen sie ihre Gewebe gern an Orten an, wo Luftzug herrscht, und verrathen bei Vertheidigung desselben, besonders gegen ihres Gleichen, Muth, ja ich möchte fast sagen Wildheit. Das bedeutend größere Weibchen fällt stets mit Ingrimm über die sich unvorsichtig nahenden Männchen her und frißt sie auf. Andere Spinnenarten sind ihre gefürchtetsten Feinde, namentlich aber vermag eine Drasseus-Art (Dr. perfida) sie in die größte Angst zu versetzen. Als ich an einem schönen Augusttag vorsichtig und geräuschlos im Garten auf der Lauer stand, um einige Netzflügler zu erlangen, die eben beschäftigt waren, ihre Eier auf einer nahestehenden Dahlia zu deponiren, wurde meine Aufmerksamkeit auf die unruhigen Bewegungen einer kleinen prächtigen, fast weißen, grünschattirten Kreuzspinne, der Epeira prasinus, gelenkt; rastlos und ängstlich lief sie rund herum, bald auf, bald nieder, als ob sie unentschlossen sei, ihr Gewebe zu verlassen oder nicht. Als ich hinter den Lilakbusch schaute, an welchem ihr Gewebe befestigt war, gewahrte ich die Ursache ihres Schreckens — eine riesige Drasseus, die ihr wohl viermal an Größe überlegen war und jede ihrer Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit bewachte (siehe Fig. 7 Seite 304). Diese hatte von der obersten Spitze einer südamerikanischen Aloe, hinter deren Blättern sie selbst ihr Netz aufgeschlagen, eine starke Fadenbrücke bis zu dem Hauptlabel des Nestes der kleinen Epeira construirt, das von dem Lilakbusch bis unter die Aloe führte, wo der Eiersack derselben Schutz gefunden. Die Jungen der Epeira waren dem Ausschlüpfen nahe, daher die Aengstlichkeit der sorgsamen Mutter, die unruhig auf und ab eilte, um ihre Nachkommenschaft zu schützen, und die armen gefangenen Mücken unbeachtet zappeln ließ, nur um ein wachsames Auge auf die gefährdeten Jungen zu werfen. Wie lange die Belagerung der armen Epeira schon gedauert haben mochte, konnte ich nicht ermessen, beschloß aber den Ausgang derselben zu beobachten. Der Vortheil schien ganz auf Seiten der Drassee. Stundenlang wechselten Pläne und Gegenpläne; beide Feinde bargen sich abwechselnd unter den Blättern, bewachten aber alle gegenseitigen Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Mir ward der endlose Kampf allmälig langweilig, und schon beschloß ich, mich wieder nach meinen Netzflüglern umzusehen, als die Riesin, während die Epeira nach ihrem Netze zurückgekehrt war, plötzlich die Brücke herabstürmend keck in das Lager ihrer Feindin eindrang und unter den dichten Blättern des Lilak verschwand. Mit gleicher Schnelle schwenkte sich die kleine Epeira einen Faden ziehend nach der von der Aloe herabführenden Brücke und eilte dieselbe aufwärts. Die Drassee, welche vermuthen mochte, daß ihre Gegnerin ihr eigenes Nest anzugreifen beabsichtige, kehrte schnell zurück, um ihr wo möglich zuvorzukommen; als sie aber den Verbindungskanal beider Luftbrücken erreichte, stürzte die kleine Epeira an einem Faden hängend unvermuthet auf die Drassee herab und fing ihre kleinen Fänge in deren Körper, gerade an der Stelle, wo Thorax und Hinterleib zusammengefügt sind. Der Kampf war vorüber, der Sieg gewonnen. Erstaunt über den unerwarteten Ausgang, konnte ich nur die Vorsicht und Klugheit des kleinen Thieres bewundern, sich so weise der drohenden Gefahr entzogen zu haben. Als ich am Abend nach der Stelle des Kampfes zurückkehrte, war der getödtete Feind mit einem Gewebe umspannen und an einem Aloeblatte aufgehängt, die kleine Siegerin aber ruhte in der Mitte ihres Gespinnstes von den Mühen und Schrecken des überstandenen Kampfes aus.

Wie jedem Thiere, fehlt es auch den Spinnen nicht an Feinden, die ihre Ueberhandnahme beschränken, und nicht nur daß sie unter sich selbst einen grimmigen Krieg führen, werden sie von vielen Vögeln eifrigst aufgesucht, von Eidechsen, Fröschen und Kröten weggefangen, von Menschen aus überliefertem Widerwillen, obwohl mit Unrecht, rücksichtslos getödtet, und in den Tropenländern von Affen als Leckerbissen verspeist. Schlupfwespen und Raupentödter, welche die Eier der Spinnen aufsuchen, um ihre eigenen hineinzulegen, deren auskriechende Larven bald die ganze Behausung zerstören, sind außer den genannten ihre größten Feinde.

Dem Menschen selbst wird, wenigstens bei uns, keine Spinne direkt schädlich, und was irgend von der Giftigkeit des Bisses gesagt und leider fast allgemein geglaubt wird, gehört in den Bereich der oft widerlegten, aber unausrottbaren Fabeln. Manche Menschen haben zwar eine angeborene Scheu vor den Spinnen, und ich selbst kenne zwei Geschwister, die einen solchen Ekel vor diesen Thieren haben, daß sie deren Nähe fühlen, auch wenn ihnen dieselben nicht zu Gesicht kommen. Eines Tags sah ich die Schwester todtenblaß werden, indem sie aus den Falten ihres Schleiers eine wohlbekleidete Kreuzspinne nahm, die sie mit den bloßen Fingern anfassend zum Fenster trug, wo sie dann unter den Weinblättern bald verschwand. Verwundert über dieses Blaßwerden, das sich selbst längere Zeit nachher noch nicht verlor, frug ich nach der Ursache, und da erzählte sie mir: ihr Bruder, sie und schon die Meisten ihrer Vorfahren hätten eine instinktive Abneigung vor diesen Geschöpfen, weil ihr aber so manche Unannehmlichkeit hieraus erwachse, habe sie den Entschluß gefaßt, diesen Fehler zu überwinden, obgleich sich ihre ganze Natur gegen diesen Kampf empöre. Ich munterte sie auf, beharrlich zu sein, indem ich ihr prophezeite, sie werde die Spinnen im Verhältniß lieb gewinnen, wie sie dieselben jetzt fürchte; freilich schüttelte sie sehr ungläubig den Kopf, und auch ich gebe zu, daß ich etwas zu kühn in meiner Voraussage war. Nur um meine ver-

Digitized by Google

ehrten Leserinnen zur löblichen Nachahmung dieses Beispiels zu entflammen, erzähle ich hier diesen Fall, denn leider glaubt man in unsern Tagen, es gehöre unumgänglich zum guten Ton, beim Anblick einer Spinne oder eines andern dieser unschuldigen, aber verachteten Thiere den größtmöglichen Abscheu zu äußern. Junge Damen, die in Gesellschaft mit Bravour die Titel der Romane aufzählen, mit denen sie ihre Literatur-Kenntnisse bereichern und dabei vielleicht Dumas' „Tausend und Eine Nacht" an die Spitze stellen, dreist behaupten: das Lesen dieser haarsträubenden Geschichten habe sie nicht um den süßen Schlummer einer einzigen Nacht betrogen, simuliren, um nicht für ungebildet zu gelten, ein Entsetzen, das einem convulsivischen Zittern gleichkommt, wenn eine Raupe an ihrem Kleide kriecht, eine Spinne von den Zweigen eines Baumes sich auf sie niederläßt, oder gar ein kleiner Frosch oder Kröte sich erkühnt, vor ihren Blicken über den Weg zu hüpfen, — gewiß lauter Thierchen, die in ihrer Art eher auf Grazie Anspruch machen können, als manches der erschreckten Menschenkinder. Wie lächerlich — ja ich möchte fast sagen betrübend — ein solch' thörichtes Gebahren jedem Vernünftigdenkenden erscheinen muß, überlasse ich dem gesunden Urtheile meiner Leser. An alle jene Mädchen und Frauen aber, die den Grad ihrer Bildung durch die Zartheit ihrer Nerven beweisen wollen, richte ich den wohlmeinenden Rath, doch zum eigenen Besten zu erwägen, daß der ächte Prüfstein wahrer Bildung und wirklich guter Erziehung allein darin besteht: seine Empfindungen zu verbergen und seine Neigungen, mögen sie nun attraktiver oder abstraktiver Art sein, nach den Principien der Vernunft zu zügeln!

Kampf einer Kreuzspinne mit einer Drassee. (Fig. 7, zu Seite 303.)

Welchen großen Nutzen die Spinnen durch Beschränkung der Insekten stiften, bedarf keines Beweises, allein direkt nützlich für den Menschen sind sie nicht. Nur für optische Zwecke, und zwar zur Herstellung von Mikrometern astronomischer Fernröhren, bedient man sich noch der Spinnenfäden, welche von $^1/_{4000}$ bis $^1/_{8000}$ Zoll im Durchmesser haben, während es unmöglich ist, einen Silberdraht von geringerer Dicke als $^1/_{974}$ Zoll herzustellen.

P.

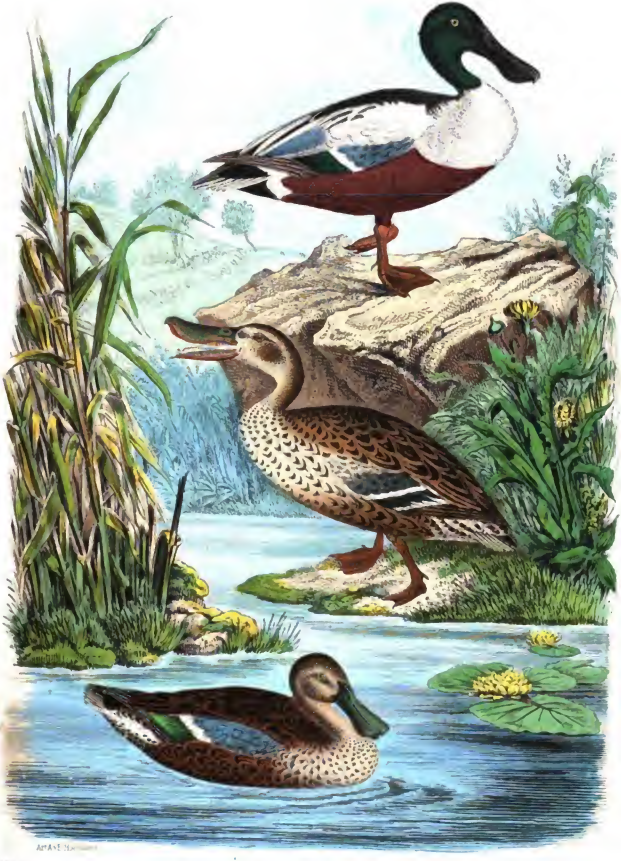
Die Löffelente.

(Taf. 39.)

Die Nagelschnäbler oder Anatiden sind die schönsten und nützlichsten Schwimmvögel und durch den mit einer empfindlichen Wachshaut bekleideten, an der Spitze mit einem abgerundeten Nagel versehenen Schnabel, der wenig länger als der Kopf und fast gleich breit ist, leicht von andern Schwimmvögeln zu unterscheiden. Die kurzen, weit hinter der Mitte des Körpers eingelenkten Beine mit im Rumpfe versteckten Schienbeinen, die Schwimmhäute, den längeren Hals, das dichte Gefieder und die großen Fettdrüsen haben sie mit andern Schwimmvögeln gemein; die zahnartigen, hornigen Blätter auf den innern Schnabelrändern sind ein dieser Familie eigenthümliches Merkmal, von dem dieselbe auch den Namen Blätterschnäbler (Lamellirostres) erhielt. Durch diese, einigermaßen an die Zahnbildung anderer Thiere erinnernde Einrichtung fließt das Wasser und der halbflüssige Schlamm, den sie schnatternd im Schnabel aufnehmen, durch jene Blättchen wieder ab, während Körner, Würmer und andere ihnen zur Nahrung dienende Thierchen zurückbleiben. Man unterscheidet schwimmende und tauchende Enten. Zu den ersteren gehören die Schwäne, die Gänse und die Enten. Unter den Enten, deren Schnabel gleich breit und deren Nagel klein und schmäler als der Oberschnabel ist, weicht eine Art, die Löffelente, in auffallender Weise von dem Charakter der Gattung ab, indem ihr Schnabel an der Spitze doppelt so breit als an der Wurzel ist.

Die Löffelente oder blauflügelige Ente, Anas clypeata *L.*, ist durch den erweiterten Schnabel und die weißen, weithin leuchtenden Partien ihres schönen Gefieders nicht wohl mit einer anderen unserer zwölf europäischen Entenarten zu verwechseln. Sie ist von mittlerer Größe, 18—20 Zoll lang, und hat eine Flugweite von 33 Zoll. Der Kopf und Hals der Löffelente, die im Prachtkleide zu den schönsten dieser Gattung gehört, ist bis zur Mitte schwarz mit goldgrünem Schimmer, Kropf und Unterhals rein weiß, Brust und Unterleib kastanienbraun mit schwarzen Flecken. Der obere Theil des Rückens ist schwärzlichbraun mit graubraunen Federkanten, der untere Theil desselben

Digitized by Google



Digitized by Google

braunschwarz. Am buntesten ist die weiß, schwarzbraun und grünschwarz gezeichnete Schulterpartie. Der Spiegel des alten Männchens ist prächtig goldgrün, in's Blaue und Violette spielend, und unten mit einem weißen Saume begrenzt. Der Schwanz ist dunkel aschgrau mit breiten weißen Federkanten, und zwischen Bürzel und Bauch steht auf beiden Seiten ein weißer Fleck. Der Schnabel ist graugrünlich, im Prachtkleide blauschwarz. Die Füße sind, zumal beim Männchen, lebhaft orangeroth, welche Färbung sich bei ausgestopften Exemplaren in die unscheinbare Hornfarbe verwandelt.

Von dem größeren Männchen mit seinen prächtig gezeichneten Flügeln, dem ungefleckten Unterrücken und dem dunkleren rostbraunen Unterleibe ist das gelblich und schwärzlich gefleckte entenbraune Weibchen mit schwärzlichem, etwas grünlich glänzendem Spiegel und aschgrau glänzendem Oberflügel leicht zu unterscheiden.

Wie die Enten überhaupt, hält sich die Löffelente vorzugsweise in den höheren Breiten auf, ohne jedoch den äußersten Norden zu berühren. Am häufigsten kommt sie in England, Dänemark und dem nördlichen Deutschland vor. Beim Eintritt des Winters zieht sie in kleinen Schaaren südlich bis Ungarn und Italien. Sie ziehen gewöhnlich des Nachts, sehr hoch fliegend und in eine schräge Reihe geordnet. Während der Wanderzeit besucht sie bei uns Teiche und stehende Gewässer aller Art. Sie ist weniger scheu als andere Enten, und daher leichter zum Schusse zu bringen. Zu zähmen ist sie leicht. Kann man sich Eier verschaffen, die man von einer Hausente ausbrüten läßt, und die Jungen auf einen wohlbewachsenen Teich bringen, so gedeihen sie vortrefflich. Neben Gerste und Brod müssen sie noch einen Zusatz von Grünem bekommen.

Hin und wieder nistet die Löffelente auch in Deutschland. An der Elbe und Saale sollen sich eben so viele Nester der Löffelente, als Nester der März- und Knäkente finden. Das ziemlich gerundete, in der Mitte vertiefte Nest ist schlecht aus Schilf, Binsen und Gras gebaut und gut im Gesträuch und Gestrüppe versteckt. Es enthält 8 bis 12 einfarbige, rostgelblichweiße Eier, welche vom Weibchen etlich und zwanzig Tage bebrütet werden. Die Eier und das Fleisch werden als ungemein wohlschmeckend gerühmt.

C. K.

Aron und Esther,

oder:

Drei Tage aus Rabbi Nathan Clausener's Leben *).

Ein jüdisches Sittenbild.

Aus dem Dänischen übertragen von L. Du Bois.

1.

Zwei junge Juden.

An einem schönen Freitag Nachmittag trat Wolf Israel, der Sohn des reichen Bankiers Leib Israel, in das Comptoir des Kaufmanns Gerson zu Kopenhagen und fragte nach dem Buchhalter Aron Jacobson. Er wurde in ein hinter dem Comptoir befindliches Zimmer gewiesen und fand dort seinen Freund Aron unthätig und von der Arbeit ruhend. Nachdem sich Beide die Hände geschüttelt hatten, fragte Wolf Israel:

„Bist du krank?"

„O nein," versetzte Ersterer, „ganz wohl; aber da ich nicht meinen gewohnten Schlaf gehabt habe, so fühle ich mich heute müde und erschöpft. Ich bin nicht stark genug für solche Schwelgereien, wie unsere gestrige war."

„Bah, du bist stärker als ich, und hast nur noch nicht Uebung genug. Schwelgereien! Nennst du das eine Schwelgerei, weil wir im Walde Musik hörten und ein Glas Wein tranken? Das wäre eine sehr dürftige Schwelgerei."

„Für mich mehr als genügend; ich bereue es, daran Theil genommen zu haben."

„O sage das nicht! Du bist ein so heiterer Geselle, nachdem ein Schoppen Wein über deine Lippen geflossen ist; die ganze Gesellschaft war entzückt von deinem Gesange. Wir kommen heute Abend wieder zusammen, und ich habe versprechen müssen, dich auch wieder mitzubringen. Mein Wagen mit den beiden neuen Pferden wird außerhalb der Stadt unser warten, — um deinetwillen, nicht wegen meiner; denn ich selbst frage nichts darnach, ob man mich an einem Sabbath in einer Kutsche fahren sieht oder nicht."

„Heute Abend? Nein, ich danke dir, ich kann nicht. Am vorigen Freitag Abend habe ich bei Herrn Gerson gespeist, und also schon an zwei Sabbathabenden nicht bei meinen Eltern, — nein, ich kann nicht!"

„Du bist ein Kind und willst ein Kind bleiben, wie es scheint! Aber du siehst wirklich krank aus, — was fehlt dir? Es ist auf keinen Fall nur der entbehrte Schlaf. Sprich, sei aufrichtig!"

„Wolf," erwiderte Aron mit Thränen in den Augen, „das Gewissen thut mir weh; ich wollte, ich hätte gestern Abend das Beefsteak *) nicht gegessen."

„Wirklich, mein Sohn? Allerdings, es war eine große Sünde! Allein ich, ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, gebe dir feierlichst Absolution. Der Wagen wird um acht Uhr bereit sein und uns, nachdem diese schwere Sünde von dir genommen worden ist, in einer halben Stunde nach dem Gehölze bringen."

„Ich bin dreißig Jahre alt, aber nie zuvor hat etwas Unreines meine Lippen berührt. Warum können wir nicht fröhlich sein, ohne die Gesetze unserer Voreltern zu verletzen?"

„Ach, Thorheit! Kannst du dich nicht von den alten Rabbinern und ihrem Aberglauben losmachen?"

„Aber Moses?" wandte Aron mit ängstlichem Blicke ein.

„Bah, Moses war auch nichts Anderes als ein Rabbiner, der, grade so wie der Rheinwein, nur dadurch zu

*) Die obige Original-Erzählung ist von der Feder des berühmten dänischen Schriftstellers Goldschmidt.

*) D. h. Fleisch, welches nicht von Juden zubereitet war, also unrein.

Digitized by Google

hohen Ehren gelangt ist, daß er viele hundert Jahre stillgelegen hat. Auf mein Wort, eine prächtige Idee! Nun, erschrick nur nicht; dein Haar braucht sich nicht zu sträuben! Ich hatte keine böse Absicht und will nichts mehr über Moses sagen. Auch verspreche ich dir, daß du heute Abend nicht wieder zum Beefsteakessen verleitet oder einer ähnlichen Versuchung ausgesetzt werden sollst."

„Mit dem Genusse des Weins verläßt uns die Vernunft," entgegnete Aron; „am besten ist es, fern zu bleiben. Ein Gefühl wie die Vorahnung eines kommenden Unglücks drückt mich seit gestern Abend unaufhörlich. Ich mag den Zorn des Himmels nicht noch einmal herausfordern. Nein, Wolf, ich danke dir, — heute Abend will ich den Sabbath feiern."

„Hängen will ich mich lassen, wenn ich dich verstehe! Aber da du durchaus nicht willst, so muß ich mir einen andern Gefährten suchen. Lebe wohl, Rabbi!"

Bei Wolfs letzten Worten überzog eine leichte Röthe Arons Wangen. Nachdem sein Freund jedoch fortgegangen war, setzte er sich an seine Geschäfte und arbeitete angestrengt bis zum Anbruch der Dämmerung, worauf er die übrigen Handlungsdiener entließ, das Comptoir verschloß und nach Hause ging.

2.

Eref Sabbath, oder: Der Sabbathabend.

Bei seiner Heimkunft traf Aron seine Mutter am Sabbathtische, wo sie die Lampe weihte und, die Hände dagegen ausstreckend, das Gebet sprach.

„Bist du heute Abend in der Synagoge gewesen?" fragte sie darauf den Sohn.

„Nein, liebe Mutter," antwortete Letzterer; „ich komme soeben erst von dem Comptoir, und habe noch nicht einmal Zeit gehabt, mich umzukleiden. Ist der Vater schon heimgekommen?"

„Nein; ich glaube, sie lesen jetzt das Bameh matlikin *). Er wird bald kommen. Ich werde das Nachtessen hereinbringen lassen."

Aron eilte in sein Zimmer, um die Kleidung zu wechseln, und kehrte grade dahin zurück, als der Vater eintrat.

„Guten Sabbath!" rief Letzterer freundlich.

„Guten Sabbath!" erwiederten die Mutter und der Sohn, worauf Aron, den Kopf bedeckend, den Sabbathsegen empfing.

„Es war ein Genuß, heute in der Synagoge zu sein," sagte der alte Jacobson. „Wir hatten den neuen Hasson **). Was für eine Stimme! Das Herz hüpft Einem vor Freude. Meine Liebe, ich bin hungrig. Aron, setze dich."

„Ich danke, lieber Vater," entgegnete Aron, „ich will nur warten, bis du Kiddusch gesagt hast ***)."

„Willst du wieder fortgehen, Aron? Sollen wir allein speisen?"

„Nur eine halbe Stunde möchte ich zu Rabbi Nathan gehen," versetzte Aron mit scheuem Tone.

„Am Eref Sabbath solltest du bei deinen Eltern bleiben, Aron, am vorigen Freitag warst du auch nicht bei uns."

„Laß ihn gehen," flüsterte die Mutter mit einem schalkhaften Lächeln.

Der Vater bemerkte es und lächelte mit, indem er sagte:

„So, so? — Nun, guten Sabbath! Meinen Gruß an Rabbi Nathan."

„Und den meinigen an seine Frau und Tochter," fügte die Mutter hinzu.

Rabbi Nathan Clausener, nach dessen Hause Aron jetzt seine Schritte richtete, war einer von den bei den Juden so hoch geachteten Männern, welche ihr ganzes Leben dem Studium der heiligen Schrift und ihrer voluminösen Commentatoren widmen. Wie sein Beiname Clausener — vom Lateinischen, clausa, die Zelle, abgeleitet — andeutete, war er ein Mann, der aus den Fonds der Gemeinde dafür bezahlt wurde, in stiller Einsamkeit die heiligen Bücher zu lesen. Nach dem Glauben Vieler führte ein solches Leben oft zur Kenntniß geheimer Wissenschaft und zur Erlangung geheimer Macht, — der Macht, nur Gutes zu thun und bei Gott Fürbitten für sein Volk einzulegen, wenn er es mit seinem Zorne bedrohte oder großen Gefahren preisgab. Noch vor dreißig oder vierzig Jahren war und selbst noch gegenwärtig ist in manchen Gegenden ein solcher ehrwürdiger Rabbi dem Judenthum das, was einzelne Heilige dem Christenthum waren, aber mit dem Unterschiede, daß, während der christliche Heilige die alten Glaubenslehren verändern oder neue aufstellen kann, der jüdische seine Macht und seinen Einfluß nur aus der Strenge herleitet, mit der er die Vorschriften der heiligen Bücher beobachtet. Er ist der Spiegel des Gesetzes, dessen Bild er treu wiedergeben muß, wenn nicht die Gemeinde sogleich Kenntniß davon nehmen soll. Rabbi Nathan gehörte einer Zeit und einer Stadt an, wo das Licht der Vernunft bereits mit hellem Scheine leuchtete. Man schrieb ihm deßhalb keine ungewöhnliche Macht zu, und ebensowenig maßte er sich eine solche an; aber man hatte die Bemerkung gemacht, daß er eine deutliche Vorahnung von gewissen Todesfällen besaß. Solche jugendliche Mitglieder, wie Wolf Israel, sofern er überhaupt ein Mitglied der Gemeinde genannt werden konnte, — faßen ihn natürlich nur wie eine aus der Vergangenheit herrührende Versteinerung an; aber von allen Uebrigen genoß er eine große Achtung und wurde wachsam beobachtet.

Als Aron eintrat, saß Rabbi Nathan, umgeben von seiner Familie, der Frau, der Tochter und seinen drei Söhnen, mit ihren Weibern und Kindern, beim Nachtessen des Sabbathabends. Beim Anblicke des Kommenden rief er freundlich:

„Je später der Abend, desto schöner der Gast! Komm', setze dich und speise mit uns."

Die übrigen Mitglieder der Familie empfingen ihn eben so freundlich und zogen ihre Stühle zusammen, um Platz für ihn an Esthers Seite zu machen.

„Wie lange wir dich nicht gesehen haben!" sagte sie leise zu ihm.

„Ja, es sind grade vierzehn Tage," erwiederte er; „aber glaube mir, die Zeit ist mir auch peinlich lang geworden."

„Der Vater hat oft nach dir gefragt; er sieht dich so gern."

*) Eine Abhandlung, mit dem Titel: „Wie ist das Licht des Sabbaths anzuzünden?" welche Freitag Abends nach Beendigung der Gebete gelesen wird.

**) Vorsänger.

***) D. h. Brod und Wein gesegnet hast.

Digitized by Google

„Gepriesen sei Gott!“ versetzte Aron, seine Hand auf Esthers Aermel legend.

Esther gab ihm die ihrige, und zwar unbemerkt, wie sie glaubte.

„Aber du issest ja nicht,“ bemerkte Frummit, des Rabbi's Weib, zu ihrem Gaste.

„Ich danke, ich habe ein vortreffliches Abendessen genossen.“

„Junge Leute sollten einen besseren Appetit haben,“ fuhr Frummit verschlagen fort, obgleich sie recht wohl wußte, daß junge Leute, wenn sie verliebt sind, in der Regel gar keinen Appetit haben; „aber,“ fügte sie hinzu, „ein Stück Kuchen kannst du doch essen, — du sollst ein recht großes Stück haben.“

Darauf schnitt sie erst ein Stück für ihren Gatten ab, und dann eines für Aron, welches jedoch zerbrach.

„Du hast diese Woche nicht fleißig genug gebetet,“ bemerkte sie scherzend.

Aron erröthete und wandte sich schnell an einen der Brüder mit der Frage, ob es wahr sei, was von Joel Salomon gesprochen werde.

Joel Salomon war ein reicher Mann, und die Familie vernahm deßhalb mit Erstaunen, daß nachtheilige Gerüchte in Betreff seiner Verhältnisse umgingen. Man debattirte sehr lebhaft über seine Mittel, seinen Handel, und kam endlich zu dem Schlusse, daß Joel Salomon für einen Verdacht solcher Art zu hoch stehe, worauf Aron sagte:

„Ich habe mich geirrt; es ist nicht Joel Salomon, sondern Amsel Salomon.“

„Amsel Salomon! Der Gascht! *)“ riefen die Söhne lachend; „wer wird sich die Mühe geben, von ihm zu sprechen? Er ist ja noch nicht einmal mit seinem Bankerot fertig. Aron, wo hast du solche Neuigkeiten gehört?“

Aron wußte in seiner Verlegenheit nicht, was er antworten sollte; aber Rabbi Nathan sagte lächelnd und mit einem Blicke auf Aaron und Esther:

„Aron hat Recht.“

Keiner von den Söhnen konnte verstehen, wie Aron Recht haben könne; allein was ein Vater oder ein Rabbi sagt, darf nicht bezweifelt werden, und der Streit hörte deßhalb auf.

„Rebbanfai, laßt uns benschen **),“ sagte der Rabbi, welcher Aron ersuchte, das Amt des Vorsingers zu verrichten.

Aron erröthete bis an die Stirn, als Rabbi Nathan ihm auf diese Weise zum ersten Mal eine so hohe Ehre übertrug, und nie hatte er mit solcher Innigkeit gebetet und dem Gott Israels gedankt, wie bei dieser Gelegenheit.

Nach dem Gebete sang Rabbi Nathan, auf das Sopha zurückgelehnt, eine Sabbathhymne und begann in einem unvorbereiteten Vortrage den Sabbath zu preisen.

„Wie glücklich ist der gute Jude,“ sagte er, „welcher Gottes Gesetze beobachtet! Bei ihm sind Ruhe und Friede, wie auf den Bergen, wenn die Cedern des Abendwindes warten, oder am Meeresufer, wenn die Sonne hinter den Inseln niedersinkt. Sein Herz freut sich beim Anblicke der Kinder und Enkel; er theilt das Mahl mit ihnen, und siehe! es ist hinreichend für Alle, denn Gottes Segen ruhet auf den Reinen. Wenn das Mahl vorüber und das Gebet gesprochen ist, rastet seine Seele wie auf Rosenblättern, und entzückt singt er: ‚Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels, der uns den Sabbath gegeben hat!‘“

„Amen!“ sagten Alle, wie es jedesmal üblich ist, wenn Gott angerufen wird.

„Sehet, meine Kinder,“ fuhr der Rabbi fort, „wie die Ungläubigen den Sabbath feiern. Die Reichen suchen entweder weltliche Vergnügungen, oder vergessen wenigstens, daß sie Tausende von Brüdern haben, welche an diesem Tage, wie an anderen Tagen, leiden und entbehren. Wir aber, während wir uns des heiligen Sabbaths freuen, hören seinen Klageschrei von unsern Brüdern; denn ehe die Sterne leuchteten, gingen Gottes Engel, die Barmherzigkeit, das Mitleid und die Frömmigkeit, mit vollen Körben von Thür zu Thür und kehrten mit leeren heim, und nicht eine Thür wurde vergessen. Wir wissen, daß in ganz Israel Friede und Freude herrschen. Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels, der Wohlthaten und Almosen spendet!“

„Amen!“ riefen alle Anwesenden.

Nach einer Pause fragte Aron mit leiser Stimme:

„Rabbi, wenn in einem so frommen Kreise Einer wäre, welcher gesündigt und verbotene Speise genossen hat, — was würde ihm geschehen?“

Rabbi Nathans Gesicht wurde ernst, indem er antwortete:

„Es wäre möglich, daß der Sünder das Vergehen geheim begangen habe und Niemand davon wisse. Allein in der Gesellschaft der Frommen würde er dennoch eine solche Scham empfinden, wie ein Weib, das seine Unschuld verloren hat. Käme es jedoch an den Tag, so würde ich zwar nicht die Hand gegen das gefallene Weib aufheben und sie auf die Straße stoßen, um ganz unterzugehen; aber,“ fügte er mit einem strengen Blicke hinzu, „ich würde sie sicherlich nicht meinem Sohne zur Frau geben.“

Aron ließ den Kopf sinken, während einer der Söhne, um den Vater von diesem unangenehmen Gegenstande abzulenken, sagte:

„Rabbi, ich habe eine Frage zu thun. Steht es wirklich geschrieben, daß wir unser letztes Hab und Gut verkaufen sollen, um den Sabbath zu feiern?“

Des Rabbi's Züge klärten sich wieder auf und er antwortete:

„Es steht geschrieben, daß es für den Menschen nichts Besseres gebe, als Essen und Trinken und die Lust an seiner Arbeit. Allein die Rabbi's, welche diese Worte in der von dir erwähnten Weise erklären, sehen nur den Buchstaben und vergessen den Sinn; denn jene Worte sind mit Furcht und Bitterkeit gesprochen, und derselbe Weise, von dem sie herrühren, erklärt in einer andern Stelle, daß es kein Heil für den Menschen gebe, denn im Wohlthun. Auf daß ihr aber die Wahrheit besser erkennet, will ich euch die Geschichte vom Rabbi Hranino und seiner Frau Debora erzählen.“

Alle Anwesenden drängten sich dichter um den Rabbi, die Geschichte zu hören, obgleich sie ihnen nicht ganz neu war; denn was ein Rabbi und Vater spricht, erheischt immer Aufmerksamkeit, besonders wenn er auch Großvater ist und die Enkel gegenwärtig sind.

„Es lebte einmal,“ begann er, „ein frommer Mann, Namens Rabbi Hranino, dessen Frau sich Debora nannte. Rabbi Hranino war arm, denn er widmete alle seine Zeit dem Gebet und dem Studium, und da er in einer finsteren Zeit und in einem uncivilisirten Lande lebte, so fand er nirgends Unterstützung. Dennoch war er glücklich und zufrieden. Seine Frau aber bekümmerte es sehr, daß sie

*) Ein armer, elender Mensch.

**) „Kinder, wir wollen das Tischgebet sprechen.“ Wenn zwei oder drei Personen beisammen sind, so wird eine erwählt, welche es laut vorspricht, während die Andern es leise wiederholen.

Digitized by Google

Freitags nicht so große Vorräthe für den Sabbathstisch einkaufen konnte, wie andere jüdische Frauen. ‚Ist mein Gatte nicht ein Rabbi?‘ sagte sie oft zu sich selbst, — ‚warum soll sein Mahl nicht eben so gut sein, wie das seiner Nachbaren?‘ In einer Woche namentlich war ihr Verdienst sehr gering gewesen, so daß sie nichts als Brod und eine Kanne Milch auf den Sabbathstisch stellen konnte. Nachdem der Rabbi seine Hände gewaschen, schickte er sich an, den Kiddusch mit eben so großer Inbrunst zu sprechen, als wenn die Milch kostbarer Wein gewesen wäre, und als wenn der schönste Fisch auf dem Tische gestanden hätte. Debora aber konnte es nicht länger ertragen und begann weinend und schluchzend über ihre Armuth zu klagen. ‚Wie lange,‘ rief sie, ‚werden wir noch diesen Mangel erdulden müssen und von unsern Nachbaren verachtet werden, welche keinen Rauch aus unserem Schornsteine aufsteigen sehen?‘ ‚Mein liebes Weib,‘ versetzte der Rabbi, ‚so lange es Gott gefällt.‘ ‚Aber,‘ fuhr sie fort, ‚warum bittest du nicht Gott um Reichthum? Gott erhört das Gebet eines Rabbi und wird dir einen besseren Sabbathstisch geben.‘ ‚Höre mich an, meine Liebe,‘ sagte der Rabbi darauf, ‚ich will dir etwas erzählen. Diesen Nachmittag, kurz vor dem Beginne des Sabbaths, hatte ich einen Traum. Wir setzten uns zum Nachtessen nieder, wie wir soeben gethan, und der Tisch war ärmlich besetzt, und du klagtest und weintest wie jetzt. Von deinen Thränen bewegt, betete ich zu Gott um Reichthum, und siehe! ein großer Diamant fiel vor uns nieder. Du warst darüber sehr erfreut. Wir verkauften den Edelstein und lösten so viel Geld, daß hinfort unser Sabbathstisch reichlich versehen war, und daß alle anderen Hausfrauen dich beneideten, wenn du zu Markte gingst. Dann aber — so träumte ich weiter — starben wir und gingen mit den anderen Rabbi's und ihren Frauen zum Himmel. Ein Jeder von ihnen hatte sein Weib an der Seite, und vor jedem Paare stand ein goldener Tisch mit kostbaren Gefäßen, welche reich mit Diamanten geschmückt waren. Plötzlich machtest du die Bemerkung, daß sehr eifrig um uns geflüstert wurde, und daß die Frauen der Rabbi's verächtlich auf unsern Tisch blickten, an dem der größte und glänzendste Diamant fehlte. Dann begannst du bitterlich zu weinen und fragtest den Engel, welcher uns hineingeführt hatte, weßhalb unser Tisch nicht eben so reich geschmückt sei, wie die Tische der Anderen, worauf der Engel erwiederte, daß wir den Edelstein, da er uns schon auf Erden gegeben worden sei, hier nicht mehr besitzen könnten. Darauf begannst du noch bitterlicher zu weinen, als vorher, und bereutest, den Diamant auf Erden schon gehabt zu haben, und warst untröstlich. Ich aber fühlte mich so bekümmert über deine Verzweiflung, daß ich aufstand und — erwachte.‘ Als Rabbi Hranino seine Geschichte beendigt hatte, blieb Debora einige Zeit schweigend sitzen, stand dann auf, näherte sich ihm und küßte ihn. Er erzählte ihr noch andere Geschichten, und als Beide aufstanden, um das Tischgebet zu sprechen, waren sie so glücklich und zufrieden, als wenn sie das üppigste Mahl genossen hätten. Wir lernen hieraus also, meine Kinder,“ schloß Rabbi Nathan seine Rede, „daß es besser ist, Gott mit frommem Herzen zu preisen, als mit Essen und Trinken. Ein wohlschmeckendes Mahl ist aber auch eine gute Sache, denn es gewährt dem Menschen Genuß, und Gott hat Wohlgefallen daran, glückliche menschliche Gesichter zu sehen.“

Inzwischen brach ein Gewitter, das schon lange drohend am Himmel gestanden hatte, über die Stadt herein, und grade als der Rabbi seine letzten Worte sprach, ließ sich ein heftiger Donnerschlag vernehmen.

Rabbi Nathan sprang vom Sitze auf, sein Auge leuchtete, und er rief:

„Hört, es ist Adaunoi Elauhim *), welcher spricht! Kinder, laßt uns beten!“

Und während die Weiber die Fenster verschlossen, bedeckten die Männer den Kopf und sagten das vorgeschriebene Gebet.

3.

Der Sabbath.

Die Begebenheiten, welche in dieser Erzählung geschildert werden, trugen sich in Kopenhagen zu, und zwar in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Seit jener Zeit hat die Welt große Fortschritte gemacht, — Streichhölzer und Zündhütchen sind erfunden worden, elektrische Telegraphen, Tubular-Brücken, Photographien und Krystallpaläste haben die Menschen in Erstaunen gesetzt, und selbst der frömmste Rabbiner hat seinen dreieckigen Hut, den röthlichbraunen Rock, mit den hohen Stiefeln, und den langen Bart aufgegeben, und geht jetzt auf der Straße einher wie jeder andere Mann. Vielleicht wird manchem Leser die zuletzt erwähnte Veränderung kaum der Beachtung werth erscheinen; allein, wenn unser ehrlicher und einsichtsvoller Rabbi Nathan damals an die Menai-Straße geführt und gefragt worden wäre, ob er es für leichter erachte, daß eine Tubular-Brücke für Eisenbahnzüge über die Straße angelegt werde, als daß er seinen Bart ablege und einen runden Hut trage, so würde er unzweifelhaft geantwortet haben: „Möge erst die Brücke gebaut werden, ehe ich meinen Bart ablege und einen runden Hut trage.“ Inzwischen hat die Veränderung dennoch stattgefunden, und während die äußeren Formen dem Fortschritte haben weichen müssen, ist auch eine größere Moralität selbst in die tieferen Klassen der Gesellschaft eingedrungen; denn der unversöhnliche Feind der Juden, der Straßenbube, geht jetzt ruhig an dem ehrwürdigen Israeliten vorüber, ohne die kränkende Frage zu thun, — ob er ein Stück Schweinefleisch essen wolle. Vor dreißig Jahren war es jedoch anders.

Es war am Sabbath, welcher auf den im vorigen Kapitel geschilderten Abend folgte. In der damaligen Zeit besaß Kopenhagen noch nicht, wie jetzt, eine große, schöne Synagoge, sondern nur mehrere kleine, von denen diejenige, zu der Rabbi Nathan gehörte, im Hinterhofe eines Kupferschmieds gelegen war, welcher von der kleinen Gemeinde eine Geldentschädigung dafür erhielt, daß er während des Gottesdienstes seine Arbeit einstellte. Die tiefste Stille herrschte an dem heiligen Orte und schien durch die ewig brennende Lampe mit den umgebenden Wachslichtern versinnlicht zu werden. Als die Versammlung eintrat, näherte sich Einer nach dem Anderen geräuschlos dem Draun haKodesch (der Arche), und küßte ehrfurchtsvoll den Vorhang, welcher sie bedeckte. Man hätte die tiefe Inbrunst der Kommenden sehen müssen, den Ausdruck der innigen Freude, an diesem geweihten Orte zu sein, um begreifen zu können, wie eine so langgedehnte, sich so oft wiederholende Liturgie entstehen konnte, welche gleichsam den Zweck zu haben schien, die Gläubigen so lange als möglich an diesem Orte des

*) Gott der Allmächtige.

Digitized by Google

Friedens, in dieser idealen Welt, fern von der wirklichen, festzuhalten, welche oft so hart und erbarmungslos ist. Nichts Besonderes ereignete sich an diesem Tage während des Gottesdienstes, dessen Hauptprincip darin besteht, daß ein jeder Jude in fortwährender, direkter Verbindung mit Gott sei, ohne Vermittelung eines Geistlichen, — ein Princip, welches namentlich dadurch Ausdruck findet, daß zwölf Mitglieder, als Vertreter der zwölf Stämme, aufgerufen werden, um nach einander einzelne Stellen aus der Thora vorzulesen. Ehe dies geschieht, wird die Thora unter feierlicher Ceremonie aus der Arche hervorgenommen, und derjenige, dem dieses Ehrenamt übertragen ist, hebt die geöffnete Rolle empor, zeigt sie den Versammelten, und ruft mit lauter Stimme: „Thauros Mausche emmes“ (das Gesetz von Moses ist Wahrheit), worauf die Anwesenden eben so laut diese Worte wiederholen. So verfolgt, gedrückt und zertreten das jüdische Geschlecht seit Jahrhunderten ist, hat es doch allwöchentlich einmal wenigstens seinen Kopf erhoben und diesen frommen Ruf erschallen lassen.

Nach Beendigung des Gottesdienstes wartete Rabbi Nathan an der Pforte auf seine Frau und Tochter, — denn die beiden Geschlechter sitzen im Tempel nicht beisammen, — und als sie kamen, begegnete ihnen Aron Jacobson mit seinen Eltern. Für beide Theile war es jetzt von besonderer Schwierigkeit, die gegenseitigen Begrüßungen vor der anwesenden Menge auszutauschen; denn Beide wußten, daß Aron und Esther eine Verlobung unter sich beabsichtigten, wenngleich es noch nicht in deutlichen Worten besprochen worden war. Die Aufgabe bestand jetzt darin, nicht zu viel und nicht zu wenig Freundlichkeit auszudrücken, sowie

Alles zu vermeiden, was zu Bemerkungen Veranlassung geben konnte, wenn später das Verlöbniß nicht folgen sollte, und dies war um so schwieriger, als beide Familien sich schon im Voraus als liebe Verwandte betrachteten. Rabbi Nathan machte endlich den Anfang, indem er seinen Hut mit beiden Händen abnahm und sich vor Frau Jacobson verbeugte, während der alte Jacobson, ihm getreu nachahmend, sich vor Frummit verbeugte. Dann begrüßten sich die beiden alten Herren und die Frauen thaten dasselbe, worauf alle Viere „Guten Sabbath!“ sagten. Aron aber blieb, wie durch gegenseitige Uebereinstimmung, ganz unbeachtet, um die Schwierigkeit der Lage nicht noch zu erhöhen.

In demselben Augenblicke, als die Männer und Frauen sich gegenseitig vor einander verbeugten, ging ein Straßenbube vorüber, welcher ihr ceremoniöses Benehmen sah, und rief: „Ach, sehet nur, was die Juden für Kratzfüße machen!“

Die alten Herren machten zwar eine unwillige Miene, aber ließen sich nicht in ihren Bewegungen stören; man konnte sehen, daß sie von früher Jugend an solche Ungezogenheiten gewöhnt waren und gelernt hatten sich zu beherrschen, so wie ein scheues Pferd, welches allmälig dahin gebracht worden ist, an einer Wassermühle vorüberzugehen, immer noch die Ohren zurücklegt. Aron dagegen, auf den die Sonne der Emancipation, wie der Leser weiß, bereits einige Strahlen geworfen hatte, rief:

„Wenn ich nur einen Stock hätte, ich wollte dem Buben eine Lehre geben!“

Digitized by Google

„Am Sabbath, Aron?“ fragte Rabbi Nathan in vorwurfsvollem Tone. „Wie, wenn der Stock bräche?“ *)

Aron schwieg, aber ein anderer Jude näherte sich und sagte:

„Welcher Rischus!**) Der verwünschte Bube scheint entschlossen zu sein, uns zu folgen.“

„Es ist nichts,“ bemerkte Nathan; „wie viel mehr hatten die Juden in Codzesen zu erdulden!“

„Was hatten sie denn zu erdulden?“ riefen die Umstehenden, froh, nicht länger auf die Spöttereien des Buben hören zu müssen und Rabbi Nathan noch einige Zeit begleiten zu können.

„In Codzesen, in Polen,“ begann der Rabbi, „wurden die Juden arg verfolgt. Nicht nur böse Worte mußten sie hören, sondern auch Steinwürfe ertragen, und durften keine christlichen Dienstboten halten, so daß sie am Sabbath weder Feuer noch Licht hatten. Allein noch größeres Unheil drohte ihnen, denn endlich hatte ein dortiger Bäcker den Entschluß gefaßt, die Stadt gänzlich von den Juden zu befreien. Ihr wisset, wie sehr wir uns, nachdem wir acht Tage lang nur Matsos (ungesäuertes Brod) gegessen haben, am Ende des Pesach (Osterfestes) nach gesäuertem Brode sehnen; unser Verlangen danach ist dann eben so groß, wie am Anfange des Festes das Verlangen nach Matsos. So unbeständig sind wir! Veränderung ist unsere Wonne, und wir würden selbst im Paradiese, in der Gemeinschaft mit Gottes heiligen Engeln, nicht zufrieden sein, wenn wir dort noch unsere gebrechliche Hülle trügen. Auf dieses Gelüst nun baute der Bäcker seinen schändlichen Plan und vergiftete am letzten Abende des Osterfestes sein Brod. Allein es war Gottes Wille, daß ein Mensch, der ihm ein Abscheu war und von dem er sein Antlitz abgewandt hatte, ein Werkzeug des Guten werden sollte. In der Stadt lebte nämlich ein junger Jude, ein Pascho Jisroeil***), welcher frech alle heiligen Gebräuche mit Füßen trat, seine Brüder verhöhnte, und selbst so weit gegangen war, daß er einer Ungläubigen, einer Magd des Bäckers, die Ehe versprochen hatte. Während des Osterfestes besuchte er natürlich nicht die Synagoge, und war selbst dann nicht gegenwärtig, als die Namen seiner Eltern unter der Zahl der Verstorbenen verlesen wurden! Den letzten Abend des Festes hatte das Mädchen mit ihm verplaudern wollen; allein da sie keine Gelegenheit finden konnte, ihn unbemerkt in ihr Zimmer gelangen zu lassen, so verbarg sie ihn einstweilen in einer an den Laden des Bäckers stoßenden Vorrathskammer. Hunger empfindend, war er grade im Begriffe, ein Brödchen zu essen, als das Mädchen eintrat und ihn um Gottes willen bat, es nicht zu thun; da er sich jedoch dadurch nicht wollte abhalten lassen, so vertraute sie ihm endlich das schreckliche Geheimniß. Von Entsetzen erfüllt, eilte er davon und stürzte wie ein Wahnsinniger, mit unbedecktem Kopfe, in die Synagoge, wo ihn die Juden, sich von ihm verhöhnt glaubend, hinauswerfen wollten. Allein er bahnte sich einen Weg bis zum ersten Rabbiner und erzählte ihm, was er erfahren hatte. Letzterer bestieg hierauf die Kanzel und forderte die Gemeinde auf, die am Ende des Festes üblichen Gebete auszusetzen, nach Hause zu gehen und das Passa noch einen Tag länger zu feiern. Man gehorchte, und anderes Brod mußte deßhalb gebacken werden. Der König hörte von der Sache und ließ den Bäcker verhaften und später hängen. Seitdem feiern die Juden in Codzesen das Osterfest neun Tage lang, d. h. um einen Tag länger als alle anderen jüdischen Gemeinden. Der junge Mann aber, welcher das Werkzeug der Rettung war, bereute sein bisheriges gottloses Leben und wurde einer der frömmsten Juden in Codzesen.“

„Das erinnert mich an eine andere polnische Geschichte,“ sagte der alte Jacobson, „die Ihr aber ohne Zweifel schon kennet, Rabbi Nathan.“

„Lasset sie nur hören,“ versetzte der Rabbi, mit einem Seitenblick auf den Knaben, der ihnen noch immer beharrlich folgte und laute Bemerkungen machte.

„Erlaubet mir, Euren Schirm zu tragen, Rabbi,“ sagte Aron.

„Ich danke dir, mein Sohn,“ versetzte der Rabbi, sich in Gegenwart des feindlichen Straßenbuben vergessend.

„In Polsnitz,“ begann Arons Vater, „lebte ein Harandar, ein Kaufmann und Branntweinbrenner, ein reicher Mann, der mit den christlichen Behörden der Stadt auf freundschaftlichem Fuße stand. Er hatte das Unglück, alle seine Kinder bald nach ihrer Geburt zu verlieren, was ihn sehr betrübte. ‚Welchen Nutzen gewährt mir mein Reichthum?‘ pflegte er, mit Thränen in den Augen, zu sagen. ‚Ich arbeite nur für Fremde, denn es bleibt mir kein Kind, das mein Erbe werden könnte!‘ Zum siebenten Mal wurde seine Frau Mutter und gebar einen Sohn; und da das Kind kräftig zu sein schien, so hegte der Vater die Hoffnung, daß er es behalten werde. Als das Bidyan ha ben *) stattfand, war der christliche Lehrer der Stadt, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, im Hause des Kaufmanns gegenwärtig. An demselben Tage war ein alter und ärmlich gekleideter Jude im Orte angelangt und, wie natürlich, vom Harandar eingeladen worden, der ihm das Mißgeschick mittheilte, welches bisher über seinem Hause geschwebt hatte. Nach einiger Zeit näherte sich der Lehrer der Wiege und beugte sich über das Kind, als er plötzlich von einer unsichtbaren Hand einen solchen Stoß erhielt, daß er taumelte und von der Wiege zurückwich. Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, fragte er den Harandar, ob ein Rabbi Mausche (Moses) anwesend sei. Letzterer erwiederte, daß sehr Viele in der Gesellschaft diesen Namen führten, als der ärmlich gekleidete Fremde aus einer Ecke des Zimmers rief: ‚Ich bin der Mann, den er meint! Lasset den Vernichter Israels zu mir kommen!‘ Der Lehrer ging darauf zu ihm, und Beide hatten eine lange Unterhaltung mit einander, in der sie sich dahin einigten, daß sie wieder zusammenkommen wollten, und zwar zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Es geschah. Beide waren von ihren Freunden begleitet, und Jeder von ihnen zog drei Kreise um sich, worauf der Lehrer seine Beschwörungen begann. Zuerst er-

*) Am Sabbath ist es nicht erlaubt, irgend Etwas zu zerbrechen oder zu zerstören.

**) Feindseligkeit gegen Juden.

***) Ein Verächter Israels.

*) Wenn ein erstgeborener jüdischer Sohn, nicht dem Stamme Levi angehörend, einen Monat alt geworden ist, findet die Auslösung (Bidyan ha ben) statt. Diese Ceremonie hat ihren Ursprung in jener Zeit, als Moses den Stamm Levi zur priesterlichen Kaste erhob und die anderen Stämme vom Tempeldienste ausschloß. Sie wird in folgender Weise vollzogen. Der Vater ladet mehrere Juden ein, unter denen sich ein Kauhein (ein Abkömmling von Aron) befinden muß, und fragt denn, sein Kind letzterem zeigend: „Dieses ist mein erstgeborener Sohn.“ Der Kauhein nimmt das Kind in seine Arme und spricht: „Das Kind ist mein Eigenthum.“ Der Vater erwiedert: „Ich wünsche es zu kaufen,“ worauf der Kauhein fragt: „Wie viel willst du bezahlen?“ Der Vater bietet eine kleine Summe, welche zum Besten der Armen verwendet wird, und die Ceremonie schließt mit einem Gastmahl.

Digitized by Google

schien ein heulender Wolf, der, aus dem Walde hervorkommend, die Kreise des Lehrers überschritt und sich denen des Rabbi Moses näherte, aber sich, sobald er den äußeren Kreis berührte, mit gellendem Schrei umwandte und davonlief. Unruhig begann der Lehrer von Neuem seine Beschwörungen, und ein grimmiger Bär kam aus dem Walde, lief auf Rabbi Moses zu und übersprang den äußeren Kreis desselben, aber kehrte dann um, wie ein gereiztes Kind schreiend, und eilte dann in den Wald zurück. Zum dritten Mal begann der Lehrer, bleich und mit kaltem Schweiß auf der Stirn, worauf ein grunzender Eber aus dem Gehölze hervorbrach und den zweiten und dritten Kreis des Rabbi Moses übersprang, aber dann sich, plötzlich umkehrend, auf den Lehrer stürzte, ihn packte und in Stücke riß." —

Rabbi Nathan lächelte gutmüthig, allein die älteren Juden, welche ihn begleiteten, riefen, mit einem Blicke auf den Straßenbuben:

„So mag es allen Feinden Israels ergehen! Sie mögen durch ihren eigenen Haß umkommen!"

Inzwischen war der Straßenbube, wie es schien, mit einem Anderen in Streit gerathen, und Rabbi Nathan, welcher jetzt an seiner Hausthüre stand, sagte:

„Auf daß wir am Sabbath nicht in einer Stimmung scheiden, in die sich irgend welche Bitterkeit mischt, will ich euch eine andere Geschichte erzählen. Den Weisen des Alterthums zufolge gibt es zwischen Himmel und Erde einen weiten Raum, der von Dämonen bewohnt wird, welche stets bemüht sind, die uns vom Himmel herabgesendeten guten Gaben aufzufangen. Als die Seele unseres Propheten Moses vom Himmel herablam, um menschliche Gestalt anzunehmen, waren sie auch auf der Lauer, aber geriethen unter einander in heftigen Streit, in Folge dessen die Seele unbemerkt entkam. Als es zu spät war, beeilten sie sich, Frieden zu schließen, allein" — fügte der Rabbi mit einem schalkhaften Lächeln und einem muthwilligen Seitenblicke auf die Straßenbuben hinzu — „sie können den Frieden nicht halten."

Lächelnd trennte sich die Gesellschaft, und Aron vergaß absichtlich den Regenschirm an Rabbi Nathan zurückzugeben, damit er ihm als Vorwand diene, am Abend noch einen Besuch im Hause des alten Rabbi abstatten zu können.

Als er dahin kam, war Rabbi Nathan mit seinen Söhnen, nach ihrer Rückkehr vom Abendgottesdienste, grade im Begriffe, das Avdolo *) zu verrichten.

Es ist gebräuchlich, daß der jüngste Sohn der Familie dem Vater darin beisteht; da jedoch an diesem Tage die Enkellinder des Alten in einem entfernten Zimmer fröhlich spielten, so sagte Rabbi Nathan:

„Mögen die Kinder spielen! Komme du, Aron, du bist der jüngste Mann im Zimmer."

Arons Herz bebte vor Freude, als Rabbi Nathan ihn auf diese Weise wie ein Mitglied der Familie behandelte, und mit wahrer Inbrunst verrichtete er das ihm übertragene Amt. Der Rabbi segnete das Licht, den Wein und die Pfanne mit Weihrauch, welche ihm Aron reichte, — desgleichen den Tag der Ruhe, sowie die Tage der Arbeit, die Familie und die Wohnung. Der Weinbecher wurde herumgereicht, auf daß Alle davon tranken, und ebenso Weihrauch, damit ein Jeder sich seines Wohlgeruches freue. Endlich, nachdem das Wachslicht im Weine verlöscht, und die Hymne, Hamavdil bein Kaudesch lectrauk (Der, welcher einen Unterschied macht zwischen heilig und unheilig), gesungen worden war, wünschte Rabbi Nathan dem jungen Aron eine glückliche Woche und ein glückliches Jahr, worauf Letzterer, seinen Kopf neigend, den Segen empfing, und die anderen Söhne folgten.

Während der Ceremonie hatte Esther in einer Ecke des Zimmers gesessen, Aron mit freundlichen Blicken betrachtend, auf den sie vielleicht eben so stolz war, wie irgend eine christliche Dame jemals auf den Ritter gewesen, der ihr zu Ehren eine Lanze gebrochen hatte.

*) Die religiöse Ceremonie, welche den Sabbath beschließt.

(Schluß auf S. 314.)

Das Engelbergerthal
gegen den Titlis hin.

Vor zwanzig Jahren wußte man in Europa noch nichts von einem Engelbergerthal, und wenn je Jemand darüber Auskunft zu geben vermochte, so war es ein Gelehrter, der das Studium der Geographie zu seiner Lebensaufgabe machte; jetzt aber in unseren Tagen droht es Mode zu werden, dahin zu ziehen, dieweil gar viele Aerzte behaupten, eine Molkenkur habe nirgends in der Welt einen so heilkräftigenden Erfolg, als eben im genannten Thale, welches im Canton „Unterwalden ob dem Wald" zu suchen ist.

Freilich eine gesunde Luft weht dort, und eine vortreffliche Milch, um gute Molken daraus zu bereiten, gibt's auch, denn das Engelbergerthal ist ein so herrliches, frisches und hochgelegenes Alpthal wie nur eines, und die Kräuter, die in seinen Niederungen, sowie an den Abhängen der Berge wachsen, sollen an Gewürzhaftigkeit sogar diejenigen Appenzells und St. Gallens übertreffen. Alle Vorbedingungen einer Molkenkur sind also gegeben, und gleichsam als Dreingabe bekommt man noch die Ansicht einer gar wunderbar großartigen Natur, welche an anderen Kurorten der besagten Art gewöhnlich fehlt. Das Engelbergerthal ist nämlich seiner ganzen Länge nach — diese beträgt etwa drei Stunden — links und rechts von außerordentlich hohen Bergen umgeben, welche sich unmittelbar über der Thalsohle erheben, und da sich dieselben gewöhnlich in schroff abgeschnittenen Felsenpartien endigen, so machen sie einen wahrhaft imposanten Eindruck. In einige derselben sind bei einer Höhe von 10—11,000 Fuß das ganze Jahr hindurch mit tiefem Schnee bedeckt und in ihren Einschnitten glänzen Gletschermassen von außerordentlicher Mächtigkeit. So insbesondere der Titlis, die Laubergrat, die Surenenalp, der Spitzstock, der Gemsspielberg, der Hahnenberg und der Walistock. Wo's aber Berge gibt, da gibt's auch Quellen, und wo Gletscher sind, da fehlt es nimmer an Gießbächen. Demgemäß springt das ganze Jahr hindurch, besonders aber Sommers, eine Menge von lebendigen Wassern über Felsen und Abgründe das Thal hinab, um sich dort dem Hauptflüßchen, der Aa, zuzugesellen, und mehrere, wie z. B. der Dätschbach, der Schormettlenbach

Digitized by Google

Das Engelbergerthal gegen den Titlis hin.

und der Eugenibach bilden unterwegs die herrlichsten Kaskaden. Sind nun aber das nicht Naturschönheiten, welche selbst in der Schweiz nicht zum Alltäglichen gehören?

Eigentliche Dörfer oder gar Städte kommen im Engelbergerthal nicht vor, sondern die menschlichen Wohnungen liegen vielmehr zerstreut und vereinzelt theils im Thale selbst,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

theils an den Abhängen, denn jeder Inhaber eines Grundstücks erbaut sich dort sein Haus inmitten seines Anwesens. Gerade in dieser Zerstreutheit der Wohnplätze aber liegt ein eigener Reiz, und ein Mater dürfte deßhalb eine Menge von Bildern finden, die würdig sind, durch den Pinsel verewigt zu werden. Dazu kommt denn noch die eigenthümliche Bauart der Häuser, welche von Stein und Mörtel noch so wenig weiß als von Verblendung, Anstrich und Bewurfung. Das einzige angewandte Material ist vielmehr Holz, und zwar auch dieses in der kunstlosesten Manier; jedes Bretterdach aber wird mit schweren Felsstücken belegt, damit die scharfen Winterstürme dasselbe nicht mit fortreißen. Ausnahmen hievon machen nicht einmal die verschiedenen Herbergen und Pensionen, welche in neuerer Zeit für die Kurgäste eingerichtet worden sind, und dennoch befinden sich diese Letzteren ganz behaglich und selbst comfortabel darinnen. Nur allein ein einziges Anwesen sticht gegen die übrigen Gebäude etwas ab, und dieses ist die alte Benediktinerabtei Engelberg am Fuße des Hahnenberges, von welcher das ganze Thal seinen Namen erhalten hat. Dieselbe verdankt ihren Ursprung einer längst vergangenen Zeit, blieb aber immer ein sehr bescheidenes Kloster, und jetzt ist sie eigentlich nichts mehr, als eine Erziehungsanstalt, in der Knaben jüngeren Alters im Lateinischen, sowie in der Geschichte und Geographie Unterricht erhalten.

Die Einwohnerzahl des Engelbergthals mag sich etwa auf zweitausend belaufen, und all' diese Leute nährten sich bis auf die neuere Zeit fast allein von Viehzucht und Käsebereitung. Getreide nämlich wird keines gewonnen, und selbst der Kartoffel- und Gemüsebau ist ein äußerst beschränkter. Auch liegt der Grund, warum sich dies so verhält, sehr nahe, indem die Berge nicht urbar gemacht werden können und die Thalfläche lauter natürlichen Wiesengrund bildet. Man sah sich also gleichsam durch die Natur zur Viehzucht angewiesen, und um diese recht nutzbar zu machen, wird jedes Fleckchen, auf dem Gras wächst, ausgebeutet. So gibt's denn von den vierhundert Familien, die da leben (jede Familie wird im Durchschnitt auf fünf Köpfe berechnet), keine einzige, die nicht ihre paar Kühe oder doch Ziegen besäße, und die Reichen bringen es oft zu einem ganzen Dutzend von jeder Sorte, wozu dann noch regelmäßig etliche Schafe kommen. Letztere — die Reicheren — konnten also von jeher und können auch jetzt noch von dem Ertrage ihrer Sennereien ganz gut leben; bei den Aermeren aber ging's früher oft sehr mager zu und in manchen Jahren spielte der Hunger eine große Rolle unter ihnen. Da kam am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Mönch des Klosters auf den Gedanken, das Seidekrämpeln im Thale einzuführen, und diese Beschäftigung, die besonders zur Winterzeit sehr schwunghaft betrieben wird, trägt jetzt so viel ein, daß es mit aller Noth längst ein Ende genommen hat. Ein noch größeres Stück Geld bringt in neuster Zeit die Verwerthung der Molken, d. i. jener Flüssigkeit, welche aus der Milch nach Bereitung des Käses noch übrig bleibt, und dabei hat man noch den weiteren Gewinn, daß man trotzdem nicht um ein Viertelpfund weniger Käse bekommt, wie früher. Aber eine andere Frage ist freilich die, ob man es für ein wirkliches Glück bezeichnen kann, daß die Bewohner jenes friedlichen Thales nunmehr aus ihrer bisherigen Abgeschiedenheit und Einfachheit herausgerissen und mit dem schlimmen Leben der übrigen Welt näher vertraut werden.

Jahrhunderte lang, ja vielleicht seit dem Schöpfungstage, blieben die Engelberger von allem Krieg und Waffengetöse verschont, und so oft auch äußere Feinde in die Schweiz eindrangen — das Engelbergerthal verschonten sie, wahrscheinlich weil sie es nicht fanden. Anders wurde dies, als in den Jahren 1798 und 1799 die Franzosen im Lande hausten, denn diesen blieb auch der abgelegenste Schlupfwinkel nicht verborgen, und somit statteten sie auch diesem Thälchen ihren unheilvollen Besuch ab. Zum Glück besaß übrigens damals das Kloster einen eben so klugen als gebildeten Abt, mit Namen Salzmann, und dieser, welcher der französischen Sprache vollkommen mächtig war, wußte die leicht erregbaren Fremdlinge so gut zu bearbeiten, daß sie nach Berübung von einigen wenigen Gewaltthätigkeiten wieder abzogen. Wäre er nicht gewesen, so würde jedes Haus ausgeraubt und die Abtei selbst dem Erdboden gleich gemacht worden sein, denn hiezu waren bereits die nöthigen Befehle gegeben. Seit jener Zeit ist der Friede dorten nie mehr gestört worden, und ich wünsche nur, daß es so bleiben möge bis an der Welt Ende.

Th. Gr.

Tropische Säugethiere.

(Taf. 40.)

In den Reisen Alexander v. Humboldts nehmen die Schilderungen des Thierlebens der Urwälder eine ausgezeichnete Stelle ein. Dieselben beziehen sich auf die ungeheure Strecke zwischen den Grassteppen von Venezuela und den Pampas von Buenos-Aires, welche, zwischen 8° nördlicher bis 19° südlicher Breite gelegen und nach allen Richtungen von großen Strömen und ihren Zuflüssen durchschnitten, die wunderbare Ueppigkeit ihres Baumwuchses also der Einwirkung großer Wärme und Feuchtigkeit verdankt. Der berühmte Reisende gelangte bekanntlich durch den Rio Apure in das Bette des Orinoko. Seine Aufzeichnungen sind am anziehendsten von der Insel del Diamante an, wo zahllose Flamingo's und andere Wasservögel die Luft erfüllten und sich wie ein dunkles Gewölk von dem blauen Himmel abhoben. Das Flußbette verengte sich bis zu der freilich noch sehr bedeutenden Breite von 900 Fuß, und vor der fast undurchdringlichen Wand riesenartiger Stämme von Cäsalpinien, Cedrela und Desmanthus erhob sich auf dem sandigen Flußufer mit großer Regelmäßigkeit eine niedrige Hecke aus einem Strauche aus der Familie der Euphorbien, welche einer beschnittenen Gartenhecke glich und in großen Entfernungen von einander thorartige Oeffnungen zeigte. Diese Oeffnungen hatten sich, nach Humboldts Ansicht, die vierfüßigen Thiere des Urwalds selbst gebildet, um bequem zum Strom gelangen zu können. Hier erschienen, um zu trinken, sich zu baden oder zu fischen, gruppenweise Geschöpfe der verschiedensten Thierklassen. Die in ihrem engen Canot eingesperrten Reisenden sahen am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang aus diesen Oeffnungen den amerikanischen Tiger, den Tapir, das Nabel-

Digitized by Google

schwein und die Capybara, das 3—4 Fuß lange Wasserschwein, hervortreten, um ihre Jungen zu tränken. Auch vielfarbige Reiher erschienen, Palamedeen und Hokkohühner. Wurden die Thiere etwa durch ein vorüberfahrendes Canot der Indianer beunruhigt, so suchten sie die Hecke nicht mit Gewalt zu durchbrechen, sondern man hatte, wie Humboldt erzählt, die Freude, die wilden Thiere vier- bis fünfhundert Schritte langsam zwischen der Hecke und dem Flusse fortschreiten und erst in der nächsten Oeffnung verschwinden zu sehen. Humboldts Stevermann, ein alter, in dem Hause eines Geistlichen erzogener Indianer, machte bei diesem Anblick mit frommer Miene die Bemerkung, es gehe ja hier wie im Paradiese zu; eine Ansicht, bei welcher der große Naturforscher dem guten Indianer jedoch keineswegs beipflichten konnte. „Denn," sagt Humboldt, „der süße Friede goldener Urzeit herrscht nicht in dem Paradiese der amerikanischen Thierwelt. Die Geschöpfe fondern, beobachten und meiden sich. Die Capibara, eine colossale Wiederholung des gewöhnlichen brasilianischen Meerschweinchens (Cavia aguti) wird im Flusse vom Krokodil, auf der Trockene vom Tiger gefressen. Es läuft so schlecht, daß wir mehrmals einzelne aus der zahlreichen Heerde haben einholen und erhaschen können."

Auf beiliegender Tafel ist das Fluß- oder Wasserschwein, Hydrochoerus capybara *L.*, das Humboldt hier erwähnt und von dem er am Orinoko 80 bis 100 Stück beisammen sah, abgebildet. Es ist die häufigste Beute der Jaguare. Wir sehen ihm auf unserer Tafel zwar nicht den Jaguar selbst, aber eine etwas kleinere, die Maracaya-Katze, Felis mitis *Cuv.*, nachstellen, welche jedoch denselben robusten Körperbau und eine sehr ähnliche Färbung besitzt.

Das Flußschwein ist das größte Nagethier. Es mißt 4 Fuß und wird über einen Centner schwer. Die Halbhufer, in welche Familie das Wasserschwein zu zählen ist, sind durch ihre dicken, stumpfen, hufähnlichen Nägel und ihr verkümmertes Schlüsselbein ausgezeichnet. Ohren und Schwanz sind kurz, beim Flußschwein erscheint derselbe als ein horniger Höcker. Es hat einen breiten, flachen Kopf mit stumpfer Schnauze, kleine Augen und kurze, breite Ohren, ein spärliches, borstiges, dunkelbraunes, rostgelb überlaufenes Haarkleid, vorn vier, hinten nur drei, mit halben Schwimmhäuten verbundene Zehen. Es lebt an den Ufern südamerikanischer Flüsse paarweise oder in großen Gesellschaften. Die Flußschweine sind langweilige, stumpfsinnige Thiere. Gewöhnlich sitzen sie oder gehen im Schritt. Wittern sie Gefahr, so kehren sie ein Ohr gegen den Wind. Einen langsam nahenden Menschen sehen sie erst eine Weile an und gehen dann langsam dem Wasser zu; werden sie aber erschreckt, so stürzen sie mit einem weithin hörbaren Schrei in den Fluß und tauchen unter. Mit Leichtigkeit schwimmen sie über Gewässer, die über eine halbe Stunde breit sind. Die Nahrung dieser friedlichen Thiere besteht lediglich in Blättern, Wasserpflanzen und Baumrinde. Sie graben nicht, bereiten sich auch kein Lager und wühlen sich bei großer Hitze in den Schlamm. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend und sie werden deßhalb nicht nur von Krokodilen, Riesenschlangen und Raubthieren, sondern auch von den Indianern verfolgt, welche sie mit Pfeilen schießen und am Spieße braten. Gefangen werden sie leicht zahm, gehen ruhig im Hause umher, kommen auf den Ruf und halten sich gerne zu den Kindern, um sich streicheln und krabbeln lassen.

Der Maracaya, die schon oben erwähnte Tigerkatze, der auf unsrer Abbildung eben im Begriffe ist, sich auf eines der Wasserschweine herabzustürzen, kommt in ganz Brasilien und Paraguay bis in's nördliche Patagonien vor. Seine Grundfarbe ist gelblich, die Unterseite weiß. Kopf, Rücken, Schwanz und Beine zeigen einfache schwarze, bald in die Länge gezogene, bald runde oder Ringe bildende Tüpfel, welche vielfach abändern. Seine Körperlänge beträgt 2½, der Schwanz 1 Fuß, die Schulterhöhe 1½ Fuß. Obgleich also viel kleiner als der Jaguar, ist der Maracaya doch nur durch den kleineren Kopf und den kürzeren Schwanz von ersterem unterschieden. Er ist scheu und furchtsam, und greift nur angeschossen oder in die Enge getrieben den Menschen an. Er ist ein gewandter Kletterer, und wie das Flußschwein in's Wasser, flüchtet sich der Maracaya bei drohender Gefahr in die Aeste gedrängt stehender Bäume. Lichte Stellen vermeidend, beschleicht er, von Buschwerk oder Schilf gedeckt, junges Wild, Nagethiere und größeres Geflügel, das er auch während der Nacht auf Bäumen zu überfallen pflegt.

C. F. A. Kolb.

Aron und Esther,

oder:

Drei Tage aus Rabbi Nathan Clausener's Leben.

(Schluß zu S. 311.)

4.

Schlaumo Zwicker.

Am folgenden Morgen kam Schlaumo Zwicker zu Rabbi Nathan, um seinen Bart zu scheeren oder zu zwicken. Sein eigentlicher Name lautete Schlaume Leib; allein sein Vater, welcher Haarschneider gewesen war, hatte den Beinamen Zwicker erhalten, der auf den Sohn überging, obgleich er das in der Jugend erlernte Geschäft aufgab und von seinem Vermögen lebte. Er fuhr jedoch fort, unentgeldlich die Bärte der Frömmsten in der Gemeinde zu scheeren, wodurch er sich selbst den Ruf der Frömmigkeit gewann, so daß die alten Leute ihn hochschätzten, obgleich er bei den jungen nicht sonderlich in Ehren stand. Sie sagten nämlich, er sei ein Spieler und besuche Spielhäuser. Wenn man sie jedoch nach den Beweisen fragte, so hatten sie keine; denn wer mochte zugestehen, daß er ihn selbst in einem solchen Hause gesehen habe? Sie behaupteten aber, daß seine kleinen Augen und die breiten, dünnen und blassen Lippen eine Neigung zum Spiel verriethen, was jedoch die Alten, welche keine Schüler von Lavater waren, nur mit „Unsinn!" beantworteten. Ohne Zweifel war Schlaumo's Mund sehr breit, und er ließ ihn dadurch noch breiter erscheinen, daß er die Lippen fest zusammenpreßte, — eine Gewohnheit, welche von den jungen Leuten damit erklärt wurde, daß er den Verlust seiner Zähne auf diese Weise

Digitized by Google

verbergen wollte. Alle waren jedoch darüber einverstanden, daß er dessenungeachtet recht wohl beißen könne, sobald er es für angemessen erachtete, und daß er überhaupt einen „bösen Mund“ besitze.

Nachdem Schlaumo die Serviette vor Rabbi Nathan ausgebreitet hatte, fuhr er längere Zeit mit seinem Geschäfte schweigend fort, denn er hatte die Gewohnheit, nie zu sprechen, wenn die Worte nicht gleichsam aus ihm herausgezogen wurden, sowie ein Bierfaß seinen Inhalt bewahrt, bis der Zapfen aufgeschlagen wird. Endlich begann Rabbi Nathan die Unterhaltung, indem er fragte:

„Welche Neuigkeiten gibt es in der Stadt?“

„Neuigkeiten?“ versetzte Schlaumo, — „Neuigkeiten? Ich weiß keine. Jetzt gibt es keine guten Neuigkeiten mehr. Was neu ist, ist auch schlecht, wenngleich es schon aufgehört hat, neu zu sein.“

„Um des Himmels willen, was ist denn geschehen?“ rief der Rabbi.

„Was geschehen ist? Habt Ihr Niemand aus unserer Synagoge gesprochen? Fraget die Leute, fraget sie, und Ihr werdet die alte Neuigkeit hören, — daß die Synagoge am vorigen Sabbath fast leer war. Denket nur, gestern mußten wir Einen holen lassen, um das Minjan *) zu haben.“

„Schrecklich!“ versetzte der Rabbi, „aber sie werden am nächsten Sabbath zahlreicher kommen.“

„Der Himmel gebe es!“ erwiederte Schlaumo, die Augen nach Oben richtend; „aber,“ fügte er hinzu, „es läßt sich nicht läugnen, daß die Religion immer mehr und mehr an Achtung verliert. Seitdem die Neuerer es durchgesetzt haben, einen prächtigen neuen Leichenwagen anschaffen zu dürfen, gehen täglich Viele zu ihnen über. Ich wünsche ihnen Allen bald einen Leichenwagen!“

„Mäßiget Eure Worte! Der Herr, unser Gott, will nicht den Tod eines Sünders, sondern daß er sich bessere. Und besser wird es werden und muß es werden, denn Ihr habet Recht, — es gibt viele gottlose Menschen. Wenn sie sündigten und das Gesetz überträten, in der Meinung, ein besseres gefunden zu haben, so wäre ihre Handlung nicht so sehr verächtlich; allein sie sind oft gottlose Juden nur deßhalb, um gottlosen Christen zu gefallen und sie ihre höckerigen Nasen vergessen zu lassen, — die Thoren!“

„Ihr sprechet, wie es einem Rabbi gezieme,“ versetzte Schlaumo; „schade, daß nur zwei Ohren Eure Worte hören. Da ist, zum Beispiel, der Bursche Wolf Israel ein vollkommener Posche Jisroel **). Gestern, als ich aus der Synagoge kam, — wem muß ich begegnen, eine Cigarre auf der Straße rauchend ***) — wem anders, als Wolf Israel? Und werdet Ihr es glauben, Rabbi Nathan? Er that einen langen Zug und blies mir den Dampf gerade in's Gesicht. Möge er —!“ schloß Schlaumo und spie aus.

„Ich bedaure seinen Vater,“ bemerkte Rabbi Nathan.

„Seinen Vater?“ erwiederte Schlaumo; „ich glaube, da könnet Ihr Euer Mitleid sparen. Der einzige Unterschied zwischen Beiden wird wohl nur der sein, daß der Sohn eine Cigarre auf der Straße raucht, und der Vater es in seinem Zimmer thut. Sie sind alle nicht viel werth, diese Israels!“

„Habet Ihr ihn rauchen sehen?“ fragte Rabbi Nathan.

„Wen? — den Vater? Nein; aber Ihr könnet Euch darauf verlassen, daß ich nicht Unrecht habe.“

„Wenn Ihr es nicht gesehen habt, so würde ich ihn an Eurer Stelle nicht anklagen. Es steht geschrieben: ‚Die Zunge der Gerechten soll blühen mit Weisheit, die der Ungerechten aber soll vergehen.‘“

Schlaumo Zwicker setzte eine Zeitlang schweigend sein Geschäft fort, aber begann bald von Neuem.

„Das Schlimmste ist,“ fuhr er fort, „daß dieser Wolf Israel auch andere junge Leute verleitet. Am vorigen Donnerstag machte ich, da der Abend sehr schön war, einen Spaziergang durch das Gehölz, um die frischen Knospen und Blätter zu bewundern und Gott dafür zu danken. Während ich an einem Zelte vorüberging, vernahm ich Stimmen darin, welche mir bekannt schienen, und verstohlen durch die Thür blickend gewahrte ich mehrere junge Männer von den Unsrigen, und namentlich zwei, welche an einem Tische saßen und — eine Kleinigkeit! — ein Beefsteak aßen. Und wer waren diese Beiden? Der Eine war Wolf Israel, und der Andere, — wer, glaubet Ihr wohl, daß es war, Rabbi Nathan?“

„Nun?“

„Aron Jacobson.“

„Aron Jacobson?“ rief der Rabbi, im höchsten Grade erstaunt.

„Ja, wie ich Euch sage, Aron Jacobson,“ wiederholte Schlaumo, die Serviette abnehmend.

„Schlaumo Leib,“ erwiederte Rabbi Nathan, „ist es nicht möglich, daß Ihr Euch irret? Denket an das Gebot: ‚Du sollst nicht falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.‘ Lügen ist eine schwere Sünde.“

„Möge Gott der Allmächtige am Tage des Gerichts meine Seele verstoßen, und die Seelen meines Vaters und meiner Mutter, wenn ich lüge!“

Rabbi Nathan ballte die Hände, während Thränen des Zornes und Kummers seinen Augen entströmten. Plötzlich rief er:

„Oh, jetzt erinnere ich mich, welche Frage er an mich richtete! Und ich gestattete ihm, das Dankgebet an meinem Tische zu sprechen, — empfing ihn wie einen Sohn, und ließ ihn neben meiner Tochter sitzen! Oh, oh!“

„Rabbi Nathan,“ versetzte Schlaumo in mitleidigem Tone, während er die Serviette zusammenlegte und die Scheere wieder in das Futteral steckte, — „Ihr müßtet das Wohl Eurer Tochter sicher stellen, ehe es zu spät ist. Ein Mädchen, das häufig mit einem jungen Manne beisammen ist, nimmt ihn leicht in ihr Herz auf. Jetzt natürlich ist es noch Zeit, aber —“

„Ach freilich, Ihr habet Recht, — Ihr habet Recht! Aber wo soll ich einen Gatten für sie finden? Ich bin nicht reich und kann ihr nur wenig mitgeben.“

„Nun, nun, Rabbi Nathan,“ versetzte Schlaumo, während ein seltsames Lächeln um seine Lippen spielte und die gerade Linie derselben unterbrach, „ich wünschte mir nur eine solche Armuth, wie die Eurige ist. Sehet, ich komme heute zu Euch als ein Schatchen *).“

„Wirklich, Schlaumo Leib?“

„Ja, ich weiß Jemanden, der Eure Tochter zu heirathen wünscht.“

„Ist es ein frommer Mann?“

„So fromm, daß er, wenn Gott es zuläßt, in kurzer

*) Um den Gottesdienst zu verrichten, müssen mindestens zwölf erwachsene Juden anwesend sein, welche Zahl Minjan genannt wird.

**) Verächter des Judenthums.

***) Es ist eine Sünde, am Sabbath Feuer zu berühren, folglich auch, zu rauchen.

*) Freiwerber.

Digitized by Google

Zeit ein Klausener sein wird. Ihr wisset, Rabbi Nathan, daß eine Stelle vakant ist."

„Ja. Hat er Mittel?"

„Er ist in guten Umständen, und ein Mann in seinen besten Jahren."

„Wer ist es, Schlaumo Leib?"

„Er steht vor Euch."

„Ihr?" rief der Rabbi. „Ihr? O, Ihr seid zu alt für meine Tochter; sie ist kaum achtzehn."

„Und ich wenig über vierzig. Ich stehe in meinem schönsten Alter, und gedenke ein Clausener zu werden; ich bewerbe mich um die Stelle und werde sie ohne Zweifel erlangen."

„Es wäre freilich eine Ehre für meine Tochter," sagte Rabbi Nathan sinnend, „wenn sie einen Klausener heirathete."

„Und ich werde immer gütig gegen sie sein, verlasset Euch darauf; Ihr könnet es vor Gott verantworten, mir sie anvertraut zu haben."

„Wohl wahr!" versetzte der Rabbi.

„Und wollet Ihr sie mir geben? Lasset sie hereinkommen!"

„Nun, wir wollen sehen. Kommet an einem andern Tage. Mein Kopf ist mir ganz wirre geworden. Ich denke, — ich hoffe; aber kommet in zwei Tagen wieder."

„Rabbi, es steht geschrieben: Sage nicht zu deinem Nächsten, komme morgen wieder, wenn du es heute hast.'"

„Ja, aber es steht auch geschrieben: ‚Laß deinen Mund nicht zu eilig, und dein Herz nicht zu schnell sein mit Zusagen;' und ferner: ‚Besser ist es, nicht zu versprechen, als zu versprechen und nicht zu zahlen.' Aber in zwei Tagen — dieser Aron! Ich denke, es wird gehen, — wirklich, ich glaube es!"

„Wenn Ihr es glaubet, so kann kein Zweifel mehr darüber sein!" rief Schlaumo freudig. „Ihr werdet mein Vater werden! Lebet wohl, mein Vater!"

Nachdem Schlaumo sich entfernt hatte, blieb der Rabbi noch längere Zeit, in kummervolle Gedanken vertieft, sitzen, wusch dann seine Hände und begann eifrig zu beten.

5.

Esther.

Der Rabbi verweilte den ganzen Tag in seinem Studirzimmer, ausgenommen zur Mittagszeit, aber auch dann sprach er kein Wort. Am folgenden Morgen rief er Esther zu sich, welche mit frohen Erwartungen in sein Zimmer ging und ihn begrüßte. Der Rabbi versuchte, sie ernst und fest anzublicken, aber vermogte es nicht und ließ die Augen sinken. Endlich, nach einer Pause, sagte er:

„Esther, heute über acht Tage wirst du eine Braut sein."

„Ja, Vater," versetzte sie erröthend.

„Esther," fuhr der Rabbi fort, „du fragst mich nicht nach dem Namen deines Bräutigams?"

„Wer ist es, Vater?"

„Nun, — Schlaumo Leib."

Die Farbe wich aus Esthers Wangen, und nur stotternd antwortete sie:

„Ja, Vater."

„Esther," sagte der Rabbi, „du bist ein gutes Kind, — du kannst jetzt gehen."

Esther verließ das Zimmer; allein kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als sie in Thränen ausbrach, zu ihrer Mutter eilte, und, sich in ihre Arme werfend, rief:

„Mutter, Mutter! er sagt, ich müsse Schlaumo Leib heirathen!"

„Ja, ich wußte es," versetzte Frummit, mit Thränen in den Augen; „der Rabbi hat es mir gestern Abend gesagt."

„Mutter, Mutter, es wird mein Tod sein, wenn ich Schlaumo Leib heirathen muß. Als der Rabbi es sagte, war mir, als wenn eine Leichenhand mein Herz berührte."

„Habe Muth, mein Kind," erwiederte Frummit; „was der Rabbi beschließt, ist recht. Wenn es Gottes Wille ist, so wirst du mit Schlaumo Leib glücklich sein."

„Ach, Mutter!" entgegnete Esther; „mein Vater ist weise und kennt das Gesetz, aber solche Dinge versteht er nicht."

„Versündige dich nicht, mein Kind!" rief Frummit warnend.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Aron Jacobson trat freudig in das Zimmer.

„Masoul! Glück! Glück!" rief er; „unser großer Ostindienfahrer ist mit einer reichen Ladung angekommen! Ich bin als Theilhaber in unser Geschäft aufgenommen worden und wollte eben nach der Bank gehen, um diese Wechsel discontiren zu lassen, aber mußte dir es erst sagen. Jetzt, Esther, meine Geliebte, Perle meiner Augen, — jetzt, wenn du mich siehst, wie du es thust, jetzt können wir uns heirathen!"

„Still!" erwiederte sie, „laß das nicht den Rabbi hören."

„Was ist geschehen?" fragte Aron mit leiser Stimme. „Weßhalb weinst du, Esther? Was hat sich zugetragen, liebe Mutter?"

„Ich muß Schlaumo Leib heirathen," antwortete Esther, von Neuem in Thränen ausbrechend.

„Schlaumo Leib heirathen?" rief Aron, starr wie eine Bildsäule. „Ist das wahr? — Ich kann es nicht glauben, Mutter!"

„Es ist so, Aron Jacobson," versetzte Frummit.

„Mutter!" rief er, „gebet Ihr Eure Einwilligung dazu? Werdet Ihr es erlauben? Oh, nein, nein, — Ihr werdet es nicht thun, liebe, theure Mutter!"

„Sollte ich, die Frau eines Rabbi, meinem Gatten ungehorsam sein?" fragte Frummit, sich mit stolzer Miene erhebend.

„Eine boshafte Zunge hat das Ohr des Rabbi vergiftet," sagte Aron traurig.

„Ja, so ist es," bestätigte die Mutter. „Aber jetzt, Aron, mußt du uns verlassen, denn es ist nicht passend für uns, mit dir allein zu sein."

„Euch verlassen?" rief Aron mit verzweifelndem Tone. „Euch verlassen? Wie kann ich es? Wie soll ich es ertragen? Esther, ich habe dir gesagt, daß ich dich tief, innig und ewig liebe. Gib mir den Kuß der Liebe, wenn es auch der letzte vor meinem Tode ist!"

„Es darf nicht sein!" bemerkte Frummit, zwischen Beide tretend.

„Also ist es wahr, — schrecklich wahr!" rief Aron. „Was nützt mir jetzt all mein Glück? Warum mußte ich athemlos hierher laufen? Meine Sonne geht unter, — ich bin elend — verloren! Die Strafe erreicht mich! Mag nun aus mir werden was da wolle!"

Digitized by Google

In seiner Aufregung entfielen ihm die Wechsel, und als er sich bückte, um sie wieder aufzuheben, mußte Esther ihres Kummers ungeachtet einen Augenblick fast lächeln; aber als sich Aron wieder aufrichtete und sie die Thränen über seine Wangen laufen sah, sprang sie empor und auf ihn zu, küßte ihn und rief dann:

„Jetzt habe ich dich geküßt, Aron, — nun mag der Andere mich nehmen!“ und warf sich dann schluchzend in die Arme ihrer Mutter.

Aron aber; nachdem er Esthers Kuß auf seinen Lippen empfunden hatte, richtete sich zur vollen Höhe seiner Gestalt auf und rief:

„Gesegnet seist du, meine Braut! Du sollst mein Weib werden! — In Wahrheit, du sollst es! Der Allmächtige wird mir helfen!“

„Amen!“ murmelte Frummit mit erhobenen Händen, während Aron davoneilte.

6.

Aron.

Am folgenden Morgen trat Aron in Rabbi Nathans Studirzimmer.

„Aron Jacobson!“ rief der Rabbi, indem er ihm abwehrend die Hand entgegenstreckte.

Allein Aron ließ sich nicht zurückweisen, trat näher und sagte nach einer Pause mit bebenden Lippen:

„Rabbi, ich habe gesündigt!“

„Ich weiß es, Aron Jacobson,“ versetzte der Rabbi.

(Zu Seite 319.)

„Ich habe verbotene Speise genossen,“ fuhr Ersterer fort, „und den Heuchler in Eurem Hause gespielt.“

„Bist du hierher gekommen, um einen alten Mann zu verhöhnen, der dich gütig behandelt hat?“ fragte der Rabbi mit Unwillen.

„Oh, Rabbi Nathan,“ versetzte Aron, nur mit Mühe seine Thränen zurückdrängend, „haltet Ihr mich für so schlecht? Ich bin unglücklich und komme um Gnade flehend zu Euch. Habet Ihr kein freundliches Wort mehr für mich?“

„Aron Jacobson, ich vergebe dir dein Vergehen gegen mich und mein Haus. Gehe in Frieden; kein Haß, kein böses Wort soll dir folgen. Deine Sünde gegen Gott ist eine Sache zwischen Ihm und dir; der Herr ist gerecht!“

„Rabbi,“ erwiederte Aron, „ich kann mit Gott nicht sprechen, — ich kann ihn nur anrufen. Selbst vor meiner Sünde war ich unwürdig, seine Stimme zu hören, wie Moses und die Propheten sie einst gehört haben. Ich komme zu Euch, einem der frömmsten Männer unter allen Denen, welche seine Gesetze kennen. Ziehen wir nicht vor dem Osterfeste unsere Kupfergefäße durch das Feuer und tauchen wir nicht unsere Krystallgefäße drei Tage lang in Wasser, um sie zu reinigen? Kann so nicht auch ein Mensch, der sich verunreinigt hat, wieder rein werden? Ist nicht die Reue das Feuer, welches reinigt, und die Buße das Wasser, welches unsere Sünden abwäscht!“

„Ja, sie ist es, Aron Jacobson; und wenn du aufrichtig bereust, so wird der Herr dir vergeben. Aber wir Sterbliche, welche unvermögend sind, in das Innere der Herzen zu blicken, verlangen erkennbare Zeichen.“

Digitized by Google

„Ich weiß es, Rabbi Nathan. Der oberste Rabbiner soll mein Urtheil sprechen. Ich will mich auf der Schwelle der Synagoge niederwerfen, und die Gläubigen sollen mich mit Füßen treten und mit Stöcken schlagen."

„Aron Jacobson," erwiederte der Rabbi, mit Thränen in den Augen, „solche Dinge sind in dieser Stadt und in diesem Lande nicht zulässig. Niemand darf hier ein Urtheil sprechen, als die Männer des christlichen Königs; und wie könnten diese, welche selbst unreine Speise genießen und den Sabbath brechen, über einen Juden urtheilen?"

„Nun, so werfe ich mich vor Euch nieder," rief Aron, sich vor dem Rabbi beugend; „setzet Euren Fuß auf meinen Nacken und tretet mich in den Staub! Ich will meinen Rücken entblößen, peitschet ihn, bis das Blut fließt!"

Rabbi Nathans Lippen versagten den Dienst, und erst nach einiger Zeit konnte er antworten:

„Mein Fuß kann nicht die Sünde von deinem Nacken nehmen. Ich bin selbst nur ein Sünder vor Gott, — ein Irrender, und darf keinen Andern züchtigen."

„Rabbi!" schrie Aron, treibet mich nicht zur Verzweiflung! Weiset einen Reuigen nicht zurück. Bedenket, es steht geschrieben: ‚Der Herr, unser Gott, will nicht, daß der Sünder umkomme, sondern daß er seine bösen Wege verlasse und lebe."

In Gedanken versunken schwieg der Rabbi, als Aron, plötzlich aufspringend, mit strömenden Augen rief:

„Ja, Rabbi, ich bereue wirklich. Ich fühle, daß die Pein, welche mich quält, eine Sühne für meine Sünde ist. In diesem Augenblicke bin ich gereinigt und stehe vor Euch als ein Bruder, — der um die Hand Eurer Tochter bittet. Gebet sie mir, auf daß ich mit ihr ein Leben führe, welches Gott wohlgefällig ist. Oder, wenn Ihr die Verantwortlichkeit übernehmen wollt, stoßet mich von Euch und von ihr, — stoßet mich hinaus, um zu verzweifeln! Thut es, Rabbi Nathan, — Ihr, der Diener des barmherzigen und gnädigen Gottes! O Herr, mein Gott, zu dem ich diese ganze Nacht gebetet habe, sei du unser Richter in diesem Augenblicke! Mit Herz und Zunge rufe ich die heiligen Worte: ‚Schema Jisroeil, Adaunoi Elauheinu, Adaunoi Echod!' *)"

Rabbi Nathans Augen begannen zu leuchten wie am Freitag Abend bei dem Gewitter, und aufstehend sagte er:

„Im Namen des allmächtigen Gottes! mein Bruder, lege deine Hand in die meinige und schwöre, daß du leben willst als ein getreuer Diener des Herrn!"

„Ich schwöre es," rief Aron, „bei dem Haupte meiner Mutter und bei dem Leben meines Vaters!"

Rabbi Nathan sagte darauf:

„Adaunoi, Herr und Gott Israels! Dein Diener nahet dir demüthig um deiner selbst willen. Die Scheidewand zwischen deinem Volke und den Ungläubigen ist gefallen, und wir leben in einem Garten, dessen Zaun eingebrochen ist und dessen Blumen Jedermann beliebig zertreten kann. Nur eine Zuflucht, — unser Herd, ist uns noch geblieben. Um Deinetwillen und zur Ehre Deines Namens nehme ich diesen Jüngling bei der Hand, und führe ihn in mein Haus, und binde ihn durch ein heiliges Ehebündniß mit meiner Tochter an Dein Gesetz. Herr, Gott Israels, verleihe gnädig Deinen Segen dazu! Aron, bedecke deinen Kopf!"

Aron gehorchte, und Rabbi Nathan sprach den Segen über ihn.

*) „Höre, o Israel! Der Herr, unser Gott, ist der ewige Gott!"

Im nächsten Augenblicke trat Schlaumo Zwicker in das Zimmer.

Als Rabbi Nathan ihn erblickte, wich der leuchtende Glanz aus seinen Augen, und er setzte sich ruhig auf seinen Stuhl nieder.

„Schalaum aleichem! Friede sei mit Euch!" sagte Schlaumo.

„Aleichem schalaum!" antwortete der Rabbi.

Nachdem er mehrere Minuten lang auf eine Einladung, sich zu setzen, gewartet hatte, fuhr Schlaumo fort: „Schönes Wetter heute!" und fügte mit einem Seitenblicke auf Aron hinzu: „Grade das rechte Wetter, um eine Fahrt in das Gehölz zu machen!"

Rabbi Nathan schaute aufmerksam, wie ein Astronom, nach dem Himmel und erwiederte:

„Schönes Wetter, in der That, sehr schönes Wetter!"

Eine neue Pause folgte, welche Schlaumo, ungeduldig werdend, endlich mit den Worten unterbrach:

„Rabbi Nathan, die zwei Tage sind verflossen, und ich bin gekommen, um mit Euch von der bewußten Sache zu sprechen."

„Nun, so sprechet Leib," versetzte der Rabbi mit einem tiefen Seufzer.

„Es muß unter uns Beiden allein geschehen; lasset diesen Fremden hinaustreten."

„Er ist kein Fremder, — er ist mein Schwiegersohn," erwiederte der Rabbi, die Augen wie ein Knabe schließend, der seinen ersten Schuß thut.

„Euer Schwiegersohn?" rief Schlaumo. „Habet Ihr denn mehr als eine Tochter?"

„Nein, ich habe nur eine. Möge der Herr sie mir erhalten!"

„Aber diese eine habet Ihr mir zugesagt, Rabbi Nathan!"

„Ich habe keine Zusage, keine bestimmte Antwort gegeben. Ihr brauchet nicht so laut zu sprechen, Leib."

„Rabbi Nathan, hütet Euch. Es steht geschrieben: ‚Das Wort eines Rabbi soll nicht zweideutig sein; er soll ja sagen oder nein!' Ihr werdet nicht wagen, Euer Wort zu brechen. Hütet Euch, Rabbi! es steht geschrieben: ‚So wie der Mensch ist, wird der Herr ihn finden!'"

„Wenn Ihr ein böses Wort ausstoßet, Leib, so wird es zu den Winden fliegen, aber nicht auf meinen Kopf fallen, denn ich bin unschuldig. Nur unvorsichtig bin ich gewesen, und es steht geschrieben: ‚In unbedachten Worten liegt eine Schlinge; aber nur ein gottloser Mensch machet Gebrauch davon.'"

„Ich bin kein gottloser Mensch!" schrie Schlaumo; „aber ich werde mich als einen strengen Mann gegen Euch, Rabbi Nathan, zeigen. Die Welt soll erfahren, daß Euer Wort hinterlistig ist, Eure Handlungsweise verschlagen und Euer Benehmen eines Rabbi und eines Clausseners unwürdig. Ehe die Sonne untergeht, soll die Zahl Eurer Freunde gering sein!"

Verzweifelnd blickte Rabbi Nathan auf Aron, welcher, als er vortrat, von dem übermüthigen Schlaume mit folgenden Worten empfangen wurde:

„Würdiger Schwiegersohn eines treulosen Mannes, — Jüngling, dessen Gegenwart selbst einen so festen Charakter, wie den des ehrwürdigen Rabbi Nathan, anzustecken und zu vergiften vermag, — was willst du? was hast du zu sagen? Sprich, und dann gehe und meide jedes reine jüdische Haus!"

Digitized by Google

Ermuthigt durch das, was vorangegangen war, empfing Aron diese Fluth von Schmähungen mit ziemlich kaltem Blute und sagte:

„Mit Eurer Erlaubniß, Rabbi Nathan, ich glaube nicht, daß die Gemeinde Euch zwingen wird, Eure Tochter einem Manne zu geben, den sie verabscheut."

„Sie verabscheut mich nicht! Welche Unverschämtheit!"

„Seid Ihr dessen gewiß?"

„Ganz gewiß."

„Oh, Rabbi Nathan, so lasset sie doch hierher kommen und selbst wählen."

„Halt!" rief Schlaumo. „Lasset sie kommen, aber stellet die Frage richtig. Ob sie mich verabscheut? das ist die Frage."

Als Esther eintrat, sagte Rabbi Nathan ohne alle Einleitung und Erklärung zu ihr:

„Esther, mein Kind, verabscheuest du Schlaumo Leib?"

Ohne Zweifel that sie es; allein der Ausdruck, welchen ihr zuversichtlicher Liebhaber gewählt hatte, war etwas zu stark, und überdieß hatte der Vater ihr geboten, Schlaumo zu heirathen, und deßhalb unfähig, die Scene zu verstehen, und verwirrt, wähnte sie, man habe sie des Ungehorsams gegen ihren Vater und der Verleumdung gegen Schlaumo angeklagt, und sagte daher:

„Nein, lieber Vater."

Der triumphirende Schlaumo, sogleich mit ächt jüdischem Scharfblicke erkennend, daß der Rabbi der Tochter irgend ein geheimes Gebot in Betreff seiner ertheilt hatte, beschloß, den ersten Sieg weiter zu verfolgen und die feindliche Stellung ganz zu nehmen. Sich an Esther wendend, sagte er:

„Mamsell Esther, ich habe bei Ihrem Vater um Ihre Hand gebeten. Haben Sie etwas dagegen?"

Einen verzweifelnden Blick auf Aron werfend, war die arme Esther, mit dem einer jüdischen Tochter eigenen Gehorsam, im Begriffe, nein zu sagen, als Rabbi Nathan rief:

„Esther, mein Kind, sprich so, wie dein Herz es dir eingibt, und denke nicht mehr an das, was ich gesagt habe! Wähle selbst, im Namen Gottes!"

Nach diesen Worten ging Esther zu Aron und legte zaghaft ihre Hand auf seinen Arm.

„Ihr habet mich verrathen, Rabbi Nathan!" rief Schlaumo. „Jetzt kann kein Zweifel mehr sein! Eure eigene Tochter und Euer würdiger Schwiegersohn sollen bezeugen, daß Ihr mich durch diesen versteckten Wink betrogen habt. Was hattet Ihr vorher zu Eurer Tochter gesagt? und was heißet Ihr sie jetzt vergessen? Vor dem obersten Rabbiner sollet Ihr das erklären und einen Grund dafür angeben, daß Ihr einen Mann, welcher im Gehölze Beefsteak ißt, einem frommen Juden vorziehet. O Schande über Eure grauen Haare! Ich demüthele Euch! Aber jetzt muß ich mich von Rücksichten für das allgemeine Wohl leiten lassen, und Mitleid wäre in diesem Falle ein Verbrechen!"

In diesem kritischen Momente wurde stark an die Thür gepocht, und Wolf Israel trat in das Zimmer. Er hatte an diesem Morgen, wie er erklärte, die ganze Stadt durchlaufen, um Aron Jacobson zu finden und über ein wichtiges Geschäft mit ihm zu sprechen. Jetzt mit ihm auf die Seite tretend, ließ er das Geschäft anfangs unerwähnt und fragte nach der Veranlassung zu der ungewöhnlichen Scene, welche sich ihm zeigte, worauf er von Aron mit kurzen Worten Alles erfuhr, was vorgegangen war.

„Du siehst," sagte Letzterer, „daß wir sämmtlich werden unglücklich werden. Es wird ein großes Aufsehen geben, welches Rabbi Nathan auf das Tiefste demüthigen und mir seine Tochter für immer rauben wird."

„Wenn es weiter nichts ist," versetzte Wolf Israel, „so laß mich nur machen."

Er näherte sich hierauf dem Schlaumo Zwicker und ersuchte ihn, einige Worte unter vier Augen mit ihm zu sprechen.

„Leib," sagte er hierauf, „erlaubet mir, Euch als einen frommen und mit dem Gesetze genau bekannten Juden zu fragen, ob die mit Fleisch belegten Brödchen in dem Spielhause in der Prinzenstraße koscher sind, oder nicht."

Schlaumo Zwicker wurde blaß und fragte mit fast athemloser Stimme:

„Woher wisset Ihr das?"

„Wissen? — Was? Ich richte nur eine Frage an Euch, die Ihr ohne Zweifel im Stande seid zu beantworten."

„Wenn Ihr eine Sylbe laut werden lasset, so bringe ich Euch um."

„Bah, mein lieber Zwicker, das Wort war selbst für Eurem Mund zu groß; ich will annehmen, daß es in Eurer Kehle stecken geblieben sei."

„Ich brauche Euch nicht umzukringen, — ich bin unschuldig, — ich gab vur nicht darauf Acht, was für Fleisch auf den Brödchen lag, — und als ich es später entdeckte, that ich dem Allmächtigen das Gelübde, alljährlich an diesem Tage zu fasten."

„Ich hege keinen Zweifel, daß die Sache zwischen Euch und dem Himmel auf befriedigende Weise beigelegt worden ist; allein die Welt ist böse, wie Ihr wisset, und wird ohne besondere Zeichen vom Himmel nicht erlauben, daß ein Mann, welcher verbotene Speise genossen hat, ein Clausener werde. Wenigstens fürchte ich es sehr."

„Mein lieber Wolf Israel, lasset uns Freunde sein. Ihr seid ein lebenslustiger junger Mann, — Ihr vertheut Euer Geld; ich aber erwerbe, — ich meine —"

„Ihr meinet doch nicht etwa den Sohn meines Vaters bestechen zu wollen, Schlaumo Zwicker? Seid Ihr wahnsinnig? Ihr und Euer gesammter Reichthum fände in meines Vaters Westentasche Platz! — Welche Unverschämtheit!"

„Herr Israel! — ich bitte um Verzeihung, — es thut mir leid, — machet mich nicht unglücklich. Ihr seid der achtbare Sohn achtbarer Eltern, und es würde sich nicht für Euch passen, die Rolle des Anzeigers zu spielen, namentlich da Ihr zugestehen müsset, selbst jenes Spielhaus besucht zu haben."

„Ja, das habe ich, — ich habe gespielt, wie Ihr, — und Fleischbrödchen gegessen, wie Ihr; — aber ich strebe auch nicht nach der Ehre, ein Clauseuer zu werden."

„O Himmel, was soll ich thun? Werther Herr Israel! Ist keine Gnade für mich?"

„Oh, allerdings! Gnade soll Euch werden, wenn Ihr alle Ansprüche an Rabbi Nathans Tochter aufgebet. Ihr müsset geloben, den alten Mann in Ruhe zu lassen; und so lange Ihr dieses Versprechen haltet, werde ich schweigen."

„Wollet Ihr es beschwören? Doch — wobei? Ihr habet nichts, das Euch bindet. Verzeihung, Herr Israel, — aber — es ist so."

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort," versetzte Wolf Israel mit stolzer Miene.

Da nun keine Wahl blieb, so ging Schlaumo Zwicker

Digitized by Google

auf den Vertrag ein, wandte sich an Rabbi Nathan und sagte:

„Rabbi, es steht geschrieben: ‚Trockenes Brod in Frieden essen ist besser, denn ein reiches Haus besitzen, das voll ist von Zwist!' Welches Glück könnte ich von einer Verbindung mit Eurer Tochter erwarten, wenn sie von Euch nicht gutgeheißen wird? Aron Jacobson ist ein braver junger Mann; um seinetwillen gebe ich Euch Euer Wort zurück. Wir wollen vergessen und Freunde bleiben! Masoul, Glück, Freude! Lebet wohl!"

Während er jedoch das Zimmer verließ, fügte er mit leiser Stimme hinzu: „Möge mein Wunsch dem Geiste, nicht dem Buchstaben nach in Erfüllung gehen!"

Nachdem er sich entfernt hatte, sprang Rabbi Nathan auf und rief:

„Gepriesen sei Gott! Da, Aron, sie ist dein. Mein Segen folge Euch ewig! Frummit, Frummit, komme herein! Frummit, du hast eine Braut in Deinem Hause! Lasse Arons Eltern holen und alle meine Kinder! — Nächsten Sabbath; — o, welchen Sabbath werden wir haben!"

Dann seine Frau bei der Hand nehmend, sang er in hebräischer Sprache die Verse aus Salomons hohem Liede:

„Siehe, meine Freundin, du bist schön und lieblich,
„Und unser Leben grünet!"

Salvi, Giov. Battista,

Maler, genannt Sassoferrato, geboren um 1605 zu Sassoferrato, war ein Sohn des Malers Tarquinio Salvi, der ihm auch den ersten Unterricht ertheilte, studirte dann in Rom und Neapel nach Raphael, Domenichino, G. Reni, Albani u. s. w., ohne sich jedoch strenge an einen Meister zu halten. Er malte besonders Madonnen mit dem Kinde, die stets so zart und lieblich, so einfach und bescheiden sind, daß man darüber die Mängel derselben, nämlich eine gewisse Kraftlosigkeit und eine gewisse Unsicherheit in der Richtung, ein Schwanken zwischen verschiedenen Vorbildern, vergißt. Wir geben oben eine derselben im Holzschnitt. Die Färbung ist öfter lebhaft, doch nie zu bunt. Das Altarbild der Kathedrale zu Montefiascone ist sein größtes, und die Madonna del Rosario in S. Sabina in Rom sein kleinstes, wunderbar zartes Werk. Weitere Bilder von ihm sind: in der Brera in Mailand eine Madonna, in Rom in den Palästen Doria, Borghese, Braschi, in Florenz, Neapel, Padua, Parma, Perugia, Karlsruhe, Stuttgart, Nürnberg, Wien, Leipzig, im Haag, in Brüssel, Petersburg, Madrid, Dessau, Bremen, Berlin, im Louvre, in München u. s. w. Viele seiner Bilder sind gestochen. Er starb zu Rom im Jahr 1685.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Stammgäste.

Nach Johann Hasenclever.

(Taf. 41.)

Es ist bei dem Besuche der Gemäldegallerien und Kunstausstellungen eine gewöhnliche Wahrnehmung, daß nicht nur der große Haufe, sondern selbst wirkliche Kenner, bei aller Anerkennung des ausgezeichneten Colorits, der Zeichnung und meisterhaften Technik überhaupt, mit kalter Bewunderung und oft nur so lange vor Werken ersten Ranges verweilen, als ihnen nöthig scheint, um keinen Zweifel an ihrem guten Geschmacke und ihrer Kennerschaft rege zu machen, daß aber der liebenswürdige Humor oder die feine Ironie eines Genrebildes, vielleicht eines Künstlers zweiten Ranges, auf sie eine ungleich stärkere Anziehungskraft übt und ihnen dauerndes Vergnügen bereitet. Diese Bemerkung ist besonders auch bei der Ausstellung der Genrestücke Hasenclevers gemacht worden, welchen sich die Aufmerksamkeit und der Beifall des Publikums in einem solchen Grade zuwandte, daß die Werke gediegener Historien- und Landschaftsmaler kaum die ihnen gebührende Würdigung fanden. Es sind besonders zwei Stücke Hasenclevers, welche den allgemeinsten Anklang und die größte Verbreitung fanden, seine „Weinprobe“ und seine „Stammgäste“, von welchem letzteren Bilde wir den Lesern eine wohlgelungene Nachbildung beilegen.

Drei Herren sitzen singend beisammen. Sie sind, wie schon an einer Reihe leerer Flaschen ersichtlich, längst nicht mehr am ersten Glase und haben, nachdem die Uebrigen das Feld geräumt und selbst einem aus ihrer Mitte, einem Anfänger wie es scheint, das schwere Haupt auf den Tisch gesunken, das Feld allein noch behauptet. Behaglich sitzt der jodiale, wohlbeleibte Zecher, Kaufmann oder Fabrikherr, mit verklärten, aufwärts gerichteten Aeuglein vor dem Glase und gibt mit breitem, weitgeöffnetem Munde, der sich schon an mancher Flasche versuchte, den Ton an. Er scheint längst zum Aufbruch gerichtet, hat sich aber bis jetzt noch nicht losreißen können. Weniger lebhaft stimmt der ihm gegenübersitzende Professor mit ein. Der sokratische, von Freude und Mäßigkeit bekränzte Becher, der die Sinne verklärt und auf dessen Grunde Witz und Laune in der Goldtinktur des Rheinweins blinken, ist längst geleert. Schläfrig das Kinn auf die Hand gestützt, singt er noch immer, wenn nicht die Worte, so doch die Weise des Liedes mit, in die er wohl bisweilen ein herzhaftes Gähnen mischt. Der hinter dem Tische sitzende Stammgast, der mit einer Hand das Glas hält, mit der andern für sich gestikulirt, scheint sich in jenem letzten bedenklichen Stadium zu befinden, in dem der edle Rebensaft zum betäubenden Lethe wird, und der Zecher, sich und die Welt vergessend, in jenen verzückten, seligen Zustand geräth, auf den ein so unerquicklliches Erwachen zu folgen pflegt. „Meine Herren, es Uhr vorüber!“ erinnert der Wirth, der den zögernden Stammgästen keineswegs zu grollen scheint. Keiner hört jedoch auf die Ermahnung, am wenigsten derjenige, auf dessen Schulter er die Hand gelegt hat und für den nun das Aufstehen ein gewagtes Unternehmen sein könnte. Periculum in mora! Es stehen Strafen in Aussicht; die abbietende Polizei erscheint in der Thüre und kann sich beim Anblick des heitern Kleeblattes eines Lächelns nicht enthalten. Die Herren sehen und hören nicht und summen unerbittlich ihr Lied, so tief der Ton, so langsam allmälig das Tempo geworden ist, und es dürfte der ganzen Geduld und Erfahrung des Wirthes bedürfen, die werthen Gäste flott zu machen und erträglich in den Gang zu bringen.

Die feine Charakteristik der Figuren, der weinselige, die Wirkung des Rebensaftes so wahr und ohne Uebertreibung darstellende Ausdruck der Gesichtszüge ist trefflich gelungen, so daß man gerne geneigt ist, die gutmüthigen Zecher mit dem desipere in loco zu entschuldigen. Besondere Anerkennung haben auch das harmonische Colorit und die gedämpfte behagliche Beleuchtung des Bildes gefunden. Wir erinnern uns aus der Zeit der Ausstellung desselben eines komischen Streites, der unter dem vor dem Gemälde weilenden Publikum über die wichtige Frage geführt wurde: Was singen wohl die drei Herren? Man rieth auf die deutsche Marseillaise: „Freund, ich bin zufrieden“, auf „Als ich noch im Flügelkleide“, „Das waren mir selige Tage“, „Willkommen, o seliger Abend“, „Alles, was wir lieben, lebe,“ und auf ähnliche beliebte Lieder früherer Zeit, bis man sich endlich in der Annahme vereinigte, sie singen das Rheinweinlied des alten Claudius:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben,
Gesegnet sei der Rhein!

Johann Peter Hasenclever, geboren 1810 zu Ramscheid, war nach dem Willen des Vaters zum Architekten bestimmt, Talent und Neigung führten ihn jedoch bald zur Malerei. Im siebzehnten Jahre kam er nach Düsseldorf, wo er unter Schadow's Leitung vielversprechende Fortschritte machte und, nachdem er sich in mehreren Richtungen versucht, zur Genremalerei überging. Die ersten Bilder, mit denen er in den Jahren 1835 und 36 auftrat, waren der Violinspieler, Kinder am Feuer, der Nieser. Letzteres Bild gibt die Situation so schlagend, daß man, wie beim Anblick eines Gähnenden zum Gähnen, hier fast zum Niesen gereizt wird. Der Aufenthalt in München, 1838 bis 1842, erweiterte den Gesichtskreis des Künstlers, der sich bald eines bedeutenden Rufes erfreute, wozu besonders auch seine geschickt und mit frappanter Aehnlichkeit ausgeführten Portraits vieles beitrugen. Den meisten Ruhm erwarben ihm seine Illustrationen des bekannten komischen Heldengedichts: Die Jobsiade. „Jobs im Examen“ hat neben dem komischen Pathos einen gewissen historischen Schwung, und es wurde auf der Ausstellung gefragt, ob dies Lessings Huß auf dem Concil zu Costnitz sei. — Hasenclever stellte auch ernste Gegenstände dar, und sein in mehrfacher Beziehung verdienstliches Bild „Die Spielbank“ wäre eines Hogarths würdig. Mit drastischer Komik persiflirte er das rheinische Spießbürgerthum. Von späteren Werken führen wir noch an: Das rheinische Kellerleben, die Theegesellschaft, der erste Schulbesuch, und Bauern, welche das große Loos gewonnen und so wenig als mit dem Gelde, vernünftig mit Champagner und Austern umzugehen wissen.

Dieser einfache, gemüthliche Künstler war selbst der fröhlichste Gesellschafter und oft genug der zündende Funke erhöhter Fröhlichkeit. In seinem Bildnisse, das sehr verbreitet ist, hat er sich ein treffliches Denkmal gesetzt. Er

Digitized by Google

schwingt in hocherhobener Rechten den Weinrömer, als ob er dem Humor einen Toast brächte und alle Welt mit einstimmen und anklingen müßte. „Hasenclevers Monogramm," schreibt einer seiner Zeitgenossen, „ist der ungesuchte Humor, der sich auf allen seinen Bildern mit Gemüthlichkeit geltend macht." C. F. A. Kolb.

Ein Pflanzerleben in Südamerika.

„Franz, alter Knabe, was hast du da für eine Bekanntschaft? Nie ist mir ein so sonderbares Stück Menschheit zu Gesicht gekommen. Dazu dieser wunderliche Anzug!"

Die angeredete Person, Franz Royston, war einer der ältesten und liebsten Freunde, die ich auf der Welt hatte. Wir waren gleichzeitig als Neulinge vom kleinsten Kaliber nach Eton gekommen, und die Reihe der Jahre hatte den Bund, den wir auf der Schule geschlossen, nicht geschwächt. Leute, die sich durch die Welt einen Weg bahnen müssen, können ihre guten Freunde nicht immer im Auge behalten, und so kamen auch wir Beide auf lange, lange Zeit auseinander. Die erste Begegnung fand wieder während einer angenehmen Sommerferienzeit in Baden statt, und wir fühlten uns wieder so glücklich wie in unsern jungen Tagen. Wir rauchten eben behaglich vor der Restauration, welche die eine Ecke des großen Promenadeplatzes begrenzt, unsere Cigarren, hörten der schmetternden Musik der österreichischen Musikbande zu und betrachteten das Hin- und Herwogen der fashionabeln Welt, als mein Freund plötzlich von seinem Sitze aufsprang, und im nächsten Augenblicke bemerkte ich, wie er einem großen, sonderbar aussehenden Manne, dessen schäbige Kleidung und vernachlässigte Außenseite einen schroffen Gegensatz bildete zu dem geputzten und gesichniegelten Wesen der anderen Spaziergänger, die Hand reichte. Der Mann selbst hatte einen buschigen, mit Weiß gesprenkelten Bart, und sein graues Haar hing wirr unter dem Rande eines verbeulten Hutes nieder. Er hatte ein sonnverbranntes, furchiges Gesicht und melancholische Augen, die weder einem jungen, noch einem alten, sondern eher einem vor der Zeit gealterten Manne anzugehören schienen; auch ging er gebückt, obschon er früher eine athletische Figur besessen haben mußte. Der Fremde schien fast mit froher Begier die Hand meines Freundes zu fassen, ließ sie aber sogleich wieder fallen, sprach nur wenige Worte und eilte dann hastig von hinnen. Ich sah ihm nach, wie er raschen Schrittes durch das Gewühl von Deutschen, Russen, Engländern und Franzosen sich hindurchwegte, die ihrerseits den roh an ihnen vorbeistreifenden Eindringling mit großen Augen musterten, bis er endlich hinter dem Blätterwerk der duftigen Linden verschwand. Franz kam langsam und mit ernster Miene wieder nach seinem Sitze zurück; die Cigarre, die er zwischen den Fingern hielt, war ihm ausgegangen.

„Franz, wer ist diese Bekanntschaft?"

„Oh, ein armer Mensch, Namens Wilson," versetzte mein Freund mit einem leichten Seufzer. „Hast du noch Cigarren in deiner Büchse? Es verlohnt sich nicht, diese wieder anzuzünden."

Ich reichte ihm mein Etui; er wählte sich eine feine Havanna aus und steckte sie an.

„Wilson?" entgegnete ich. „Kein ungewöhnlicher Name. Einer von den Carberry Wilsons?"

„Nein," antwortete Royston, indem er drauf los paffte, um seinen Glimmstengel gehörig in Gang zu bringen.

„Wo in aller Welt magst du ihn kennen gelernt haben?" fuhr ich mit Beharrlichkeit fort. „Schätz' wohl unter den Archäologen, denn seinem Aeußeren nach muß er selbst ein antiquarisches Exemplar sein."

„Ich muß bitten, keinen Spott über einen Unglücklichen!" erwiederte Franz mit Nachdruck. „Beim Himmel, du würdest über diesen Mann nicht lachen, wenn dir seine Geschichte bekannt wäre."

Ich bezeugte meine Reue, war aber doch neugierig, und nach einigem Drängen ließ sich Franz heran, mir folgende Geschichte zu erzählen: —

„Du weißt vielleicht, daß ich vor drei Jahren aus Südamerika zurückkehrte; ich habe mich zwei Jahre daselbst aufgehalten und bin im Süden der neuen Welt weiter herumgekommen, als die meisten Reisenden, die sich durch die Anzahl ihrer zurückgelegten Meilen das Recht erkauften, in den Touristenclub aufgenommen zu werden. Ueberhaupt reist man dort nur selten zum Vergnügen. Mich veranlaßte ein Geschäft dazu; denn mein Großvater hatte in die verwünschten bolivischen Silberminen sein Geld gesteckt, dies obendrein in einem Alter, in welchem er hätte gescheidter sein können. Zu holen war da nichts mehr, wie du dir denken kannst, wenn ich dir sage, daß einige von diesen Erzgruben hundert Faden Wasser enthielten, das herauszupumpen einen Rothschild ruinirt haben würde. Doch war meine Mühe und mein Zeitaufwand nicht nutzlos, denn ich gewann mir Erfahrung und neue Anschauungen, und da ich das Glück hatte, dem gelben Fieber und den dort üblichen Messerstichen zu entrinnen, so kann ich mit großem Vergnügen auf meinen südamerikanischen Feldzug zurückblicken. Um übrigens zur Sache zu kommen, will ich mit dem Tage beginnen, an welchem ich an einem schwülen Abende zur Zeit der kurzen tropischen Dämmerung vor Wilsons Thür anritt. Ich war über die Ebenen Columbiens gekommen und hatte nur einen kupferfarbigen Kerl zum Begleiter, der mir meinen Lagerkessel besorgte, mein Pferd und sein Maulthier sattelte, und überhaupt mir alle Dienste leistete, die ich ihm auftrug, wahrscheinlich aber mir den Dolch in den Leib gerannt haben würde, wenn ich mich unterstanden hätte, ihn einen Bedienten zu nennen. Er selbst gab sich den Titel „Führer" und war im Ganzen ein so guter Bursche, als sich unter dieser pfefferscharfen Halbzucht nur einer finden läßt. Die Sonne machte ihren plötzlichen Niedergang und die Schneekuppen der Anden erglühten eben in rosigem Lichte, als uns Wilsons Hacienda zu Gesichte kam. Sie war ein schönes weißes Steingebäude, mit einem Portikus, Veranden und einem flachen maurischen Dach; vorn befand sich ein grüner Rasen, eine Fontaine und ein Blumengarten. Dicht darum her standen die zahlreichen mit Rohr gedeckten Holzhütten für die Farmarbeiter und Hirten, die Ställe, die Scheunen und Außengebäude, und das Ganze war zum Schutz gegen die Angriffe der Wilden mit einer starken Stacketenverzäunung umgeben. Jenseits lag der weite Corall, der das Vieh und die Pferde vor den Indianern und wilden Thieren schirmte, ein in vier Fächer abgetheilter Raum mit starken Pallisaden aus Werthholz. Alles war

Digitized by Google

hübsch und geschmackvoll, überhaupt viel geordneter angelegt, als wenn das Gut einem Spanier gehört hätte. Das Haus selbst stand in dem Schatten großer Bäume und war von Rosen- und Magnoliengesträuch umgeben, wie denn auch der sich anlehnende Hügel einen ungeheuren Büschel blühenden Strauchwerks darstellte. Kurz, ein zauberhaftes Heimwesen. Der Eigenthümer Wilson gab sich vornehmlich mit Viehzucht ab. Unser Weg führte uns auch eine weite Strecke an den Rinderheerden vorbei, die auf dem nach Osten sich ausdehnenden Grasmeere weideten. Westlich stiegen die Anden himmelwärts, und in weiter Ferne konnte ich den vergoldeten Wetterhahn der Kirche von San Juan de los Llanos, einem zehn Miles entlegenen Städtchen, unterscheiden. In der Nähe befand sich keine andere Ortschaft, und gegen Osten dehnte sich die Ebene ununterbrochen bis zu dem fernen atlantischen Ocean aus. Ich hatte von Maulthiertreibern gehört, daß ich in der Gegend einen englischen Ansiedler finden werde, und freute mich der Gelegenheit, mich wieder einmal mit einem Menschen in der Muttersprache unterhalten zu können. Ich ritt durch das offene Thor in dem Stacket ein und vor dem Hause an, um mich in der ungezwungenen Weise der Wildniß als Gast anzukündigen. Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß es in dem Lande, die Seehäfen ausgenommen, keine Wirthshäuser gibt; aber selbst der ärmste Hirte ist stets bereit, mit dem Reisenden seinen gerösteten Mais, sein gedörrtes Ochsenfleisch zu theilen und ihm den traulichsten Winkel in seiner Hütte als Lagerstätte anzuweisen. Ich hatte in Wilsons Hacienda auf nichts als auf die rauhe Gastlichkeit eines Junggesellen gerechnet und war daher nicht wenig überrascht, als mich ein paar schöne junge Damen, die Frau und die Schwester des Farmers, unter dem Portikus willkommen hießen; an ihrer Seite befanden sich zwei Kinder, die lieblichsten kleinen Nixen, die ich je gesehen habe. Der Eigenthümer des Hauses war ein schöner junger Mann, den ich mit Stolz als einen Landsmann begrüßte; du mußt ihn nicht nach dem trümmerhaften Zustande beurtheilen, in dem er jetzt erscheint. Er hat Schweres durchgemacht und es vielleicht um der Energie und Tiefe seines Charakters willen um so schmerzlicher empfunden. Gönne mir einen Augenblick Zeit, um mir das schöne Bild wieder zu vergegenwärtigen, das ich dir in so rohen Zügen geschildert habe — den Portikus mit seinen weißen, von Rosen und Schlingpflanzen umrankten Pfeilern, die zwei schönen Engländerinnen mit dem mädchenhaften Aussehen, obschon die eine Frau und Mutter war, die aufrechte Gestalt des wetterbraunen Ansiedlers und die Rosenknospen von Kindern mit den blauen Augen und dem Goldhaar, einer in diesem Klima exotischen Erscheinung. Ach, welch' ein Glück, daß uns ein dichter Schleier die Zukunft verbirgt! Als ich diese Gruppe zum letzten Mal sah — doch halt — ich will die ganze Geschichte der Reihe nach erzählen.

„Ich wurde auf's Freundlichste aufgenommen; wenn ich ein lieber alter Freund oder Blutsverwandter gewesen wäre, so hätten die Wilsons mich nicht herzlicher bewillkommnen können. In diesen fernen, halbwilden Landen, wo die Zunge der Heimath einen so zauberhaften Einfluß auf das Gemüth übt, erscheint jeder reisende Landsmann in dem Lichte eines Verwandten. Die Wilsons gefielen mir ungemein wohl, und sie freuten sich ihrerseits, mich beherbergen zu können. Welche Wonne, nach dem rohen Leben in Bivouacs und Wigwams wieder einmal die Bequemlichkeiten einer elegarten, reinlichen Wohnung zu genießen! Nicht daß ich viel von einem Sybariten an mir hatte; aber Alles heimelte mich so traulich an, wie das Lächeln eines freundlichen Gesichte. Wilsons Schwester war ein hübsches, sanftes Wesen, und ich durfte mich vielleicht glücklich preisen, daß ich mein Herz in England zurückgelassen hatte, da sonst der bevorstehende Schlag wohl mehr als ein Haupt niederschmetternd betroffen haben würde. Ich war in meiner Zeit nicht beellt, denn mit den Minen und ihrem Zubehör hatte ich völlig fertig gemacht und konnte mich nun aufhalten, wo ich wollte. So kam es denn, daß ich, statt, wie ich ursprünglich beabsichtigte, mir nur ein Nachtquartier zu erbitten, zwei Monate in der Hacienda verblieb, denn meine freundlichen Wirthe wollten mich fast gar nicht mehr fort lassen. Die Zeit wurde mir nicht lang. Wir standen, da der Frühmorgen in diesen Breiten die angenehmste Tageszeit ist, noch vor der Sonne auf und machten uns mit tausend Dingen zu schaffen, bis uns die zunehmende Wärme in das Haus zurücktrieb. Dann eine kühle Siesta in Zimmern, die durch schwere Jalousieen verdunkelt wurden, und ehe man sich's versah, war der Abend da mit den gleich Diamanten im Grase funkelnden Glühwürmern, den Feuerfliegen, die wie beschwingte Lampen sich durch die Luft bewegten, und einem Monde und Sternen über den Häupten, wie man sie in unserem nördlichen Europa nie zu sehen kriegt. Ich gewann ein großes Interesse für das Land und begleitete stets meinen Wirth auf seinen Ausflügen, wenn er bei seinen Viehherden umherritt, auf die Jagd ging oder die Prairie durchforschte, so oft sich die Spur von wilden Indianern oder einem beutelustigen Puma blicken ließ. Wilson war ein vortrefflicher Reiter und hatte den Lasso mit solcher Sicherheit werfen gelernt, daß er sogar seine Lehrmeister übertraf. In der That räumten selbst die ältesten Veteranen der Llanos, braune oder weiße, ein, daß der englische Ketzer, was die Bolas und Schlingen betreffe, sich mit dem renommirtesten columbischen Reiter messen könne, und auch im Kampfe mit den Wilden hatte er hundertfältig Proben seines Muthes abgelegt. Er erzählte mir seine Geschichte, einen ziemlich einfachen Lebenslauf. Er war ohne andere Schätze, als seine körperliche Kraft und seinen Mutterwitz, nach Südamerika gekommen und hatte sich durch seine Thätigkeit ein schönes Vermögen erworben. Von seinen Angehörigen in England sprach er nur wenig; ich glaube, sein Vater war ein Geistlicher, der in sehr bedrängten Umständen starb. Er sprach gern von den Beschwerden, mit denen er in der ersten Zeit seines Emigrantenlebens ringen mußte — wie er kaufte und verkaufte, wie er mit den Wilden und den Fiebern zu kämpfen hatte, bis er bemittelt genug war, um das Mädchen seiner Liebe, das er in England zurückgelassen und das mit treuem Herzen auf seine Wiederkehr gewartet hatte, in ihre neue Heimath jenseits des Weltmeeres zu holen. Frau Wilson hatte nicht allzu lange harren müssen, denn es war ihrem Verlobten besser ergangen, als es gemeiniglich bei dem frühen Versprech armer Leutchen der Fall ist.

„‚Sie sehen,' sagte Wilson bescheiden, ‚ich verstand mich auf's Vieh, auf Weideland und dergleichen, und kann von Glück sagen, daß ich mich hier niederließ. Mein Loos ist mir auf's Angenehmste gefallen, und mein Vermögen, das hauptsächlich in meinen Heerden besteht, hat sich in sechs Jahren verfünffacht.'

„Der wackere Wilhelm Wilson war also zeitig im Stande gewesen, nach England zu gehen und sich dort seine Braut zu holen, desgleichen auch seine Schwester mitzu-

Digitized by Google

nehmen, für deren Unterhalt er selbst während der Periode seiner schwersten Kämpfe gesorgt hatte. Die Familie kam in glückliche Verhältnisse und verdiente es auch, denn sie wußte sich sogar bei den Bigottesten jener lederhassenden Bevölkerung beliebt zu machen. Die auf der Farm beschäftigten Arbeiter zeigten alle Nüancen von Farbe, und Viele darunter gehörten der rohen Halbzucht der Wildniß an — Menschen, über deren früheres Leben Nachfrage anzustellen nicht räthlich gewesen wäre. Aber selbst unter diesen kupferfarbigen Centauren, die ein Menschenleben nur gering anschlugen und eine gründliche Verachtung hegten vor allen sie beengenden schriftlichen Normen, galt Wilsons Wille als Gesetz, während sie Donna Carlota (so hatten sie nämlich den Namen der Frau Wilson in's Spanische übersetzt) mit aufrichtiger Verehrung zugethan und die beiden Kinder die angebeteten Lieblinge der ganzen lederfarbigen Farmbevölkerung waren. Unter den wilden Hirten befand sich nicht Einer, der nicht bereitwillig über die Anden gegangen wäre oder einen Ritt von hundert Miles durch die Prairie gemacht hätte, um ein Spielzeug, ein Band für Donna Lily oder die kleine Lucie zu besorgen. Wilson fühlte sich vollkommen glücklich und würde mit keinem Könige getauscht haben. Er lachte über meine Andeutungen, daß mir Columbia nicht als ein Land vorkomme, welches zarten Damen und Kindern eine sichere Wohnstatt in Aussicht stelle.

„‚Warum nicht sicher?‘ konnte er mir antworten. ‚Sie meinen wegen der Wilden? Jetzt ist wenig mehr zu fürchten von meiner alten Plage, den Indios bravos. Seit dem Jahre vor meiner Verheirathung haben wir nie mehr in wirklichem Ernst das indianische Kriegesgeschrei gehört. Hin und wieder lassen sich's wohl einige rothhäutige Landstreicher

(Zu Seite 325.)

beikommen, einen Angriff auf das Vieh zu machen; aber sie fangen selten mehr als ein, höchstens zwei Stück ab.‘

„‚Ich warf eine Bemerkung hin über die Gefahren eines allzu großen Sicherheitsgefühls und fügte bei: ‚Ich bin gerade kein Angstmann, Wilson; aber selbst in meiner beschränkten Erfahrung von den Llanos habe ich doch schon Mancherlei von den Schrecken indianischer Kriegführung erlebt. An Ihrer Stelle könnte ich, abgesehen von der natürlichen Sorge für die Sicherheit von Frau und Schwester, nie das goldene Haar der kleinen Engel betrachten, die dort den Schmetterlingen nachjagen, ohne im Geiste das Skalpiermesser eines erbarmenlosen Wilden darüber blinken zu sehen. In der Nähe des Meeres —‘

„‚Zum Henker mit Ihrem Rabengekrächz, Mensch!‘ rief mein Wirth, mit ungewohnter Heftigkeit und zornigem Blicke mich unterbrechend; doch schien er seine Aufwallung alsbald zu bereuen, denn seine Züge gingen in ein Lächeln über und er fügte bei: ‚Ich bitte um Verzeihung, Royston; ich weiß, Sie meinen es gut mit Ihrem Rathe, aber ich kann ihn nicht annehmen. Wohin sollten wir ziehen? Die Revolutionen ziehen nur den Städten und Landstraßen nach; hier sind wir außer dem Bereiche der Pronunciamentos und militärischen Gemetzel. Erdbeben? Seit ich im Lande bin, ist keines vorgekommen, das auch nur so stark gewesen wäre, mir ein Weinglas zu zerbrechen. Kleine Zuckungen hat die Mutter Erde wohl ziemlich oft. Sie erinnern sich, wie vorgestern Abend Marie lachte, als der kleine Stoß kam, der sie beim Klavierspielen aus dem Takt brachte. Die Frauen erschraken freilich anfangs darüber, aber jetzt kümmern sie sich keinen Strohhalm mehr darum. Sie sehen also wohl, daß wir bei einer Uebersiedelung nach der Küste sowohl geologisch als politisch eher der Gefahr entgegenlaufen, als ihr ausweichen würden.‘

„Ich war geschlagen, aber nicht überzeugt.

Digitized by Google

„‚Gleichwohl meine ich,‘ lautete meine Erwiederung, ‚daß ein gemäßigteres Klima und Sicherheit gegen indianische Angriffe Vorzüge wären, die durch einen Umzug nicht zu theuer erkauft würden. Sogar eine Heimath in England würde bei Ihren gegenwärtigen Mitteln —‘

„Er unterbrach mich wieder.

„‚England? Ja, ich hoffe, wir Alle werden dort für unsere Gebeine eine Ruhestätte finden; aber dazu ist's Zeit, wenn meine Mädchen groß genug sind, um Gouvernanten und Lehrer zu brauchen. Allerdings ist es mein Wunsch, daß sie in der Heimath gebildet werden und sich dort verheirathen. Doch dies hat keine so große Eile. Und ich gestehe, ich habe eine Vorliebe für dieses Land, für sein Treiben und seine tropische Ueppigkeit. Auch ist es mir, und um meinetwillen auch Charlotten theuer, weil ich hier meine herbste Lebensschule durchgekämpft habe. Was die Gesundheit betrifft, so haben wir, seit wir dieses Haus bewohnen, nie ein Fieber gehabt. Die Bergluft und die hohe Lage dieses Plateau's hält Krankheiten fern, während in den sumpfigen Gründen weiter östlich sogar die Eingeborenen wie Fliegen wegsterben.‘

„‚Einmal gab es Nachts einen kleinen Lärm. Eine Partie berittener Indianer hatte einen Angriff versucht auf den Corall, welcher nicht nur Hornvieh, sondern auch eine werthvolle Mannada von Rossen und einen schönen Trieb von Maulthieren enthielt. Als mein Wirth von einem blutlosen Siege und einer vergeblichen Verfolgung in's Haus zurückkehrte, bemerkte ich gegen ihn, daß solche Nachbarn eben nichts Angenehmes seien und sie sich wohl einmal seinen Vorsichtsmaßregeln überlegen erweisen dürften. Wilson saß noch, wie er mit einem halben Dutzend seiner Hirten zur Verfolgung der beutelustigen Wilden ausgeritten,

(Zu Seit 326.)

nur halb angekleidet und mit einer Büchse in der Hand auf seinem sattellosen Pferde. (Siehe Bild S. 324.) Er lachte über meine Besorgnisse und erwiederte:

„‚Sie hätten eine gute Cassandra abgegeben, Royston.‘ Dabei sprang er von seinem schnaubenden und dampfenden Rosse herunter. ‚Sie sehen, daß ich meinen Virgil nicht ganz vergessen habe. Aber in der That, dergleichen Dinge sind Kinderspiel. Die Indianer haben ihr altes Selbstvertrauen verloren. Da hätten Sie mit ansehen sollen, wie sie's uns vor sieben Jahren kochen wollten, ehe noch ein Stein von diesem Hause gelegt war und wir nichts als eine Holzbaracke hatten, deren Dach bald von ihren brennenden Pfeilen in hellen Flammen dastand. Statt jenem starken Stackelengürtel schützte uns blos eine Brüstung von Rasen und Reisig, und um sie her schwärmten fünfhundert gemalte, zeternde Bestien unter ihrem großen Kaziken, dem weißen Adler. Das war ein Mann, dieser Häuptling. Die Cayquas kriegen keinen solchen Führer mehr für ihre Grenzfreibeutereien. Sein Sohn, der gefleckte Jaguar, der jetzt an ihrer Spitze steht, ist nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen — figürlich gesprochen meine ich, da der Alte sich nie mit einem so überflüssigen Anzugsartikel belastet hat.‘

„‚Aber wie sind Sie mit so Vielen fertig geworden?‘ fragte ich neugierig. ‚Sind Ihnen Soldaten zu Hülfe gekommen, oder konnten Sie nach San Juan entfliehen?‘

„Wilson machte eine verlegene Miene. Er war einer von jenen bescheidenen kecken Burschen, die eine instinktartige Angst vor Allem haben, was man ihnen für eine Prahlerei deuten könnte. Seine Antwort lautete einfach, das sei eine alte Geschichte und nicht des Erzählens werth. Dann trat er in's Haus, um wieder zu Bett zu gehen.

„Am andern Tage fand ich übrigens einen mittheilsameren Erzähler in der Person José's, des Saladeros

Digitized by Google

oder Schlächters der Farm, eines Mannes, der sich rühmte, ein ächter Spanier, Kastilianer und „alter Christ“ zu sein, mit welch' letzterer Bezeichnung er andeuten wollte, daß kein Tropfen maurischen oder hebräischen Bluts in seinen Adern rinne. Er war ein fehniger Bursche von ungefähr fünfundfechzig, nahezu der älteste und erfahrenste Llanero auf der ganzen Ansiedelung, obschon ihn ein gebrochenes, schlechtgeheiltes Bein auf immer für das Reiten verdorben hatte. Doch trotz seines halblahmen Zustandes hatte er in manchem Indianerscharmützel mitgekämpft, wie denn auch sein Vorrath an Histörchen unerschöpflich war. Er behauptete eine sehr wichtige Stellung in dem kleinen Gemeinwesen, sofern von der richtigen Führung seines Messers groß entheils der Werth der exportirten Häute abhing. Jede große Viehfarm hat ihre Salada und für sie einen geübten Schlächter, welcher das Vieh nicht blos um des Fleisches, sondern noch mehr um des Talgs und der Häute willen tödtet, welche Südamerika in großartigem Style ausführt. Dieser Held des Schlachtbeils heißt immer Saladero, zum Unterschiede von dem Metzger oder Carnero in den Städten.

„Ich fand den alten Mann unter seinem Haufen von zottigen Ochsenhäuten, und es kostete mich nicht viele Mühe, ihm einen ausführlichen Bericht über den denkwürdigen Angriff zu entlocken, den die Indianer gegen die Hacienda ausführten.

„‚Bei San Jago,‘ begann er, ‚das war in der That ein gefährliches Stück Arbeit. Tausend Mann Wilde überfielen in zwei großen Haufen das Gebiet der Ansiedelungen; der stärkere stand unter dem Befehl des weißen Adlers, des Schreckens der Grenze. Sie rückten sengend und brennend vor und ließen nur Blut und Asche hinter sich, wo vorher achtundzwanzig blühende Farmen gestanden hatten. Endlich nahm der weiße Adler uns hier in die Mache. Demonios, ob ich je das Kriegsgeschrei vergesse, mit dem die Wilden heranstürmten! Der ganze Horizont war eine lange Linie von mit Federn ausgeputzten Köpfen, bemalten Leibern und langen Lanzen, die das Herzblut so vieler Weißen getrunken hatten. Aber Sennor Wilson, unser Meister — was war das für ein Mann am Tage der Gefahr! Glaubt mir, Sennor Ingleſe, der Cid selber hätte sich nicht tapferer benehmen können bei der Vertheidigung.‘

„Und dann fuhr er fort, in feuriger Sprache die wiederholten wüthenden Angriffe zu Roß und zu Fuß, die gedeckten Versuche und die Ueberraschungen zu schildern, die im Laufe einer drei Tage und Nächte währenden Belagerung stattfanden. Er entwarf ein sehr lebhaftes Gemälde von den flammenden Pfeilen, die das Dach in Brand steckten, von dem blutdürstigen Gezeter der Wilden, von ihrer Wuth über die Handvoll Leute (‚wir waren nur acht Büchsen,‘ sagte Josè stolz), an denen sich ihre Uebermacht brach, und dem ruhigen Muthe und der herkulischen Kraft, welche Wilson in wiederholten Handgemengen an den Tag legte. Endlich fiel der weiße Adler, an dessen Gürtel siebzehn frische Skalpe als eben so viele häßliche Trophäen jenes erbarmungslosen Krieges hingen, in einem verzweifelten Versuche, die Brustwehr zu nehmen, von Wilsons Waffe.

„‚Und dann liefen sie, Sennor Ingleſe — die Heiligen wissen, wie sie liefen. Jeder machte nur einen einzigen Sprung auf den Rücken des Pferdes, das ihm zunächst stand, und dann ging's im Galopp von hinnen; sie ließen nichts Anderes zurück, als einen mit Schilden, Bogen, Beutestücken und todten Heiden übersäeten Boden. Santissima, die erschlagenen Ungläubigen machten einen ganzen Berg aus, wie Sie noch an ihrem Grabhügel sehen können, der mit Rasen und Gestrüpp überwachsen innerhalb unseres Stackets liegt. Die erbärmlichen Bürger von San Juan rührten keinen Finger, um uns zu helfen, obschon sie das Feuer sahen und unsere Gewehre krachen hörten. Seitdem kann ich nicht in die Stadt gehen, ohne den Kerlen einen Tropf an die Köpfe zu werfen.‘

„‚Und ihr haltet euch jetzt für sicher?‘ fragte ich.

„‚Beim heiligen Michael, ja,‘ antwortete der Saladero. ‚Wir haben den Stolz der Heiden dermaßen gebrochen, daß sie jetzt nur noch zum Stehlen, nicht aber zum Morden und Skalpiren kommen, wie früher. Wir haben nun ein steinernes Haus mit einem Bleidach, das kein brennender Pfeil in Flammen setzen kann, haben ein Stacket, das dem Tomahawk trotzt, und einen Graben, über den kein Pferd wegsetzt. Was aber besser als Alles ist, es stehen uns jetzt achtzehn Büchsen zu Gebot, während wir bei dem großen Kampfe nur acht besaßen, und selbst wenn Alles in den abgelegeneren Hütten draußen ist, so haben wir doch immer, mich mitgerechnet, zehn Hirten im Hause, an ihrer Spitze unsern Meister Don Wilson, einen Mann so tapfer wie Ruy Diaz und so stark wie der heilige Herkules.‘

„‚Der alte Josè machte sich also um die Zukunft keine Sorge.

„‚Eines Tages machten wir auf zwei Cuguars Jagd, die ein paar Stücke Vieh zerrissen hatten. Die Bestien (die Hirten jener Gegend nennen diese Thiere Löwen) hatten sich anderthalb Miles weit in die Prairie geflüchtet; aber da unsere Pferde schneller waren als sie, so hielten sie Stand und wiesen uns aus dem Dorngestrüppe heraus knurrend ihre mächtigen weißen Zähne. Ich gab Feuer und schoß die eine an, während Wilsons Kugel der andern mit einemmal den Garaus machte. Er wickelte nun seinen Poncho als Schild um den linken Arm, ging ohne eine andere Waffe als sein scharfes schweres Messer auf das verwundete wüthende Raubthier los und erlegte es, ohne eine einzige Schramme davonzutragen. (Siehe Bild auf S. 325.) Er war in der That ein ausgezeichneter Jäger; sein ganzes Haus hing voll von Jaguarhäuten und andern Trophäen seiner Geschicklichkeit; auch unterwies er mich, wie man einem wüthenden Stiere die Schlinge über die Hörner wirft oder die Bolas, schwere Bleikugeln an einem festen Stricke, nutzbar macht; aber ich benahm mich bei diesen Uebungen als ein ungeschickter Schüler, obschon die Erfahrung einen tüchtigen Schützen und Reiter aus mir gemacht hat.

„‚Zu thun gab es die Fülle. Den einen Tag begleitete ich Wilson bei dem Besuche seiner Vorposten, wie er sie nannte. Das waren Hütten auf den abgelegeneren Weidegründen, je von zwei gutbewaffneten und mit Provision versehenen Hirten bewohnt, die abwechselnd Wache hielten. Jede dieser Hütten hatte ihren Corall, ihr Stacket und ihren Graben, so daß man bei annähernder Gefahr das Vieh alsbald in Sicherheit bringen konnte. Der Dienst der Vaqueros auf den Außenposten, der monatlich wechselte, war seine Sinecure, denn sie hatten das verlaufene Vieh aufzusuchen, die Wölfe einzuschüchtern, lahme und kranke Ochsen abzuschlachten und namentlich auf die räuberischen Rothhäute der Wildniß ein wachsames Auge zu richten. Auch gab es für sie und ihre Pferde reichlich Beschäftigung, so oft es nöthig wurde, die Heerde in den Corall zu sammeln, wenn die Stücke gezeichnet oder die Schlachtthiere ausgelesen werden sollten. Ich hatte hin und wieder Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu bewundern, wenn sie auf

Digitized by Google

ihren gutdressirten Rossen hin und her sprengten, mit unfehlbarer Sicherheit den Lasso warfen, den scharfen Hörnern der wüthenden Stiere so geschickt auswichen und das ungeberdige Vieh gefangen in die Umzäunung schleppten.

„Ein solcher Besuch der Außenposten nahm einen ganzen langen Tag, an dem man seine zwölf Stunden nicht aus dem Sattel kam, in Anspruch. Am andern hielt man vielleicht ein Picnic in einem Thale zwischen den Ausläufern der Anden, an einem von Blumen umsäumten Bache, dessen Wasser vom ewigen Schnee der Gebirgsspitzen zur Eiseskälte abgekühlt war.

(Schluß auf S. 332.)

„Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler."

(Matthäus 24, 28.)

(Taf. 42.*)

Im hohen, kalten Norden stirbt ein Thier und die Natur deckt es mit ihrem schneeigen Leichentuche zu, verhärtet und krystallisirt die flüssigen Theile des Körpers, daß sie, dem schwerer zersetzbaren Knochengerüste gleich, Jahrtausende hindurch, wenn auch in anderer Form, erhalten und bewahrt werden**); im Süden bedarf sie anderer Mittel, um das aus der Reihe der Lebenden geschiedene Geschöpf zum Wohle der Uebrigen möglichst rasch zu bestatten. Dieselbe Wärme, welche Wachsthum, Blühen und Gedeihen der Wesen beschleunigte, wirkt mit ihrer vollen Kraft auf deren Zerstörung. Wenn dort Jahresreihen vorübergehen müssen, ehe der aus den ursprünglichen Atomen zusammengesetzte Wunderbau des sterblichen und vergänglichen Thieres wiederum zu seinen früheren Formen zurückkehrt, ehe das durch Gottes Schöpfungshand Vereinte sich wiederum auflöst und zurückwandelt in die ewigen Elemente, reichen hier Stunden aus, das Vergängliche zu vernichten. Unter der glühenden Sonne der südlichen Breiten beginnt der Prozeß der Fäulniß alsbald nach dem Tode des Thieres, und würde bei der Verhemenz, mit welcher er verläuft, vielen anderen Geschöpfen verderblich werden, hätte nicht deren Mutter, die unablässig waltende, allsorgende Natur, Gesetze gegeben, dies zu verhindern. Ehe noch die thierische Substanz zu jener gährenden, die Luft verpestenden Fäulniß übergeht, wird sie durch überall gegenwärtige, nimmermüde Wächter vertilgt, assimilirt, zu einer dem Leben nicht mehr schädlichen Form umgewandelt und vernichtet. Diese Wächter, diese Vollstrecker jenes allweisen Gesetzes sind die Geier und ein Heer kleiner, zwar weniger wichtiger, wenn auch noch immer äußerst nützlicher Insekten.

Am Saume einer Wüste des Ost-Sudahn liegt ein verendetes Kameel. Lastbeladen verließ es vor wenigen Wochen mit einer zahlreichen Karawane den Ort seiner Heimath, aber die Wüstenreise und ein während derselben durchlittener Samuhym haben es so erschöpft, daß es das Ziel seines Weges nicht erreichte. Es war schon einen Tag lang unbeladen neben den noch rüstigen Lastthieren einhergeschwankt; der Treiber hatte gemeint, es noch erhalten zu können, wenn er es aus den erfrischenden Fluthen des Nil getränkt haben würde, und ihm seine Ladung einstweilen abgenommen. Der Strom war nahe, die letzten Berge lagen hinter den Reisenden, sie begrüßten jauchzend das nur noch tausend Schritte entfernte, durch eine fruchtbare Niederung dahinfluthende Silberband des Niles; nur einer der Treiber, der Herr jenes Kameeles, theilte nicht jenen Jubel, denn eben war sein Lieblingsthier auf Nimmerwiederaufstehen zusammengebrochen. Die Worte: »hasa nessieb, hasa maktuhb min aand rabbina« (das ist das Geschick, das mir von unserem Herrn bestimmte) auf den Lippen, verließ er mit kummerschwerem Herzen das sterbende Thier, welches den trüben Blick noch einmal der scheidenden Sonne zuwandte und dann verschied. Er wird nicht mehr zu demselben zurückkehren, weil seine Religion ihm verbietet, von einem gefallenen Thiere das Geringste zu benützen, sondern es ruhig der Verwesung überlassen.

Mich wundert, daß die mit Beginn der Nacht auf Raub ausgehenden Hyänen das leckere Aas nicht fanden; am nächsten Morgen liegt es noch unzerfleischt auf seinem fahlen Sterbebette. Die Zersetzung des Blutes ist bereits eingetreten. Aus Maul und Nase tropft eine übelriechende Flüssigkeit hervor und hat den Sand befeuchtet, auf welchem der Kopf liegt. Der Leib ist angeschwollen und seine Magerkeit verschwunden, aber nur durch die von nun ab in den Höhlen sich erzeugenden Gasarten. Die Maschine gehorcht jetzt anderen, leichter verständlichen Naturgesetzen; die nicht durch das Leben geregelten chemischen Zersetzungen beginnen zu wirken. Der bisher durch keine Reagenz im thierischen Körper aufzufindende Schwefel zeigt sich in seinen Verbindungen mit Wasser und Sauerstoff als Schwefelwasser-

*) Durch ein bedauerliches Versehen sind auf der Tafel die Figurenbezeichnungen weggelassen worden, und wir müssen es daher versuchen, dem Leser die verschiedenen Arten durch Beschreibung des auf der Tafel eingenommenen Platzes vorzuführen.

Ganz links, an den Füßen des Kameels, ist ein alter „schmutziger Aasgeier", Neophron percnopterus; ein junger Vogel derselben Art sitzt auf dem Kopfe des Kameels. Von den zwei Raben links im Vordergrund ist der ganz schwarze ein Corvus umbrinus, der mit weißem Mantel ein Corvus scapulatus. Auf dem Hinterfuße des Kameels sitzt ein röthlicher Geier, Gyps fulvus, unter diesem, an den Gedärmen fressend, ein Rüppellsgeier, Gyps Rüppellii. Letzterem gegenüber, auf dem Vorderfuße des Kameels, sitzt ein weißrückiger Geier, Gyps bengulensis. Zwischen den beiden letzteren, hinter dem Vorderfuße des Kameels, befindet sich ein Mönchsgeier, Neophron pileatus. Vor den Vorderfüßen des Kameels, am Boden, sitzt ein Milan, Milvus parasiticus. Der Geier vor dem Halse des Kameels ist ein getrauster Geier, Vultur occipitalis. Hinter dem Halse des Kameels gewahrt man einen Raubadler, Aquila rapax. Oben auf dem Rücken des Kameels sitzt mit ausgebreiteten Flügeln ein Ohrgeier, Otogyps nubicus, welcher eben von einem Marabu, Leptoptilus Argalla, angegriffen wird.

**) Pallas fand im Jahr 1772 in den kältesten Gegenden Sibiriens unter der Erde Rasthäuer mit Fleisch, Haut und Haaren. Der Reisende Adams erfuhr, daß man am Ausflusse des Lena in's Eismeer ein Mammuth, welches ebenfalls noch wohl erhalten war, gefunden habe; bei seiner Ankunft war das Thier verstümmelt, weil die Jakuten, um ihre Hunde damit zu füttern, das Fleisch abgeschnitten und vordem die Wölfe, Eisbären und Vielfraße davon gefressen hatten. Das noch Vorhandene war so vortrefflich erhalten, daß man die Hirnsubstanz, die Haare und Borsten unterschen konnte. Im Lande der Tschuken, Jakuten, Tunguesen, Samojeden, Burästen u. s. w., welche in Sibirien zwischen 58° und 70° nördlicher Breite wohnen, findet man beim Aufthauen des Eises aber in sandigen Ebenen dergleichen durch Jahrtausende erhaltene Thiere nach oft genug. In dem Magen eines vor wenigen Jahren untersuchten Mammouths erkannte man noch die aus Nadelholzzweigen bestandene Nahrung.

Digitized by Google

stoff und Schwefelsäure; die Chlormetalle trennen sich von den Körpern, mit denen sie während des Lebens vereinigt waren, und verbinden sich mit anderen Stoffen, vorzüglich mit Eisen und Wasser (zu Chloreisen und Salzsäure): im Innern des Körpers gährt und kocht es unter dem Wechselkampf der Elemente. Auch schon an den äußeren, weniger empfindlichen Theilen zeigt sich der Anfang der Zerstörung. Das Auge liegt gebrochen tief in seiner Höhle, die durch die Todtenstarre zusammengekrampften Kiefern haben sich geöffnet und die Zunge hängt jetzt weit aus dem Munde heraus; an mehreren Stellen trennt sich die Epidermis von den übrigen Hautschichten.

Noch liegt des Morgens Stille auf der Ebene. Blos die kleinen Wüstenlerchen *) und das muntere Volk der Steinschmätzer ist erwacht; die Rennlerche **) erhebt sich mit eigenen, wiedehopfartigen Flügelschlägen minutenlang wenige Fuß über dem Boden und singt ihr Morgenlied; — dem Aase dort einen Todtengesang? Warum nicht?! Da erscheint am Horizont ein Rabe. Seine weiße Brust sticht so sehr von dem dunkeln Schwarz des übrigen Körpers ab, daß wir ihn schon von fernher erkennen. Er ist der Corvus scapulatus. Wahrscheinlich hat er schon längst das todte Thier wahrgenommen, denn er schreit und scheint seinen Flug zu beschleunigen. Neugierig kommt er näher und läßt sich langsam zur Erde herab, schwingt sich ein wenig nach oben und vorn, und betritt, seine Flügel zusammenlegend, den Boden. Nun nähert und beschaut er sich ernsthaft den mächtigen Körper und späht an ihm herum, ob nicht irgendwo eine Wunde ihm erlaubt, zu dem saftigen Fleische zu gelangen, ohne die harte Lederhaut mit dem fast zu schwachen Schnabel durchbrechen zu müssen. Er bleibt nicht lange allein. Einem von den ersten Bergesrücken der Wüste dem Strome zufliegenden Wüstenraben ***) ist das gefallene Kameel ebenfalls nicht entgangen, und der eilt, sich zu dem ersten zu gesellen. Andere Individuen beider Arten folgen nach; anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang ist das Aas schon von mehreren Dutzend Raben umlagert, von denen einige hier und da davon zu nagen begonnen haben.

Es wird immer lebendiger an dem vor Kurzem noch so einsamen Orte. Der schmutzige Aasgeier †) findet sich mit seinem Gattungsverwandten, dem Mönchsgeier ††), bei der lärmenden Gesellschaft der Raben ein; ein zur Jagd ausgeflogener Raubadler †††), welcher frisches Aas keineswegs verschmäht, ist, von den überall genwärtigen Milanen *†) angezogen, auch angekommen; es mögen wohl fünfzig Vögel versammelt sein. Aber noch fehlen die großen Geier, die Vorleger der Speise, das kleine Gesindel ist zu schwach, einen so gewaltigen Leichnam zu zerstückeln. Endlich, nachdem die Sonne schon vier Stunden lang die immer lauter gewordene Gruppe beschienen hat, oder nachdem es, wie die Europäer sagen, zehn Uhr an der Zeit ist, haben die Geier auch ausgeschlafen und ausgeträumt, und schicken sich an, ihr weites Gebiet zu durchstreifen. Sie verlassen die von allen menschlichen Niederlassungen entfernten Bäume und Felsen, auf denen sie Nachtruhe gehalten haben, und steigen zu einer dem menschlichen Auge unerreichbaren Höhe in den klaren Aether hinauf. Einer beobachtet die Bewegungen des Andern, steigt mit diesem oder fällt mit ihm, wendet sich mit ihm seitwärts, rück- oder vorwärts, kurz, zieht ihm auf allen seinen Wegen nach. Jetzt bemerkt ein mächtiger Ohrengeier das Gewimmel da unten, er läßt sich in Schraubenwindungen langsam zu einer geringeren Höhe herab, — sieh' da, das Gesuchte ist gefunden! Eilig zieht er die Schwingen ein, der durch sie gehaltene Körper folgt dem Gesetze der Schwere und stürzt sausend mehrere hundert Fuß herab, aber zur rechten Zeit noch breitet der Vogel seine Fittiche wieder, streckt die Füße lang vor sich und kommt langsam unten an. Nun eilen die Uebrigen von allen Seiten herbei; in wenigen Minuten ist das Aas von ihnen bedeckt. Mehreren Marabus *) oder Kropfstörchen; welche im Strome fischten und wenig Erfolg hatten, wurde das Geschäft langweilig; sie erheben sich, um einen besseren Ort aufzusuchen, da bemerken sie das ihnen wohlbekannte Gewühl an einem Aase, dessen Genuß sie gar nicht verachten, und sputen sich, um auch noch einen Theil der Beute zu erhalten.

Man hat bisher allgemein angenommen, daß der Geruchsinn allein die Geier bei Erforschung des Aases leite; meine Beobachtungen berechtigen mich aber, dem geradezu widersprechen zu können. Andere haben Versuche angestellt, welche genau zu denselben Resultaten geführt haben, als meine während längerer Zeit ununterbrochen fortgesetzten Beobachtungen. Ich bemerkte, daß die Geier auch auf ganz frischem Aase, welches keinen Geruch verbreiten konnte, erschienen, und selbst bei heftigem Winde, welcher die aufsteigenden Dünste nur nach einer einzigen Richtung hätte fortführen können, wie gewöhnlich von allen Seiten herbeikamen. Es wurde mir bald klar, daß jene Annahme nicht gegründet sein konnte. Bei genauer Untersuchung zeigt es sich, daß der Geruchsinn der Vögel auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe steht, und es erscheint thöricht, von demselben mehr zu erwarten, als selbst das ausgebildetste Organ dieses Sinnes, z. B. bei den „witternden" Säugethieren, zu leisten vermag. Meiner festen Ueberzeugung nach ist die Ursache der schnellen Auffindung des Aases in dem vortrefflichen Gesicht der Geier zu suchen. Das Aufsuchen geschieht ganz in der Art und Weise, welche ich vorstehend zu schildern versucht habe. Wahrscheinlich bemerken die Geier das bunte Gewimmel weit eher, als das Aas selbst; ganz gewiß aber weiter, als sich die Düfte desselben verbreiten. Daß sie sich gegenseitig beobachten und einander folgen, habe ich zu oft gesehen, als daß ich darüber noch Zweifel gestatten könnte. Wenn einmal ein Geier auf das Aas gefallen ist, folgen die andern sogleich und rücksichtslos nach. Punkte, welche das Auge in dem klaren Aether kaum wahrnimmt, vergrößern sich und gestalten sich zu Riesen unter den Raubvögeln; es kommen, sobald erst ein Geier frißt, von allen Seiten andere herbei, von deren Vorhandensein man gar keine Ahnung hatte.

Um die Etymologie des Wortes „Geier" verstehen zu können, muß man die Vögel beim Fressen gesehen haben. Sie zeigen dabei eine so große Gier, als müßten sie sich mit einem Mal auf mehrere Monate verproviantiren. Mit wagrecht vorgestrecktem Halse, erhobenem Schwanze und

*) Melanocorypha isabellina *auctor.* et M. deserti *Lichtenstein.*

**) Certhilauda desertorum *Stanley,* sive Alauda bifasciata *Lichtenstein.*

***) Corvus umbrinus *Heidenborg.*

†) Neophron percnopterus *Illiger.*

††) Neophron pileatus *Temmink.*

†††) Aquila rapax *Tem.*

*†) Milvus ater et Milvus parasiticus *auct.*

*) Leptoptilos crumenifer *Gray.*

Digitized by Google

Digitized by Google

schleppenden oder ausgebreiteten Flügeln eilen sie in mächtigen Sätzen auf das Aas zu, bei welchem ein Gewimmel, Streiten, Zanken und Arbeiten entsteht, welches sich kaum schildern läßt. Die gewaltigen Ohrengeier reißen mit wenigen Schnabelhieben die dickste Haut eines Thieres auf und arbeiten an den soliderem Muskelpartien, welche sie den Eingeweiden vorziehen, herum, als wollten sie das ganze Thier verschlingen; die langhälsigen Geier öffnen ihm die Bauch- oder Brusthöhle, stecken den ganzen Hals da hinein, wühlen in den Eingeweiden, ziehen sich davon heraus so viel sie vermögen, und kämpfen mitsammen um zu Tage geförderte Darmschlingen. Wenn man das mit angesehen hat, versteht man erst das naturgetreue Bild der Sage vom Prometheus und den Geiern, welche gerade nach dessen Leber so große Gelüste zeigten. Beständig kommen neue hinzu, welche die schon halb Gesättigten von der köstlichen Speise zu vertreiben suchen, aber dabei ernste Kämpfe zu bestehen haben, hauptsächlich mit den dreisten, wohlbewehrten Kropfstörchen, die mit ihrem ungeheuren Schnabel nach rechts und links kräftige Hiebe austheilen und sich nicht so leicht vertreiben lassen. Es entsteht wiederum Kampf, Lärmen, Beißen und ingrimmiges Gezwitscher — denn laute Stimmen haben die Geier nicht — und das dauert so lange, als noch Aas vorhanden ist. Die von oben zufallenden Geier hält Nichts auf; sie stört nicht einmal der heranmahende Jäger. So lange der Leitgeier auf dem Aase sitzt, erheben sie sich nicht und lassen den Schützen so nahe herankommen, daß dieser mehrere Schüsse thun kann; die klügeren Kropfstörche, welche bei all' ihrer Gier Wachen anstellen, haben sich, ehe dieser sich nähern kann, längst entfernt.

Das kleinere Gesindel sitzt, während die großen Geier fressen, entfagend um die Gruppe herum und wartet auf einen günstigen Moment, um hier und da einen Bissen zu erhaschen. Erst wenn sich jene gesättigt haben und sich mit gefülltem Kropfe abseits setzen, hält jenes die Nachlese. Ein großes Aas gibt den Geiern mehrere Tage lang Beschäftigung, ein kleineres wird sofort aufgefressen; von einem Hunde z. B. sieht man fünf Minuten nach dem ersten Erscheinen der Geier nur noch den Schädel und den Schwanz auf der Wahlstatt liegen, sogar die Knochen werden verzehrt.

Der Flug der Geier ist eher ein Schweben zu nennen, als ein Fliegen. Mehrere Minuten lang bemerkt man keinen Flügelschlag, und dennoch bewegt sich der Vogel mit ziemlicher Geschwindigkeit ohne jede sichtliche Anstrengung. Die verschiedene Stellung der Schwingen und des steuernden Schwanzes lassen ihn jede Flugrichtung und Bewegung ausführen. Gewöhnlich fliegen sie erstaunlich hoch; nur in der Nähe der Städte und Dörfer, welche ihnen Nahrung verspricht, lassen sie sich bis auf fünf- oder vierhundert Fuß herab. Während der Regenzeit, in welche im Sudahn ihr Brutgeschäft fällt, ziehen sie sich mehr in die Steppe hinaus, weil deren reiche Heerden ihnen dann den nöthigen Unterhalt gewiß gewähren. Bei Charthum sind sie in den Monaten Mai bis September am häufigsten. Man kann dort alle sieben in Nord-Ost-Afrika vorkommenden Species auf einem Aase beobachten, obgleich sich die einzelnen Arten immer zusammenhalten. Vor zehn Uhr Vormittags fallen sie niemals auf das Aas, verweilen auch niemals länger als bis gegen Sonnenuntergang, gewöhnlich nur bis drei Uhr Nachmittags auf demselben. Sie saufen viel und scheinen das Wasser nicht lange entbehren zu können. Zur Mittagszeit sieht man oft zahlreiche Gesellschaften auf Sandinseln im Strome sitzen und sich behaglich tränken und ausruhen, seltener auch baden, weil sie zu ihrer Reinigung, wie die Hühner, meist Sand benützen. Wenn sie sich recht vollgefressen haben, sitzen sie mit zusammengezogenem Halse, weit hervortretendem Kropfe, schleppenden Flügeln, hängendem Schwanze und gesträubten Federn regungslos da, oder legen sich platt auf die Erde, wobei sie die Füße lang von sich strecken und die Flügel ein wenig ausbreiten. Der glühende Sand belästigt sie nicht; sie scheinen im Gegentheile die Wärme außerordentlich zu lieben. Nach einer tüchtigen Mahlzeit, bei welcher sie ohne Beschwerde drei bis vier Pfund Fleisch zu sich nehmen, können sie erstaunlich lange hungern.

Ueber ihre Fortpflanzung habe ich während meines Aufenthaltes in Nord-Ost-Afrika nicht viel erfahren können. Die Neophronen bebrüten gemeinschaftlich, d. h. Männchen und Weibchen eines Paares mit einander abwechselnd, in ihrem flachen, aus großen und starken Reisern angelegten, mit feineren innen geglätteten Horste, welcher auf hohen Mimosen oder in unzugänglichen Felsspalten steht, ein mittelgroßes, rauhschaliges, graulichweißes, wie mit Lettenfarbe besprengtes Ei, aus welchem nach drei und einer halben Woche das ganz mit Flaum bekleidete Junge schlüpft. Die großen Arten sollen, nach Aussage der Eingeborenen, die Wipfel der höchsten Mimosen der Steppe oder des Urwaldes mit ihrem mächtigen Horste krönen und ebenfalls nur ein Ei legen.

Die Jagd der Geier gelingt am besten, wenn man ein Aas so auslegt, daß es bequem beschossen werden kann. Wir wählten gewöhnlich herrenlose Hunde, welche wir tödteten, und legten diese bei Charthum hinter einen Erdwall, dem wir uns ungesehen nähern konnten. Es war uns Jägern eine Lust, auf die in Haufen versammelten Vögel zwei schnell gewechselte Doppelgewehre abzufeuern. Selten gelang es mir, dem mich begleitenden Diener auch noch ein drittes Gewehr aus der Hand nehmen und gebrauchen zu können; gewöhnlich waren dann die Geier schon außer aller Schußweite. Hierzu gehört, da sie schwer todtzuschießen sind, keine große Entfernung, und diese legen sie rasch zurück. Man ist geneigt, den ziemlich plump gebauten Vögeln beim flüchtigen Betrachten eine große Schwerfälligkeit zuzuschreiben, und wundert sich, wenn man diese Meinung durch die Erfahrung nicht bestätigt sieht. Die Vögel sind gewandt und behend. Ein oder zwei senkrechte Sprünge genügen ihnen, sich von der Erde zu erheben, dann fliegen sie leicht und rasch davon. Meine Ueberfälle schreckten die schmausende Gesellschaft oft so, daß sich einzelne Mitglieder derselben nach unsern Schüssen gewöhnlich erst wieder niederließen, um sich die Sache noch einmal ordentlich anzusehen. Dann setzten sie ihre Flucht fort und mögen da manchmal wohl fünf bis sechs Meilen fliegend zurückgelegt haben. Die Verwundeten suchten sich ebenfalls so weit als möglich zu entfernen. Ihre Lebenszähigkeit machte es ihnen, wenn sie auch stark angeschossen waren, möglich, noch mehrere hundert Schritte weit zu fliegen; plötzlich zogen sie die Flügel ein und fielen todt aus der Luft herab. Die flügellahm Geschossenen liefen so schnell, daß wir uns anstrengen mußten, sie einzuholen; bei unserer Annäherung stellten sie sich zur Wehre, pflauchten wie die Katzen und bissen mit ihrem scharfen und starken Schnabel um sich, oder bedienten sich, wenn wir sie ergriffen und am Halse gepackt hatten, ihrer Krallen in fühlbarer Weise zur letzten Vertheidigung. Vorher brachen sie jedesmal die frischgefressene Speise von sich.

Digitized by Google

Man kann die Geier ohne sonderliche Mühe in Tellereisen fangen, welche man um das Aas herum leicht mit Sand bedeckt auf den Boden legt. Meine sudahnesischen Diener verfertigten mir eine Falle, deren Haupttheil ein Bügel war, welcher eine Schlinge jählings zusammenzog. Diese zu zerbeißen fiel ihnen nicht ein, obgleich es ihnen ein Leichtes gewesen wäre.

Der Nutzen der Vögel ist so in die Augen fallend, daß ich darüber Nichts weiter zu sagen brauche. Sie thun keinen Schaden, wenn auch die Sudahnesen ihnen nachreden, daß sie in der Steppe schlafende Menschen anfielen, tödteten und zerfleischten. Sie schreiben der Geierleber heilsame Kräfte zu und belegen den abscheulichen Bisam- und Aasgeruch der Vögel mit dem Beinamen „Mith" — Moschus. — Obgleich sie den Nutzen der Geier nicht zu verkennen scheinen, gewähren sie ihnen doch keine Achtung, sondern haben sie im Gegentheil als „nedjis" oder „unrein vor dem Gesetz des Propheten" verschrieen. Nur der Mangel an Feuergewehr, die Unbrauchbarkeit des getödteten Vogels und die Indolenz der Eingebornen ist Ursache, daß die Geier geschont werden und an manchen Orten ganz zutraulich geworden sind.

Bei der keine Grenzen kennenden Unreinlichkeit der Eingeborenen würde die Atmosphäre einer Stadt des inneren Afrika kaum zu ertragen sein. In Charthum z. B. finden die Neophronen, welche sich hauptsächlich von den Excrementen der Menschen nähren, jeden Morgen hinreichende Beschäftigung, selbst in den öderen Straßen der Stadt. Ob das, wie man erzählt hat, früher auch in den Straßen Kairo's der Fall gewesen ist, lasse ich dahingestellt sein; jetzt sieht man dort keine Aasgeier mehr herumfliegen, wohl aber in mancher Stadt Oberägyptens.

Unsere, nach sorgfältigen Naturstudien mit vielem Fleiße ausgeführte Tafel gibt ein treues Bild der in Nord-Ost-Afrika lebenden und bis jetzt bekannten sieben Geierarten. Zur genaueren Verständniß dürfte eine kurze Beschreibung derselben nicht überflüssig sein.

Linné vereinigt alle Geier unter den Gattungnamen Vultur, die neuere Systematik hat sie in mehrere Sippen getrennt. Wir haben es bezüglich unserer Tafel mit vier Genera zu thun.

Erste Sippe.

Neophron *Illiger*. Aasgeier.

Vorgezogener, dünner Schnabel mit großer Wachshaut, kahler Vorderhals, im Alter auch ganz oder fast kahler Kopf, lange Mittelzehe, gewöhnlich stufenförmiger Schwanz.

1) Neophron percnopterus *Illiger*. Der schmutzige Aasgeier. Arabisch: El-Rachâm.

So groß als ein Kolkrabe, 2′ 3—4″ lang, 5′ bis 5′ 3″ breit, mit langen Hinterkopf- und Nackenfedern; im Alter schmutzigweiß mit gelbangeflogenen Nackenfedern und hochgelbem Gesicht und Kropf; im hohen Alter am ganzen Körper gelblich, bei manchen Individuen fast orangefarben, die Nackenfedern intensiv orange, die nackten Theile dunkelkönigsgelb. Der einjährige Vogel am ganzen Körper dunkelbraun mit beinahe schwarzen Schwingen und fleischfarbenem Gesicht. Vom ersten bis zum vierten Jahre zeigt er alle Uebergänge vom ersten Jugendkleide zu dem des alten Vogels. Im fünften Jahre vollkommen ausgefärbt.

Der schmutzige Aasgeier ist in seinem ganzen Wesen ein Rabe. Wie dieser durchstreicht er die Dörfer und Städte, in denen er geschont wird, und wird sehr zutraulich. Er folgt den Karawanen durch die Wüste und findet sich auf deren Lagerplätzen mit dem Wüstenraben ein, sobald der Reisezug diese verlassen hat. In Wadi-Halfa nagte er einmal ohne Scheu in einer Entfernung von wenigen Schritten Knochen ab, welche wir ihr zuwarfen.

Brütet auf Felsen und legt ein, mehr als hühnereigroßes, rundes, schmutzigröthliches, mit dunkleren Flecken besprengtes Ei.

Gemein in ganz Nordafrika; über den größten Theil Afrika's, Asiens und Südeuropa's verbreitet.

2) Neophron pileatus *Burchell*, Cathartes monachus *Temminck* Der Mönchsgeier. Arabisch ebenfalls El-Rachâm, zuweilen auch Rachuahr.

Ein wenig kleiner als der vorhergehende; 2′ 1—2″ lang; 5′ 1—2″ breit; am ganzen Körper einfarbig umbrabraun, die Schwingen und der Schwanz kaum dunkler, Nacken und Genick in der Jugend mit kurzen, wolligen braunen, im Alter mit weißgrauen Federchen besetzt. Gesicht und Kehle nackt; in der Jugend grünlichgrau, mit zunehmendem Alter immer mehr violett.

Im Vergleich zu dem vorhergehenden ein ächter Geier, in Haltung, Flug und Betragen; optische Täuschung läßt ihn oft dafür gelten. Er ist vorsichtiger als N. perinopterus und wird, wenn er Nachstellungen erfährt, sehr scheu. Besitzt ein äußerst zähes Leben.

Brütet auf Bäumen im Walde, und legt in einen selbstgebauten, sehr flachen, ziemlich kleinen Horst ein großes, grobkörniges, grauweißes, am dicken Ende stark lehmroth besprengtes Ei, welches vom Männchen und Weibchen gemeinschaftlich bebrütet wird.

Lebt im ganzen innern Afrika; ist gemein im Sudahn, in Abyssinien, jedoch nicht nördlich des 17. Grades d. Br.

Zweite Sippe.

Gyps *Savigny*. Langhälsige Geier.

Ihr Schnabel ist groß, ihr Kopf ziemlich klein, der etwas lange Hals mit dünnem Flaum, unten und zwar hinten im Alter mit einer Krause von Dunen, in der Jugend mit einer solchen von langen Federn.

3) Gyps fulvus *Savigny*. Der röthliche Geier.

Groß, 3′—3′ 6″ lang, 7′ 6—10″ breit. Röthlichbraun, vorn mit helleren Schaftstreifen. Im hohen Alter auf dem Rücken licht oder fahlbraun, auf Brust und Bauch lebhaft rothbraun.

Brütet auf Felsen und legt in einen mächtigen Horst ein großes, rundliches, rauhschaliges, graues, seltner mit dunkleren Flecken besprengtes Ei (nach Anderen zwei). Wo er geschont wird, wenig, sonst sehr scheu. Heißt bei den Arabern „Nissr".

In Griechenland, Spanien, Ungarn, Kleinasien, Syrien und ganz Nordafrika. Wo er vorkommt, immer gemein. Wird in manchen Ländern durch eigene Gesetze geschützt. In der Gefangenschaft bleibt er bissig und wild.

4) Gyps Rüppellii, mihi. Rüppells-Geier. Arabisch, wie alle großen Geier, ebenfalls „Nissr".

Kleiner als der vorhergehende, 3¼′ lang, 7½′ breit; der ganze Körper: Brust, Bauch, Seiten, Rücken, Bürzel und Flügel dunkelbraungrau, Schwingen und Schwanz tief

Digitized by Google

dunkelbraun; alle Brust-, Bauch- und Bürzelfedern, die Deckfedern des Ober- und Unterflügels, die Schwungfedern dritter Ordnung mit einem schmutzigweißen, mehr oder minder breiten Endsaume. Iris silberweiß, Füße und Wachshaut graublau, letztere dunkel, der Schnabel hornfarben.

Junger Vogel bräunlich wie Vultur fulvus, mit lichteren, stark hervortretenden Endsäumen der Federn.

Fortpflanzung unbekannt.

In Südnubien, Kordofahn, Abyssinien und dem übrigen Sudahn; wahrscheinlich in ganz Central-Afrika. Wo er vorkommt, häufig und wenig scheu.

In der Gefangenschaft äußerst bissig; wenig zähmbar, aber interessant. Springt dem ihn Angreifenden in's Gesicht und haut mit seinem gefährlichen Schnabel blitzschnell um sich.

5) Gyps bengalensis *Latham*, Gyps leuconotos *Paul v. Württ.* Der weißrückige Geier.

Noch kleiner als der vorige; 2⅔′ lang, 6¾′ breit. Schnabel und Füße schwarz, Iris braun. Alter Vogel: Ganze Unterseite milchkaffeegelb, fast isabell, die Federn mit helleren Schaftstrichen; Unterflügeldeckfedern weiß, Steißfedern braungrau mit lichteren Schaftstrichen; Nacken, Rücken und Flügeldeckfedern graulichgelb mit lichteren Rändern; Unterrücken weiß, Bürzel dunkelbraun, Schwingen zweiter Ordnung und Schulterfedern graubraun, Schwingen und Schwanz schwarzbraun.

Junger Vogel: Alle Federn lang und schmal, dunkelbraun mit helleren Schaftstrichen; der ganze Vogel überhaupt dunkler; am Halse, statt der haarartigen Federn des Alten, Flaum.

Fortpflanzung unbekannt.

In denselben Ländern als der vorige, aber seltener. Ein zierlicher Vogel, welcher sich gut zähmen läßt.

Dritte Sippe.

Vultur *Linné* et al. Geier.

Der Schnabel und der Kopf sind groß; am Hinterhalse ein kahler Halbring, unter ihm eine Krause.

6) Vultur occipitalis *Burchell.* Der gekrauste Geier.

Mittelgroß; 2½′ lang, 7′ breit. Der Kopf ist mit haarartigem Flaum bedeckt und trägt hinten eine kleine Haube; der Vorderhals ist fast nackt, wird aber durch mehrere Reihen dunklerer Hautwärzchen geschmückt, welche am ausgestopften Vogel kaum mehr sichtbar sind; die Halskrause ist stark und dunkel. Das Gefieder an Brust und Rücken, die Schwingen und der Schwanz dunkelbraun oder schwarzbraun; über den Flügel zieht sich eine lichtere Binde; die Schulterfedern sind oft aschgrau; der Bauch und die Hosen sind rein- oder schmutzigweiß. Schnabel und Füße roth, Wachshaut blau.

Der junge Vogel einfärbig braun, mit kaum lichterem Bauche.

Fortpflanzung unbekannt; Aufenthalt an denselben Orten, als die vorangehenden, jedoch mehr Steppenvogel; ist überall in Mittelafrika gefunden worden *).

*) In Europa lebt der bedeutend größere Vultur cinereus *Linné*, die typische Species dieser Sippe, welcher nicht in Nord-Ost-Afrika vorkommt und deßhalb auf unsrer Tafel, die ein naturgetreues Bild

Vierte Sippe.

Otogyps *Gray.* Ohrengeier.

Ungewöhnliche Größe, sehr großer Schnabel und Kopf. Dieser und der Hals kahl, keine Hosen, am Unterkörper fadelartige Federn.

7) Otogyps nubicus *Griffith.* Der nubische Ohrengeier (Otogyps auricularis *auct.*).

Sehr groß; 3¼ par. Fuß lang, 8⅔ Fuß breit; 14 wiener Pfund schwer. Ganze Unterseite mit weichem, grauweißem Flaum bedeckt, aus welchem lange, lanzettförmige, sich zu beiden Seiten nach außen biegende, dunkle Federn hervorsprossen (bei alten Vögeln sind sie sehr schmal, bei jungen breiter); die Oberseite lichtgraubraun, Schwingen und Schwanz wie gewöhnlich dunkler. Im hohen Alter werden viele Federn des Nackens und der Oberflügel weiß.

Der junge Vogel ähnelt den Alten sehr; er ist dunkler, auf der Brust dichter befiedert, am Kopfe stärker beflaumt.

Der Ohrengeier ist über ganz Afrika — wahrscheinlich in drei Species: O. auricularis, O. nubicus und O. pennatus, *nobis* — verbreitet, kommt aber auch in Griechenland vor, wo er sogar gebrütet haben soll. Er ist ein riesenhafter, sehr starker Raubvogel, welcher mit seinem gewaltigen Schnabel die stärkste Haut mit wenigen Bissen zerreißt. In der Gefangenschaft wird er schon nach wenigen Jahren so zahm, daß er ihm vorgehaltene Fleischstücke aus der Hand nimmt. Ich besaß mehrere Ohrengeier längere Zeit lebendig. Der erste, den ich erhielt, wurde außerordentlich zahm. Er betrug sich von allem Anfange an ruhig und furchtlos, im Gegensatze zu einem Gyps Rüppellii, welcher jedem Ankommenden sofort nach dem Gesichte sprang. Am dritten Tage seiner Gefangenschaft nahm der Ohrengeier Wasser zu sich; am vierten Tage fing er an, eine seit drei Tagen vor ihm liegende Katze zu bearbeiten; am fünften Tage fraß er schon vor unsern Augen. Beim Fressen erhob er sich auf die ganze Höhe seiner langen Beine, legte die sonst immer vom Körper abgehaltenen Flügel und alle Federn glatt an, nahm eine vollkommen wagerechte Stellung an, faßte das Fleischstück mit den Klauen und zerlegte es mit seinem Schnabel in kleine Stücke, welche es verschlang. Die Knochen wurden sorgfältig abgenagt, dann aber oft auch noch gefressen. Er brach das im Kropfe aufbewahrte Fleisch zuweilen von sich, fraß es aber, wie die Hunde zu thun pflegen, gewöhnlich wieder auf. Wasser schien ihm ein sehr großes Bedürfniß zu sein; er trank täglich zwei- bis dreimal. Um auszuruhen, setzte er sich auf die Fußwurzeln, wie es die Kropfstörche, Nimmersatter, Trappen, Ibisse ꝛc. thun, und stützte sich mit den herabhängenden Flügeln; zuweilen legte er sich geradezu auf den Bauch und ließ ein leises, dem Gackern der Haushühner ähnliches Kichern, das Zeichen seiner höchsten Behaglichkeit, hören. Im Zorn sträubte er alle Federn und pfauchte wie eine Eule. Dann wurde der sonst ledergelbe Hinterkopf intensiv karminroth, die Wange lebhaft violett. Sein großes Auge leuchtete dabei in einem wundervollen Glanze auf.

Dr. A. E. Brehm.

sein soll, weggelassen worden ist. Er steht in Größe und Gestalt dem Ohrengeier am nächsten, ist einfärbig braun und hat mehr lanzettförmige Federn als die vorhergehenden. Seine Heimath ist Griechenland (wo ich ihn in großer Anzahl sah), Spanien, Südtalien ꝛc., doch ist er schon in Deutschland geschossen worden.

Digitized by Google

Ein Pflanzerleben in Südamerika.

(Schluß zu S. 327.)

„Du gähnst, Freund? Geduld, ich komme jetzt zu aufregenderen Gegenständen, ja und zu einem recht traurigen Kapitel obendrein. Nur noch Eines vorher. Es gab Kriegslärm. Man erzählte sich von großen Schwärmen bewaffneter Indianer, die sich an der Grenze umtrieben und entschlossen wären, alle weißen Colonisten zu ermorden; auch war die Rede davon, die Cayguas hätten sich mit anderen, noch wilderen und kriegerischeren Stämmen verbündet. Diesem Sturme zu begegnen, hielten die Haciendero's und Villageros Musterung; die Regierung schickte eine Abtheilung Truppen, die jedoch nicht in die Llanos vorrücken wollten, sondern es vorzogen, die Gebirgspässe zu besetzen. Dafür kamen ungefähr zweihundert berittene Freiwillige, zum Theil aus Spaniern, zum Theil aus Halbzucht bestehend, die um unsere Hacienda her ein Lager schlugen und Wilson zu ihrem Anführer wählten. Die Offiziere dieser Wehrmannschaft waren fünfzehn sehr reiche spanische Grundeigenthümer, die ihre gesammte Dienerschaft in Waffen gesteckt hatten. Die Bewaffnung bestand aus Musketen, Lanzen, Säbeln und Pistolen, eine hinreichende Wehr, um einen ganzen Stamm zu vertilgen; aber was mich am meisten in Staunen versetzte, war der Umstand, daß die Sennors insgesammt Rüstungen trugen. Sie hatten stählerne Pickelhauben, Stahlhandschuhe und in der Sonne

(Zu Seite 335.)

funkelnde Panzerhemden, die aus sehr feinem Schuppen- und Kettenwerk zusammengesetzt waren. Diese antik aussehende Schutzbewaffnung wird, wie ich höre, von allen columbischen Spaniern, die es erschwingen können, in den Kriegen gegen die Wilden getragen; sie wiegt im Ganzen nicht mehr als siebzehn Pfund und ist englisches Fabrikat, in der Regel von Wilkinson in Pall Mall. Die Spanier erhielten jedoch keine Gelegenheit, Proben von ihrer Tapferkeit abzulegen. Sie lagerten eine Zeit lang bei der Hacienda und stellten ihr ritterliches Aussehen zur Schau; da gab es denn beständig Festlichkeiten in Wilsons Behausung, in welcher man stets die Dons schnurrbartdrehend oder auf den Guitarren klimpernd, voll Hoffnung, die Damen zu bezaubern, umhersteigen sah. Eine Kundschafterpartie, welche Wilson nach dem Indianergebiet am Rio negro abgeschickt hatte, brachte endlich die Nachricht, daß sie nirgends eine Spur von indianischen Rüstungen bemerkt hätten, und so brach die tapfere Versammlung wieder auf, ohne den in Aussicht genommenen Ruhm erworben zu haben.

„Bald nachher sah ich Wilsons Gesicht, das beim Hinblick auf einen bevorstehenden Kampf heiter und strahlend gewesen, ungewöhnlich ernst werden. Die Dürre der Jahreszeit schien ihn mehr als Alles zu ängstigen. In solcher Nähe des Aequators sind Regen äußerst selten; die Dünste verdichten sich auf den Anden zu Schnee und sammeln sich selten zu Regenwolken an. Die vielen Flüsse und Bäche, die zum Theil geschmolzenes Schneewasser, zum Theil den Abfluß weiter im Norden oder Süden vorkommender Gewitterschauer in die Niederung führen, erhalten allerdings gewöhnlich das Prairiegras saftig und grün; aber zum ersten Mal seit Wilsons Niederlassung in der Gegend begann ein Strombett um's andere auszutrocknen. Tiefe Teiche verwandelten sich in schlammige Pfützen, und das Gras wurde welk und braun. Die Pferde, die Maulthiere

Digitized by Google

und die Rinder fingen an zu ſiechen; viele davon ſtarben oder magerten ſo ab, daß man ſie ſchlachten mußte. Das war in der That ein Nothſtand, der ſich mit jedem Tage verſchlimmerte. Die grünen Ebenen gewannen ein roſtiges und verbranntes Ausſehen, und das Waſſer wurde ſo ſelten, daß man das Vieh weit weg an die Ufer der großen Flüſſe treiben mußte, deren Vertrocknen nicht ſo leicht zu beſorgen war. Aber da gab es wieder neue Gefahren, denn die entlegenen Weidegründe ſtanden den Beutezügen der Wilden offen und wimmelten von Jaguaren, Wölfen, Pumas und anderen Raubthieren. Die Meiſten der Vaqueros und Peons mußten den Heerden als Schutz mitgegeben werden, und es blieben außer Wilſon, mir und meinem Führer Diego nur noch ſechs Mann zu Beſorgung des Hausweſens in der Hacienda. Die Anſiedler ſahen den Ruin über ſich hereinbrechen; nah und fern hörte man Klagen über die zunehmende Dürre, und mein ſonſt ſo heiterer, gemüthlicher Wirth verſank mehr und mehr in ein düſteres Schweigen. Ich würde mich verabſchiedet haben, wenn ich mich nicht geſchämt hätte; denn nachdem ich der Gutwettergaſt geweſen, fühlte ich, daß es eine Schande war, dieſe gaſtfreundlichen Leute in den Tagen der Trübſal zu verlaſſen. Auch konnte die Farm recht gut ein paar weitere Büchſen brauchen, da die Mehrzahl der waffenfähigen Mannſchaft ſich mit den Heerden an den fernen Flüſſen befand.

„Als wir eines Tags nach dem Nachteſſen in der kühlen Veranda beiſammen ſaßen und wie gewöhnlich ſchweigſam die Tabakswolken in die Luft bliſen, nahm Wilſon plötzlich das Wort:

„‚Ich werde ein ſtöckiſcher, ungaſtlicher Bär,‘ ſagte er, ‚und Sie, Royſton, ſind ein zu guter Burſche, um einen Freund zu verlaſſen, wenn es ihm an die Nähte

(Zu Seite 335.)

geht. Aber ich muß leider ſagen, ich fürchte, ich bin ruinirt. Ich beklage dies nicht ſo ſehr um meinet-, als um meiner armen Kinder willen. Sie wiſſen, daß mein Ziel darauf hinging, ihnen ein Vermögen zu erwerben, von dem ſie glücklich in England leben könnten, wenn ich einmal todt bin und nicht mehr für ihre Bedürfniſſe ſorgen kann; aber wenn dies noch einen Monat ſo fortgeht, werde ich faſt ein Bettler ſein.‘

„Er hatte kaum ausgeſprochen, als ein Mulattendiener, Namens Pedro, mit rollenden Augen und in einem Zuſtande großer Beſtürzung zu uns herauskam.

„‚Don Wilſon,‘ ſagte er bebend, ‚der Brunnen iſt vertrocknet!‘

„‚Welcher Brunnen, Tölpel?‘ fragte ſein Herr mit einer Gereiztheit, die ſonſt nicht in ſeiner Natur lag. ‚Und warum ſtehſt du da und gaffſt mich ſo an?‘

„‚Ach, Sennor, es iſt der alte tiefe Brunnen, der zur Zeit der heidniſchen Inkas von Peru gegraben wurde. Er hat uns bisher immer reichlich mit Waſſer ſo kalt wie der Schnee der Anden verſehen; aber jetzt —‘

„‚Jetzt iſt er verſiegt? Nun, ich denke, der Bach liefert noch immer ſo viel wir brauchen. Du mußt eben deine Krüge dort füllen, aber weit oben, wo keine Pferde den Schlamm aufgewühlt haben.‘

„Der Mulatte zögerte. Augenſcheinlich wollte er noch mehr ſagen, aber Wilſon hieß ihn ſich packen.

„Selbige Nacht hatte ich eben mein Haupt bequem auf meinem Kiſſen zurechtgelegt und war im Begriff, einzuſchlummern, als ich durch meinen Begleiter Diego wieder geweckt wurde, der, ein Licht in der Hand, auf den Zehen hereingeſchlichen kam. Sein ſchlaues braunes Geſicht zeigte einen geheimnißvollen Ausdruck.

„‚Sennor Ingleſe,‘ ſagte er, ‚auf ein Wort. Erlauben Sie mir, morgen früh Ihr Pferd und mein Maul-

Digitized by Google

thier zu satteln, damit wir weiter reiten können. Caramba, es wird hohe Zeit sein.'

„Ich fragte ihn, was er damit meine.

„'Das Verstegen dieses Brunnens will mir gar nicht gefallen,' antwortete er. ‚Es ist ein Vorzeichen, das nichts Gutes bedeutet. Der alte José, der geschichtestie unter den Vaqueros, sagt, das sei nur einmal vorgekommen im Jahr 1827, als das große Erdbeben war.'

„'Zum Henker,' rief ich, ‚Ihr wollt damit doch nicht sagen, daß das Versagen des Brunnens der Vorbote eines Erdbebens sei? Pah, Mann, Wilson versichert mir, diese Naturerscheinungen seien hier herum nur leichte Stöße, wie wir sie selbst schon mehrmals gespürt haben — bloße Flohstiche.'

„Diego schüttelte den Kopf und bemerkte, daß Sennor Wilson als Fremder die Gegend nicht genugsam kenne. Die Engländer seien, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hätten (nichts für ungut) so eigensinnig wie die Esel; José aber habe die große Erschütterung von 1827 mit erlebt, und damals — nur damals — sei das Wasser in dem Inkabrunnen ausgegangen." Diego's Meldung verdarb mir den Schlaf; aber als ich am andern Morgen mit Wilson sprach, lachte er über die Befürchtungen meines Begleiters.

„'Unsinn!' sagte er. ‚Die Eingeborenen dieser Landstriche träumen immer von Erdbeben und Wilden, und wenn ich ihnen Gehör geschenkt hätte, wäre mir hier das Dasein in steter Angst und Sorge entschwunden. Ich wollte, ich wüßte mein Vieh eben so sicher vor zwei- und vierfüßigen Dieben, als ich Sie in Betreff der Furcht, lebendig vom Boden verschlungen zu werden, beruhigen kann. Wenn Sie übrigens Besorgniß hegen —'

„'Ich erkläre ihm, daß dies nicht der Fall sei. Der nächste und der andernächste Tag waren erstickend schwül, kein kühlendes Lüftchen kam von den Anden her. Die Schwere und Stille der Atmosphäre lastete drückend auf dem Geiste. Sogar das Summen der Insekten hatte etwas Melancholisches. Die sonst so fröhlichen Kinder hatten alle ihre Heiterkeit verloren und erfüllten das Haus nicht mehr mit ihrem muntern Lachen. Wir Alle waren dumm und abgemattet; die Bedienten schlichen mit niedergeschlagenen Gesichtern umher, und Diego warf mir manchen Blick des Vorwurfs zu, während José die Stirn in wohlweise Falten zog. Am zweiten Abende kam Lily, das älteste der Kinder, hereingelaufen, um Papa und Mama, Herrn Royston, Tante Marie und Jedermann aufzufordern, sie möchten hinauskommen und das schöne Feuer am Himmel ansehen. Wir leisteten Folge und bemerkten richtig über dem westlichen Horizonte einen phantastischen Feuergürtel, der sich über die weißen Spitzen der Anden hinzog. Das eine Mal schien er wie ein Flammenstreif dem Gebirge anzuhaften; dann aber hob er sich wieder wimpelartig flatternd in die Luft oder schien wie eine zitternde Lichtsäule zwischen Erde und Himmel hinzugleiten. Die Kinder schlugen entzückt ihre Händchen zusammen.

„'Kein Zweifel, ein Meteor,' sagte Wilson, ‚und schöner als ich je eines sah. Sie kommen nicht häufig vor in diesen Breiten. Ob es wohl eine besondere Bedeutung hat?'

„Seine Frau klammerte sich zitternd an seinen Arm an und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Er lachte — wie mir vorkam mit etwas erzwungener Heiterkeit — und bat sie, solche eitle Besorgnisse nicht aufkommen zu lassen. In demselben Augenblicke stampfte der alte José in den langen Vaquerostiefeln heran, die er immer trug, obschon seine Lahmheit ihn am Reiten hinderte. Der alte Mann sah blaß, aber entschlossen aus.

„'Meister,' sagte er, ‚ich bleibe nicht mehr da.'

„'Wie, José, Ihr wolltet mich verlassen?' entgegnete Wilson in großer Ueberraschung.

„'Sennor Patron, ich habe lange Ihr Brod gegessen, aber das Leben ist kostbarer denn Brod. Sie wissen, Sennor, daß ich im Gefechte nicht von Ihnen gewichen wäre; aber es gibt einen schlimmeren Feind, als blutdürstige Indianer, einen Feind, dem selbst Sie, tapferer Inglese, nicht gewachsen sind. Vor diesem Feinde, Meister, fliehe ich mit Tagesanbruch über die Berge, über die ein Krüppel wie ich seinen Weg zu Fuß suchen muß. Da ich meinen Vertrag breche, so sind hier' — er brachte einen klappernden Sack mit Silber zum Vorschein — ‚die Duros, die ich Ihnen schulde.'

„'Ich hätte nie gedacht,' rief Wilson, leidenschaftlich die Faust ballend und mit seinem schweren Fuße auf den Boden stampfend, ‚daß Ihr, der alte José, in dieser memmenhaften Weise von mir weichen könntet.'

„Die dunkle Wange des alten Spaniers erglühte.

„'Memmenhaft?' sagte er. ‚Sennor, nehmen Sie dieses Wort zurück. ‚Der alte José hat es nicht um Sie verdient, so angeredet zu werden. Er focht an Ihrer Seite, als die Speere so dicht um ihn herflogen wie die Grashalme am Flusse; er verläßt Sie jetzt, weil der Himmel Sie mit Blindheit geschlagen hat. Sennor!' und er erhob seine Stimme, ‚im Jahr 1827 ging in diesem Thale meine ganze Verwandtschaft, Vater, Mutter, Schwester und Bruder zu Grunde; hier, wo ich stehe, fanden sie Alle ihren Tod, und ich allein kam unter dem Schirm der Madonna mit dem Leben davon. Und auch damals flatterte zwei Tage vorher, ehe die Erde sich aufthat, um Menschenleben zu verschlingen, wie heute eine Feuerfahne am Himmel. Es ist eine Warnung! Ketzer mögen spotten, wie sie wollen — es ist eine Warnung für Christenmenschen!'

„Er wandte sich, warf noch einen traurigen Blick auf seinen Dienstherrn, auf die Frauen und namentlich auf die goldhaarigen Kinder, die so oft auf seinen Knieen gespielt hatten, hinkte weiter und ließ sich nicht mehr blicken. Eine Stunde später, während Wilson wie ein gefangener Löwe in seinem Zimmer auf und ab schritt, kamen, mit Ausnahme von zwei trägen Vollblutindianern, alle im Hause befindlichen Diener, um ihren Abschied zu nehmen. Wir hatten einen traurigen Abend. Als ich mich eben entfernen wollte, um mich zur Ruhe niederzulegen, klopfte Frau Wilson an meine Thür und theilte mir unter großer Freude mit, daß sie es über ihren Gatten vermocht habe, so bald wie möglich die ganze Familie über die Berge nach dem verhältnißmäßig sicheren Gebiete an der Küste des stillen Weltmeeres zu schaffen. Dort wollten sie bleiben, bis die Gefahr vorüber wäre, oder sich ausgewiesen hätte, daß auf die vermeintlichen Vorzeichen nichts Schlimmes gefolgt sei.

„'Das ist doch recht liebevoll,' sagte die hübsche junge Frau, ‚wenn man bedenkt, wie Wilhelm wegen des Viehs am Rio negro in Sorgen ist. Sie gehen natürlich mit uns, Herr Royston. Wie glücklich werde ich sein, wenn ich mit den lieben Kleinen wieder im Frieden schlafen kann.'

„Ich hatte in jener Nacht häßliche Träume — Träume von Riesenschlangen und namenlosen menschenfresserischen Ungeheuern, die mich mit Augen, so unerforschlich wie die der ägyptischen Sphynx, anstierten. Müd und fieberisch erwachte ich. Zu meinem Erstaunen schien sich Wilson

Digitized by Google

seiner Willfährigkeit gegen die Wünsche seiner Gattin zu schämen.

„‚Hasenherzig nach dem Meere hin zu laufen,‘ sagte er, ‚und blos wegen eines albernen Geschwätzes, dessen sich jedes alte Weib schämen würde! Und daß sich der Jose so entmannen ließ! Ich habe den alten Spitzbuben mit drei strammen Indianern zumal anbinden sehen; er hielt wacker Stand und schlug zweien davon mit seiner Axt das Hirn aus, bis ich kam und ihn von dem dritten befreite. In Gottes Namen! das Weibervolk muß eben Recht behalten. Ich habe einen von den Indianern nach San Juan geschickt, um nachzufragen, ob nicht Tragbahren und Saumthiere zu haben sind; wir wollen dann morgen aufbrechen. Hoffentlich sind Sie von der Partie, Royston? Wir können westlich vom Paß unsere Büchsen an den Condors versuchen.‘

„Es war also ausgemacht, daß wir am andern Tage, sobald man die Zurüstungen getroffen, aufbrechen, das Haus absperren und das Anwesen zeitweilig dem möglichen Angriffe der Indianer preisgeben wollten. Wir hatten einen furchtbar heißen, windstillen Tag, und die Luft drückte auf uns wie ein Bleigewicht. Im Hinblick auf den Umzug versuchten wir heiter zu sein, aber es wollte nicht glücken. Als die Stunde der Siesta kam, dachte Niemand an einen Schlaf, selbst die Kinder nicht. Man fühlte sich unruhig und unbehaglich. Endlich rief Wilson:

„‚Royston, kommen Sie mit mir heraus. Daß der Henker diese Sonne hätte! Ich kann's im Hause nicht länger aushalten. Wir wollen unsere Mähren herausholen und einen Ritt über die Llanos machen.‘

Wir bestiegen unsere Rosse, ich meinen schwarzen Südländer, Wilson einen prächtigen Mustangfuchs, an dem sich die arabische Abkunft nicht verkennen ließ. Wir hatten die Büchsen übergehängt und das schwere mexikanische Messer in den Gürtel gesteckt, eine Vorsicht, die man in diesen Prairien nicht unterlassen darf. An Wilsons Sattelknopf waren noch außerdem der Lasso und die Bolas, ohne die er nie ausritt, befestigt.

„‚Ein schecliger Stier ist seinem Vaquero entlaufen,‘ sagte Wilson. ‚Vielleicht krieg' ich ihn zu Gesicht, und hat er einmal meine Schlinge über den Hörnern, so mag er zusehen, wie er wieder durchkömmt. Auch ein Rudel Gabelhörner, unsere amerikanischen Antilopen, treibt sich vom Durst gehetzt in der Gegend um; so scheu sie auch sind, bringen wir sie doch vielleicht vor den Schuß. Kommen Sie mit.‘

„Wir verließen den Corall und sprengten neben einander auf dem endlosen Grasmeere dahin. Der schnelle Ritt that uns gut und stärkte unsere Nerven ein wenig. Wilson schoß eine Antilope, die er hinter sich auf den Sattel nahm, und endlich trafen wir auch auf die Spur des verlaufenen Stiers. Nach einem scharfen Galopp machten wir plötzlich Halt. Da lag das arme Thier auf der ausgebrannten Ebene, todt aber noch warm; es war vor Durst umgekommen. Ein Dutzend häßlicher Geier erhob sich schreiend von dem Aase, dem sie bereits die Augen und die hervorgestreckte Zunge herausgehackt hatten. (Siehe Bild auf S. 332.)

„‚Ich kann dieses Geierpack nicht leiden,‘ sagte Wilson; ‚aber sie sind nützlich als Aufräumer. Kommen Sie weiter. Armer Schelm! wir sind zu spät gekommen, um den Ausreißer zu retten.‘

„Wir eilten wieder heimwärts. Ein- oder zweimal bemerkte Wilson am fernen Horizont einige Schatten, die er für Indianer zu Pferde erklärte.

„‚Die Schlingel denken nicht an Unfug,‘ sagte er. ‚Wahrscheinlich machen sie Jagd auf das Wild, das in seinem Durst den Strombetten nachzieht.‘

„Endlich hielten wir unsere Pferde am Rande des mit blumigem Gesträuch bedeckten Hügels an, von dem aus man eine gute Aussicht nach dem schönen weißen Hause und dem lieblichen, schattigen Garten hatte.

„‚Wie schön!‘ rief ich unwillkürlich.

„‚Können Sie sich wundern,‘ bemerkte Wilson, ‚daß ich es so ungern der Brandfackel der Wilden überlasse? Der Tausend, was treiben Sie?‘

„Ich war mir nicht bewußt, daß ich etwas Ungewöhnliches that; aber mein Pferd begann zu schaudern, zu schnauben und mit aufgeblasenen Nüstern den Kopf in die Luft zu werfen. Ich ließ mich auf den Boden nieder.

„‚Was fehlt dem Vieh?‘ rief Wilson. ‚Beim Himmel, auch das meinige zittert an allen Gliedern!‘

„Auch er stieg ab. Die Rosse, bedeckt mit Schweiß, mit zitternden Seiten und schwankenden Gliedern, gaben alle Zeichen des höchsten Schreckens von sich. Sie drängten sich an uns, winselten und bebten, daß sie kaum zu stehen vermochten. Was war dies? Ein Aechzen, tief und markdurchbohrend, als sei die Natur selbst im Todeskampfe — ein Ton, als gehe er von einem an den Felsen gefesselten, gefolterten Titanen aus — dröhnend, mehr und mehr sich vertiefend und allmälig in ein Gebrüll übergehend. Die Pferde legten sich auf den Bauch nieder wie Hündchen, die eine Züchtigung fürchten. Dann fühlten wir, daß die feste Erde unter uns sich wie eine Meereswoge hob; unter einem heftigen Stoße erzitterte der ganze Grund, und wir fielen auf Hände und Kniee nieder. Das Erdbeben! es war herangekommen mit allen seinen Schrecken. Was war das im Thale unter uns? Ein weiter Spalt klaffte in dem Boden wie der Rachen eines riesigen Ungeheuers, mit einer Schnelligkeit sich erweiternd, daß das Auge kaum zu folgen vermochte. Wir schauten hinab in den schwarzen Abgrund — riesige Kinnladen, die da suchten, wen sie verschlängen. Dann kam wieder ein Stoß, der uns krank und schwindlig niederstreckte. Das Stöhnen der Rosse war der einzige Laut, der sich vernehmen ließ. Krach! Ich sah da, wo die Hirtenhütten gestanden, dicke Staubwolken aufsteigen — sah, wie das starke Stacket vor einer Windsbraut gleich Strohhalmen zusammenbrach und die zurückgebliebenen Pferde und Rinder in wirrem Knäul übereinander stürzten. Doch das Haus mit seinen Wänden aus behauenem weißem Werkstein stand fest, obgleich die Bäume ringsumher knickten und brachen, das Gesträuch sich losriß und der Boden auseinanderborst, als habe eine Mine sich entladen. Ein lautes Angstgeschrei drang zu uns herüber. Ich sah flatternde Frauenkleider, die Elfengestalten der beiden Kinder in der Veranda, die ausgestreckten Arme, die wilden Geberden — hörte die verzweifelnden Hülferufe. Rasch erweiterte sich die schreckliche Kluft gegen das Haus hin, und die Erde sperrte gierig den Rachen auf, um Wohnung und Bewohner zu verschlingen. Der Anblick verlieh dem Gatten und Vater neue Kraft. Er sprang auf, obschon er auf dem zuckenden Boden kaum festen Fuß fassen konnte. (Siehe Bild auf S. 333.)

„‚Lassen Sie mich gehen!‘ schrie er. ‚Sie rufen nach mir. Lassen Sie mich gehen, oder —‘

„In seinem Wahnsinn, seiner bitteren Verzweiflung würde er mich mit seinem Jagdmesser niedergestoßen haben,

Digitized by Google

Giacomo Meyerbeer,
geb. am 23. Sept. 1791, geſt. am 2. Mai 1864.

wenn ich ihn nicht losgelaſſen hätte. Und doch rettete ich durch dieſen augenblicklichen Zwang ſein Leben, wie gering auch der Werth ſein mochte, den es fortan für ihn haben ſollte, denn im nächſten Augenblicke wurden wir Beide durch einen gewaltigen Erdſtoß hülflos zu Boden geſchleudert. Ich blickte auf, ſah das Haus zittern und wanken, ſah den Erdſpalt weiter greifen und Haus und Bewohner verſchlingen! Ich drückte die Hände vor die Augen, um den ſchrecklichen Anblick auszuſchließen. Nachdem die letzte Erſchütterung vorüber war, ſchaute ich wieder auf. Die Kluft hatte ſich bis auf eine ſchmale, von Trümmern angefüllte Spalte wieder geſchloſſen. Bäume, Geſträuch und Steine lagen in wilder Verwirrung umher. Nichts war unverändert geblieben, ſo daß man die Gegend gar nicht mehr erkannte. Wilſon lag leblos wie eine Leiche an meiner Seite, die Pferde ſchnappten und keuchten noch immer vor Angſt. Nur zwei Männer ſtanden unbeſchädigt an dem Platze, wo ſich die Hirtenhütten befunden — mein Führer und der indianiſche Peon. Der arme Wilſon! er verfiel in ein Hirnfieber, wurde nach San Juan de los Llanos gebracht, und als er endlich wieder genas, war er an Körper und Geiſt ein gebrochener Mann. Die Leichen der theuren Weſen, die er verloren, ſind nie mehr an's Tageslicht gekommen. An ihm hatte die Verzweiflung in einem Augenblicke das Werk von Jahren geübt und ihn zu dem gemacht, was du an ihm ſiehſt. — — Die Muſikanten quälen ihr letztes Stück ab. Wollen wir einen Spaziergang machen? Noch eine Cigarre, alter Freund!“

v.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Einwohner von Tunis.

(Taf. 43.)

Der Golf von Tunis ist nächst Aegypten die historisch ausgezeichnetste Stelle Nordafrika's. Schon vor der Landung bemerkt der Reisende das Trümmerfeld von Carthago, aus dem, das Mittelalter mit dem grauen Alterthum verschmelzend, die Byrsa (Citadelle) mit der Kapelle des heiligen Ludwig hervorragt. Als Nebenort schon zu Carthago's Zeiten vorhanden, ist das heutige Tunis als dessen Nachfolgerin zu betrachten. Die Stadt liegt sechs englische Meilen vom Meere an dem einem Sumpfe ähnlichen See El Bahira, den ein langer, enger Kanal mit dem Golfe verbindet. Sie ist die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Bey's. Der erste Anblick von Tunis (Tünes), der reizenden Braut des Occidents, wie die arabischen Schriftsteller sie nennen, macht keinen bedeutenden Eindruck. Die Stadt liegt auf kahlem Terrain, und ihre aus Erde und Steinen aufgeführten Umfassungsmauern gereichen ihr wenig zur Zierde, wenn auch, zumal von der Ostseite, ihre schneeweißen, amphitheatralisch geordneten Häuser ein malerisches Ganzes bilden. Doch stellt sich Tunis, bei einer Bevölkerung von wohl anderthalbhunderttausend Menschen, als eine sehr ausgedehnte Stadt dar, wenn man nämlich ihre Vorstädte mitzählt, die meist in einer zweiten Mauerumschließung um die inneren Quartiere umherliegen. Wie in den meisten orientalischen Städten, sind die Straßen, da die Fenster nach den Höfen und Gärten hinausgehen, schmucklos und einförmig und des Schmutzes wegen oft kaum zu passiren. Der Handel ist nicht unbedeutend. Es treffen viele Karawanen aus der Sahara und dem Innern Afrika's in der Stadt ein, welche Manufakturen in Seidenstoffen und Burnus besitzt; die hier gefertigten Fes oder Rothmützen sind im ganzen Orient beliebt. Die Bazare zeigen in wohlgeordneten, ausgedehnten Hallen großes Leben und Mannichfaltigkeit, auch gibt das feinere Betragen, der schönere Gesichtsschnitt, der zierliche Dialekt und die elegante Kleidung der Bewohner dem Leben eine hervorstechende Eigenthümlichkeit gegen andere muhamedanische Städte, aber dennoch hat Tunis, das auch niemals eine bedeutende Rolle gespielt hat, keinen großartigen, imponirenden Charakter, den es wohl, bei der Unzweckmäßigkeit seiner Lage, nicht haben kann, und es finden sich auch wenig hervorragende Baulichkeiten. Die Moschеen, welche während der nur kurze Zeit behaupteten Uebermacht Karls V. in katholische Kathedralen umgewandelt waren, haben, mit Ausnahme der bedeutendsten derselben, wenig bauliches Interesse, wenn sie auch im Innern manche gerauhte Zierde aufbewahren. Sie sind in demselben Style wie die Häuser gebaut. Mehrere enthalten antike, benachbarten Ruinen entnommene Marmorsäulen. Auf der Ostseite der Moscheen ist gewöhnlich eine leere Nische angebracht, welcher das Gesicht der Betenden zugewendet ist und welche sie an die Gegenwart der unsichtbaren Gottheit erinnert. Man sieht nur einen oder zwei außerordentlich schöne Minarets in der Ueppigkeit und Schlankheit orientalischen Baustyls gen Himmel ragen. Nicht uninteressant ist ein Besuch des städtischen Palastes, in welchem man sich überzeugen kann, daß die Kunst der Arabeskenverzierung unter den Moslims noch nicht ganz ausgestorben ist. Die Gemächer öffnen sich alle auf rund umher von bedeckten Gallerien eingeschlossene liebliche Höfe, welche in der Mitte mit kleinen Fontainen geschmückt sind.

Das Clima von Tunis ist zwar sehr heiß, aber gesund, und die Umgegend sehr fruchtbar. Viele Produkte, die man zum Theil aus weiter Ferne holt, könnten hier mit geringer Mühe erzeugt werden, denn der ergiebige Boden belohnt fast ohne Pflege den Besteller reichlich, und der östliche Bezirk erfreut sich in guten Jahren eines fast hundertfältigen Ertrages. Die Landwirthschaft wird jedoch vom Bey wenig begünstigt, mehrere Artikel sind Monopol der Regierung und an Juden verpachtet. Der erbliche Bey ist zwar Statthalter des Großherrn, dessen Schutzherrlichkeit er anerkennt, kümmert sich aber wenig um denselben und zahlt keinen Tribut. Tunis bildet eine Art militärischer Despotie, und der Bey, seit 1859 Sidi Sadock, hält außer einer Garnison von 4000 osmanischen Truppen, welche das Land zu nähren und zu besolden hat, noch ein auf europäische Weise organisirtes Heer, das er mit Zuziehung von Arabern leicht auf 40,000 Mann bringen kann. Der Anblick des in ansehnlicher Stärke in der Stadt selbst liegenden Militärs wird jedoch als ziemlich abschreckend geschildert. Dasselbe hat größtentheils seine malerische Kleidung abgelegt, um in europäischen, jämmerlich anpassenden Jacken und Beinkleidern europäische Disciplin und Civilisation zu heucheln.

Die Bewohner von Tunis theilen sich in drei verschiedene Völkerschaften. Den ersten Rang nehmen die Türken ein, welche sich unter Soliman II. zu Herren des Landes machten. Sie bekleiden die höchsten und einträglichsten Stellen im Militär- und Civildienste, besitzen prächtige Landhäuser und gleichen in allen Stücken den levantischen Türken. Nach ihnen kommen die Mauren, welche, aus Spanien vertrieben, sich in diesen Ländern niederließen. Sie wohnen in Dörfern, welche sie an vortheilhaft gelegenen Orten angelegt haben, sprechen noch immer Spanisch, und auch die Lebensweise und die Gebräuche ihrer Vorfahren haben sich bei ihnen erhalten. Die dritte Stelle nehmen die Araber oder Beduinen ein, welche meist unter Zelten wohnen und sich in verschiedene Stämme theilen.

Die Tunizer sind, wie alle Völker der Barbarei, in die größte Unwissenheit versunken. Wer lesen, schreiben und rechnen kann, gilt für sehr gebildet. Es scheint ihnen wenig wünschenswerth, ihre Kenntnisse zu erweitern, und sie nennen Christen, welche sich mit den Wissenschaften beschäftigen, Thoren, die sich um eitle Hirngespinnste quälen. Zu dieser Gleichgültigkeit und Unthätigkeit trägt freilich das heiße Clima nicht wenig bei.

Außer der sich zum Islam bekennenden Bevölkerung zählt die Stadt auch 30,000 jüdische und 2000 christliche Einwohner. Die Religion der muhamedanischen Tunizer besteht hauptsächlich in Ceremonien und in der Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete. Sie sind sehr abergläubisch: Lobt Jemand ein Pferd oder ein Maulthier, so achtet der Besitzer es sofort für verloren. Ist ein Kind der Gegenstand der Bewunderung, so sind die Eltern überzeugt, daß ihm ein Unglück zustoßen werde, weil das „schlimme Auge" auf dasselbe geworfen worden sei.

Die tunisischen Türken sind, wenn auch nicht gerade von hoher, doch von kräftiger Statur und heller Gesichtsfarbe. Ihre Kleidung ist die bei den Muhamedanern allgemein übliche. Durch das leichte Gewebe des Haiks (Mantels) reicher Türken schimmert das Gold und die Seide ihrer

Digitized by Google

gestickten Unterkleider, und der in untadeligen Falten über das rothe Fes geschlungene Turban zeigt an, daß der Träger eine Wallfahrt nach Mekka gemacht hat und die Begegnenden zu einem Gruße verbunden sind. Die maurischen Frauen gelten im Allgemeinen für sehr schön. Sie haben eine zarte und lebhafte Gesichtsfarbe, welche durch die dunkeln, ausdrucksvollen Augen und die schwarzen, glänzenden Haare noch gehoben wird. Die letzteren tragen sie geflochten oder frei über die Schulter herabfließend, oder mit Bändern auf den Scheitel befestigt. Die meisten Frauen schwärzen die Augenbrauen und den Rand der Lider, was ihren Gesichtszügen einen noch stärkeren, Europäern mißfallenden Ausdruck verleiht. Die Fingerspitzen und Zehen färben sie mit Henna rosenroth. Von Natur schlank und graziös, suchen sie sich jedoch durch geeignete Nahrungsmittel so wohlbeleibt als möglich zu machen, und man sperrt junge Mädchen so lange in enge Gemächer ein, bis sie an Umfang so zugenommen haben, daß ihre Arme und Beine die ihnen zum Schmucke gegebenen goldenen oder silbernen Ringe auszufüllen vermögen. Die Ohrringe haben bisweilen 2—3 Zoll im Durchmesser. Die gewöhnlichste Tracht besteht in weiten, bis zum Knie reichenden Beinkleidern, einem anliegenden Leibchen, einer Art Jope, die über die Hüften fällt, und einem Hemde. Die Beine bleiben bloß, und der strumpflose Fuß wird in gelbe Pantoffeln gesteckt. Zu Hause tragen vornehme Frauen leichte Gazegewänder, bei einem Ausgange umhüllt diesen Anzug ein Mantel von weißer Farbe, der bis auf die weiten Ledergamaschen reicht. Das Gesicht wird dicht verschleiert. Da dieser Mantel ohne Futter ist und sich eng an den Körper schließt, so machen die Frauen in Tunis, bei dem Mangel an Unterröcken, für europäische Augen keine angenehme Figur.

Wie im Orient überhaupt, ist auch in Tunis die Vielweiberei gestattet, und die Frau wird häufig noch als die Sklavin des Mannes betrachtet. Die Frauen kosten jedoch überall viel Geld, weßhalb nur reichere Tunifer mehrere und selten mehr als zwei Frauen halten, die meisten aber aus der Noth eine Tugend machen. Die Frauen sind noch weit unwissender als die Männer, was bei ihrer strengen Abgeschlossenheit im Frauengemache oder Harem, dem Mangel an Unterweisung und ihrer gänzlichen Unthätigkeit nicht anders möglich ist. Einige Stellen aus dem Koran, einige Märchen, Lieder und Phrasen eines Selams sind neben den Geheimnissen der Toilette Alles, was sie wissen. Viele Tunisierinnen beschäftigen sich allerdings mit passenden Arbeiten, die meisten vornehmen Frauen bringen aber ihre Zeit lediglich mit graziösem Nichtsthun, mit Geplauder, Besuchemachen und Baden zu. Ihre wichtigste Angelegenheit ist der Putz. Sie verwenden die kostbarsten Salben und Essenzen, ihren Herren zu gefallen, was jedoch keineswegs aus Zuneigung zu diesen, sondern aus Eitelkeit geschieht, um andere Frauen zu verdunkeln. Wenn ihre Herren einige Zeit abwesend sind, unterlassen anständige Frauen, sich zu schminken und zu parfümiren, und erscheinen in schmucklosen Gewändern, was als Zeichen der Treue und der Anhänglichkeit an den Entfernten gilt. C. S.

Aus der fränkischen Schweiz.

Pettenstein und Tüchersfelder Thal.

(Mit Abbildungen auf S. 340 u. 341.)

Zu den reizendsten Parthien der fränkischen Schweiz gehört nach allgemeiner Uebereinstimmung die Gegend von Pettenstein und Tüchersfelder Thal.

Das Städtchen Pettenstein liegt ungefähr 1½ Stunden von Gößweinstein entfernt; man macht den Weg dahin am besten und schnellsten, indem man auf der Höhe bleibt, die freilich einen einförmigen, kahlen Anblick darbietet. Aber für diese Entbehrung wird man reichlich entschädigt, wenn man dann nach dieser Wanderung wieder an den Rand des Plateau's tritt und unten im Puttlachthale Pettenstein, „die Perle der fränkischen Schweiz," vor sich liegen sieht, wie unser Bild es darzustellen versucht. Da liegt inmitten saftig grüner Wiesen und üppiger Obstbäume das kleine Städtchen, rings umgeben von gewaltigen, steil sich erhebenden Jurafelsen. Auf dem höchsten derselben, der ganz frei steht, erhebt sich das alte Schloß, zu welchem man auf 367 Stufen emporsteigt. Es war früher sehr umfangreich, ist aber in der neueren Zeit wegen Baufälligkeit abgetragen worden. Die noch stehenden Gebäude werden zu Getreidespeichern benützt. Es war wie das Städtchen schon im zwölften Jahrhundert in dem Besitz der Herzoge zu Baiern, und von einem ihrer Pfalzgrafen Botho soll der Name herrühren; früher hieß die Burg Albuinstein nach ihrem Erbauer Albuin. Im Albertinischen und Schwedenkriege wurde Städtchen und Schloß wiederholt hart mitgenommen. In Pettenstein wurde im Jahre 1526 der bekannte Geschichtsschreiber Martin Crusius und im Jahre 1750 der Historienmaler Sebastian Förtsch geboren.

Bei Pettenstein mündet in die Puttlach ein kleiner, von Südosten kommender Bach, der Weiherbach. Wenn man dem Lauf desselben aufwärts folgt, so kommt man in das sogenannte Kühlenfelser Thal, das so gewaltig und tief in den Jura eingesprengt ist, wie kein anderes der fränkischen Schweiz. Mächtige, seltsam gestaltete Felsen neigen sich von beiden Seiten gegen einander, sperren oft scheinbar den Weg, der sich mühsam zwischen ihrem Fuß und dem Bach hindurchwindet. In der Mitte des Thales bei der Schuttermühle sind zwei schöne Stalaktitengrotten, das kleine und große Teufelsloch, welche ohne Führer besucht werden können; in der Mühle erhält man die nöthigen Holzfackeln; das große Teufelsloch ist 330 Fuß lang. Am Ende des Thales liegt recht oben auf der Höhe das Dorf und Schloß Kühlenfels, und bietet einen höchst malerischen Anblick dar. Das ehemalige Guttenberg'sche Schloß mit seinem alten Wartthurm bewohnt jetzt ein Sohn Albions, den die Forellenfischerei in diese Einsamkeit gelenkt hat — dort ist dann wieder eine Höhle oder vielmehr Erdspalte, das sogenannte Windloch, 60 Fuß tief, 50 Fuß breit. Es tönt aus demselben immer ein starkes Brausen, ohne Zweifel von dem Zugwind herrührend, welcher durch die noch nicht erforschten, überhaupt unzugänglichen Seitenspalten der Höhle durchzieht. Das Volk schrieb aber dieses unterirdische Getöne, das sich beim Sturmwind zum Geheul steigert, bösen Geistern zu, die da drunten ihr Unwesen treiben, und Niemand wagte sich in die Nähe des gefürchteten Platzes. Da fiel

Digitized by Google

einmal des Landrichters Hund in die Höhle hinab, und der Befehl des gestrengen Herrn oder vielleicht auch die schuldige Rücksicht auf den bayerischen Thierschutzverein brach den Bann, welcher über dem verrufenen Windloch lag. Damals zuerst wurde es von Menschen, die sich an Seilen hinabließen, betreten, die nicht blos selbst zur Verwunderung ihrer unaufgeklärten Mitbürger unversehrt zurückkamen, sondern auch den heulenden Hund glücklich wieder an's Tageslicht brachten.

Ungleich interessanter jedoch und deßhalb auch viel besuchter als das Kühlenfelser Thal ist das Tüchersfelder Thal, durch welches sich die Puttlach windet.

Man geht da hart an der Mühle vorüber, welche auf unserer Abbildung unten im Vordergrunde liegt. Unmittelbar hinter der Mühle beginnen die sogenannten „Anlagen", welche aber nicht von Menschenhänden angelegt, sondern ein Werk der großen Künstlerin Natur sind. Die Puttlach ist hier von steilen Felsenwänden eingeengt, zwischen deren Spalten lustiges Grün wuchert. Auch im Flußbett selbst liegen allenthalben gewaltige Felsblöcke, auf denen sich weitschattende Buchen oder düstere Fichten angesiedelt haben; zwischen diesen Felsblöcken hindurch drängt sich schäumend und brausend der Fluß, öfters zu einem muthwilligen salto mortale über die Felsbänke hinab genöthigt. In dieser Wildniß haben die Pettensteiner ihre Schießstätte angelegt, und man findet wohl nirgends eine malerischer gelegene. Die Scheiben sind jenseits des Wassers an der dunkeln Felsenwand angebracht.

Von hier aus wandert man nun eine starke Stunde thalabwärts, und man kann fast sagen mit jedem Schritt verändert sich das Bild oft auf die überraschendste Weise. Während man eben noch zwischen einem Chaos wild zerklüfteter, über einander geworfener Felsen dahinwandert, erweitert sich wieder plötzlich das Thal, der kaum noch so wild rauschende Fluß fließt ruhig hin zwischen üppigen Wiesen, die von dichtbewachsenen Bergen eingeschlossen sind. Aber bei einer neuen Krümmung des Flüßchens stehen wir wieder zwischen einem Felsenlabyrinth, durch welches wir hindurch müssen, oder tritt uns ein einzeln stehender Felsenkegel entgegen mit seinen seltsamen Formen, die ihm das Ansehen einer von Titanen aufgethürmten Festung geben, bis endlich das Thal sich auf's Herrlichste schließt durch den plötzlichen Anblick des romantisch gelegenen Dörfchens Tüchersfeld. Aus der Mitte des Thalbeckens erheben sich drei ungeheure, zerklüftete, wilde Felsenmassen wie zertrümmerte Pyramiden, und zwischen ihnen zerstreut, zum Theil an ihnen klebend, sieht man die ärmlichen Hütten des Dörfchens. Auf dem Sockel zwischen zweien dieser Felsenpyramiden stand einst der Herrensitz, eine Burg der bambergischen Familien von Groß, welche im Bauernkrieg zerstört wurde. Aus und zwischen den Trümmern haben einige Judenfamilien ihre Wohnungen gebaut und mit einer für Kinder Israels nach der Zeit der Maccabäer verwunderlichen Kühnheit schwalbennestartig an den Felsen angeklebt. Eine Jahrhunderte alte majestätische Linde erhebt sich am Fuße des Berges, und hoch über ihre Krone ragen die verwitterten Felsenspitzen und Zinnen empor, deren höchste Spitze eine vom Blitz zerschmetterte Fichte trägt. Es ist ein Bild von höchst grotesken Charakter, das in allem Landschaftlichen immer ein ungewöhnlicher Zug ist.

Mittheilungen eines geheimen Polizisten.

1.

Es war im Sommer 1845, als man mich rufen ließ, mir folgende Thatsachen mittheilte und das noch nicht gelöste Räthsel in meine Hände legte.

Ich will zunächst constatiren, daß sowohl die Namen des Ortes, als der Personen meiner Geschichte absichtlich fingirt sind, da es unbarmherzig wäre, Herzen, die vor Scham und Sorgen fast gebrochen sind, auf's Neue zu verwunden.

„Herr Clutch," sagte mein Vorgesetzter, „ich habe nach Ihnen geschickt, weil ich größeres Vertrauen in Ihren Scharfsinn und in Ihre Umsicht setzte, als in die der andern Beamten."

Ich verbeugte mich tief, um für das Compliment zu danken, obgleich es eigentlich Unrecht war, es so zu nennen, da der liebenswürdige und gutmüthige Mann, der damals unser Chef war, nie leere Redensarten machte, sondern immer aufrichtig meinte, was er sagte. Herr Frankman fuhr fort:

Der Fall, um den es sich handelt, ist, soweit ich ihn kenne, folgender: Bei Herrn und Frau Winter, Leute von ansehnlichem Vermögen, die in der Grafschaft L— in Northcourt leben, hat man eingebrochen und Silberzeug von beträchtlichem Werthe gestohlen. Ich habe Sie nicht früher rufen lassen, da ich diesen Diebstahl als einen gewöhnlichen Einbruch betrachtete, und erstens annahm, daß man demselben auch ohne Ihren Beistand auf die Spur kommen würde, andererseits aber wußte, wie Ihre Zeit stets von Dingen erfüllt ist, die kein Anderer lösen kann. Indeß ist dieser Northcourt-Einbruch ein solcher Fall geworden; unsere Leute haben umhergeschnüffelt und aufgelauert seit jetzt nahezu vierzehn Tagen, aber ohne jeden Erfolg, und so ist dann die Sache für Sie reif, wenn Sie dieselbe übernehmen wollen."

„Gewiß sehr gern, Herr Frankman," erwiederte ich; „indeß fürchte ich, daß hier die Witterung bereits sehr abgeschwächt sein wird."

„Ja, das fürchte ich auch; aber ich kann die Sache nicht fallen lassen. Die Spuren scheinen mir sogar nicht nur schwach, sondern gänzlich verlöscht. Sie sind indeß der Mann, die Geschichte an's Licht zu bringen, wenn es überhaupt Einer kann, und ich weiß, daß Sie Ihr Bestes thun werden."

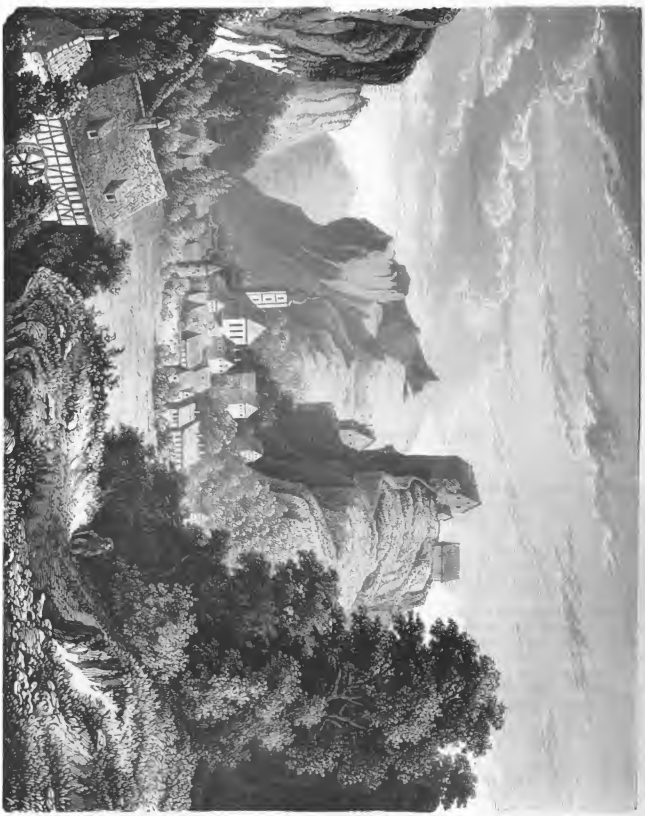
Ich dankte Herrn Frankman abermals für die hohe Meinung, die er in mein Talent setzte, und versprach ihm, mein Möglichstes zu thun, um seine Zufriedenheit zu verdienen. Dann ersuchte ich ihn, mich mit den Details dieses Einbruches, soweit er in dieselben eingeweiht war, vertraut zu machen.

Herr Frankman bezog sich auf die ihm bekannt gewordenen Thatsachen und gab mir folgenden Bericht des Diebstahls, der von sehr geschickten Händen ausgeführt zu sein schien.

Am Morgen des fünfzehnten Juni entdeckte das Hausmädchen des Herrn Winter, als sie im Eßzimmer die Läden öffnen wollte, daß schon ein Anderer sie dieser Arbeit

Digitized by Google

enthoben habe, obgleich nicht in hergebrachter Weiſe. In der That fand ſie nicht nur den Laden des einen Fenſters offen, ſondern eine Scheibe deſſelben fehlend. Obſchon die Fenſter von ſtarkem Spiegelglas und ſehr groß waren, hatte man doch die Scheibe mit großer Geſchicklichkeit herausgenommen und ſo bequemen Eintritt in das Zimmer erlangt. Bei dieſer Entdeckung eilte Sarah hinauf in das Zimmer der Haushälterin, und nachdem ſie unzählige Male ange-



Fellenſtein (Bd. S. 388.)

klopft, ohne eine Antwort zu erhalten, öffnete ſie ſchüchtern dunkel, bis auf die wenigen Sonnenſtrahlen, die durch die die Thür und ſchaute hinein. Sie rief, ſo lautet die eigene Ritzen der Fenſterläden hineinſchienen, ſo daß Sarah nichts Ausſage des Mädchens: „Frau Softly! Frau Softly!“ ſehen konnte, jedoch glaubte ſie leiſes Stöhnen vom Bette ohne daß eine Antwort erfolgte. Das Zimmer war ganz aus zu vernehmen. Frau Softly, die Haushälterin, war

Digitized by Google

mit Herrn Softly, dem Butler *), verheirathet, und Sarahs Schicklichkeitsgefühl verbot ihr, die Schlafſtube der Eheleute unaufgefordert zu betreten. Aber da das Geräuſch vom Bette aus fortdauerte und ſie auf ihr ſtets erneutes

Tüchersfelder Thal.
(Zu S. 339.)

Rufen keine Antwort erhielt, konnte ſie ſich nicht länger halten, ſondern öffnete an das Fenſter eilend die Läden, und da fielen die glänzenden Sonnenſtrahlen auf eine Scene, „die ſie faſt um ihren Verſtand brachte“.

Herr und Frau Softly lagen neben einander im Bette,

*) Butler iſt die engliſche Benennung für den erſten Diener angeſehener Häuſer, der, neben der alleinigen Verſorgung des Kellers, faſt alle Dienſte eines Haushofmeiſters verſieht.

Digitized by Google

geknebelt und an Händen und Füßen gebunden. Sarah befreite sie schnell von den Fesseln, und sobald der Butler wieder sprechen konnte, stammelte er hervor — der arme Mann weinte sogar vor Entrüstung —: „Der Silberschrank — die — Schurken — der Schlüssel — o, die — Schurken!“

Natürlich war das ganze Haus schnell allarmirt und Herr Winter von dem Vorgefallenen benachrichtigt.

Des Butlers Bericht lautete: Er sei plötzlich aus tiefem Schlaf durch ein Gefühl von Ersticken erwacht. Als er die Augen öffnete, sah er einen Mann mit schwarzer Maske über sich gebeugt, eifrig beschäftigt, ihn, wie er fürchtete, zu erdrosseln; aber in der That galt es nur, ihn zu knebeln, was leider sofort gelang. Dann band derselbe ihm Hände und Füße fest zusammen, und die letzteren außerdem noch unten gegen den Bettpfosten, so daß er unmöglich aufstehen konnte. Er war erstaunt, während des ganzen Vorgangs kein Wort von seiner Frau zu vernehmen, und befürchtete anfänglich, daß der Schurke sie gemordet habe; doch wurde er bald von dieser Sorge befreit, als er auf der andern Seite des Bettes einen zweiten Mann mit schwarzer Maske erblickte, der Frau Softly in gleicher Weise maltraitirt hatte, wie es ihm geschehen war.

Nachdem die beiden Räuber sich der Eheleute solcher Art versichert hatten, begannen sie das Zimmer zu durchsuchen. Herrn Softly's Augen folgten ihnen mit größter Aufregung, denn nun wurde ihm ihre Absicht völlig klar und seine Furcht bestätigte sich sofort als völlig begründet. Einer der Männer nahm das Schlüsselbund aus Herrn Softly's Tasche, wobei er denselben ansah, als ob er sagen wollte: dein Gesicht verräth, daß ich auf der richtigen Spur bin. Bald entdeckte er den Gegenstand seines Suchens, den Schlüssel des Silberschrankes. Ein nochmaliger Blick auf den Butler und ein leises Lachen zeigten, wie sehr er den Werth des Gefundenen zu schätzen wußte.

Augenblicklich darauf verließen die Diebe das Zimmer, indem sie die Thür einfach zumachten, und Herr Softly, halb erstickt und völlig machtlos, wurde sorglos sich selbst und dem Vergnügen überlassen, über den Diebstahl in seinem ganzen Umfange nachzudenken. Er versicherte, daß seine Pein in jenem Augenblicke vollkommen überwältigend gewesen wäre. „Sich vorzustellen,“ hatte er gesagt, „daß all' das köstliche Silber von jenen Schurken fast vor meinen eignen Augen gestohlen wurde!“ Und dann der Schreck und der Verlust, der seinen armen Herrn traf! Kurz, er war nach allgemeiner Aussage in einem wahrhaft entsetzlichen Zustande, und schalt sich wieder und immer wieder, bei ungeschlossener Thür geschlafen zu haben. Wäre die Thür verschlossen gewesen, so würde er unbedingt beim Erbrechen derselben aufgewacht sein und der Diebstahl könnte nie stattgefunden haben; nein, er wäre gewiß verhindert worden, es sei denn, daß sie ihn um's Leben gebracht hätten; denn Herr Softly würde den Schlüssel des Silberschrankes unter keiner Bedingung herausgegeben haben.

Die Diebe hatten reinen Tisch gemacht und das Silbergeschirr im Werthe von zweitausend Pfund oder mehr mit sich fortgeführt. Unter demselben befanden sich mehrere Becher, die der Familie seit einer langen Reihe von Jahren angehörten, weßhalb Herr Winter ganz besondern Werth auf dieselben legte.

Der Verdacht des Einbruchs fiel auf einen Mann, Namens John Post. Derselbe war zweiter Diener in Northcourt gewesen, aber vor Kurzem entlassen worden, weil er sich mit Herrn Softly nicht vertragen konnte, der stets über seine Nachlässigkeit und Trägheit Klage führte. Diesen Mann hatte man, hauptsächlich in Folge von Herrn Softly's Mittheilungen, arretirt, zur Untersuchung gezogen und wieder entlassen. Wiederum aber waren es hauptsächlich Herrn Softly's Aussagen, denen er seine Freisprechung verdankte. Allgemein wurde nun die Gewissenhaftigkeit Softly's gerühmt, der, obgleich Post augenscheinlich nicht zu seinen Freunden gehörte, sich dennoch in keiner Weise dadurch zur Verschärfung seiner Aussagen hinreißen ließ.

Seit der Entlassung John Posts hatte man Niemand weiter, selbst nicht Argwohns halber, festgenommen. Nichts wurde zur Aufdeckung des Verbrechens gefunden, und die ganze Sache schien in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Zunächst dürfte es erwünscht sein, die Lebensgeschichte Softly des Butlers zu geben, um das von seiner Herrschaft in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Als junger Mensch war er als Diener in Herrn Winters Haus getreten; dann wurde er zweiter Diener, und schließlich avancirte er zum Butler, welche Würde er zur Zeit unsrer Erzählung schon seit fünfzehn Jahren bekleidete. Im Ganzen hatte er seit fünfundzwanzig Jahren in Herrn Winters Dienst gestanden. Sobald er die letzte Stufe seines Amtes erreicht hatte, machte er der Kammerjungfer der Frau Winter einen Heirathsantrag, indem er sagte, daß er dem Mädchen seit vielen Jahren von Herzen zugethan gewesen sei. Der Wirthschafterin des Hauses war grade gekündigt worden, und Softly erhielt mit der Erlaubniß seines Herrn, sich zu verheirathen, für seine zukünftige Frau die vakant gewordene Wirthschafterinstelle.

Herr und Frau Winter waren gutmüthige, leichtherzige Menschen, welche die Abneigung der englischen Aristokratie vor jeder Unbequemlichkeit und häuslichen Störung in hohem Grade theilten; außerdem hatten sie Softly und Anna Cook gern, da sie Beide als zuverlässige und ehrliche Menschen kannten. Anna Cook, die allerdings nicht so lange als Softly in der Familie gedient, hatte sich mehr als fünf Jahre als Kammerjungfer bewährt und war demnach zur Zeit des Diebstahls auch schon über fünfzehn Jahre in Herrn Winters Hause.

Nachdem ich von Herrn Frankman die Informationen betommen hatte, die er mir über den Gegenstand zu geben vermochte, verabschiedete ich mich. Ich muß gestehen, daß ich in keiner Untersuchung, die mir übertragen worden, weniger auf günstigen Erfolg gehofft hatte, als in diesem Falle. Allerdings richtete sich mein Argwohn bereits auf zwei Personen; aber wie sollte ich an sie kommen? Es gibt, davon bin ich überzeugt, einen gewissen Instinkt für Durchschauung von Geheimnissen, ebenso wie es Ahnungen gibt. Ich habe häufig ein sicheres Vorgefühl von der Schuld oder Unschuld gewisser Personen, ein Vorgefühl, das auf keine Gründe basirt, durch keine Beweise erklärt wird — und doch steht meine Ueberzeugung so fest, als ob ich sie durch Thatsachen oder positive Aussagen gewonnen hätte. Und was noch auffallender ist, dieses mein Mißtrauen, meine Eindrücke, mein Glaube, oder wie man immer das bezeichnete Vorgefühl nennen mag, haben sich fast immer als richtig erwiesen.

In obigem Falle hatte ich fast von dem ersten Augenblicke an, in dem des Mannes Name genannt wurde, die unwiderstehliche Ueberzeugung, daß Softly bei dem Diebstahle in Northcourt betheiligt sei. Wie unwahrscheinlich das auch schien, so konnte ich mich nicht erwehren, an dieser Eingebung festzuhalten. Unmöglich konnte ich gegen den Mann persönlich eingenommen sein, da ich ihn nie zuvor

Digitized by Google

gesehen und nie in meinem Leben seinen Namen gehört hatte. Vergebens sagte ich mir: „Dieser Softly ist nahezu fünfundzwanzig Jahre in Herrn Winters Hause, er ist ein alter geachteter und geschätzter Diener.“ So oft ich mir diese Vernunftgründe auch wiederholte — die innere Stimme antwortete dennoch: „Aber Softly ist trotzdem bei dem Diebstahle betheiligt!“

Anfänglich versuchte ich gegen diesen Argwohn anzukämpfen, aber schließlich konnte ich ihm nicht länger widerstehen. Wie sollte ich jedoch handeln? wie mich an die Personen machen, die ich im Verdacht hatte? Es war deutlich genug, daß ihr Herr ihnen nicht mißtraute, und ich wußte aus Erfahrung, welche kitzliche Sache es sei, sich zwischen Herrschaft und Diener zu stellen — fast so schlimm als zwischen Mann und Frau. Denn wie sehr eine Herrschaft auch ihre Dienstboten tadeln mag, so sieht sie es dennoch niemals gern, wenn Andere dieselben tadeln. Mir war einst eine Lehre geworden in Betreff eines Herrn und dessen trunksüchtigen Kutschers, die mir noch zur Warnung gereichte. Und nun war ich daran, den Diener eines andern Herrn eines ungleich größeren Verbrechens als der Trunkenheit zu beschuldigen, nämlich des Diebstahls, und zwar eines Diebstahls unter den gravirendsten Umständen, bei dem absolutes Vertrauen auf die empörendste Weise gemißbraucht worden war. Und überdies hatte der Herr in diesem Falle nie einen Verdacht oder Tadel über seinen Diener ausgesprochen, im Gegentheil, er erwähnte desselben nie, ohne in den lobendsten Ausdrücken dessen absolute Zuverlässigkeit und Treue anzuerkennen. Außerdem konnte ich gegen des Herrn Vertrauen nichts Vernünftiges einwenden — mein Mißtrauen war vielleicht nichts als die krankhafte Einwirkung einer von Natur argwöhnischen Seele! In dieser Weise dachte und empfand ich, als ich nach der Unterredung mit Herrn Frankman die Straße hinab nach Hause ging. Vernunft und gesunder Menschenverstand schienen gegen meine Ansicht zu sprechen, die jedoch in mir nun einmal Wurzel gefaßt hatte.

Jedenfalls, dachte ich, mußt du dich sofort an's Werk machen! Es war noch früh am Tage, erst gegen elf Uhr etwa; ich konnte grade noch den Zug elf Uhr dreißig Minuten benutzen, und so rief ich eine Droschke herbei, sprang hinein und empfahl dem Kutscher, mich so schnell als möglich nach dem — —Bahnhof zu fahren.

Northcourt ist etwa fünfzig Meilen von London entfernt, und die Station — wir wollen sie Gravely nennen, bei der ich auszusteigen hatte, ist kaum eine Meile vom Hause des Herrn Winter. In Gravely angekommen, begab ich mich direkt dorthin. Es war ein heißer, schwüler Nachmittag und ich ging langsam, immer über meinen Schlachtplan nachdenkend, ohne zu einem Resultate zu gelangen. Ich konnte das Haus und Grund und Boden inspiciren, aber das war Alles schon vor mir geschehen und zwar ohne irgend welchen Erfolg. So wanderte ich weiter, immer nachdenkend und mir den Kopf zerbrechend, bis ich Northcourt erreichte. Ich will einmal dem Zufall vertrauen, sagte ich zu mir selbst, als ich klingelte. Ich wünschte wenn möglich Herrn Winter zu sprechen, ehe Softly mich gesehen hätte, obgleich ich nicht recht wußte weßhalb, denn es lag wahrlich nicht in meiner Absicht, meine Untersuchung mit der Anklage Softly's zu beginnen. Die Thür wurde von einem Diener in eleganter Livrée geöffnet.

„Ist Herr Winter zu Hause?“ fragte ich.

„Er ist draußen in den Ställen, aber er wird gleich wieder hier sein, mein Herr,“ antwortete der Diener.

„Herr Softly ist aber wohl zu Hause?“ Ich weiß nicht, weßhalb ich das sagte; wahrscheinlich weil ich das Gegentheil zu hören wünschte.

„Ja, er ist zu Hause; Sie kommen wohl wegen der Butlerstelle, die hier frei wird?“

Da war der gewünschte Zufall, und ich zögerte nicht, mich desselben zu bedienen.

„Ah, da kommt der Herr selber!“ sagte der Diener.

Mich umwendend erblickte ich einen großen, hagern, älteren Herrn, der auf mich zuschritt.

Ich nahm den Hut ab und erklärte dem Herrn mein Anliegen, d. h. das mir eben an die Hand gegebene Anliegen. Er hieß mich ihm in sein Arbeitszimmer folgen, und begann mich über meine letzte Stelle, Zeugnisse, Empfehlungen u. s. w. zu fragen, als ich ihn plötzlich unterbrach, indem ich ihm sagte, daß ich in Wahrheit nicht wegen der vakanten Stelle in seinem Hause, sondern ein Beamter der geheimen Polizei und von London hergesandt sei, um die Thäter des in seinem Hause begangenen Diebstahls zu entdecken. Ich fügte hinzu, daß, sobald mich der Diener wegen der Butlerstelle befragt hatte, mir der Gedanke gekommen sei, mich als solchen auszugeben, und wenn Herr Winter damit einverstanden wäre, so würde ich auf kurze Zeit mich als Butler in Northcourt etabliren, nur müßte ich um strengste Geheimhaltung meines wahren Berufs bitten, da selbst der leiseste Verdacht meinen Plan vernichten würde. Nachdem Herr Winter mehrere Bedenken ausgesprochen, die mir zu widerlegen bald gelang, gab er seine Einwilligung zu meinem Vorschlage, mit der Bemerkung, daß er sich vom meinem Aufenthalte in seinem Hause keine günstigen Erfolge verspräche. Ich sah wohl, daß das versteckte Mißtrauen, welches ich gegen eine Person seines Hauses durchblicken ließ, einen höchst unbehaglichen Eindruck auf ihn machte. Ja er fragte sogar ganz offen, ob ich einen der Dienstboten im Verdacht hätte. Ich erwiederte, daß keine bestimmten Gründe vorlägen, irgend einem der Leute zu mißtrauen, daß ich aber, da alle andern Mittel fehlgeschlagen, meinen Plan als letztes Hülfsmittel versuchen wolle, ohne jedoch selber große Hoffnungen auf denselben zu bauen.

Kein Mann, wie reich er auch immerhin sei, gibt sein Silbergeräth im Werthe von zweitausend Pfund ohne Widerstreben auf, besonders wenn sich darunter alte Familienstücke befinden, die nicht ersetzt werden können; daher willigte Herr Winter in meinen Vorschlag, mich versuchsweise, wie es heißen sollte, in seinen Dienst zu nehmen. Softly's Abreise sollte in vierzehn Tagen erfolgen; und da ich nie zuvor eine Butlerstelle bekleidet hatte, so schien es am gerathensten, ohne Aufschub einzutreten, um unter Herrn Softly's sorgsamer Leitung für mein neues Amt vorbereitet zu werden.

Ehe ich das Haus verließ, wurde ich meinem Vorgänger und der Haushälterin vorgestellt. Sie empfingen mich sehr freundlich, besonders Softly's. Er sagte, er freue sich, daß sein Herr mich engagirt habe, denn er zweifle nicht daran, daß ich für die Stelle passe; es wäre ein leichter Posten, und was ihn betreffe, so würde er es sich angelegen sein lassen, mich mit den kleinen Eigenheiten seines Herrn vertraut zu machen; und eines Weiteren werde es nicht bedürfen, da er von meiner Tüchtigkeit überzeugt sei. Weßhalb er diese Ueberzeugung hatte, würde schwer

Digitized by Google

zu sagen gewesen sein; jedenfalls war er sehr höflich und zuvorkommend und grade wie ich ihn mir gedacht hatte.

Er stand etwa in den ersten Fünfzigen, war ein kleiner, starker Mann mit frischen Farben, dünnem, hellem Haar, das mit großer Accuratesse über die kahle Platte gekämmt war, und dazu hatte er graue, unruhige Augen, die keinen Augenblick stille hielten. Ich könnte nicht sagen, daß er mich nie angesehen hätte, aber er vermied es so viel als möglich, meinem Blicke zu begegnen. Sobald ich ihn ansah, wandte er flugs sein Auge von mir ab, um mich von Neuem anzuschauen, sobald er sich unbeachtet glaubte.

Frau Softly war eine kleine Frau, etwas steif und gezwungen in Haltung und Wesen. Sie zeigte weniger Charakteristisches als ihr Mann, und stand, wie es mir schien, gänzlich unter seiner Herrschaft.

Ich sollte denselben Abend nach London zurückkehren, um meine Kleidung zu holen, und am folgenden Tage in Northcourt wieder eintreffen.

Herr Winter und ich waren übereingekommen, daß ich den Namen eines Mannes, mit dem er wegen der Butlerstelle in Unterhandlung gestanden und der Hunt hieß, annehmen sollte. Softly war zwar von den Unterhandlungen mit Hunt unterrichtet, wußte aber nicht, daß Herr Winter die Idee, denselben zu engagiren, aufgegeben hatte. Wir trafen diese Verabredung, damit Softly keinen Argwohn wegen meines schnellen Engagements schöpfen konnte. Ich sprach Herrn Winter mein Erstaunen aus, als ich von ihm erfuhr, was ich schon zuvor vom Portier gehört hatte, daß Softly sein Haus verlassen wolle. Ein so alter und treuer Diener würde doch ein großer Verlust für ihn sein, sagte ich. Ja, in der That wird er das sein, war die Antwort, er könne doch aber nicht an sich denken, wo es sich um eine günstigere Lebensgestaltung eines so bewährten Dieners handle. Softly hätte mit wahrer Leidenschaft sich in den Kopf gesetzt, daß er in Australien sein Glück machen werde, und daher müsse er nach Australien gehen. Er glaube nicht, daß Frau Softly für den Plan besonders eingenommen sei, aber sie habe sich durch ihren Mann dazu überreden lassen. Er hoffe und wünsche, daß es ihnen gut gehen möge, denn sie wären achtbare Leute, die ihm und seiner Frau während vieler Jahre treu gedient hätten.

„Wie lange," fragte ich, „beschäftigt sich Herr Softly mit dem Auswanderungsplane, Herr Winter?"

„O, seit mehreren Monaten! — gewiß schon ein halbes Jahr. Und es ist vielleicht noch länger, daß Softly zuerst mit mir darüber sprach. Der arme Mensch!" fügte er mitleidig hinzu, „er hätte die ganze Sache fast aufgeben, nach dem Diebstahl. Er sagte, er wolle hier bleiben und mir ohne Lohn dienen, bis der Verlust des Gestohlenen eingebracht sei, wenn er so lange lebe; ja er ging weiter und bot mir sogar die fünfzehnhundert Pfund an, die er und seine Frau während ihrer Dienstzeit gespart hätten, um den Verlust des Silbergeräthes zu decken, den er sich zur Last lege, obgleich nach meiner Ansicht kein Grund dazu vorliegt. Natürlich ging ich auf keinen seiner Vorschläge ein, aber sie zeigen, was der Mann ist — armer Softly!"

Ich machte keine Bemerkungeu, sondern enthielt mich jeden Urtheils, und verabschiedete mich bald nach kurzer Unterredung mit Herrn und Frau Softly, Herrn Winters freundliches Anerbieten, mich bis zur Station in seinem Fuhrwerk zu bringen, mit Dank ablehnend.

Ich wollte ein paar Stunden ganz allein sein; und nachdem ich etwa den halben Weg bis zur Station zurückgelegt hatte, wandte ich meine Schritte seitwärts in ein Gehölz, wo ich mir einen schattigen Platz unter einer schönen alten Buche aussuchte, um mich unter derselben der Länge nach hinzustrecken und, indem ich mich abkühlte und ausruhte, über meine ferneres Verfahren nachzudenken. In dieser äußerst bequemen Situation schlief ich natürlich ein, ermüdet wie ich von der Hitze des Tages und dem staubigen, schattenlosen Wege war. Ich muß längere Zeit geschlafen haben, denn als ich erwachte, stand die Sonne bereits niedrig am Himmel und die Bäume warfen lange Schatten auf den gegenüberliegenden Hügel. Ich sah gerade nach, wie viel Uhr es sei und ob ich noch mit dem sieben ein halb Uhr-Zuge von Gravely mitkommen könnte, als ich Fußtritte nahen hörte. Gleich darauf vernahm ich eine Männerstimme; ich sprang auf, denn ich erkannte dieselbe augenblicklich als die Softly's. Jemand antwortete ihm, aber die zweite Stimme war mir fremd. Ein Fußweg führte durch das Gehölz, nahe an der Buche vorüber, unter der ich ruhte, und auf diesem Wege kamen die beiden Männer einher. Ich konnte sie nicht sehen, da das Gebüsch zu dick war; aber als sie sich mir näherten, konnte ich genau ihre Worte verstehen; sie wanderten langsam vorwärts.

„Was für ein Mensch ist er?" fragte der Fremde.

„O, nichts Besonderes; ein einfacher, junger Mensch, wie es scheint," antwortete Softly.

„Und der Herr hat ihn engagirt?"

„Ja, so gut wie engagirt; er kommt morgen versuchsweise und wird unter meiner Anleitung eingeführt; ich soll ihn anlernen."

„Ha, ha, ha!" lachte der Fremde, „Keiner wäre geeigneter dazu; aber ist er auch kein schlauer Geselle, der umherspürt, obder argwöhnt und sich in Dinge mischt, die ihn nichts angehen?"

„Nein, der gewiß nicht; der hat das Pulver nicht erfunden. Er scheint ein gutmüthiger, leichtlebiger Mensch zu sein, wie ich schon zuvor sagte; aber viel steckt nicht dahinter, das hatte ich gleich weg."

„Desto besser, dann hat es keine Noth — auflauern — mein Haus —"

Das waren die letzten Worte, die ich vernahm, denn die Männer waren während des Gespräches schneller vorgeschritten und bereits schon so weit entfernt, daß ich trotz aller Anstrengung keine Sylbe mehr verstehen konnte.

Ich wagte nicht, ihnen zu folgen, da sie mich unbedingt gehört hätten, wenn ich durch das Gebüsch durchgedrungen wäre. So mußte ich mich mit dem begnügen, was ich erfahren hatte, und obgleich das dem Anscheine nach wenig war, so hatte es für mich doch seine Bedeutung, da ich nun wußte, daß mein Mißtrauen gegen Softly gerechtfertigt sei. Es war klar wie der Tag, daß er Etwas zu verheimlichen hatte, und es bedurfte keines Zaubers, um zu entdecken, was das „Etwas" sei.

Aber dazu die Unverschämtheit! Viel stecke nicht in mir, nicht wahr? Ein gutmüthiger, leichtlebiger Mensch, so? — Nun vortrefflich! — Und ich lachte vor mich hin, als ich mich auf den Weg machte. Ich werde dich schon nach einer andern Melodie tanzen lehren, Herr Softly, bevor wir Beide scheiden, oder ich müßte mich sehr irren, dachte ich. Steckt nicht viel in mir, nicht wahr, Herr Softly?

Mich hatte das Urtheil Softly's geärgert, wennschon ich es damals mir selbst nicht eingestehen mochte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich erreichte den Abendzug zur Zeit und kam vor Mitternacht in London an.

Den folgenden Tag packte ich meine Sachen und fuhr zurück nach Gravely, wo ich ein Fuhrwerk vorfand, das mich und meine Reisetasche nach Northcourt brachte. Ich trat grade in das Haus, als die Dienstboten zu Tische gingen, und gesellte mich daher zu ihnen. Nach dem Essen begab ich mich in der Haushälterin Zimmer, um mich über verschiedene Dinge zu unterrichten, die nur die obere Dienerschaft betrafen. Ich will nicht das Vertrauen derer mißbrauchen, mit denen ich an einem Tische gegessen habe; aber ich glaube schwerlich, daß der Hausherr oder die Hausfrau eine Ahnung von dem geringen Unterschiede haben, der häufig zwischen den Speisen und Getränken stattfindet, welche in der Haushälterin Zimmer und in dem Eßzimmer der Herrschaften aufgetischt werden.

Ich fand Softlys so angenehm und herablassend, wie man nur von Leuten ihres hohen Standes gegen einen Neuling erwarten konnte. Sie glaubten, daß ich zum ersten Mal eine Stelle einnähme, die mich berechtige, mit ihnen auf gleichem Fuße zu stehen, und erwarteten daher, mich staunen zu sehen über die Eleganz ihres Zimmers und die Eleganz ihrer Manieren, im Vergleich zu der Sphäre, in der ich mich nach ihrem Dafürhalten bis dahin bewegt hatte. Es war wirklich amüsant.

Ich nahm oft Gelegenheit, mit Softly über den Diebstahl zu sprechen, ohne ihn ahnen zu lassen, daß ich ein größeres Interesse dabei hätte, als das Vergnügen des Klatsches. Schien er geneigt, auf denselben einzugehen, was anfänglich nicht der Fall war, so hörte ich mit Aufmerksamkeit zu; vermied er dagegen das Gespräch darüber, so war ich augenblicklich bereit, ein anderes zu beginnen; jedenfalls unterließ ich natürlich Alles, was seinen Argwohn irgendwie erregen konnte.

Softly hatte einen großen Fehler: er liebte die Flasche zu sehr. Freilich habe ich ihn nie betrunken gesehen, und ich bin überzeugt, daß er es auch nie war; aber ich sah ihn oftmals benebelt während meines vierzehntägigen Aufenthalts in Northcourt. Erst konnte ich nicht dahinter kommen, wodurch er in den Zustand des Rausches kam, denn bei Tische trank er sehr wenig, eben so wenig in seinem Wohnzimmer, und fast nie war er in der Pantry *) allein; hatte er seine Arbeit beendet, so ging er stets in das Zimmer der Haushälterin, seiner Frau. Er liebe Damen-Gesellschaft, pflegte er galant zu sagen.

Endlich entdeckte ich, daß Softly bei seinen Nachmittagsspaziergängen regelmäßig in „Winters Wappen" einkehrte, — ein Wirthshaus, das von einem Manne Namens Soak gehalten wurde. Besagter Soak wurde in der Nachbarschaft nicht sonderlich geachtet; er war früher Unter-Wildhüter des Herrn Winter gewesen, der ihn jedoch entlassen hatte, weil er in dem Verdachte stand, Wild zu verkaufen, — ein nur zu wohl begründeter Verdacht, wie man mir sagte. Da Soak verheirathet war und eine zahlreiche Familie hatte, so rührte Herrn Winter dessen brodlose Lage, und gutmüthig und leichtgläubig gestattete er dem Menschen, der volle Besserung versprach, die Schenke zu übernehmen, indem er ihm noch Geld zur Einrichtung derselben vorschoß.

Etwa eine Woche nach meiner Ankunft in Northcourt wurde ich von Frau Winter in das Dorf geschickt, und grade als ich an der Schenke vorüberging, stürzte Softly aus derselben und mir direkt entgegen, während dicht hinter ihm ein brünetter, großer, unheimlich aussehender Mann mit einer Pfeife im Munde stand, von dem er augenscheinlich eben geschieden war. (S. Bild auf S. 348.)

Softly erschrak und erröthete, aber sich schnell fassend sagte er zu dem Manne in der Thür: „Ich kann mich also darauf verlassen, daß Sie die Sachen uns zuschicken werden, sobald sie ankommen."

„Ja, ja, Herr Softly, Sie sollen sie haben, sobald sie kommen."

Ich erschrak — ich hatte diese Stimme zuvor gehört — aber wo? Ich konnte mich nicht erinnern, den Mann früher gesehen zu haben, aber die Stimme, das wußte ich bestimmt, hatte ich schon einmal gehört.

Softly erzählte mir, daß er wegen eines Fasses Bier oder Porter erinnert habe, das irgend Jemand in der Schenke abgeben solle — der Fuhrmann oder der Spediteur der Eisenbahn; kurz, ich hörte und hörte doch nicht, was er sagte, denn ich concentrirte all' mein Denken, um herauszufinden, woher ich die Stimme des brünetten Mannes kannte; war es doch zu merkwürdig, daß ich seine Züge nie zuvor gesehen hatte. Plötzlich fiel es mir ein. „Ich habe es!" rief ich vor Freude laut aus.

„Sie haben es! was haben Sie?" sagte Softly erstaunt.

Sofort merkte ich meine Unklugheit und wußte kaum was antworten. Glücklicherweise war Softly nicht der gescheidte Mann, für den er sich hielt, und durch eine geschickte Wendung des Gespräches gelang es mir, Softly's Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Softly war von Natur kein aufgeweckter Kopf, und nur das Bewußtsein der Gefahr hatte ihn vorsichtig und mißtrauisch gemacht.

Wir trennten uns bei den Ställen von Northcourt. Er sagte, er müsse hineingehen, weil er noch Einiges zu besorgen hätte; ich brauchte ihm ja aber nicht zu folgen, wenn es mir nicht beliebte, da ich dort Nichts zu thun hätte.

(Schluß auf S. 346.)

*) Pantry ist der Raum, in dem Tassen und Gläser aufbewahrt werden und in dem der Diener die ihm obliegenden Arbeiten verrichtet.

Misocco.

(Taf. 44.)

Das Misoccothal (Val di Misocco, Masocco, Masax, Monsax, auch Mesolcina), von dem schon Seite 113 die Rede war, dehnt sich von der Bernhardinohöhe bis zu dem Tessinischen Lumino acht bis neun Stunden südlich und dann westlich aus. Bei Roveredo kaum 930 Fuß über dem Meere gelegen und nur dem Südwinde geöffnet, erfreuen sich seine Bewohner des mildesten Clima's, und Alles vereinigt sich, das schöne Thal zu einem der mildesten und fruchtbarsten zu machen. Schon bei St. Giacomo zeigen sich Fruchtfelder, obgleich bei Misox das Gelände noch den

Digitized by Google

Gebirgscharakter trägt. Am Fuße des Hügels jedoch, auf welchem die Burg Misocco liegt, geht man in das volle Clima Italiens über. Kastanienbäume bekleiden die Bergabhänge, Lauben von Weinreben wölben sich über die Straßen, Feigen- und Maulbeerbäume wachsen hoch empor, der Buchs wird zum Baume, der Mais gedeiht üppig, die Kermesstaude, der Blasenstrauch, der Cytisus und andere südliche Pflanzen sind häufig. Ueberraschend sind die Formen der Gebirge und die Wasserfälle.

Das Dorf Misocco, wo die Landsgemeinde gehalten wird, hat eine höchst reizende Lage. In der Nähe desselben liegen auf einem hervortretenden breiten Felshügel die ausgedehnten romantischen Trümmer der alten Burg Misox, der Stammburg der Grafen von Sax, die das Thal bewachte, zugleich aber ihren Herren als fester Wohnsitz diente. Kaum ist ihr eine Ruine im Schweizerlande zu vergleichen. Noch stehen vier, durch zehn Fuß dicke Ringmauern zu einem großen Viereck verbundene Thürme, welche seit vier Jahrhunderten der Zerstörung Trotz geboten. Die Kirche ist noch unversehrt; gebrochen aber und offen liegt die Gruft der alten Herren des Thales, das 1026 Kaiser Conrad II. dem Bischof von Como schenkte. Später erwarben es die Herren von Sax. Der letzte Dynast dieses Hauses war Peter von Sax, welcher das Thal 1494 an die mailändische Familie der Trivulzio überließ. Im Jahr 1526 wurde die trivulzische Veste von den Bündnern zerstört, und 1549 erkaufte sich das Volk des Thales von den Trivulzi die Freiheit. C. K.

Mittheilungen eines geheimen Polizisten.

(Schluß zu S. 345.)

II.

„Aha!“ sagte ich, sobald Freund Softly verschwunden war. „Also Ihre Stimme war es, Herr Soak, die ich im Gehölz mit dem Butler gehört habe? Recht so, die Geschichte wird immer interessanter.“ Ich schlenderte zurück in das Dorf und an der Schenke vorüber. Herr Soak saß auf einer Bank vor der Thür, mit dem Rücken gegen die Wand seines Hauses gelehnt, mit der Pfeife im Munde und einem Krug Ale auf dem Tische vor sich. Ich knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an, aber er war nicht gerade gesprächig gestimmt, gab mir vielmehr kurze Antworten, und demnach hielt ich es nicht für gerathen, des Diebstahls auch nur zu erwähnen. „Ich werd' es abwarten,“ dachte ich, „man muß Nichts überstürzen.“

Fast gleich nach meiner Ankunft in Northcourt hatte ich Freundschaft mit Sarah, dem zweiten Hausmädchen, geschlossen. Sie hatte, wie man sich erinnern wird, zuerst den Diebstahl entdeckt, und sie war es auch, die Softlys an Händen und Füßen gefesselt vorgefunden hatte.

Sarah war ein kräftiges, rosiges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, gewöhnlich voller Frohsinn und Scherz, zuweilen aber überkam sie eine ernste, sinnende Stimmung, welche für ihr Alter und ihr Wesen unnatürlich schien. Bald wurden wir Beide gute Freunde. Oft sprach ich mit ihr über den hier verübten Diebstahl und überzeugte mich bald, daß sie mehr über denselben wußte, als ihr zu verrathen beliebte, denn sie war zu jung, um ein Geheimniß wohl bewahren zu können, wenn, wie in meinem Falle, Alles versucht wurde, ihr dasselbe zu entlocken. Ich nahm sie mit dem Anscheine völliger Gleichgültigkeit tüchtig in's Verhör, besonders über den Zustand, in dem sie Softlys gefunden — ob sie sehr roth oder schwarz im Gesicht gewesen, ob sie über Schmerzen geklagt hätten, wer von Beiden am festesten gebunden gewesen u. s. w. Sobald ich jedoch merkte, daß das Mädchen erröthete oder verwirrt wurde und sich selbst öfters widersprach, ward es zweifellos, daß sie zuvor kein rechtes Kreuzverhör bestanden hatte.

Weßhalb die Behörden alle ihre Aussagen ohne Weiteres für wahr angenommen hatten, ohne an eine Täuschung von Seiten des Mädchens zu denken, mögte in der That schwer zu erklären sein. Mir machte sie den Eindruck, als ob sie eine Lection wiederhole, bei der einzelne meiner Fragen sie aus dem Texte brächten und sie unsicher und confus gemacht hätten. Zum Beispiel fragte ich sie, ob sie die Thür zu des Butlers Stube verschlossen oder offen gefunden hätte, worauf sie antwortete. „Nicht zugeschlossen.“

„Das ist sehr auffallend,“ bemerkte ich. „Man sollte denken, daß solch' erfahrene Diebe, als diejenigen, die hier den Einbruch verübt, klug genug gewesen wären, die Thür zuzuschließen; denn es ist wahrlich keine große Mühe, einen Schlüssel umzudrehen, und das würde Softlys verhindert haben, aus dem Zimmer herauszukommen, selbst wenn es ihnen gelungen wäre, Hände und Füße wieder frei zu bekommen. Freilich ist für Diebe Zeit gewinnen eine große Sache.“

„O natürlich,“ sagte Sarah, „wie konnte ich nur so vergeßlich sein? Versteht sich, die Thür war zugeschlossen, Herr Hunt. Ich besinne mich jetzt ganz deutlich, wie ich den Schlüssel umdrehte und mich wunderte, weßhalb die Thür eigentlich zugeschlossen sei.“

Ich sah sie bei diesen Worten an und sie wurde dunkelroth bis über die Stirn. Ich bedauerte Sarah fast, „daß sie so vergeßlich gewesen war“ — in ihrer Lection, hätte ich hinzufügen können.

Darauf erglng ich mich über die Schlechtigkeit der That, und wie Jeder der Mitschuldigen seine gerechte Strafe erfahren würde, sobald man dieselben entdeckt, was über kurz oder lang geschehen würde. „Selbst diejenigen,“ fügte ich hinzu, „die Näheres über den Diebstahl wissen und es verheimlichen, wird man eben so hart bestrafen, als die eigentlichen Verbrecher, es sei denn, daß sie Ehrlichkeit und Verstand genug hätten, zur rechten Zeit mit einem freien Geständnisse hervorzutreten; in diesem Falle, daran zweifle ich nicht, wird man Jedem vergeben, der nicht direkt bei dem Diebstahle betheiligt gewesen ist.“ Mehrere Male schien es, als ob sie mir Geständnisse machen wolle, denn sie sagte, sie hätte mir Etwas mitzutheilen, worüber sie meinen Rath wünschte, aber dabei blieb es. Nachdem sie mir das Versprechen abnehmen wollte, keine Sylbe darüber zu verlieren — ein Versprechen, das ich stets zu umgehen wußte — begann sie regelmäßig zu weinen und rief schluchzend, sie könne es mir nicht sagen! und dann war alle Mühe vergeblich, Weiteres aus ihr herauszubringen. Ich begnügte mich mit dem Bewußtsein, daß sie eine Mitschuldige des Diebstahls sei, obgleich ich natürlich nicht ahnte, wie weit ihre Betheiligung bei demselben gehe.

Digitized by Google

Ich zweifelte nicht, daß sie bestochen war, und wahrscheinlich durch neue Kleider, um in irgend welcher Weise Beistand zu leisten, und ich wünschte in der That dringend, sie zu Geständnissen zu bewegen, da ich das Mädchen gern hatte und es bedauerte. Ich war von der Ehrlichkeit ihrer Natur fast überzeugt, und glaubte, daß sie in diesem Falle getäuscht wäre und weder die Schwere, noch die Ausdehnung des Verbrechens kenne, in das man sie verwickelt hatte, und von dessen Mitwissenschaft sie sich gern frei machen würde, wenn sie es nur wagen dürfte.

Natürlich war ich vollkommen berechtigt, sie auf solch' starken Verdacht hin zu arretiren, und ich war überzeugt, daß sie in ihrer Angst Alles bekennen würde; aber sie wußte gewiß nicht, wohin man das Silbergeschirr geschafft hatte, und ich wollte nicht nur die Diebe entdecken, sondern auch das gestohlene Gut wieder herbeischaffen.

Hätte ich sie arretirt, so wäre das Silber sofort eingeschmolzen worden, und das grade wollte ich vermeiden. Für den Augenblick schien es mir ziemlich gewiß, daß der Schatz noch unversehrt vorhanden sei und irgendwo verpackt für die Reise nach Australien bereit stände. So behielt ich mir Sarahs Verhaftung als letztes Mittel vor, wenn alle andern fehlschlagen sollten. Der Zeitpunkt nahte heran, in welchem Softlys Northcourt verlassen wollten. Ich stand bereits auf sehr freundschaftlichem Fuße mit Softly und hatte ihn mehr als einmal in das Wirthshaus begleitet, um mit ihm ein Glas Grog zu trinken. Ich bemerkte, daß Rum Softly's Lieblingsgetränk war.

Es blieb mir immer von Neuem auffallend, daß dieser Mensch, der seinen Herrn um mehr als zweitausend Pfund bestohlen hatte, nicht einmal dessen Spirituosa trank, obgleich er das ohne Gefährdung hätte thun können, da ihm sowohl die Keller, wie die Schlüssel zum Silbergeräth anvertraut waren. Ein bis zwei Glas Sherry oder Portwein waren das Höchste, was ich ihn im Hause hatte trinken sehen. Ich besuchte das Wirthshaus nur in der Absicht, mit Herrn Soak bekannter zu werden, was mir jedoch nicht gelang. Dieser Ehrenmann begegnete mir mit unverkennbarem Mißtrauen bis zum letzten Tage meines Aufenthaltes in Northcourt; er war ein sehr schlauer Gesell und schwer zu handhaben. Wenn ich je in seiner Gegenwart des Diebstahls erwähnte, so fixirte er mich augenblicklich und beobachtete mich wie die Katze die Maus, bereit, auf mich loszuspringen, wenn ich ein Wort gesagt hätte, sein Mißtrauen zu rechtfertigen. Ich mußte demnach sehr vorsichtig zu Werke gehen, nicht etwa weil ich den Mann fürchtete, sondern weil ich fürchtete, von ihm in meiner wahren Gestalt erkannt zu werden.

Softly war sehr beschäftigt gewesen mit dem Packen großer Kisten und Koffer für die Auswanderung nach Australien, und hatte mich gebeten, ihm dabei behülflich zu sein, worin ich gern gewilligt hatte. Es amüsirte mich sehr, den Anschein von Ehrlichkeit zu beobachten, den er dabei an den Tag legte. Er that dabei natürlich des Guten zu viel, wie es Personen in solcher Lage eigen ist, wodurch er meinen längst gefaßten Argwohn fast bis zur Ueberzeugung steigerte.

Er hatte mir nicht nur in auffallender Weise jedes Stück, das er einpackte, gezeigt, sondern ging sogar so weit, eine große Kiste unter dem Vorwande wieder auszuräumen, daß sie nicht gut gepackt sei; aber auch das schien ihm noch nicht hinreichend, denn als alle Kisten und Koffer zugeschlossen und beschnürt waren und wir uns niedersetzten und den Schweiß von der Stirne trockneten, denn es war keine leichte Arbeit gewesen, sagte er mit anscheinender Genugthuung: „Sie, Hunt, habe ich zum Zeugen, daß in diese Kisten Nichts eingepackt ist, was nicht mir gehörte! Man verläßt nicht gern ein Haus, in dem erst kürzlich ein Diebstahl stattgefunden hat, weil doch ein Argwohn auf Jedem haften kann, so lange die Sache unerklärt geblieben, obgleich unser Herr, das wissen Sie, eher ich weiß nicht wem mißtrauen würde, als mir — ich glaube fast seiner eigenen Frau."

„O du auserlesener Schurke! Solches Vertrauen zu mißbrauchen!" dachte ich.

Mein Schlafzimmer lag am Ende eines langen Corridors, und meiner Thüre grade gegenüber befand sich die Treppe, die in die Zimmer der Dienstmädchen führte. An dem ersten Treppenabsatze lag Sarahs Zimmer. Weßhalb ein zweites Hausmädchen eine Stube allein für sich hatte, wenn das erste Hausmädchen die ihrige mit der Wäscherin theilte, war an und für sich ein Umstand, der Argwohn erregen mußte, wenigstens erschien es mir so. Ich fragte Sarah eines Tages, woher diese Einrichtung eigentlich stamme, und wieder wurde sie wie mit Blut übergossen und stammelte: Marie — das erste Hausmädchen — und die Wäscherin seien Cousinen, und deshalb hätten sie gewünscht, ein Zimmer zu theilen.

Hinter Sarahs Zimmer lag eine Kammer, in welcher ihre Geräthschaften, wie Eimer, Besen, Bürsten und dergleichen Dinge aufbewahrt wurden. Es war eigentlich nur ein schmaler, tiefer, dunkler Verschlag, von Sarahs Zimmer durch eine mit Tapeten bekleidete Bretterwand getrennt, die sich als so dünn bewies, daß ich mit Leichtigkeit mit meinem Messer ein Loch in dieselbe schneiden konnte, groß genug, um mir einen Blick in das Zimmer zu verschaffen. Ich hatte das eines Tages untersucht, als ich Sarah anderswo beschäftigt wußte, und hatte bemerkt, daß die Tapete in einer Ecke zerrissen war; natürlich wählte ich grade diese Stelle, um meinen Einschnitt zu machen, da ein Stückchen mehr oder minder abgerissene Tapete nicht leicht bemerkt werden konnte.

Während vieler Nächte verbrachte ich ganze Stunden in diesem Verschlage, ohne jedoch das Geringste zu sehen oder zu hören, was meine Mühe belohnt hätte; aber trotzdem ließ ich nicht nach, denn ich glaubte bestimmt, daß über lang oder kurz Softlys zu Sarah kommen würden. Ich hatte Frau Softly mehrmals mit Sarah flüstern gehört, und ein paarmal war ich hinzugetreten, als sie augenscheinlich sehr geheime und wichtige Dinge besprachen. Ich war gewiß, daß man diese durch mich gestörten Unterhaltungen wieder aufnehmen werde, und am wahrscheinlichsten in der Stille der Nacht. Ich war zufrieden, daß meine Ermahnungen gegen Sarah in Betreff des Diebstahls nicht in den Wind gesprochen waren, noch meine Aussage in Bezug auf die Strafe, die alle Diejenigen treffen würde, welche bei dem Diebstahl betheiligt wären. Sie spielte mehrfach darauf an, ebenso auf die mögliche Freisprechung, welche denen zu Theil werden könnte, die nur um den Diebstahl wußten; dabei trat es deutlich hervor, daß sie ihre Betheiligung bei demselben, worin diese auch immerhin bestanden haben mögte, bereute. Ohne Zweifel hatten Softlys ihre Reue bemerkt, was sie natürlich beunruhigen mußte, weßhalb sie wahrscheinlich Alles ausboten, das Mädchen von Neuem umzustimmen. Daß dieses den Gegenstand ihrer wiederholten und ernsten Gespräche ausmachte, schloß ich aus einzelnen Worten, die ich sowohl von dem Butler, als von dessen Frau im Gespräche mit Sarah aufgefaßt hatte.

Digitized by Google

Ich will hier zugleich hinzufügen, daß, obgleich ich Softly und Soak ſo genau als möglich beobachtete und Alles aufbot, um ſie zu überliſten und den Einen oder den Andern durch Furcht zu einer Art von Geſtändniß zu bringen, um wenigſtens eine Handhabe für meine Unterſuchungen zu bekommen, es mir doch nur ein einziges Mal gelang, ein Wort zu erlauſchen, welches mir von Nutzen ſein konnte, und dieſes eine Wort war „Hardy".

Ich hatte mich ſchlafend geſtellt, wie ich oft that, in Geſellſchaft dieſer Ehrenmänner. Meine Arme ruhten auf dem Tiſche und mein Kopf auf den Armen. Softly und Soak hatten wohl ſchon zehn Minuten zuſammengeflüſtert, während ich jeden Nerv anſtrengte, um von dem Geſpräche zu profitiren, aber vergebens; bis Softly lauter, als er bis dahin geſprochen, fragte:

„Wie war der Name? — Hardy?"

„Aber kannſt du denn nicht den Mund halten?" hieß die Antwort.

Er hielt ſeinen Mund, oder redete wenigſtens ſo leiſe, daß ich Nichts mehr verſtehen konnte, und ich verſprach mir wenig von dem einen erhaſchten Namen. Es war nicht ſehr wahrſcheinlich, daß Hardy mir behülflich ſein würde,

(Zu Seite 345.)

Herrn Winters Silbergeräth wieder zu erlangen. Ich dachte viel darüber nach, und ſobald ich allein war, ſchrieb ich nach Polizeilieutenant den Namen in mein Notizbuch.

Nun hatten Softlys nur noch zwei Nächte in Northcourt zuzubringen. Um Mitternacht verweilte ich wieder in meinem Verſteck, obgleich ich mich ſelbſt ſchon einen Dummkopf ſchalt, ſo viele Stunden in einem dunkeln, unbequemen Raume ohne jeden Erfolg zu verlieren. Dennoch war ich wieder da, und nachdem ich eine Stunde verweilt hatte, dachte ich ernſtlich daran, zu Bette zu gehen und dieſe Nachtwache für immer aufzugeben; aber bald beſann ich mich eines Beſſern. „Es ſind nur noch zwei Nächte, und zwar die Nächte, die mir die größte Chance bieten. Nein, da gilt es ausdauern!" ſagte ich zu mir ſelbſt. Doch kaum hatte ich das gedacht, als ich die Treppe knarren zu hören glaubte. Athemlos lauſchte ich, und alle meine Kräfte fühlte ich wie neu belebt. Wenige Sekunden darauf ein zweites Knarren, dann ein drittes, aber noch immer kein vernehmbarer Fußtritt. Die nahende Perſon trug keine Schuhe, deſſen war ich ſicher. Da endlich iſt eine Hand an der Thüre der Kammer, in der ich bin, die Klinke bewegt ſich, die Thür geht auf — aber es bleibt finſter wie zuvor und ich kann Nichts erkennen.

„Sarah, Sarah!" wiſperte eine Stimme, die ich wohl

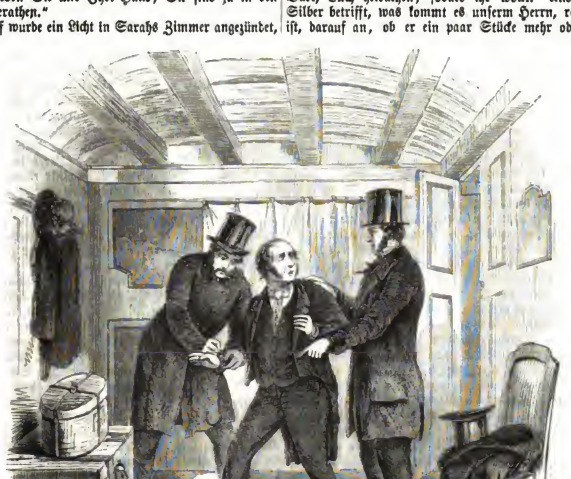
Digitized by Google

kannte. Dann erfolgen sich mir nähernde Fußtritte, und plötzlich fällt ein Besen oder dergleichen auf eine Sinkwanne, die ich längst kannte und die mir ein sicheres Versteck bot.

„Um des Himmels willen, was ist das!“ rief Frau Softly erschreckt.

Sarahs Thür öffnete sich und an der Thüre der Kammer hörte ich sie sagen: „Frau Softly, Sie sind falsch gegangen; geben Sie mir Ihre Hand, Sie sind ja in den Verschlag gerathen.“

Darauf wurde ein Licht in Sarahs Zimmer angezündet, und durch meine Späherritze blickend sah ich Sarah und Frau Softly auf dem Bette sitzen, keine fünf Fuß von mir entfernt. Es würde diese, vielleicht schon ohnehin zu ausführliche Geschichte unnütz verlängern, wollte ich Alles wiedererzählen, was ich durch die Ritze der Wand sah und hörte. Ich will daher nur kurz berichten, wie Frau Softly fünfundzwanzig Goldstücke auf die Bettdecke zählte mit den Worten: „Da, Sarah, nun könnt ihr, du und dein Tom Dark, Euch heirathen, sobald ihr wollt. Und was das Silber betrifft, was kommt es unserm Herrn, reich wie er ist, darauf an, ob er ein paar Stücke mehr oder weniger



(Zu Seite 350.)

besitzt? Er wird sich bald anderes kaufen. Aber wenn du solch eine Närrin wärest, diese gute Gelegenheit vorübergehen zu lassen, so kannst du lange warten, bis du fünfundzwanzig Goldstücke zusammen hast, und Tom Dark würde bis dahin des Wartens müde sein, und wer könnte ihn deßhalb tadeln?“

Mit dergleichen Vorspiegelungen bekämpfte die hinterlistige Frau alle Bedenken des einfältigen Mädchens, über deren Scrupel in Bezug auf den Diebstahl lachend, den sie als den vollendetsten Streich der List und des Scharfsinns hinstellte, durch den sie Alle ihr Glück machen würden, ohne Jemand zu beeinträchtigen. Ihre stärkste Waffe jedoch, deren sie sich am meisten und zwar mit großer Geschicklichkeit bediente, war Tom Dark, dem Sarah überaus zugethan sein mußte, und es war klar, daß sie zuerst in den Verrath nur seinetwegen gewilligt, und daß allein der Gedanke an ihn und die Liebe zu ihm, verbunden mit den schlauen Sophistereien der Frau Softly, den Sieg über das bessere Gefühl des Mädchens auch in dieser Stunde davontrugen. Sie nahm die fünfundzwanzig Goldstücke, zehn mehr als man ihr eigentlich versprochen hatte, — es war nicht schwer herauszufinden, weßhalb man die Bestechungssumme so bedeutend erhöhte, — und versprach das Geheimniß treu zu bewahren, für jetzt und alle künftige

Digitized by Google

Zeiten. Ich merkte deutlich, wie Saraths Gemüth sich gegen den Verrath empörte, aber ihre Liebe zu Tom war größer als ihre Ehrlichkeit und sie unterlag in dem Kampfe.

Was das Silbergeräth selbst betrifft, so war der einzige Schlüssel, den ich über das Vorhandensein desselben erlangte, das Versprechen, welches Frau Softly der Sarah gab, zwei oder drei alte Becher, welche bei Jagden oder Wettrennen als Preis gewonnen worden und auf die Herr Winter besondern Werth lexte, wieder zu erstatten. Natürlich glaubte ich nicht an die Gewährung dieses Versprechens, aber ich glaubte an das Vorhandensein der Becher, denn ich zweifelte nicht, daß, wenn sie eingeschmolzen gewesen wären, Frau Softly das sofort gesagt haben würde. Nach dieser Unterredung, die länger als eine Stunde gewährt hatte, schlich die Haushälterin leise hinweg und stahl sich in ihr Zimmer. — Später ereignete sich nichts weiter von irgend welcher Bedeutung in Northcourt.

So brach der Morgen der Abreise für Softlys heran. Ich begleitete sie nach London, unter dem Vorwande, daselbst Geschäfte zu haben. Anfänglich schien das Herrn Softly nicht ganz erwünscht, doch machte er keine Einwendungen dagegen. Auf unserer Fahrt aber hatte er jedes derartige Gefühl überwunden und sagte mehrfach, wie er sich freue, daß ich mit ihnen sei. Es erleichtere den Abschied — der Scheinheilige! — einen Bekannten mit sich zu haben, und er hoffe, daß ich sie an Bord der „Karoline" begleiten und ihrer Abfahrt beiwohnen würde. Das Schiff gehe um fünf Uhr Nachmittags unter Segel.

Ich versprach ihnen, mich zur Zeit einzufinden — ein Versprechen, das ich nicht leicht gebrochen haben würde. Wir trennten uns auf dem Bahnhofe. Die Softlys hatten noch viel zu thun, Einkäufe zu machen und vielen Freunden Lebewohl zu sagen. Sie würden vor vier Uhr kaum an Bord sein, sagten sie. Jetzt war es erst halb zwölf Uhr.

Sobald sie fort waren, nahm ich eine Droschke und fuhr nach Scotland Yard *). Ich sprach meinen Vorgesetzten, theilte ihm mit, daß ich noch diesen Abend gute Nachricht zu bringen hoffte, und bat um einen Beamten zur Hülfe.

Mein Vorgesetzter befragte mich nicht weiter und sagte lächelnd: „Gewiß, nehmen Sie, wer Ihnen am besten paßt." Ich wählte daher einen unverfänglich aussehenden jungen Constabler, Namens Tough, und machte mich auf den Weg nach Blackwall, wo die „Karoline" lag.

Gleich auf dem Schiffe fragte ich nach dem Kapitän. Unglücklicherweise war er noch nicht anwesend und wurde erst kurz vor Abgang des Schiffes erwartet. Aber der erste Steuermann war bereit, über Alles Auskunft zu ertheilen. Ich hätte lieber mit dem Kapitän gesprochen, aber mir blieb keine Wahl. Ich sagte dem Steuermann, wer ich sei und was für eine Mission mich herführe, und nachdem ich mich seiner Verschwiegenheit versichert hatte, bat ich um die Frachtliste, sowie um die Namen derjenigen Personen in Melbourne, an welche die Güter adressirt seien. Nach kurzem Aufschub erhielt ich die Liste, aber der Name, den ich suchte, fand sich auf derselben nicht vor.

Dann fragte ich den Steward: ob etwa Koffer und Kisten der Passagiere bereits an Bord gebracht seien?

„O ja, sehr viele."

„Sind welche für Herrn und Frau Softly schon angekommen?"

„Nein, noch keine."

„Sie haben doch natürlich eine Kajüte für sich allein?"

„O ja, versteht sich, eine der besten."

„Ich möchte sie gern sehen."

Der Steward führte mich hinunter und als ich in die Kajüte trat, fiel mein Auge zuerst auf einen großen Koffer. Ich trat an denselben heran und las die Aufschrift:

„Herrn Hardy
(Durch Güte des Hrn. Softly.) Melbourne."

Da konnte ich ein triumphirendes Lächeln nicht unterdrücken. Jetzt endlich war ich am Ziele. Ich habe das Wild erlegt, das ist fraglos!

„Hatten Sie mir nicht gesagt, daß für Herrn Softly noch Nichts an Bord gebracht sei?"

„Ich hatte diese Kiste vergessen, mein Herr; sie wurde spät gestern Abend an Bord gebracht, nachdem ich schon zu Bette gegangen war. Es wurde mir diesen Morgen bestellt und war mir jetzt ganz entfallen."

An der Wahrheit dieser Aussage hatte ich keine Ursache zu zweifeln. Ich versuchte die Kiste zu heben, konnte sie aber mit meiner ganzen Kraft nicht einmal bewegen.

Sehr befriedigt verließ ich die Kajüte und ging auf Deck. Natürlich blieb ich auf dem Schiffe. Gegen vier Uhr kam der Kapitän an Bord. Ich stellte mich ihm sofort vor und theilte ihm die gemachte Entdeckung mit. Er bot mir jede Hülfe an, die in seiner Macht stände, um der gewünschten Personen habhaft zu werden.

„Die einzige Bitte, die ich an Sie richte, Herr Kapitän, besteht darin, in dem Augenblicke, wo Softlys an Bord kommen, ehe dieselben in ihre Kajüte gehen, laut zu sagen: ‚Eine Kiste ist an Bord gebracht worden, signirt Herrn Hardy, Melbourne, durch Güte irgend Jemandes — gehört sie einem der Anwesenden?' Bitte, stellen Sie nur diese Frage und alles Uebrige überlassen Sie mir!"

Er willigte in meinen Vorschlag, und kaum hatten wir unser Gespräch beendet, als Softlys in einem Boot voll mit Gepäck heranruderten.

Frau Softly kam zuerst auf's Schiff, ihr Mann folgte, und als sein Fuß das Deck betreten hatte, sagte der Kapitän: „Ist irgend Jemand an Bord, dem eine Kiste gehört, adressirt: Herrn Hardy, Melbourne?"

„Ja, mir; wo ist sie?" fragte Softly schnell.

„In Ihrer Kajüte," antwortete der Kapitän.

„O, dann hat Alles seine Richtigkeit, sie gehört mir, das heißt, sie ist mir übergeben." So sprechend ging er hinunter, während seine Frau auf Deck blieb, um aufzupassen, daß das Gepäck aus dem Boote richtig an Bord käme. Ich winkte Tough und folgte Softly. Leise öffnete ich die Thür zu seiner Kajüte und trat ein; er stand vor der Kiste, dieselbe mit einem zufriedenen Lächeln betrachtend, das ihm nur zu bald vergehen sollte. Als er mich gewahr wurde, fuhr er zusammen, sagte aber schnell sich fassend: „Ach, Hunt! da sind Sie ja, um unsere Kajüte anzusehen; nichts Großes; nicht einmal so groß wie die Pantry in Northcourt, aber es wird sich schon machen: wie, was geschieht nun?"

Ich hatte meine Hand auf Softly's Schulter gelegt. „Herr Softly, Sie sind mein Gefangener. Diese Kiste enthält Herrn Winters Silbergeräth."

Er wurde todtenbleich, sprach aber keine Sylbe. In dem Augenblicke trat Tough ein und legte ihm auf ein Zeichen von mir Handschellen an. (S. Bild S. 349.) Als ihn das kalte Eisen berührte, durchzuckte es ihn, aber jeder Widerstand war vergeblich und er wußte das. Gänzlich

*) Ein Polizeigebäude in London.

Digitized by Google

niedergeschlagen und eingeschüchtert sank er auf d'e Kiste, und sein Gesicht mit den Händen bedeckend schluchzte er laut. So ganz das Bild eines jämmerlichen, feigen Schurken.

Wenig bleibt noch zu erzählen übrig. Softly und seine Frau wurden in sichern Gewahrsam gebracht, und ich kehrte denselben Abend nach Northcourt zurück, Tough mit mir nehmend. Sobald ich dort ankam, arretirte ich Soak und, sehr gegen meine Neigung, auch die arme Sarah.

Herr Winter war wie vom Blitz getroffen, als ich ihm mittheilte, daß ich die Diebe entdeckt hätte und wer sie seien. Die Undankbarkeit der beiden Softlys betrübte ihn weit mehr, als der vermeinte Verlust des Silbers es vermocht hatte.

Es wurde Sarah gestattet, als Zeuge gegen die Andern aufzutreten, ohne daß damit irgend welche Zusage auf ihre Freisprechung verknüpft war. Ihre Aussage über den Diebstahl lautete wie folgt: Das Silberzeug wurde, wie sie glaubte, zuerst nach „Winters Wappen" gebracht; wohin es später kam, hat sie nie erfahren. Nachdem Alles fortgeschafft war, nahmen Softly und Soak die Spiegelscheibe aus dem Eßzimmer heraus; dann band und knebelte Soak die beiden Softlys, wobei Sarah ihm Hülfe leistete. Als das geschehen, war es für Sarah Zeit, ihr Tagewerk zu beginnen; demgemäß ging sie hinunter, bemerkte das Fehlen der Scheibe in dem Speisezimmer und allarmirte das Haus, wie man zuvor verabredet hatte. Das Uebrige ist dem Leser bereits bekannt.

Bei der Haussuchung in „Winters Wappen" wurden mehrere der noch fehlenden Gegenstände vorgefunden.

Die Aussage gegen die drei gefänzlich Eingezogenen war entscheidend. Die beiden Softlys und Soak wurden lebenslänglich verbannt. Sarah wurde freigesprochen, sowohl in Anbetracht ihres arglosen und unschuldigen Wesens, welches ihre schlechten Gefährten so gewissenlos ausgebeutet hatten, als wegen der wichtigen von ihr gemachten Aussagen.

Fast zehn Jahre nach den erzählten Begebenheiten erhielt ich einen Brief aus Toronto in Ober-Canada, unterzeichnet „Sarah Dark". Ich kann wohl sagen, es war ein tief erschütternder Brief. Die Schreiberin begann mit dem aufrichtigsten Dank für meine Güte und Nachsicht, die ich in Northcourt ihr erwiesen, und für die Mühe, die ich mir gegeben, sie zum Rechten anzuleiten. Sie schrieb, daß sie hundertmal auf dem Punkte gestanden hätte, mir Alles zu bekennen, daß aber ihre Liebe zu Tom Dark sie davon abgehalten habe. Durch ihr Geständniß wäre sie der ihr zugesagten fünfundzwanzig Pfund verlustig geworden und hätte nicht heirathen können. „Aber," schrieb sie weiter, „ich habe einsehen lernen, daß man selbst in der Hoffnung, Gutes werde daraus hervorgehen, nichts Böses thun dürfe, denn es bringt doch keinen Segen." Und dann fügte sie hinzu, daß, obgleich sie vom Richter freigesprochen sei, sie sich selbst es nie hätte vergeben können, und wie ihre Scham so groß gewesen wäre, daß sie sie so tgetrieben aus der eignen Heimath. Tom Dark aber habe sie trotz ihres großen Vergehens geliebt und ihr den Vorschlag gemacht, sie sofort zu heirathen und mit ihr auszuwandern. Ihre Familie und Freunde hätten sie mit scheelem Blicke betrachtet, und sie hätte nicht hoffen dürfen, eine Condition zu finden; da habe sie denn gern in die Heirath gewilligt, und einen Monat nach der Untersuchung sei sie mit ihrem Manne auf dem Wege nach Amerika gewesen. Zwei, drei Jahre lang hätten sie schwer für ihren Unterhalt zu kämpfen gehabt, dann aber hätte es Gott gefallen, sie in bessere Verhältnisse zu bringen, in denen sie noch lebten. „Tom und ich," schrieb sie, „sind jetzt aller innern und äußern Noth enthoben und es fehlt uns nie an Arbeit und Erwerb. Ich dachte, es würde Ihnen lieb sein, von unserem Wohlergehen zu hören, und deßhalb nahm ich mir die Freiheit, an Sie zu schreiben. Jeden Abend danke ich Gott auf meinen Knieen für seine große Güte und unverdiente Gnade, die er mir täglich erweist. Und Sie, Herr Clutch, vergesse ich nie in mein Gebet einzuschließen, denn Sie waren es, der mir zuerst meine Sünde so klar vorhielt, daß ich wünschte, mich von derselben frei zu machen."

Es war, wie ich schon zuvor erwähnt habe, ein sehr schöner Brief, der mir, ich schäme mich nicht es einzugestehen, Freudenthränen entlockte.

H. L—d.

Die angorische Ziege.

(Hiezu eine Abbildung auf der nächsten Seite.)

Die zahme Ziege, welche sich durch ihre vorn gekielten glatten Hörner von dem Steinbocke unterscheidet, dessen Hörner vorn knotig und flach sind, soll, nach der Ansicht mehrerer Zoologen, von der auf dem Kaukasus und Taurus, sowie in der Tartarei wild vorkommenden Bezoar-Ziege abstammen, die ihren Namen von den eigenthümlichen Concretionen, dem Bezoar, erhielt, die sich in ihrem Magen finden. Es läßt sich jedoch die Abkunft der Hausziege so wenig mit unzweifelhafter Gewißheit, als die ursprüngliche Heimath derselben nachweisen. Sie ist in vielen Varietäten über den Erdboden verbreitet, kommt jedoch in den Polargegenden nicht mehr fort. Die berühmtesten sind die Angoraziege und die Kaschmirziege.

Die Angoraziege wird in der Umgegend von Angora in Kleinasien in zahlreichen Heerden gehalten. Ihre Hörner sind spiralförmig nach außen gewunden, und ihre langen Haare, welche die Kameelwolle liefern, seidenartig, lang und gelockt. Der Heerdenbestand soll dort aus 500,000 Köpfen bestehen. Das Gewicht eines Vließes beträgt 1½ bis 2 Kilogr. Am feinsten ist die Wolle einjähriger Thiere, welche mit 11 bis 12 Franken per Kilogr. bezahlt wird. Schon im zweiten Jahre wird aber diese Wolle geringer und im vierten Jahre ziemlich grob. Im sechsten Jahre werden die Ziegen gewöhnlich geschlachtet, und der Braten ist in diesem Alter noch fein und wohlschmeckend. Das Fleisch einer Angoraziege ist in Frankreich 30 Francs werth und das Fell mindestens eben so viel.

Da sich die Umgegend von Angora keineswegs eines sehr milden Clima's erfreut, bietet die Acclimatisation der Angoraziege in Südeuropa nirgends besondere Schwierigkeiten. Schon Ferdinand VII. ließ hundert Stück nach dem Parke von El Retiro versetzen. Die kleine Heerde vermehrte sich so rasch, daß sie in die Berge des Escorial getrieben werden mußte. Bei den in Wesserling im Elsaß angesiedelten Thieren beliefen sich die Kosten für Heu, Salz, Stroh, Stallung und Hirten auf 60 Francs; der Werth der Produkte: Wolle, Milch, Dünger und ein Junges, auf 83 Francs. Hiebei ist der Dünger mit 60 Francs die

Digitized by Google

Hauptsache, und der Reinertrag von 23 Francs also ein ziemlich bescheidener zu nennen. Gleichwohl werden in den Vogesen, den Sevennen, den Gebirgen der Auvergne und von Aveyron, sowie selbst in dem Schwarzwalde zahlreiche Heerden dieser Thiere gehalten. Am besten sind sie in Algerien gediehen. Das Seidenhaar hat von seinem Glanze nichts verloren und liefert schöne Sammete, die vor den allerdings schöneren Seidesammeten den Vorzug haben, daß sich bei Druck oder Reibung die Haare nicht in einander flechten. — Die Mischlinge der einheimischen und der Angora-Ziegen sind ein schöner, kräftiger Schlag, das Haar steht jedoch an Güte dem der letzteren nach. — Wollproduction überhaupt eignet sich hauptsächlich für dünnbevölkerte Gebiete, wie einige Gegenden Spaniens, Ungarns, der Türkei und des südlichen Rußlands, und selbst das Schaf muß überall der Cultur weichen.

C. K.

Digitized by Google

Digitized by Google

The Wedding

Digitized by Google

Die Hochzeit.

Nach Emil Girardet.

(Taf. 45.)

Emil Girardet — nicht zu verwechseln mit seinem jüngeren, sich gleichfalls der Kunst widmenden Bruder Karl, dessen Ansichten vom Brienzer- und andern Schweizerseen so geschätzt sind wie seine Vorgänge aus dem Volks- und Soldatenleben — ist einer der ausgezeichnetsten Genremaler der neueren Zeit. Derselbe ist in Neufchatel geboren und wird in der Schweiz vielleicht nur von Meuron übertroffen. Er malt am liebsten harmlose, anspruchslose Menschen im freien, unmittelbaren Umgang mit der Natur und Scenen aus dem Familienleben. Die biedern, patriarchalischen Gestalten aus dem Berner Oberlande sind ihm vortrefflich gelungen. Seine sinnigen Darstellungen des schlichten Landlebens sind bei all' ihrer Gemüthlichkeit noch mit eigenthümlichem Humor und gutmüthiger Ironie gewürzt, die oft schon im bloßen Contrast der Personen mit ihrem Berufe oder ihrer Beschäftigung liegt. Hieher gehört z. B. Girardets Schule, deren gestrenger Regent einen Schüler belauscht, von dem er soeben, zum Ergötzen der übrigen, in wohlgelungenen, wenn auch karrikirten Zügen portraitirt wird. Girardet fand jedoch auch in bedeutenderen, selbst tragischen Situationen Anerkennung und Bewunderung seiner Meisterschaft. Seine Winterscene zeigt uns in starrer, eisiger Schneewüste eine Frau mit ihren Kindern, die, einen Säugling an der Brust, erstarrt und hoffnungslos dahinsinkt, während ihr älteres Mädchen bereits die rettenden Engel erblickt, die in der Gestalt menschenfreundlicher Bernhardinermönche herbeieilen. Bei der ergreifenden Wahrheit dieses Bildes ist der Moment der Rettung von ersprießlichster Wirkung. — Ueber ein anderes Werk Girardets, eine Mutter, die mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes, zugleich aber auch stiller Ergebung, vor der Wiege ihres sterbenden Lieblings kniet, ist eine wahrhaft christliche Weihe verbreitet.

Dasjenige Werk Girardets, welches wir in trefflicher Nachbildung diesen Blättern beilegen, ist ungleich heiterer Natur. Es stellt einen jener sinnigen Gebräuche dar, welche sich unter den Dorfbewohnern in abgelegenen oder abgeschlossenen Gegenden noch allgemeiner und charakteristischer als im offnen Lande in althergebrachter Weise erhalten haben, und zu welchen die Kirchweihe oder Fastnacht, eine Kindstaufe oder Hochzeit den willkommenen Anlaß geben. Ein anmuthiger, in der Schweiz und in Schwaben noch bei Hochzeiten üblicher Gebrauch ist denn auch der Vorwurf des beiliegenden, nach Girardets geschätztem Gemälde gefertigten Kunstblattes.

Dem aus der Kirche, an der Spitze des Zuges zurückkehrenden Brautpaare wird an mehreren Orten, zumal wenn der Bräutigam nicht in demselben Orte ansässig ist, von einer Schaar lediger, bisweilen bewaffneter Bursche an einem geeigneten Orte mit einer Kette oder Planke der Weg gesperrt, und der Anführer erklärt, man könne ein so schönes Jungfräulein nicht ohne Weiteres ziehen lassen. Man fordert zuerst einen ungeheuren Preis als Lösegeld, begnügt sich aber mit der Bewirthung, die der Bräutigam, der sich über den „unzeitigen Vorspann" beklagt, in Aussicht stellt. In lieblicherer Weise, über die sich der Bräutigam weniger zu beschweren hat, ist der Vorspann in andern Orten herkömmlich. Knaben und Mädchen sperren den Weg mit Blumengewinden und dem vorgezogenen bekränzten Schlagbaume, welche reizenden Hindernisse aber das Brautpaar, das vielleicht Hemmnisse ganz anderer Art zu beseitigen hatte, durch eine Handvoll Scheidemünze in Ehrenpforten und Kränze zu verwandeln weiß.

Einen Auftritt der letzteren Art hat der Künstler zu der beiliegenden gemüthlichen Darstellung benützt und sich durch die correcte Zeichnung, die geschickte Vertheilung des Lichts und die ächt künstlerische Handhabung der Farben als wackern Meister gezeigt. Ein junges, soeben durch den Segen des Priesters verbundenes Paar zieht mit den Hochzeitgästen unter den Laubgewinden hin, welche jubelnde Kinder über sie emporhalten, und kommt nun vor dem mit Blumen geschmückten Schlagbaume an, der, da der Herr Bräutigam bereits in die Tasche greift, willfährig geöffnet wird. Die schlichte, ruhige Behandlung dieses Gegenstandes ist vortrefflich und das Bild keineswegs überladen, so viele Figuren derselbe auch nöthig machte; jede liefert einen Beweis für die feine Beobachtungegabe des Künstlers. Wir sehen sämmtliche Personen so unbelauscht und unbefangen, daß die beabsichtigte und vollständig erreichte Wirkung als eine ganz natürliche und zufällige erscheint. Einige zur Seite im Acker stehende Mädchen machen sich einige Mittheilungen, welche wohl den Putz oder das Aussehen der Braut betreffen, und jedenfalls vertraulicher Natur sind, wie die vor den Mund gehaltene Hand andeutet. Einen vortrefflichen und würdigen Gegensatz, sowohl zu den geschwätzigen, vielleicht neidischen Mädchen, als zu dem jungen Brautpaare, dem das Leben noch so rosig und blumenreich als sein heutiger Pfad erscheint, bilden die beiden alten auf die Mauer gestützten Eheleute, denen die sachende Zukunft des Ersteren längst zur ernsten Vergangenheit wurde. Mit theilnehmenden Blicken betrachtet das alte Mütterchen die junge Braut, wohl der schweren Pflichten und Sorgen gedenkend, welche diese sicher erwarten.

C. K.

Zu Tode gehetzt.

1.

Fast jeder Mensch erlebt mehr oder weniger Begebenheiten von romanhafter Färbung; ich selbst habe jedoch als Geschäftsführer einer Lebensversicherungsanstalt während der letzten dreißig Jahre wahrscheinlich mehr dergleichen gesehen und erlebt, als irgend ein Anderer. Da ich mich gegenwärtig von allen Geschäften zurückgezogen habe und der Ruhe pflege, so kann ich jetzt, was mir früher nicht möglich war, mit Muße die Erlebnisse betrachten, die mir in viel grelleren Farben erscheinen, als zur Zeit der Handlung selbst. Ich bin vom Schauspiel heimgekehrt und kann

Digitized by Google

nunmehr, nachdem der Vorhang gefallen ist, die Scenen noch einmal an mir vorübergehen lassen, ohne vom Lichterglanz und dem Geräusch des Theaters gestört zu werden.

Eins solcher Erlebnisse will ich hier berichten.

Nichts, glaube ich, ist zuverlässiger, als die Physiognomie eines Menschen, in Verbindung mit seinem ganzen Wesen betrachtet, obgleich die Kunst ohne Zweifel nicht leicht ist, das Buch zu lesen, dessen Seiten mit ihrer eigenthümlichen Schrift ein Jeder nach dem Willen einer ewigen Weisheit offen vorlegen muß. Sie erfordert nicht nur eine gewisse natürliche Anlage, sondern auch viel Uebung und Geduld, welche letztere nur von Wenigen darauf verwendet wird. Die Meisten urtheilen nach dem allgemeinen Ausdrucke des Gesichts über den ganzen Charakter, indem sie jene feineren, das wahre innere Leben verrathenden Züge weder suchen noch zu erkennen vermögen. Vielleicht liegt dieser Nachlässigkeit ein trügerisches Selbstvertrauen zu Grunde. Den Ausdruck eines Gesichtes zu verstehen, denkt man gewöhnlich, erfordere kein besonderes Studium; diese Schrift zu lesen, besitze ein Jeder die natürliche Fähigkeit, und Täuschung sei unmöglich.

Ich meinestheils muß gestehen, daß ich unzählige Male getäuscht worden bin, — von gewöhnlichen Bekannten wie von Freunden, und am häufigsten von den Letzteren. Wie war das möglich? Hatte ich ihre Züge so gänzlich mißverstanden? Nein. Der erste Eindruck, den ihr Gesicht und ihr ganzes Wesen auf mich machten, war jedesmal richtig; mein Versehen bestand nur darin, daß ich sie mir näher kommen und jenen ersten Eindruck verwischen ließ.

2.

Die Scheidewand, welche mein besonderes Geschäftszimmer von dem allgemeinen Comptoir trennte, bestand aus dickem Spiegelglas. Durch dasselbe konnte ich Alles deutlich sehen, was im Comptoir vorging, ohne ein Wort zu hören. Ich hatte diese Glaswand an Stelle einer Mauer errichten lassen, welche früher ihren Platz einnahm. Gleichviel, ob ich diese Veränderung in der Absicht vornehmen ließ, den ersten Eindruck der in Geschäften zu uns kommenden Fremden nur aus ihren Gesichtszügen zu empfangen, ohne von ihren Worten influenzirt zu werden, oder nicht; es genügt, hier zu erwähnen, daß ich mein Glas zu diesem Zwecke benutzte, da eine Lebensversicherungsanstalt stets der Gefahr ausgesetzt ist, von den verschlagensten und gewissenlosesten Menschen hintergangen zu werden.

Durch diese Glaswand sah ich zum ersten Mal den Mann, dessen Geschichte ich hier erzählen will.

Er war eingetreten, ohne daß ich es bemerkte, und hatte seinen Hut und seinen Regenschirm auf den breiten Zähltisch gelegt, über den er sich beugte, um von einem der Schreiber einige Papiere in Empfang zu nehmen. Sein Alter mochte ungefähr vierzig Jahre sein; Haare und Gesicht waren sehr dunkel, seine schwarze Trauerkleidung außerordentlich fein, und an der mit höflicher Miene ausgestreckten Hand trug er einen vorzüglich passenden, eng anschließenden schwarzen Glacehandschuh. Sein sorgfältig gebürstetes und geöltes Haar war in der Mitte abgetheilt, und mit diesem Scheitel stand er vor dem Schreiber, als wollte er, wie es mir schien, sagen: „Du mußt mich nehmen, Freund, wie ich mich dir gebe; komme nur geraden Wegs heran zu mir, bleibe auf dem Pfade und tritt nicht auf das Gras, — ich erlaube keine Seitensprünge."

Im ersten Augenblicke, als ich diesen Mann sah, empfand ich unwillkürlich eine heftige Abneigung gegen ihn.

Er bat um einige Formulare, welche der Schreiber ihm reichte und erklärte. Ein verbindliches Lächeln spielte auf seinem Gesichte, und mit einem sehr lebhaften, nichts weniger als scheuen Blicke begegnete sein Auge dem des Schreibers. Ich habe viel Unsinn darüber schwatzen hören, daß böse Menschen Niemandem dreist in das Gesicht schauen könnten; es ist nichts als eine hergebrachte irrige Idee. Unredlichkeit blickt oft dreister als Redlichkeit, wenn nur etwas dabei zu gewinnen ist.

Am Winkel seiner Augenlider sah ich, daß er bemerkte, wie ich ihn beobachtete. Sich plötzlich umwendend, drehte er sein glatt gescheiteltes Haar gegen die Glaswand, als wollte er mit süßem Lächeln zu mir sagen: „Grade heran! Herunter vom Grafe, wenn ich bitten darf!" Gleich darauf nahm er jedoch seinen Schirm und Hut und verließ das Lokal.

Ich winkte dem Schreiber, in mein Zimmer zu kommen, und fragte ihn, wer der Herr gewesen sei. Er überreichte mir die von ihm zurückgelassene Karte, und ich las: „Mr. Julius Slington, vom Mittel-Tempel."

„Also ein Advokat?" bemerkte ich.

„Ich glaube nicht," entgegnete der Schreiber.

„Ich würde ihn für einen Geistlichen gehalten haben, wenn nicht das Reverend hier vor dem Namen fehlte."

„Seine äußere Erscheinung läßt darauf schließen. Er bereitet sich auch, wie er sagte, zu den theologischen Prüfungen vor und will sich wirklich ordiniren lassen."

Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß er eine außerordentlich weiße Halsbinde und sehr saubere Wäsche trug.

„Was wollte er?" fragte ich weiter.

„Er verlangte nur ein Formular zur Anmeldung und eins zur Beibringung der Bescheinigungen."

„Sagte er, daß er hieher empfohlen worden sei?"

„Ja, und zwar von einem Ihrer Freunde, wie er sich ausdrückte. Er sah Sie, aber äußerte, er wolle Sie nicht stören, da er nicht die Ehre habe, mit Ihnen persönlich bekannt zu sein."

„Wußte er meinen Namen?"

„O ja, denn er sagte: ‚Dort ist Mr. Sampson, wie ich sehe.'"

„Es schien ein sehr freundlicher Mann zu sein, nicht wahr?"

„Außerordentlich freundlich und artig."

„Von angenehmem Wesen?"

„Sehr angenehm."

„Gut, weiter wollte ich nichts wissen," erwiederte ich, die Unterhaltung abbrechend, worauf sich der Schreiber entfernte.

Etwa vierzehn Tage später war ich bei einem Freunde zum Mittagessen eingeladen, — einem großen Fabrikanten, der aber zugleich ein Mann von Bildung war und eine reiche Bibliothek und Gemäldesammlung besaß. Der Erste, den ich unter den Gästen dort antraf, war Mr. Julius Slington. Er stand vor dem Kaminfeuer und schaute offenen Blickes um sich, aber auch jetzt, wie es mir schien, mit einer Miene, welche einem Jeden zu verstehen geben sollte, sich auf dem von ihm angedeuteten Wege, und keinem andern, zu nahen.

Ich sah, daß er meinen Freund ersuchte, ihn mir vorzustellen, und Letzterer that es. Mr. Slington freute sich sehr, mich kennen zu lernen; aber keineswegs übermäßig,

Digitized by Google

sondern gerade so, wie ein Mann von Bildung es bei solcher Gelegenheit thun würde.

„Ich glaubte, die Herren hätten sich schon früher gesehen," bemerkte unser Wirth.

„Nein," versetzte Mr. Slington. „Auf Ihre Empfehlung war ich zwar einmal in Mr. Sampsons Comptoir, wagte aber nicht, ihn wegen einer Sache zu stören, die ich mit dem Schreiber abmachen konnte."

Ich erwiederte, daß ich ihm, von meinem Freunde empfohlen, in Allem mit Vergnügen zu Diensten gestanden haben würde.

„O, ich bin davon überzeugt und Ihnen sehr dankbar," versetzte er. „Das nächste Mal werde ich vielleicht dreister sein, jedoch nur, wie sich von selbst versteht, wenn mich ein wirkliches Geschäft zu Ihnen führt, denn ich weiß, Mr. Sampson, wie kostbar die Zeit ist und wie viele unverschämte, zudringliche Leute es in der Welt gibt."

Mit einer leichten Verbeugung dankend, erwiederte ich: „Sie beabsichtigen, Ihr Leben zu versichern?"

„Ach Gott, nein!" entgegnete er; „ich fürchte, ich selbst besitze nicht so viel Vorsicht und Klugheit, wie Sie mir zutrauen. Nur im Interesse eines Freundes machte ich verschiedene Erkundigungen. Aber Sie wissen, wie Freunde in solchen Angelegenheiten sind. Möglich, daß nie etwas daraus wird. Ich thue nichts unlieber, als Geschäftsleute mit Erkundigungen für Freunde belästigen, da ich nur zu wohl weiß, daß Letztere in den meisten Fällen keinen Gebrauch davon machen. Die Menschen sind so unbeständig, so selbstsüchtig und rücksichtslos! Finden Sie das nicht auch täglich in Ihren Geschäften, Mr. Sampson?"

Ich wollte eine ausweichende Antwort geben, allein er wendete mir seinen glatten Scheitel mit der Miene zu, welche sagen wollte: „Geraden Wegs, wenn ich bitten darf!" und ich erwiederte bejahend.

„Wie ich höre," fuhr er gleich darauf fort, „hat Ihr Geschäft kürzlich einen großen Verlust erlitten."

„An Geld?" fragte ich.

„Nein," versetzte er, über meine schnelle Gedankenverbindung von Verlust und Geld lachend, — „nein, ich meine an Talent und Kraft."

Da er sich nicht näher erklärte, so dachte ich einen Augenblick nach.

„Hat wirklich ein solcher Verlust stattgefunden?" sagte ich; „es ist mir in diesem Augenblicke nicht erinnerlich."

„Verstehen Sie mich recht, Mr. Sampson," erklärte er. „Ich meine nicht, daß Sie sich von dem Geschäfte zurückgezogen haben, — so schlimm ist es nicht; aber Mr. Meltham —"

„Ja, allerdings!" erwiederte ich. „Ja, freilich, Mr. Meltham, der junge Sekretär der Phönizgesellschaft —"

„Ganz richtig," bemerkte er mit sanftem Tone.

„Es ist ein großer Verlust," fügte ich hinzu; „denn er war der umsichtigste und zugleich thätigste Mann, den ich jemals in Assekuranzgeschäften kennen gelernt habe."

Ich sprach mit besonderem Nachdrucke, da ich für Meltham wahre Achtung hegte und es mir schien, als wenn Mr. Slington in höhnischem Tone von ihm sprechen wolle. Er mahnte mich jedoch mit seinem glatten Scheitel, auf meiner Hut zu sein, und ich fügte deßhalb in ruhigerem Tone hinzu:

„Sie kennen ihn also?"

„Nur dem Namen nach. Hätte er sich nicht aus aller Gesellschaft ganz zurückgezogen, so würde ich die Ehre seiner näheren Bekanntschaft gesucht haben, obgleich sie mir vielleicht nie zu Theil geworden wäre, da ich im Vergleich mit ihm ein viel zu unbedeutender Mann bin. Er kann kaum das dreißigste Jahr überschritten haben, wenn ich nicht irre?"

„Ungefähr dreißig wird er alt sein," bestätigte ich.

„Ach," seufzte er, „was für elende Geschöpfe sind wir Menschen! In einem solchen Alter die Kräfte zu verlieren und geschäftsunfähig werden! Ist nicht bekannt, was zu diesem traurigen Ereignisse Veranlassung gegeben hat?"

„Hm!" dachte ich, ihn betrachtend, — „aber ich will nicht seinen Weg gehen, — ich will auf das Gras treten!"

„Welche Veranlassung haben Sie erwähnen hören, Mr. Slington?" fragte ich deßhalb ausweichend.

„Wahrscheinlich eine unrichtige," versetzte er. „Sie wissen ja, Mr. Sampson, was Gerüchte sind. Ich wiederhole in der Regel nie, was ich gehört habe, denn es ist das einzige Mittel, solchen Gerüchten den Kopf zu scheeren, das heißt, sie unschädlich zu machen; allein wenn Sie mich fragen, welche Veranlassung ich für Meltams Verschwinden habe angeben hören, so ist es eine andere Sache! Ich befriedige dann nicht eine eitle Neugier. Man hat mir gesagt, Mr. Sampson, daß er seinen Beruf und seine Aussichten aufgegeben habe, weil ihm in der That das Herz gebrochen sei. Eine unglückliche Liebe, sagt man, — obgleich mir dieß bei einem so ausgezeichneten und anziehenden Manne kaum glaublich erscheint."

„Ausgezeichnete und anziehende Eigenschaften schützen nicht gegen den Tod," erwiederte ich.

„Also ist sie gestorben? Oh, verzeihen Sie mir! das hatte ich nicht gehört, — das macht die Sache freilich sehr traurig. Der arme Meltham! Gestorben ist sie! Oh, wie traurig, wie traurig!"

Immer noch dachte ich, daß sein Bedauern, sein Mitgefühl nicht aufrichtig und wahr und daß ein mir unerklärlicher Hohn darunter verborgen sei, bis er endlich zu mir sagte, als wir durch die Aufforderung, an der Tafel Platz zu nehmen, getrennt werden sollten:

„Mr. Sampson, Sie wundern sich, mich von dem Schicksale eines mir unbekannten Menschen so bewegt zu sehen; allein ich habe ein größeres Interesse dabei, als Sie glauben. Auch ich habe kürzlich einen schmerzlichen Verlust durch den Tod erlitten. Von zwei reizenden Nichten, die meine steten Begleiterinnen waren, ist eine gestorben, jung, im Alter von kaum zwanzig Jahren; und auch die andere Schwester ist jetzt leidend. Ach, die Welt ist nur ein Grab!"

Diese Worte sprach er mit dem Ausdrucke so tiefen Gefühls, daß ich meine bisherige Kälte zu bereuen begann. Mißtrauen und Kälte waren überhaupt meinem Gemüthe nicht eigenthümlich; nur bittere Erfahrungen hatten sie erzeugt, und oft dachte ich darau, wie viel ich mit dem Glauben an die Menschheit verloren, und wie wenig ich mit der an diesen Stelle getretenen wachsamen Vorsicht gewonnen hatte. Von solchen Gefühlen bewegt, beschäftigte mich die eben gepflogene Unterhaltung mehr, als mancher wichtigere Gegenstand gethan haben würde. Ich horchte während des Essens auf sein Gespräch und sah, wie bereitwillig Andere ihm entgegenkamen, und wie geschickt er die Themata seiner Unterhaltung den Kenntnissen und Gewohnheiten Derjenigen anzupassen wußte, mit denen er sprach. Sowie er bei mir leicht den Gegenstand zu treffen gewußt hatte, welcher mich am meisten interessirte, so ließ er sich auch im Verkehr mit Andern von derselben Regel leiten. Die Gesellschaft war gemischt, aber bei keinem der Anwesenden

Digitized by Google

kam er in Verlegenheit. Er wußte von den Beschäftigungen und Bestrebungen eines Jeden grade so viel, als erforderlich war, um sich ihm angenehm zu machen, und grade so wenig, daß er sich mit aller Bescheidenheit darüber belehren lassen konnte.

Während ich seiner Unterhaltung zuhörte, beschlich mich unwillkürlich eine gewisse Unzufriedenheit mit mir selbst. Ich zerlegte im Geiste sein Gesicht wie eine Uhr und prüfte jeden Theil besonders. Es ließ sich nichts gegen seine Züge, einzeln betrachtet, sagen, und noch weniger gegen das Ganze, wenn sie zusammengestellt waren.

„Ist es nicht unverantwortlich," fragte ich mich selbst, „daß ich mich verleiten lasse, gegen einen Mann nur deßhalb Mißtrauen zu hegen und ihn sogar zu verabscheuen, weil er zufällig sein Haar auf der Mitte des Kopfes scheitelt?"

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Regung eigentlich kein Beweis von großem Verstande war. Ein Beobachter der Menschen, welcher sich von einer scheinbaren Kleinigkeit an einem Fremden dauernd abgestoßen fühlt, thut recht, großes Gewicht darauf zu legen, denn sie ist vielleicht der Schlüssel zum ganzen Geheimniß. Ein paar Haare können verrathen, wo der Löwe verborgen liegt, und ein sehr kleiner Schlüssel kann eine schwere Thür öffnen.

Ich nahm später Theil an der Unterhaltung mit ihm und setzte sie bis zum Schlusse der Mahlzeit mit Lebhaftigkeit fort. Als wir uns wieder in das Gesellschaftszimmer begeben hatten, fragte ich den Wirth, wie lange er schon Mr. Slington kenne. „Erst seit einigen Monaten," gab er mir zur Antwort. Er hatte ihn zuerst im Hause eines berühmten, in der Gesellschaft anwesenden Malers getroffen, welcher auf einer Reise in Italien, die Slinton in Begleitung seiner beiden Nichten um ihrer Gesundheit willen gemacht hatte, mit ihm bekannt geworden war. Nachdem sein Lebensplan durch den Tod der Einen gestört worden, beabsichtigte er, der Form halber die Universität noch einmal zu besuchen und die Promotion zu erlangen, um sich später ordiniren zu lassen. Hierin glaubte ich auch den wahren Grund seiner innigen Theilnahme für den armen Meltham zu finden, und machte mir deßhalb über mein Mißtrauen gegen ihn um so größere Vorwürfe.

3.

Als ich zwei Tage später wie gewöhnlich hinter meiner Glaswand saß, trat Slington plötzlich in das äußere Comptoir. Im Augenblicke, als ich ihn wieder sah, ohne ihn zu hören, empfand ich abermals jenen unwillkürlichen Widerwillen, und zwar noch heftiger als früher. Er ließ mir jedoch keine Zeit, denn sobald er mich sah, grüßte er mit der schwarz bekleideten Hand und kam direkt in mein Zimmer.

„Guten Tag, Mr. Sampson!" sagte er. „Sie sehen, ich mache von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch und belästige Sie. Was aber die Geschäfte betrifft, zu deren Zweck ich allein zu kommen versprach, so kann ich mein Wort nicht halten; denn was mich heute herführt, ist sehr geringfügiger Art und kaum ein Geschäft zu nennen."

Ich fragte, ob ich ihm in irgend einer Weise dienen könne.

„Nein, ich danke Ihnen," entgegnete er. „Ich kam lediglich, um mich in Ihrem Comptoir zu erkundigen, ob mein nachlässiger Freund seiner Natur ungetreu geworden sei und endlich einmal vernünftig gehandelt habe. Allein wie ich vorausgesehen, hat er nichts gethan. Mit eigener Hand gab ich ihm Ihre Formulare, und er schien auch sehr eifrig in der Sache zu sein, aber natürlich ist dessenungeachtet nichts geschehen. Abgesehen von der allgemein verbreiteten Abneigung der Menschen gegen solche Dinge, welche durchaus gethan werden müssen, hegt ein Jeder noch eine besondere Abneigung gegen den Akt der Lebensversicherung. Es ist damit wie mit dem Errichten eines Testaments. Die Menschen sind so abergläubisch und bilden sich fest ein, daß sie nach einer solchen Handlung bald sterben werden."

„Hier heran, Mr. Sampson, wenn ich bitten darf! Geraden Wegs, — weder rechts, noch links!" glaubte ich ihn fast sagen zu hören, während er lächelnd und mit dem unerträglich glatten Scheitel mir grade gegenüber saß.

„Man begegnet allerdings solchen Ideen," erwiederte ich, „allein sie sind doch wohl nicht so sehr allgemein."

„Nun," fuhr er lächelnd und die Achsel zuckend fort, „ich wünschte nur, daß irgend ein guter Engel meinen Freund auf den rechten Weg brächte. Seiner Mutter und Schwester in Norfolk habe ich versprechen müssen, dafür zu sorgen, daß es geschehe, und er selbst hat ihnen gelobt, es zu thun; allein ich fürchte sehr, daß es dennoch nie zur Ausführung kommen wird."

Nachdem er noch einige Minuten lang über andere, gleichgültige Gegenstände gesprochen hatte, nahm er Abschied und ging.

(Fortsetzung auf S. 362.)

Ein kurdischer Falkenier.

In früheren Zeiten war die Falknerei, d. h. die Jagd mittelst der Falken, eine der beliebtesten Arten des Waidwerks, und die Edelsten unter den Edeln widmeten ihr einen großen Theil ihres Lebens. So lesen wir z. B. von dem berühmten Hohenstaufenkaiser Friedrich II., daß er einer der ersten Falkner seiner Zeit gewesen sei, der sich selbst im Kriege dieses Vergnügen nicht versagte und sogar eine eigene Schrift über die Falknerkunst verfaßte. So gab sich einer der größten Könige Frankreichs, Franz I., dieser Jagd mit besonderer Vorliebe hin, und sein Oberfalkenmeister spielte eine der hervorragendsten Rollen an seinem Hofe. So zogen sogar viele der schönsten Edelfrauen diese aufregende Lust allem Anderen vor, an was sonst Damen eine Freude haben, und manche Gräfin oder Fürstin hielt sich ein Dutzend oder noch mehr Edelleute, welche ihr die Jagdvögel regelrecht erziehen und herabbilden mußten. Ebendeßwegen stand auch die genannte Vogelgattung in besonders hohem Ansehen, und man zahlte für einen guten Jagdfalken einen Preis, den man jetzt für fabelhaft halten würde. Ja es gab Adelige von sehr großem Vermögen, die sich durch die Sucht, die schönsten und besten Stoßfalken zu besitzen, förmlich ruinirten, und nicht selten reichte das Einkommen eines Fürstenthums kaum hin, um alle die Ausgaben, welche mit der Falknerei des regierenden Herrn

Digitized by Google

Ein kurdiſcher Falkenier.

Digitized by Google

verknüpft waren, zu bestreiten. Das Alles wurde jedoch auf einmal anders, als die Schrotflinte in Gebrauch kam, denn mittelst dieser konnte man das Federwild viel bequemer und leichter erlegen, als mittelst der Falken, und so ist denn die letztere Jagdart nach und nach ganz abgekommen, einige wenige Edelhöfe in England abgerechnet.

Doch nur in Europa ist das so, nicht aber im Morgenlande, und insbesondere steht die Falknerei in Persien, oder wenigstens in dem Theile jenes weitläufigen Reichs, welchen man Kurdistan nennt, noch im höchsten Ansehen. Allerdings kennt man auch dort das Pulver nebst dem Schrot, und ebensowenig fehlt es an guten Schützen; allein der kurdische Waidmann findet es viel aufregender, das kleine Wild, also die Vögel, die Hasen und die Gazellen, mit dem Falken auf wildem Ritt zu erjagen, als dasselbe durch einen hinterlistigen Schuß ohne irgend eine Anstrengung niederzustrecken. Es ist ihm nicht blos um die Beute, oder wenn man so will, um das „Resultat" der Jagd zu thun, sondern das Jagen selbst, d. i. „der Kampf" um die Beute, ist seine Lust und nur in diesem findet er seine Befriedigung.

Vorzugsweise gilt die große Ebene von Weramin als einer der besten Falkenjagdplätze, denn dort haust in großen Heerden eine kleine Trappenart, welche man „Hubára" nennt, und der stattliche Reitersmann, welchen wir hier auf dem nebenstehenden Bilde sehen, steht eben im Begriff, dahin abzugehen. Man sieht's ihm schon auf den ersten Blick an, daß er nicht zum ersten Troß der Jäger gehört, und einen unumstößlichen Beweis hiefür liefert noch überdem die kleine Pauke, welche er am Sattelknopfe hängen hat. Weil nämlich die „Falkenbeize" oder Falkenjagd als ein „geselliges Vergnügen" nicht von „einzelnen" Jägern ausgeübt wird, sondern vielmehr von mehreren Jägern „zusammen", so muß es Leute geben, welche die Jagd „leiten", und geleitet wird die Jagd dadurch, daß man den Jägern mittelst einer kleinen Pauke die nöthigen Zeichen gibt. Ueberdieß dauert eine Trappen- oder Hubára-Jagd in der Ebene von Weramin immer mehrere Tage, und somit hat man dabei stets ein größeres Gefolge nöthig, denn ohne Diener und Saumthiere kann man natürlich die zum Nachtlager nöthigen Zelte, Decken, Lebensmittel, Kochgeschirre, und was dergleichen mehr ist, nicht mit sich führen. Muß nun aber dieses Gefolge nicht ebenfalls „geleitet" werden? Muß man nicht ein Mittel besitzen, es dahin oder dorthin zu berufen, ihm da oder dort den Sammelplatz anzuweisen? Sicherlich, und zwar geschieht dies ebenfalls durch gewisse Zeichen oder Signale mittelst der kleinen Pauke, von der ich soeben gesprochen habe. Demgemäß kann der stolze Reitersmann unseres Bildes kein Anderer sein, als der Oberleiter der Jagd, der Führer des ganzen Zugs, und wir haben in ihm also jedenfalls einen der Ersten unter den vielen vornehmen Kurden, welche sich dem aufregenden und körperkräftigenden Vergnügen der Falkenbeize hingeben, zu begrüßen.

Er führt Pistolen, Dolch und Säbel bei sich; doch nicht der Jagd halber, sondern als männlichen Schmuck, dieweil kein Kurde unbewaffnet zu Pferde steigt. Zur eigentlichen Jagd braucht er dagegen die Hunde, welche er an der Leine hat, und den Falken, den er mit der linken Faust hält. Die ersteren nämlich müssen das Wild „aufstöbern", und deßwegen gehören sie jener Gattung an, welche man, weil sie so schnell laufen können wie der Wind — „Windhunde" nennt; der Falke aber ist dazu da, das vor den Hunden fliehende Wild einzufangen und niederzustoßen. Vorderhand übrigens sind seine Augen mit einer Haube bedeckt, weil die Jagd noch nicht begonnen hat, und der Jäger hält ihn „gefesselt" an den „Fängen"; — der Vorsicht halber jedoch nicht mit der bloßen, sondern mit der stark behandschuhten Faust, denn sonst würden die Krallen des wilden Raubvogels sich tief in seine Haut eingraben. Das Pferd, welches der Jäger reitet, gehört offenbar einer der edelsten Rassen an, und ob es gleich stille steht, so läßt sich doch das Feuer, welch's ihm innewohnt, nicht verkennen. Auch zeugen seine Glieder von eben so viel Kraft und Ausdauer, als von Behendigkeit und Flüchtigkeit; allein dieß sind Eigenschaften, welche ihm unter keinen Umständen fehlen dürfen, wenn es den Jäger auf einer Hubára-Jagd mit Glück tragen will.

Der genannte Vogel nämlich, welcher in den Einöden und Wüstenebenen Persiens und Kurdistans in großen Trupps zusammenlebt, ist zwar ein sehr harmloser Kamerad, der, weil nur von Pflanzenstoffen sich nährend (ebendeßwegen liefert er auch einen sehr guten Braten), keiner Seele etwas zu Leide thut, und überdem gehört er keineswegs unter diejenigen „Segler der Lüfte", welche sich durch ihre Flugkraft auszeichnen; allein er besitzt in seinen langen Beinen eine ganz ungemeine Schnelligkeit, und wenn er noch seine Flügel zu Hülfe nimmt, so ist er im Stande, selbst mit dem afrikanischen Strauß in die Wette zu laufen. Darum gibt's auch immer ein ganz tolles Rennen, sobald die Hunde eine Kitt Hubára's aufgestöbert haben, und die Jäger fliegen mit einer Elle dahin, daß man glauben könnte, es sei das wilde Heer, das vom Sturmwind dahingetragen wird. Dessenungeachtet gelingt es ihnen fast nie, die Vögel einzuholen; dagegen aber verstehen es die gutdressirten Hunde immer, ein Paar oder auch ein Halbdutzend von der großen Kitt abzutrennen, und da nun diese in ihrer Angst im Zickzack laufen, um wieder zu der Hauptheerde zu kommen, so verringert sich der Zwischenraum zwischen ihnen und den Rossen nach kurzer Zeit um ein Bedeutendes. Jetzt nimmt der Jäger seinem Falken die Haube ab, damit sich das Thier seine Beute auserlesen kann, und augenblicklich dreht dasselbe seinen Hals den Hubára's, welche er natürlich schon längst witterte, zu, indem es zugleich einen wilden Schrei der Begierde ausstößt. Dies ist der Moment für den Reiter, die „Fessel" loszulassen, und augenblicklich steigt der Falke auf, um wie die Kugel aus dem Rohre hinter der Trappe her zu fliegen. In einem Nu hat er sie erreicht, eine so furchtbare Schnelligkeit die arme Verfolgte auch entwickelte, denn ein ächter Edelfalke, besonders wenn er von der Gattung der „Taharoto" in der Berberei ist, legt seine dreißig deutsche Meilen in der Stunde zurück. Noch ein Moment, so schwebt er hoch über ihr, und abermals eine Sekunde, so stürzt er sich mit riesiger Kraft auf sie herab, seine „Fänge", d. i. seine Krallen, tief in ihren Rücken einschlagend. Natürlich sucht ihn die Hubára abzuschütteln, allein alle ihre Anstrengungen sind vergebens. Im Gegentheil — je mehr sie sich wehrt, um so gewaltiger bohrt der Falke nach, und eine Weile darauf nimmt der inzwischen herbeigesprengte Jäger die Beute in Empfang.

Auf diese Art wird in Kurdistan die Falkenjagd getrieben, und unter den Hochgebornen und Edeln jedes Landes gibt es keinen Einzigen, welcher derselben nicht mit Leidenschaft obläge.

Th. Gr.

Digitized by Google

Das Rütli oder Grütli.

Wo fände sich bei uns ein Jüngling und wo eine Jungfrau, die nicht schon Schillers Wilhelm Tell gelesen hätte? Ebendeßwegen ist man auch allüberall in Deutschland mit der Befreiungsgeschichte der Schweiz aus östreichischer Herrschaft leider viel näher vertraut, als mit irgend einem Faktum, mit irgend einer Zeitperiode aus der Geschichte des eigenen Vaterlandes, denn jedes einzelne Wort jener großartigen Schiller'schen Dichtung hat sich gleichsam mit Flammenzügen in die Herzen unserer Jugend eingeprägt.

Eine Hauptrolle im Wilhelm Tell spielt das Rütli oder auch Grütli (wie man früher schrieb), das ist eine Wiese am östlichen Abhang des Seliebergs am westlichen Ufer des Vierwaldstädtersee's. Hier nämlich kamen, als unter dem habsburgischen Kaiser Albrecht der Druck der östreichischen Landvögte auf's Höchste gestiegen und kaum mehr zu ertragen war, drei hochangesehene und für Recht und Freiheit glühende Männer, mit Namen Walter Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold an der Halden („von Melchthal", schreiben Andere) von Unterwalden, in der Nacht des 17. im Weinmonat (viele Chroniken nehmen den 7. November an) im Jahr 1307 zusammen, um zu berathen, was in solcher Noth zu thun sei, und das Resultat ihrer Berathung war, daß sie sich gegenseitig gelobten, nicht zu ruhen, als bis das Vaterland befreit sei. Auch schlossen sie zu diesem Zweck einen Bund, welchem bald durch ihre Bemühungen die edelsten Männer der drei Waldstädte Schwyz, Unterwalden und Uri beitraten, und es wurde abgemacht, daß am Neujahrstage 1308 die Landvögte zumal verjagt und ihre Burgen gebrochen werden sollten. Der Kampf brach übrigens schon um einige Wochen früher aus, weil Wilhelm Tell aus Bürglen im Canton Uri, der Tochtermann Walter Fürsts, vom tyrannischen Vogt Geßler auf's Aeußerste getrieben, diesen letzteren am 19. oder 20. Nov. 1307 in einem Hohlwege über den Haufen schoß; doch fiel das Resultat ganz so aus, wie es jene drei Männer auf dem Grütli abgemacht hatten, und die Vögte wurden alle so zu sagen über Nacht aus Schwyz, Uri und Unterwalden vertrieben.

Das war der erste Anfang der schweizerischen Verbrüderung, und wenn derselbe auch für jetzt wegen der Kleinheit der drei Waldstädte keine Bedeutung zu haben schien, so sollte er doch bald mächtig anwachsen. Ja sein Ende sollte kein anderes sein, als daß Oestreich alle seine Erblande zwischen den Alpen und dem Rhein mitsammt seinen Stammschlössern Habsburg und Lyburg verlor, sowie daß schließlich die Schweiz aus dem deutschen Reichsverbande austrat, um sich zur freien Republik zu constituiren. In der ersten Zeit nach der Erhebung der drei Waldstädte konnte man freilich so Etwas nicht voraussehen und noch viel weniger dran glauben, denn nicht nur trat jener Rütli-Verbrüderung kein anderer Distrikt der Schweiz bei, sondern die Waldstädte selbst verhielten sich fortan verschiedene Jahre lang ruhig und zahlten, als der Nachfolger Albrechts, Kaiser Heinrich VII., ihnen ihre alten Freiheiten bestätigt hatte, freiwillig alle die Abgaben an's Reich und Oestreich, welche sie „rechtlich" schuldig waren. Als jedoch Heinrich VII. anno 1313 verstorben war und nun Friedrich von Oestreich mit seinen Ansprüchen hervortrat, da konnten sie bald merken, wie es abermalen auf nichts Anderes abgesehen sei, als auf ihre völlige Unterjochung unter den östreichischen Scepter. Darum traten sie auch sofort am 25. Juni 1313 von Neuem auf dem Rütli zusammen, um den alten Bund zu erneuern, und diesmal waren es nicht drei Verschwörer, wie das erste Mal, sondern vollständig legitimirte Abgeordnete aus allen drei Waldstädten, die im Namen der letzteren ihre Beschlüsse faßten. Zwei Jahre darauf waren die Pläne Friedrichs reif und er schickte nun seinen Bruder Leopold mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere gegen die Verbündeten, um sie zu Paaren zu treiben. Ihnen stellten sich die Männer von Schwyz, Unterwalden und Uri bei Morgarten, einem Bergabhang am See Egari, entgegen, und am 6. December 1315 kam's zur Schlacht. Die Minderzahl der Schweizer war groß, aber ihr Heldenmuth ersetzte den Abgang an Anzahl, und am Abend dieses Tages hatte Herzog Leopold eine vollständige Niederlage erlitten. Ja die Meisten seiner Leute lagen todt auf dem Kampfplatze, und er selbst entrann nur mit Mühe dem Blutbade, um die schreckenverbreitende Nachricht im Reiche außen zu verkünden.

Die Folgen eines solch' außerordentlichen Sieges konnten natürlich keine geringen sein, und in Wahrheit ging daraus die jetzige schweizerische Eidgenossenschaft hervor. Nicht nur nämlich errichteten sofort die drei Waldstädte bereits am 8. December 1315 zu Brunnen einen ewigen Bund zu Schutz und Trutz, sondern es traten diesem Bunde in den nächsten dreißig Jahren auch noch die Städte und Gebiete Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern bei, und die übrigen jetzt bei der Schweiz befindlichen Cantone folgten in nicht allzu ferner Zeit nach; das Wichtigste aber war, daß diese Cantone sämmtlich die Sache der Freiheit, d. h. der Selbstregierung durch's Volk, zur Grundlage ihrer Verfassungen machten und von nun an jede monarchische Spitze verwarfen. Kurz, jene erste nächtliche Zusammenkunft im Jahr 1307 auf dem Rütli und dann nachher der Sieg von Morgarten anno 1315 haben den Schweizerbund gegründet und ohne diese beiden Ereignisse wäre er nie zu Stande gekommen.

Im Jahr 1713 traten dreihundert und sechzig Abgeordnete der drei Urkantone, wie man Schwyz, Uri und Unterwalden gewöhnlich heißt, abermalen auf dem Rütli zusammen, um den Bündnißschwur feierlichst zu wiederholen, und im Jahr 1813 wäre dasselbe geschehen, wenn die damaligen Kriegszustände es gestattet hätten; dagegen aber soll um so gewisser im Jahr 1913 die sechshundertjährige Jubelfeier des Rütlibundes gefeiert werden, und ich, obwohl nicht Eingebürgerter der Schweiz, möchte schon jetzt darauf aufmerksam machen.

Ganz nahe dem Grütli stehen, von herrlichen Bäumen umgeben, einige Bauernhütten, deren Eigenthümer den fremden Besuchern gerne Erfrischungen reichen; auf der Grüttlwiese selbst aber entspringen hart neben einander drei kleine Süßwasserquellen, von denen das Volk glaubt, daß gerade dort, wo sie zu Tag kommen, die drei ersten Stifter der Schweizerfreiheit gestanden seien. Darum sind's auch heilige Quellen, und versäumt es Niemand, der unter ihre Bedachung (man hat nämlich eine Hütte über ihnen aufgepflanzt) tritt, sich durch einen Trunk aus ihrem Sprudel zu erquicken; wehe aber der armen Schweiz, wenn sie an-

Digitized by Google

Das Rütli oder Grütli.

fingen zu verſiegen, oder wenn ſie gar gänzlich ausblieben, denn das wäre — ſo will es eine alte Sage — ein ganz ſicheres Zeichen, daß es auch mit der ſchweizeriſchen Freiheit und Einigkeit zu Ende ginge. Th. Gr.

Digitized by Google

1864 Art Ave E Hochkirch

46

Digitized by Google

Der Steißfuß.

(Taf. 46.)

Der kleine Steißfuß oder Lappentaucher ist über die ganze gemäßigte Erdhälfte verbreitet; in Deutschland kommt er nicht nur in allen tieferen und wasserreichen Gegenden, sondern auch auf Bergseen vor; der scheue, vorsichtige Vogel lebt jedoch so still und verborgen, daß die Bewohner der Gegend, die er zu seinem Aufenthalte wählt, und oft selbst Jäger und Jagdliebhaber wenig oder nichts von seiner Anwesenheit bemerken.

Die Steißfüße, Podiceps, bilden eine in allen Zonen auf Süßgewässern lebende, in die Familie der Taucher gehörige Gattung der Schwimmvögel. Sie haben gespaltene, mit einem gefransten Rande ungebene Schwimmlappen an drei Vorderzehen, eine kleine, behautete Hinterzehe und platte, an der letzteren wenig bemerkbare Nägel. Ihr schmaler, aber kräftiger Schnabel ist zugespitzt, ihre Flügel sind kurz, doch wohl zum Fluge geeignet, und die Stelle des Schwanzes vertritt ein pinselartiger, zerschlissener Federbüschel.

Vortreffliche Taucher und Schwimmer, leben sie, nur selten fliegend, beständig in dem nassen Elemente, auf dem sie ruhen, schlafen und brüten, und in dem sie, kaum der Schale entschlüpft, die größte Gewandtheit zeigen. Zu ihren Eigenthümlichkeiten ist die Gewohnheit zu rechnen, sich selbst oder einander gegenseitig Federn auszurupfen und diese zu verschlucken, sowie die Art zu nisten und zu brüten. Sie holen Wurzelstöcke von Schilf und Rohr vom Grunde herauf, flechten diese auf der Oberfläche zusammen und brüten in einer Vertiefung dieser schlammigen, wenig einem Neste gleichenden, schwimmenden Masse ihre Eier im Feuchten, zum Theil sogar im Wasser aus. Das Nest verlassen sie bei drohender Gefahr nie, ohne die Eier mit vom Grunde des Wassers, oder bei großer Eile vom Rande des Nestes genommenen Pflanzen zu bedecken. Angeschossene Weibchen sah man zu dem Neste zurückkehren, um sterbend noch die liebe Brut zu decken.

Von den zwanzig bekannten Arten kommen fünf in Europa vor, welche, sei es auch nur im Winter, die Gewässer Deutschlands besuchen, nämlich der Ohrentaucher, der Haubentaucher, der gehörnte, der rothhalsige, und der hier abgebildete kleine Steißfuß oder Flußtaucher.

Der kleine Steißfuß, Fluß- oder Lappentaucher, auch Tauchentchen genannt, P. minor, ist etwa 9 Zoll lang, also nicht viel größer als eine Wachtel, die Schnabellänge beträgt 9 Linien, die Flugbreite 17 Zoll. Dieser hübsche, obgleich wenig lebhaft gefärbte Schwimmvogel ist am Vorderkopfe, an Kropf und Kehle, sowie auf dem Oberleib und den weißgezeichneten Flügeln braunschwarz, Scheitel und Nacken schwarz mit grünem Schiller, die Weichen sind röthlichgrau und gestrichelt. Der Unterleib ist mitten silberweiß und graubraun gefleckt, der Bauch dunkler, auf Kopf und Hals ein kastanienbrauner Fleck. Die Färbung des Schnabels wechselt nach den Jahreszeiten und ist im Frühling schwarz mit gelblicher Spitze, im Herbste dunkler; die Füße, deren Lauf 16 Linien mißt, sind olivengrün. Die Geschlechter sind schwer zu unterscheiden, doch ist das Weibchen merklich kleiner und seine Kehle von heller Farbe, während das Männchen ein lebhafteres Braunroth an den Seiten des Halses zeigt.

Der kleine Steißtaucher findet sich in Deutschland überall auf Seen und kleinen Teichen, welche nicht allzu tief sind und deren Vegetation ihm gute Verstecke bietet. Er kommt meist schon im März und bleibt, bis ihn im November die Nachtfröste, welche die Gewässer mit einer Eisdecke belegen, zur Wanderung nöthigen, und ist jahrelang selbst auf in der Nähe der Städte oder bei Dörfern liegenden Teichen und Sümpfen zu Hause, oft ohne von einem der Besucher derselben bemerkt zu werden, denn er schläft in der Regel bei Tage zwischen Röhricht und andern Wasserpflanzen und besorgt seine Geschäfte meist in der Nacht oder in der Dämmerung. Beim Schwimmen nickt er mit dem Köpfchen, wobei er letzteres bald rechts, bald links dreht und den Hals bald dehnt und bald einzieht. Bemerkt er einen Gegenstand, der ihm Furcht erregt, so taucht er unter und schwimmt weite Strecken unter dem Wasser fort. Bisweilen erscheint er erst nach einer Minute, wohl einige hundert Fuß von der Stelle des Eintauchens entfernt und auf der dem Störer entgegengesetzten Seite, wieder auf der Oberfläche, wo er sich umsieht, um vielleicht zum zweiten Mal unterzutauchen. Entweder läßt er zwischen Binsen oder Schilf nur Schnabel und Oberkopf hervorblicken, oder er legt sich ausgestreckt und bewegungslos an den Uferrand, wo man ihn leicht für ein Stückchen Holz oder Borke ansieht. So stellt der vorsichtige Vogel den Scharfsinn des Jägers stundenlang auf die Probe, wird erst am Abend wieder sichtbar und fliegt in der folgenden Nacht sicher hinweg. Selbst am Nistorte läßt der Steißfuß nur des Nachts, wenn er sich sicher weiß, sein weitvernehmbares „Bib, Bibib!“ hören; wo sie aber einsam und ungestört wohnen, rufen sie einander beständig und auch bei Tage zu, trillern, schießen mit ausgespreizten Beinen auf dem Wasser hin, spielen und necken einander, und verjagen wohl auch andere, sich ihrem Nestreviere nahende Pärchen.

Die Nahrung des Steißfußes besteht größtentheils in Insekten und deren Larven, grünen Pflanzentheilen, und im Herbst und Winter, wenn es an Insekten mangelt, wohl auch in kleinen Fischen. Das Nest steht in einiger Entfernung vom Wasserrande zwischen Schilf auf Binsen und andern Wasserpflanzen, bisweilen schwimmt es frei, nur mit einigen Halmen befestigt. Es enthält im April oder Mai 3 bis 5 einfarbige, grüngelblichweiße Eier, die während des Brütens ein fleckiges, marmorirtes Aussehen erhalten. Die erst im zweiten oder dritten Jahre ausgefärbten Jungen sind im Dunkelkleide auf dunklem Grunde weißlich gestreift und zeigen schon in der ersten Woche viele Gewandtheit im Tauchen. Raubvögel und andere Feinde können ihnen wenig anhaben, und auch Jägern und Fischern gelingt es nur zufällig, bisweilen eines Steißfußes habhaft zu werden. Das Fleisch schmeckt schlecht, und es kann weder von merklichem Nutzen noch Schaden dieses Vogels die Rede sein.

C. F. A. Kolb.

Digitized by Google

Zu Tode gehetzt.

(Fortsetzung zu S. 356.)

Kaum hatte ich am nächsten Morgen mein Schreibpult geöffnet, als er schon wieder erschien. Dieses Mal sah ich ihn direkt auf die Thür der Glaswand zugehen, ohne sich im äußeren Comptoire aufzuhalten.

„Haben Sie zwei Minuten Zeit für mich, mein lieber Mr. Sampson?“ fragte er.

„Mit Vergnügen,“ war meine Antwort.

„Sehr verbunden,“ fuhr er fort, Hut und Schirm auf den Tisch legend. „Ich komme absichtlich so früh, um Sie nicht zu stören, nachdem Ihre Geschäfte begonnen haben. Ich bin nämlich rücksichtlich der von meinem Freunde beabsichtigten Versicherung nicht wenig überrascht worden.“

„Hat er seinen Antrag gestellt?“ fragte ich.

„Ja,“ erwiederte er gedehnt und mich sinnend anblickend, worauf er, wie von einer plötzlichen Idee ergriffen, fortfuhr, — „oder er hat nur so gesagt, um mich zu beruhigen. Wer weiß, ob es nicht ein neues Mittel ist, um der Sache auszuweichen. Beim Himmel, daran habe ich noch nicht gedacht!“

Mein Schreiber war während dieses Gesprächs grade damit beschäftigt, die am Morgen gekommenen Briefe zu öffnen.

„Wie ist der Name Ihres Freundes?“ fragte ich.

„Beckwith,“ antwortete er.

Ich rief meinen Schreiber und trug ihm auf, nachzusehen, ob eine Anmeldung unter diesem Namen eingegangen sei, und sie mir zu bringen. Sie fand sich. „Alfred Beckwith“ war sie unterzeichnet und lautete auf eine Versicherungssumme von zweitausend Pfund, datirt vom vorigen Tage.

„Der Herr ist vom Mittel-Tempel, wie ich sehe, Mr. Slington,“ bemerkte ich.

„Ja,“ erwiederte er. „Mein Freund wohnt mit mir in demselben Stockwerke und auf demselben Gange; die Thür seines Zimmers ist dem meinigen gegenüber. Ich glaubte jedoch nicht, daß er sich auf mich beziehen würde.“

„Das scheint mir aber sehr natürlich,“ bemerkte ich.

„Freilich wohl, Mr. Sampson, allein ich glaubte es nicht.“

Er zog eines der zu diesem Zwecke gedruckten Formulare aus der Tasche und las es.

„Wie soll ich alle diese Fragen beantworten?“ fuhr er fort.

„Natürlich der Wahrheit gemäß,“ bemerkte ich.

„Das versteht sich,“ versetzte er lächelnd. „Ich wollte nur sagen, es seien so viele. Aber Sie thun recht, in diesem Punkte sehr streng zu verfahren, denn Jedermann muß einsehen, wie nothwendig es ist. Wollen Sie erlauben, daß ich mich Ihrer Feder und Dinte bediene?“

„Sehr gern.“

„Auch Ihres Schreibpultes?“

„Mit Vergnügen.“

Er hatte am Tische, zwischen seinem Hut und Stock, einen Platz zum Schreiben gesucht, aber setzte sich jetzt auf meinen Stuhl und wandte mir den glatten Scheitel seines Kopfes zu, während ich mit dem Rücken vor dem Kaminfeuer stand.

Ehe er dazu schritt, die im Formulare enthaltenen Fragen zu beantworten, durchlas er sie laut und überlegte. Wie lange kannte er schon Mr. Alfred Beckwith? — Das mußte nach Jahren berechnet und an den Fingern abgezählt werden. — Von welcher Art waren die Gewohnheiten und die Lebensweise desselben? — In diesem Punkte fand keine Schwierigkeit statt; er lebte übertrieben mäßig und machte sich nur dann und wann etwas zu starke körperliche Bewegung. So wurden sämmtliche Fragen befriedigend beantwortet. Als die Arbeit beendigt war, überlas er das Geschriebene und setzte dann mit sehr sauberer Handschrift seinen Namen darunter.

„Bin ich jetzt mit der Sache ganz fertig?“ fragte er.

„Ich will Sie nicht länger belästigen,“ erwiederte ich.

„Soll ich das Formular hier lassen?“

„Wenn ich bitten darf.“

Er nahm Abschied und ging.

Vor ihm hatte ich an demselben Morgen einen andern Besuch gehabt, aber nicht im Comptoir, sondern in meiner Privatwohnung. Dieser Besuch war an mein Bett gekommen, ehe der Tag anbrach, und war von Niemand gesehen worden, als einem treuen Diener, der mein volles Vertrauen genoß.

Den Vorschriften unserer Anstalt gemäß mußten die erforderlichen Bescheinigungen über die Person, die Lebensweise und sonstigen Verhältnisse des Versichernden von zwei Seiten ausgestellt werden. Es wurde deßhalb, nach Inhalt der Anmeldung, ein zweites Formular nach Norfolk geschickt und kam von dort umgehend mit den genügendsten Antworten zurück. Allen vorgeschriebenen Formalitäten war auf diese Weise genügt; wir nahmen die Anmeldung an, ertheilten die Police, und empfingen den Betrag für das erste Jahr.

4.

Sechs oder sieben Monate lang sah ich Mr. Stington nicht. Einmal kam er nach meiner Wohnung, aber traf mich nicht zu Hause, und ein anderes Mal lud er mich schriftlich ein, bei ihm im Tempel zu Mittag zu speisen, allein ich war verhindert. Die Versicherung seines Freundes war im Monat März bewirkt worden. In dem darauffolgenden October besuchte ich Scarborough, um einige Tage lang die Seeluft zu genießen, und traf ihn dort am Strande. Es war ein heißer Abend. Mit dem Hut in der Hand kam er mir entgegen und ließ mich wieder den mir so verhaßten glatten Scheitel sehen.

Er befand sich nicht allein, sondern hatte eine junge Dame am Arme, welche Trauerkleidung trug. Sie schien sehr leidend zu sein und schweren Kummer zu haben, war aber sehr hübsch. Er stellte sie mir als seine Nichte, Miß Riner, vor.

„Haben Sie einen Ausflug gemacht, Mr. Sampson, und sich wirklich einmal von Ihren Geschäften losgerissen?“ fragte er.

Ich antwortete bejahend.

„Wollen wir mit einander hier am Ufer entlang schlendern?“

„Mit Vergnügen.“

Die junge Dame ging zwischen uns, und wir verfolgten die Küste in der Richtung nach Filey.

„Hier ist eine Wagenspur im Sande,“ bemerkte Mr. Slington, „und wenn ich nicht irre, so ist es die Spur eines Handwagens. Ohne Zweifel dein Schatten, liebe Margaret!“

Digitized by Google

„Miß Niners Schatten?“ fragte ich, auf den Sand blickend.

„Ja, ich meine nicht den Schatten,“ erwiederte er lachend. „Erzähle du es dem Herrn, liebe Margaret.“

„Ich habe nichts weiter zu erzählen,“ sagte die junge Dame, „als daß ich überall, wohin ich auch gehe, einen alten und kranken Herrn treffe. Ich habe es gegen meinen Oheim erwähnt, und er nennt ihn deßhalb meinen Schatten.“

„Wohnt er hier in Scarborough?“ fragte ich die junge Dame.

„Er hält sich nur vorübergehend hier auf.“

„Wohnen Sie hier in Scarborough?“

„Nein, ich bin auch nur zum Besuche hier. Mein Oheim hat mich meiner Gesundheit halber zu einer hiesigen Familie gebracht.“

„Und Ihr Schatten?“ sagte ich lächelnd.

„Mein Schatten,“ erwiederte sie, ebenfalls lächelnd, — „mein Schatten, glaube ich, ist auch nicht sehr kräftig; denn ich verliere ihn häufig, sowie er mich zuweilen verliert. Wir müssen beide öfters das Haus hüten. Von Zeit zu Zeit sehe ich ihn Tage lang nicht; aber dann trifft es sich wieder sonderbarer Weise, daß er viele Tage nach einander, wohin ich auch gehen mag, immer dieselben Orte besucht. Wir sind uns häufig an den abgelegensten und einsamsten Stellen dieser Küste begegnet.“

„Ist er das dort?“ fragte ich, auf einen nicht sehr fernen Gegenstand deutend.

Die Wagenspur lief durch den Ufersand bis an den Rand des Wassers, beschrieb dort umwendend einen großen Bogen, und wir sahen den Handwagen, von einem Manne gezogen, uns entgegen kommen.

„Ja,“ versetzte Miß Niner, „das ist in der That mein Schatten!“

Als der Wagen näher kam, sah ich einen alten Herrn darin sitzen, dessen Kopf auf die Brust hinabgesunken und von zahllosen Tüchern umwickelt war. Ein Mann mit grauem Haar, aber sehr scharf ausgeprägten Gesichtszügen und etwas lahm, zog den Wagen. Er war schon an uns vorbei, als der alte Herr plötzlich halten ließ, den Arm ausstreckte und mich beim Namen rief. Ich ging zu ihm und blieb etwa fünf Minuten lang von Mr. Slington und seiner Nichte entfernt.

Als ich zu ihnen zurückkehrte, rief Letzterer mir schon von fern, ehe ich sie erreicht hatte, mit lauter Stimme zu:

„Es ist gut, daß Sie endlich kommen, Mr. Sampson; denn meine Nichte brennt vor Neugierde, zu erfahren, wer ihr Schatten ist.“

„Ein alter Beamter der Ostindischen Compagnie,“ erwiederte ich, „und ein sehr intimer Freund des Herrn, in dessen Hause ich zum ersten Mal das Vergnügen hatte, Sie zu sprechen, — ein gewisser Major Banks. Haben Sie nie von ihm gehört?“

„Niemals.“

„Er ist sehr reich, Miß Niner, aber alt und sehr leidend, und übrigens ein liebenswürdiger, verständiger Mann, der großes Interesse an Ihnen nimmt. Er sprach sich soeben gegen mich sehr lobend über das innige Verhältniß aus, welches zwischen Ihnen und Ihrem Oheime besteht.“

Mr. Slington hielt wieder seinen Hut in der Hand und strich sich wohlgefällig mit der Hand über den glatten Scheitel. „Mr. Sampson,“ sagte er, den Arm der Nichte zärtlich drückend, „wir haben von jeher große Anhänglichkeit für einander gehabt, denn der Kreis unserer Lieben war immer klein und — ist seit Kurzem noch kleiner geworden. Gefühle fesseln uns an einander, welche nicht von dieser Welt sind, — nicht wahr, Margaret?“

„Lieber Onkel!“ murmelte die junge Dame und wandte das Gesicht ab, um ihre Thränen zu verbergen.

„Meine Nichte und ich,“ fuhr er in weichem Tone fort, „theilen denselben Kummer, und sonderbar wäre es deßhalb, wenn unsere Empfindungen für einander kalt und gleichgültig sein könnten. Wenn Sie sich einer früheren Unterhaltung zwischen uns erinnern, werden Sie die Beziehung meiner Worte verstehen. Fasse dich, liebe Margaret,“ fügte er an seine Nichte gewendet hinzu, „und härme dich nicht zu sehr, — ich kann es nicht sehen!“

Das arme junge Mädchen war sehr ergriffen, bemühte sich aber, ruhiger zu werden. Auch er schien tief bewegt zu sein und äußerte, er fühle das Bedürfniß, ein Seebad zu nehmen, um sich zu stärken. Er entfernte sich deßhalb und ließ mich, auf einem Felsblocke sitzend, bei der jungen Dame zurück, ohne Zweifel in der Voraussetzung, daß sie ihn während seiner Abwesenheit aus vollem Herzen preisen werde.

Sie that es wirklich, das arme Wesen. Mit der Arglosigkeit ihres unerfahrenen Herzens pries sie ihn und rühmte die hingebende, aufopfernde Sorgfalt, die er ihrer verstorbenen Schwester während der letzten Krankheit gewidmet hatte. Sie sei langsam hingesiecht, sagte sie, und namentlich gegen das Ende von wilden Fieberphantasien befallen worden; aber nie habe er sich ungeduldig gezeigt, oder die Fassung verloren, sondern sei immer gleich sanft, ruhig und aufmerksam geblieben. Die Schwester sowohl als sie selbst habe ihn von jeher als den besten, gütigsten Mann verehrt, der überdieß eine bewunderungswürdige Charakterstärke besitze, vermöge deren er ihnen in allen Lagen und Verhältnissen eine wahrhafte Stütze gewesen sei.

„Ich werde ihn sehr bald verlassen, Mr. Sampson,“ fügte das junge Mädchen hinzu, „denn ich fühle, daß mein Ende nahe ist. Wenn ich todt bin, wird er sich hoffentlich verheirathen und glücklich werden. Bis jetzt blieb er unvermählt, — nur aus Rücksicht für mich und meine arme Schwester.“

Der kleine Handwagen hatte eine neue Tour bis an den Wasserrand gemacht und kam jetzt, eine lange Acht auf dem feuchten Wasserrande beschreibend, langsam zurück.

„Miß Niner,“ sagte ich, mich umschauend und meine Hand auf ihren Arm legend, „die Zeit drängt. Hören Sie das sanfte Rauschen der See?“

Verwundert und erschreckt blickte sie mich an und antwortete bejahend.

„Und kennen Sie auch die Stimme des Meeres, wenn der Sturm naht?“

„Ja.“

„Sie sehen, wie ruhig und friedlich es dort vor uns liegt, und wissen, welchen entsetzlichen Anblick es nach wenigen Stunden gewähren kann?“

„Ja.“

„Aber wenn Sie niemals selbst dieses furchtbare Element im Aufruhre gesehen oder gehört, nie eine Schilderung davon erhalten hätten, — würden Sie glauben, daß es grausam jeden Gegenstand auf seinem Wege zertrümmert und mitleidslos jedes menschliche Leben vernichtet?“

„Sie erschrecken mich, — wozu diese Fragen?“

„Um Sie zu retten, Miß Niner, um Sie zu retten! Ich beschwöre Sie, sammeln Sie alle Kraft und Festigkeit, die Ihnen zu Gebote steht! Wären Sie hier allein,

Digitized by Google

umringt von der ſteigenden Fluth, ſo würde die Gefahr für Sie nicht größer ſein, als die iſt, aus der Sie jetzt errettet werden müſſen."

Der Handwagen hatte ſeine Tour beendigt und war ganz in unſerer Nähe.

„Der ewige Gott weiß, daß ich Ihr Freund bin, ſowie ich der Freund Ihrer verſtorbenen Schweſter war; darum bitte ich Sie dringend, mir ſchleunigſt, — ohne einen Augenblick Zeitverluſt, — zu jenem alten Herrn zu folgen."

Wäre der Handwagen uns nicht ſo nahe geweſen, ſo würde es mir ſchwerlich gelungen ſein, ſie dahin zu bringen; ſo aber erreichten wir ihn, ehe ſie ſich von dem Erſtaunen über die Eile erholen konnte, mit der ich ſie vom Felſen fort und dahin zog. Kaum zwei Minuten blieb ich mit ihr dort, und fünf Minuten ſpäter genoß ich die unausſprechliche Freude, ſie von meinem Sitze auf dem Felſen aus, wohin ich zurückgekehrt war, am Arme eines kräftigen Mannes die in die Klippen gehauenen rohen Stufen erſteigen und dann verſchwinden zu ſehen. Mit dem Manne an ihrer Seite wußte ich ſie geborgen.

(Fortſ. auf S. 369.)

(Zu Seite 366.)

Bilder aus dem Wolfsleben.

Gezeichnet und erzählt von Guido Hammer.

IV.

Groß und glühendroth erſchien die untergehende Sonne durch die eiſige Atmoſphäre, welche den waldigen Horizont halb verhüllte, und die eintretende erhöhte Temperatur verkündete, daß dem kalten Wintertage eine noch kältere Nacht folgen werde. In Folge deſſen ſchoſſen auch bereits an den kleinen Fenſterſcheiben im traulichen Stübchen unſeres

Digitized by Google

wohlbekannten Pürschjägers Greifing graziöse Eisblumen an, die jedoch durch die Wirkung eines gewaltigen Wurzelstückes, das der großmächtige Kachelofen des kleinen Wohnraumes verschlang, sehr bald wieder verblühten und dann aufgelöst als gliternde Tropfen die stacheligen Blätter einer am Fenster grünenden Aloe netzten, die unseres Jägers Universal-Hausapotheke repräsentirte. Behaglich schlummernd lagen die beiden Dächsel „Männel" und „Gretel" unter der Ofenbank zwischen Stiefelknecht und Aufschläger, und nur zuweilen zuckte „Gretel" im Traume mit den krummen Beinen oder ließ ein verhaltenes „kiff, kaff" hören, als ob sie ihren Erzfeind, den Fuchs, im Baue vorbelle. Doch plötzlich sprangen beide empor und auf den alten lederüberzogenen Lehnstuhl, der am Fenster stand, wo sie, die Vorderpfoten auf das Fensterbrettchen gestemmt, nun ernstlich laut wurden. Als auch wir hinzutraten, um zu sehen, was die Hunde allarmirt hatte, konnten wir dennoch nicht sogleich die Ursache davon wahrnehmen, bis wir endlich das Schellengeläute eines sich nahenden Fuhrwerks erklingen hörten. Bald darauf wurde dieses auch sichtbar, als es aus dem Walde auf den Weg nach dem Forsthause einbog. Flink trabten die kleinen, magern Polaken, über und über bereift und dampfend, einem Schlitten voran, der außer dem struppigen Fuhrmann einen Kapitalhirsch barg,

(Zu Seite 366.)

was man bei Annäherung des Transports sofort erkennen konnte. Noch ehe die Wildfuhre durch das Thor des Hofes einzog, waren wir, der Pürschjäger, ich und die Dächsel, unten, um die Beute in Augenschein und Empfang zu nehmen. Mit einem, den Worten nach mir unverständlichen, polternden Redesatz, der offenbar ein Kernfluch war, hieb jetzt der schwarzäugige Rosselenker auf die erhitzten Zugthiere ein und hielt einen Moment darauf dicht vor der Thüre des Hausflurs still. Schnaubend, denn der heißblütige Pole mochte höllisch scharf gefahren sein, standen hier die schindeldürren Mähren in der eisigen Kälte so lange, bis der Hirsch in einem nahen Schuppen untergebracht und der Führer, nachdem er Bericht erstattet, gemächlich in der Gesindestube sich ausgewärmt und durch einen gehörigen Wutli gestärkt hatte. Mit dem Hirsch aber, dessen Einlieferung dem Pürschjäger durchaus überraschend kam, hatte es folgendes Bewenden: Der nebenanwohnende Waldwärter, der bald nachher heimkehrte und Aufklärung gab, war früh hinaus auf's Hinterrevier gegangen, wobei er gegen Nachmittag an der äußersten Grenze in der Nähe eines

Digitized by Google

Dorfes, das anerkannt manchen Wilderer barg, auf eine Schweißfährte gekommen, die ihn in eine große, geschlossene Dickung und zuletzt an einen verendeten Hirsch geführt hatte; denselben, welchen soeben der Bauer eingebracht hatte, indessen sein Finder mit Hülfe eines Grenzjägers im verdächtigen Dorfe Haussuchung nach versteckten Gewehren und dergleichen abgehalten hatte, um dadurch möglicherweise auf die Spur des Thäters zu kommen. Natürlich bildete dieses Ereignis das Abendgespräch, und da der eingelieferte Hirsch, der noch ganz frisch und höchstens zwölf Stunden verendet sein konnte, dennoch bereits von Reinecken angeschnitten war, ward dessen von unserem Fuchshasser durchaus nicht in schmeichelhaften Ausdrücken gedacht. Dabei kam er aber auch auf die Wölfe zu sprechen, und er behauptete, daß diese einen verendeten Hirsch nicht zwei, geschweige zwölf Stunden hätten liegen lassen, ohne denselben bis auf die Knochen zu verzehren. „Ja, diese Nackers warten gar nicht erst auf's Verenden," fuhr unser guter Greifing im Eifer seiner Rede fort, „die nehmen es gleich lieber vom Lebendigen." Hierbei anknüpfend erzählte er Folgendes:

„Ich war noch Bursche drüben in Galizien auf einem entlegenen Reviere, wo sich selbst die Füchse, diese elendigen Kreaturen, gute Nacht sagten. Desto mehr hausten ihre vermaledeiten Verwandten, die Wölfe, dort, denn außer den Schlupfwinkeln des geschlossenen Waldes bot dieser Sippschaft auch noch das dichte Gerölhricht der Sümpfe und Brüche, die theilweise das Revier bedeckten, so sichere Asyle, daß ihnen der Mensch nur schwer Abbruch zu thun vermochte. Natürlich ruinirten sie die Wildbahn fast gänzlich; denn Wildskälbchen und Frischlinge ließen sie nur wenige aufkommen. Deßhalb nahmen die verdammten Bestien zuletzt auch keinen Anstand, zu packen was sie nur eben erwischen konnten, so daß sie, besonders wenn sie sich im Winter rudelweise zusammenrotteten, um gemeinsam zu jagen, selbst die stärksten Hirsche nicht schonten. So hatte ich einst bei einer Jagd, die mein alter Lehrherr — Gott hab' ihn selig! — der kaiserliche Pürschmeister Hannak, mehreren hohen Herrschaften abhalten ließ, wobei ich den Dienst zu versehen hatte, Gelegenheit zu beobachten, wie die verfluchte Sippschaft dieses Raubzeugs eine Hatze ausführte. Die bezeichneten Herren beabsichtigten nämlich, in den waldbegrenzten Brüchen und Seen unseres Reviers eine Jagd auf Wassergeflügel auszuführen. Das klingt — da es im Winter war — wunderlich, hatte aber doch seine Richtigkeit. Denn da die dortigen Gewässer warme Quellen hatten, erhielten sich in ihnen selbst bei grimmigster Kälte offene Stellen, auf deren Blänken dann Unmassen von wilden Enten, Gänsen, Tauchern und dergleichen Zeugs, oft der seltensten Arten, sich sammelten. Also auf diese war es zunächst abgesehen, obgleich dabei natürlich auch auf Mosje Jegrimm Bedacht genommen wurde, weßhalb sämmtliche Schützen außer Schrotgewehren auch noch mit Büchsflinten versehen waren.

„Ich war mit den Leuten, die zum Treiben im Rohre verwendet werden sollten, schon früher aufgebrochen, um am Stellbichein ein Feuer für die nachfolgenden Herren bereit zu halten, an welchem sie nach der langen Fahrt vor Beginn der Jagd sowohl äußerlich als durch bereit gehaltenen heißen Glühwein auch innerlich sich wärmen sollten. Da ich bis zur Ankunft der Magnaten noch vollauf Zeit hatte, nahm ich erst noch eine Inspektion der errichteten Schirme vor, während meine Leute am Feuer sich warm hielten. Schon war ich bis an den entferntesten Posten, wohin einer der Schützen zu stehen kommen sollte, vorgedrungen, als ich's im nahen Forste brechen hörte und daraus auf einen flüchtig gewordenen Hirsch schloß. Und richtig, ich hatte mich nicht getäuscht! Denn ein paar Augenblicke darauf kam wirklich ein solcher in vollster Flucht aus dem vor mir liegenden hohen Holze heraus, um in das angrenzende Gehrörigt zu kommen. Aber nicht allein war der prächtig geweihte Bursche, sondern eine Meute Wölfe verfolgte ihn, und mit eigenen Augen mußte ich's ersehen, wie ihn bereits einer von der verfluchten Rotte zu packen versuchte. In toller Flucht raste deßhalb auch das geängstigte Thier unaufhaltsam durch dichtes Gestrüpp und Schilf dem offenen Wasser zu. Aber nichtsdestoweniger konnte er deßhalb der lechzenden Schaar entgehen; denn so erblickte ich, gerade als ich an einer Lücke des verworrenen Rohres, wohin ich vorgesprungen war, anlangte, wie der arme Verfolgte von der vordersten Kanaille des hinterdrein heulenden Raubgesindels am Halse gepackt wurde. (Siehe Bild auf S. 364.) Emporgeworfenen Kopfes stürzte sich nun der Hirsch mit sein.m Peiniger in das vor ihm sich ausbreitende moorigschwarze Wasser, daß der helle Gischt davon hoch über beide zusammenspritzte. Dieses kalte Sturzbad mochte dem niederträchtigen Raubvieh aber doch etwas überrascht gekommen sein, denn als zuerst der Hirsch wieder ordentlich sichtbar wurde und schnaubend die eisige Fluth durchschwamm, da war Mosje Packan abgefallen wie ein salzbetreuter Blutegel. Nichtsdestoweniger verfolgte aber der nun ebenfalls wieder emporgetauchte Teufelsbraten den freigewordenen Hirsch auch noch im Wasser, während seine lechzenden Helfershelfer an der verhängnißvollen Stelle zwar einen kurzen Halt machten, aber nur um sofort seitwärts durch das Gerölhrigt auszubiegen, dem Hirsch dadurch den Weg abzuschneiden. Durch diesen Umstand entgingen zugleich diese fuchsschlechten Bestier vorläufig meiner Büchse, denn sie waren, als sie von der Fährte abbrachen, noch zu weit entfernt, um schon auf sie schießen zu können. Nun wußte ich jedoch Bescheid, wo der Hirsch nothwendig aus dem Wasser steigen mußte, und konnte deßhalb der wilden Jagd wenigstens so viel Vorsprung abgewinnen, um den Verlauf derselben beobachten zu können. In Folge dessen wurde mir es denn auch möglich, zu sehen, wie der Hirsch sehr bald aus dem offenen Gewässer in das Eis gerieth und mühsam durch dasselbe sich Bahn brechen mußte, indem es ihn nicht trug, sondern jedesmal unter seinen Läufen zusammenbrach, so oft er sich auf dasselbe erheben wollte. Dabei sah ihm sein Hauptpeiniger bereits schon wieder so sehr auf dem Nacken, daß die mittlerweile herangekommenen Raubgenossen, die das Eis vollkommen trug, um so leichteres Spiel hatten, den halbtodt Gehetzten zu umringen. So kam es denn, daß, nachdem der Hirsch sich mit seinen letzten Kräften an's Land gearbeitet hatte, er von den Bestien niedergezogen wurde und ihnen rettungslos verfallen war. (Siehe Bild auf S. 365.) Wie heulende Teufel würgten sie den Gefallenen und fleischten an ihm herum, wo sie nur konnten. Jede Anstrengung des Opfers, noch einmal sich emporzuraffen, blieb vergeblich, obgleich dabei eins der angreifenden niederträchtigen Geschöpfe durch einen Schlag mit dem Geweihe des ihrer Gier Verfallenen tödtlich getroffen wurde. Alles dies sah ich aus einer Entfernung, von wo aus ich noch immer nicht schießen konnte, und ehe ich auf Schußweite an den Kampfplatz hinankommen konnte, wurde der Hirsch von seinen Würgern vollends bezwungen und ohne Umstände fast bei lebendigem Leibe zerrissen. Mit vertrefflichem Wind gelang es mir jedoch

Digitized by Google

später, bis auf Büchsenentfernung an die heißhungrige Mordbande hinanzuschleichen. Vollkommen gedeckt durch einen mächtigen Windwurf, der mir nöthigenfalls einen vortrefflichen Vertheidigungsort bot, wurde mir es jetzt leicht, mit meiner ersten Kugel den vordersten und auch stärksten Wolf zu erlegen. Diese Störung ließ die übrigen Bestien zwar für einen Augenblick auseinanderstieben; kehrten jedoch in ihrer Gier sofort zum Raube zurück. Dadurch ward mir die Möglichkeit, nochmals und abermals zu feuern, was leider! auch nur einer der Kanaillen das Leben kostete, indem ich einmal davon fehlschoß. Nachdem ich abermals von Neuem geladen und noch einen dritten Hallunken angeschossen hatte, wurden die Uebrigen plötzlich flüchtig. Wie es sich später auswies, waren meine Leute in der mir entgegengesetzten Richtung, also direkt auf die fraßbeschäftigten Wölfe zu, vorgedrungen, in der Meinung, ich selbst sei von Wölfen verfolgt. Dadurch hatten die feinnasigen Schufte vorzeitig Wind bekommen und auch das Gelärm der Kommenden gehört, was ihnen doch so gefährlich erschienen sein mochte, daß sie nun ernstlich das Weite gesucht hatten. Wie erstaunten aber die nun herangekommenen Leute, als sie das Schlachtfeld vor sich sahen und den Verlauf der Geschichte aus meinem Munde vernahmen!

„Bald war der zerfleischte Hirsch nebst den von mir erlegten Wölfen nach dem Rendezvous geschafft, wo eben erst die Herren Schützen zur harmlosen Wasserjagd angelangt waren. Natürlich mußte ich denn sogleich Alles haarklein berichten, was zu lebhaftestem Bedauern Anlaß gab, daß man nicht eher auf dem Platze gewesen, um eine solche Scene miterleben zu können. Ja freilich, so Etwas passirt den hohen Herrschaften, die nur immer und immer aus einem Wagen in den andern steigen, um zur Jagd und von da wieder nach Hause zu fahren, höchst selten. Diesen Tag sollte es jedoch den jagenden Herren immerhin noch glücken, einige dieser gefährlichen Raubthiere zu erlegen, die, durch das viele Schießen und auch Treiben im Schilfe rege gemacht, ihr sicheres Asyl verlassen hatten und den Schützen angelaufen waren. So konnten wir nach Beendigung der Jagd außer einer Masse Wassergeflügel noch eine recht anständige Strecke Wölfe mit heim nehmen, die mir übrigens ein recht hübsches Sümmchen Schußgeld einbrachten. Ja," knüpfte mein warm gewordener Freund Purschjäger seiner Schilderung an, „dieses Raubwild wäre angerottet, wenigstens bei uns, während es drüben im Galizischen und Ungarn, wie ich gehört, immer noch eine Menge dergleichen Zeugs geben soll."

Dies war die letzte Wolfsgeschichte, die ich aus seinem Munde vernommen, da ich des andern Tages abreiste. Ehe ich aber im Stande war, dem originellen Manne mein Versprechen: ihn noch einmal zu besuchen, halten zu können, überraschte mich die Nachricht von seinem Tode.

Die Erde werd' ihm leicht, bis wir uns vielleicht in jenen himmlischen Jagdgründen wiederfinden!

Patagonier.

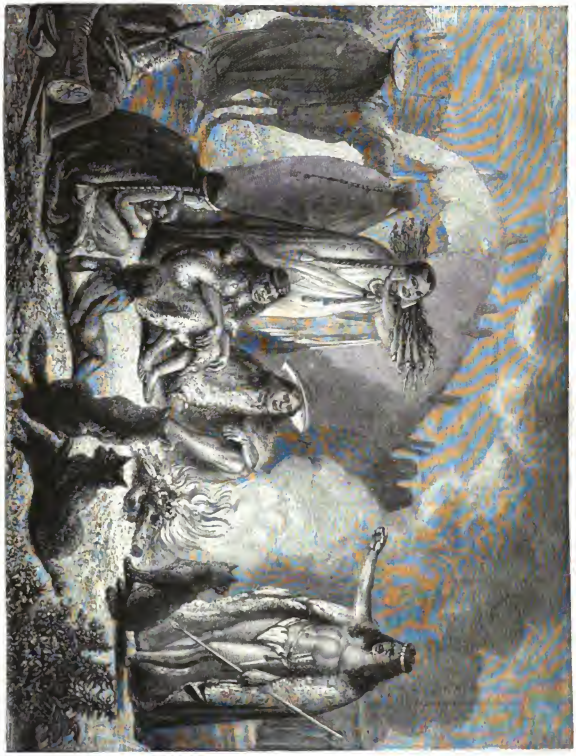
Es sind noch keine zwanzig Jahre her, daß man mit Bestimmtheit behauptete, die Bewohner des südlichen Endes von Südamerika zwischen dem Cuyu-Leuvu und der Magellanesstraße, also die Patagonier, seien lauter Riesen, mit denen es kein anderer Menschenschlag auf Erden in Beziehung auf Stärke, Größe und Leibesumfang aufnehmen könne. Neun, zehn Fuß Höhe, nahm man an, sei für einen Erwachsenen etwas ganz Gewöhnliches, und selbst die Weiber sollten nie unter acht Fuß haben. Kurz, die Patagonier galten allgemein für eine Art von Titanen oder Enakskinder, welchen der alttestamentliche Riese Goliath kaum würdig gewesen wäre, die Schuhriemen aufzulösen, und einzelne Reiseberichte setzten zugleich von der Kraft ihrer Muskeln so Außerordentliches hinzu, daß man eine wahrhafte Angst bekam, wenn man nur den Namen dieses außerordentlichen Gigantengeschlechtes hörte. Zu dieser Angst steigerte sich zum förmlichen Entsetzen, wie man dann noch weiter hörte, daß diese Gewaltmenschen an wilder Grausamkeit selbst die Cyklopen überträfen, indem die Menschenfresserei bei ihnen etwas ganz Alltägliches sei, und in Folge dessen wollte sich lange Zeit kein Reisender in jenes schwer verrufene Land wagen!

So dachte und glaubte man gute zwei Jahrhunderte lang, nämlich von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an bis zum Anfang des neunzehnten, und ein Geograph sprach und schrieb dem andern nach, was dieser vor ihm gesprochen hatte. Dies ist jedoch nunmehr um ein Gutes anders geworden, besonders seit die berühmten Naturforscher King, Fitzroy, Darwin und d'Orbigny das patagonische Land von der Ostküste an über die Anden hinüber bis zum stillen Ocean durchwandert haben, und man weiß jetzt, daß die früheren Berichte wenn auch nicht geradezu falsch und erlogen, so doch wenigstens im höchsten Grade übertrieben sind. Allerdings nämlich zeichnen sich die Patagonier durch eine bedeutende Größe und Stärke aus, aber im Durchschnitt erreichen sie nur sechs Fuß Höhe, und Männer von sechs ein halb Fuß gehören schon unter die Seltenheiten, so daß also gar mancher Germane ihnen hierin den Rang streitig machen kann. Ebenso steht es auch mit ihrer Körperstärke, und wenn gleich zugegeben werden muß, daß ihnen in Beziehung auf Muskelkraft wir verweichlichten Europäer nur selten gleichkommen, so beruhen doch die früheren Erzählungen von ihren außerordentlichen Leistungen auf bloßer Sage, welcher keine Thatsachen zu Grunde liegen. Wild-tapfere, fast unbezähmbare Burschen sind dagegen die Patagonier von jeher gewesen, und weil sie in der Vertheidigung ihrer Freiheit mit allen ihren Nachbarn, besonders auch den Bewohnern von Buenos-Ayres, in steter Kampfe lagen, so kann man sich wohl denken, woher die Fabel von ihrer cyklopischen Grausamkeit ihren Ursprung nahm.

Trotz allem dem übrigens bilden die Patagonier doch ein ganz eigenthümliches Völkerin, und schon das Land, welches sie bewohnen, gehört unter die merkwürdigsten des Erdballs. Dasselbe hat eine bedeutende Ausdehnung, indem es von Norden nach Süden eine Länge von etwa 240, sowie vom Osten nach Westen eine Breite von 120 deutschen Meilen aufweist, zerfällt aber, weil es von dem hohen Gebirgszuge der Anden durchschnitten wird, in zwei Hälften, welche sich durchaus ungleich sind. Die eine derselben, die sogenannte östliche, beginnt an der Küste des atlantischen Oceans, steigt langsam an, bis zu den Anden hin, und besitzt einen meist steinigten, hie und da mit Felsblöcken überschütteten Boden. In Folge dessen sind die

Digitized by Google

Quellen rar und von Vegetation sieht man oft auf viele Stunden nicht die geringste Spur, so daß man diesen Theil Patagoniens, der zudem noch bei weitem der größte ist, recht füglich ein „Wüstenland“ nennen darf. Ganz anders wird es dagegen, wenn man in die Anden selbst eintritt, denn hier gibt's Wasser die Menge und es strotzen daher die Thäler von üppigem Gras, während an den Abhängen bis hoch hinauf die herrlichsten Bäume wachsen. Noch großartiger entfaltet sich die Natur auf der andern Seite des Gebirgs, also in der westlichen Hälfte Patagoniens. Hier fallen die Anden schroff ab, und von ihrem Fuß bis zum stillen Meere zieht sich nur ein schmaler Küstenstrich



Zoologisch.

hin; in diesem Strich aber wächst Holz und Gras im wahrhaftesten Ueberflusse, und überdem ist die Küste selbst von so vielen fruchtbaren Buchten durchschnitten, daß man unwillkürlich an die Westküste von Norwegen erinnert wird. Unter solchen Umständen muß es natürlich hier um die Thierwelt ganz anders stehen, als drüben auf der östlichen Hälfte, und in der That weiden allda nicht selten großmächtige Heerden von wilden Pferden und Bullen, während die trockene Wüste gegen den atlantischen Ocean hin deren nur ganz geringe Häuflein ernährt. Ueberdem fehlt es in der Westhälfte auch nicht an sonstigem Wild, obwohl allerdings sein Reichthum kein großer genannt werden kann,

Digitized by Google

RHÄZÜNS.

Digitized by Google

Digitized by Google

und selbst das Clima hat wenigstens während eines Theils des Jahres seine bedeutenden Vorzüge vor der Osthälfte. Wenn es sich nun aber so verhält, sollte man nicht meinen, die Patagonier werden sich rein blos nach dem Küstenstriche am stillen Ocean hinwenden und die östliche Hälfte total unbewohnt lassen? Man sollte es meinen, aber deßwegen verhält es sich doch nicht so, und die Eingebornen haben ganz Recht, daß sie es nicht so halten. Ihr ganzes Vaterland nämlich, also das Land diesseits der Anden so gut als das jenseits derselben, eignet sich durchaus nicht zum Ackerbau, und alle derartigen Versuche, welche Amerikaner oder Europäer an den bestgelegenen Küstenpunkten machten, sind total gescheitert. Somit können sich die Eingebornen Patagoniens von nichts nähren, als von der Jagd und der Viehzucht, und ebendeßwegen wird es ihnen unmöglich, feste Wohnsitze zu bauen. Ihr Loos ist vielmehr, mit ihren Heerden von einem Futterplatz zum andern zu ziehen und überall, wo gute Weide ist, ihre Zelthütten aufzuschlagen. Wie nun aber, wenn im Westen die winterliche Schnee- und Regenzeit eintritt? Da schneit und regnet es nicht wie bei uns, sondern der Niederschlag ist ein so massenhafter, daß Alles davon überströmt wird. Ja gegen eine derartige Wasserfluth würde selbst das tüchtigste Blockhaus keinen Schutz mehr gewähren, wie viel weniger ein leichtes Zelt, das zum Auf- und Abschlagen eingerichtet ist! Was ist also natürlicher, als daß, wenn die Regen- und Schneezeit in Aussicht steht, der Patagonier in die Osthälfte seines Vaterlandes hinüberwandert, allwo er keine Furcht vor dem Ertrinken zu haben braucht? Freilich mager geht's dort her, zum Theil sogar sehr mager, und überdem ist's der schneidigen Winde wegen oft bitterkalt; aber so viel Nahrung finden die Heerden schon, daß sie sich auf einige Zeit lang leidlich durchbringen, und er selbst, der wilde Eingeborne, ist abgehärtet genug, um jeglichem Wetter zu trotzen. So bietet das Leben des Patagoniers der Abwechslungen eine schwere Menge, und dennoch ist's nichts Anderes, als ein ewiges Wandern, sowie zugleich ein ewiger Kampf mit der Natur um die Existenz! Th. Gr.

Schloß Rhäzuns.

(Taf. 47*.)

Zu den schönsten Wanderungen in der großartigen Gebirgsnatur Graubündens gehört die durch das Gebiet des Hinterrheins. Das erste Dorf von Reichenau aus ist Bonaduz (Pan-a-tots = Brod für alle, weil es mitten unter üppigen Kornfeldern liegt), ein kleiner Ort, dessen steinerne Häuser mit Heiligenbildern bemalt sind. Hohe, mit Tannen bewachsene Gebirge wechseln mit niedrigen Felsen und Hügeln. Das vom Rhein durchströmte Thal ist ziemlich weit, durch viele Dörfer belebt, und die Ufer sind an einzelnen Stellen mit gartenähnlichen Baumpartien bepflanzt. Der Glanzpunkt der ganzen Gegend aber ist das Schloß Rhäzuns, das flußaufwärts über dem Hinterrhein majestätisch auf einem Sandsteinfelsen ruht. Obgleich von ziemlich einfacher Bauart, nimmt es sich mit seinen Thürmchen, zahlreichen, im Sonnenschein glänzenden Fenstern und dem über einen waldigen Bergeinschnitt zum Burgthor führenden, auf hohen Pfeilern ruhenden Brückchen, zumal von unten gesehen, ganz vortrefflich aus und hebt sich malerisch von der grauen, zerrissenen Felswand ab, die sich hinter dem Schlosse erhebt. Merkwürdig ist das Echo unter dem Schlosse auf dem Wege von Bonaduz und eine Sauerquelle, die von guter Wirkung, aber den Ueberschwemmungen des Rheins ausgesetzt ist. In der Nähe des Schlosses liegt das Pfarrdorf Rhäzuns mit einer hübschen Kirche und etwa 550 katholischen Einwohnern.

Das Schloß Rhäzuns bildet eine historische Merkwürdigkeit Graubündens. Nach der Volkssage schon in uralter Zeit als Rhaetia ima von Rhätus erbaut, war es lange der Sitz der mächtigen Freiherren von Rhäzien. Nach dem Erlöschen dieses Geschlechts kam Schloß und Herrschaft an die Grafen von Zollern, dann an Oestreich, welches die Familie von Planta, und dann einen Travers damit belehnte. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts löste Oestreich die Herrschaft wieder ein und das Schloß wurde die Residenz der östreichischen Gesandten in Bünden und der Verwalter der Herrschaft. Im Wiener Frieden kam es an Bayern, im Preßburger Frieden an Frankreich. Nach dem Sturze des Kaiserreichs überließ der Wiener Hof seine Rechte den Bündnern, und 1819 kam das Schloß in den Besitz bündnerischer Privaten. C. K.

*) Aus Versehen ist die zu Seite 113 gehörige Ansicht des Bussalora-Falles mit der dort beigegebenen des Schlosses Rhäzuns verwechselt worden; gegenwärtige Tafel 47 gehört also zum Texte S. 113 und umgekehrt.

In Tode geheht.

(Fortsetzung zu S. 364.)

Ich blieb allein auf dem Felsen sitzen, um Mr. Slingtons Rückkehr abzuwarten. Die Dämmerung begann schon in die Nacht überzugehen und die Schatten wurden tiefer, als er endlich kam, den Hut am Knopfloche hängend und sich mit der rechten Hand das feuchte Haar streichend, während die linke mit Hülfe eines Taschenkammes den Scheitel wieder ordnete.

„Ist meine Nichte nicht mehr hier?" fragte er, sich umschauend.

„Miß Niner klagte, daß es ihr zu kalt werde, nachdem die Sonne untergegangen war, und ist deßhalb nach Hause gegangen."

Nicht gewöhnt, sie das Geringste ohne ihn thun zu lassen, schien er über diese an sich ganz gleichgültige Handlung verwundert zu sein.

„Ich selbst bestimmte sie dazu," bemerkte ich.

„Ja, ja," versetzte er, „sie läßt sich leicht zu Allem bereden, was ihr gut ist. Ich danke Ihnen, Mr. Sampson; sie ist allerdings jetzt im Hause besser aufgehoben, als hier. Die Badestelle war weiter entfernt, als ich glaubte."

Digitized by Google

„Miß Niner scheint leidend zu sein," äußerte ich.

Er schüttelte den Kopf und seufzte tief.

„Freilich, freilich," sagte er. „Sie erinnern sich wohl, daß ich schon früher davon gesprochen habe. Seitdem hat sich ihr Zustand nicht gebessert. Der dunkle Schatten, dem ihre Schwester schon in so frühem Lebensalter erlag, scheint auch über ihrem Haupte immer dichter und dichter zu werden. Meine theure Margaret! Doch wir müssen hoffen!"

Der Handwagen vor uns hatte sich inzwischen in einen Trab gesetzt, der für einen alten und kranken Mann höchst unpassend zu sein schien, und machte die unregelmäßigsten Biegungen und Wendungen auf dem Sande. Mr. Slington bemerkte dies, nachdem er sein Taschentuch von den Augen wieder abgenommen hatte, und sagte:

„Ich fürchte, Ihr Freund wird umgeworfen werden."

„Es sieht allerdings ganz so aus," erwiederte ich.

„Der Bediente muß betrunken sein."

„Die Bedienten alter Herren sind häufig in diesem Zustande," war meine Antwort.

„Auch muß der Major außerordentlich leicht sein, Mr. Sampson."

„Allerdings, der Major ist sehr leicht," versetzte ich. Unterdessen hatte sich der Wagen in der Dunkelheit verloren, was mir sehr lieb war. Schweigend gingen wir noch eine Strecke weiter über den Sand. Nach einiger Zeit sagte er in einem Tone, welcher noch die durch den bedenklichen Gesundheitszustand seiner Nichte erzeugte innere Bewegung verrathen sollte:

„Werden Sie sich lange hier aufhalten, Mr. Sampson?"

„Nein, ich reise heute Abend wieder ab."

„So schnell? Aber freilich, Sie sind von Ihren Geschäften zu sehr in Anspruch genommen. Männer, wie Sie, Mr. Sampson, sind Anderen zu unentbehrlich, als daß sie sich selbst eine Erholung oder ein Vergnügen gönnen könnten."

„Das will ich nicht grade sagen," erwiederte ich; „allein ich kehre heute Abend wieder zurück."

„Nach London?"

„Ja, nach London."

„Ich werde auch in kurzer Zeit dort eintreffen."

Das wußte ich so gut wie er, aber sagte es natürlich nicht; sowie ich ihm ebensowenig sagte, welche Vertheidigungswaffe meine rechte Hand in der Tasche hielt, während ich an seiner Seite ging, und weßhalb ich jetzt, bei einbrechender Nacht, nicht an der Wasserseite neben ihm gehen wollte.

Wir verließen das Ufer, und unsere Wege trennten sich. Er hatte bereits gute Nacht gewünscht und sich mehrere Schritte von mir entfernt, als er noch einmal umkehrte und sagte:

„Mr. Sampson, darf ich mir noch eine Frage erlauben? Unser armer Meltham, von dem wir neulich sprachen, — ist er todt?"

„Meinen letzten Nachrichten zufolge, noch nicht, aber zu gebrochen, um noch lange leben zu können, und für seinen Beruf gänzlich verloren."

„Wie traurig!" seufzte er mit dem Ausdrucke tiefen Gefühls. „Die Welt ist ein Grab!"

Nach diesen Worten ging er.

Es war allerdings nicht seine Schuld, wenn die Welt kein Grab war; allein ich rief ihm diese Bemerkung nicht nach, so wenig wie ich ihm vorher meine Gedanken mitgetheilt hatte. Er verfolgte seinen Weg und ich den meinigen mit möglichster Eile.

Dieses Zusammentreffen fand, wie bereits erwähnt worden, am Anfange des Monats October statt. Das nächste und zugleich letzte Mal, daß ich ihn sah, war gegen Ende des folgenden Monats November.

5.

Ich hatte eine sehr dringende Einladung erhalten, im Tempel zu frühstücken. Ein kalter Nordwind wehte und trieb mir Regen und Schnee in das Gesicht, und auf den Straßen lag der Koth fußhoch. Kein Wagen ließ sich finden, und ich war bald völlig durchnäßt; aber hätte ich auch bis an den Hals durch das Wasser waten müssen, so würde ich dennoch dieser Einladung gefolgt sein.

Sie führte mich in Zimmer, welche im obersten Stockwerke eines einsamen, am Themseufer stehenden Eckhauses des Tempels belegen waren. An der äußeren Thüre derselben stand mit großen Buchstaben der Name „Alfred Beckwith" gemalt, und an der gegenüberliegenden Thüre desselben Ganges befand sich der Name: „Julius Slington". Die Thüren beider Wohnungen waren offen, so daß man in der einen deutlich hören konnte, was in der anderen gesprochen wurde.

Ich hatte nie zuvor diese Zimmer besucht. Sie waren unfreundlich, ungesund und von einer drückenden Luft erfüllt. Die Möbel, ursprünglich gut und noch nicht alt, waren beschmutzt und verdorben, sowie überhaupt Alles in größter Unordnung. Ein starker Geruch von Opium, Branntwein und Tabak machte sich fühlbar, und auf dem Sopha, nahe beim Feuer des Zimmers, wo das Frühstück bereitet war, lag der Wirth, Mr. Beckwith, — ein Mensch mit allen äußeren Anzeichen vollendeter Trunksucht und weit vorgeschritten auf dem schmachvollen Wege zu endlicher Auflösung.

„Slington ist noch nicht gekommen," sagte der Trunkenbold, sich bei meinem Eintritte mühsam vom Sitze erhebend. „Ich will ihn rufen. Holla! Julius Cäsar, komm' und trinke!"

Während er diese Worte mit heiserer Stimme hinausschrie, schlug er zugleich mit dem Schüreisen des Kamins auf die Feuerzange und erzeugte dadurch einen höllischen Lärm, welcher das gewöhnliche Zeichen zu sein schien, mittelst dessen er seinen Gefährten herbeirief.

Mr. Slingtons Stimme ließ sich darauf aus dem gegenüberliegenden Zimmer vernehmen, und eine Minute später trat er ein. Der Bösewicht hatte nicht auf das Vergnügen gerechnet, mich an diesem Orte zu treffen. Ich habe manchen schlechten Menschen in Verlegenheit gerathen sehen, aber nie sah ich Jemanden so starr von Schrecken werden, wie ihn in dem Moment, als seine Blicke auf mich fielen.

„Julius Cäsar," schrie Beckwith und taumelte zwischen uns, in der Absicht, uns einander vorzustellen, — „Mr. Sampson! — Julius ist der Freund meiner Seele," lallte er, — „Julius gibt mir Branntwein, Morgens, Mittags und Abends. Julius ist mein Wohlthäter. Julius wirft Thee und Kaffee zum Fenster hinaus, — und leert die Wasserkrüge aus, — und thut Branntwein hinein. Julius zieht mich auf wie eine Uhr und erhält mich im Gange. Julius, koche den Branntwein!"

In der Asche des Kaminfeuers, die seit vielen Wochen angehäuft zu sein schien, lag eine rostige Pfanne. Auf diese zuwankend, als wollte er sich köpflings in das Feuer stürzen, riß er sie aus der Asche hervor und bemühte sich, sie in Slingtons Hand zu drücken.

Digitized by Google

„Koche den Branntwein, Julius Cäsar! Komm', thue dein Geschäft, — koche den Branntwein!“ wiederholte er mit so wilden und leidenschaftlichen Bewegungen, daß ich glaubte, er werde mit dem eisernen Instrument auf Slingtons Kopf losschlagen. Um dies zu verhüten, trat ich zwischen Beide und drückte ihn mit der Hand zurück. Er taumelte auf das Sopha und blieb dort leuchend sitzen, während seine gerötheten Augen mich und Slington anstierten.

Inzwischen bemerkte ich, daß auf dem Frühstücktische kein anderes Getränk befindlich war, als Branntwein, und keine andere Speise, als gesalzene Häringe und etwas gebratenes, stark gepfeffertes Fleisch.

„Auf jeden Fall, Mr. Sampson,“ sagte Slington, „muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie mich gegen die Gewaltthätigkeit dieses unglücklichen Menschen geschützt haben. Gleichviel, in welcher Absicht Sie hierher gekommen sein mögen, — dafür muß ich Ihnen danken.“

„Koche den Branntwein, Julius!“ murmelte Beckwith.

Ich sah deutlich, daß Slington großes Verlangen trug, zu erfahren, was mich dahin geführt hatte, ich aber entsprach diesem Wunsche nicht und fragte nur:

„Wie befindet sich Ihre Nichte, Mr. Slington?“

Er blickte mich forschend an, und ich ihn ebenso.

„Es thut mir leid, sagen zu müssen, Mr. Sampson,“ erwiederte er, „daß meine Nichte sich undankbar und treulos gegen ihren besten Freund bewiesen hat. Ohne mir ein Wort der Erklärung zu geben, hat sie mich heimlich verlassen. Wahrscheinlich ist sie von irgend einem schlechten Menschen verleitet worden. Haben Sie nichts davon gehört?“

„Ich habe allerdings gehört, daß sie sich in den Händen eines schlechten Menschen befunden habe, und besitze sogar die Beweise darüber.“

„Sind Sie dessen gewiß?“

„Vollkommen.“

„Koche den Branntwein!“ murmelte inzwischen Beckwith. „Wir haben Gesellschaft bekommen, Julius Cäsar! Verrichte dein Geschäft, — bereite das Frühstück, Mittagbrod und Nachtessen, — koche den Branntwein!“

Slington blickte forschend von ihm auf mich und sagte dann nach kurzem Besinnen:

„Mr. Sampson, Sie sind ein Weltmann, und das bin ich auch, — ich will offen gegen Sie sein.“

„O nein,“ erwiederte ich kopfschüttelnd, „das werden Sie nicht sein.“

„Ich sage Ihnen, ich will offen gegen Sie sein,“ wiederholte er.

„Und ich sage Ihnen, Sie werden es nicht sein,“ war meine Antwort. „Ich kenne Sie durch und durch. Sie — gegen irgend Jemanden offen sein? — Unsinn!“

„Ich sage Ihnen offen,“ fuhr er fort, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, „ich durchschaue Ihre Absicht. Sie wollen Ihre Fonds schonen und Ihren Verbindlichkeiten ausweichen; das sind bekannte Winkelzüge der Herren Versicherungsbeamten. Allein es wird Ihnen nicht gelingen. Sie haben es mit keinem schwachen Gegner zu thun. Es wird sich seiner Zeit herausstellen, wann und wie Mr. Beckwith in seine gegenwärtigen Gewohnheiten verfallen ist. Mit dieser Bemerkung ist jenes unglückliche Geschöpf und seine unzusammenhängenden, unsinnigen Reden abgefertigt, und ich wünsche Ihnen guten Morgen und mehr Glück beim nächsten Versicherungsfalle.“

Während dessen hatte Beckwith sich ein großes Glas Branntwein gefüllt und schleuderte ihm dasselbe beim letzten Worte in das Gesicht. Slington, halb erblindet vom Branntwein und an der Stirne verletzt, hob seine Hände vor die Augen. Beim Schalle des zerbrechenden Glases trat aber noch eine vierte Person in das Zimmer. Es war ein bejahrter, ernster Mann, mit sehr scharfen Gesichtszügen, grauem Haar, und etwas lahm.

Slington zog das Taschentuch hervor, um den brennenden Schmerz in den Augen zu lindern und sich das Blut von der Stirn zu trocknen. Er brauchte lange Zeit dazu, während deren ich bemerkte, daß eine große Veränderung mit ihm vorging, und zwar in Folge einer ähnlichen Veränderung an Beckwith, der jetzt nicht mehr wankte, zitterte und leuchte, sondern gerade und aufgerichtet dasaß und Slington festen Blickes betrachtete. Nie in meinem Leben habe ich menschliche Züge gesehen, in denen sich Abscheu und Entschlossenheit so scharf ausdrückten, wie jetzt in denen des scheinbaren Trunkenboldes.

„Blicke mich an, Schurke,“ sagte er, „und sieh' mich an, wie ich wirklich bin. Ich miethete diese Zimmer, nur um dir eine Falle zu legen, und zeigte mich als Trunkenbold, nur um dich zu ködern. Du bist in die Falle gegangen und wirst sie lebendig nicht wieder verlassen. An jenem Morgen, als du zum letzten Mal in Mr. Sampsons Comptoire warst, hatte ich ihn schon vorher besucht und gesprochen. Wir kannten Beide deinen Plan von Anfang an und arbeiteten ihm entgegen. Wie? Nachdem ich mich hatte bereden lassen, den Preis von zweitausend Pfund in deine Hand zu legen, wolltest du mich also durch Branntwein umbringen, und als dieser nicht schnell genug wirkte, durch noch stärkere Mittel? Denn habe ich dich nicht oft, wenn du mich für besinnungslos hieltest, deutlich Etwas aus einer kleinen Flasche in mein Glas gießen sehen? Mörder und Fälscher! hier in der Stille der Nacht allein mit dir, habe ich mehr denn zwanzigmal den Finger am Drücker einer Pistole gehabt, bereit, dir das Gehirn zu zerschmettern.“

Die plötzliche Verwandlung desjenigen Wesens, welches er als ein blödsinniges, seiner Macht unterworfenes Opfer betrachtet hatte, in einen entschlossenen Mann, der die feste Absicht erklärte, ihn ohne Mitleid zu Tode zu hetzen, war im ersten Augenblicke zu viel für ihn. Ohne ein Wort hervorbringen zu können, stand er da und vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten. Aber ein Bösewicht, der seine Unthaten mit Berechnung und Ueberlegung ausführt, wird sich und seinem ganzen Charakter nie ungetreu werden. Ein solcher Mensch verübt einen Mord, den gewöhnlichen Culminationspunkt seines Laufes, und wird, selbst ertappt und überwiesen, stets Trotz und Frechheit zeigen. Man wundert sich häufig, daß ein Verbrecher, mit schweren Missethaten auf dem Gewissen, so hartnäckig bleiben könne, aber man vergißt dabei, daß ein solcher Mensch sie, wenn er wirklich ein Gewissen hätte, nicht begangen haben würde.

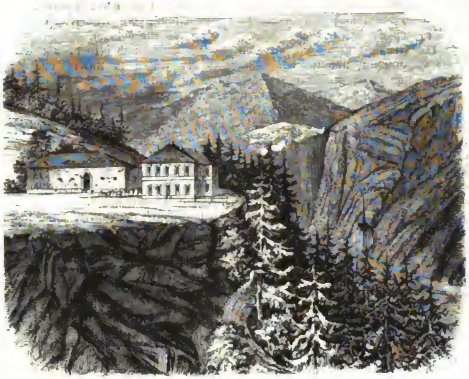
Gleich andern Ungeheuern dieser Art blieb sich auch Slington getreu, gewann bald seine Fassung wieder und zeigte nur kalten Trotz. Er war zwar bleich und in seinem ganzen Wesen verändert, aber nur wie ein Betrüger, der um einen hohen Preis gespielt hatte und überlistet worden war.

(Schluß auf S. 374.)

Digitized by Google

Wildbad Gastein.

Die Gastein, das in mehrfacher Beziehung merkwürdige und berühmte Gasteiner Thal, ist eines der zahlreichen südlichen Nebenthäler des Salzachthales. Es zieht sich von dem Hauptthale eine halbe Meile breit und sechs Meilen lang südlich gegen die hohe Tauernkette hinan und ist mit etwa zwanzig Ortschaften und über siebenhundert Almhütten überstreut, in welchen sich im Ganzen über viertausend Einwohner finden. Schon in den ältesten, vorrömischen Zeiten wurde oben, an den schneebedeckten Gründen, Gold gegraben. Später nahmen sich die Römer des Bergbaues an, der auch nach der Völkerwanderung wieder fortgesetzt wurde, aber erst dann zur schönsten Blüthe kam, als Gastein unter die Herrschaft von Salzburg kam und die Handelswege von Venedig über die Tauern nach Nürnberg und Augsburg eröffnet wurden. Unter der Regierung des Erzbischofs Leonhard von Keutschach (1495—1519) bildete sich der Stand der Gewerke aus, die trotz der Ueberschwemmungen, Erdbeben und Feuersbrünste, die das Thal heimsuchten, sehr wohlhabend wurden. Die Reformation entzündete hier zuerst einen mehr politischen Sturm, einen Rachekrieg der schwerbedrückten Bauern; im Jahr 1588 begannen sodann die Verfolgungen der Protestanten. Während des dreißigjährigen Krieges trat einige Ruhe ein; zuletzt, im October 1731 erfolgte das Auswanderungsmandat: dreißigtausend Salzburger, aus der Gastein tausend, mußten das Land verlassen, nachdem sie größtentheils ihres Vermögens beraubt worden waren. Die Blüthe des Bergbaues war nun für immer dahin, und Sümpfe traten an die Stelle gesegneter Fluren. Die Viehzucht und die Heilquellen sind geblieben, welch' letztere einen europäischen Ruf haben und nun auch zur Goldgrube für die Gasteiner geworden sind.



Solitude.

Hof-Gastein.

Der ganze, 15 Meilen lange Weg von Salzburg nach Gastein, den man per Eilwagen in etwa 13 Stunden zurücklegt, bietet eine Reihe der schönsten, theilweise großartigsten Ansichten. Von Hof führt eine 300 Jahre alte Straße in's Wildbad Gastein, welches auf den hier plötzlich 400 Fuß ansteigenden Thalstufen liegt, über welche sich donnernd und stäubend die Ache stürzt. Nach mehreren über 200 Fuß hohen Stürzen fällt die Ache in einen großen Kessel, der ihr unten nur eine enge Schlucht zwischen hohen, mit Tannen bewachsenen Felsenpfeilern zum Auswege läßt. In dem innern Raume dieses Kessels brechen die dampfenden Heilquellen hervor, und an den Wänden desselben kleben die Häuser des Bades, und zwar in so starker Steigung, daß man von der Hausthüre

Digitized by Google

des einen über das Dach des andern hinwegsieht; nördlich liegt das Dorf und die Kirche, südlich das Schloß und Straubingers Haus, wo sich bei schönem Wetter die Badgäste versammeln, welche bei Regenwetter eine Glasgalerie, die Wandelbahn, besuchen und häufig auch den Weg von der St. Nikolaikirche bis zu der freundlichen Solitude begehen, von welcher wir vorstehend eine Abbildung geben. Im Jahrgang 1860 S. 32 des Buchs der Welt findet sich auch eine Abbildung des Wildbads Gastein, nebst einigen Notizen über die Lage des Orts und die Quellen.

An der östlichen Thalseite führt der Weg hinab nach Hof-Gastein (s. die Abbildung), dem Hauptorte des Thales, wohin das Wasser der Quellen 4400 Klafter weit geleitet wird. Man erreicht es vom Wildbad aus zu Fuß in zwei Stunden. Hof-Gastein war im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nach Salzburg der reichste Ort des Salzburger Landes, als sich die Ausbeute an Gold auf 2360, und die des Silbers auf 19,000 Mark belief. Nur einzelne Häuser und Denkmäler geben noch Zeugniß von dem einst hier herrschenden Reichthum. Von gewaltigen, bis zur Spitze übergrünten Bergen, links dem Gamskahrkogl, rechts dem Stubner und dem Tisch umgeben, liegt der Markt Hof mit seinen niedlichen weißen Häuschen, dem hohen gothischen Spitzthurme und dem Weitmoser Schlößchen auf einer wenig geneigten Fläche. Den Hintergrund des Thales erfüllen zwei Bergmassen, der Graukogl mit seinem überhängenden Horn und der Stuhl. In der Ferne glänzt die Eiswelt anderer Bergmassen. Das Gasthaus des Bräuers zeigt theilweise noch seine alte Architektur, und die Speiseverwaltung und das Wechsler- und Handelshaus mit ihren Thürmchen und Säulen aus Serpentin gleichen Ritterburgen. In der Kirche und auf dem Friedhofe findet man viele für die Geschichte des Thales merkwürdige Denkmäler. Das Wasser der heißen Quellen fließt in der 1828 eingerichteten Röhrenleitung in 2¼ Stunden vom Wildbad nach Hof-Gastein; seine Temperatur sinkt hiebei von 39° auf 30°, so daß es sogleich zum Baden benützt werden kann. Man lebt hier wohlfeiler als im Wildbad, es fehlt aber sehr an schattigen Spaziergängen.

Schleierfall bei Gastein.

Eine der interessantesten Partien um Gastein ist das Naßfeldt, welcher Ausdruck den obersten, ebenen Thalkessel der Tauernthäler bezeichnet. Der Reisende erhält gegen Bezahlung in den Sennhütten die nöthigsten Erfrischungsmittel, die sich auch in der Nähe der prachtvollen Wasserfälle finden, unter welchen der Schleierfall einer der schönsten ist (s. die Abbildung). Ueber eine dunkle, senkrechte, 400 Fuß hohe Wand wirft sich ein klarer Bach, der Ausfluß des Bockhartsee's, da und dort zerspalten und aufgehalten, in die Tiefe herab. Das Wasser wird hiebei theilweise in so feinen Staub aufgelöst, daß nur dieser sichtbar ist. Gegen die Mittagsstunde umspielt gewöhnlich ein Regenbogen wie ein Zauberbild das sich ausbreitende untere Ende, und auch die dunkle Felswand erscheint hinter dem zartgewebten Schleier in bunter Beleuchtung. Die Ruhe und Stille des Schleierfalls und sein leichtes Schweben und Gleiten bildet einen wohlthuenden Gegensatz gegen die donnernden Stürze der Ache.

Heiligenblut.

Digitized by Google

Der belohnendste Weg nach Heiligenblut führt aus dem Norden des Salzachthales über Bruck und Ferleiten. Das Pfarrdorf Heiligenblut am Fuße des Großglockners gewährt eines der schönsten und großartigsten Bilder der weitern Umgebung Gasteins und des Alpenlandes überhaupt. Im Vordergrunde einige braune Alpenhäuser, links ein Steg über die zwischen Felsen einherrasende Möll, rechts ein hochstämmiger Lerchenwald und im Mittelgrunde das grüne, hügelige Thal mit seinen zerstreuten, von der schäumenden Möll durchfluthteten Häusergruppen. Mitten auf einem Hügel der nördlichen Thalwand erhebt sich die herrliche Kirche von Heiligenblut, hinter ihr steigen die in der Tiefe noch dünnbewaldeten Alpengehänge empor, deren höhere Massen graue und braune Pyramiden bilden. Den Hintergrund bildet die glänzende Pyramide des Glockners mit seinem blaugrünen Gefäel. (S. d. Abbildung.)

Heiligenblut liegt 4506 Fuß über dem Meere und ist das höchstgelegene Dorf in Kärnthen. Es besteht aus der Kirche, dem Pfarrhause, dem im Sommer häufig überfüllten Gasthause und einigen um die Kirche gedrängten Häusern. Die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Kirche hat einen Hochaltar von Wolfg. Haller (1520) und ein Sanctuar vom Jahr 1496; darunter befindet sich die unterirdische Kapelle des heiligen Brleeius. Dieser Heilige brachte ein Fläschchen des heiligen Blutes aus dem Morgenlande, kam in der Umgegend um und wurde in der unterirdischen Kapelle beigesetzt, das Blut aber als höchstes Heiligthum in der Kirche aufbewahrt, daher der Name des Orts. Durch das Fernrohr im Herrenzimmer des Wirthshauses kann man die schönen Partien des Glockners und anderer Bergköpfe ganz im Detail durchmustern.

Die Besteigung des Glockners ist schwierig und nur von geübten, kräftigen Bergsteigern in Begleitung einiger Führer zu unternehmen. Auf der höchsten Spitze wurde auf Befehl des Fürsten Salm ein 12 Fuß hohes Kreuz aufgerichtet, durch dessen Spitze der 11,988 Fuß hohe Berg gerade 12,000 Fuß Höhe erreicht. Unter dem Kreuz wurde ein Barometer in einem Kasten angebracht. Als man denselben nach zwei Jahren öffnete, fand man keinen Rostfleck an dem Eisen, an dem Kreuze aber mehrfache Spuren von Blitzstrahlen.

C. K.

Zu Tode gehetzt.

(Schluß zu Seite 371.)

„Höre mich, Bösewicht," sagte Beckwith, „und möge jedes Wort dein schlechtes Herz durchdringen! Als ich diese Zimmer miethete, geschah es, um mich dir in den Weg zu werfen und zu dem Plane hinzuführen, der durch mein Aeußeres und meine scheinbaren Gewohnheiten, wie ich wußte, bald in einem solchen Teufel, wie du bist, erweckt werden würde. Woher ich es wußte? — Weil du mir nicht fremd warst, weil ich dich bereits als den Unmenschen kannte, der ein unschuldiges, ihm vertrauendes Mädchen um einer Summe Goldes willen gemordet hatte und ihre Schwester gleichfalls langsam umbringen wollte."

Slington zog seine Tabaksdose hervor, nahm eine Prise und lachte.

„Aber sieh'!" fuhr Beckwith, ohne seine Blicke von ihm abzuwenden, mit kaltem, eisigem Tone fort, — „sieh', wie dumm du doch gewesen bist! Der unverbesserliche Trunkenbold, der nie den fünfzigsten Theil der berauschenden Getränke genoß, die du ihm reichtest, sondern sie fast vor deinen Augen verschüttete, — der den Diener, welchen du bestellt hattest, um ihn zu bewachen und mit Branntwein zu versehen, durch eine höhere Summe, als die deinige war, bestach und für sich gewann, — dem gegenüber du keine Vorsicht für nöthig erachtetest, und der dennoch mit allen Kräften nach nichts Anderem strebte, als die Welt von dir, einer wilden Bestie, zu befreien, und dies ausgeführt haben würde, auch wenn du zehnmal klüger gewesen wärest, — der Trunkenbold, den du oft in scheinbarer Bewußtlosigkeit hier auf dem Fußboden liegen sahest, und der dich lebend und unentlarvt fortgehen ließ, selbst nachdem du ihn wie ein Thier mit dem Fuße gestoßen hattest, — dieser Trunkenbold hat oft in derselben Nacht stundenlang deinen Schlaf belauscht, seine Hand auf dein Kissen gelegt, deine Papiere untersucht, Proben aus deinen Flaschen und Pulvern entnommen, ihren Inhalt vertauscht und jedes Geheimniß deines Lebens bis auf den Grund geprüft."

Slington nahm wieder eine Prise Tabak zwischen die Finger, aber ließ sie allmälig auf den Boden fallen, wo er seinen Fuß darauf setzte und eine Zeit lang sinnend niederblickte.

„Der Trunkenbold," fuhr Beckwith fort, „der zu allen Zeiten freien Zutritt in deine Zimmer hatte, damit er die starken Getränke, die ihm absichtlich in den Weg gestellt wurden, genießen und sein Ende beschleunigen möchte, besaß einen Nachschlüssel für alle deine Schlösser, ein sicheres Probemittel für deine Gifte, und verstand deine Geheimschrift zu lesen. Er kann dir ebensogut sagen, als du ihm, wie viel Zeit zur Ausführung jener That erforderlich war, wie viele Dosen und in welchen Zwischenräumen, — welche Zeichen des allmäligen Verfalles sich am Körper und Geiste einstellten, welche krankhaften Phantasien erzeugt wurden, welche sichtbaren Veränderungen und welche Schmerzen. Er kann dir sagen, so gut wie du ihm, daß alle diese Beobachtungen in einem Tagebuche genau notirt wurden, um später Gebrauch davon zu machen; aber er kann dir besser sagen, als du ihm, wo jenes Tagebuch in diesem Augenblicke ist."

Slington schaute auf und sah Beckwith an.

„Nein," sagte Letzterer, als wenn er auf eine Frage antwortete, „nicht in der Schublade des Schreibtisches, welche mittelst einer geheimen Feder geöffnet wird; es liegt dort nicht mehr und wird dort nie wieder liegen."

„So bist du ein Dieb!" rief Slington.

Ohne jede Veränderung in seinen Zügen, und das vorgesteckte Ziel mit einer Ruhe und Festigkeit verfolgend, die selbst mir, dem Zuschauer, schrecklich waren, und deren Macht der elende Verbrecher, wie ich deutlich sah, unmöglich entgehen konnte, erwiederte Beckwith:

„Und auch der Schatten deiner Nichte."

Mit einem Ruck griff sich Slington in das Haar, riß eine Handvoll aus und warf es zu Boden. Der glatte Scheitel war für immer verschwunden und sollte ihm nie wieder dienen.

„Sobald du dieses Haus verließest," fuhr Beckwith fort, „folgte ich dir. Ich konnte zwar deutlich sehen, daß

Digitized by Google

du es für nöthig erachtetest, mit der Vollendung deines mörderischen Planes zu zögern, um keinen Verdacht zu erwecken, aber ich beobachtete dessenungeachtet jeden deiner Schritte im Verkehr mit dem armen, vertrauenden Mädchen. Als ich im Besitze deines Tagebuchs war und jedes Wort darin lesen konnte, — es war in der Nacht vor deinem letzten Besuche in Scarborough, in der du mit einer flachen Glasphiole in der Hand schliefst, wie du dich erinnern wirst, — schickte ich zu Mr. Sampson, der sich bis dahin entfernt gehalten hatte, und ließ ihn bitten, auch dahin zu kommen. Hier, dieser Mann, der jetzt an der Thüre Wache hält und damals einen Handwagen zog, ist Mr. Sampsons getreuer Diener. Wir drei bewirkten die Rettung deiner Nichte."

Slington blickte uns Alle an, that einige unsichere Schritte, blieb dann stehen und schaute sich auf sonderbare Weise um, ungefähr so, wie ein niedriges, kriechendes Gewürm, das ein Loch sucht, um sich verbergen zu können. Zugleich sah ich in seiner Figur eine auffallende Veränderung vorgehen; es schien mir, als wenn sie in sich zusammensänke, so daß die Kleider schlotterud wurden.

„Jetzt sollst du auch hören," setzte Beckwith seine Rede fort, — „und ich hoffe, daß die Nachricht dir bitter und schrecklich sein wird, — weßhalb du von mir verfolgt wirst, und weßhalb ich es mir zur Lebensaufgabe gemacht habe, dich zu Tode zu hetzen. Du hast zweimal den Namen Meltham auf den Lippen gehabt, nicht wahr?"

Außer den bereits erwähnten Veränderungen an Slington bemerkte ich in diesem Augenblicke auch, daß sein Athem plötzlich schwerer wurde.

„Als du durch so geschickte Vorspiegelungen das liebenswürdige, von dir gemordete Mädchen vermochtest, ehe du es mit dir fortnahmst, nach Meltham's Comptoir zu gehen, um dort die Versicherung ihres Lebens zu bewirken, welche ihr das Grab bereitete, sah Meltham sie und sprach mit ihr. Es war ihm nicht vergönnt, sie zu retten, obgleich er willig sein Herzblut dafür hingegeben hätte. Er verehrte sie, — ich würde sagen, er liebte sie, wenn ich für möglich hielte, daß dir das Wort verständlich wäre. Als sie geopfert war, hegte er keinen Zweifel über deine Schuld. Nachdem er sie verloren hatte, blieb ihm in diesem Leben kein anderes Ziel zu verfolgen, als sie zu rächen und dich zu vernichten."

Während dieser Worte hoben und senkten sich die Nasenlöcher des Böswichts auf krampfhafte Weise, aber keine Bewegung seiner Lippen war sichtbar.

„Meltham," fuhr Beckwith in demselben Tone fort, „war dessen vollkommen gewiß, daß du ihm in dieser Welt nicht entgehen konntest, wenn er sich deine Vernichtung zur Aufgabe machte und mit Entschlossenheit danach strebte. Die Errelchung dieses Zieles galt ihm für eine heilige Pflicht, denn es konnte nur eine der Vorsehung wohlgefällige Handlung sein, ein Wesen, wie dich, aus der Zahl der Lebenden zu streichen. Ich bin jener Mann, — ich bin Meltham, und danke Gott, daß ich mein Werk vollbracht habe!"

Wenn Slington, von schnellfüßigen Wilden verfolgt, zwölf Meilen weit gerannt wäre, um sein Leben zu retten, so hätte er nicht stärkere Zeichen von Erschöpfung geben, nicht athemloser dastehen können, als jetzt, während er auf seinen erbarmungslosen Verfolger blickte, der ihn zu Tode hetzte.

„Du sahst mich nie zuvor unter meinem wahren Namen," schloß Meltham seine Rede, „jetzt siehst du mich. Du wirst mich körperlich noch einmal sehen, wenn du vor dem weltlichen Richter stehst, um dein Todesurtheil zu hören, und im Geiste, wenn der Strick um deinen Hals liegt und die zuschauende Volksmenge dir ihre Flüche nachruft!"

Nach diesen letzten Worten wandte der Böswicht plötzlich das Gesicht ab und fuhr mit der Hand über den Mund, während gleichzeitig ein neuer und starker Geruch das Zimmer erfüllte. Im nächsten Augenblicke wankte er einige Schritte vorwärts und brach dann mit einer krankhaften Verzerrung seines Körpers zusammen. Er hatte sein wohlverdientes Ende erreicht.

Als wir uns überzeugt hatten, daß er todt war, verließen wir das Gemach. Meltham reichte mir die Hand und sagte mit müder Stimme:

„Jetzt, mein Freund, habe ich kein Werk mehr auf Erden, aber jenseits werde ich sie wiedersehen."

Meine Bemühungen, ihn aufzurichten, waren vergeblich. Er hätte sie vielleicht retten können, sagte er, aber habe sie nicht gerettet, und mache sich dies zum Vorwurfe; er habe sie verloren, und sein Herz sei gebrochen.

„Das Ziel, dessen Erstrebung meine Kräfte spannte, ist erreicht," fügte er hinzu, „und nichts bleibt mir auf Erden mehr zu thun. Ich tauge nicht mehr für das Leben; mein Muth ist gebrochen, meine Hoffnung dahin, — der Tag neigt sich für mich."

Es schien mir fast unglaublich, daß der sichtlich dahinsinkende Mann, der diese Worte sprach, derselbe sein könne, der kurz zuvor, als sein Ziel ihm noch vorschwebte, einen so ganz anderen, so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht hatte. Was ich ihm auch vorstellen mochte, Alles blieb vergeblich; er starb wenige Monate nachher.

Wir bestatteten ihn neben dem Ruheplatze des jungen Mädchens, um deren Verlust sein Herz so tief getrauert hatte. Sein gesammtes Vermögen hinterließ er ihrer Schwester. Letztere wurde eine glückliche Frau und Mutter, heirathete meinen Neffen, welcher in Meltham's Stelle eintrat, und lebt noch jetzt. Wenn ich sie auf ihrem schönen Landhause besuche, reiten ihre Kinder auf meinem Stocke im Garten spazieren.

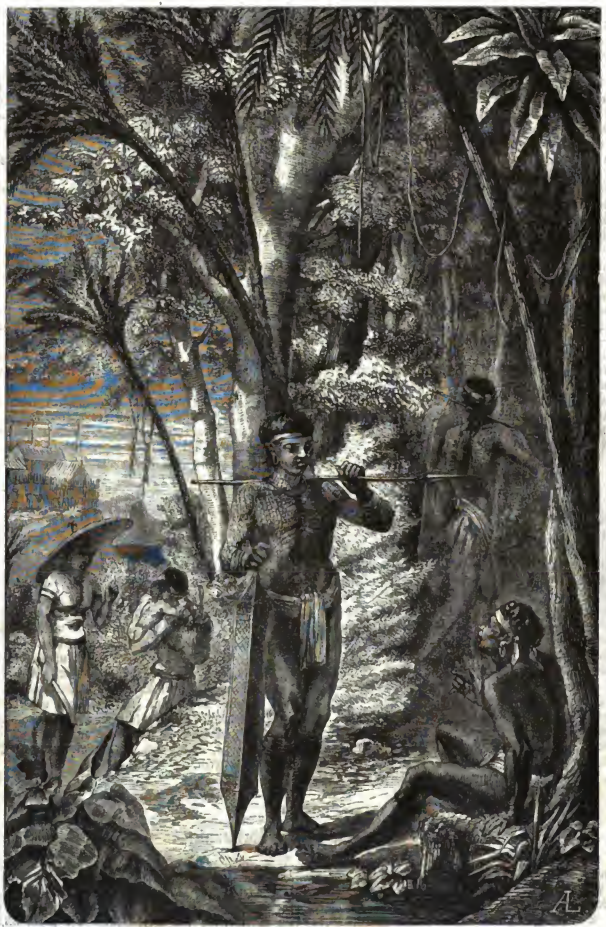
L. Du Bois.

Mineralien in Großbritannien.

Der Werth der 1860 in Großbritannien nnd Irland gewonnenen Mineralien beläuft sich auf 26,404,459 Pf. Sterl. gegen 24,226,526 Pf. im vorangegangenen Jahre. Der Werth des aus Erzen gewonnenen Zinns, Kupfers, Bleis, Silbers, Zinks und Roheisens beträgt 16,938,717 Pf. St. gegen 15,447,086 Pf. im Jahr 1859; von andern Mineralien und Metallen 170,927 Pf. gegen 95,000 das Jahr zuvor; und von Kohlen 20,010,674 Pf. gegen 17,994,941 Pf. im Jahr 1859. Betrachtet man sämmtliche Metalle und Mineralien in einem Zustande, wie er für den gewöhnlichen Markt erforderlich ist, so stellt sich dafür ein Werthbetrag von 37,121,318 Pf. gegen 33,537,027 Pf. St. des vorangehenden Jahres heraus.

B—t.

Digitized by Google



Die Dajaks.

(Zu Seite 379.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hannibal's Elephanten.

(Taf. 48.)

Es war bei dem berühmten Eroberungszuge Alexanders des Großen, daß die Europäer zum ersten Mal mit jenem Riesenthiere, welches bis dahin je höchstens gerüchtweise kennen konnten, mit dem Elephanten zusammentreffen sollten. Schon in der den persischen Krieg entscheidenden Schlacht von Gangamela war dies der Fall, denn unter der Beute, welche Alexanders Feldherr Parmenion im persischen Lager erobert, befanden sich auch mehrere indische Elephanten.

Als aber das macedonische Heer dem indischen König Porus gegenüberstand, da waren es bereits zweihundert Elephanten, welche man als wesentlichen Theil der feindlichen Kriegsmacht zu bekämpfen hatte; und es ist jedenfalls mit als ein weiterer Beweis von Alexanders kriegerischen Talenten zu betrachten, daß er trotz dieser ungewohnten und gewaltigen Feinde einen neuen und entscheidenden Sieg erfocht. Daß aber diese Thiere sehr würdige Gegner gewesen waren und daß man sie als Verbündete sehr wohl würde gebrauchen können, hatten die Macedonier vollkommen erkannt, und wir sehen daher von nun an indische Kriegselephanten ihre Heerzüge überallhin begleiten. Die in der macedonischen Zeit sich reißend schnell entwickelnde Schiffsbaukunst erleichterte dabei auch den Transport dieser Thiere zur See, obgleich die ersten derartigen Versuche außerordentliche Schwierigkeiten verursacht haben müssen, wenn man erwägt, wie umständlich oft jetzt noch solche Unternehmungen sind.

Dem Könige Pyrrhus, der durch seine Kriege mit den Römern in der Geschichte zu größerer Bedeutung gelangt ist, als die meisten übrigen Nachfolger des großen Alexander, war es vorbehalten, zum ersten Mal Elephanten gegen die aufstrebende römische Nation zu führen. Von den zwanzig Elephanten, welche er einschiffen konnte, gingen allerdings mehrere in dem Sturme, welcher die Flotte überfiel, zu Grunde, gleichwohl war die Wirkung der übrigen, als sie in der ersten Schlacht den Römern entgegentraten, eine außerordentliche. Nicht einmal dem Namen nach waren sie den Römern vorher bekannt gewesen, dies beweist der Name „Lucanische Ochsen", welche sie deßhalb selbst den neuen Thieren gaben.

Es spricht nicht zu Gunsten der römischen Kriegskunst, daß, obgleich der große Alexander gleich im ersten Kampfe mit einem von zweihundert Elephanten unterstützten Heere den Sieg davontrug, das gewiß tapfere Römervolk vor den wenigen Elephanten des Pyrrhus das Schlachtfeld räumte. Gleichwohl ermannten sich die Römer von ihrem Schrecken sehr bald zu kräftigen Versuchen, den schrecklichen Ungeheuern wirksam entgegenzutreten. Sie bauten zu diesem Zweck eine Art Streitwagen, auf welchen eiserne Stangen mit daranhängenden Feuerbecken und Masten mit eisernen Spitzen, welche gegen die Elephanten gerichtet werden sollten, angebracht waren. Obgleich in der darauf erfolgten Schlacht bei Asculum diese Maschinen ohne großen Erfolg waren, so war doch die Niederlage der Römer bereits eine weniger bedeutende, und die darauf folgende, für die Römer siegreiche Schlacht bei Benevent verschaffte bereits der Stadt Rom den bis jetzt ungewohnten Anblick von vier einziehenden Elephanten, welche in dieser Schlacht erbeutet worden waren.

Waren alle diese bisher erwähnten Elephanten nur asiatische gewesen, so sollten es aber nunmehr die Römer mit der von Anfang an ihnen näher lebenden Art, der afrikanischen, zu thun bekommen, und zwar in ganz anderen Massen, als die weit hergeholten Thiere des fernen Indiens. In der That müssen damals afrikanische Elephanten den Norden dieses Erdtheils in massenhafter Anzahl bewohnt haben, zugleich ein Beweis, daß der Wald- und Wasserreichthum dieser Gegenden in jenen Zeiten ein viel größerer gewesen sein muß, als dies gegenwärtig der Fall ist.

Merkwürdigerweise scheinen in den ersten Kämpfen, welche die Karthager mit den in Sicilien angesiedelten Griechen um den Besitz dieser Insel führten, die Elephanten noch keine Rolle gespielt zu haben; und die Gründe dafür lassen sich nur vermuthen. Aber bereits im ersten punischen Kriege hatte Karthago über Hunderte von Kriegs-Elephanten zu verfügen, und der römische Consul L. Cäcilius Metellus soll allein 140 dieser Thiere, welche er auf Sicilien von den Karthagern erbeutet hatte, dem römischen Volke im Cirkus vorgeführt haben. Nach dem allerdings bestrittenen Berichte römischer Schriftsteller wurden diese Thiere zum Vergnügen des römischen Volkes getödtet, jedenfalls ist so viel sicher, daß man damals nicht entfernt daran dachte, sie selbst zu Kriegszwecken zu verwenden, während die macedonischen Feldherren sich sofort dazu entschlossen hatten.

Die vielen Verluste, welche die Karthager bei ihren verlorenen Schlachten auch an Elephanten erlitten, zwangen sie natürlich, immer wieder an Ersatz zu denken, und es ist ein merkwürdiger Beweis von der Wichtigkeit dieser Thiere für den damaligen Krieg, daß Hamilkar Barkas, der Vater des Hannibal, nachdem er mit Beendigung des ersten punischen Krieges Sicilien verlassen hatte, in eigener Person vom karthagischen Senat auf die Elephantenjagd gesandt wurde. Wie man damals diese Jagd betrieb, ist ungewiß, unzweifelhaft aber dürfte sein, daß die Riesenthiere in Massen zugleich gefangen wurden, und daß man eine große Geschicklichkeit besaß, sie schnell zu zähmen.

Auch bei den nun folgenden Eroberungen Hamilkars in Spanien wirkten natürlich die Elephanten mit, denn sie waren bereits zu einem bestimmten Bestandtheil der punischen Heere geworden. Wie viele Mühseligkeiten mögen diesen aus der Freiheit ihrer Wälder geholten Thieren bei den Märschen durch feindliche Länder, durch reißende Flüsse und über steile Gebirge zugemuthet worden sein. Und doch sollte ihnen die schwierigste Probe erst noch werden. Denn der Mann, der sich selbst die ungeheure Aufgabe stellte, mit geringer Macht zu Land nach dem Herzen Italiens zu ziehen, um den Erbfeind an dessen eigenem Herd zu bekriegen, Hannibal war es, welcher seinem Fußvolk, seinen Reitern und auch den Elephanten in der Ueberſteigung der Alpen eine Aufgabe zuwies, wie sie vorher und nachher nicht wieder dagewesen. (Nur Schmeichler konnten den Alpenübergang Buonaparte's mit dem des Hannibal vergleichen.) So lange es eine Geschichte gibt, wird diese Ueberschreitung des höchsten europäischen Gebirges mit Völkern, welche an die brennende Sonne Spaniens und Afrika's gewöhnt waren, mit 37 jener Riesenthiere aus den heißen Wäldern Afrika's, mitten durch feindlich gesinnte Völker, eine That sein, die

Digitized by Google

schon allein den Ruhm jenes Helden sichert, welcher durch seinen gewaltigen Kampf gegen das Schicksal unsre Sympathie so sehr erregt.

Ehe Hannibal mit seinem Heere die Alpen erreichte, mußte er bekanntlich die Rhone passiren, wobei ihm die in dieser Gegend wohnenden Kelten feindlich entgegentraten. Hier muß uns nun eine eigenthümliche Thatsache auffallen. Es wird nämlich berichtet, daß man, um die Elephanten über den Strom zu bringen, große Flöße, mit Rasen bedeckt, gebaut habe. Auf diese wurden die Elephanten, welche festen Boden vor sich zu sehen glaubten, geführt, die Flöße dann abgelöst und an das jenseitige Ufer gebracht. Bekanntlich ist aber der Elephant, gleich seinen Gattungsverwandten: Nashorn, Tapir, Schwein, ein sehr wasserliebendes Thier, welches in der Freiheit freiwillig und oft in's Wasser geht und auch in der Gefangenschaft diese Neigung nicht verliert. Man hätte also, wenn nicht ganz besondere, uns unbekannte Gründe zu dem beobachteten Verfahren veranlaßten, das umständliche Bauen der Flöße füglich unterlassen können, indem man die Thiere ohne Weiteres den Strom durchschwimmen ließ. Daß dies zuläßig war, geht einfach daraus hervor, daß in der That einige scheugewordene Elephanten von den Flößen in's Wasser sprangen, gleichwohl aber schwimmend und wohlbehalten das Ufer erreichten. Wie dem auch sei, für den Thierfreund ist diese Thatsache jedenfalls unaufgeklärt, denn die Annahme, daß die Punier die Neigung des Elephanten nicht gekannt hätten, ist ganz unzuläßig.

Wenn Hannibal, wie bekannt, nicht den nächsten der Alpenübergänge nach Italien einschlug, sondern von der Rhone aus zunächst nördlich zog, so haben ihn, allen Nachrichten nach, die Rücksichten, welche er auf die Verpflegung des Heeres nehmen mußte, dazu bestimmt, denn der zwar etwas weitere Weg bot durch die große Fruchtbarkeit seiner Umgebung viel mehr Vortheile dar. Da man bei dem starken Futtervorbrauch der Elephanten für diese höchstens auf einige Tage Vorräthe mitschleppen konnte, so war es nöthig, sie so lange als möglich durch die Gegenden, welche man passirte, selbst nähren zu lassen, und es ist daher zweifelhaft, ob auf dem kürzeren, aber unwirthlichen Pfade über das Gebirge ein einziges dieser Thiere am Leben geblieben wäre.

Im Anfang des Zuges und so lange der Weg es erlaubte, ließ Hannibal die Elephanten im Vortrab marschiren; dies hatte zur Folge, daß die feindlichen Bergvölker, erschreckt durch die unbekannten gewaltigen Thiere, einen Angriff von vorn nicht wagten, sondern nur von den Seiten die Heersäule zu sprengen suchten, was ihnen auch einmal vorübergehend gelang. Weiterhin, besonders bei dem Herabsteigen vom Gebirge, zeigte aber der Weg mehrmals so große Schwierigkeiten, durch Schnee und Eis und tiefe Abgründe, daß mit unsäglicher Mühe erst diese Hindernisse beseitigt und umgangen werden mußten, ehe man die Elephanten weiter bringen konnte. Dennoch fanden gerade hier die hauptsächlichsten Verluste an Menschen und Thieren statt, und auch von den Elephanten erlag eine Anzahl den ungeheuren Beschwerden oder stürzte in den gähnenden Abgrund.

Es braucht nicht erst geschildert zu werden, welches Aufsehen diese Riesenthiere bei den vom Weltverkehr abgeschlossenen Alpenbewohnern, gleichviel ob Freund oder Feind, machen mußten, und es wird lange gedauert haben, ehe im ihren Ueberlieferungen die Erinnerung daran gänzlich verschwunden war.

Die glücklich nach Italien gebrachten Elephanten, so viel ihrer noch waren, haben bekanntlich Hannibal nicht viel geholfen, sie gingen durch die üble Witterung des eingetretenen Winters fast alle zu Grunde, wodurch übrigens der punische Feldherr die Genugthuung erhielt, seine glänzendsten Siege über die Römer ohne Elephanten zu erfechten. Am Trasimenischen See und bei Cannä haben keine Elephanten mitgewirkt. Auf dem letzten, welcher vorher übriggeblieben war, ritt Hannibal selbst, als er nach der Ueberschreitung der schneebedeckten Appenninen den mühseligen Marsch durch die überschwemmten Ebenen leitete; aber auch dieses Thier war bereits gefallen, als das Getöse der trasimenischen Schlacht das gleichzeitige Erdbeben übertönte.

Zwar erhielt der Feldherr während seines langjährigen Aufenthalts in Italien unter den kleinen ihm zugeführten Verstärkungen auch mehrmals wieder Elephanten, aber doch, wie es scheint, nicht in so großer Anzahl, um mit ihnen viel ausrichten zu können. Ueberhaupt, obgleich noch lange Zeit hindurch, z. B. später in der Schlacht bei Zama, zahlreiche Elephanten aufgeboten wurden, nahm doch der Einfluß, den diese Thiere in der Schlacht ausüben bestimmt waren, mehr und mehr ab, da die Römer durch ihre nähere Bekanntschaft mit denselben immer besser lernten, ihnen auszuweichen oder sie zu bekämpfen. Dazu trug auch bei, daß, da jetzt auch die Römer selbst den Gebrauch der Kriegselephanten lernten, man sie nunmehr gegenseitig aufstellte, wie denn in dem Kampfe des Antiochus mit den Römern der eigenthümliche Fall eintrat, daß die afrikanischen Elephanten des Consuls Acilius Glabrio den asiatischen des Großkönigs bei Thermopylä gegenüberstanden.

In der späteren Kriegsgeschichte des Alterthums wird die Anwendung dieser Thiere immer seltener, und als die Römer ihre Feinde immer weiter aufsuchen mußten, scheint sie ganz aufgehört zu haben.

Damit hatte aber Jagd und Fang der Elephanten keineswegs aufgehört, und zwar aus zweierlei Gründen. Einerseits war die Lust an den Thierhetzen im römischen Cirkus so groß geworden, daß insbesondere auch die Elephanten dabei nicht fehlen durften, um zu sterben. Hauptsächlich aber war es die Vorliebe des römischen Volkes für Elfenbein, und der hiermit getriebene Luxus, welcher so unabläßige Verfolgungen dieser Thiere veranlaßte, daß schon vor dem Untergange des römischen Reiches ihre Ausrottung angenommen werden kann. Bereits zur Zeit Constantins des Großen war ein Elephant wieder eine große Sehenswürdigkeit geworden, und dies scheint überdieß ein asiatischer gewesen zu sein.

Es ist überhaupt den Elephanten gegangen wie vielen andern Thieren. Durch die Umwälzungen der Völkerwanderung ging die Kenntniß von ihnen fast ganz verloren, und erst späteren Zeiten war es aufgegeben, sie gleichsam von Neuem zu entdecken und ihnen die Stellung in der Naturgeschichte wieder einzuräumen, welche sie bereits vor Jahrhunderten einmal eingenommen hatten.

L.

Digitized by Google

Die Dajaks.

(Mit Abbild. auf S. 376.)

Borneo ist mit 14,000 Quadratmeilen nach Neuholland die größte Insel der Erde. Gleich Sumatra besitzt es die großen indischen Thiere Elephant und Nashorn. Es ist die Heimath des Orangs, liefert das beste Drachenblut, Campher, eßbare Vogelnester und viele seltne Waldprodukte. An den Küsten finden sich Perlen, Ambra und Bezoarsteine. Die Wälder zeigen eine unglaubliche Ueppigkeit; die meisten Holzarten zeichnen sich durch außerordentliche Schwere und Härte aus, und die schlanken, 200 Fuß hohen Stämme sind oft von so bedeutendem Umfange, daß drei bis vier Männer sie nicht umspannen können. In neuerer Zeit wird Borneo auch als ein Land des Goldes und der Diamanten genannt. Es wird nach ungefährer Schätzung von 3 bis 4 Millionen Menschen bewohnt: der negritischen Urbevölkerung, muhamedanischen Malayen, und im Süden und Westen von einem Haraforenstamme, den Dajaks.

Obgleich auf dem Wege von China nach Australien und in der Mitte zwischen den Sunda-Inseln, den Philippinen und Molukken gelegen und von der Natur zu einem Centralpunkte des Handels bestimmt, ist Borneo, zumal das Innere des Landes, noch ziemlich unbekannt. Die Bewohner, besonders die Dajaks, sind sehr kriegerisch und berüchtigte Seeräuber, und die Aequatorialhitze erzeugt in den wasserreichen Niederungen ein den Europäern verderbliches Clima.

Die Dajaks, der bedeutendste Stamm an der Küste, sind von hell- oder schmutzigbrauner Gesichtsfarbe, der Kopf dick und breit, die Nase platt, der Mund groß, die Lippen dick. Sie sind von mittlerer Größe, breitschulterig, kräftig, von gesundem Körperbau und von gerader, selbstbewußter Haltung. Ihre Haut ist, das Innere der Hand und die Fußsohlen ausgenommen, rauh, wie mit Kleie bestreut, und beständig lösen sich dünne Schüppchen derselben ab. In die durchbohrten Ohrmuscheln stecken sie erst kleine, dann immer größere Pflöcke, bis die Lappen zuletzt auf die Schultern herabhängen. Ihre Füße erhalten durch beständiges Barfußgehen eine unförmliche Breite. Sie gehen fast ganz nackt; die Männer tragen gewöhnlich nur den Tschamat oder Hüftenschurz, der aus goldbraunem Baumbast geflochten ist, im Kriege aber erscheinen sie in rothen Jacken, um den englischen Soldaten zu gleichen. Am Sakarang findet man die schönsten Frauen der börneanischen Dajaks. Ihr Wuchs ist schlank und biegsam, das Gesicht, wenn auch nicht gerade schön, doch ansprechend, und auch ihre Tracht nicht unsittsam. Sie tragen nämlich zu einem von den Hüften bis zu den Knieen reichenden Röckchen noch ein ärmelloses Jäckchen mit Fransen, beides aus einheimischer, selbstgesponnener und gewirkter Baumwolle. Ihre Hautfarbe ist ein helleres, aber gesundes Braun, die Augen sind lebhaft schwarz und die Haare lang und glänzend. Die Einreibungen mit Oel geben ihnen einen Mandelgeruch. Die meisten Mädchen sind schon im zehnten Jahre verheirathet, und man wundert sich, wenn man ein junges Mädchen, das man selbst noch Kind nennen möchte, als die Mutter eines noch kleineren Kindes sieht.

Man unterscheidet die an den Küsten lebenden See-Dajaks von den das Innere bewohnenden Land-Dajaks. Das Betragen beider gilt für ruhig und anständig, und sie arbeiten zu Hause mit großem Fleiße. Die Männer bauen Häuser und Boote, fällen Bäume und richten Brennholz zu, alles Uebrige aber, z. B. den Anbau des Reises, der Baumwolle und des für die Familie nöthigen Zuckerrohrs, haben die Frauen zu besorgen. Die Land-Dajaks sind ziemlich friedlicher Natur. Man erzählt sich viele Beispiele von gegenseitiger Anhänglichkeit der Ehegatten; auch sind die Dajaks große Kinderfreunde. Gleichwohl kann bei ihnen die Ehe so leicht wieder gelöst werden, als sie geschlossen wird. Beabsichtigt ein Dajak ein junges Mädchen zu heirathen, so hilft er erst demselben auf dem Felde arbeiten, trägt ihr Lasten Holz nach Hause und bringt ihr kleine Geschenke; hierauf macht er ihr des Nachts einen Besuch, weckt sie und bietet ihr Betelnüsse und Strihblätter an. Erwiedert sie: „Sei so gut und zünde die Lampe an," so hat er einen Korb erhalten und es wird nichts aus der Heirath, nimmt sie aber Nüsse und Blätter an, so unterhandelt der Freier des andern Tags mit den Eltern. Nicht selten trennen sich jedoch Eheleute schon nach einigen Tagen wieder. Wie der Mann die Frau, so kann auch diese den Mann verstoßen. Ein Traum von übler Bedeutung ist ein genügender Grund zu einer Scheidung. Hört man in der Nähe eines eben vertheirratheten Ehepaars einen Hirsch oder eine Gazelle schreien, so muß es sich sofort trennen, sonst trennt der Tod eines der Ehegatten binnen Jahresfrist die Ehe.

Zu den rühmlichen Eigenschaften der Dajaks ist ihre Reinlichkeit zu zählen. Sie baden täglich und waschen sich vor jeder Mahlzeit. Die Speisen werden in Körbchen auf einer Matte auf den Boden gesetzt, auf welchem die Speisenden im Kreise umherkauern und ihre Portion Reis auf ein Palmblatt setzen. Die Dajaks halten ferner unverbrüchlich ihr Versprechen, und Diebstähle kommen niemals vor. Die Wohnungen stehen auf hohen und dicken Pfählen, und oft werden stehende Bäume, von welchen man die Aeste abhaut, hiezu benützt. An den Stämmen werden Latten aus den Zweigen der Arekapalme vermittelst gespaltenen Rohres befestigt und das Dach mit Palmblättern bedeckt. Ein rohes, aus einem Baumstamme zugehauenes Blatt auf vier Pfählen stellt den Tisch vor, einige Matten und mit Moos gestopfte Kissen das Bettzeug, ein eiserner Topf und die an den Wänden hängenden Waffen sind die einzigen Geräthschaften. Nicht zu vergessen sind jedoch die an den Querbalken hängenden oder über dem Feuer brodelnden Köpfe erschlagener Feinde.

Die Dajaks haben nämlich eine krankhafte Liebhaberei für Menschenschädel, welche sie, wie die amerikanischen Rothhäute die Skalps, über dem Herdfeuer räuchern. Ohne einen andern Grund, als die Lust zu plündern und Köpfe abzuschneiden, um Schädel zu bekommen, werden Kriege und Streifzüge unternommen. Ein trauriges Loos erwartet das Dorf, das sie überfallen. Die Bewohner werden ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter ermordet und die Hütten in Brand gesteckt. Der schöne Ort Banaulat hatte mehrere Mal dieses Schicksal. Bei den Siegesmahlen werden von den Körpern der Erschlagenen Stücke Fleisch abgeschnitten, auf Kohlen gelegt und halbgeröstet verschlungen. Schädel sind in einigen Gegenden die willkommensten Brautgeschenke. Wie Raubthiere stellten sie früher den Chinesen und Malayen nach. Oft lauerten sie an Brunnen, bis zum Kinn im Wasser und den Kopf unter Blättern verborgen, und fielen über den Ersten her, der sich dem Brunnen nahte.

Digitized by Google

Die Waffen der Dajaks sind einfach, aber vortrefflich. Der Klewang gleicht einem großen Rasirmesser und ist am Griff mit einem Büschel Menschenhaare verziert. Sie fällen damit auf einen Hieb einen armsdicken Baum von dem härtesten Holze. Der Spieß dient zum Werfen und Stechen und hat an der Spitze meist einen Widerhaken. Viele führen einen 4½ Fuß langen und etwas über einen Fuß breiten Schild aus leichtem Holze. Ihre furchtbarste Waffe sind ihre Blasrohre, aus denen sie vergiftete Pfeile auf 25 bis 30 Schritte mit größter Sicherheit absenden. Die Pfeilspitzen sind mit dem Safte des Upasbaumes getränkt und die Giftwunden eben so gefährlich und eben so zu behandeln wie ein Schlangenbiß.

Nicht minder schrecklich sind im Kriege die zu Hause manierlichen See-Dajaks, welche mit ihren Booten, die 70 Mann mit Lebensmitteln auf zwei Monate fassen, die Küste bis nach Pontianak unsicher machen. Die Dampfschiffe gaben jedoch den Europäern eine solche Ueberlegenheit, daß die Seeräuberei, wenn nicht als ausgerottet, doch als besiegt zu betrachten ist. Auch haben die Engländer den Dajaks begreiflich gemacht, daß sie durch Handel und Ackerbau mehr verdienen, als durch Raubzüge. Die angeführten Abscheulichkeiten sind nun glücklicherweise fast überall auf Borneo im Abnehmen.

C. K.

Livadhia.

Livadhia oder Lebadia.

Livadhia, die bedeutendste Stadt des Namos Boiotia, in Griechenland, und unter türkischer Herrschaft die Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks, das Lebadeia der Alten, liegt am Fuße des Helikon, einige Stunden südwestlich vom See Topolias, dessen häufiges Austreten die Umgebung der einst so blühenden Stadt sehr ungesund macht. Während des griechischen Freiheitskrieges, vor dessen Beginn die Stadt ansehnlichen Handel, nicht unbedeutende Industrie und über 10,000 Einwohner hatte, fast gänzlich zerstört, hat sich dieselbe nur langsam erholt, zählt aber doch bereits wiederum an 7000 Einwohner, die viel Kermes sammeln, ansehnliche Färberei betreiben und den Absatz der Produkte der Umgegend vermitteln, die in Wolle, Seide, Getreide und Reis bestehen. Die durch ein festes Schloß geschützte Stadt ist der Sitz eines Metropoliten und eines Eparchen. Historisch merkwürdig ist die Stadt Livadhia, weil sie auf der Stelle des heiligen Haines des Zeus Trophonios stehen soll, der durch sein Orakel berühmt war, das noch sprach, als alle übrigen in Griechenland längst verstummt waren, und dessen Entstehen in die mythische Geschichte von Hellas zurückfällt. Es ward in einer Höhle in einem Berge ertheilt, die aus zwei Abtheilungen über einander bestand. Todesstrafe traf Jeden, der den Gott befragte, ohne sich vorher den zahlreichen Vorbereitungen und Ceremonien unterworfen zu haben. Wer aber die Weihen und Reinigungen überstanden, der durfte hinabsteigen in die innerste der unterirdischen Höhlen, und dort enthüllte die Gottheit dem Fragenden oder Bedrängten die Zukunft. Der Tempel des orakelgebenden Gottes, in welchem die Vorbereitungen und Weihungen vorgenommen wurden, stand unfern der Grotte, mitten im heiligen Haine, ward aber später, wie ein Theil der Stadt selbst, von den aus dem Norden einbrechenden Völkerstämmen zerstört. 2.

Druck von C. [illegible] in Stuttgart.

Bayerische Staatsbibliothek
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google